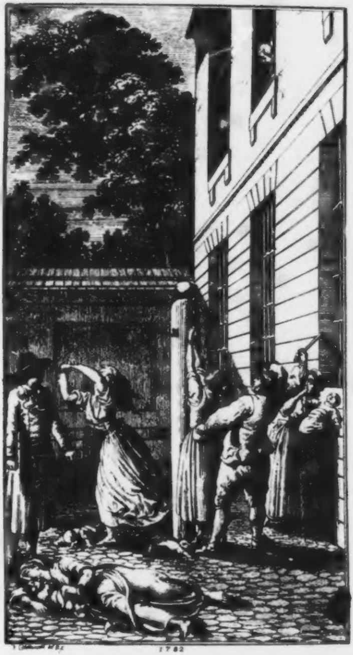


1782

Carl von Carlsberg
oder über das
# menſchliche Elend,

von

Chriſtian Gotthilf Salzmann.

Erſter Theil.

Leipzig
bey Siegfried Lebrecht Cruſius
1783.

Carl von Carlsberg

oder

über das

menſchliche Elend.

Erſter Brief.

Der Herausgeber an die Leſer.

Unter den Geſetzen, die ich mir bey Sammlung dieſer Briefe vorgeſchrieben habe, iſt dieß das vorzüglichſte, daß ich alles weglaſſen will, was irgend Jemanden perſönlich beleidigen könnte. Denn nach meinen Grundſätzen ſind die Ausfälle, die auf des andern Ehre geſchehen, eben ſo unanſtändig und verabſcheuungswürdig, als die Anſchläge, die auf ſeinen Beutel gemacht werden. Durch eben dieſes Geſetz bin ich aber auch beſtimmt worden, alles zu meiden, was als ein Ausfall auf irgend einen Staat angeſehen werden könnte, weil ich glaubte, daß man die Pflichten, die man gegen einzelne Perſonen auszuüben verbunden iſt, noch mehr gegen ganze Geſellſchaften beobachten müſſe. Dieß iſt die Urſache, warum die mehreſten Städte und Länder unter erdichteten Namen angeführt werden. Die Geſchichte verliert dadurch vielleicht etwas von ihrem Leben, aber da der Herr von Carlsberg und der Oberſte von Brav bisweilen ſehr freymüthig urtheilen, ſo werden ſie auch dadurch gegen den Verdacht geſchützt, als wenn ſie irgend einem Staate zu nahe hätten treten wollen. Was die Abſicht ſey, die ich bey Herausgabe dieſer Briefe habe, kann aus der Nachricht, die ich davon in das Publicum habe ergehen laſſen, hinlänglich erſehen werden. Deswegen ſage ich kein Wort mehr davon, und wünſche nur, daß ſie erreichet werde, und jeder Brief für den Leſer unterhaltend und lehrreich ſeyn möge.

Uebrigens bitte ich den Leſer, dieſes erſte Bändchen für nichts mehr als einen Theil eines Ganzen zu halten, und ſein entſcheidendes Urtheil ſo lange zu verſparen, bis die Theile zuſammen gefügt ſind.

Der Herausgeber.

Zweyter Brief.

Carl v. Carlsberg an den Oberſten v. Brav.

Grünau, den 7. May.

Helfen Sie mir! meine ganze Zufriedenheit iſt verloren. Ich war vorgeſtern nach dem Richmanniſchen Garten geritten, um ein paar Stunden der Natur näher zu ſeyn, ſtreckte mich da unter eine Birke hin, und fühlte die Geſundheit und das Wohlſeyn in allen meinen Adern; und doch ſagte mir eine gewiſſe ſchmachtende Sehnſucht nach Etwas, das ich ſelbſt nicht kannte, daß mir zu meinem Glücke noch etwas fehlen müſſe. Ich ſahe einem Paar Vögelchen zu, die durch die Hecke ſchlüpften, und ſich neckten und ſcherzten, und je länger ich ihnen zuſahe, deſto mehr nahm meine Sehnſucht zu. Ich ſeufzte, warf meine Augen umher, um den Gegenſtand meiner Sehnſucht zu finden — da kam die Allee herab ein Mädchen — das iſt ſie, ſagte mein Herz gleich bey dem erſten Anblicke, und ich richtete mich auf, um ſie ganz in das Auge faſſen zu können.

Ha! das war ein Mädchen! dergleichen ſahe ich noch niemals. Ich ſahe nichts als ſie. An ihren Armen hiengen zwey andere, von denen ich aber weiter nichts zu ſagen weis, als daß ſie an ihren Armen hiengen. Sie gieng vorbey, grüßte mich gleichgültig und verlor ſich in einen Nebengang, doch tröſtete es mich, daß ſie ſich im Schwenken noch einmal nach mir umſahe.

Ach den Blick! den Blick vergeſſe ich, ſo lange ich lebe, nicht. Es ward mir warm ums Herze, ich ſprang auf, gieng die Allee wieder durch, und ſahe ſie bald mir wieder entgegen kommen. Was das für ein leichter, natürlicher, ungezwungner Gang war! Mit welchem Geſchmack jeder Theil ihrer Kleidung, jede Feder, die auf ihrem Hute wehte, gewählt war! Und wie viel Geſundheit und Feuer und Unſchuld und Gefälligkeit aus ihren Augen blitzte! Daß ich ſo langſam als möglich gieng, um recht lange den ſeligen Anblick zu haben, können Sie leicht denken. Endlich blieb ich gar ſtehen und machte ihr eine ſehr beſcheidne Verbeugung, die aber doch alles mußte geſagt haben, was in mir vorgieng. Denn eine ſchnelle Röthe ſtieg ihr ins Geſicht, ſobald ſie mir nahe kam, ſie ſchlug die Augen nieder, und doch wandte ſie, da ſie noch ein paar Schritte gegangen war, das Geſicht wieder um, ſahe die Bäume hinauf und wieder herab, ſo daß ihr Blick endlich auf mir ruhete, und es ſchien mir, als wenn ſie ſich einigen Zwang anthun müßte, um wieder vorwärts zu ſehen.

Was ich dabey that, weis ich nicht mehr, denn ich verlor einige Minuten das Bewußtſeyn, welches ich nicht eher wieder erhielt, bis ſie mir abermals begegnete. Ich fragte ſogleich, ob ich Erlaubniß haben könnte, an ihrer Geſellſchaft Theil zu nehmen? Statt ihrer antwortete mir eine von ihren Geſellſchafterinnen, daß ſie das itzo verbitten müßten, weil ſie ihr Wagen erwarte, der bereits angeſpannt wäre, machte mir, ohne mich weiter etwas reden zu laſſen, ihr Kompliment und gieng fort, die andre folgte ihr nach und mein Mädchen — blieb ſtehen — ward roth — ſagte nichts — und machte eine Verbeugung. Ich bot ihr meinen Arm und meine Hand, und hatte ein unbeſchreiblich ſüſſes Gefühl, da ich ihre Hand in die meinige bekam. Nur eine Stunde hätte ich dieſes Gefühl haben, nur eine Stunde ſie in meinen Arm ſchlieſſen, und ihr ſagen mögen, was ich für ſie empfände. Aber die Furien von Mädchen verdarben das Tröpfchen Freude, das ich eben itzo einſchlurfen wollte, durch ihren Geifer, den ſie darauf fallen lieſſen. Mit drohenden Blicken ſahe die eine ſich nach uns um, ziſchte der andern in die Ohren, und ſchlug ein freches Gelächter auf. Da bebte mein Mädchen, bat mich ſie loszulaſſen. Ich hielt ſie feſte, da blickte ſie mich an, und eine Thräne hieng in ihren Augen. Unmöglich konnte ich ſie länger halten. Nur noch ein Wort — ſagte ich, wie iſt ihr Name? Mein Name? ſagte ſie betreten, mein Name iſt — iſt Henriette, und damit riß ſie ſich los und flog nach ihren Geſellſchafterinnen zu, mit denen, und einer Mannsperſon, ſie in einen Wagen ſtieg und davon rollte.

Ich habe alles angehalten, Wirth und Gärtner, Hausknecht und Tagelöhner, alles habe ich angehalten, und ſie befragt, ob ſie nicht dieſe Geſellſchaft gekannt hätten? Aber niemand konnte mir die geringſte Nachricht geben. Sie iſt alſo fort meine Henriette, der Himmel weis wohin. Sie iſt fort, und hört vielleicht itzt, da ich dieß ſchreibe, die Schmeicheleyen eines Gecken an, und ich ſehe ſie nie wieder, und kann ſie doch nicht vergeſſen. Was ich auf der Akademie eigentlich noch nütze bin, weis ich wirklich nicht. Meine ganze Seele iſt mit dem Mädchen ſo angefüllt, daß kein anderer Gedanke darinne Platz findet. Ich meide ſchon, ſeitdem ich ſie ſahe, die Hörſäle und alle menſchliche Geſellſchaft, damit ich recht ungeſtört ihr Bild ausmahlen, und mich daran ergötzen kann.

Kennen Sie kein Mädchen, das Henriette heißt? Sie hat ein volles, rundes Geſicht, ſchwarze Augen, iſt ſchlank, iſt wie eine Amazone gekleidet, hat ihre ſchwarzen Haare ungekünſtelt geflochten, und auf denſelben einen Hut, mit einem Federbuſche. Fragen Sie doch, wenn Sie mich ſo lieben, wie Sie mir oft geſagt haben, fragen Sie doch alle, die zu Ihnen kommen, ob ſie nicht ſolch ein Mädchen kennen. Ich muß ſie ſehen, ich muß ſie haben, denn ich fühle es, daß ſie für mich geboren iſt, und was nützt mir das Leben, wenn ich den heiſeſten meiner Wünſche nicht befriedigen kann? Ich bin ꝛc.

Carl v. Carlsberg.

Dritter Brief.

Der Oberſte von Brav an Carl v. Carlsberg.

Holdersleben, den 11. May.

Sey du unbeſorgt lieber Carl! deine Zufriedenheit ſollſt du nicht einbüſen. Was du in dir fühlteſt, war Stimme der Natur, war Stimme Gottes, der durch die Natur zu uns ſpricht. Die Natur beſtimmte dich, dir ein liebes Mädchen zu ſuchen, an deren Buſen du der Liebe Süßigkeit in dich ſchlurfen, durch ihren Scherz und Troſt dich unter den Arbeiten, zu denen du geſchaffen biſt, aufheitern, ihrer körperlichen Reize dich freuen, und einen lebendigen Abdruck deiner Freuden, nach dem andern hervorbringen ſollteſt. Da dir jene ſüße Sehnſucht unter der Birke in Richmanns Garten anwandelte, ſo war es eben ſo gut als wenn die Natur dir zuriefe: auf Jüngling! die Zeit iſt da, der Liebe Freude zu genieſſen, und dich in eines lieben Mädchens Armen zu vervielfältigen. Siehe dich um, wo du ſie findeſt! Kannſt du nun wohl glauben, daß die Natur dir Befehle geben werde, die du nicht erfüllen könnteſt? Daß ſie heftige Triebe dir einpflanzen ſollte, ohne für ihre Befriedigung zu ſorgen? Siehe der Adler findet die Beute, die ſein gieriges Auge ſucht, der Schwimmvogel ſpähet den See aus, nach dem er lechzet, und du ſollteſt das Mädchen nicht finden, nach der du dich ſehneſt? Sey unbeſorgt, du findeſt es gewiß!

Ob nun aber das Henriettchen, auf das du itzt ſo erſeſſen biſt, gerade das Mädchen ſey, das dir beſtimmt iſt? das iſt eine Frage, die noch einer gar groſſen Unterſuchung bedarf. Laß uns als vernünftige Männer ſie überlegen!

Sieh lieber Carl, wenn du das Mädchen auf einer wüſten Inſel erblickt hätteſt, ſo wäre die Frage gar nicht davon, was du zu thun hätteſt. Du könnteſt ohne Bedenken das Mädchen aufſuchen, auf den Bergen herumſteigen, die Wälder durchſtreichen, und wo du ſie fändeſt, ſie dir ganz zueignen: denn du hätteſt auf ſie den gerechteſten Anſpruch. Du hätteſt auch, wegen deiner einſamen Lage, die Freyheit nicht, zu wählen, ſondern müßteſt nach dem erſten dem beſten Mädchen greifen, das dir aufſtieſſe.

Aber lieber Carl, wir leben in Geſellſchaft. Die Welt wimmelt von Mädchen, und du haſt Freyheit dir die auszuſuchen, die du für die beſte hältſt. Woher weiſt du denn nun, daß gerade das Amazönchen, das dir da entgegen kam, das beſte der Mädchen ſey, die um dich herum leben? Carl! Carl! du hatteſt eben die Mädchenſehnſucht, da ſie dir aufſtieß. So wie nun der, der vor Durſt lechzt, jeden Trunk gut findet, ſo findet auch der, der ſich in dieſer Lage befindet, jedes Mädchen reizend. Seine erhitzte Einbildungskraft entdeckt an ihr Reize, die nicht da ſind, mahlt diejenigen, die wirklich vorhanden ſind, mit den lebhafteſten Farben aus, und ſieht über alle Mängel weg. Wenn ich nicht irre, ſo würde jedes andre Mädchen, das nur nicht ganz häslich war, dich eben ſo bezaubert haben, wenn es gerade mit deiner Sehnſucht zuſammen getroffen wäre. Woher weißt du denn, daß dein Mädchen geſund iſt? Daß ſie keine körperlichen Gebrechen hat? Daß ihr Herz und Verſtand ſo ſchön als ihr Geſicht iſt? Wie? wenn ſie kränklich, gebrechlich, eine Thörin wäre, wollteſt du wohl dich in ihre Arme werfen, da du ein geſundes, raſches, vernünftiges Mädchen haben könteſt?

In dem geſellſchaftlichen Leben geht es unmöglich an, daß du immer nach deinen Neigungen leben kannſt, denn andere Leute haben ihre Neigungen auch, die ſie auch befriedigen wollen, und du mußt darauf Rückſicht nehmen, damit du nicht deiner Neigung ſo begierig nachgeheſt, daß andere dadurch gekränkt werden. Weiſt du denn z. E. ganz gewiß, daß die Henriette, die du ſchon die deinige nennſt, nicht ſchon einen andern Jüngling gewählt hat, der ihr beſſer gefällt? Würdeſt du ihr nicht das gröſte Unrecht thun, wenn du ſie zwingen wollteſt, den fahren zu laſſen, für den ihr ganzes Herz ſchlägt? Wie? wenn ſie ſchon verlobt oder gar verheyrathet wäre? wollteſt du wohl ſo grauſam ſeyn, und ihrem Beſitzer ſein Eigenthum rauben, und eines andern Leben freudenlos machen? das willſt du gewiß nicht.

Ja ich kann dir noch etwas nicht länger vorenthalten, das du doch über lang oder kurz erfahren wirſt. Die ganze Einrichtung unſerer Geſellſchaft iſt unnatürlich, und iſt den Neigungen

gen und Forderungen unſerer Natur eben ſo wenig angemeſſen, als eine Schnürbruſt dem Bau eines flinken Mädchens, das zur Fröhligkeit und zum Kindergebähren beſtimmt iſt. In derſelben werden unſere Neigungen eben ſo gepreßt, wie in jener die Adern und Muskeln des Mädchens. Wir ſind gezwungen, die heiſſeſten Wünſche zu unterdrücken, die unſchuldigſten Neigungen zu beſtreiten, und oft von alle dem das Gegentheil zu thun, was die Natur mit lauter Stimme fordert, wenn uns die menſchliche Geſellſchaft dulden ſoll.

Willſt du z. E. in deiner Familie von täglichen Vorwürfen, Spöttereyen und andern Kränkungen ſicher ſeyn, ſo darfſt du nicht das Mädchen wählen, das dir am beſten gefällt, nicht das geſundeſte, redlichſte und vernünftigſte, nicht das, von dem du die munterſten Kinder erwarten kannſt, ſondern das, das die mehreſten Ahnen hat. Wenn du unter einer kranken, veralteten, boshaften Gräfin, und einem geſunden, jungen, rechtſchaffnen Bürgersmädchen zu wählen haſt, ſo mußt du, ſo laut auch dein Herz dagegen ſchreyt, der leztern entſagen, um durch den Beſitz der erſtern deiner Familie deſto mehr Glanz geben zu können. Du darfſt itzo, da deine Natur noch ihr ganzes Feuer hat, noch lange nicht an das Heyrathen denken. Erſt nach zwanzig Jahren, wenn deine beſten Kräfte verräucht ſind, mußt du von Heyrathen ſprechen, damit deine Familie nicht zu zahlreich, und deine Güter nicht zu ſehr vertheilt werden. Was meineſt du dazu?

Der Schluß deines Briefs hat mir am wenigſten gefallen. Denn daß du dich der Geſellſchaft entzieheſt, und dich ganz deiner Sehnſucht überläſſeſt, iſt gerade das Unglücklichſte, was du thun kannſt. Du wirſt dabey deine Munterkeit, deine friſche Farbe verliehren, deiner Geſundheit ſchaden, und von deinem Mädchen doch nichts erfahren. Höre meinen Rath! Sey ein Mann! Wende deine Kraft an, die Heftigkeit deiner Neigung zu mäßigen! Setze deine Geſchäfte fort, beſuche Geſellſchaften, und dann wende täglich ein Viertelſtündchen darauf, daß du nachſinneſt, wie wohl das Mädchen auszufragen ſey. Da wirſt du ſie gewis auskundſchaften, und wenn ſie in dem entlegenſten Thurme eingemauert wäre. Denn durch Gram und Sehnſucht richtet man gar nichts, durch

Nachdenken alles aus. Und es iſt keine Sache ſo ſchwer, die uns nicht möglich würde, ſobald wir unſere ganze Aufmerkſamkeit darauf richten. Ich bin ꝛc.

v. Brav.

Vierter Brief.

Henriette an Luiſen Helwingin.

Koldingen, den 15. May.

Ich kann es nicht länger mehr aushalten liebe Tante! Tante Friederike martert mich faſt zu tode. Seit unſerer Spatzierfahrt nach Richmanns Garten habe ich keine frohe Stunde gehabt. Immer macht ſie mir die bitterſten Vorwürfe. Wenn ich in Gedanken ſitze, ſo fragt ſie ſpöttiſch: nun Henriette was denkſt du? du haſt gewiß einmal Studenten im Kopfe? Trete ich an das Fenſter, ſo giebt ſie mir ſchuld, ich ſähe nach Studenten. Bey Tiſche erzählt ſie immer von Mädchen, die mit Studenten ein liederliches Leben geführt hätten, und ſieht mich ſtarr dazu an. Da ſtirbt mir der Biſſen im Munde. Sie ſchleicht mir beſtändig nach, und überfällt mich auf meiner Stube oft ſo unvermuthet, daß ich vor Schrecken zuſammenfahre, und einen lauten Schrey thue. Ach wenn ſie nur itzo — wahrhaftig ſie kommt — ich bin —

den 18. May.

Heute kann ich erſt meinen Brief fertig machen. Tante Friederike giebt Beſuch. Sie überfiel mich ehegeſtern über dem Schreiben, ich hörte ſie ſchleichen, und warf geſchwinde den Brief unter den Fußtrit, der am Fenſter ſteht. Aber Dintefaß und Feder konnte ich nicht verbergen. Da fragte ſie heftig: nun du ſchreibſt gar? vielleicht Liebesbriefe? Zeig gleich was du geſchrieben haſt! ich konnte es ihr ja ohnmöglich zeigen. Da riß ſie alle meine Sachen herum und durchſuchte ſie. Ich bin faſt vor Angſt geſtorben. Und ſeit der Zeit quält ſie mich noch mehr, und giebt mir auf den Kopf Schuld, ich hätte an den Studenten geſchrieben, der mir in Richmanns Garten ſeinen Arm bot.

Ach liebe Tante! was habe ich denn gethan, das ich ſo ſchrecklich gepeinigt werde? Ich muß ja mehr ausſtehen, als manche Miſſethäterin. Und ich bin ja doch keine Miſſethäterin. Ich habe ja keinen Menſchen mit meinem Wiſſen beleidiget. Es iſt wahr, er gefiel mir, der junge Mann, den wir in Richmanns Garten ſahen. Iſt denn das aber Sünde? Ich habe die ſchönen Aurikeln, die wir ſahen, gelobt und bewundert, und man hat nichts darüber geſagt. Warum macht man denn ſo einen ſchrecklichen Lärm daraus, daß mir eine ſchöne Mannsperſon gefiel? Ich dächte, er wäre doch mehr werth geweſen, als das ganze Aurikelbeet. Meine Tante ſchreyt darüber, daß ich ihm nachgeſehen habe, und eine halbe Minute zurück blieb, um zu hören, was er ſagen wollte. Iſt denn das etwas Böſes? Ich darf ja nach der Blume, dem Apfel, der Traube ſehen, die mir gefällt, warum nicht auch nach einer Mannsperſon?

Erbarmen Sie ſich, meine liebſte Tante! und helfen Sie mir! Können Sie mir nicht helfen, ſo erlauben Sie mir wenigſtens, daß ich meinen Jammer vor Ihnen ausſchütten darf. Ich habe ja niemanden auf der Welt, vor dem ich mein Herz eröfnen kann, als Sie. Mein Vater iſt ſeiner Geſchäfte wegen ſo zerſtreut, daß er noch nicht bemerkt hat, wie viel ich leide. Und ich zittre vor dem Augenblicke, da er es bemerkt. Denn meine Tante wird ihn gewiß ſo gegen mich einnehmen, daß er auf ihre Seite treten und mich mit ſeinen Vorwürfen peinigen wird. Wenn Sie mich alſo verlaſſen, ſo erliege ich unter meinem Grame. Ich bin ꝛc.

Henriette.

N. S. Sie haben wohl noch nicht erfahren, wer der junge Mann war, um deſſen willen ich ſo viel leiden muß?

Fünfter Brief.

Luiſe Hellwingin an Henrietten.

Grünau, den 20. May.

Unmöglich kannſt du, liebes Mädchen, ſo viel leiden, als ich ſelbſt bey Durchleſung deines Briefs gelitten habe. Ach er hat mich erinnert an allen Gram, der ſeit zwölf Jahren an meinem Herzen gefreſſen hat, und an alle Thränen, die ich in dieſer Zeit vergoſſen habe. Du haſt mich wohl für ſehr glücklich gehalten, weil ich in Geſellſchaft immer gelacht und geſcherzt habe? Dieß alles war Verſtellung. Ich bin das unglücklichſte Geſchöpf, das du denken kannſt. Nur einen Zeugen meiner Leiden habe ich, das iſt der Allwiſſende. Vor allen andern muß ich meinen Gram verbergen, weil ich aus der Erfahrung weis, daß ich durch Offenherzigkeit meine Leiden vergröſſert und ſtatt Mitleidens mir die bitterſten Spöttereyen zugezogen habe. Gegen dich kann ich unmöglich zurückhaltend ſeyn. Eine Offenherzigkeit iſt der andern werth. Mir wird es Linderung ſchaffen, wenn ich meinem Herzen einmal Luft machen kann, und du kannſt vieles daraus zu deiner Warnung lernen.

Wiſſe alſo, liebes Mädchen, daß wir unter den Geſchöpfen Gottes, die ich kenne, die unglücklichſten ſind. Der Trieb, den du itzo zu fühlen anfängſt, der ſüßeſte und heftigſte unter allen, warum ſoll ich mich denn ſchämen, ihm den rechten Namen zu geben? der Trieb zum Manne, iſt für uns eine Quelle von mannigfaltigen Leiden. Ich zittre deinetwegen, wenn ich daran denke, daß er in dir erwacht iſt. Wenn wir ihn zu fühlen anfangen, ſo verſprechen wir uns von ihm paradiſiſche Wollüſte, und er wirkt doch bey den mehreſten Höllenpein.

Wir dürfen es geſtehen, wenn wir Hunger oder Durſt leiden, wenn wir nach irgend einer Speiſe lüſtern ſind, aber dieſen Trieb, der an ſich eben ſo unſchuldig, eben ſowohl Gottes Werk, als jeder andere iſt, müſſen wir vor aller Welt zu verbergen ſuchen, und werden gedrungen, uns gleich in der erſten Jugend in der teufliſchen Kunſt der Verſtellung zu üben. Denn ſobald wir etwas davon merken laſſen, ſo werden wir auf das liebloſeſte behandelt, und als wollüſtig und unzüchtig verſchrien. Niemand iſt gegen uns unbarmherziger als unſer eigen Geſchlecht. Jeden unſerer Schritte und Blicke ſucht es verdächtig zu machen, ſammelt alle Anekdoten, die es von uns auftreiben kann, breitet ſie aus, vermuthlich deswegen, daß es ſich das Anſehen geben möge, als wenn es von ſolchen Schwachheiten frey ſey. Glaube nur, liebes Henriettchen! die Kränkungen, die du jetzo empfinden mußt, habe ich alle, hundertmal mehr, empfunden. Ich bin oft der Gegenſtand der Geſpräche in allen Geſellſchaften geweſen, und habe einmal eine Zeit gehabt, da ich glaubte, ich würde unter meinem Grame erliegen müſſen. Kannſt du es wohl glauben, daß meine eignen Eltern eben ſo grauſam gegen mich geweſen ſind? Ein junger Menſch, der vor 12 Jahren bey meinem Vater ſchrieb, ſchien mich lieber als andere Mädchen zu ſehen, ich ſahe ihn auch gerne. Ich hatte immer in dem Zimmer, wo er ſaß, etwas zu ſuchen, und ſuchte immer recht lange, bis er meine Hand faßte, ſie küßte, und mir allerhand Schmeicheleyen vorſagte. Meine Eltern merkten es, ſie lieſen mich vor ſich kommen, und fragten, ob ich nicht in den Menſchen verliebt ſey? Ohne Zurückhaltung ergrif ich meines Vaters Hand, küßte ſie und geſtund es, daß mein Herz an ihm hienge. Weißt du wohl, was die Antwort war? Ein paar tüchtige Ohrfeigen, die mich ganz betäubten. Und das war es noch nicht alles, ein Strom von Scheltworten folgte nach, von Seiten meiner Mutter. Sie nannte mich eine ungerathne Tochter. Sie fragte, ob das der Lohn wäre, den ich ihr für ihre Erziehung gäbe. Sie ſagte, daß ich ihrer Familie einen Schandfleck anhienge, daß ſie wohl noch erleben wollte, daß ich mit dieſem nackten Kerle würde verhungern müſſen; ſie drohte, mich aus dem Hauſe zu ſtoſſen. Ach liebe Henriette, ich ſuche umſonſt Worte zu finden, dir zu beſchreiben, wie viel ich damals ausgeſtanden habe. Jahre lang habe ich die Reden anhören müſſen. Und ich kann noch itzo nicht begreifen, wie meine Mutter ſich ſo ſchrecklich ereifern konnte, über einen Trieb, den ich doch von niemand, als von ihr, geerbt hatte? Würde ſie mich wohl gebohren haben, wenn ſie nicht dieſen Trieb gehabt hätte? Oft ſaß ich in ihrer Laube, und ſahe mit naſſen Augen den Scherzen der Vögel, und den Spielen der Karpfen im Teiche zu, und dachte, alle Thiere, ja alles Gewürm, kann die Süſſigkeit der Liebe ſchmecken, nur wir Mädchen nicht, und etliche Thiere, die unter der Herrſchaft des Menſchen, des Tyrannen, ſtehen. Wir lechzen, liebes Mädchen, und viele von uns gehen aus der Welt, ohne je ihren Durſt gelöſcht zu haben, und die mehreſten, die ihn löſchen, bekommen Gift und Galle, da ſie ſüßen Moſt einzuſchlurfen glauben.

Hiervon nächſtens ein mehreres. Itzo kommen die zwey kleinen Mädchen, die ich unterrichte. Die guten Geſchöpfe ſcherzen und ſpringen um mich herum. Wenn ſie wüßten, daß ſie nach zehn Jahren eben ſo elend, als wir beyde, ſeyn würden, ſo würde ihnen das Springen wohl vergehen.

Vorläufig rathe ich dir, daß du dir alle Mühe giebſt, den jungen Mann, der dir ſowohl gefallen hat, zu vergeſſen. Daß es dir ſchwer ſeyn wird, glaube ich ganz wohl. Ich kann dir aber keinen andern Rath für dießmal geben, unter der Hand will ich mich bemühen, von ihm Nachricht einzuziehen, und wenn ich hören ſollte, daß er der Mann wäre, der dich glücklich machen könnte — nun ſo verlaß dich auf mich, liebes Henriettchen! Für mich ſind freilich die Freuden der Liebe dahin. Ich habe geblühet — bald wird meine Blühte abfallen, ohne Früchte getragen zu haben, und ich werde da ſtehen unter den Geſpielinnen meiner Jugend, wie ein unfruchtbarer Baum unter andern, deren Zweige von ihren Früchten ſich beugen, der von allen Vorbeygehenden verſpottet wird, das ſoll mich aber nicht abhalten, mich über andere zu freuen, die glücklicher lieben, und gern alles beyzutragen, um ihre Liebe zu begünſtigen.

An meine Schweſter habe ich auch geſchrieben. Der Bote, der dir dieſen Brief überbringt

bringt, wird ihr auch den ihrigen einhändigen. Ich habe ihr darinnen ziemlich die Wahrheit geſagt, doch habe ich mir nicht merken laſſen, daß ich etwas von dir erfahren habe, darauf verlaß dich. Ich bin ꝛc.

Luiſe.

Sechſter Brief.

Luiſe Helwingin an Friederiken Helwingin.

Grünau, den 20. May.

Iſt dir, liebes Schweſterchen! Deine leztere Spazierreiſe recht wohl bekommen? Ich wünſche es, ich glaube es aber kaum, du ſaheſt ſo unmuthig aus, deine Antworten waren ſo kurz und abgebrochen, und dein Scherz ſo bitter, beſonders, wenn er die gute Henriette betraf.

Hat dich das arme Mädchen etwa beleidigt? hat ſie die Achtung dir nicht bewieſen, die ſie dir ſchuldig iſt? oder hat ſie etwa gar übel von dir geſprochen? oder — verzeih mir liebes Schweſterchen dieſe Frage, oder hatte es dich etwa ver-

droſſen,

droſſen, daß der junge Mann, den wir in Richmanns Garten antrafen, gegen ſie ſo zärtlich war, und dich nicht zu bemerken ſchien? Ha! Habe ich es getroffen? bekenne nur und leugne nicht. Denn du ſprichſt zu deiner Schweſter, deren Lage ſo unglücklich als die deinige iſt.

Wunder wäre es freylich nicht, wenn uns die Eiferſucht anwandelte, ſo oft wir eine unſerer Schweſtern das Glück der Liebe finden ſehen, das wir nun ſo lange ſuchten, ohne es zu finden, und das wir wahrſcheinlicherweiſe nie finden werden, weil die Hoffnung dazu mit jedem Jahre abnimmt.

Ach Schweſter! Ich fühle es ganz, wie traurig unſer Zuſtand iſt, glaube es mir. So lange nährte ſich der ſüße Trieb nach einem Freunde, in deſſen Armen wir unſer Leben zubringen könnten, in unſerer Bruſt. Ihn auszurotten iſt uns unmöglich, da er in unſer Blut gewebt iſt. Wie viele reizende Bilder gaukelten durch unſere Seele! Wie viele ſüße Träume täuſchten uns! Oft erſchien mir der Jüngling, den meine Seele liebte. Schüchtern nahte er ſich mir, faßte meine Hand, drückte ſie an ſeinen Mund, und ſtammelte das Bekenntniß her, nach dem ich mich ſo lange geſehnt hatte. Ich ließ ihn hoffen, er ward freyer, nach wenigen Minuten hieng er an meinem Halſe, und erſtickte mich faſt mit ſeinen Küſſen. Mein Herz und Glieder bebten vor Seligkeit. Izo faßte ich ſeine Hand, um ihn noch kühner zu machen — da flohe er — da erwachte ich, fühlte das Beſchwerliche meiner Lage ganz, und der ſüße Traum hinterließ mir nichts, als einen melancholiſchen Tag.

Wie oft ſahe ich den Jüngling, dem mein Herz entgegen loderte, und durfte es ihm nicht entdecken. Wie oft verriethen mich meine Blicke, und ich erfuhr die unausſprechlich peinigende Demüthigung, daß er ſich das Anſehen gab, als wenn er mich nicht bemerkte. Mancher Flattergeiſt kam mir näher, klagte über Liebespein, ich war einfältig genug, ihn anzuhören und ihm zu glauben, aber kaum hatte er einige Wochen mit mir getändelt, ſo wurde ich ihm fremde und er gieng auf neue Eroberungen aus.

So iſt es mir gegangen. Eine Menge fehlgeſchlagener Wünſche, eine Menge Demüthigungen, haben meine Seele freudenlos gemacht. Und du haſt das nemliche Schickſal. Wer will es uns alſo verdenken, wenn es am Herzen friſt, wenn wir ſehen, das andere das Glück finden, daß wir ſo heftig wünſchen, und doch nie finden werden, wenn wir ſehen müſſen, daß andern Mädchen die ſüßeſten Worte vorgeſagt, und wir nicht bemerkt, oder wohl gar ſatyriſche Blicke auf uns geworfen werden?

Alte Jungfern kommen mir vor, wie alte Kandidaten, die allemal eine misvergnügte Woche haben, ſo oft ſie hören, daß einer ihrer jüngern Brüder ein Amt bekommen habe, zu dem ſie wegen ihres Alters ein gröſſeres Recht zu haben glauben.

Dieſes Leiden werden wir nun wohl tragen müſſen, ſo lange wir leben, und wir werden alle unſere Vernunft nöthig haben, wenn wir es uns erträglich machen wollen. Wollen wir aber, meine Beſte! deswegen unſern Unwillen andern empfinden laſſen? Wollen wir unter unſern Schweſtern, wie Furien, umhergehen, und in jeden Buſen, der ſich hebt, eine ziſchende Schlange werfen? Beſte Schweſter! ſo tief, ſo tief laß uns nicht ſinken. Was werden wir damit ausrichten? Uns lächerlich und verhaßt machen, und die ſchwarzgelbe Farbe und die Runzeln ein paar Jahre eher herbeylocken.

Laß uns verachten, was wir nicht bekommen können, laß uns andere nie in ihrer Zufriedenheit ſtören, und wenn das Herzchen zu voll wird — ſo laß es uns gegen einander ausgieſſen, und ein paar Thränen weinen. Dieß wird uns allemal Linderung ſeyn, zwar ſchwache, aber doch beſſer als keine. Empfiehl mich unſerm Bruder und Henrietten. Ich bin ꝛc.

Siebenter Brief.

Carl v. Carlsberg an den Oberſten v. Brav.

Grünau, den 20. May.

Ihr Brief, lieber Herr Vetter! ſcheint mir viel Wahres zu enthalten, ich kann ihn aber unmöglich beantworten, weil ich ſeit etlichen Tagen meinen Verſtand verlohren und mit einem vernünftigen Menſchen weiter keine Aehnlichkeit, als in Anſehung der äuſſerlichen Bildung, habe. Was ich eigentlich geworden bin, weis ich ſelbſt nicht. Vieh? nein, zu ſolchem Wahnſinn, als mich überfallen hat, iſt das Vieh nicht aufgelegt.

Teufel? Dazu habe ich noch nicht Bosheit genug. Narr? Das möchte wohl der ſchicklichſte Name ſeyn, den man mir geben könnte.

Gleich nach dem Empfange Ihres Briefs befolgte ich Ihren Rath, und ſuchte Geſellſchaft. Ich glaubte ſie am ſicherſten im Wallfiſche zu finden, wo die hieſigen Studirenden ihre müßigen Stunden, deren ſie den Tag lang viele zu haben ſcheinen, zuzubringen pflegen, und fand ſie. Zwölf Perſonen ſaſſen um einen Tiſch, jeder hatte etliche Thaler vor ſich liegen, und alle ſahen mit ſo heiſſer Begierde auf die Kartenblätter, die der Baron v. Cronfeld umſchlug, daß ſie meine Ankunft nicht bemerkten. Guten Abend, Cronfeld! ſagte ich, er dankte mir nicht. Spielen Sie glücklich? fragte ich einen andern. Er antwortete mir mit einem zornigen Blicke. Einige Minuten ſahe ich zu, wie die Gulden, Speciesthaler, Ducaten und Louisd'or in die Bank zu- und abfloſſen. Da ich aber dabey nicht die geringſte Unterhaltung fand, ſo ſuchte ich mit einem Dritten ein Geſpräch anzufangen, klopfte ihm freundlich auf die Schulter, und fragte: haben Sie gute Nachricht aus dem Vaterlande? Schwere Noth! ſagte er, und ſtampfte mit dem

Fuſſe auf die Erde, was ſchiert mich das Vaterland! cinq pour moi.

Dieſe ungeſtüme Antwort ſchmiß mich zurück bis in den äuſſerſten Winkel des Zimmers, wo ich mir eine Flaſche Bier und eine Pfeife Tobak geben ließ. Kaum brannte die Pfeife, ſo war ich auch ſchon in Richmanns Garten, und fand ſie in einer Laube ſitzend. Sie war noch zehnmal reizender, als da ich ſie das erſtemal ſahe. Wir ſprachen zu einander, erſt mit Blicken, dann mit Worten und Händedrücken, und ich war ſo entzückt, daß ich beynahe überlaut gerufen hätte, meine Henriette, mein Leben! wenn nicht das laute Geſchrey der Geſellſchaft, über das Glück eines der Mitſpielenden, mich zu mir ſelbſt zurück gebracht hätte.

Das geht weit! dachte ich, wenn du ſogar in Geſellſchaften das Mädchen nicht los werden kannſt, lief taumelnd zum Spieltiſche, nahm ein paar Karten, und beſetzte ſie mit zwey Speciesthalern. Ich gewann ſie beyde. Ich beſetzte drey andere, und auch dieſe fielen für mich glücklich aus. Nach einer Stunde, hatte ich einen Haufen Geld vor mir, der wohl gegen funfzig Thaler betragen mochte. Es iſt verfluchtes

Geld, dachte ich, du willſt es nicht behalten; es kleben Vater- und Mutterſeufzer daran, und die Verwünſchungen derer, denen es entriſſen wurde, begleiten es. Ich ſpielte alſo fort, in der Abſicht es wieder zu verliehren, und nach Verlauf einer halben Stunde war meine Abſicht völlig erreicht, weit mehr erreicht, als ich wünſchte, denn ich merkte, daß mir auch von meinem Gelde zwey Ducaten fehlten. Dieß, dachte ich, willſt du wieder holen, und dann Feyerabend machen. Meine Bemühung war aber vergebens, faſt jedes Blat ſchlug mir um, und da nach ein Uhr die Geſellſchaft aus einander gieng, war meine ganze Börſe ausgeleert, in der ich gegen funfzig Thaler gehabt hatte.

Eine ſchrecklichere Nacht habe ich nicht gehabt als dieſe. Der Schlaf flohe mich, und ſtatt deſſen war es, als wenn eine Furie an meinem Bette ſtünde und mir in die Ohren ziſchte: Unglücklicher, deine ganze Baarſchaft iſt dahin! wovon willſt du den Traiteur bezahlen? Wovon die Rechnung, die dir heute der Schneider gebracht hat? wüthend warf ich mich auf die andere Seite, und es ziſchte wieder: wirſt du nun nicht zum Borgen deine Zuflucht nehmen müſſen?

Wie vieles Vergnügen du dir für dieſes Geld hätteſt machen können! Ich warf mich von einer Seite zur andern, um dieſen ſchrecklichen Vorwürfen auszuweichen, aber umſonſt. Wird nun, ziſchte es weiter, nicht jeder Arme hülflos von dir gehen müſſen, da du ſelbſt arm biſt — dich ſelbſt arm gemacht haſt?

Wandelte mir ja ein Schlummer an, ſo war auch gleich Cronfeld da und zog Karten ab. Roi, dame, as, quatre, valet; ſo ſchallte es mir beſtändig in der Seele. Bisweilen gewann ich eine beträchtliche Summe, bisweilen verlor ich wieder, da fuhr ich zuſammen, und der Schlummer flohe. Höllennacht! wirf, Weltrichter! jeden Frevler in ſolch eine Nacht, und du brauchſt zu ſeiner Beſtrafung keine Qualen weiter.

Und welch ein Tag folgte darauf. Schlafloſigkeit und Verdruß hatten mich ſo kraftlos und dumm gemacht, daß ich zu keinem Geſchäfte aufgelegt war. Ich gieng in die Collegia, aber ich hörte nichts als leere Töne, weil meine Seele zu ſchlaf war, etwas dabey zu denken.

Dürfte ich doch nun ſchlieſſen — dürfte ich doch verſichern, daß dieſe Strafe mich auf immer gebeſſert hätte! aber leider iſt dieß noch nicht das Ende meiner Thorheiten.

Nach Tiſche beſuchte mich Cronfeld. So verdrießlich? ſagte er, wurmt dich vielleicht das Geld, das du geſtern verlohren haſt? Sey kein Kind. Komm wieder mit in den Wallfiſch, da kannſt du alles wieder holen.

Oder wohl mehr dazu verlieren? War meine Antwort. Poſſen! ſagte er, wer wird ſo verzagt ſeyn? du wirſt doch kein Kind ſeyn und funfzig Thaler ſitzen laſſen?

Ich ſchützte meine Geſchäfte vor, er ſagte, ich wäre heute doch nicht dazu aufgelegt, morgen würde die Arbeit deſto beſſer ſchmecken. Ich entſchuldigte mich damit, daß ich kein Geld hätte, da warf er mir ſechs Louisd'or hin und verſicherte, daß er ſie nicht eher wieder verlange, bis ich ſie, ohne meine Beſchwerde, bezahlen könnte.

Da gieng ich einfältiges Schaf mit ihm an den Ort, vor dem ich itzo mit Schauer, wie vor einer Mördergrube, vorbey gehe. In weniger als zwey Stunden waren meine ſechs Louisd'or verloren. Die Wuth aber ſie wieder zu gewinnen war bey mir ſo groß, daß ich ohnmöglich abbrechen konnte. Ich borgte von Cronfelden und von jedem, der mir borgen wollte, einen Louisd'or nach dem andern und verlor ſie, ſo wie ich ſie empfieng. Gegen drey Uhr des Morgens gieng die Geſellſchaft auseinander, und ich ſtampfte vor Unwillen, daß ſie nicht weiter ſpielen wollte. Mein unglücklichſtes Blat war der Cœurbube, den beſetzte ich mit drey Louisd'or auf einmal und er ſchlug um.

Ich warf mich aufs Bette! und die Kraftloſigkeit war ſo groß, daß ich wirklich ein paar Stunden einſchlummerte. Nun bin ich aufgewacht, zu meiner Quaal erwacht, ich bin ohne Geld, ich habe 150 Thaler Schulden gemacht, ich ſehe mich von heute an genöthigt noch mehrere Schulden zu machen. ich werde täglich von meinen Gläubigern beſtürmt werden, ich habe hölliſche Ausſichten, und dabey iſt meine Seele ſo geſunken, daß ſie nichts denkt, als den Cœurbuben. Es iſt wie wenn er mir ins Gehirn gedruckt wäre, denn immer ſteht er vor mir. Ach Vetter! wozu haben Sie mir gerathen! hätten Sie mich doch meiner Einſamkeit überlaſſen. Es iſt wahr, ich würde an nichts, als an Henrietten, gedacht haben. Iſt aber das Bild eines liebenswürdigen Mädchen für eine vernünftige Seele nicht weit ſchicklicher als der Cœurbube? Ich bin ꝛc.

Carl.

Achter Brief.

D[illegible] Oberſte von Brav an Carl.

Holdersleben, den 1. Jun.

Dein Brief, lieber Carl! hat mir groſſe Unruhe verurſacht, zumal da es ſcheint, als wenn ein Theil der Schuld von deinem Elende auf mich zurückfiele. Ich habe dir freylich gerathen, daß du Geſellſchaft ſuchen ſollteſt, ich glaubte aber, du würdeſt in der Wahl derſelben behutſam ſeyn. Denn, lieber Carl! auf Akademien kann man die Geſellſchaft nicht behutſam genung wählen. Unſere Akademien ſcheinen mir für die Tugend und Zufriedenheit der Menſchen ſo gefährlich zu ſeyn, als der Sitz der Peſt, Conſtantinopel und Smyrna, für ihr Leben. Und ich kann nicht begreifen, wie ein Vater, der die Akademien kennt, und auf denſelben einen Sohn hat, viel frohe Stunden haben kann. Ich werde weit ruhiger ſeyn, wenn mein Sohn einmal gegen die Ruſſen oder Türken zu Felde liegen ſollte, als wenn er auf der Akademie ſeyn wird. Denn wenn ihm auch eine Kartätſche in den Unterleib geſchoſſen werden ſollte — nun — ſo wird es mir ein paar traurige Wochen koſten, dagegen ich lebenslang den Ruhm haben werde, daß ich ein Vater eines Sohnes bin, der als ein Held ſtarb. Aber wie viele ſchreckliche Nachrichten muß ich von ihm erwarten, wenn er auf der Akademie iſt: daß er ſich krank getrunken; daß er ſich zum Betrüger herab geſpielet hat; daß er an einer veneriſchen Krankheit darnieder liegt; oder im Duell erſtochen worden iſt.

Ach und bald werde ich in dieſer traurigen Lage ſeyn. Ich erwarte meinen Ferdinand auf Johannistag zurück, er wird etliche Wochen bey mir bleiben, dann werde ich ihn dir zuſchicken. Lebt zuſammen als Freunde und ſucht einander vor Ausſchweifungen zu warnen, und zum Guten zu ermuntern!

Es iſt nun nur die Frage, was du armer Mann! in deiner ſchrecklichen Lage anfangen ſollſt? O fühle recht lebhaft das Scheusliche der Spielſucht! willſt du ein Schurke, ein Treuloſer, ein Betrüger werden? Dazu haſt du zu viel Rechtſchaffenheit? Nun ſo meide das Kartenſpiel, und vorzüglich das Hazardſpiel, denn ſonſt wirſt du dich bald zu den größten Niederträchtigkeiten aufgelegt fühlen, du wirſt deinen jungen unerfahrnen Freund zum Spiel verleiten, ihm ſein Geld abnehmen, und ihn in eben den Jammer ſtürzen, den du itzo fühlſt. Du wirſt Schulden machen, du wirſt deine Gläubiger betrügen, du wirſt auf die niederträchtigſten Ränke, vor denen du itzo erröthest, verfallen, um dir Geld zu verſchaffen.

Willſt du von andern als ein Thor verlacht werden? nicht? Nun ſo mußt du auch die Hazardſpiele fliehen, denn manche Spieler, die die Bank halten, ſind Schurken, die durch lange Uebung ſich eine ſolche Geſchicklichkeit in Miſchung der Karten erworben haben, daß ſie das ganze Spiel nach ihrem Willkühr regieren, und hernach des armen Tropfens ſpotten, der einfältig genung iſt, ſich ſein Geld von ihnen abnehmen zu laſſen.

Und wenn du auch weniger unglücklich ſpielteſt, oder dich an Kartenſpiele gewöhnteſt, die für deinen Beutel weniger gefährlich wären, ſo bedenke doch, wie erniedrigend es für die Menſchheit iſt, wenn man die edlen Talente, die der Schöpfer in uns gelegt hat, unausgebildet läßt, und die Seelenkraft, die, durch weiſe Anwendung, ihren äuſſerlichen Zuſtand immer glänzender und vollkommner machen, wie ein Schöpfer, Heil und Freude um ſich verbreiten könnte, faſt ganz auf bunte Blätterchen richtet. Ein vernünftiger Menſch, deſſen Seele ganz von dem Cöurbuber voll iſt — welche lächerliche und bejammernswürdige Erſcheinung! Wie wäreſt du zu beklagen, wenn du die Zeit, in welcher du die Freuden der Natur, die von allen Seiten dir entgegen ſtrömen, einſchlurfen, und durch Betrachtung derſelben, und den Umgang mit geſitteten Menſchen, dir einen Schatz der nützlichſten Kenntniſſe erwerben könnteſt, am Spieltiſche verſchwenden, und Vogelgeſang, und Blumenduft, und Sternenſchimmer, und Nebel, Regen, Donner, und alle die groſſen, den Geiſt veredelnden und das Herz erhebenden Gegenſtände der Natur mit einer Hand voll elender Karten vertauſchen, und deinen Umgang auf Menſchen einſchränken wollteſt, die ſtatt dich zu belehren, zu berathen und zu erfreuen, ſtumm neben dir ſitzen, und keinen andern Laut von ſich hören laſſen, als Solo, Media, die Courforce ſetzt Trumph u. ſ. w.

Noch iſts Zeit dich zu retten, wirſt du noch einigemal das Spiel wiederholen, ſo wird daraus die Spielſucht entſtehen, die dich dein lebelang in einem Zuſtande, der deinem gegenwärtigen ähnlich iſt, erhalten wird. Am Spieltiſche wirſt du die Liebkoſungen des ſchmachtenden Weibes, und der fröhligen Kinder Herz erquickende Schmeicheleyen vergeſſen, dein Amt vernachläſſigen, und die Begierde, ein Solo mit fünf Matadors zu bekommen, wird bey dir heftiger werden, als das Beſtreben, Menſchenglück zu befördern.

Fühle es ganz, was ich da geſchrieben habe; es iſt nichts übertrieben.

Wie du nun aber aus deinen Sorgen und Schulden dich herausreiſſen ſollſt? wirſt du wiſſen wollen. Ich kann dir keinen andern Rath geben, als, daß du deinen Aufwand aufs möglichſte einzuſchränken, und durch dieſe Einſchränkung deine begangene Thorheit abzubüſſen und gut zu machen ſuchſt. Ich kann dich itzo nicht unterſtützen, weil ich itzo alles Geld, das ich entübrigen kann, zuſammen nehmen muß, um davon die Reiſekoſten, die Equippirung und Unterhaltung meines Ferdinands auf der Akademie zu beſtreiten.

Oder willſt du vielleicht deine Mutter plagen, dir einen auſſerordentlichen Wechſel zu ſchicken? So bedenke ſelbſt, wie grauſam es wäre, wenn du dieß arme Weib die Strafe deiner Thorheit, an der ſie ganz unſchuldig iſt, wollteſt fühlen laſſen.

Du allein biſt Sünder, du allein mußt büſſen! Gott gebe, daß dieſe Büſſung dich beſſere, und daß ich künftig angenehmere Nachrichten von dir höre. Ich bin ꝛc.

v. Brav.

Neunter Brief.

Carl v. Carlsberg an den Oberſten v. Brav.

Gränau, den 24. May.

Ich muß Ihnen, lieber Herr Vetter! doch die fernere Geſchichte meiner Leiden erzählen, ob ich gleich Ihre Antwort auf meinen vorhergehenden Brief noch nicht erhalten habe.

Da ich Geld brauchte, und doch meine gute Mutter nicht um Zuſchuß plagen wollte, ſo blieb mir nichts übrig, als daß ich borgte. Ich gieng zum Profeſſor Ribonius, und bat ihn, mir zwanzig Dukaten bis Johannistag vorzuſchieſſen. Er fragte, woher es käme, daß ich vom Gelde entblöſſet wäre, da er doch wüßte, daß ich vierhundert Thaler jährlich zu verzehren hätte? Und da ich ihm offenherzig geſtund, daß ich es verſpielt hätte, zuckte er die Achſeln, und ſagte, ſeine Kaſſe wäre itzo nicht in den beſten Umſtänden, er bedauere ſehr, daß er mir nicht helfen könne.

Welche Demüthigung! Ich, der ich nie um jemandes Hülfe bat, muß itzo mich ſo ſehr erniedrigen, um Vorſchuß zu flehen, und habe nicht einmal ſo viel Credit, daß man mir zwanzig Dukaten anvertrauen will. Ich verließ den Profeſſor mit einem verachtenden Blicke. Da aber die erſte Hitze vorbey war, fühlte ich wohl, daß Niemand Verachtung verdiene, als ich ſelbſt. Denn wie konnte ich denn verlangen, daß Jemand ſein Geld einem Menſchen anvertrauen ſollte, der ſo wenig damit umzugehen weis, daß er 200 Thlr. in zwey Tagen verſpielt?

So gieng denn wieder ein Lebenstag unter Kummer und Gram, ja ich möchte wohl ſagen, unter Verzweiflung hin. Hin gieng er, ohne daß ich in irgend einem Fache weiter vorgerückt wäre.

Die Nacht brachte ich wieder ſchlaflos unter qualvollen Vorſtellungen zu. Tauſendmal wünſchte ich Sie zu mir, um mir Ihren Rath in meiner groſſen Verwirrung zu erbitten. Da ich Sie aber nicht herbeywünſchen konnte, ſo nahm ich meine Zuflucht zu einem gewiſſen Brandenburger, Namens Zelnick, den ich vor einiger Zeit hatte kennen lernen, und für einen guten, rechtſchafnen Mann hielt. Ich klagte ihm mein Elend, und bat um ſeinen Rath. Er wußte mir aber keinen andern zu geben, als dieſen, daß ich auf meine Uhr Geld aufnehmen ſollte, und verſprach mir einen Mann zu ſchicken, der mir das verlangte Geld verſchaffen würde.

Er kam gegen Mittag, nahm meine Uhr, brachte mir neun Dukaten, und drey Thaler Münze, und konnte nicht Worte genug finden, mir die Mühe herauszuſtreichen, die er mit Aufbringung dieſes Geldes gehabt hätte. Nun zählte er das Geld auf, zog aber alsdann dreyßig Groſchen für ſeine Mühe, dann wieder dreyßig Groſchen vierteljährige Intereſſe ab.

Ich bezeugte hierüber meinen Unwillen, und ſagte, der niederträchtigſte Jude nähme ja nicht ſo vielen Wucher. Er lächelte aber höniſch und ſagte, ich wäre gewiß noch ein neuer Student, daß ich nicht wüßte, was Burſchenmanier wäre. Wenn ich auf dieſe Bedingungen das Geld nicht haben wollte, ſo wäre er gleich erbötig, es wieder zurück zu nehmen. Das konnte er wohl ſagen, weil er wohl merken konnte, daß ich das Geld nehmen müßte, wenn er mir auch noch einmal ſo viel abzöge.

Ich ſtrich alſo unwillig mein Geld ein, und ließ ihn gehen.

Wie erſtaunte ich aber, als ich fand, daß er mir noch eine dritte Art von Abzug gemacht hatte, denn kein einziger Dukaten war vollwichtig. An manchem verlohr ich drey, an manchem vier Groſchen, und alſo an neun Dukaten dreyßig Groſchen. Dieſe zu jenen zweymal dreyßig Groſchen geſchlagen, thut drey Thaler und achtzehn Groſchen, von dreyßig Thalern auf ein Vierteljahr, thut 50 Procent jährliche Intereſſe. Wie teufliſch! Gott ſey dem armen Studenten gnädig, der zu ſolchen Blutigeln ſeine Zuflucht nehmen muß. Gott erbarme ſich der armen Frau, deren Mann und Kinder erkranken, und die genöthigt wird, bey ſolchen Unmenſchen Hülfe zu ſuchen! Sind ſolche Kerls in einem Staate nicht eben das, was der Bandwurm im menſchlichen Körper iſt, der allen Nahrungsſaft in ſich ſaugt, der den Gliedern ſollte zugeführt werden?

Ich lief wüthend zum Bürgermeiſter, und ſchrie um Rache. Ich ſtellte ihm vor, daß ich eine Entdeckung gemacht hätte, die der Stadt ſehr wichtig ſeyn müßte.

Er hörte es ohne ſeine Miene zu verändern.

Einen Betrüger, einen Gaudieb, ſagte ich, habe ich entdeckt, der nicht die Reichen plündert, nein, der Armen und Nothleidenden den Biſſen Brod, den ſie zum Munde führen wollen, wegreißt.

Wie verſtehen Sie das? fragte er mit einer unbeſchreiblich gleichgültigen Miene.

Da erzählte ich ihm alles, nach allen Umſtänden.

Haben Sie, ſagte er, das Geld noch zuſammen?

Nein, antwortete ich, einen Dukaten habe ich davon ausgegeben.

Nun, ſagte er, ſo kann ich Ihnen auch nicht helfen. Ein andermal ſehen Sie ſich vor, und bringen mir das Geld, wenn es noch zuſammen iſt.

Ich lief ſchäumend über die Unempfindlichkeit dieſes patris patriae zu Zellniken, und ſprudelte alles aus, was mich am Herzen klemmte. Er lächelte aber und ſagte: „das hätte ich Ihnen vorher ſagen wollen, daß Sie bey dieſem Manne keine Hülfe finden würden. Er iſt ſelbſt der ärgſte Wuchrer, und wahrſcheinlicher Weiſe kommen die leichten Dukaten von ihm ſelbſt her.“

Nun das iſt zu arg! Schreiben Sie mir doch, lieber Herr Vetter, ob es in der ganzen Welt ſo hergeht, wie in Grünau. Ob der ehrlichſte Mann allenthalben in Gefahr iſt, in Lagen zu gerathen, wo er ſich die Piſtole vor den Kopf ſchieſſen möchte? ob wohl das Vaterland allenthalben durch ſolche Gaudiebe beſorgt wird, wie der Grünauiſche Bürgermeiſte iſt?

Von Henrietten habe ich noch nichts gehört noch geſehn. O guter Engel! Wenn ich an deinem Buſen läge! Aber wahrhaftig meine Lage muß glücklicher werden, ſonſt iſt mein ſtürmiſches Gemüth unfähig, dein Geſicht, aus dem ſanfte Ruhe lächelt, zu denken. Ich bin ꝛc.

Carl.

Zehnter Brief.

Henriette an Luiſen Helwingin.

Koldingen, den 25. May.

Vergeſſen ſoll ich ihn, den lieben jungen Mann? Wenn Sie mir doch auch dabey geſchrieben hätten, wie ich es anfangen müßte, wenn ich einen Mann vergeſſen ſoll, deſſen Geſtalt immer wie ein Engel Gottes um mich ſchwebt, und mich auf allen meinen Tritten begleitet? Der mir im Traume erſcheint, und an meiner Seite ſteht, wenn ich hinter dem Nähramen ſitze? Verzeihen Sie mir meine Aufrichtigkeit, es iſt mir unmöglich, daß ich ihn vergeſſen kann. Mein erſter Gedanke, mit jedem Morgen, iſt bey ihm, und dieſer Gedanke iſt mir ſo unausſprechlich ſüß, mahlt mir ſo himmliſche Bilder vor, daß mir jede Störung unangenehm iſt, die ihn verſcheuchen könnte. Die Morgenſtunden, da ich um meinen Vater ſeyn, ihm Kaffee einſchenken und einige Haushaltungsgeſchäfte beſorgen muß, kommen mir ſo lang als Tage vor. Und niemals bin ich glücklicher, als wenn ich aus dem

Geräuſche der Haushaltung mich auf mein Stübchen zurückziehen kann. Dann bin ich ganz bey ihm. Dann klage ich ihm, wie viel ich um ſeinetwillen habe leiden müſſen. Dann frage ich ihn um tauſenderley Dinge, die ich ſo gern wiſſen wollte, und die mir doch niemand, als er, ſagen kann, und bekomme von ihm Verſicherungen — ja gerade diejenigen, nach denen ich ſchmachte.

Mir iſt es immer, als wenn er itzo in mein Zimmer treten müßte. Ich bin ſtets bereit ihn zu empfangen. Ich kleide mich ſtets ſo, wie ich glaube, daß ich ihm am beſten gefallen würde, und halte mein Zimmer immer ſo ordentlich, als wenn ich gewiß wüßte, daß ich ihn in der nächſten Viertelſtunde bey mir ſehen würde.

So oft jemand an mein Zimmer klopft, fahre ich zuſammen, und denke, er iſt es. So oft ich jemanden reiten oder fahren höre, ſpringe ich nach dem Fenſter, und denke, er iſt es.

Tante Friderike wird immer ſchlimmer. Sie hört nicht auf mich zu peinigen. Geſtern ſaß ſie bey mir — es kam jemand geritten — es war mir unmöglich auf meinem Stuhle zu bleiben, ich lief nach dem Fenſter. Da ſchlug ſie ein abſcheuliches Gelächter auf und ſagte: „Ha ha ha! ſiehſt du Henriettchen, wie er da hertrabt, der Grünauiſche Student? ſiehſt du, wie er dir entgegen lächelt? wie die Augen funkeln? nun das iſt doch wahr, Henriettchen, du haſt dir etwas hübſches ausgeleſen.“

Ich zitterte vor Scham und Verdruß, und mußte blutroth ſeyn, denn mein Geſicht glühte, und ich konnte kein Wort antworten. Da wurde ſie immer böſer, und hat mir wohl eine Stunde vormoraliſirt.

Heute hat ſie eine neue Pein für mich ausgeſonnen. Sie kam eben, da ich mich ſetzen, und Ihnen dieſen Brief ſchreiben wollte, zu mir, und fragte, ob ich wohl Luſt hätte, den Hofrath Grimmlein zu heyrathen? Bedenken Sie nur, was das für eine boshafte Frage war! ich ein Kind von achtzehn Jahren, ſollte einen Mann heyrathen, der mein Grosvater ſeyn könnte? mit drey Kindern? Ich ſagte kurz, ich wäre zum Heyrathen noch zu jung: da gieng das Quälen von neuem an, und ſie blieb dabey, daß ich nur deswegen ſo entſchloſſen antwortete, weil ich in den Studenten verliebt wäre, lachte höniſch, und ſagte: nach vier Wochen ſollte ich ſchon anders ſingen.

Was will aus mir werden! erliegen muß ich unter meinem Grame. Mein ganzes Herz brennt für einen Menſchen, den ich nicht kenne, von dem ich nicht weis, wo er wohnt, und ob ich ihn in meinem Leben wieder ſehen werde. Von auſſen her ſezt mir die Tante mit den peinigendſten Reden zu, und habe keinen Freund, dem ich mein Leiden klagen könnte. Ich habe immer geglaubt, mein Vater ſoll mein Elend bemerken und mich deswegen befragen. Ich habe einigemal mit Fleiß geweint, und bin mit meinen rothen Augen vor ihm getreten. Der hat ſich aber ſo in ſeine Arbeiten vertieft, daß er weder ſieht noch hört.

Gott erbarme dich meiner! Ich gehe irre, und kann keinen Wegweiſer finden. Mein eigner Vater verläßt mich. Mein eigner Vater bekümmert ſich nicht um ſein verirrtes Kind.

Verlaſſen Sie mich nur nicht, ſonſt bin ich ganz verlohren.

Ich habe mich heute im Spiegel beſehen, und bin vor mir ſelbſt erſchrocken. Ich bin hagrer worden, meine Backen werden bleich. Ich werde ihm wohl nicht mehr gefallen, wenn er mich wieder ſehen ſollte. Haben Sie denn noch gar keine Nachricht von ihm?

Aber da fällt mir Ihr Brief wieder in die Hand, der voll von traurigen Weiſſagungen iſt, der mir nicht die geringſte Hofnung macht, daß mein Trieb je werde befriedigt werden, der mir droht, daß die Befriedigung deſſelben Gift und Galle werden würde. Ich unglückliches Mädchen! So bin ich deswegen auf der Welt, daß ich viele Jahre lang dürſten, und am Ende mit Gift und Galle getränkt werden ſoll? Ha! Verlaß mich nicht, du mein geliebter Würgengel! Höre nicht auf meine Begierde nach dir zu entflammen, und du, Tante Friederike, werde nicht müde, mit deinen giftigen Reden mich zu peinigen, bis ich erliege und ſterbe. Iſt nicht ein früher Tod beſſer als ein langes qualvolles Leben? Ich bin ꝛc.

Henriette.

Eilfter Brief.

Friederike Helwingin an Luiſen Helwingin.

Feldingen, den 26. May.

Ja Schweſter! meinen ganzen Unwillen will ich andern fühlen laſſen. So lange ich lebe und meine Zunge brauchen kann, will ich ihn andern fühlen laſſen, meinen Unwillen und Zorn und Bosheit, wie eine Furie will ich umher gehen, und in jeden weiblichen Buſen, der ſich hebt, und Liebe athmen will, eine Schlange werfen. Ich habe lange genung der Liebe Freuden geſucht und nicht gefunden. Der Forſtſchreiber Holzhammer, den ich bey allen vieren zu haben glaubte, iſt mir auch aus dem Garne gegangen. Soll ich denn ganz ohne Freude ſeyn? Nein das will ich nicht. Ich muß auch Freude haben, und keine Freude iſt mir übrig gelaſſen, als die Freude andere zu peinigen. Ich habe ſie genoſſen, und will ſie ferner genieſſen. Drey Ehegelöbniſſe habe ich ſchon zerriſſen, und in ſechs Ehepaare habe ich ſchon ſo viel Eiferſucht und Zwietracht gebracht, daß ſie einander wohl hinmartern werden. Mit Henriettchen habe ich auch ein ganz hübſches Plänchen vor. Das wäre mir doch ſo etwas: das grüne Ding da, ſollte ſich mit einem jungen Kerle, der von Geſundheit ſtrotzt, herumdahlen und ſchnäbeln? und ich, ihre Tante, die bald Großmutter ſeyn könnte, ſollte dabey ſitzen und zuſehen und das Licht putzen? Ich wüßte nicht, wie mir wäre! Nein warte nur, Henriettchen, ehe zwölf Wochen ins Land gehen, ſollſt du dir die Härchen aus dem Kopfe raufen, ſo wie ich ſie mir auch herausgerauft habe.

Daß du mir, heilige Schweſter, nur nicht viel vormoraliſirſt. Das hilft alles nichts, wenn der Menſch aufs äuſſerſte gebracht wird, da kennt er keine Moral mehr. Und wir ſind aufs äuſſerſte gebracht. Das Brod hat man uns zwar nicht genommen, aber den Mann, den Mann hat man uns genommen. Und ich will lieber Käſe und Brod eſſen und einen geſunden Mann haben, als bey Edelmannskoſt eine Nonne ſeyn.

Ich weis nicht was man itzo quickelt und quäckelt von der Aufklärung unſerer Zeiten, und von der Glückſeligkeit, die die Menſchheit genieſt? Gehören wir nicht auch mit zur Menſchheit? Sind wir nicht ein wichtiger Theil derſelben? Und glauben denn die Kerls, die das Glück unſerer Tage ſo hoch preiſen, daß wir glücklich ſeyn können? Wir ohne Mann? Weiber ohne Mann? Ohne Mann? Müſſen itzo nicht tauſend unſers Geſchlechts nach einem Manne girren? In die Zähne möchte ich ſie ſchlagen, alle die Kerls, die ein ſo einfältiges Gewäſch ſchreiben. Vermuthlich ſinds Pedanten, die ſonſt nichts als ihre Bücher kennen, und die glauben, nun wäre die ganze Welt ſelig, weil etwa ihnen ihr Verleger ein paar Thaler mehr für den Bogen bezahlt, als der Verfaſſer der Inſel Felſenburg bekam.

Du haſt dir gewiß itzo etwas zugelegt, daß du auf einmal ſo zu moraliſiren anfängſt. Ich weis doch die Zeiten auch noch, da du brav mitgeklatſcht haſt. Ich bin ꝛc.

Friederike.

Zwölfter Brief.

Luiſe Helwingin an Henrietten.

Grünau, den 1. Jun.

Es wird doch kein anderer Rath für dich, liebes Henriettchen, übrig ſeyn, als daß du dich bemüheſt, den jungen Mann, der dir ſo viele Leiden verurſacht, zu vergeſſen. Wenn es dir gleich im Anfange ſauer wird, ſo wird es dir doch nach und nach möglich werden, zumal wenn ſich unter der Hand etwa wieder ein anderer lieber junger Mann finden ſollte, der ſich um deine Gunſt bewürbe. Man ſtirbt ſogleich nicht von einer fehlgeſchlagenen Liebe, ſonſt müßte ich lange tod ſeyn, da ich ſchon mehr als zwölf junge Männer habe vergeſſen müſſen, die ich eben ſo gerne gehabt hätte, als du den deinigen, und um deren jeden ich wenigſtens eben ſoviel leiden mußte, als du von meiner Schweſter ausſteheſt.

Vielleicht wird dir das Vergeſſen leichter, wenn ich dir melde, was ich geſtern erfahren habe. Ich gieng geſtern Abends, im Mondenſcheine, mit einem jungen Manne ſpaziren, der ſeit einiger Zeit meine Freundſchaft ſucht. Er iſt gar ein feiner rechtſchafner Mann, gar nicht ſo tändelnd und flatterhaft, wie ſonſt Mannsperſonen in den Jahren zu ſeyn pflegen, ſondern recht geſezt, und ſittſam. Aus ſeinen Augen blickt die Ehrlichkeit, und wie ſein Mund ſpricht, ſo meynt es auch ſein Herz. Er wird die Akademie bald verlaſſen und ein Amt ſuchen. Doch — was wollte ich ſagen? Ja — mit dieſem ſpatzirte ich unter den Linden, da begegnete mir dein geliebter Würgengel. Ich fragte ſogleich meinen Führer, ob er ihn nicht kenne? Und er verſicherte mich, daß es ſein Freund ſey, und erzählte mir ſehr umſtändlich, alles, was ich von ihm zu wiſſen verlangte.

Da erfuhr ich denn gleich, daß er — ein Adelicher ſey. Wirſt du nun wohl noch ferner auf ihn rechnen können? Ueberdieß verſicherte mich mein Führer, er ſey ein Spieler, er habe ohnlängſt in einer Woche zweyhundert Thaler verlohren, und ſey dadurch ſo zurück gekommen, daß er ſeine goldne Uhr habe verpfänden müſſen. Wünſcheſt du nun wohl das Weib eines Mannes zu ſeyn, der ein Spieler iſt? Willſt du wohl zu Hauſe einſam ſitzen, und ſchmachten und gieren, unterdeſſen, daß dein Herr Gemahl am Spieltiſche mit gierigem Blicke das Schickſal ſeines Beutels von dem Umſchlage eines Kartenblats erwartet? Glaubſt du wohl, daß es ein ſo groſſes Glück ſey, halbe Nächte ſich nach einem Manne ſehnen müſſen, der, wenn er zurück kommt, deine feurigen Umarmungen froſtig erwiedert, wenn du von Liebe und Sehnſucht ſprichſt, von Treffelkönig und Cöuras redet, oder dich wohl gar mit heftigen Verwünſchungen zurück ſtößt?

Folge mir, liebes Henriettchen, und lerne bald die ſchwere Kunſt Männer zu vergeſſen, die dein Herz in lichte Flammen geſetzt haben. Denn vermöge der Einrichtung, die. ich weis nicht durch wen? in unſerm Staate gemacht iſt, kannſt du funfzig Männer lieben, und du biſt ſehr glücklich, wenn du einen davon bekommſt. Man hat die Menſchen, die, meinem Bedünken nach, alle gleich ſind, in viele Klaſſen eingetheilet. Nur aus einer Klaſſe darfſt du den Freund erwarten, der ſein Glück mit dir theilt. Aus dieſer Klaſſe darfſt du nicht wählen, denn dieß würde man dir für eine unverzeihliche Sünde anrechnen, ſondern du mußt mit Geduld abwarten, bis es einem von den Herren gefällt, dich zu wählen. Und wenn du nun gewählt worden biſt, ſo iſt noch die groſse Frage, ob der, der dich wählte, auch nach deinem Geſchmack und ſo geſonnen iſt, daß du mit ihm glücklich zu leben hoffen kannſt.

So ſtehn die Sachen in der Welt. Das beſte, was du thun kannſt, iſt, daß du dich darauf gefaßt machſt, ungeliebt dein Leben zu beſchlieſſen. Findeſt du dann demohnerachtet der Liebe hohes und ſüſſes Glück, ſo iſt die Freude deſto gröſſer, je unerwarteter ſie kommt.

Was die Beleidigungen betrift, die dir meine Schweſter zufügt, ſo iſt das beſte, wenn du ſie gelaſſen erträgſt. Denn es warten auf dich noch groſse Leiden, die dir alsdenn nur halb ſo ſchwer ſeyn werden, wenn du dich darinnen geübt haſt, ſie zu ertragen. Meine Schweſter wird ſich gewiß freundlicher gegen dich betragen, wenn ſie merkt, daß du deinen Geliebten vergeſſen haſt. Und ich will auf meiner Seite auch alles thun, was ich kann, um ſie auf andere Gedanken zu bringen.

Mit dem Hofrath hat es wohl nichts zu ſagen. Vermuthlich hat meine Schweſter dir mit ihm gedrohet, um dich ein bischen zu vexiren. Ich bin ꝛc.

Luiſe.

Dreyzehnter Brief.

Luiſe Helwingin an Friederiken Helwingin.

Grünau, den 1. Jun.

Um des Himmels willen, Schweſter! wo geräthſt du hin! Haſt du die Copie von deinem Briefe noch? ſo ließ ſie durch, und ſage, ob du nicht vor dir ſelbſt erröthen mußt, daß du ſo einen tollen Brief ſchreiben konnteſt.

Doch ich will dich nicht mehr daran erinnern. Du haſt ihn ganz gewiß in der Hitze geſchrieben, und ich will gern glauben, daß du nie thun wirſt, was du in demſelben gedroht haſt.

Ich ſage noch einmal, daß ich dir gern zugebe, daß unſer Schickſal äuſſerſt traurig ſey.

Ich habe auch ſchon lange den Gedanken gehabt, daß durch die hochgeprieſene Aufklärung unſerer Zeiten, wenigſtens die Hälfte des Menſchengeſchlechts, und die ſind wir Frauenzimmer, gar nichts gewonnen habe. Und ich dachte hierüber noch am vergangenen Sonntage nach. Da prieß unſer Pfarrer die Wohlthaten, die uns Gott durch die heilwertige Reformation Luthers erzeigt hätte, zeigte, wie verachtet ſonſt der Eheſtand geweſen wäre, wie Jünglinge und Jungfrauen in die Mauern der Klöſter wären geſtoſſen und gezwungen worden, ein eheloſes Leben zu führen; wie hingegen, durch Lutheri und ſeiner Gehülfen Predigten, der Eheſtand ſeine Würde, und die Chriſten die Freyheit wieder erhalten hätten, in denſelben zu treten. Ich biß die Lippen zuſammen, und dachte an dich und mich. Wenn wir die Freyheit haben, ehelich zu werden, dachte ich, wie kommt es denn, daß meine Schweſter und ich unehelich bleiben, da wir doch die Würde des Eheſtandes ſo ſehr zu ſchätzen wiſſen?

Es iſt lauter Wind, wenn man behauptet, daß der Eheſtand itzo begünſtigter, als in den finſterſten Zeiten des Pabſtthums, wäre. Kann es jemals mehr eheloſe Perſonen, als itzo, gegeben haben? Hatte man wohl je ſo viele Mönche, als itzo Soldaten? und müſſen dieſe nicht eben ſowohl auf den Eheſtand Verzicht thun, als ſonſt die Mönche?

Wenn es einmal ehelos gelebt ſeyn ſoll, Fürſten! warum reißt ihr denn die Klöſter ein? dieſe einzigen Zufluchtsörter unglücklicher Liebenden? Hätten wir noch Klöſter, ſo wäre uns, liebe Schweſter, mit einem male geholfen. So giengen wir ins Kloſter, unſere Neigung lenkte ſich nach und nach von den Männern auf die Bilder der Heiligen, wir knieten vor ihnen, hefteten auf ſie unſere brünſtigen Blicke, genöſſen dabey die ſüſſe Hoffnung, daß dieſe geiſtliche Liebe uns werde belohnet werden, mit unſern Runzeln vermehrte ſich die Achtung gegen uns und der Ruf von unſerer Heiligkeit. So aber iſt alles umgekehrt. Wir haben keinen Gegenſtand, auf den wir unſere Neigungen heften könnten, als — Männer, lebendige Männer. Jeder der unſere Neigungen bemerkt, verdammt ſie. Wir ſelbſt müſſen ſie verdammen, da ſie uns ſo viele Unruhe macht, und nie befriedigt wird. Nicht die geringſte Hofnung bleibt uns, daß dieſe Neigung werde belohnt werden. So wie unſere Runzeln ſich mehren, ſo werden wir verächtlicher. — Das iſt unſer Schickſal.

Du ſiehſt, Schweſter, wie aufrichtig ich bin, und wie ich mit dir unſere unangenehme Lage beklage. Aber dabey bleibe ich doch, daß der Vorſatz, unſchuldiger Menſchen Vergnügen zu verderben, der unſchicklichſte iſt, den du faſſen kannſt. Ich will dich itzo nicht an die Religion erinnern, die den Neid als das abſcheulichſte Laſter verdammt, denn ſonſt wirſt du mich doch wieder auf eine ſpöttiſche Art eine Heilige nennen, da ich mich doch meiner Schwachheiten gegen dich nie geſchämt, und nie etwas mehreres geſucht habe, als daß mich die Welt für ein ehrliches Mädchen halten ſolle. Aber das bedenke doch nur, daß der Neid dir die wenigen Reize, die dir noch übrig geblieben ſind, rauben und dich häßlich machen, und alle Mannsperſonen von dir zurückſcheuchen wird. Das bedenke doch nur, daß du durch dein Betragen alle Welt auffordern wirſt, dich zu verachten, und durch Spöttereyen ſich an dir, wegen der zugefügten Kränkungen, zu rächen.

Die Klaſſe von Frauenzimmern, in die wir nach und nach treten, ſteht ja ſo ſchon in dem Rufe, als wenn ſie durch ihre Klatſchereyen und Verläumdungen die mehreſten Zwiſtigkeiten der Familien anſpänne. Willſt du wohl durch dein Betragen dieſen Vorwurf beſtätigen? Ach wenn du doch mit mir den Entſchluß faßteſt, daß wir gemeinſchaftlich uns bemühen wollten, Muſter der Rechtſchaffenheit und Gefälligkeit zu werden. Welch Verdienſt würden wir uns um unſere Schweſtern erwerben! Wie ſchön würden wir den Spötter in Ehrfurcht gegen uns erhalten!

Kann es zu deiner Beruhigung etwas beytragen, daß Henriette dem jungen Mann, den ſie, deiner Meynung nach, liebt, entſage, ſo will ich gerne das meinige dazu beytragen. Ich habe ihr dieſerwegen ſchon geſchrieben.

Ob ich mir etwas zugelegt habe? Nu? Du würdeſt doch darüber nicht böſe werden? Du würdeſt doch wenigſtens deiner Schweſter nicht eine ziſchende Schlange in den Buſen werfen? Mache dir aber nur keinen Kummer, ich bin noch immer Franzöſinn und werde es auch wohl bleiben ewiglich.

Luiſe.

Vierzehnter Brief.

Carl v. Carlsberg an den Oberſten v. Brav.

Grünau, den 4. Jun.

Ja ich bin allein Sünder, lieber Herr Vetter, und will gern allein büſſen. Die Büſſung, die ich dulde, iſt für mich ſo peinigend und ſo anhaltend, daß ſie mich wohl auf Lebens lang vor der Spielſucht bewahren wird. Wie ein Schelm gehe ich umher, auf deſſen Kopf ein Stück Geld geſetzt iſt. Ich werde aufgeſucht, und muß mein Zimmer verſchlieſſen und durch enge Straſſen gehen, daß ich meinen Aufpaſſern nicht in die Hände falle. Denn die Kerls, an die ich verlohren habe, verfolgen mich allenthalben. Der eine fragt, iſt der Wechſel noch nicht angekommen? Der andre ſagt gerade zu, Bruder, ich brauche Geld, kannſt du mir das Bagatell nicht geben, das du an mich verlohren haſt? Keiner iſt unverſchämter, als Cronfeld. Dieſer überfällt mich alle Tage auf meiner Stube, und wenn ich ſie verſchlieſſe, ſo ſchreibt er Billetchen, fordert Bezahlung, und droht ſo gar, daß, wenn dieſe nicht erfolgte, er ſich genöthigt ſähe, auf eine Art mit mir zu reden, die mir nicht lieb ſeyn würde. Was der Menſch damit muß ſagen wollen! Ich habe ihnen längſt geſagt, daß ich gern bezahlen wolle, aber vor Johannistag ſey es mir unmöglich. Das hilft aber alles nichts. Sie verlangen, daß ich entweder um Geld ſchreiben, oder meine Kleider verpfänden ſoll. So ſtecke ich zwiſchen Thür und Angel. Entweder muß ich meine gute Mutter plagen — (Da pocht ſchon wieder ein Schurke an der Thüre. Ja poche nur, du kannſt lange warten, bis ich dir öfne. Nein das iſt zu arg! Kerl! nicht noch einmal ſchlage ſo an, oder du biſt verlohren. Itzo geht er — aber wie er brummt — wie er flucht. Lange werde ich wohl nicht an mich halten können, ſo breche ich los, und zeige den Kerls, mit wem ſie es zu thun haben. Zum tod ärgern iſt es doch, daß ein ehrlicher Mann, wie ein Schelm, das Licht fliehen muß).

Und meine Mutter kann ich unmöglich plagen. Oder ich muß den Wuchrern in die Hände fallen, das iſt ſchrecklich, da bin ich ohne Rettung verlohren; oder ich muß mich von meinen

Gläubigern auf der Straſſe verfolgen, und auf der Stube beſtürmen laſſen. Das iſt eben ſo ſchrecklich.

Guten Rath! guten Rath! lieber Herr Vetter! ſonſt verlange ich nichts von Ihnen. Es ſind noch drey Wochen bis zu Johannistag. Gott, wie lange werden mir dieſe währen! Und wenn ſie um ſind, bin ich alsdenn glücklicher? Hundert Thaler werde ich bekommen — davon ſoll ich ein Vierteljahr leben, und zwey hundert Thaler Schulden bezahlen, — ich werde neue Schulden machen müſſen, um die alten zu tilgen. Der Michaelswechſel wird wieder nicht mir, ſondern meinen Gläubigern gehören. Höllische Ausſicht! meine akademiſchen Freuden ſind ganz dahin. Keine Hofnung iſt da, daß ich hier werde klüger werden, weil meine Seele durch die mannigfaltigen Widerwärtigkeiten ſo niedergebeugt wird, daß ſie zum ruhigen Nachdenken ganz ungeſchickt iſt. Henriette — ſchon gebe ich ſie auf. Denn wird ein verſchuldeter Student, wenn er ſie auch einmal ausſpürte, es wagen dürfen, ſich ſo einer unſchuldigen Seele zu nahen?

Und welches iſt die Schandthat, die mich in dieſen Abgrund geſtürzt hat? eine einzige unüberlegte Handlung.

Der Aufenthalt in Grünau iſt mir unerträglich. Es kommt mir vor wie das rothe Meer, wo der beſte Schiffer in Gefahr iſt, auf eine Korallenbank zu gerathen, und Schiff und Gut zu verlieren, wenn er nicht immer das Senkbley in der Hand hält. Wenn Sie mich doch nur auf eine andre Akademie — Doch meine Henriette muß ich erſt entdeckt haben. Sie iſt das einzige, was mich noch an das Raubneſt feſſelt. Ich bin ꝛc.

Carl.

Funfzehnter Brief.

Carl v. Carlsberg an den Oberſten v. Brav.

Grünau, den 8. Jun.

Bald werden Sie, lieber Herr Vetter! angenehmere Briefe, als zeither, von mir leſen. Bald werde ich Ihnen melden können, daß ich das beſte Mädchen gefunden, daß ich ihr meine Neigung geſtanden habe, daß ſie mein Geſtändniß gut aufgenommen hat — und daß ich der glücklichſte Sterbliche bin. Was achte ich dann Schulden und Gläubiger und Schurken, wenn Henriette mich liebt? Gab die Liebe ſonſt den Rittern Stärke, Wüſteneyen zu durchirren und Rieſen und Drachen zu erlegen, ſo wird ſie mir doch wenigſtens ſo viel Verſtand verleihen, daß ich mich von meinen Plagegeiſtern entledigen kann. Und wenn die ganze Welt voll Schurken iſt, was achte ich es, wenn mein Kopf auf dem Buſen eines redlichen Mädchens ruht?

Aber wie? wenn ſie verlobt, wenn ſie verheyrathet wäre? Das iſt das Schrecklichſte was ich denken kann. So viel weis ich, daß ich ſie von dem Augenblicke an, da ich dieß erfahre, fliehen werde — aber ob es möglich iſt, ſo etwas zu überleben? ob es möglich iſt, den Gedanken zu ertragen, daß ein anderer im Beſitz des Mädchens iſt, von der ich gewiß weis, daß ſie in Gottes Welt die einzige iſt, die mich glücklich machen kann? daran zweifle ich ſehr. Doch wozu dieſe Grillen? ſie iſt weder verlobt noch verheyrathet. Für mich, für mich iſt ſie gebohren, erzogen, gewachſen, ich weis es gewiß, mein Herz ſagt es mir.

Geſtern wurde ich von Cronfelden zu einem Balle eingeladen; ſo ſehr ich mich auch ſcheue ihn zu ſehen, ſo enge es mir auch in jeder Geſellſchaft wird, in der er ſich befindet, ſo nahm ich doch ſeine Einladung an, weil ich glaubte, der Ball würde mich zerſtreuen.

Die Verſammlung war zahlreich und beſtund aus Studirenden, Profeſſoren, Magiſtern, und ihren Weibern und Töchtern. Fragen Sie mich ja nicht um ihre Namen, denn ich habe mich um niemanden bekümmert, weil eine Perſon gleich bey dem Eintritte meine ganze Aufmerkſamkeit ſo feſſelte, daß ich für alles andre keinen Sinn mehr hatte. Es war eine von meiner Henrietten Begleiterinnen, die ich in Richmanns Garten antraf. Zelnik hatte ſie auf den Ball geführt, und war ſehr geſchäftig um ſie. Ich erkundigte mich bey ihm, wer ſie ſey, und er ſagte mir voller Verwirrung, ſie ſey Hofmeiſterin bey den Töchtern des Herrn von Roſewitz. Ich war ſo verwirrt als er.

Sind ſie mein Freund? fragte er.

Und ſind ſie der meinige? fragte ich.

Nun ſo bitte ich, — ſagte er weiter, daß ſie die Neigung unterdrücken, die ſie gegen dieß Mädchen gefaßt haben. Schon ſeit einem Monate — Sie irren ſich, fuhr ich fort, ich will ihr Glück nicht ſtören. Aber ſprechen muß ich dieß Mädchen, weil ich Sachen von Wichtigkeit von ihr zu erfahren hoffe.

Er ſetzte ſtark in mich, um mein Geheimniß zu erfahren, aber ſeine Bemühung war umſonſt. Er ſahe mich eiferſüchtig an, und anſtatt mir das Mädchen zuzuführen, forderte er ſie zum Tanze auf.

Sobald der Tanz geendigt war, faßte ein anderer ihre Hand, nach dieſem ein dritter, nach dieſem ein vierter, und ob ich gleich mich immer in die Nähe ſtellte, um der erſte zu ſeyn, der ihre Hand bekäme, ſo ſchien es mir doch, als wenn ſie mit Fleiß mich nicht bemerken wollte, und es ihr lieb ſey, wenn gleich eine andere Hand da wäre, die ſie, ſtatt der meinigen, ergreifen könnte.

Endlich erwiſchte ich ſie doch.

Sie tanzte mit ſichtbarer Verlegenheit. Ihre

Blicke vermieden die meinigen, und ſie ſchien zu wünſchen, von mir entfernt zu ſeyn.

Du ſollſt, dachte ich, ſobald nicht loskommen. Indem ich am Ende des Tanzes ihre Hand küßte, fragte ich auch, darf ich nicht um eine Unterredung von zwey Minuten bitten? Das konnte ſie mir freilich nicht abſchlagen, ſie mußte mit mir an das Fenſter treten, und folgende Fragen beantworten.

Ich glaube ſie in Richmanns Garten geſehen zu haben.

Es iſt möglich.

Und ſie hatten zwey Frauenzimmer bey ſich?

Ganz recht.

Darf ich bitten, mir noch eine Frage zu beantworten, die mir äuſſerſt wichtig iſt?

Wenn ich es im Stande bin.

Der Name des Frauenzimmers im Amazonenhabite?

Henriette.

Und der Hauptname?

Aber warum iſt ihnen ſo viel daran gelegen, den Namen eines Mädchens zu wiſſen, das ihnen ganz gleichgültig ſeyn muß?

Gleichgültig? (hier druckte ich und küßte und ſtreichelte ihre Hand, und hätte gern vor ihr gekniet, wenn ich nicht ſo viele Zuſchauer gehabt hätte) Keine Perſon iſt mir ſo wichtig als ſie.

Vermuthlich halten Sie ſie für ein Fräulein? Ey ſey ſie doch Fräulein oder Gräfin, oder Doctors oder Schneiders Tochter. —

Hier kam Zelnik getreten, der mich während des ganzen Geſprächs beobachtet, und vermuthlich aus der Heftigkeit, mit der ich ihre Hand an meinen Mund drückte, einen Liebesantrag geargwohnt hatte. Kaum ſahe ſie ihn, ſo wand ſie ihre Hand los und ſagte ſehr vernehmlich, vermuthlich, daß es Zelnik hören ſollte: Ich bitte inſtändigſt, daß Sie nicht ferner mit dergleichen Fragen in mich dringen. Ich kann, ich darf ihnen nichts weiter ſagen, als was Sie nun wiſſen. — Zelnik faßte ihre Hand, ſahe ſie forſchend an, zog ſie bey Seite, plauderte mit ihr recht herzlich, und erfuhr vermuthlich von ihr alles, was ſie vor mir zu verbergen ſuchte.

Und ich will es auch erfahren, dafür bin ich Bürge. Binnen hier und acht Tagen habe ich

Henrietten ausgekundſchaftet und geſprochen, und wenn ſie hinter zehn Mauern verwahrt wäre.

Fortſetzung.

Zelnik beobachtete mich mit ſo eiferſüchtigen Augen, daß ich alle Hoffnung aufgab, mit ſeinem Mädchen vor dießmal noch ein Wörtchen im Vertrauen reden zu können.

Ich überließ mich alſo dem Tanze und der Freude, und wurde bald ſo vergnügt, daß ich Schulden und Gram vergaß. Die Welt, dachte ich, iſt doch nicht ſo ſchlimm, wie du ſie gedacht haſt. Hier ſind gegen funfzig Menſchen, die allzumal glücklich und frölich ſind. Du biſt der einzige, der itzo leiden muß. Was iſt das gegen ſo viele? Und haſt du nicht auch Freuden? Haſt Tanz und Saitenſpiel, und Hoffnung zu Henrietten. Vivat die Welt! dachte ich, leerte ein paar Gläſer Punſch aus, und forderte wieder das nächſte Frauenzimmer zum Tanze auf. —

Es war die Frau Profeſſorin Ribonius, eine ſehr einnehmende Frau. Ihr Blick ſchmelzte mein Herz, und kaum war der Tanz geendigt, ſo zog ſie mich auf die Seite und fieng folgendes Geſpräch mit mir an:

Ich habe zeither ihrentwegen viel gelitten.

Das ſollte mir leid thun. Aber wie ſoll ich das verſtehen?

Ich habe gehört, daß Sie unglücklich geſpielt haben, und daß ihre Umſtände dadurch ſind derangirt worden.

Ich kann es nicht leugnen. Aber wie kann ihnen mein Schickſal Leiden verurſachen?

Glauben Sie wohl, daß ein Frauenzimmer, das Gefühl hat, einen ſo liebenswürdigen Cavalier (hier kam ein Blick und Händedruck, der mir, wie ein elektriſcher Schlag, durch die Glieder fuhr) ohne Theilnehmung kann leiden ſehen?

Ich ſchlug beſchämt die Augen nieder und — ſagte nichts.

Darf ich bitten, daß Sie mir eine Frage beantworten?

Ich thue es mit Vergnügen.

Wie viel haben Sie verſpielt?

Mein ſämtliches Geld, und bin noch gegen 200 Thaler ſchuldig.

Es hat mich ausnehmend gekränkt, daß ihnen mein Mann es abgeſchlagen hat, ihnen Vorſchuß zu thun.

Wie kann ich es denn einem rechtſchaffnen Mann verdenken, wenn er einem Spieler nicht borgen will?

Er iſt ein mürriſcher Mann. Ich weis nicht (ein Seufzer) ob ich einen Mann habe oder nicht. Er hätte ihnen das Geld geben ſollen. Wollen Sie mir erlauben, daß ich die 200 Thlr. für Sie bezahlen darf?

Aber was wird der Mann dazu ſagen?

Alles Vermögen meines Mannes kommt von mir, und ich kann darüber diſponiren wie ich will.

Aber —

Aber — ich will ſchon meinen Mann dazu bereden, daß er ſeine Einwilligung giebt. Ha! glauben Sie, daß eine Frau nicht alles über ihren Mann vermag?

Und wenn ſoll ich das Geld wieder bezahlen?

(wieder ein Händedruck und ſchmelzender Blick) Wieder bezahlen? ſo bald ich Sie darum mahne.

Ich küßte ihr die Hand dankbarlich, und erhielt von ihr die Verſicherung, daß ich es, den andern Morgen um neun Uhr, bey ihr abholen könnte.

Nun ſetzten wir uns, ſprachen verſchiedenes, und wurden bald gegen einander ſo zärtlich, daß ich zu wünſchen begann, ſie möchte unverheyrathet ſeyn.

Unter andern Geſprächen kamen wir auch auf das Liedchen: Sagt wo ſind die Veilchen hin. Sie behauptete es ſey von Bürger, ich behauptete es ſey von Jakobi. Sie bot mir eine Wette an, die ich abzulehnen ſuchte. Sie ſagte aber, es wäre ihr nichts ſo theuer, das ſie nicht daran ſetzte, ich ſollte nur fordern. Nach einigem Beſinnen ſagte ich endlich, wenn Sie Unrecht haben, ſo müſſen Sie mir einen Kuß geben.

Loſer! ſagte ſie, und drohte mit dem Finger, ſie fordern viel. Aber daß Sie ſehen, daß ich meiner Sache gewiß bin, ſo verſpreche ich ihn ihnen, auf den Fall, daß Sie Recht haben. Wenn ich doch nur gleich den Muſenalmanach hier hätte!

Und wo iſt er? fragte ich begierig.

Auf meiner Toilette in meinem Putzzimmer, antwortete ſie.

Ich ſprang auf, ſie hielt mich, ich wand mich aber los und eilte nach ihrer Wohnung zu.

Bey meinem Eintritte wurde ich ſehr unfreundlich bewillkommt. Aus einem Winkel des Hauſes fuhr ein Hund auf mich los. Hier hatte er ſeine Jungen, und ſeine Heftigkeit rührte vermuthlich daher, weil er glaubte, daß ich ſie ihm rauben wollte. Ich redete freundlich mit ihm, er kehrte ſich aber nicht daran. Ich ſchlug nach ihm mit dem Stocke, da wurde er noch raſender. Ich rief, ob niemand zu Hauſe ſey? aber niemand antwortete mir. Da that ich endlich einen Sprung auf die Treppe, und er murrete und legte ſich wieder zu ſeinen Jungen.

Da ich auf den Saal kam, gieng ich in das nächſte Zimmer. Hier brannte ein Lämpchen und ſtund eine Wiege, wo ein Kind ſo jämmerlich winſelte, daß mein ganzes Mitleid rege wurde. Es hatte ſich ſo abgeſchrien, daß ſein Geſchrey weiter nichts als ein heiſeres Gaumſen war. Mit ſeinen Gliederchen hatte es ſich ſo zerarbeitet, daß es vom Schweiſſe troff. Ich wollte es herausnehmen, da ich aber die Wiege öfnete, zog mir ein ſo abſcheulicher Geſtank entgegen, und das Kind ſtak ſo tief in ſeinem Unrathe, daß ich den Ekel unmöglich überwinden konnte. Ich lief alſo in das Nebenzimmer und fand niemanden. Ich öfnete die Stube die daran ſtieß, auch da war niemand zu finden.

Das Geſchrey des Kindes wurde immer ſchwächer und ſchwächer, es fieng ſchon an Verzuckungen zu bekommen, und ich beſorgte, daß ihm itzo der Odem ſtille ſtehen würde.

In der Angſt ſchrie ich zur Treppe hinunter, ſo ſtark ich konnte, und zog an einer Glocke, worauf der Hund wieder ein ſchreckliches Gebell anfieng, und aus dem Hinterhauſe eine Familie herausſtürzte, die erſchrocken fragte, was es gebe? Hülfe! Hülfe! rief ich, es will jemand ſterben. Da kam die ganze Familie die Treppe herauf gezogen.

Zu gleicher Zeit öfnete ſich auch die Thür eines Kämmerchens — eine Mannsperſon wiſchte aus demſelben in der Dunkelheit über den Gang weg, und die Wärterin des Kindes kam zitternd, mit zerſtörten Haaren, heraus getreten.

Was giebt es denn? fragte ſie erſchrocken. Iſt denn ein Unglück? fragte die Familie, die die Treppe herauf kam.

Um Gottes Willen, ſagte ich, kommt alle zu Hülfe! Hier liegt ein Kind, von aller Welt verlaſſen, das eben itzo verſcheiden will.

Ich dachte was mir fehlte, antwortete die freche Wärterin, lief nach der Wiege, und der ganze Zug folgte nach. Sie ſtunden alle, wie verſteinert, da ſie den bejammernswürdigen Zuſtand des Kindes ſahen. Es hatte wirklich Convulſionen, ſein Mund war blau, und wurde auf eine ſchreckliche Art hin und her gezogen, alle ſeine Glieder wurden durch die heftigſten Zuckungen bewegt.

Die Frau der herbeygekommenen Familie, die ihr Kind auf dem Arme hatte, zitterte am ganzen Leibe, ſchwieg erſt einige Minuten, dann fuhr ſie wüthend auf die Wärterin los: „Ihr Rabenmenſch! ſagte ſie, ihr wollt Kinderwärterin ſeyn, und geht der Hurerey nach, und laßt das arme Würmchen unterdeſſen verderben. Nicht meine Katze wollte ich ſo einem Thiere anvertrauen. Da Mann! halt mein Kind.“

Er nahm es zärtlich in die Arme. Der guten Frau ſtürzte ein Strom von Thränen aus den Augen, ſie holte das zuckende Kind aus ſeinem Unrathe heraus, ſauberte es, und führte die bitterſten Klagen über die Härte ſeiner Mutter.

„Gott zu erbarmen iſt es, ſagte ſie, was es für Mütter in der Welt giebt! denk, gehen dem Tanze nach, und vergeſſen ihre Kinder, die armen Würmchen, die auf Gottes Erdboden keinen Menſchen haben, der ihnen näher wäre, als die Mutter. Ich kann meine Kinder nicht in Samt und Seide kleiden, aber Gott ſey Lob und Dank! Noth dürfen ſie doch nicht leiden. Ich dächte der Erdboden müßte ſich aufthun, und müßte mich verſchlingen, wenn ich ſo eine Rabenmutter ſeyn, und mein Kind verlaſſen ſollte.“

Unter dieſen Worten war ſie immer geſchäftig, das Kind wieder herzuſtellen, ihre Kinder ſtunden um ſie und weinten, und ich war auch nicht vermögend die Thränen zurück zu halten. Die Wärterin gab gute Worte.

Itzo fiel es mir ein, daß es wohl gut ſey, wenn des Kindes Mutter ſelbſt zugegen wäre. Ich lief alſo zurück. Da ich in den Tanzſaal trat, war alles voll Frölichkeit. Zwanzig Paare tanzten engliſch, bey Trompeten und Paukenklang. Unter ihnen war die Profeſſorin. Eben die Muſik, die vor einer halben Stunde mich ſo ſehr aufgeheitert hatte, that itzo eine ganz entgegen geſezte Wirkung. Mir kam es vor, als wenn ich das Lärmen der Trommeln und Trompeten auf einem Schlachtfelde hörte, das der Deſpotismus vermuthlich erfunden hat, die Menſchen zu betäuben, und gegen das Winſeln und Röcheln ihrer Brüder fühllos zu machen, und als wenn die ganze Geſellſchaft ſich zu berauſchen ſuchte, um ihr Leid zu vergeſſen. Bey jedem Lächeln der Mütter fielen mir die Verzuckungen der Kinder ein, und ich empfand einen unausſprechlichen Seelenſchmerz, da ich mir vorſtellte, daß vielleicht noch mehrere Kinder izo dem Tode nahe wären, deren Mütter leichtfertig ſich allen Eindrücken der Freude überlieſſen. Die Profeſſorin bemerkte mich und warf mir einen Kuß zu, den ich unbeantwortet ließ.

Kaum war der Tanz geendigt, ſo kam ſie mit glühender Wange auf mich zu, faßte meine Hand, und fragte ſchalkhaft:

Nun mein Beſter! wer von uns hat Recht?

Verzeihen Sie mir, daß ich weder an den Almanach, noch an unſere Wette gedacht habe. In ihrem Hauſe —

Doch kein Unglück?

Ein groſſes Unglück!

Erſchrecken Sie mich nicht! was iſt es denn?

Ihr Kind iſt in Todesgefahr.

Mein Kind? War denn die Wärterin nicht da?

Nein ich habe ſie erſt aufſuchen müſſen.

Aber nun iſt ſie doch zugegen?

Ja, nachdem ich ſie herbey getrieben habe.

Nun da wird ſie ja für das Kind Sorge tragen.

Kaum glaube ich es.

Seyn Sie unbeſorgt, ſie iſt ein gutes Weib. Ich bezahle ihr ihre Mühe gut.

Ich ſollte aber glauben, wenn das Kind an die Bruſt gelegt würde —

Das wird ſie ſchon thun, ſie iſt ſeine Amme.

Alſo ſtillen Sie ihre Kinder nicht ſelbſt?

Niemals.

Vermuthlich haben Sie böſe Brüſte?

Ich, böſe Brüſte? Meine Brüſte, (hier machte ſie eine Bewegung, die mir die Ausſicht in das Innerſte ihres vollen Buſens öfnete,) ſind nie ſchadhaft geweſen.

O ich ſehe es. Einen reizendern Buſen —

(Hier bekam ich einen Schlag auf die Hand.) Wie glücklich muß das Kind ſeyn, das an demſelben ſpielen darf. Darf ich fragen, warum Sie ſich und ihrem Kinde dieſe Wolluſt verſagen?

Glauben Sie denn, daß ich eine Bauerstochter bin, daß ich mich ſelbſt mit kleinen Kindern befangen ſoll? Ein Frauenzimmer von meinen Jahren und von meinem Stande ſoll ihre beſte Kraft durch Kinder wegſaugen laſſen?

Ich kann davon nicht urtheilen. Ich habe aber immer geglaubt, ſo oft ich eine weibliche Bruſt geſehen habe, Gott habe ſie dahin geſetzt, daß die Kinder daran ſaugen ſollten.

Zu keiner weitern Abſicht?

Ich weis ſonſt von keiner. Aber Freundin! es iſt Noth vorhanden. Indem ich hier mit ihnen plaudere, ſtirbt vielleicht ihr Kind.

Das wäre ſchrecklich. Aber was ſoll ich denn thun?

Wenn ich ſeine Mutter wäre, ſo wäre ich ſchon bey ihm.

Da meynen Sie alſo, daß ich die Geſellſchaft ſtören, und mich entfernen ſoll?

Ich habe immer geglaubt, einer Mutter gienge das Kind über alles.

So kommen Sie denn und begleiten mich.

Ich? wird ihr Mann damit zufrieden ſeyn? (Hämiſch)

(Hämiſch) Sie ſind vermuthlich auf dem halliſchen Wayſenhauſe erzogen worden? ich empfehle mich Ihnen mein Herr!

Hierauf verließ ſie mich, lief nach dem Manne zu, riß ihn mit Ungeſtüm aus der Geſellſchaft heraus und entfernte ſich mit ihm.

Dieſer Vorfall hatte mich ſo bewegt, daß ich nicht länger in der Geſellſchaft aushalten konnte, ſondern mich entfernen mußte.

Ich hatte eine ſehr traurige Nacht, denn immer kam mir das Kind wieder vor, wie es gaumſte und zuckte. Ich fuhr zuſammen und erwachte.

Das iſt doch ſchrecklich, daß ein Weib die laute Stimme der Natur ſo erſticken, und ihres Kindleins vergeſſen kann. Ob Henriette zu einer ſolchen Sünde gegen die Natur auch wohl aufgelegt ſeyn kann? Unmöglich kann ich es ihr zutrauen. Aber eine von meinen erſten Fragen, die ich an ſie thue, wird doch wohl dieſe ſeyn, werden Sie auch ihre Kinder ſelbſt ſäugen? ſelbſt pflegen?

Fortſetzung.

Die Stunde rückt immer näher, da ich der Profeſſorin meinen Beſuch verſprochen habe. Dieß ſetzt mich in groſe Verlegenheit. Auf einmal meine Schulden bezahlen zu können, wäre freylich eine herrliche Sache. Aber der Schuldner eines Weibes zu werden, das gegen ihr eigen Kind grauſam iſt, iſt das nicht noch weit ſchlimmer? was thue ich!

Eben itzo erhalte ich von ihr ein Billet, das mich aus aller Verlegenheit reißt. Hier iſt es:

Mein Herr!

Ich danke Ihnen für die Sorge, die Sie für mein Kind getragen haben, und melde Ihnen, daß es auſſer aller Gefahr iſt. Sie werden einmal ein recht guter Vater werden, der ſich nie die Wolluſt verſagen wird, ſeine Kinder ſelbſt zu ſäubern und zu wiegen. Ich wünſche Ihnen eine Frau die Ihrer werth iſt, und die von ihrem Buſen weiter keinen Gebrauch zu machen weis, als ihn von Kindern zerkrazen und verunreinigen zu laſſen. Vor der Hand kenne ich ſchon ein Mädchen, das das hohe Glück, mit Ihnen verbunden zu ſeyn, verdient. Sie wohnt auf dem nächſten Dorfe.

Ich bedaure ſehr, daß ich Ihnen mit dem verſprochnen Gelde nicht dienen kann, weil ich heute, bey Durchzählung meiner Caſſe, gefunden habe, daß ſie weit ſchwächer iſt, als ich glaubte. Uebrigens bin ich mit aller Hochachtung, die Sie verdienen

Chriſtiana Ribonius.

Ich ſchrieb ihr auf der Stelle folgende Antwort:

Madame!

Sie haben mir eine große Gefälligkeit erwieſen, daß Sie mich aus der Nothwendigkeit heraus geriſſen haben, Ihr Schuldner zu werden. Ein Frauenzimmer, das die Geſetze unter die Füſſe tritt, die ſelbſt dem Wilden heilig ſind, das von ihrem rechtſchafnen Manne ſchlecht ſpricht, und ihrem eignen Kinde die Bruſt verſagt, wie grauſam muß das gegen ſeine Schuldner ſeyn. Können Sie mir ſchon ſo anzüglich ſchreiben, da ich Ihnen keine Verbindlichkeit ſchuldig bin, was würden Sie thun, wenn Sie mich ſich durch Gefälligkeiten verbunden hätten? Daß ich ein guter Vater ſeyn werde, hoffe ich.

Vater von markichten Kindern hoffe ich zu werden, die noch einmal Gutes in der Welt ſtiften ſollen, wenn die Ihrigen der Würmer Spott ſind, oder als Krüpel und Lahme Ihnen fluchen werden.

Ich hoffe eine Frau zu finden, die mit mir übereinſtimmend denkt. Es würde aber ſehr unbeſcheiden ſeyn, Sie mit Aufſuchung derſelben zu bemühen. Ich bin ebenfalls mit nicht mehr und nicht weniger Achtung, als Sie verdienen

Carlsberg.

Alſo wäre ich nun der Demüthigung überhoben, dieſem Weibsbilde Verbindlichkeit ſchuldig zu ſeyn. Aber wie ich meine Manichäer los werde, das weis der Himmel.

Kommt Zeit kommt Rath. Erſt muß ich für das Nothwendigſte ſorgen, und Henrietten ausſpüren. Ich bin

Carl.

Sechzehnter Brief.

Der Oberſte von Brav an Carl.

Holdersleben, den 16. Jun.

Wenn deine Leiden, lieber Carl! dich beſſern, und wenn ſie viele Jahre dauern, und wenn ſie dir einen groſſen Theil deiner akademiſchen Freuden rauben ſollten, ſo kannſt du ſie immer als Wohlthaten betrachten. Denn nur in dem Verſtande iſt es wahr, daß das menſchliche Leiden Wohlthat ſey, wenn es uns klüger und beſſer macht, auſſerdem wenn man das Leiden nur duldet, ohne ſich dadurch beſſern zu laſſen, verwandelt man es in Elend. Wenn du zu der Ueberzeugung kommſt, daß die Spielſucht ſcheuslich und für einen vernünftigen Menſchen entehrend ſey, ſo iſt dieß 10000 Thlr. werth, und du kannſt deine 200 Thlr. leicht verſchmerzen. Mich ſchmerzte es auch, da ich mein ſchönes Freykorps, am Ende des ſiebenjährigen Kriegs, auseinander mußte gehen laſſen. Da mich aber dieſer Schmerz klüger gemacht, und mich von einem diſſoluten Leben, zur geſunden Vernunft, zum Eheſtande, zur Natur und guten Büchern gebracht hat, ſo ſehe ich ihn, nach meiner Geburt, als die gröſste Wohlthat an, die mir Gott erzeigt hat.

Ob es allenthalben ſo hergehe wie in Grünau? Ich ſage an den mehrſten Orten. Das Wohl des allerhöchſten Aerariums und das Wohl des Vaterlands iſt in den mehreſten Staaten einerley. Ein Menſch, der ſchlau genug iſt, dem allerhöchſten Aerarium neue Quellen zu öfnen, heiſt ein Patriot. Einem ſolchen Patrioten verzeiht man vieles.

Aber daſs du deswegen nur nicht mit der Welt unzufrieden wirſt! du findeſt allenthalben rechtſchafne Leute, die jenen Vaterlandsvätern mächtig entgegen arbeiten.

Ueberhaupt muſst du dich gewöhnen dergleichen Unregelmäſsigkeiten mit anzuſehn, ohne dich zu ärgern. Denn wenn du dich darüber nun ärgern willſt, was richteſt du damit aus? du ſchadeſt deiner Geſundheit und Zufriedenheit, und machſt die Sachen doch nicht anders. Handele du allezeit nach den Grundſätzen der Vernunft und der Religion, und arbeite dem Böſen ſoviel entgegen, als du kannſt, ſo haſt du deine Pflicht gethan.

Da du geſunden Menſchenverſtand haſt, ſo zweifle ich gar nicht, daß er dir erlaubte Mittel zeigen werde, dich aus deiner Verlegenheit zu reiſſen. Das Stürmen deiner Gläubiger, das Gefühl des Mangels, werden ihn ſo ſpornen, daß er mehr thut, als du ihm ſelbſt zugetrauet haſt. Denn das iſt ein Hauptvortheil, den uns die Leiden verſchaffen, daß ſie uns lehren, unſere Kräfte fühlen und brauchen, die auſerdem in Unthätigkeit würden verroſtet ſeyn. Aber man muß auch nicht muthlos werden, und gleich vom Entweichen ſprechen. —

Fortſetzung.

Ich habe deinen andern Brief auch erhalten, in dem du deine Ballgeſchichte erzählſt.

Die Riboniuſin iſt ein trauriges Beyſpiel von ausgearteter Menſchennatur. Die Liebe eines geſunden, vernünftigen und rechtſchafnen Mannes, das Vergnügen Abſenker von ſich ſelbſt zu ſehen, iſt das gröſte Erdengut, das weibliche

Natur erlangen kann. Und doch haben viele dafür kein Gefühl. Du erſtaunſt darüber? Dein Erſtaunen wird ſich vermindern, wenn du erſt ſiehſt, wie man den Menſchen, von ſeiner Geburt an, behandelt. Mutter und Wehemutter, Vater und Geſinde, Lehrer und Arzt vereinigen ſich mit einander, der Natur entgegen zu arbeiten, und ihren Trieben eine unnatürliche Richtung zu geben. Iſt es nun Wunder, wenn ſolche Geſchöpfe zum Vorſchein kommen, dergleichen die Riboniuſin iſt?

Ich freue mich, daß du dem Fallſtrick, den ſie dir legte, entgangen biſt. Du würdeſt zu ſchwach geweſen ſeyn, deine Unſchuld gegen ſie zu behaupten. Aber nun kannſt du auch gegen ihre Rache auf deiner Hut ſeyn. Ein Weib, deſſen buhleriſche Verſuche vereitelt wurden, iſt zu allen Bosheiten aufgelegt. Auch iſt es mir lieb, daß du den Weg gefunden haſt, Henrietten auszukundſchaften. Doch hoffe ich, daß du in deiner Liebesgeſchichte kein Geheimniß für mich haben wirſt. Sey verſichert, daß ich alles gut heiſſen werde, was Gott und dein Gewiſſen nicht misbilligt. Und wirſt du wohl, ohne thöricht zu handeln, gegen dieſer ihre Einwilligung etwas thun können?

Itzo freue ich mich auf nichts mehr, als auf die Zurückkunft meines Ferdinands. Ich habe ihn ſeit drey Jahren nicht geſehen, und du kannſt unmöglich dich ſo ſehr nach dem Tage des Wiederfindens deiner Henriette ſehnen, als ich und meine Frau nach dem Tage, da er in unſere Arme ſtürzen, da wir die Frucht unſrer beyderſeitigen Liebe umarmen, und das Bild unſerer jugendlichen Munterkeit in ſeinen Geſichtszügen vereinigt ſehen werden. Es iſt ein unausſprechlich ſüſſes Gefühl, das Gefühl der Vaterliebe. O lieber Carl! lebe keuſch und rechtſchaffen, und wenn du dir dadurch keinen weitern Lohn erwürbeſt, als dieſen, daß du ein glücklicher Mann und Vater würdeſt, ſo biſt du für alle die Kämpfe, die die Keuſchheit koſtet, hinlänglich belohnt. Ich bin von Brav.

Siebzehnter Brief.

Carl v. Carlsberg an den Oberſten von Brav.

Grünau, den 24. Jun.

Es geht doch mit Henriettens Auskundſchaftung ſo geſchwind nicht, als ich mir vorgeſtellt habe. Ich bin zeither täglich bey Zelnik geweſen, und habe alle meine Beredſamkeit angewendet, von ihr nähere Nachricht herauszulocken. Es iſt aber alles umſonſt. Bald ſagt er, er wiſſe von ihr nichts, bald wird er heftig und ſagt: wenn er es auch wiſſe, ſo erfordere doch die Verbindlichkeit, die er ſeiner Freundin ſchuldig ſey, die es ihm anvertrauet hätte, die ſtrengſte Verſchwiegenheit. Er ſagte endlich trotzig zu mir: Carlsberg! entweder wir hören von der Stunde an auf Freunde zu ſeyn, oder du mußt mich mit deinem neugierigen Forſchen verſchonen.

Dieſer Weg war mir alſo auf immer verſchloſſen.

Ich habe einen andern verſucht und an ihre Freundin folgendes Billet geſchrieben.

Mademoiſelle!

Seitdem ich die liebe Henriette bey Ihnen geſehen habe, iſt mein Gemüth höchſt unruhig. Sie allein könnten mich beruhigen, wenn Sie die Gütigkeit haben, und mir ihren wahren Namen und den Ort ihres Aufenthalts nennen wollten. Sehen Sie mich für keinen leichtſinnigen Studenten an. Ich bin drey und zwanzig Jahr alt, und lebe nur auf der Akademie, um mir einige Kenntniſſe zu erwerben, die mir den Aufenthalt auf meinen Gütern verſüſſen ſollen. Erkundigen Sie ſich nach meiner Aufführung und urtheilen alsdenn, ob ich böſer Abſichten auf ein rechtſchaffnes Frauenzimmer fähig ſeyn könne. Warum wollen Sie mir denn die erſte Bitte, die ich an Sie thue, eine ſo unſchuldige Bitte, eine Bitte abſchlagen, durch deren Gewährung Sie einem Menſchen, der Ihnen zwar fremd, aber doch ehrlich iſt, die gröſte Freude machen könnten? In der Hoffnung, daß Sie mich erhören werden, bin ich ſtets

der Ihrige.

Ich erhielt hierauf folgende unangenehme Antwort:

Mein Herr von Carlsberg!

Warum dringen Sie ſo ſehr in mich, Ihnen den Aufenthalt eines unſchuldigen Mädchens zu verrathen, das nur ſo lange glücklich bleibt, als es Ihnen verborgen lebt, deſſen Zufriedenheit aber dahin iſt, ſobald es von Ihnen entdeckt wird? Sie lieben es wirklich? So geben Sie ihm doch den erſten Beweis Ihrer Liebe dadurch, daß Sie es nicht unglücklich machen! denn was können Sie wohl bey Ihrem Nachſpüren für Abſichten haben? doch wohl nicht dieſe, daß Sie Ihre müßigen Stunden bey ihr zubringen, und ſie blos zum Zeitvertreib haben wollen? So ſage ich Ihnen frey heraus, daß ich es auf das möglichſte werde zu verhindern ſuchen. Halten Sie es denn für gar keine Sünde, in einem unſchuldigen Mädchen Erwartungen zu erregen, die nie können erfüllt werden? Grauſamer! wenn Sie wüßten, wie viel ein Mädchen leiden muß, deſſen Erwartungen fehl ſchlagen, Sie ſtünden auf immer von ſolchen Zumuthungen ab. Und glauben Sie nicht, daß der Umgang eines jungen bürgerlichen Mädchens, mit einem jungen Cavalier, für ihre Ehre ſehr nachtheilige Folgen haben müſſe? Wollen Sie vielleicht der

Mann ſeyn, der einem Mädchen, das ihn nie beleidigte, die Hofnung zu einer glücklichen Ehe raubt? Vielleicht aber ſprechen Sie ſelbſt von Ehe? von ewiger Treue? Ach lieber Herr von Carlsberg! die Sprache kenne ich ſchon. Die Studentenehen, und die ewige Treue verliebter Jünglinge, gehören in das Kapitel vom ewigen Frieden und ewiger Freundſchaft, davon Rabner in ſeinem Wörterbuche handelt; an Ihrer Aufführung habe ich gar nichts auszuſetzen: denn daß Sie ohnlängſt gegen 200 Thlr. verſpielt hätten, glaube ich gern nicht. Aber ſind Sie nicht von Adel? glauben Sie wohl die Schwierigkeiten überwinden zu können, die Ihre Familie Ihrer Verheyrathung mit einer Bürgerlichen in den Weg legen wird? und, wenn Sie dieſelben überwinden, werden Sie im Stande ſeyn, das gute bürgerliche Henriettchen gegen die Spöttereyen und Demüthigungen und Naſerümpfen Ihrer hochadelichen Familie zu ſchützen? Meine Henriette iſt ein rechtſchafnes Mädchen, das Achtung verdient, und ich bin gar nicht geſonnen ſie deswegen verſpotten zu laſſen, daß ihr Vater ein — je ja doch, bald wäre mir etwas entwiſcht, ein Bürgerlicher iſt, wollte ich ſagen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Sehen Sie, lieber Herr von Carlsberg, daß ich nach Gründen handle. Ich bin ſtets

Ihre Dienerin, Helwingin.

Mit dieſem Billetchen werde ich mich nun, wie Sie leicht denken können, nicht abſpeiſen laſſen. Ich werde ihr wieder ſchreiben, und die Grillen, die ſie ſich macht, ihr zu benehmen ſuchen. Hilft auch dieſes nicht — nun ſo habe ich mir ſchon ein ander Projectchen ausgeſonnen, wie ich die Sache angreifen will.

Meinen Wechſel habe ich nun bekommen. Er beſtund in hundert Thalern, denen noch ein Geſchenk von zwanzig Thalern beygelegt war. Ich habe alle mein Nachdenken angewendet, um Mittel zu erſinnen, wie ich mich aus meinen Sorgen reiſſen könnte, denn nun erfordert es meine Ehre, mich aus Schulden heraus zu reiſſen, damit ich im Stande bin, Henriettens Freundin zu überzeugen, daß ich der unordentliche Menſch nicht ſey, für den ſie mich gehalten hat. Sehen Sie, wie ich die Sache angefangen habe! für dreyßig Thaler habe ich meine Uhr wieder eingelöſet, funfzehn Thaler habe ich Cronfelden, und fünf und zwanzig Thaler meinen übrigen Gläubigern auf Abſchlag bezahlt. Mit den noch übrigen 50 Thalern will ich mich beſtreben dieß Vierteljahr auszukommen. Ich werde kein neu Kleid kaufen. Ich werde von dem Traiteur, dem ich zwey Gulden wöchentlich für den Mittagstiſch zahlte, abgehen, und mich bey einem andern in die Koſt begeben, der nicht mehr als einen Gulden nimmt. Den Abendtiſch werde ich ganz aufgeben, und meinen Hunger mit Butterſchnitten zu ſtillen ſuchen. Sind Sie mit dieſer Einrichtung zufrieden?

Es wird mir viele Ueberwindung koſten ihr treu zu bleiben. Aber da meine Ehre und Zufriedenheit darauf beruht, ſo wird es mir doch nicht unmöglich ſeyn. Ich bin ꝛc.

Carl von Carlsberg.

Achtzehnter Brief.

Carl v. Carlsberg an den Oberſten v. Brav.

Grünau, den 18. Jun.

Ich bin krank, lieber Herr Vetter! ich bin im Ernſte krank. Denn wenn man den ganzen Tag umhergeht und den Kopf hengt, wenn weder Eſſen noch Trinken ſchmeckt, ſo kann man ſich doch wohl zu den Kranken rechnen. Die einfache Koſt, zu der ich mich gern gewöhnen wollte, will mir gar nicht behagen. Gleich bey meinem Erwachen fällt mir die Schüſſel voll Erbſen oder Bohnen oder Kohl ein, die ich zu Mittage werde zu verzehren haben, und dieſe macht mich den ganzen Vormittag unruhig. Bey Tiſche rühre ich in der Schüſſel, lecke an dem Löffel, und ſchiebe die Speiſe unwillig zurück, wenn ich ſie kaum halb genoſſen habe. Dann ſehe ich mich nach etwas anders um, und oft verleitet mich mein leckerhafter Gaumen mir ein Nacheſſen holen zu laſſen, das mir noch einmal ſo hoch zu ſtehen kommt, als die Mahlzeit bey meinem vorigen Traiteur. Des Abends geht es mir eben ſo. Ich ſuche allerley Vorwand, um mich von der Nothwendigkeit, ein Glas Wein zu trinken, oder eine Portion Braten holen zu laſſen, zu überzeugen. Geſtern z. E. war meiner Mutter Geburtstag, ehegeſtern bekam ich die Nachricht, daß mein Bruder Maximilian eine Compagnie erhalten habe. An ſolchen Freudentagen glaubte ich freilich verbunden zu ſeyn, mir etwas gütlich zu thun. Bisweilen glaube ich auch meiner Geſundheit wegen etwas thun zu müſſen, die bey einer allzuſtrengen Lebensart leicht leiden könnte. Da nun aber dergleichen freudige Tage das Jahr hindurch gar viele ſind, und die Beſorgniß, durch ſtrenge Lebensart meiner Geſundheit zu ſchaden, immer bleibt, ſo werde ich wahrſcheinlicher Weiſe, bey meiner gemachten Einſchränkung, mehrern Aufwand, als ehemals, haben.

Ich bin ein elender Menſch, wenn ich mich gegen Millionen andre halte, die bey einer Schüſſel voll Erbſen ſich erquicken und freuen können. Ich ſahe geſtern einen Fremden, unter meinem Fenſter, mit ſolchem Appetit einen Hering verzehren, mit dem ich kaum ein gebraten Rebhuhn ſpeiſe, darüber wurde ich ſo unwillig, daß ich mit geballter Fauſt mich vor die Stirn ſchlug und ſagte: könnteſt du dieß nicht auch? Iſt ſein Gaumen und ſeine Zunge etwa anders, als die deinige, geformt? Der ißt Hering, denkt Wunder was er hat, und iſt zufrieden. Du ſpeiſeſt noch einmal ſo gut als er, und klagſt über Mangel. Wahrhaftig von dieſem Augenblicke an halte ich mich für ärmer, als alle Bauern und Bettler. Ein Hering — der kann alle ihre Begierden ſättigen, und mir fehlt bey einem Teller voll Gemüſe und Fleiſch immer etwas, bald Braten, bald Wein, bald Fiſch, bald Gebacknes.

Das wichtigſte, was mir mangelt, iſt Henriette. Ja, ſo ſchwer es mir fallen würde, ſo wollte ich doch mit einem Heringe lernen vorlieb nehmen, wenn ich ſie nur dadurch zu erhalten wüßte.

Der Briefwechſel zwiſchen ihrer Freundin und mir iſt weiter gegangen, aber noch habe ich eben ſo wenige Aufklärung als zuvor. Ich ſchrieb ihr folgenden Brief.

Mademoiſelle!

Ihr Schreiben hat mich ſehr niedergeſchlagen. Bey meiner Ehre verſichre ich Sie, daß ich nie den Umgang eines Mädchens ſuchen werde, das ich nicht zu ehelichen feſt entſchloſſen bin. Daß ich einmal mich auf ein Hazardſpiel eingelaſſen habe, kann ich nicht leugnen. Fragen Sie doch aber nach, ob ich das Spiel fortſetze! Können Sie mir darthun, daß ich mich nur ein einziges mal wieder, in Anſehung dieſes Punkts, vergangen habe, ſo ſollen Sie mir nie ſagen, wer und wo Henriette iſt. Ein theurer Schwur! Daß ich von Adel bin, daran bin ich ganz unſchuldig. Ich muß Ihnen aber auch ſagen, daß ich einen andern Adel habe, der darinn beſteht, daß ich ein rechtſchaffener Mann bin, daß ich dieſen dem Adel vorziehe, den ich durch die Geburt erhielt, und daß es mir etwas leichtes iſt, auf denſelben auf ewig Verzicht zu thun, wenn er die Verbindung mit einer Perſon, die ich herzlich liebe, verhindern ſollte. Kann das alles Sie nicht bewegen, mir meine Henriette zu entdecken? O thun Sie es doch, und verhindern mich dadurch, mir ſelbſt einen Weg zu ihr zu bahnen, den meine Liebe mir gewiß zeigen wird. Ich bin

Carl von Carlsberg.

Hierauf erhielt ich folgende Antwort:

Mein Herr von Carlsberg!

Ich freue mich recht ſehr, daß ich nun gewiſſe Nachricht eingezogen habe, daß ſie kein Spieler von Profeßion ſind, und daß Sie angefangen haben, Ihre Spielſchulden zu bezahlen. Wenn Sie mich eben ſo überzeugen können, daß Sie unter hunderten Ihres Geſchlechts der einzige ſind, der beſtändig liebt, denn das können Sie nicht leugnen, daß die mehreſten jungen Herrn, beſonders auf der Akademie, Flattergeiſter ſind, die ſich kein Gewiſſen machen, mit ſüſſen Hofnungen uns arme Mädchen zu täuſchen, wenn ſie nur dadurch die Erlauniß erhalten, ihre müßigen Stunden mit uns vertändeln zu können; nun wenn Sie nicht ſo ſind, ſo will ich Ihnen gerne Umgang mit meiner Freundin verſchaffen. Aber ich muß auch wiſſen, daß Sie gar keinen Adelſtolz haben. Und wie wollen Sie mir dieß beweiſen? Gedulden Sie ſich! Wenn ich gewiß hoffen kann, daß Henriette durch Sie glücklich wird, ſo will ich Sie ſelbſt zu ihr führen. Aber itzo kann es noch nicht ſeyn. Ich bin

Luiſe Helwingin.

Da ſoll ich mich alſo gedulden, ſoll mich mit der Binde um die Augen umher führen laſſen, bis die Mademoiſelle Helwingin es für gut hält, ſie mir abzunehmen. Das geht unmöglich an. Binnen acht Tagen muß ſie mir die Binde abnehmen, oder ich reiſſe ſie ſelbſt los. Ich bin

Carl von Carlsberg.

Neunzehnter Brief.

Henriette an Luiſen Helwingin.

Koldingen, den 24. Jun.

Liebſte Tante!

Ihre Schweſter iſt boshafter, als wir beyde geglaubt haben. Sie hat mir wirklich den Hofrath Grimlein zugeführt. Geſtern ſaß ich in meinem Stübchen hinter dem Nähramen und dachte — an wen? können Sie leicht errathen.

Da hörte ich jemanden die Treppe herauf kommen, vernahm eine männliche Stimme, und war einfältig genug zu glauben, es wäre mein Geliebter. Es lief mir brühwarm über die Haut, und ich war ſchon verlegen, wie ich ihn empfangen ſollte — da trat mein Herr Hofrath herein. Ich erſchrack ſo ſehr, daß ich kein Wort ſagen konnte. „Nu!“ ſagte er, „ſo fleißig? das iſt ſchön! Die Mädchen habe ich immer am liebſten, die fein arbeitſam und eingezogen ſind, und nicht mit andern jungen Dirnen in die Welt hinein leben.

Ich machte ihm eine Verbeugung, das war das einzige, das ich in meiner Verwirrung thun konnte. Tante Friederike verließ mich mit einem teufliſchen Lächeln.

„Was ich doch ſagen wollte! (fieng er an, ſobald wir allein waren) hum! hum! haben Sie nicht Luſt zu heyrathen Mamſell? Sie ſind ja munter und raſch, und zum Eheſtande reif:“ und ohne meine Antwort abzuwarten, fuhr er fort, „ich will es nur kurz machen, wollen Sie mich nicht ehelichen? meine Haushaltung iſt in den beſten Umſtänden, ich habe eine anſehnliche

Einnahme, Brod und Ehre finden Sie bey mir und ein Haus — ohne Ruhm zu melden, es iſt das beſte in Grünau, gleich dem Rathhauſe gegen über auf dem Markte. Da wollen wir recht vergnügt leben. Ich habe mir ſchon lange gewünſcht, daß ich eine Perſon finden möchte, die mich in meinen alten Tagen wartete und pflegte."

Ich kann Ihnen unmöglich alles ſchreiben, was mir der Mann da alles her erzählte. Er redete von unſerm Eheſtande, wie von einer ausgemachten Sache, und beſchrieb mir ſehr weitläuftig, wie wir unſere Haushaltung einrichten wollten. Am Ende kam er in ſolchen Eifer, daß er auf den Tiſch ſchlug, mich bald ſein Jettchen, bald ſeine liebe Braut nannte. Ich wollte ihn unterbrechen, und fieng einigemal an: aber lieber Herr Hofrath —– Aber hin aber her, gab er zur Antwort, da laſſen Sie mich für ſorgen. Es hat noch niemand bey mir Noth gelitten. Am Ende wollte er mich küſſen, ich wich zurück, er ſprang aber auf mich los, faßte mich mit ſeinen ſtarken Armen, druckte mich ſo heftig an ſeine Bruſt, daß ich hätte erſticken mögen, und küßte mich ſo kräftig, daß meine Wange ganz von ſeinem Kuſſe benetzt wurde.

Dann ſprang er auf, und ſagte: „nun gut, nun gut, nun will ich zum Papa gehen, und ihm die Sache auch vortragen. Es ſoll ſein Schade nicht ſeyn, denn ich ſtehe gut bey dem Fürſten, verſtehen Sie mich wohl?“ Dann ſprang er wieder auf mich los, küßte mich, und ſagte im fortgehen, „für Ausrichtung der Hochzeit dürfen Sie gar nicht“ — aber lieber Herr Hofrath! ſagte ich, wenn es nur nicht Schwierigkeiten — „Schwierigkeiten hin, Schwierigkeiten her, war ſeine Antwort, es wird ſich alles geben, alles, alles, verlaſſen Sie ſich auf mich, alles wird ſich geben, alles, alles,“ und ſo gieng er fort.

Ach Tante retten Sie mich!

Mein Vater behielt ihn zu Tiſche, ich mußte neben ihm ſitzen, doch muß ich ihm zum Ruhme nachſagen, daß er mich wenig beunruhigt hat. Denn während der Mahlzeit gerieth er mit meinem Vater in einen Streit, über die Vorzüge der Stallfütterung, der ihn ſo eifrig machte, daß er mich ganz vergaß.

Erſt nach Tiſche, da er Abſchied nahm, fiel ich ihm wieder ein, er küßte mich, und druckte die Silhouette von ſeinem Munde, mit Bratenbrüh gezeichnet, auf meine Wange.

Sobald er fort war, flohe ich in mein Stübchen und weinte — ach wie ſüß waren dieſe Thränen, wie leicht wurde es mir um das Herz, ſo bald die erſten Thränen herabrollten. Aber auch die Freude, mich ſatt weinen zu können, gönnte mir die boshafte Friederike nicht. Sie kam bald nach, und ſagte ſpöttiſch: nun? das iſt ja eine betrübte Braut!

Bey dem Worte Braut, ſtieg mein Unwille aufs höchſte. Grauſame! rief ich, was habe ich verbrochen? Welcher Schandthat habe ich mich ſchuldig gemacht, daß Sie mich morden wollen? Meine Mörderin ſind Sie, das ſage ich Ihnen. Mörderin eines unſchuldigen Mädchens, in der Blüthe meiner Jahre.

Hoho, ſagte die Boshafte, nur nicht ſo hitzig! iſt das der Dank, daß ich dir nakten Mädchen zu einem Biſſen Brod helfen will?

Mein Vater trat herein, und verhinderte mich zu antworten.

- Warum weinſt du wunderliches Mädchen? fragte er, haſt du nicht Luſt den Hofrath zu heyrathen? er iſt doch ein verſtändiger, rechtſchaffener Mann, der ſein gutes Auskommen und allenthalben ein gut Lob hat. Antworteſ[illegible]ht? Ich wüßte weit und breit keine beſſere [illegible]thie für dich. Und ich wollte dich gar zu gerne vor meinem Ende noch verſorgt ſehen.

Ich fiel vor ihm auf die Knie, küßte ſeine Hände, konnte aber nichts ſagen, als — mein Vater!

Dein Vater bin ich, antwortete er, drum wünſchte ich eben, daß du mir gehorchen möchteſt. Du haſt ja von mir das Leben —

Und haben Sie, antwortete ich, deswegen ein Recht, es mir wieder zu nehmen?

Du kannſt es, ſagte er, halten wie du willſt, ich werde dich zu nichts zwingen. Das will ich dir aber ſagen, daß mein Glück izo in deinen Händen liegt. Der Hofrath hat mir verſprochen, mir die Amtmannsſtelle in Gollnau bey dem Fürſten auszuwirken, wenn du ihn heyrathen würdeſt. Sie trägt 1500 Thlr. ein. Ich könnte da in meinem Alter ruhig leben.

Giebſt du aber abſchlägliche Antwort, ſo muß ich als Amtsſchreiber mein Leben beſchlieſſen. Arbeit und Sorgen werden mich bald niederwerfen. Was willſt du denn als eine verlaſſene Waiſe, ohne Geld und Brod, anfangen?

Mein Vater! Sie ſoll ich retten?

Wenn du willſt, ſagte er, bedenk dich 3 Tage, dann ſage mir Antwort. Und nun verließ er mich.

Ach wenn doch meine Tante mich auch verlaſſen hätte. Aber die blieb. Ach Gott! wo finde ich Worte, die Qualen zu beſchreiben, die ſie mir zugefügt hat. Sie ſprach von frechen Dirnen, von verbuhlten Mädchen, von ungerathenen Kindern, die Gottes Fluch treffen würde — ach ich weis nicht, was ſie alles ſprach. Vielleicht ſäſſe ſie noch bey mir, wenn nicht unſer Pfarrer meinen Vater beſucht hätte, um den ſie immer ſehr geſchäftig iſt.

Womit habe ich doch dieſe Marter verdient, ich unſchuldiges Mädchen. Ich habe keine andere Wahl, als mich in den Abgrund des Elends zu ſtürzen, oder mich mit den ſchrecklichſten Vorwürfen zu todte martern zu laſſen. Welchen Tod ſoll ich denn wählen? rathen Sie mir doch, liebe Tante! aber ja geſchwind, geſchwind. Aber ach! ehe ich Ihre Antwort erhalten habe, werde ich ſchon meine Entſchlieſſung müſſen gefaßt haben.

Wie ſteht es denn mit dem jungen Manne? Er ſpielt? mag er doch, das iſt ihm doch wohl abzugewöhnen. Er iſt von Adel? was ſchadet denn das? Iſt denn ein Adelicher etwa ein anderer Menſch als ich? Ach wenn ich doch nur wiſſen ſollte, ob er mich ſo lieb hätte als ich ihn. Aber — wie kann er mich lieben, er fragt ja nicht nach mir — und wie kann er nach mir fragen? er weiß ja meinen Namen nicht. Ich habe ihm nur geſagt, daß ich Henriette hieß. Hätte ich Thörin nicht leicht meinen ganzen Namen ſagen können — und ſagen wo ich wohnte? Ach liebe Tante! erzeigen Sie mir die Barmherzigkeit, und laſſen ihm meinen Namen wiſſen. Da muß es ſich bald ausweiſen, wie er gegen mich geſonnen iſt. Wenigſtens ſchreiben Sie mir ſeinen Namen. Das thun Sie doch wohl? Ich bin ꝛc.

Henriette.

Zwanzigſter Brief.

Luiſe Helwingin an Herrn Helwing.

Grünau, den 26. Jun.

Lieber Bruder!

Aus einem Briefe von Henrietten habe ich erſehen, daß ſie von dem Hofrath Grimlein einen Heyrathsantrag hat, und du zugleich die Hofnung, Amtmann in Golnau zu werden. Darüber habe ich eine herzliche Freude gehabt. Denn es hat mir immer Leid gethan, daß du bey deiner vielen Arbeit ein ſo kümmerliches Leben haſt führen müſſen. So ſehr ich nun dein Glück wünſche, ſo ſehr wünſche ich auch, daß deine Tochter glücklich ſeyn möchte. Sie iſt deine einzige! Weißt du denn nun gewiß, daß ſie den Hofrath liebt? weißt du, daß ſie mit ihm glaube glücklich zu ſeyn? Aus ihrem Briefe muß ich das Gegentheil ſchlieſſen. Unſere Schweſter ſtürmt in ſie, ihm das Jawort zu geben. Dieſen Stürmen auszuweichen, und dir zu gehorchen, ergiebt ſie ſich vielleicht. Aber wenn ſie nun durch dieſe Heyrath unglücklich würde? wenn der Gram ſie tödete? wenn du bey dem Genuſſe deiner Einnahme dir immer verwerfen müßteſt, du hätteſt ſie mit der Zufriedenheit und dem Leben deiner Tochter erkauft? wenn du ſtürbeſt, denn bedenk wohl, du biſt ſehr ſchwächlich, und an dein Todenbette träte die Tochter, die du ins Unglück geſtürzt hätteſt, würdeſt du da nicht einen ſchwerern Todt haben? Alſo lieber Bruder! bitte ich dich recht herzlich, überlaß deine Tochter ihrer eignen Entſchlieſſung. Sie hat dich recht herzlich lieb, das glaube mir, und, aus Liebe zu dir, nimmt ſie den Hofrath gewiß, wenn ſie nur einige Wahrſcheinlichkeit hat, mit ihm leben zu können. Gezwungen darf ſie aber durchaus nicht werden.

Deswegen ſähe ich gar zu gerne, daß du ſie eine Zeitlang von unſerer Schweſter entfernteſt. Denn du vergräbſt dich in deine Acten und Rechnungen, und weißt immer nicht, wie es dem guten Henriettchen geht. Meine Schweſter peinigt ſie ſo, vermuthlich aus Begierde, dir ein einträgliches Amt zu verſchaffen, daß ich beſorge, das Mädchen bekommt ein Gallenfieber, und das wäre doch ſchrecklich, wenn ein ſo unſchuldiges Kind in ihres eignen Vaters Hauſe zu tode gemartert würde.

Höre meinen Rath! Bring mir das Mädchen, ſo bald du dieſen Brief erhältſt, herein, und laß ſie einige Wochen bey mir. In dieſer Zeit will ich verſuchen, die Neigungen ihres Herzens zu erfahren, und dann kann ſie ihren Entſchluß mit reiflicher Ueberlegung abfaſſen. Thue es ja! aber Friederike muß durchaus zurückbleiben, die verdürbe mir ſonſt den ganzen Kram. Ich bin

Luiſe Helwingin.

Ein und zwanzigſter Brief.

Carl v. Carlsberg an den Oberſten v. Brav.

Grünau, den 29. Jun.

Ich ergreife die Feder, um an Sie, lieber Herr Vetter! zu ſchreiben. Ich bin aber ſo verwirrt, daß ich nicht weiß, ob ich viel zuſammenhängendes hervorbringen werde. Heute früh ſchicke ich meine Aufwärterin wieder mit einem Briefe zu Henriettens Freundin. Sie kommt zurück und ſagt, die Mamſell wäre eben im Begriffe geweſen auszufahren. Mit wem? fragte ich heftig. Mit einer Mamſell, ſagte ſie, und beſchrieb ſie mir ſo, daß ich nicht anders glauben konnte, als es ſey Henriette geweſen.

Geſchwind, ſagte ich, bringe ſie mir den Kaffee. Ich warf mich in meine Kleider, brachte meine Haare, ſo gut als möglich, in Ordnung, und war fertig, ehe der Kaffee da war. Ich klingelte, ich rief, ich ſchimpfte, konnte aber mit alle dem es nicht ſo weit bringen, daß der Kaffee eher, als nach einer Viertelſtunde, gekommen wäre. Sobald er da war, ſezte ich drey Taſſen zugleich hin, goß ſie voll, ſchlurfte ſie aus und trabte nach dem Hauſe hin, wo die Helwingin wohnt.

Bey meinem Eintritte kam mir ein Dienſtmädchen entgegen, das mir ſagte, daß die Mamſell Helwingin eben itzo ausgefahren ſey. Und wohin? wer iſt ihre Geſellſchafterin? fragte ich begierig. Sie wußte mir aber nichts gewiſſes zu ſagen. Alles, was ich von ihr erfahren konnte, war, ſie habe von Richmanns Garten ſprechen hören, und daß ſie von da weiter fahren, und an einem Orte übernachten wollten, den ſie wieder vergeſſen hätte. Das Frauenzimmer, das mit ihr gefahren ſey, kenne ſie nicht, indem ſie ſelbſt fremd und erſt ſeit acht Tagen in dieſem Hauſe in Dienſten wäre.

Ich fragte nach ihrer Herrſchaft, denn das hatte ich mir ſchon vorgenommen, daß ich mich nächſtens nach der Helwingin Verwandſchaft bey dem Herrn von Roſewitz erkundigen wollte. Sie ſagte aber, dieſe wäre ſchon ſeit acht Tagen auf ihren Gütern.

Nun dachte ich, weißt du doch Richmanns Garten zu finden. Ich lief nach dem Bürger zu, von dem ich immer mein Reitpferd bekomme, um es ſogleich zu beſteigen, erfuhr aber, daß es ſchon vermiethet ſey. Ich lief zu einem andern, und erhielt eben die Antwort. Ich ſprang nach Hauſe, befahl meiner Aufwärterin, die ganze Stadt zu durchlaufen, um mir ein Pferd aufzutreiben, und wenn es auch nur drey Füſſe hätte, verſprach ihr einen Gulden, wenn ſie mir eins verſchafte, und nach zwey Stunden kam ſie erſt wieder — und hatte kein Pferd. Sie verſicherte mich, daß alle Pferde bereits vermiethet wären, weil in Perlewitz ein Vogelſchieſen ſey, nach welchem die halbe Akademie geritten wäre.

Und nun fiel es mir erſt ein, daß ich ſelbſt Füſſe hätte, deren ich mich bedienen könnte. Ich lief nach Richmanns Garten, erkundigte mich ſogleich ob Fremde da wären, und da ich erfuhr, daß der ganze Garten voll ſey, gieng ich hinein. Mir flimmerte es vor den Augen, da ich, in allen Lauben und Niſchen, Geſellſchaften ſahe, und wußte nicht, auf welche Seite ich mich zuerſt ſchlagen ſollte. Ich gieng langſam durch alle Alleen, ſchielte zur Rechten und Linken, betrachtete alles, was einem Frauenzimmer ähnlich ſahe, aber — Henrietten fand ich nicht.

Ich will es Ihnen nicht verbergen, lieber Herr Vetter! ich habe geweint. Der Unmuth bemächtigte ſich meiner ſo ſehr, daß ich mich unter die Birke wieder warf, wo ich ſie das erſtemal ſahe, mein Geſicht hinter das Schnupftuch verbarg, und meinen Thränen freyen Lauf ließ.

In dieſem Zuſtande traf mich eine Geſellſchaft Studenten an, von denen ich verſchiedene kannte. Sie erkundigten ſich nach der Urſache meiner Betrübniß, da ſie aber nichts erfahren konnten, fieng der eine, der Koſter hieß, an, was betrübſt du dich Närrchen! Die Welt iſt ſo ſchlimm nicht als du denkſt. Es giebt ja noch hübſche Mädchen drinne. Vor einer halben Stunde hätteſt du ſollen da ſeyn, da war dir ein Mädchen da, hol mich der T.. ſo raſch wie ein Hirſch. Wenn du die den Abend bey dir haben ſollteſt. —

Und wer war ſie denn? fragte ich. Wenn wir das wüßten, ſagte er, ſo wollten wir es dir nicht auf die Naſe binden.

Und nun verlieſſen ſie mich, nachdem ſie noch einige Unfläthereien geſagt hatten.

Ich gieng nach dem Wirthe, erkundigte mich bey ihm, ob er die Frauenzimmer nicht gekannt habe, die hier geweſen wären? Der war aber ſo geſchäftig, daß er mich kaum anhörte, und mir zur Antwort gab, er habe mehr zu thun, als daß er ſich nach den Namen ſeiner Gäſte erkundigen könnte.

So mußte ich armer Tropf denn wieder nach Hauſe ſchleichen, war durch die Wege gegangen, durch die Henriette gegangen war, hatte an dem Orte gelegen, wo ſie vielleicht vor einer halben Stunde geſeſſen hätte. Sie ſelbſt aber hatte ich nicht geſehen.

Bey dieſer Gelegenheit habe ich aber eine ſehr merkwürdige Entdeckung gemacht — daß ich ein Sclav bin. Ich ſchreibe mich Freyherr von Carlsberg, und bin doch weiter nichts als Sclav. Denn wenn ich frey war, warum ſprang ich denn nicht in eben dem Augenblicke, da ich hörte, daß Henriette da ſey, zur Helwingin hin? und da ich ſie nicht antraf, warum gieng ich denn nicht gerade nach Richmanns Garten? War es nicht als wenn ich in Feſſeln läge? war es nicht, als ob ich erſt von einem ſtrengen Gebieter Erlaubniß haben müßte? und wer iſt der Deſpot, dem der Sclav Carlsberg dient? ich erröthe es zu ſagen — eine Kanne voll Kaffee — ein Pferdeverleiher — ich kann noch mehrere nennen, ein Teller voll Lerchen, ein Rebhuhn, ein Glas Wein. Dieſe deſpotiſiren mich, dieſe vereiteln meine wichtigſten Entſchlieſſungen. Ha, der Sclav hielt es für unmöglich auszugehen, ehe er den Magen voll Kaffee hatte, ſaß auf ſeiner Stube, und holte erſt bey allen Pferdeverleihern Erlaubniß zu verreiſen ein. Ha! der Sclav nimmt ſich vor, ſeinen Aufwand einzuſchränken, und ein Teller voll Lerchen, ein gebraten Rebhuhn, und andere Leckereyen, zwingen ihn, ſeinem Entſchluß untreu zu werden. Das iſt doch abſcheulich. Mein Leben lang hab ich die Feſſeln, die ich trug, noch nicht ſo gefühlt, als izo.

Aber ſo wahr Gott über mir lebt, von dieſer Stunde an, will ich dieſe Feſſeln zerreiſſen. Ueber meine Stubenthür will ich ſchreiben, Freyherr, und ſo oft ich das Wort ſehe, will ich mich meines Entſchluſſes erinnern. Ich will von dieſer Stunde an thun, was meine Vernunft fordert, und nicht was mein Gaumen, oder Magen, oder Blut verlangt. Ich will die Knochen brauchen, die mir Gott gab, und den Irrthum auf ewig aus meiner Seele reiſſen, als wenn der Menſch zu ſeinen Reiſen nothwendig Pferdefüſſe haben müſſe.

Es iſt ſpät, ich muß ſchlieſſen. Aber ich werde einmal eine ſchreckliche Nacht haben. Sclav! Sclav! ach der Gedanke wird allen Schlummer verſcheuchen.

Fortſetzung.

den 27. Jun.

Es klärt ſich auf, es wird Tag, heller, lichter Tag wird es.

Nachdem ich heute einigemal vor dem Hauſe auf und ab gegangen war, an dem mein Herz hängt, ohne das, was ich ſuchte, geſehen zu haben, gieng ich wieder in mein Zimmer, und überließ mich meinen Gedanken. Gegen Abend gieng ich zu meinem Hauswirth, um ihm eine kleine Rechnung zu bezahlen. Gott! welcher Anblick, als ich in ſein Zimmer trat? Eben der Mann, den ich vor einiger Zeit mit Henrietten hatte in den Wagen ſteigen ſehen, gieng mit meinem Wirthe in der Stube auf und ab, und am Fenſter ſtund meine Henriette. Sie fuhr zuſammen, ſobald ſie mich erblickte, und unterdruckte kaum einen Schrey, den ſie thun wollte. Was ich begann weis ich wirklich nicht, denn ich war ſinnlos. Kaum hatte ich ſo viel Kraft, meinem Wirthe zu ſagen, daß ich mit ihm etwas zu ſprechen hätte.

Recht gut, recht gut, lieber Freund! ſagte er, aber ich bin izo in einer wichtigen Materie begriffen, nehmen Sie unterdeſſen Platz.

Poſito alſo, fuhr er zu dem Fremden fort, der reine Gewinn, verſtehen Sie mich wohl, der reine Gewinn, von einem Acker, betrüge 5 Thlr. —

Ich überließ ihn ſeiner wichtigen Materie, und gieng auf Henrietten los, deren Knie bebten, und die nicht vermögend war, die Augen aufzuſchlagen. Ich druckte ihre bebende Hand an meinen Mund, und ein herzlicher Druck antwortete mir.

Wie lange habe ich nach dem glücklichen Augenblicke geſchmachtet, Sie nur einmal wieder zu ſehen.

Mich? —

Sie, Sie — Seitdem ich Sie das erſtemal geſehen habe, habe ich an nichts anders denken können, als an Sie.

Sie ſcherzen, darf ich mich nach Ihren Namen erkundigen?

Ich heiſſe Carlsberg.

Carlsberg? Wir ſahen einander in Richmanns Garten?

Eben da. Könnte ich Ihnen beſchreiben —

Indem ich weiter reden wollte, trat die Helwingin herein. Das gute Mädchen ſeufzte, ſchlug die Augen nieder, und zog die Hand zurück.

Die Helwingin kam erſchrocken zu uns, und fragte ganz leiſe, wie ich hieher käme? was ich hier zu thun hätte? und als ich ihr ſagte, daß Geſchäfte, die ich mit dem Hofrathe abzuthun hätte, mich hieher gerufen hätten, ſchüttelte ſie den Kopf und ſagte, die Geſchäfte kenne ſie ſchon. Sie zog mich hierauf auf die Seite und bat, daß ich mich entfernen möchte.

Mich entfernen von dem Mädchen? ſagte ich zornig, von dem Mädchen, das ich ſo lange geſucht habe? Nimmermehr werde ich mich entfernen, ehe ich ihr mein ganzes Herz entdeckt habe.

Nun, ſagte ſie, nach einigem Beſinnen, wenn Sie durchaus ſich ihr entdecken wollen, ſo iſt es beſſer, Sie thun es, wenn Sie ohne Zeugen ſind. Morgen, ſo wahr ich ein ehrlich Mädchen bin, ſollen Sie ſie ſprechen, doch unter keiner andern Bedingung, als daß Sie ſich itzo entfernen.

Ich mußte die Bedingung eingehen, und zwar ſo geſchwind, daß mir nicht einmal erlaubt wurde, von Henrietten Abſchied zu nehmen.

Wenn die Helwingin nur Wort hält. Ein verdammter Streich wäre es, wenn ſie das Mädchen mir wieder entriſſe, und in die vorige Dunkelheit zurück führte. Doch das kann ſie ja nicht. Mein Hauswirth muß mir doch wenigſtens ſagen können, wo ſie zu finden iſt.

Aber warum ſollte ich mich denn entfernen? ſo geſchwind entfernen? Je länger ich darüber nachdenke, deſto geheimnißvoller wird mir die Sache. Doch Geduld! morgen muß ſich alles aufklären. Morgen — bis dahin ſind noch 24 Stunden. Dieß werden lange Stunden ſeyn.

Fortſetzung.

den 28. Jun.

Meine Geduld wird aufs äuſſerſte geprüft. Die Helwingin hat mir geſchrieben, daß ich

Henrietten heute ohnmöglich ſprechen könnte. Sie habe einen unerwarteten Beſuch von ihrer Schweſter bekommen, deren Geſellſchaft ſie ſich unter keinerlei Vorwande zu entledigen wüßte, und deren Gegenwart mir bey einer Unterredung mit Henrietten ſehr beſchwerlich ſeyn würde. Sie verbürge mir aber ihre Ehre, daß ſie es mir melden wolle, ſobald ihre Schweſter abgereißt ſey, welches in acht Tagen gewiß geſchehen müßte, und alsdenn auch den Ort beſtimmen, wo ich Henrietten finden würde. Dieſe bliebe noch drey Wochen bey ihr. Unterdeſſen müßte ich mich ruhig halten, und meine Neigung zu Henrietten vor aller Welt zu verbergen ſuchen. Sobald es kund würde, daß ich ſie liebte, ſo könne ſie mir weiter nicht helfen.

Eine harte Forderung! und doch muß ich ſie befolgen.

Aber was ſagen Sie dazu? Ich gieng heute zu meinem Hauswirthe, lenkte das Geſpräch auf Henrietten, um von ihr nähere Umſtände zu erfahren. Da erfuhr ich nun freylich, daß ſie in Koldingen wohne, daß ihr Vater Helwing heiſſe, und eben der Fremde ſey, den ich geſtern bey ihm angetroffen hätte; zugleich ſagte mir aber auch der alte Mann ganz zuverſichtlich, Henriette ſey ſeine Braut. Es ſchwindelt mir im Kopfe, ich weis nicht, was ich aus dieſer Sache machen ſoll. Henriette ſoll ſeine Braut ſeyn? unmöglich. Ihr Blick, ihr Händedruck, ſagten mir, daß ſie mich liebe. Aber der Mann ſagte es doch ſo zuverſichtlich, und Henriette erſchrack, da ſie ihre Tante ſahe, zog die Hand zurück — Ha! nun habe ich das Geheimniß heraus. Der Hofrath und die Helwingin ſind mit einander im Verſtändniß. Dieſe liefert jenem Henrietten in die Hände, mich entfernt ſie, damit ich ſie nicht retten ſoll, und ſucht mich durch leere Worte ſo lange herum zu ziehen, bis keine Errettung mehr möglich iſt.

Teufliſches Mädchen! Dein verfluchter Plan ſoll dir nicht gelingen. Biſt du auch liſtig genug, zu verhindern, Henrietten zu ſprechen, ſo will ich doch ſehen, ob du Argus genug biſt, zu verhüten, daß ich nicht einen Brief in ihre Hände bringe. Ich bin ꝛc.

Carl von Carlsberg.

Zwey und zwanzigſter Brief.

Der Oberſte von Brav an Carl v. Carlsberg.

Holdersleben, den 1. Jul.

Lieber Carl!

So wichtig auch die Auftritte ſind, die du mir in deinem letzten Briefe gemeldet haſt, und ſo ſehr ſie auch meine ganze Theilnehmung erfordern, ſo iſt doch mein Herz vom Schmerze ſo zerriſſen, daß ich ohnmöglich an etwas anders, als an meine eignen Leiden, denken kann.

Geſtern war der Tag, auf welchen ich mich mit meinem lieben Weibe ſo ſehr gefreut habe, der Tag der Ankunft Ferdinands. Wir reiſten ihm zwey Stunden weit entgegen, und unterhielten uns von nichts, als von ihm. Meine Frau wußte ſich noch der geringſten Umſtände ſeiner Lebensgeſchichte zu erinnern. Sie erzählte, wie viele Schmerzen er ihr während der Schwangerſchaft und Geburt verurſacht, wie viel ſie ausgeſtanden habe, als ſie ihn an ihren wunden Brüſten ſaugen ließ. Sie rechnete mir alle die ſchlafloſen Nächte her, die ſie bey dem

Zahnen, in den Pocken, in den Maſern, und andern Zufällen bey ihm zugebracht habe, und weinte herzlich dazu. Aber, ſagte ſie, mit herzinniglicher Freude, nun iſts alles überſtanden, nun lohnt mir Gott allen Schmerz und Jammer wieder, wenn ich ihn heute an meine Bruſt drücken, und denken kann, dein Leben haſt du mir zu danken.

Ich belohnte ihre Muttertreue mit einigen Küſſen, und überließ mich mit ihr den ſüſſen Vorſtellungen von den Freuden; die unſerer warteten, wenn er Bräutigam, Mann und Vater, werden würde. Meine Frau gieng in ihren ſüſſen Träumen ſo weit, daß ſie ihm ſchon ein kleines liebenswürdiges Fräulein in unſerer Nachbarſchaft zu ſeiner künftigen Frau beſtimmte.

Unter dieſen Vorſtellungen kamen wir im Gaſthofe an, und erwarteten ſehnſuchtsvoll die Ankunft der Poſt.

Sie kam, meine Frau ſprang zur Treppe herunter, ſtreckte ihre Armen weit aus einander, dem Poſtwagen entgegen, und rief, ach mein Ferdinand! mein Sohn! mein lieber trauter Sohn! Sie war ſo trunken von Freuden, daß

ſie

ſie ihn an ihre Bruſt drückte, küßte, und mit ihren Thränen benetzte. Und ob ſie gleich einigemal zurück treten wollte, ſo war die Freude doch ſo heftig, daß ſie immer wieder an ſeinen Hals fiel, und mit tauſend Thränen und Küſſen ihre herzliche Liebe und Freude ausdrückte.

Ich hatte unterdeſſen ganz andere Empfindungen. Ich hatte mir Ferdinanden als einen ſchlanken blühenden Jüngling gedacht, und wurde nicht wenig beſtürzt, da ich ein kleines zuſammengeſchrumpftes Männchen, mit ſchwarzgelben, kupfrichtem Geſichte, und gebeugten Nacken, von der Poſt herabſteigen ſahe.

Guten Morgen! das war alles, was er ſagte, und die brünſtigſte mütterliche Umarmung die tauſend Mutterthränen, die über ſeine gelben Backen herabfloſſen, erwiederte er mit nichts, als mit einem dummen, unbedeutenden Lächeln.

Ich verabſcheuete ihn, und es koſtete mich viele Ueberwindung, ihm einen kalten Kuß zu geben.

Wir nahmen ihn in unſern Wagen, und meine Frau war ſo begeiſtert, daß ſie die ſchreckliche Veränderung nicht bemerken konnte, die mit ihm vorgegangen war. Sie that hunderterlei Fragen an ihn, die er alle ſehr kurz beantworantwortete, und nicht die geringſte Fähigkeit blicken ließ, ein Geſpräch zu führen. Ich verſank in tiefe Melancholie.

So bald wir zu Hauſe waren, eilte meine Frau, um Anſtalten zu einer Mahlzeit zu machen. Ich aber führte den Elenden in ein Nebenzimmer, und fragte ihn, ob er krank ſey? und da er es verneinte, fragte ich weiter, woher es käme, daß er ſo elend geworden wäre? er ſagte, mit einer unausſprechlich dummen Miene, er wiſſe es nicht. Dieſe alberne Antwort brachte mich ſo in Zorn, daß ich ihn bey der Bruſt faßte, und ſagte, den Augenblick geſtehe mir, ob du nicht die Selbſtſchwächung getrieben haſt? Er konnte es nicht leugnen, ſondern mußte mir geſtehen, daß alle ſeine Mitſchüler mit dieſer Seuche angeſteckt wären, und wunderte ſich, daß dieſes etwas unerlaubtes ſeyn ſollte.

Voller Unwillen wandte ich mich von ihm weg, gieng auf meine Stube, und ſammelte alle meine Kräfte, um mein aufgebrachtes Gemüth zu beruhigen, damit mein Unwille nicht etwa ausbräche, und meiner unglücklichen Frau die wenigen vergnügten Stunden, die ſie noch mit ihm genieſſen wollte, raubte.

So bin ich denn alſo meiner Vaterfreuden mit einemmale beraubt. Die Belohnung die meine gute Frau für alle Schmerzen, die ſie mit ihm ausgeſtanden hat, für alle Muttertreue erwartete, iſt nun auf immer dahin. Nun bin ich kinderlos. Doch nein, ich bin mehr als kinderlos. Hätte ihm in der Schlacht eine Kanonenkugel an meiner Seite den Kopf zerſchmettert, wäre mir ſein Gehirn in das Geſichte geſprützt, ſo wäre dieß hart. Aber jedermann hätte mich doch bedauert, er hätte den Ruhm mit in ſein Grab genommen, daß er als ein Held geſtorben wäre, und die Länge der Zeit würde den Schmerz über ſeinen Verluſt gemindert haben.

Wer wird aber mich nun bedauern? Jeder der ihn ſieht, und einige Menſchenkenntniß hat, wird ſeine Schande in ſeiner Bleichheit und ſeinen ſchlaffen Muskeln leſen, und mir, wenigſtens in Gedanken, den Vorwurf machen, als wenn ich durch ſchlechte Erziehung den Grund zu ſeinem Elende gelegt hätte.

So lange ich lebe, werde ich meinen Schmerz fühlen müſſen. Immer werde ich mich von einem dummen Jungen müſſen Vater rufen laſſen.

Immer wird meinen Namen ein Elender führen, der die niederträchtigſte Seele hat. Denn ſage ſelbſt, muß der nicht eine niedrige Seele haben, der das Scheusliche der Selbſtſchwächung nicht fühlt? Kannſt du von ihm das geringſte Gefühl für gute Handlungen, die Fähigkeit zu irgend einer edlen That erwarten? Eher wird der ein Tänzer werden, deſſen Mark die engliſche Krankheit ausgeſogen hat. Wie kann der Neigung haben, andre glücklich zu machen, der ſich ſelbſt auf eine ſo dumme Art ausmergelt, und alle die Anlagen zur Glückſeligkeit, die ihm ſein Schöpfer gegeben hat, zerſtört?

Ach dieſer Elende wird nie des Eheſtands ſüſſe Freuden ſchmecken. Und wenn er ehelich wird, ſo wird er doch nichts als Krüpel in die Welt ſetzen. Und die Braviſche Familie beſtand doch immer aus Leuten, die an Leib und Seele ſtark waren. Von mir ſtammen die erſten Auswüchſe her.

Lieber Carl, beklage mich! Ich werde dir den Elenden nächſtens zuſchicken, ſuche ihn, wo möglich, zu beſſern, und die Trümmern, die von ihm noch übrig ſind, zu retten!

Was deine Liebesbegebenheiten betrift, ſo bitte ich dich recht herzlich, ſey nicht zu voreilig. Mache dem guten Mädchen nicht eher Hofnung, bis du von der Güte ihres Charakters überzeuget biſt, und meinen Rath vernommen haſt. Ich bin ꝛc.

v. Brav.

Drey und zwanzigſter Brief.

Zelnik an den Oberſten von Brav.

Grünau, den 1. Jul.

Hochwohlgebohrner Herr!
Hochzuverehrender Herr Oberſter!

Ew. Hochwohlgebohren muß ich eine ſehr unangenehme Nachricht melden! Ihr Vetter Carl hat ſich geſtern ſchlagen müſſen, und hat einen gefährlichen Stich in die Bruſt bekommen.

Er gieng ehegeſtern mit mir über den Markt, da kam ein gewiſſer Dörner auf ihn los, ſtieß ihn recht vorſetzlich an, und war noch ſo frech, ihn zu fragen, was er von ihm haben wollte, daß er ihn ſtieſſe? und da der gute Carlsberg ſich verantworten wollte, bekam er von ihm ein paar tüchtige Maulſchellen. Dieß nöthigte ihn, ihm eine Ausforderung zuzuſchicken, die er annahm, und ſich mit ihm auf meiner Stube ſchlug.

Carlsberg hat ſich gut gehalten. Bey dem erſten Gange hat er ſeinen Gegner deſarmirt. Bey dem andern trieb er ihn bis in den Winkel der Stube, da fiel er aber ſo hitzig aus, daß er ſich ſelbſt in ſeines Gegners Degen ſtieß.

Er hat mir aufgetragen, Ihnen zu melden, daß Dörner die Händel unter dem Fenſter des Profeſſor Ribonius angefangen, daß die Profeſſorin zum Fenſter herausgeſehen, und ein lautes Gelächter aufgeſchlagen habe, als er die Maulſchellen bekommen hätte, daß Dörner der tägliche Geſellſchafter der Riboniuſin ſey, und er ſtarken Verdacht habe, daß ihm dieſes Unglück durch ſie zubereitet ſey.

Er bezeigt ein ſehr groſſes Verlangen, Ew. Hochwohlgebohren zu ſehen. Ich bin mit der aufrichtigſten Hochachtung

Zelnik.

Vier und zwanzigſter Brief.

Der Oberſte von Brav an ſeine Frau.

Grünau, den 6. Jul.

Meine Liebe!

Unſer Carl lebt noch, und ich habe die beſte Hofnung, daß die Vorſehung ihn uns ſchenken werde. Bey meiner Ankunft traf ich ihn ſehr ſchlecht an, indem das Wundfieber ihn ſo ſtark angriff, daß es ihm das Bewußtſeyn raubte. Ich gieng wehmüthig zu ihm, druckte ſeine Hand, und ſagte: guter Carl! wie iſt dein Befinden?

Kommſt du? antwortete er, kommſt du mein Engel? meine Henriette? Alle mein Verſichern, daß ich ſein Vetter ſey, war umſonſt, er hielt mich für Henrietten, und ſagte mir ungemein viel Schmeichelhaftes, das eben ſowohl von ſeiner feurigen Liebe, als von der Rechtſchaffenheit ſeines Charakters zeigte. Ich glaube immer, daß man den Menſchen nicht beſſer kennen lernen kann, als wenn er betrunken iſt, oder durch ein heftiges Fieber das Bewußtſeyn verloren hat. Dann legt er die Maske ab, und zeigt ſeine wahre Geſtalt. Es läuft zwar immer etwas Carricatur mit unter, es iſt aber doch immer leichter, die eigenthümliche Geſichtszüge eines Mannes zu erkennen, der ſeine Geberde verſtellt, als eines andern, der das Geſicht unter die Larve verſteckt.

Erſt geſtern hat er mich erkannt, und ſehr zärtlich empfangen.

Unterdeſſen habe ich geſucht, mich mit ſeinem Henriettchen näher bekannt zu machen, und in dieſer Abſicht mich bey dem Herrn von Roſewitz melden laſſen. Da lernte ich ſie bey Tiſche kennen. Wahrhaftig, ich kann es dem guten Carl nicht verdenken, wenn er in das Mädchen von dem erſten Augenblicke an, da er ſie ſahe, verliebt worden iſt. Ihre Bildung iſt die vollkommenſte, die ich jemals geſehn habe, ihre Farbe iſt Farbe der Geſundheit, ihre Miene iſt ein Gemiſch von Witz, Schalkhaftigkeit, und der höchſten Rechtſchaffenheit. Ihre Kleidung und Putz iſt nicht Nachahmung, iſt alles eigne Erfindung, alles ſimpel, alles harmoniſch, alles Ausdruck eines unverdorbenen Geſchmacks. Sie hat wenig Buchgelehrſamkeit, aber aus ihrem Betragen, und allen ihren Geſprächen, leuchtet das hervor, was ich ſo hoch ſchätze, was ich ſo ſehr ſuche, und ſo ſelten finde — geſunder Menſchenverſtand.

Bey Tiſche war, wie du leicht erachten kannſt, unſers Carls Wunde der vorzüglichſte Gegenſtand unſerer Geſpräche. Sie war dabey ganz Ohr, und wußte das, was ich in der Erzählung verſchwieg, mit ſo einer Klugheit von mir herauszulocken, daß zwar jedermann ſie für ein gutes theilnehmendes Mädchen halten mußte. aber doch niemand ihre Neigung zu Carln errathen konnte, als ich, der ich ſchon davon unterrichtet war.

Als ich ſagte, daß er ſich bisweilen vergäſſe, und ſeiner Vernunft nicht mächtig wäre, bezeugte ſie ihr Mitleiden und fragte, mit einer ungemein ausdrucksvollen Miene, da wird er wohl von nichts, als von ſeinen Büchern ſprechen?

Ich ſahe ihr ſehr ſcharf in die Augen und ſagte, er ſpricht ſtets von dem, was ihm das Liebſte iſt. Eine ſanfte Röthe, die ihr in das Geſicht ſtieg, verſicherte mich, daß ſie mich verſtanden habe.

So? antwortete ſie, das habe ich oft gehört, daß man bey fieberhaften Anfällen immer von den liebſten Gegenſtänden ſpricht.

Sie fühlte ſich zu ſchwach dieſe Unterredung fortzuſetzen, und fragte ſogleich die Frau von Roſewitz, wie ſie die Sauce, über den Karpfen, den wir eben verzehrten, zurichtete? und da ihr dieſe ſehr weitläuftig die ganze Zubereitung beſchrieb, ſo fand ſie unterdeſſen Gelegenheit, ſich von ihrer Verwirrung zu erholen.

Nach Tiſche machten wir einen Spatzirrgang, ich bot Henriettchen meinen Arm, und fragte ſie ſogleich, ob ich ihr zu dem Hofrath Grimlein Glück wünſchen dürfte?

Die Verbindung mit ihm, antwortete ſie, würde ein wahres Glück für mich ſeyn, wenn ich zwanzig Jahre älter wäre, denn er iſt ein verſtändiger und rechtſchaffner Mann. Aber ſo — bedenken Sie ſelbſt, er könnte mein Vater ſeyn — ich habe noch lange nicht Erfahrung genug, ſeine Kinder zu erziehen.

So wußte ſie mich hinlänglich zu verſichern, daß ſie abgeneigt ſey, ſich mit dem Hofrath zu verbinden, ohne daß ſie das Geringſte zu ſeinem Nachtheile ſagte.

Kurz, das Mädchen hat mich ſo eingenommen, daß ich im Ernſt wünſche, daß ſie Carl haben möchte. Ich gab es ihr von ferne dadurch zu verſtehen, daß ich ſie umarmte und ſagte, wohl dem Manne, der Sie die ſeinige nennen darf.

Das Glück, ſagte ſie, würde ſehr mäßig ſeyn. Leben Sie wohl, und empfehlen mich Ihrem guten Vetter! verſichern Sie ihn von meinem Mitleiden! denn ich leide allemal, wenn ich höre, daß rechtſchaffne Leute unglücklich ſind.

Ich werde Carln nicht eher verlaſſen, bis er vollkommen geſund iſt. Während der Zeit will ich Briefe ſchreiben, und den Zuſtand der hieſigen Akademie zu erfahren ſuchen.

Lebe wohl und behalte lieb deinen

Brav.

Fünf und zwanzigſter Brief.

Der Oberſt v. Brav an den Rector Californius.

Grünau, den 7. Jul.

Mein Herr Rector!

Ich hatte ſchon einen Brief entworfen, den ich Ihnen ſchreiben, und Ihnen damit meinen herzlichen Dank, für die gute Unterweiſung und Erziehung, die Sie meinem Ferdinand gegeben hätten, abſtatten wollte. Meine Dankbegierde iſt aber ziemlich verloſchen, ſeitdem ich Ferdinanden geſehn habe, und ich muß ſehr an mich halten, daß ich nicht in Verwünſchung gegen Sie ausbreche.

Bedenken Sie nur, ich habe Ihnen meinen Sohn als einem Vater übergeben, und habe Sie, ſowohl mündlich, als ſchriftlich, gebeten, für ihn, wie für Ihren eignen Sohn, zu ſorgen. Sie haben es mir theuer verſichert. Hätte er aber irgendwo, als bey Ihnen, ſchlechter verſorgt ſeyn können? Die Selbſtſchwächung hat er bey Ihnen gelernt, ſeine leibliche und geiſtliche Geſundheit hat er bey Ihnen verloren. O Mann!

Mann! wie wollen Sie dieß vor dem Richter aller Welt verantworten!

Doch ich will Sie mit keinen Vorwürfen kränken, weil dieſe doch nunmehr zu ſpät ſind. Dieß muß ich Ihnen aber ſagen, daß Ihre ganze Schule mit dieſem Laſter angeſteckt iſt, daß noch viele Eltern und viele Jünglinge über Sie ſeufzen werden.

Thun Sie Ihr möglichſtes, um dieſe Seufzer durch gänzliche Reformation Ihrer Schule von ſich abzuwenden. Ich bin ꝛc.

v. Brav.

Sechs und zwanzigſter Brief.

Der Oberſte von Brav an ſeine Frau.

Grünau, den 8. Jul.

Ich melde dir, meine Liebe! mit vielem Vergnügen, daß es ſich mit unſerm Carl immer mehr beſſert. Doch hat der Arzt verſichert, daß er unter 4 Wochen das Bette ſchwerlich würde verlaſſen können.

Es wird ihm noch viele Ueberwindung koſten, wenn er dieß aushalten ſoll, denn ſchon itzo ſpricht er vom Aufſtehen, hält es für möglich, mit Henrietten eine Unterredung zu halten, und wirft ſich unmuthig umher, wenn er ſich vorſtellt, daß ſie, während ſeinem Lager, wahrſcheinlicher Weiſe, abreiſen wird, ohne daß er ſie hat ſprechen können. Ich kann ihn daher unmöglich verlaſſen, bis ich ihn vollkommen wieder hergeſtellt ſehe. Denn ob er gleich ein ehrlicher thätiger Mann iſt, ſo iſt doch die Herrſchaft über ſeine Neigungen ſeine Tugend noch gar nicht. Und ich traue ihm noch immer zu, daß er vermögend iſt, um des Genuſſes eines flüchtigen Vergnügens wegen, ſich in Gefahr zu begeben, ſein ganzes Glück zu verlieren.

Geſtern Abends erregten die hier Studirenden einen ſchrecklichen Tumult, wozu unſers Carls Schlägerey mit Dörnern die erſte Veranlaſſung gegeben hatte, indem der Prorektor dadurch war bewogen worden, das Duellmandat zu erneuern, und Dörnern arretiren zu laſſen. Die Studirenden aber ſahen dieß als einen Eingrif in ihre Freyheit an, und ſuchten ſie mit Gewalt zu vertheidigen.

Nach neun Uhr verſammleten ſie ſich auf dem Markte, und gaben das Zeichen zum Tumulte durch Abſingung einiger Lieder, die ſo ſinnlos und pöbelhaft waren, daß ſich meine Freybeuter derſelben nicht hätten ſchämen dürfen.

Sic vivamus, wir Studenten,
Leben alle Tage wohl,
Schmauſen absque Complimenten,
Saufen uns ſtets toll und voll.
Und wer uns was zuwider ſpricht,
Den ſchmeiſſen wir ins Angeſicht
Und lachen noch dazu.

Dieſer Vers iſt unter allen, die ich ſie brüllen hörte, der erträglichſte. Und doch habe ich noch einige unfläthige Ausdrücke darinne abgeändert. Hätteſt du wohl geglaubt, meine Liebe! daß Leute, die ſich rühmen, ihren Verſtand und Geſchmack ausgebildet zu haben, ſolchen Unſinn ſingen könnten? Während dieſes Geſangs vergröſſerte ſich der Haufe, ſchloß hierauf einen Kreis, es entſtund ein Gemurmel, worauf ein ſchreckliches Geſchrey erfolgte, pereant die Stubenſitzer! Licht weg! Licht weg! ſo brüllte man, und wir mußten augenblicklich unſer Licht auslöſchen, weil Carls Freunde, die bey ſeinem

Bette ſaſſen, verſicherten, daß jedem, der Licht blicken lieſſe, die Fenſter eingeworfen würden.

Nun gieng der Zug nach des Proreftors Hauſe zu, das ſie mit einem ſo ſchrecklichen Steinregen beſtürmten, daß in wenigen Minuten keine Scheibe an der ganzen Vorderſeite ſeines Hauſes mehr ganz war. Der arme Mann mußte mit ſeiner Familie in das Hinterhaus flüchten, und man hat mich verſichert, daß ihm ein ganzer Tiſch voll Porcelan ſey zertrümmert worden, und daß ein dreypfündiger Stein neben der Wiege ſeines halbjährigen Kindes niedergefallen ſey.

Da ſie ihre Wuth an dem Hauſe des Proreftors hinlänglich gekühlt hatten, riefen ſie Victoria! und zogen nach dem akademiſchen Gefängniß, um Dörnern zu befreyen. Hier fanden ſie aber die Stadtſoldaten verſammlet. Sie fielen ſie mit einem Steinregen, und dem Degen in der Fauſt an, wurden aber ſo tapfer empfangen, daß ſie nach einem viertelſtündigen Gefechte ſich zurück ziehen mußten.

Das Gefecht iſt nicht unblutig geweſen. Von beiden Seiten ſind viele verwundet worden. Unter andern iſt einem Studenten, mit einem

Springſtocke, die Hirnſchale zerſchmettert worden. Er iſt der einzige Sohn einer ſächſiſchen Prieſterwittwe, die ihr ſämmtliches Vermögen an ihn gewendet hat, in der Hoffnung, daß er die Stütze ihres Alters ſeyn ſollte. Dieſe Stütze iſt nun zerſchmettert. Einem Stadtſoldaten, der ein armer Taglöhner, ein Vater von drey unerzognen Kindern iſt, ſind drey Finger von ſeiner rechten Hand abgehauen, und auf dieſe Art der unglücklichen Familie der Verſorger entriſſen worden.

Vielleicht glaubſt du, daß die Muſenſöhne dieſes Unglück nun bedauren, und die Unglücklichen unterſtützen werden? Du irreſt dich. Allenthalben ſprechen ſie davon, wie von einer edlen That, und von ſechs Studenten, die die wildeſten waren, maßt ſich jeder den Ruhm bey, daß er es ſey, der einen ehrlichen arbeitſamen Taglöhner zur Arbeit untüchtig gemacht habe. Die abgehauenen Finger wollen ſie in Silber faſſen laſſen, und ſie anſtatt der Tobaksſtopfer brauchen.

Etwas ähnliches habe ich von den Cherokeſen geleſen, die ſich der Häute, die ſie von den Schedeln ihrer Feinde geſtreift haben, ſtatt der Tobaksbeutel bedienen ſollen.

Liebe Aemilie! ich bin ſehr traurig, wenn ich dieſen erbärmlichen Zuſtand der Akademien bedenke. Sind ſie nicht der Siz der roheſten Barbarey? Und aus dieſem rohen, ungeſchlachteten Haufen, werden nun die Männer genommen, denen wir unſer Leib und Seele, Gut und Ehre anvertrauen müſſen. Dieſe verſchrobnen Köpfe werden nach etlichen Jahren die Aufklärung, die Geſetzgebung und die Regierung der Nation beſorgen. — Alle ſind freylich nicht von dieſer Art. Drey Studirende waren während des Tumults auf Carls Stube, und bezeigten darüber ihr Misfallen. Sie verſicherten auch, daß ein groſſer Theil der Studirenden dergleichen Ausſchweifungen verabſcheue, erzählten mir aber auch zugleich eine ſolche Menge der niederträchtigſten Studentenſtreiche, daß mein Abſcheu gegen das akademiſche Leben dadurch noch mehr vergröſſert wurde. Und in dieſen Sammelplatz der Laſter und Niederträchtigkeiten ſoll ich Ferdinanden ſchicken? Bey Gott! ich kann mich hiezu nicht entſchlieſſen. Ich will

doch

doch bey Gelegenheit verſtändiger Männer Rath hierüber einziehen.

Lebe wohl, meine liebe Aemilie. Gieb Ferdinanden gute Bücher in die Hand. Gellerts und Spaldings Schriften ſollten ihm wohl ſehe nützlich ſeyn. Ich zähle alle Stunden, da ich dich liebes Weib wieder umarmen, und unter tauſend Küſſen verſichern kann, daß ich ſey dein

Brav.

Sieben und zwanzigſter Brief.

Die Oberſtin von Brav an ihren Mann.

Holdersleben, den 11. Jul.

Ich ſehne mich ſehr nach dir, mein Lieber! denn ich vermiſſe nicht nur das Vergnügen deines Umgangs, ſondern auch deinen Troſt, Rath und Beyſtand. Unſer Ferdinand iſt gar nicht das geworden, was ich glaubte, das er werden würde. Du kannſt dir nicht vorſtellen, wie träge und verdroſſen er iſt. Seine Stellung und Gang iſt ſo ſchlaff und langſam, wie eines Menſchen, der von einem langwierigen Krankenlager aufgeſtanden iſt. Er iſt immer in ſich ſelbſt gekehrt, ohne die geringſte Theilnehmung. Ich habe ihm alles gezeiget, was wir ſo oft Hand in Hand beſehen, und uns deſſen gefreuet haben. Ich bin mit ihm durch unſere Gärten und Wieſen und Aecker gegangen, habe ihm unſere Heerden vortreiben laſſen, habe ihn zum Tauben- und Bienenhauſe, zum Fiſchteiche geführt. Er hat es alles geſehen, ohne darüber die geringſte Freude und Wißbegierde blicken zu laſſen.

Wie ſehr freute ich mich auf ſeine Ankunft, und träumte von ſüſſen Stunden, die ich an ſeiner Seite mit Leſung nützlicher Bücher zubringen, da ich alle die Empfindungen mit ihm theilen wollte, die ich bey manchen vortreflichen Stellen unſerer beſten Schriftſteller gehabt habe. Es iſt aber nichts mit ihm anzufangen. Seit einigen Tagen muß er mir täglich ein Stück aus Gellerts Moral leſen, ich kann dir aber nicht beſchreiben, wie verdrießlich mir dieß Leſen wird. Stellen, bey welchen wir beyde geweint haben, ſagt er ſo kalt her, als wenn er nicht das geringſte Gefühl für das Gute und Schöne hätte.

Einigemal habe ich mit ihm ein Geſpräch über das, was er geleſen hat, anfangen wollen, es iſt aber in ſeinem Kopfe eine ſolche Verwirrung und Leere, daß er nicht im Stande iſt, einen einzigen Satz mit recht deutlichen und beſtimmten Worten auszudrücken, oder zu allgemeinen Sätzen ein Exempel zu finden.

Gott gebe doch, daß unſer lieber Carl bald wieder hergeſtellt werde, daß ich dich bald wieder bey mir ſehen und mit dir überlegen kann, was wir mit ihm thun ſollen. Die Beſchreibung, die du mir von den Akademien machſt, benimmt mir alle Luſt, ihn dahin zu thun, und gleichwohl, was ſoll er bey uns anfangen? ein Müßiggänger werden?

O kehre bald zurück, mein Lieber! mein Vertrauter! theile meinen unbeſchreiblichen Schmerz mit mir, nachdem du ſo viele Freuden mit mir getheilt haſt. Ich bin deine ſehnſuchtsvolle Frau

v. Brav.

Acht und zwanzigſter Brief.

Der Oberſte von Brav an ſeine Frau.

Grünau, den 19. Jul.

Bald komme ich zu dir, meine Liebe! und theile wenigſtens deinen Kummer mit dir, wenn ich auch nicht im Stande ſeyn ſollte, ihn ſogleich wegzuſchaffen. Carl iſt itzo ziemlich munter, und ſobald der Arzt ihm erlaubt auszugehen, fliege ich zu dir. Der Aufenthalt allhier wird mir je länger je beſchwerlicher.

Geſtern habe ich wieder ein Exempel akademiſcher Rohigkeit in einem benachbarten Wirthshauſe angetroffen, wohin ich gegangen war, um da meinen Kaffee zu trinken. Die Stube war ſchon ziemlich beſetzt, von einer ſehr vermiſchten Geſellſchaft, die aus Bauern, Handwerksburſchen und einigen Kaufmannsdienern beſtund, die alle hier Erholung von den Geſchäften ſuchten, die ſie die Woche hindurch ermüdet hatten. Ich befand mich bey ihnen ungemein wohl, beſonders da ich ſie ſo ſehr vergnügt ſahe, und die erſtern ihre Herzen gegen einander in Erzählungen und Scherzen ergoſſen, die nun freylich zum Theil nicht gar fein waren, die ich aber Leuten gern verzeihe, deren Ausbildung faſt gänzlich vernachläßiget wurde.

Das geſellſchaftliche Vergnügen wurde aber bald durch die Ankunft zweyer Studenten unterbrochen, die zwar der Auswurf der Akademie zu ſeyn ſchienen, aber doch Studenten waren. Gleich ihr Eintritt war äuſſerſt unbeſcheiden, indem ſie auch die gewöhnlichſten Höflichkeiten unterlieſſen, und keinen der Anweſenden grüßten. Sie forderten auf eine ſehr ungeſtüme Art Brandewein, ſpöttelten über die Kaufmannsdiener, und trieben die Sache ſo weit, daß dieſe guten Leute es nicht länger aushalten konnten, ſondern ſich entfernen mußten. Hierauf warfen ſie die Degen auf den Tiſch, wo ich nebſt der übrigen Geſellſchaft ſaß, und fluchten über die Wirthſchaft, daß alle Lumpenkerls in eine Stube gelaſſen würden, die nur für Burſche gehöre.

Meine Herren, ſagte ich, ſeyn ſie behutſam, ich bin ein Officier. Kaum hatte ich dieß geſagt, ſo bekam die ganze Geſellſchaft Muth, brummte, drohte, und griff nach den Stöcken.

Ein handfeſter Handwerkspurſche trat hervor, und warf ſich zum Vertheidiger der andern auf. So unpolirt auch ſeine Reden waren, ſo viel Wahrheit und geſunden Menſchenverſtand enthielten ſie doch. Ich muß dir doch etwas davon, das ich behalten habe, hinſetzen.

„Wer ſind ſie, meine Herren, daß ſie ſich unterſtehen, ehrliche Leute zu turbiren? Sie wollen Studenten ſeyn? da müſſen ſie auch erſt beſſere Mores lernen. Wenn die Grobheit und Ungeſchliffenheit den Studenten ausmacht, ſo bilde ich mir etwas darauf ein, daß ich ein Handwerkspurſch bin, denn ſo viele Mores hat doch der ſchlechteſte Handwerkspurſche gelernt, daß er den Filz abnimmt, wenn er in eine Geſellſchaft tritt, und daß er ſeine Kanne Bier in Ruhe trinkt.

Was raiſonnireſt du Kerl? fielen ſie ihm in die Rede. Und was nehmen ſie ſich heraus, daß ſie über uns raiſonniren wollen? fuhr dieſer fort. Meine Kanne Bier iſt bezahlt, und das Geld, das ich verzehre, (hier warf er einen Beutel voll Geld auf den Tiſch,) das habe ich ſelbſt verdient. Zeigt mir auch einen Groſchen, den ihr verdient habt. Das iſt keine Kunſt,

anderer

anderer Leute Geld zu verthun, aber ſelbſt Geld zu verdienen, daß iſt Kunſt. Ich möchte nur wiſſen, worauf ihr ſo ſchrecklich groß thätet. Ich habe mehr als ein hundert Felle gegerbt, was habt ihr denn gethan? Itzo thut ihr ſo verteufelt groß, und ich will doch wohl noch erleben, daß ihr vor meine Werkſtatt kommt, und mich um einen Zehrpfennig anſprecht. Die Meiſter, bey denen ich gearbeitet habe, hatten immer ihre Noth mit reiſenden Studenten und Candidaten.

Halts Maul Kerl!

Ihr wollt mir das Maul verbieten? Ihr? (hier fuhr er ihnen mit geballter Fauſt unter die Naſe) Laßt eure Froſchgiken (er meynte die Degen) nur liegen, ich nehme es mit euch beyden und mit noch vieren eures Gleichen auf. Ihr Knurpſe! kommt einmal heraus, laßt ſehen, wer das mehreſte Mark in den Knochen hat!

Während dieſer Rede ſahe er mich immer an, und wurde immer heftiger, da er merkte, daß ſie mir wohlgefiel. Da es aber zu Thätigkeiten kommen ſollte, klopfte ich ihm auf die Schultern, und bat ihn, ruhig zu ſeyn. Er folgte ſogleich, zündete ſein Pfeifchen an und ſchwieg. Die Studenten ſchienen froh zu ſeyn, daß ſie mit ungegerbten Rücken davon kamen, und waren auch ruhig.

Sie giengen bald fort, und ich that ein gleiches. Bey meiner Zurückkunft trof ich bey Carln wieder einige ſeiner Freunde an, denen ich mein Misfallen über dieſe Aufführung bezeigte. Sie mißbilligten ſie gleichfalls, unterhielten mich lange mit Beſchreibung des lächerlichen Studentenſtolzes, und verſicherten mich, daß es kein hochmüthiger Geſchöpf gebe, als einen rohen Studenten. Er ſähe auf alle andre Stände mit Verachtung herab, den geſchickteſten, arbeitſamſten Bürger, nenne er einen Philiſter. Selbſt die Stände, in die er einſt zu treten hoffe, mache er lächerlich. Er ſpotte des Profeſſors und Rathsherrns, des Miniſters und Officiers; Prediger dürften ſich nie in Auditoriis ſehen laſſen, wenn ſie nicht wollten ausgeziſcht werden. Und die ziſchten gemeiniglich am mehreſten, die nach einigen Jahren kriechend eine geringe Predigerſtelle ſuchten.

Doch betheuerten ſie, daß es noch Studenten genug gebe, die dieſe Aufführung verabſcheueten, und daß doch die Akademien ſich um ein merkliches gebeſſert hätten, wenn man bedächte, was ſie vor funfzig Jahren geweſen wären.

Und das glaube ich ganz gerne. Die Aufklärung dringt ja bis in die Klöſter, ſollte denn allein über den Akademien ewige Nacht liegen?

Leb wohl, Liebe! und gräme dich nicht. Gott, der mich aus ſo vielen Verwirrungen herausgeführt hat, wird mir auch heitere Tage geben, da ich die Mittel finden kann, Ferdinands elenden Zuſtand zu verbeſſern. Ich bin

v. Brav.

Neun und zwanzigſter Brief.

Der Rector Californius an den Oberſt v. Brav.

Troppenheim, den 18. Jul.

Hochwohlgebohrner Herr!
Hochzuverehrender Herr Oberſter!

Aus Ew. Hochwohlgebohren geehrten vom 7 huj. habe ich erſehen, daß Dieſelben mit Ferdinanden unzufrieden ſind. Ich, als ein alter Schulmann, bin dergleichen Vorwürfe ſchon gewohnt, nur befremdet es mich, daß ſie mir Ferdinands wegen gemacht werden. Wollten Ew. Hochwohlgebohren die Gnade haben, und denſelben, durch einen gelehrten ſachverſtändigen Mann, examiniren laſſen, ſo würden Dieſelben finden, daß er gute Studia von unſerer Schule gebracht habe, aus welcher ſchon viele brave Männer gekommen ſind, die itzo in öffentlichen Ehrenämtern ſtehen. Er hat ſeine Specimina immer gut ausgearbeitet, hat in prima Ciceronis Orationes, Horatium, Virgilium und einen groſſen Theil Ovidii, im griechiſchen, Homeri Odyſſeam, geleſen, und iſt in der hebräiſchen Bibel bis auf die Propheten gekommen. Seinen Seelenzuſtand betreffend, ſo zweifle ich gar nicht, daß er in der Gnade ſtehe. Er hat nicht nur bey dem öffentlichen Gottesdienſte ſich allezeit chriſtlich und anſtändig betragen, ſondern auch an den Gewiſſensübungen, die wir nach dem ſonntäglichen zweymaligen Gottesdienſt anzuſtellen pflegen, mit ſichtbarer Rührung Theil genommen, auch niemals Neigung zu weltlichen Luſtbarkeiten bezeigt.

Was aber den Punct der Onanie anbetrift, ſo rechne ich ſie unter die Schwachheiten, von denen wir, ſo lange wir im Leibe wallen, nie ganz frey ſind. Sie iſt ein Uebel, das aus unſern Gymnaſien, ohne öffentliches Aergerniß zu geben, nicht wohl weggeſchaft werden kann. Es wird auch dadurch viel Unglück verhindert, indem doch junge Leute dadurch mehrentheils von dem ſo gefährlichen Umgange mit dem weiblichen Geſchlechte abgehalten werden, der nur Weltliebe, Zerſtreuung und Abneigung vom Leſen der Alten, hervorbringt. Sollte Ferdinand einmal ehelich werden, ſo wird es ſich ſchon von ſelbſt geben. Gott leite ihn ferner durch ſeinen guten Geiſt. Ich verbleibe allſtets

Californius.

Dreyßigſter Brief.

Der Oberſt v. Brav an den Rector Californius.

Grünau, den 19. Jul.

Mein Herr Rector!

Ich glaube nicht, daß ich nöthig habe, meinen Sohn durch irgend jemand anders, als durch mich ſelbſt, prüfen zu laſſen, um mich zu überzeugen, daß er von Ihnen ſehr ſchlecht ſey unterrichtet worden. Denn ob ich gleich kein ſprachverſtändiger Mann bin, ſo glaube ich mich doch einen Sachverſtändigen nennen zu können. Ich weiß zwar wenig von Achilles und Hektor, Pallas und Danae, zu erzählen, aber ich habe mich mein Lebelang bemüht, geſunden Menſchenverſtand zu erhalten, der in meinen Augen mir tauſendmal mehr, als alle

Wortkrämerey und Buchgelehrſamkeit, werth iſt.

Dieſer geſunde Menſchenverſtand ſagt mir, daß es dumm und albern iſt, eines jungen Menſchen Aufmerkſamkeit von ſich und den Dingen, die um ihn ſind, abzuziehen, und ſie durch allerhand Künſteleien auf das alte Rom, Troja, und Griechenland, und auf ſyntaktiſche Regeln zu lenken, daß man ihn eher mit der Kriegskunſt, Rede- und Dichtkunſt der Alten bekannt macht, ehe er die Kunſt verſteht, ſeinen Magen, Blut und Nerven geſund zu erhalten, ſein Herz vor Niederträchtigkeit, und ſein Gewiſſen vor peinigender Reue zu bewahren. Daher kommt es denn, daß ihr Buchgelehrten immer die Unglücklichſten ſeyd, daß euer Körper der elendeſte und ſchwächlichſte iſt, daß eure Haushaltungen höchſt unordentlich, eure Ehen misvergnügt, eure Kinder ſchlecht erzogen ſind, daß ihr von den gemeinſten Vorfällen des menſchlichen Lebens ganz ſchief urtheilt, und öffentliche Aemter ſchlecht verwaltet. Denn immer habt ihr eure Ideale im Kopfe, die ihr aus Büchern geſchöpft habt, und ſucht ſie auf vaterländiſchen Boden zu pflanzen, da ſie bald eben ſo eine

wenn

elende Figur machen, als der Kaffeebaum, wenn er in die norwegiſchen Eichenwälder verpflanzt würde — was mir dabey das ärgerlichſte iſt, das iſt euer unerträglicher Hochmuth, mit dem ihr auf andere herab ſeht, die die gegenwärtige Welt mehr als die alte kennen, und ſich mehr auf Sachen als auf Worte verſtehen. Sie denken, z. E. wunder wer Sie ſind, daß Sie die Selbſtſchwächung auf lateiniſch und griechiſch zu nennen wiſſen, und mir vielleicht eine Menge Stellen, aus Horatio, Ovidio, Cicerone und Homeri odyſſea, anführen können, die davon handeln, ich kenne aber ihre Natur. Ich weiß, daß ſie ein verfluchtes Laſter iſt, das den Menſchen unter das Thier erniedrigt, ihn dumm, weibiſch, und zum Eheſtande untüchtig macht. Daß der Selbſtſchwächer ſeiner Nachkommenſchaft Mörder iſt, das weiß ich, Herr! Und weſſen Wiſſenſchaft iſt nun wohl mehr werth?

Ach wenn ich doch meinen Grundſätzen treu geblieben wäre, und den Ausſprüchen meines geſunden Menſchenverſtands mehr, als dem Geſchwätze des **Doctor Markolphs**, getrauet hätte, der mir den Unterricht in Humanioribus ſo ſehr anpries.

anprieß. So hätte zwar mein Sohn Horatium und Ovidium nicht geleſen, aber er wäre gewiß noch geſund an Leib und Seele. Er könnte zwar Homeri odyſſeam nicht exponiren, aber er könnte doch Kinder zeugen, deren ſich der Großvater nicht ſchämen dürfte.

Daß die Alten ſchön und ſtark geſchrieben haben, weiß ich, ob ich ſchon ſeit vielen Jahren Ovidium, Horatium und Virgilium nicht geleſen habe, und daß das, was die mehreſten unſerer Neuen ſchreiben, dagegen wahre Schmiererey iſt, weiß ich auch. Aber die Alten waren auch der Natur vertraute Freunde, hatten ſelbſt das Roß wiehern gehört, und ſeine ſträubenden Mähnen geſehen, waren ſelbſt Augenzeugen geweſen von den Wellen des Oceans, der Unſchuld des Schäferlebens, und hatten zugeſehen, wie der Bauer ſeine Vaterländiſchen Furchen pflügte. Deswegen ſchrieben ſie ſo ſchön und ſtark.

Ihr Herren hingegen verſteht gemeiniglich von dem allen nichts, ihr zittert, wenn ein Roß wiehert, habt nie das Meer geſehen, noch den Menſchen in ſeinen mannichfaltigen Verhältniſſen beobachtet, grabt euch unter die Alten ein, und ſchmiert eure Bücher in euren Studierlöchern, bey einer Schale Kaffee und einer Pfeife Tobak. Was kann da kluges heraus kommen?

Das Buch der Natur iſt das Buch, das Gott ſelber geſchrieben hat, gegen den ich mehr Achtung, als gegen alle Ihre alten Graubärte, habe. Das iſt voll von Weisheit. Das muß der Menſch von Jugend auf, erſt buchſtabiren, dann leſen, und endlich ſtudieren. Verſteht er dieß, ſo kann er nebenher, wenn ſeine Geſchäfte es erlauben, auch die Alten leſen — und dann erſt wird er ſie leſen können, da eure Jungens, vielleicht Ihr ſelbſt, die Alten nur exponiren. Die ſchönſten Stellen der Alten ſind doch nur Kopie der Natur. Zum Teufel! wie kann man denn von der Kopie urtheilen, wenn man das Original nicht kennt? Sehen Sie, ſo urtheilt mein geſunder Menſchenverſtand.

Alle unſere Gelehrten, die die Natur ſtudiert haben, laſſen die Alten hinter ſich zurück. Plinius iſt gegen Bonnet ein wahrer Junge, ſo wie Sie es ſind, wenn Sie ſich mit Cicerone oder Virgilio meſſen wollen.

Für das alſo, was Sie mir als das gröſte Verdienſt angeprieſen haben, für die Bekanntmachung meines Sohns mit den Alten, danke ich Ihnen nicht einmal, weil Sie ihn mit denſelben eher, als mit ſich, und den Dingen, die um ihn ſind, bekannt gemacht haben. Wenn Sie nun gar die Selbſtſchwächung als ein Mittel entſchuldigen, das zu dieſer Abſicht führet, ſo verabſcheue ich Sie.

Sie ſagen, mein Sohn ſtünde in der Gnade. Das muß doch eine ſeltſame Gnade ſeyn, die mit dieſem Laſter beſtehen kann. Gottes Gnade kann es nicht ſeyn, denn dieſe kann nimmermehr den Menſchen antreiben, den Tempel Gottes zu verderben.

Ich ſchlieſſe mit dem herzlichen Wunſche, daß doch alle Eltern ihre Kinder vor Ihrem Gymnaſium, wie vor einem Hauſe, das von der Peſt inficirt iſt, warnen mögen, und verbleibe mit wahrem Abſcheu

v. Brav.

Ein und dreyßigſter Brief.

Luiſe an Carln.

den 21. Jul.

Mein Herr von Carlsberg!

Es iſt mir ſehr unangenehm, daß ich Ihnen melden muß, daß Henriette abgereiſt iſt, ehe Sie ausgehen und ſie ſprechen konnten. Ich hoffe aber, daß Sie mir die Schuld davon nicht beymeſſen werden. Denn was kann ich denn dazu, daß Sie ſich duellirt haben, und verwundet worden ſind?

Ihr Herr Onkel hat einige Worte gegen mich fliegen laſſen, aus denen ich geſchloſſen habe, daß Sie von mir glauben, ich ſuchte dem Hofrathe Henrietten zu verſchaffen, das hat mich gekränkt, denn Sie haben mich für eine Lügnerin und Kuplerin gehalten, da ich doch ſo redlich gegen Sie gehandelt, und es dahin gebracht habe, daß Henriette noch ſechs Wochen Bedenkzeit bekommen hat, ehe ſie Ihre Entſchlieſſung in Anſehung des Hofraths ſagen darf.

Bloſs deſswegen, weil ich es Ihnen verſprochen habe, ſchaffe ich Ihnen noch einmal Gelegenheit, Henrietten zu ſprechen.

Ich nehme aber mein Wort zurück, ſobald Sie an Henrietten ſchreiben. Ich weis es, mein Herr, aus Erfahrung, was für Folgen es nach ſich ziehen kann, wenn junge Herren von unerfahrnen Mädchen Briefchen in Händen haben. Ich bin

Luiſe Helwingin.

Zwey und dreyſsigſter Brief.

Der Oberſte von Brav an Carln.

Holdersleben, den 24. Jul.

Ich bin, mein lieber Carl! glücklich wieder bey meinem lieben Weibe und dem unglücklichen Ferdinand angekommen.

Das ſchwere Gewitter, das wir am Tage meiner Abreiſe hatten, überfiel mich zwey Meilen von Grünau. Es war ſchrecklich. Bliz auf Bliz, Schlag auf Schlag, und jeder Schlag gab, wegen der vielen Berge, ein hundertfältiges Echo. Hierzu kam ein ſo heftiger Platzregen, daß ich nicht vermögend war, mein Pferd weiter zu bringen.

Zum Glück entdeckte ich in der Nähe eine Holzhackershütte, in der ich Schutz gegen den Regen ſuchte.

Als ich mich ihr näherte, hörte ich, daß ſtark darinne geſprochen wurde, und da ich hinein kam, traf ich eine Geſellſchaft von Bettlern an.

Ich erſchrack über ſie, und ſie über mich. Sie ſchwiegen ſtille, ſobald ſie mich erblickten, und ich ſchwieg auch, nachdem ich ſie gegrüßt hatte. Ich fühlte aber bald, daß es mir unmöglich ſey, bey dieſen Leuten eine halbe oder gar eine ganze Stunde auszuhalten, und mich von ihnen vom Kopfe bis auf die Füſſe beſehen zu laſſen, ohne ein Wort zu ſprechen. Deswegen redete ich ſie an: was ſpracht ihr denn mit einander, ihr guten Leute, warum ſetzt ihr denn euer Geſpräch nicht fort?

Ein ſchwarzköpfichter Kerl, dem die Wildheit aus den Augen ſahe, der nur einen geſunden Fuß hatte, und den andern, der nicht gröſſer, als der Fuß eines ſechsjährigen Knabens war, an eine Krücke gebunden hatte, nahm das Wort und ſagte:

Wir haben geredet, was arme Leute zu reden pflegen.

Und was denn?

Je wir haben einander unſer Herzleid geklagt.

Und das mag wohl groß ſeyn?

Das Gott erbarme! ja wohl! ja wohl! wir ſind weit übler dran, als ein Hund oder eine Katze. Denn die werden doch eſtimirt. Ich habe es oft geſehen, daß vornehme Frauen ihren Hund oder Katze auf dem Schooſe gehabt, und ſie aus ihrer Taſſe haben freſſen laſſen. Aber wenn unſer eins kommt, da wird Thür und Fenſter zugemacht. Mit genauer Noth, daß man uns ein paar Pfennige zuwirft! Meiner Seele! wir ſind doch ſchlimmer dran, als das Vieh. Ich habe mir tauſendmal gewünſcht, ein Mops oder ein Bologneſer zu ſeyn, da hätten mich Hunde und Menſchen gerne. Aber ſo — ſo bellen mich alle Hunde an, und die Menſchen ſpucken vor mir aus. Und Sie, mein Herr! würden auch nicht mit mir ſprechen, wenn Sie nicht das Donnerwetter daher geführt hätte. Wenn Sie mir auf dem Grünauiſchen Markte begegnet wären, da würden Sie ſchöne vor mir vorbeygegangen ſeyn.

Und wer ſeyd ihr denn? armer Freund!

Ich? ich bin ein Grafenkind. Soll mich der T... ein Grafenkind. Mein Vater iſt der Graf Parmeſini.

Nu? und wie ſeyd ihr in ſolche elende Umſtände gekommen.

Das laſſen Sie ſich erzählen! Meine Mutter diente in dem Hauſe, wo mein Vater logirte. Sie ſahe hübſch aus. Wie es nun die verfluchten Kerls zu machen pflegen, wenn ſie ein hübſch Menſch ſehen. Er machte meiner Mutter Careſſen, und machte ſie damit ſo kirr, daß ſie halt alles that, was er ihr zumuthete. Meine Mutter fühlte nach einem halben Jahre, daß es anders mit ihr wäre. Sie wollte es nicht merken laſſen, und knebelte ſich den Leib ſo feſte zuſammen, als ſie konnte. Davon kommt das verſchwundene Bein da, das habe ich mit auf die Welt gebracht, und meine Mutter hat mir oft geſagt, daß es davon käme, daß ſie ſich ſo feſt zuſammen geknebelt hätte.

Sie bat meinen Vater um Gottes willen, daß er ſich über ſie erbarmen, und ihr ein Stück Geld geben ſollte. Der Sakkermenter lachte aber darüber und ſchmiß ihr einen Dukaten hin. Das war nun weder gehauen noch geſtochen.

Da meine Mutter weder aus noch ein wußte, nahm ſie ſich vor, daß ſie mir den Kopf eindrücken wollte, ſo bald ich auf die Welt käme, und mich hernach in den Strom werfen. Tauſendmal habe ich gewünſcht, daß ſie es gethan hätte. Aber ihre Frau traf ſie an, da ich eben zur Welt gekommen war, da mußte ſie mich, leider Gott! leben laſſen.

Sobald die Herrſchaft von meiner Mutter erfahren hatte, was ihr begegnet war, ſo warf ſie ſie aus dem Hauſe. Meine Mutter nahm mich in die Schürze, und brachte es durch vieles lamentiren ſo weit, daß ſie eine arme Frau einnahm. Da mußte ſie alle ihr bischen Kleider verkaufen, um ſich des Hungers zu erwehren.

Nun war ſie eine Hure. Kein Menſch wollte mit ihr umgehen, mich ernähren mußte ſie, nichts verdienen konnte ſie — da legte ſie ſich auf die Hurerey, und lebte davon noch einige Zeit, dann kriegte ſie die Franzoſen, und krepirte im Lazarethe, nachdem ſie erbärmlich viel ausgeſtanden hatte, und ich armer Teufel mußte mein Brod vor den Thüren ſuchen. Ich habe oft mit den Zähnen geknirſcht, wenn mir mein Vater, der Schinderknecht, der Racker —

Ey ſchämt euch Freund, ſo zu reden. Euer Vater ſey ſo böſe als er will, er iſt doch euer Vater.

Hohl der T.. den Vater! welches Rindvieh geht denn mit ſeinem Kalbe ſo um, wie der Racker mit mir? Einmal begegnete er mir, da ſagte ich, ſchämen Sie ſich, Vater! daß Sie ihr Kind — Ich hatte das Wort kaum ausgeſagt, ſo kriegte ich eine Tracht Prügel von ihm, und den andern Tag wurde ich des Landes verwieſen. Ja Herr! ſo iſts mir gegangen. Sie, Herr, kommen da her geritten, ſind geſund, haben den Beutel voll Geld, und ich — und was habe ich denn verbrochen, daß ich mein lebelang unter Verdruß, Bosheit und Aergerniß, auf der Straße liegen, und von allen Menſchen mich verachten und mir Grobheiten ſagen laſſen muß?

Schweigt ja! antwortete ein Weibsbild, die nur noch die Wurzel von der Naſe übrig hatte, und laßt mich reden. Ich bin ſo unglücklich als ihr.

Wie ſo? fragte ich.

Wie ſo? Sehn Sie nicht dieſe Naſe? Ekeln Sie ſich nicht vor mir? Iſts nicht ſo gut, als wenn mir der Galgen an die Stirne gebrannt wäre? Und gleichwohl bin ich doch wahrlich ſo ſchlimm nicht, als Sie vielleicht denken.

Nu, eine Weibsperſon, die die Naſe verloren hat —

Die iſt eine Hure, wollen Sie ſagen. Sie haben recht. Ich bin auch eine Hure. Aber wenn Sie wüßten, wie ich dazu gekommen wäre — doch was hilft alles lamentiren. Ich will ſchweigen. Es bedauert mich doch niemand. Sie wären gewiß der erſte, der Mitleiden mit mir hätte.

Ihr ſeyd elend, und mit jedem Elenden habe ich Mitleiden. Erzählt mir nur euer Unglück, aber — die Wahrheit müßt ihr reden. Ihr mögt es ſo arg getrieben haben, als ihr wollt.

Ich werde euch immer bedauern. Sobald ich aber merke —

Was ſoll mir denn das Lügen helfen? werde ich wohl dadurch wieder ehrlich? Ich bin ein Bauersmädchen. Mein Vater ſtarb, und hinterließ meiner Mutter nichts als fünf Kinder. Ich war das älteſte. Und da meine Mutter uns alle nicht ernähren konnte, ſo ſagte ſie, ich ſollte mich vermiethen, und ihr von meinem Lohne alle Jahre ein paar Gülden Zuſchuß thun. Luſt hatte ich nicht dazu. Ich hatte einen hübſchen Kerl im Dorfe, der wollte mich freyen, (hier brach ſie in Thränen aus,) ach! das war ein Kerl, wie es keinen mehr geben kann, ſo ehrlich — ſo fleißig — ſo ſchöne gewachſen.

Warum nahmt ihr ihn denn nicht?

Was hätte ich denn mit ihm machen ſollen? ich hatte nichts, er hatte nichts. Er diente bey dem Edelmanne, und wollte ſich erſt zwanzig Gülden ſammlen, daß er ein Hüttchen daſelbſt kaufen könnte. Er wollte es durchaus nicht haben, daß ich von ihm ziehen ſollte. Aber was konnte ich denn machen — die Mutter wollte es ja haben. Kurz und gut, ich mußte nach

Grünau mich vermiethen. Ich kam in ein Haus, wo ſechs Studenten wohnten, denen ich aufwarten mußte. Da können Sie leicht denken, wie es gegangen iſt.

Dieſe werden euch verführt haben?

Ach! in den erſten acht Tagen. Ich mußte ja beſtändig bey ihnen ſeyn, ihre Betten machen, den Kaffee vor das Bette tragen. Jung war ich, keine Ruhe lieſſen ſie mir, ich konnte nicht anders, ich mußte ihnen zu willen leben. Da ich etlichemal mich erſt vergangen hatte, ſo war ich wie betäubt, ich vergas meinen Katechismus, meinen Hans, den lieben Gott, alles vergas ich, und ließ mir das Leben recht wohl gefallen.

Aber es dauerte nicht länger als ein Vierteljahr, da wurde ich mit der garſtigen Krankheit angeſteckt. Ich fühlte wohl, daß mir nicht recht war, aber ich wußte nicht, was mir fehlte, und ſteckte erſt noch ſechs Studenten an. Da ich gar nicht mehr fort konnte, da gieng ich endlich zum Doktor. Der ließ mich ins Lazareth bringen. Du lieber Herr Jeſus, was habe ich da ausſtehen müſſen! Sechs Wochen bin ich herum gemartert worden. Endlich wurde ich kurirt —

aber die Naſe gieng hin. Sehn Sie, lieber Herr! ſo iſt es mir gegangen. Nun machen Sie mit mir was Sie wollen, bedauren Sie mich, oder heiſſen Sie mich einen Schandbalg. Ich muß mir alles gefallen laſſen. Aber ein elender Thier kann es auf Gottes Erdboden nicht geben, als ich bin. Wo ich gehe und ſtehe, da weiſt man mit Fingern auf mich und ſpuckt vor mir aus. Ach! und wenn ich zurück denke, was ich hätte werden können, wenn ich das verfluchte Loch, das Grünau, nimmermehr mit Augen geſehen hätte — Wenn ich itzo meinen Hans hätte — ſo möchte ich mir alle Haare aus dem Kopfe raufen. —

Haltet ein! ſagte ich, armes Weib! mit Ungeduld macht ihr eure Sachen immer ſchlimmer. Bedauren thue ich euch, darauf könnt ihr euch verlaſſen.

Fortſetzung.

Und ihr, armer Freund! ſagte ich zu dem Dritten, der nur einen Arm hatte, wie ſeyd ihr zu eurem Elende gekommen?

Guter Mann! antwortete er: ich habe aus Ihrem ganzen Betragen geſehen, daß Sie mit vieler Theilnehmung die Geſchichte dieſer Elenden angehört haben. Ich darf alſo wohl hoffen, daß Sie bey meiner Elendsgeſchichte nicht gleichgültig ſeyn werden. Ich bin von Geburt ein Meklenburger und gieng nach Grünau, um da Jura zu ſtudieren. Da habe ich zwey Jahre gelebt, nicht wie ein Heiliger, aber gewiß auch nicht wie ein Böſewicht. Wenigſtens ſagt mir mein Gewiſſen, daß ich nie ein Mädchen verführt habe. Ich gieng einsmals frohes Muths bey den Hofrath Alpius ins Collegium, das er über die Pandekten las, und ſetzte mich auf einen Stuhl, der ſchon für einen andern belegt war. Dieſer kam und ſagte ſo laut, daß es jedermann hören konnte: dieſer Stuhl gehört mir, das iſt dumm und einfältig, daß man ſich darauf ſetzt. Ich bitte um Verzeihung, war meine Antwort, ich habe es nicht mit Vorſatz gethan, aber es könnte doch gelinder geſagt werden. Und nun ſahe ich ihn an, ob er die mir zugefügte Beleidigung zurücknehmen würde. Aber anſtatt ſie zurückzunehmen, ſtieß er mich heftig an, und ſagte: weg, dummer Junge!

Ich weiß nicht, mein Herr! ob Sie auf Akademien geweſen ſind. Ich muß Ihnen alſo ſagen, daß ich nach den Begriffen, die man damals von Ehre und Schande hatte, und wie ich höre noch haben ſoll, ſo gut als gebrandmarkt war. Ich würde von allen ſeyn verachtet worden, jeder Poltron würde ſich für berechtigt gehalten haben, mich zu beleidigen, wenn ich zu dieſer öffentlichen Beſchimpfung geſchwiegen hätte. Ich faßte alſo Muth, und ſagte: Nun weich ich nicht, und der Teufel, und ſeine Großmutter ſoll mich nicht vertreiben. Sogleich hatte ich einen Schlag über den Kopf. Was würden Sie, mein Herr! in dieſem Falle gethan haben?

Ich war über dieſe Frage ſo betreten, daß ich nicht wußte, was ich antworten ſollte.

Sie hätten gewiß gethan, fuhr er fort, was ich auch that. Ich faßte den Kerl bey der Gurgel, warf ihn nieder, und mauliſchellirte ihn. Der Erfolg davon war, daß ich mich am andern Tage mit ihm ſchlagen mußte. Ich nahm den Degen, Gott weis es, in keiner andern Abſicht, als meine Ehre zu vertheidigen, und ihm etwa ein kleines Andenken an den Arm zu geben. Aber ach Gott! er brachte mir einen Stich in die Hand bey, ich ſahe Blut — nun wurde ich raſend und gieng grauſam wie ein Tiger auf ihn los. Und kaum hatte ich vier bis fünf Ausfälle gethan, ſo traf ich ihn in die Bruſt, ſtieß ihn durchs Herz, daß er entſeelt vor mir nieder fiel. Nie kann einem Verdammten, der vor Gottes Richterſtuhle das Urtheil empfängt, gehet hin von mir ihr Verfluchten! ſo zu Muthe ſeyn, als mir da war. Ich ſtand da wie eine Statue. Meine Freunde ſchrieen, ich ſollte eilen, um mich zu entfernen — ich konnte nicht. Einer ſprang davon, holte ein Pferd, man trieb mich aufzuſitzen, ich verſuchte es, fiel aber auf der andern Seite wieder herunter. Da kamen eben zwey Studenten in einer Chaiſe gefahren, in dieſe warf man mich, und bat ſie, mich über die Gränze zu bringen.

Und da wurde vielleicht die Wunde an ihrer Hand gefährlich?

Ach an dieſe dachte ich nicht wieder. Ich wankte, da ich über die Gränze war, von einem Dorfe zum andern fort. Kraftlos warf ich mich den Abend auf eine Streue nieder. Aber der Schlaf flohe mich. Sobald ich die Augen ſchloß, ſtund mein Gegner vor mir, und zeigte ſeine blutige Bruſt. Da fuhr ich zuſammen und erwachte, und ängſtigte mich. Ach beſter Mann! Menſchenblut vergoſſen zu haben, iſt etwas ſchreckliches. Man wird nie wieder froh. Noch itzo tönt mir in meinen Ohren der Brüll, den mein Gegner that, da er ſtürzte. Des Morgens kam ein Werber, bemerkte meine Verlegenheit, und beredte mich, Dienſte zu nehmen. Da mir das Leben eine Laſt war, und ich über 5 Thaler nicht bey mir hatte, ſo war ich leicht zu bereden. Ich wurde alſo Soldat, und kaum war ich bey dem Regimente, ſo wurde ich mit in die Schlacht bey Kunnersdorf genommen, wo ich einen Schuß in den rechten Arm bekam. Er war nicht gefährlich. Ich wurde aber in ein Haus geſchleppt, wo gegen 300 Verwundete lagen. Etwas Scheuslicheres habe ich nie geſehen noch gehört. Gleich in der erſten Nacht bekam einer von meinen Nachbarn Convulſionen und ſtarb, der andere ſtieß mich immer mit ſeinem geſpalteten Hirnſchädel an die Naſe, ein dritter vomirte mir ins Geſicht — Doch ich

glaube

glaube nicht, daß Menſchenſprache Worte hat, um dieſen Jammer zu beſchreiben. Die Feldſcheere, die uns zugeordnet waren, waren nicht im Stande, hinlänglich für uns zu ſorgen. Ich mußte zwey Tage liegen, ehe ich verbunden wurde. Am dritten Tage war mein Arm ſo geſchwollen, daß man den Brand vermuthete. Man ſuchte zwar ihn zu verhindern, aber umſonſt. Er fand ſich ein, und der Regimentsfeldſcheer kündigte mir an, daß der Arm abgelößt werden müßte. Ach noch itzo denke ich mit Entſetzen an die Zurüſtungen, die dazu gemacht wurden, und an alle die Marterzeuge, die man um mich her legte. Und ich weiß doch warlich nicht, ob ein Straſſenräuber mehr fühlen kann, wenn er das Gerüſte bereiten ſieht, auf dem er ſoll geradebrecht werden, als ich bey dieſem Anblicke empfand. Zum Glück für mich erlag meine Natur unter Schauer, Entſetzen und Schmerz. Ich wurde ohnmächtig und erwachte nicht eher, bis ich meinen Arm verlohren hatte. Gott! meinen Arm! meinen rechten Arm! So bald ich geneſen war, bekam ich fünf Gulden und einen Paß. Ich bettelte mich in mein Vaterland, um das wenige Geld, das mir mein

Vater hinterlaſſen hatte, in Beſitz zu nehmen. Aber meine Vormünder hatten es an einen Kaufmann verliehen, der Bankerout geſpielt hatte. So bin ich zum Krüppel und Bettler geworden. Und habe nun ſchon zwey Jahre mit Elenden, die die menſchliche Geſellſchaft ausgeſtoſſen hat, Deutſchland durchreiſen müſſen. Was ſagen Sie dazu?

Ich bedaure ſie herzlich.

Aber ſollte uns das nicht mißtrauiſch auf Gottes Vorſehung machen? Herrſcht ſolch Elend wohl unter den Hirſchen, Ratzen oder wilden Schweinen, als unter den Menſchen, die Gott nach ſeinem Bilde ſchuf? Uns drey führt hier der Zufall zuſammen, und unſer aller Leben iſt freudenlos. Und ſolcher Menſchen giebts Millionen auf der Welt. Wenn alle die dreyhundert, die mit mir im Lazarethe lagen, die Geſchichte ihres Elends beſchreiben ſollten —

Freund verſündige dich nicht, und murre gegen Gottes Vorſehung nicht. Gott macht alles gut, aber ihr Menſchen macht euch unglücklich. Du und dieſe Weibsperſon ſeyd doch an eurem Elende ſchuld, und dieſer iſt elend durch ſeiner Mutter Schuld.

– Kann ich etwas dazu? fuhr dieſer heftig auf, daß meine Mutter eine Hure war?

Und verſündigen Sie ſich nur nicht, ſagte der Einärmichte. Verurtheilen Sie nicht ſo geradezu die Elenden. Ich glaube noch immer an Gottes Vorſehung, obgleich ihre Wege mir unbegreiflich ſind. Ich glaube es, daß Gott die Menſchen gut gemacht, und ſie zur Glückſeligkeit beſtimmt hat. Unſere bürgerliche Verfaſſung iſt aber ſo eingerichtet, daß der Menſch dadurch immer in ſolche Lagen gedrängt wird, wo er nothwendig böſe werden, und ſich elend machen muß. Wenn ich dem ſanftmüthigſten Hund auf den Schwanz trete, ſo beißt er mich in die Wade und zieht ſich Stockprügel zu. Und wenn ich ein junges raſches Mädchen ſechs müßigen Studenten zur Diſpoſition überlaſſe, ſo muß ſie eine Hure werden, und am Ende die Naſe verlieren, und wenn ich ein geſchwängertes Mädchen hülflos laſſe, ſo muß ſie auf Kindermord denken, und wenn ein Graf ſein Kind betteln läßt, ſo muß es ſeinen Vater verfluchen, und wenn ein Student öffentlich gemißhandelt wird, ſo muß er ſich ſchlagen, und wenn er in die Hand geſtochen wird, ſo muß ihm die Mordſucht

ſucht anwandeln, und wenn er gemordet hat, iſt vom Gelde entblößt, und trift einen Werber an, ſo muß er Soldat werden u. ſ. w. Ich hoffe ſie verſtehen mich.

Ich verſtehe ſie nur allzugut, und mein Herz blutet mir, wenn ich ſie und dieſe zwey andern Elenden anſehe, und mich zu ſchwach fühle, ihnen zu helfen. Ich hoffe aber, daß es mit der Zeit doch beſſer werden werde. Läge der Grund zum menſchlichen Elende in der menſchlichen Natur, ſo wäre meine Hofnung eitel. Da er aber nur, wie ich ſchon lange geglaubt habe, und in dieſem Glauben durch eine neue dreyfache Erfahrung beſtärkt worden bin, in verſchiedenen Fehlern der bürgerlichen Verfaſſung liegt, ſo kann und muß der Grund des menſchlichen Elends einmal weggeräumt werden.

Ha! weggeräumt? Die Welt ſteht beynahe ſechs tauſend Jahr. Es hat zu allen Zeiten Leute gegeben, die dem menſchlichen Elende entgegen gearbeitet haben, ſind wir aber weiter gekommen?

Ich glaube doch. Wenn ſie daran zweifeln, ſo leſen ſie die Chronik der erſten Jahrhunderte, leſen, und vergleichen, und urtheilen ſie!

Ich weis, was ſie ſagen wollen, wir haben mancherley Elend weggeſchaft, aber an deſſen Stelle iſt mancherley andres gekommen. Vor etlichen Jahrhunderten gab es ohne Zweifel mehr Elende meiner Art. Aber Elende dieſer Art, (er zeugte auf die zwey andern Bettler) giebt es itzo gewiß zehnmal mehr als ſonſt.

Aber wie, wenn eine ſechstauſendjährige Erfahrung dazu erfordert würde, um die Einſichten zu erlangen, die zu Wegſchaffung des menſchlichen Elends nöthig ſind?

Ja das iſt ſo etwas. Aber — ſo lange nicht das Wohl jedes einzelnen Mitgliedes, ſondern die Befriedigung der Leidenſchaften einiger Wenigen, der letzte Zweck unſerer bürgerlichen Verfaſſung iſt, ſo lange iſt an ſo etwas nicht zu denken. Es werden ſich immer tauſende in unnatürliche Lagen müſſen preſſen laſſen, damit einige wenige ihre Leidenſchaften befriedigen können. Der Wirth, bey dem dieſe Unglückliche diente, opferte vermuthlich alle Jahre ein oder zwey junge Mädchen auf, damit ſein Haus für die Studierenden deſto mehr Reiz haben möchte, und er ſeine Stuben um ein paar Thaler theurer vermiethen könnte. Wie es im

Kleinen geht, ſo geht es auch im Groſſen; um dieſe und jene Stadt volkreicher zu machen, ſezt man gern etliche hundert Familien in Lagen, da ſie zweifelhaft werden, ob ſie ſich hängen oder erſchieſſen ſollen. Ich hoffe, ſie verſtehen, was ich ſagen will.

Ich verſtehe es ganz. Aber Freund! das Gewitter iſt vorbey, meine Reiſe geht ſchleunig, izo können wir die Welt doch nicht anders machen, als ſie iſt. Laßt uns vor der Hand das menſchliche Elend lindern, wenn wir es nicht wegſchaffen können. Für euch ihr beyden Elenden kann ich izo weiter nichts thun, als euch ein paar frohe Tage machen. Hier habt ihr jedes einen Speciesthaler, thut euch dafür gütlich, und hütet euch, die Glücklichern zu beneiden. Und ſie? armer Mann, hätten ſie wohl Luſt zu mir zu ziehen? Ich habe ein Landgut, das ich ſelbſt bearbeiten laſſe, wollten ſie wohl die Aufſicht über die Arbeiter übernehmen? Sie können mir, wenn ſie ihrem Amte wohl vorſtehen, damit jährlich 2 bis 300 Thaler erhalten. Es iſt alſo billig, daß ich ihnen dafür die Koſt und einen Gehalt von hundert Thalern gebe

Noch nie habe ich einen Menſchen ſo gerührt geſehen. Er warf ſeinen Stock hin, fiel auf die Knie, und umfaßte mit ſeinem linken Arme meine Füſſe. Die beyden andern weinten. Auch mir floſſen die Thränen über die Backen. Ich riß mich loß, ſchwang mich auf mein Pferd, und ſagte dem Einärmichten meinen Namen und meine Wohnung. Er iſt bereits bey mir angekommen.

Lange, lieber Karl! bin ich ſo ſelig nicht geweſen, als auf dieſer Reiſe. Mehr Wonnegefühl kann der Auserwählte im Sitze der Seligen nicht haben, als ich da empfand. Und wodurch hatte ich es mir verſchaft? durch Wohlthun. Nun Karl! ſo mag des Elends ſo viel in der Welt ſeyn, als da will, uns bleibt doch noch immer Platz zu Himmelsfreuden übrig. Wir können ja wohlthun. Wo wir nicht helfen können, können wir doch rathen, und wo kein Rath mehr möglich iſt, können wir doch warnen und tröſten.

Dieß alles habe ich dir mit gutem Vorbedachte ſo weitläuftig beſchrieben, damit du darüber nachdenken, und Klugheitsregeln daraus ziehen ſollſt. Du wirſt ſie gewiß finden, wenn du alles recht überlegen willſt.

Wie geht es denn mit Henriettchen? He? haſt du ſie noch nicht geſprochen? Wenn ich erſt recht überzeugt bin, daß du durch ſie glücklich wirſt, ſo will ich ſelbſt nachdenken, wie ich ſie dir verſchaffen kann. Das Vergnügen, dich glücklich zu machen, wird das beſte Mittel ſeyn, den Schmerz zu lindern, den mir mein ungerathener Sohn verurſacht. Ich bin

v. Brav.

Drey und dreyßigſter Brief.

Carl v. Carlsberg an den Oberſten v. Brav.

Grünau, den 28. Jul.

Ihr einärmichter Mann, liebſter Herr Vetter! mag wohl recht haben, wenn er ſagt, daß man ſehr leicht in Lagen kommen könne, wo man müſſe böſe und unglücklich werden. Ich wenigſtens bin in einer Lage, wo ich ein Böſewicht werden muß, wenn ſie nicht bald abgeändert wird.

Ich ſchrieb an Henrietten inliegenden Brief, und erhielt bald darauf eine Antwort. Hundertmal drückte ich ihren Brief an meine Bruſt und küßte ihn, ehe ich ihn erbrach. Aber ſtellen Sie ſich mein Entſetzen vor, da ich las, daß ſie entſchloſſen ſey, meinen Hauswirth zu heyrathen. Ich ſtund da, wie vom Donner gerührt. Ich las noch zwey bis dreymal, denn ich trauete meinen eignen Augen nicht, konnte aber nichts anders leſen. Unmöglich kann das ihre eigne Entſchlieſſung ſeyn. Ihre Tante muß durch ihre Ränke ſie dazu gebracht haben. Noch einmal muß ich ſie ſprechen, ehe ſie ihr Wort von ſich giebt. Vernehme ich denn aus ihrem eignen Munde, daß ſie auf ihrem Vorſatze beharre — ſo ſchütze der Himmel meine Tugend, ich kann ſie nicht länger ſchützen. Sie wird meine Hauswirthin, ich wohne mit ihr unter einem Dache. Und ein junger Menſch, der für ſeine junge Hauswirthin glühet, die gegen ihn auch nicht gleichgültig iſt, und noch überdem einen alten mürriſchen Mann hat, der muß ein Ehebrecher werden.

Ehebrecher — ich zittere, da ich dieſes Wort ſchreibe. Aber ich weiß auch, daß ichs werden muß. Eine ſo heftige Leidenſchaft, wie die meinige iſt, deren Befriedigung ich ſo leicht und ſo nahe haben kann, dieſe zu bezwingen iſt meine Kraft zu ſchwach.

Wenn Ihnen alſo die Tugend und Zufriedenheit ihres Carls lieb iſt, ſo machen Sie Anſtalt, daß er von Grünau wegkomme, wenn die traurige Verbindung noch vor ſich gehen ſollte.

Die erſten Stunden, die ich nach Empfange dieſes Briefs gehabt habe, waren ſchrecklich. Ich war aufs äuſſerſte gebracht, und meine aufgebrachte Leidenſchaft gab mir eine Menge boshafter Entſchlieſſungen ein, deren ich mich itzo vor mir ſelbſt ſchäme. Da aber meine Verzweiflung den höchſten Grad erreicht hatte, fiel mir die Stelle ihres Briefes ein, da Sie ſagen, „daß, wenn auch die ganze Welt voll Elends wäre, uns doch noch immer ein Platz zur Seligkeit übrig bleibe, denn wir könnten ja noch wohlthun.“ Gott ſegne und erquicke Sie für dieſe Stelle. Sie war mir wie ein Engel Gottes, der dem Verzweifelnden die Hand bietet, und ihn empor richtet. Ein wohlthätiges Licht erhellte die ſchreckliche Nacht, in der meine Seele wandelte.

Du willſt, ſagte ich, ausgehen, und ſuchen, wo etwas zu helfen, zu rathen und zu tröſten iſt. Meine Augen floſſen bey dieſem Gedanken von Thränen über, ich gieng zu meiner Kaſſe, (die durch Ihre und meiner Mutter Güte, wieder ſehr gefüllt iſt, und mich in den Stand ſetzt, wieder einen ziemlichen Theil meiner Spielſchuld abzuſtoſſen,) und nahm daraus eine Hand voll Geld, die ich zu mir ſteckte. Ach lieber Herr Vetter, des Himmels Vorſchmack hatte ich, da ich ſie zu mir ſteckte. Meine Empfindung wurde zum Gebete. Ich faltete meine Hände und ſeufzte: „Verzeihe es mir mein Gott und Vater! daß ich gegen dich gemurret habe, daß ich mit meinem Schickſale, das du Allgütiger beſtimmt haſt, unzufrieden war, warum murre ich denn? du verſagſt zwar meiner Wünſche Befriedigung — aber du gönnſt mir dagegen eine Freude, in der du ſelbſt deine Seligkeit ſetzeſt — du ſetzeſt mich in den Stand, meinen Brüdern, die noch weit elender ſind, als ich, wohl zu thun. O du unendlicher Wohlthäter! Gönne mir heute dieſe Freude, die ich ſo ſehr bedarf, laß mich die Perſon finden, die meinen Beyſtand am nöthigſten hat!“

Noch itzo iſt mir der Zuſtand, in dem ich mich damals befand, ein wahres Räthſel. Ich konnte meines Weinens kein Ende finden. Nie war ein Lachen ſo ſüß, als dieſe Thränen.

Sobald meine Augen trocken waren, gieng ich aus, um Elende zu ſuchen. Welchen Durſt hatte ich, ſie zu finden! Bey Gott! und wenn ich Henrietten geſucht hätte, meine Sehnſucht hätte nicht heftiger ſeyn können.

In Grünau darf man nicht weit gehen, wenn man Elende finden will. Ich gieng über den Markt, und hörte, da ich an den Rathshof kam, ein erbärmliches Geſchrey von Weibern und Kindern. Ich ſprang zu —

Machen Sie ſich gefaßt, eine der ſcheuslichſten Scenen zu leſen, die wohl je auf Gottes Erdboden war. Ein Weibsbild war an einem Pfahl mit ihren entblößten Armen angebunden, und ein Teufel von Kerl zählte ihr, mit einer Peitſche, zwölf ſtarke Hiebe zu. Sie ſchrie, was ihre Kräfte vermochten. Neben ihr lag ihr Säugling, der ebenfalls, ſo ſtark als möglich, ſchrie. Zwey Weibsperſonen, die ſchon durchgeprügelt waren, ſtunden neben ihr, hielten ihre weinenden Kinder auf dem Arme, ihr Haar flog ſchrecklich umher, ſie fluchten ſchrien und ſchimpften. Auf dem Boden lag ein Mädchen in Ohnmacht, deſſen reizende Bildung durch die Miene der Unſchuld noch mehr gewann, und neben ihr ihr Säugling. Zum Rathhauſe ſahe das Scheuſal vom Bürgermeiſter heraus, das ich Ihnen ohnlängſt beſchrieben habe, mit eben ſo einer unempfindlichen Miene, mit welcher ein Pächter ſeine Schweine abſtechen ſieht.

Eine von den geprügelten Weibsperſonen erblickte ihn, und ſtieß gegen ihn alle Reden aus, die ihr die höchſte Verzweiflung eingab Kerl! rief ſie, warum läßt du uns prügeln? Dafür, daß wir Kinder gekriegt haben? Die Landhuren läßt du herumlaufen, und bekümmerſt dich nicht um ſie? Du läßt huren und buben und ehebrechen — kein Hahn kräht darnach. Aber wir armen Thiere müſſen geprügelt werden, weil wir Kinder bekommen haben. Wenn wir das Abtreiben gelernt hätten, wie deines Sohns Mägde, da würde kein Menſch etwas darnach fragen —

Ich verlohr das Bewußtſeyn und meine Knie bebten.

Bald aber kam ich wieder zu mir ſelbſt. Der Gerichtsdiener löſte die Unglückliche ab, und wollte das ohnmächtige Mädchen an ihre Statt anbinden. Da er ſahe, daß ſie ohnmächtig war, gab er ihr einen Stoß in die Seite und ſchrie: auf Canaille! und rief ſeiner Frau zu, daß ſie einen Eimer voll Waſſer bringen und auf ſie gieſſen ſollte.

Hier gerieth ich in Wuth. Was? ſagte ich, Barbar! was hat das Mädchen gethan, daß du ſie ſo mishandeln willſt?

Aergern Sie ſich nur nicht, ſagte er, es iſt ja nur eine Hure.

Mag ſie Hure ſeyn, antwortete ich, ſie iſt ein Menſch, und ihr Kind iſt ein Menſch, ein unſchuldiger Menſch, der nie eine Sünde that. Es iſt himmelſchreyend, wenn ein Menſch den andern ſo peinigt. Halt Kerl! ich gebe es nicht zu.

Da müſſen Sie, ſagte der rohe Menſch, es mit dem Herrn da oben ausmachen, mich geht es nichts an, ich thue was mir geheiſſen wird. Ich prügle ſie und laſſe ſie laufen, oder ſchneide ihr die Gurgel ab, wie es die gnädigſte Obrigkeit verlangt.

Das wollteſt du Kerl thun! einem ſo unſchuldigen Mädchen die Gurgel abſchneiden?

Das kümmert mich nicht. Dafür beſoldet mich meine gnädigſte Obrigkeit.

So halt Kerl! ich will es mit deiner gnädigſten Obrigkeit ausmachen.

Was halten, was halten, ich habe obrigkeitlichen Befehl, der muß vollzogen werden.

Aber wenn ich dir einen Gulden gebe —

Einen Gulden? ja das iſt etwas anders. Gehn Sie nur, und reden Sie mit dem Herrn Bürgermeiſter. Es dauert mich ſelber das arme Mädchen.

Nicht einen Gulden, einen Thaler ſollſt du haben, aber daß du keine Hand an ſie legſt.

Sogleich wurde mein Barbar ein Menſchenfreund. Frau! ſagte er, haſt du nicht ein Bischen Spiritus, das man dem armen Mädchen vor die Naſe halten könnte — einen Schluck Wein — geſchwinde — geſchwinde.

Die Frau lief fort, und ich auch.

Fortſetzung.

Ich lief in die Gerichtsſtube zum Bürgermeiſter, mit dem ich bey dem Hofrath Grimlein, da ich ihn einigemal geſprochen, eine Art von Vertraulichkeit errichtet hatte. Um des Himmels Willen, Herr Bürgermeiſter, ſagte ich, wie iſts möglich, daß Sie die armen Weibsperſonen ſo barbariſch können mishandeln laſſen?

B. Sie haben gewiß auch ein Liebchen darunter? He?

J. Sie irren ſich ſehr. Muß man denn ein Weibsbild geliebt haben, um Mitleiden gegen ſie zu empfinden, wenn man ſie auf eine unmenſchliche Art prügeln ſieht und ihr armes unſchuldiges Kind bis zum Convulſionen ſchreyen hört? Braucht man dazu mehr als ein unverdorbnes Herz?

B. Die Gerechtigkeit fordert dieſe Genugthuung.

J. So? aber wenn Sie ſo gerecht ſind, laſſen Sie denn auch den Verleumder geiſſeln? auch den Wucherer, der das Mark der Armen ausſaugt? Mich dünkt es gehört doch ungleich mehr Bosheit dazu, ein Verleumder und Wucherer zu

ſeyn,

ſeyn, als einem ſtarken Naturtriebe unterliegen.

B. Wir richten nach den Landesgeſetzen.

J. Welcher Narr hat denn dieſe dummen Landesgeſetze gemacht? Mich dünkt jede Handlung ſollte doch nach dem Grade ihrer Bosheit beſtraft werden.

B. Menagiren Sie ſich, mein Herr! wiſſen Sie, wen Sie vor ſich haben?

J. Ach ich weis es wohl — ich habe den Grünauiſchen Bürgermeiſter vor mir, den ich nur allzugut kenne. Ich muß Sie aber doch noch etwas fragen. Ich kenne etliche öffentliche Huren, die ſchon eine Menge Studirende verführet haben. Haben Sie dieſe auch peitſchen laſſen?

B. Zeigen Sie ſie an, ſo werden wir nach den Landesgeſetzen über ſie ſprechen.

J. Ich bin Ihr Spion nicht. Ihnen als Richter kommt es zu, darüber zu wachen. Ich kenne Weiber, die durch ihren höchſt ärgerlichen Umgang mit dem männlichen Geſchlechte ſich des Ehebruchs ſehr verdächtig gemacht haben. Laſſen Sie dieſe auch peitſchen?

B. Wer ſind denn dieſe Weiber?

J. Das ſollten Sie, als Obrigkeitliche Perſon, längſt wiſſen. Sie ſtrafen alſo weder Hurerey noch Ehebruch, ſondern nur das Kindergebähren. Sie reitzen alſo das weibliche Geſchlecht zum Kindermorde?

B. Ich kann mich auf Ihr Philoſophiren nicht einlaſſen. Böſe Arbeit, böſer Lohn. Hätten dieſe Weibsbilder nicht einen ärgerlichen Wandel geführt, ſo dürften ſie nicht leiden. Dabey bleibt es.

J. Aber wer ſind denn die Väter zu dieſen Kindern?

B. Darnach haben Sie nichts zu fragen. Ich weis es auch nicht.

J. Sie wiſſen es alſo nicht! alſo haben Sie ſie auch nicht beſtraft? Den Verführer laſſen Sie alſo laufen, und die Elende, die das Unglück hatte verführt zu werden, laſſen Sie peitſchen?

B. Das Grübeln hilft nun alles nichts, ich ſpreche nach den Landesgeſetzen.

J. Aber wenn dieſe nun dumm, barbariſch, raſend ſind?

V. Herr! reden Sie nicht weiter oder ich laſſe Sie in die Wache ſetzen. Iſt das der Dank dafür, daß ich auf Zucht und Ordnung halte, und Perſonen ſtrafe, die dem Publikum zur Laſt fallen?

J. Sind denn dieſe Unglücklichen nicht geſtraft genung? Müſſen ſie nicht die Verachtung der ganzen Stadt tragen? Müſſen ſie nicht ihre armen Kinder ernähren, pflegen, warten, ohne den männlichen Beyſtand zu haben, den die Ehefrau genießt? Fühlen dieſe Unglücklichen nicht alles Elend des Wittwenſtandes, ohne das Mitleiden und die Unterſtützung zu finden, die man gegen Wittwen beobachtet? Ich dächte ſolche Perſonen ſollten der Gegenſtand der chriſtlichen Barmherzigkeit ſeyn, und nicht weiter beſtraft werden.

V. Das iſt eine ſchöne Moral. Da kann man ſehen, was für eine Wohlthat die chriſtliche Obrigkeit iſt, die das Schwerd nicht umſonſt trägt, ſondern eine Rächerin iſt, über den der böſes thut. Das Gott erbarme! wenn erſt wir unſer Schwerd niederlegten, was wollte denn aus der Welt werden? da würde ja allen Laſtern Thor und Thür geöfnet.

J. Es iſt nicht genug, daß man das Schwerd führt, ſondern man muß es auch mit Vernunft führen. Dieſe Unglücklichen hatten durch ihre Ausſchweifungen einige Unordnungen im Staate angerichtet, die ſie vielleicht durch gute Erziehung ihrer Kinder wieder gut gemacht hätten. Nun aber ſind ſie ſchlechterdings verdorben. Durch die Führung Ihres Schwerds ſind ſie zu den boshafteſten Geſchöpfen gemacht worden, die zu den größten Bubenſtücken aufgelegt ſind.

B. Wie verſtehen Sie das?

J. Sie ſind öffentlich beſchimpft. Nicht für einen Heller Ehre haben ſie mehr, deren Verluſt ſie von fernern Ausſchweifungen abhalten könnte. Sie werden ihren Leib öffentlich feil bieten, und die Verführerinnen junger Mannsperſonen werden. Hunger und Geilheit werden den Muttertrieb erſticken, ſie gegen das Wimmern ihrer Kinder fühllos machen, ſie werden ſie verſchmachten laſſen, wenn ſie die gegenwärtige Woche überleben ſollten. Denn leider glaube ich, daß die Kinder noch heute ſterben müſſen, wenn ſie die durch Zorn, Angſt und Bosheit vergiftete Milch ihrer Mutter in ſich ſaugen.

B. Deſto beſſer. So hat das Publikum einige Hurenkinder weniger zu ernähren — Glauben Sie, mein Herr! unſere Geſetze ſind ſehr weiſe. Es wird dadurch die Zahl der Hurenkinder vermindert, die dem Publikum zur größten Laſt fallen würden. Von zwanzig Hurenkindern bleibt kaum eins am Leben. Iſt denn das nicht weiſe, wenn man das Publikum durch gute Anſtalten von ſeinem Unrathe zu ſäubern ſucht?

J. Barbariſcher Mann! wäre es nicht noch beſſer, wenn Sie ein Landesgeſetz hätten, das befähle, die Hurenkinder zu erſäufen, wie die jungen Hunde und Katzen?

B. Ich hätte nichts dagegen,

J. So ſollten Sie ja aber auch eine Belohnung darauf ſetzen, wenn eine Hure ihrem Kinde, bey ſeinem Eintritte in die Welt, ſogleich das Genick bricht? ſie ſäubert ja das Publikum vom Unrathe?

B. Hum, Hum — ich ſehe der Herr iſt ein Naturaliſte, und mit ſolchen Leuten habe ich nicht gern etwas zu thun. Ich werde es aber an höhern Orte zu melden wiſſen, daß Sie die Landesgeſetze geſchimpft haben. Wer die Landesgeſetze ſchimpft, der ſchimpft den Landesherrn. Sie haben ein Crimen laesae majeſtatis begangen — wiſſen Sie es mein Herr?

J. Ich muß es mir gefallen laſſen, was Sie mit mir vornehmen. Aber — (hier zog ich meinen Beutel heraus) aber wäre es denn nicht möglich, das Mädchen, das noch nicht gepeitſcht worden iſt, mit Gelde von der Strafe los zu kaufen?

B. (mit holdſeliger Miene) Je warum denn das nicht? das iſt ja die Frage gar nicht. Wir haben einander unrecht verſtanden (hier klopfte er mich freundlich auf die Achſel.) Lieber Freund! glauben Sie doch ja nicht, als wenn wir dieſe Weibsbilder ihres Fehltritts wegen ſo hart ſtraften. Es geſchieht blos deswegen, weil ſie das Bagatell nicht erlegen, das ſie bey ihrer Niederkunft entrichten müſſen.

J. Und wie viel iſt das?

B. Fünf Thaler — das iſt alles — iſt ja ein Bagatell.

J. Viel genug für ein unglückliches Weib, das kaum die Geburtsſchmerzen überſtanden hat, allenthalben von der Verachtung gepeinigt wird, neuen Aufwand bekommen hat, nichts verdienen kann, und vielleicht keinen Gulden in ihrem ganzen Vermögen hat. Fünf Thaler zu erlegen, ſind eine ſchreckliche Summe für den, der ſie nicht hat, und auch nicht aufzubringen weiß.

B. Aber überlegen Sie doch, lieber Freund! das allerhöchſte Aerarium würde ja lädirt werden, wenn man gegen dergleichen Perſonen zu viele Nachſicht beweiſen wollte. Müſſen wir denn nicht als treue Diener dafür ſorgen, daß es aufrecht erhalten werde?

J. Alſo ſind die Strafgelder ein Einkommen für das allerhöchſte Aerarium?

B. Ja nothwendig, wenigſtens die Hälfte.

J. Hier, Herr Bürgermeiſter, ſind fünf Thaler. Haben Sie die Güte und befehlen, daß das Mädchen mit anderweitiger Strafe verſchont werde.

B. Recht gut, recht gut. Nein wir ſind ſo barbariſch gar nicht, als Sie glauben, wir müſſen uns nur einander entdecken. Aber noch eins —

J. Und was denn?

B. Das Mädchen hat vierzehn Tage im Arreſte geſeſſen, da ſind wieder Koſten aufgelaufen. Sie kann nicht eher von der Pön abſolvirt werden, bis dieſe erlegt ſind.

J. Nun wie viel betragen ſie denn?

(Er klingelte, daß der Kerkermeiſter kommen mußte, und trug ihm auf, die Rechnung über die Koſten zu machen, die während des Arreſts der Unglücklichen aufgegangen waren. Sie wurden auf 6 Thlr. 12 gl. angeſchlagen.)

J. Hier iſt auch dieſes Geld. Kann ich nun den Befehl wegen ihrer Freyſtellung bekommen?

B. Gar gerne, gerne, Herr Actuarius ſchreiben Sie:

> Nachdem Friederika Charlotte Rübnerin, die ihr, in puncto Fornicationis, zuerkannten Strafgelder erlegt, auch die, wegen ihres Arreſts aufgelaufenen, Koſten vergütet: als wird ihr hiermit angekündigt, daß ſie ihres Arreſts entledigt und mit anderweitiger Pön verſchonet ſeyn ſoll. Decr. in ſen. d. 26. Jul.
>
> in Fidem
> Zungendreſcher.

Ich ergrif das Papier mit eben dem Entzücken, mit welchem ein anderer den Adelsbrief würde ergriffen haben, und wollte zu der Unglücklichen rennen, um ihr ihre Rettung anzukündigen. Aber der Actuarius hielt ihn feſt und ſagte, Sie zahlen ſechzehn Groſchen, für

Ausfertigung des Decrets. Der Bürgermeiſter, gleich als wenn er keinen Theil daran nähme, nahm eine Priſe Toback, und wendete ſich nach dem Fenſter um. Seine Schnupftobacksdoſe ſchien der letzte Zufluchtsort zu ſeyn, den ſeine Niederträchtigkeit aufſuchte, wenn ſie ſich länger nicht verbergen konnte. Ich warf den Gulden auch hin, nahm das Decret und gieng fort. Nun gratulire, rief mir der Bürgermeiſter nach, gratulire zu der guten Handlung, die Sie itzo verrichten —

Ich gieng fort, ohne ihm zu antworten.

Fortſetzung.

Barmherzigter Vater! bewahre mich, ſo lange ich lebe, vor der phariſäiſchen Härte, die die Gefallnen grauſam in den Abgrund des Elends hinab ſtürzt. Schenke mir doch den ſanften Sinn deines Sohns, der die Gefallnen mit Blicken des Mitleids anſahe, ſie aufrichtete ſtärkte, und ſie mit den Worten entließ: gehe hin, ſündige fort nicht mehr, daß dir nichts ärgers wiederfahre —

So bete ich itzo im ganzen Ernſt. Mein ganzes Herz iſt umgeſtimmt, ſeitdem ich des

Wohlthuns himmliſche Freude geſchmeckt habe. Ich betrachte mich und die Welt mit ganz andern Augen, und viele Stellen des N. T. die mir ſonſt dunkel waren, werden mir deutlich. Ich dächte, wenn man einen Menſchen erſt ſo weit bringen könnte, daß er, aus eignem Herzenstriebe, eine gute That verrichtete, und die damit verknüpfte Seligkeit ſchmeckte, er müßte umgeändert werden.

Da ich auf den Rathshof kam, traf ich eine Menge Leute an, die die Neugier, theils die beſtraften Unglücklichen, theils das Wunderthier zu ſehen, das für eine gefallne Weibsperſon ſo groſſen Aufwand gemacht, herbeygelockt hatte. Sobald ich mich zeigte, flüſterten ſie ſich in die Ohren, und ein Weib hörte ich ganz laut ſagen: es iſt ein hübſcher Menſch — er wird auch wohl ſeine guten Urſachen haben, warum er ſo viel Geld hingiebt. Was meynt ihr dazu, Frau Gevatterin?

Ja das verſteht ſich, antwortete dieſe, wer wird denn Geld hingeben für ein Weibſen, die einem weiter nichts angeht. Aber das möchte ich doch wiſſen, warum er das Geld nicht gleich gezahlt und das arme Thier ſo hat beſchimpfen laſſen.

Aus dieſen und andern Reden und Mienen der Anweſenden ſchloß ich nur allzudeutlich, daß man mich, wegen gepflogner Vertraulichkeit mit der Unglücklichen, im Verdacht hatte. Dieß betrübte mich ſehr, theils um der übeln Nachrede willen, theils, weil ich ſahe, daß auch ſo wenig Mitleiden gegen dieſe Art von Unglücklichen in der Welt iſt, daß man durchaus nicht glaubt, daß man gegen ſie barmherzig ſeyn könne, ohne an ihren Ausſchweifungen Theil genommen zu haben. Wenn ich einen armen Hund den Mishandlungen eines rohen Jungen entriſſen hätte, wer würde es misbilligen? Aber eine gefallene Weibsperſon aus den Händen ihrer Peiniger zu befreyen, rechnet man uns zur Sünde an.

Deſto beſſer. Meine Handlung macht mir nun noch mehr Vergnügen, da ich mir nicht vorzuwerfen habe, daß ſie aus Ruhmbegierde entſprungen ſey, und alſo nicht befürchten darf, daß ich meinen Lohn dahin habe.

Die Unglückliche war in die Stube des Kerkermeiſters geführt worden. Sie hatte, da ich in die Stube trat, im linken Arm das Kind, den rechten hatte ſie auf den Tiſch gelegt, und ihren Kopf darauf.

Der Herr kommt, ſagte der Kerkermeiſter. Sie fuhr auf, hatte aber den Muth nicht, mich anzuſehen, ſondern legte den Kopf in die Hand und ſchlug die Augen nieder.

Ich trauete mich auch nicht ſie anzureden, ſondern ſagte zum Kerkermeiſter, dieſe Perſon iſt von Gefangenſchaft und von aller Strafe frey, zeigte ihm die Schrift und druckte ihm einen Thaler in die Hand.

Da ſchlug ſie ihre Augen das erſtemal auf und ſagte: nun, mein lieber Herr, in meinem Leben werde ich es ihnen nicht bezahlen können, was Sie itzo an mir thun, aber der liebe Gott im Himmel, der Sie und mich kennt, der wirds vergelten.

Sie wollte mehr ſagen, aber ein Thränenſtrom und ein heftiges Schluchzen verhinderten ſie etwas mehr, als halbgebrochne Worte, hervorzubringen. Ich war im Begrif fort zu gehen, um auf meiner Stube meinen Empfindungen freyen Lauf zu laſſen, mußte mich aber doch wieder umkehren, weil mein Herz mir ſagte, daß hier noch mehr wohlzuthun ſey.

Haſt du, ſagte ich, armes Mädchen, noch Eltern?

Einen Vater habe ich noch.

Und der iſt?

Ein Leinweber.

Und wohnt?

In der Thorgaſſe, rechter Hand im Eckhauſe.

Gut! die Thorgaſſe weis ich nicht, aber auf der breiten Straſſe am Brunnen will ich deiner warten. Wenn du vorbey gehſt, will ich dir nachfolgen, bis in deines Vaters Haus.

Ich gieng fort, und verabredete es mit dem Kerkermeiſter, daß er ſie durch die Hinterthüre gehen laſſen möchte, damit ſie nicht nöthig hätte, der verſammelten Menge ſich ſo tief gebeugt zu zeigen.

Sie gieng bald vor dem Brunnen vorbey, ich folgte ihr nach, wir kamen in eine Gegend, wo Gärten waren, und niemand zu ſehen war. Hier drehte ſie ſich um und wartete auf mich.

Ach beſter Herr! ſagte ſie wieder weinend. Der liebe Gott muß Sie geſchickt haben, anders kann es nicht ſeyn. Denn ſonſt keins, als der liebe Gott, weis wer ich bin.

Und wer biſt du denn? du biſt vielleicht verführt worden?

Verführt eben nicht — aber —

Nun, wie biſt du denn in dieß Unglück gekommen?

Ach lieber Herr, ich gieng mit einem Schreinersgeſellen um, das war gar ein feiner ſtiller Menſch, der wollte mich heyrathen.

Nu? und warum thatſt du es denn nicht?

Ich hätte es ja vor mein Leben gern gethan, aber er durfte mich nicht nehmen, weil er nicht Bürger war.

Warum wurde er denn nicht Bürger?

Weil er kein Geld hatte. Der Herr Bürgermeiſter ſagte, er müßte ſechzig Thaler herwenden, wenn er Bürger werden wollte. Das konnte er ja nicht. Er iſt ein armer Schelm, der nichts hat, als ein ehrlich Herze. Er hat den Herrn Bürgermeiſter um tauſend Gottes willen gebeten, daß er ihn doch annehmen möchte. Er ſagte, Herr Bürgermeiſter! macht denn das Geld eben den Mann? Iſt denn ein fleißiger Handwerksmann, der arm iſt, nicht beſſer für die Stadt, als ein reicher Faullenzer? Sehen ſie da meine Fäuſte an, ſind denn die nicht mehr als ſechzig Thaler werth? Ich kann Schränke, Kommoden, Tiſche, Stühle, alles machen, was mein Auge ſieht. Erkundigen ſie ſich bey allen Meiſtern, wo ich gearbeitet habe, ob einer mir was böſes nachreden kann. Iſt denn das nicht beſſer als ſechzig Thaler? Aber das half alles nichts.

Nun währte der Umgang ſo fort, da kam ich endlich in das Unglück. Du lieber Gott! mein Vater hat mich zu allem Guten gezogen. In meinem Leben hab ich mich nicht lüderlich aufgeführt.

Und wo iſt denn nun der Menſch hin?

Er iſt fortgegangen.

Das iſt aber doch teufliſch.

Ach ſchimpfen Sie ja nicht auf ihn. Er iſt ein guter Kerl. Er heulte wie ein Kind, da er fortgieng, und ließ mir alle ſein Geld da. Es war aber nicht mehr als 2 Thlr. Die habe ich für die Taufe hingeben müſſen. Einen Thaler dem Herrn Magiſter, und einen Gulden dem Küſter.

Koſtet hier eine Taufe ſoviel?

Sonſt koſtet ſie nicht mehr als acht Groſchen. Aber ſo ein Kind zu taufen koſtet ſo viel.

(Was ſagen Sie dazu? Herr Vetter!)

Itzo kamen wir in das Gäßchen, wo des Mädchens Vater wohnte. Sie zeigte mir ſeine Hütte.

Nun, ſagte ich, leb wohl armes Mädchen, du dauerſt mich von ganzem Herzen, weil ich ſehe, daß du ſo unſchuldig biſt. Nimm dein unſchuldig Kind in acht. Gott iſt ſein Vater, und du wirſt ihm einſt müſſen davon Rechenſchaft geben, wie du es verpflegt haſt. Er wird dir aber auch gewiß Brodt beſcheren, es zu ernähren. Pflege deinen armen Vater! und — und hüte dich, daß du nicht in ein lüderliches Leben verfällſt! Sieh, ich werde mich ſorgfältig um dich bekümmern; ſo lange ich höre, daß du eingezogen und ordentlich lebſt, verlaſſe ich dich nie: ſo bald ich aber erfahre, daß du ausſchweifeſt, ſo thue ich nicht das geringſte mehr für dich. Hier iſt etwas, davon erquicke dich, deinen armen Vater und dein armes Kind.

Ich druckte ihr etwas in die Hand, und ſprang fort, ohne ihren Dank abzuwarten.

Gott ſey gelobt, daß er mein Gebet erhört, und mir zum Wohlthun Gelegenheit geſchenkt hat. Ich verſtehe nun das Gleichniß Jeſu vom Sämanne vollkommen, ohne daß ich es im Grundtexte nachgeleſen habe. Sie, liebſter Herr Vetter, waren der Sämann, der Spruch von der Seligkeit des Wohlthuns war das Saamenkorn, und mein Herz war das Land, in welches es fiel. Gott ſey dafür geprieſen, es iſt ein gutes Land. Itzo keimt das Körnchen zwar nur noch, ich will aber des Keimchens ſo warten, daß es gewiß hundertfältige Frucht tragen ſoll. Ich wünſche herzlich, daß Sie recht oft Gelegenheit zum Wohlthun finden mögen, damit Sie den Schmerz über meinen unglücklichen Vetter mindern können.

Ich bin von ganzem Herzen

Ihr

Carl.

Vier und dreyßigſter Brief.

Carl an Henrietten.

Grünau, den 29. Jul.

Wenn ich an Feen glaubte, die bisweilen unvermuthet uns armen Erdenſöhnen erſcheinen, dann wieder verſchwinden, ohne daß man im Stande iſt, den Ort ihres Aufenthalts zu erfragen, ſo wäre ich ſehr geneigt, Sie beſtes, liebenswürdiges, Mädchen! für ſo ein überirdiſches Weſen zu halten.

Da erſchienen Sie mir in Richmanns Garten, ſchlüpften vor mir vorbey, ſetzten durch Ihren Blick mein ganzes Herz in Bewegung, druckten das Bild aller Ihrer Reizungen in meine Seele, dann verſchwanden Sie, und alle mein Bemühen, den Ort Ihres Aufenthalts zu erfahren, war umſonſt.

Sie wurden wieder in meines Hauswirths Stube ſichtbar, erneuerten, verſchönerten und belebten noch mehr das Bild, das ſchon ſo tief in meiner Seele liegt. In eben dem Augenblicke aber, da ich Ihnen meine Empfindungen erklären wollte, bekam ich auch den Befehl mich zu entfernen, und ſahe Sie nicht wieder.

Und ich muß Sie doch wieder ſehen, ich muß Ihnen ſagen, daß mein ganzes Herz für Sie ſchlägt, daß Sie das höchſte Ziel meiner Wünſche ſind, und von Ihnen erfahren, wie Sie dieſe meine herzliche und unſchuldige Zuneigung aufnehmen. Ehe kann ich die vorige Gemüthsruhe, die bey Ihrem erſten Blicke auf mich verſchwand, nicht wieder erlangen.

Seyn Sie doch liebes Mädchen ſo gütig, als Sie ſchön ſind, ſeyn Sie doch ſo geneigt, einem unſchuldigen Jungen ſeine Gemüthsruhe wieder zu ſchenken, als Sie geſchickt waren, Sie ihm zu rauben. Wie leicht muß es Ihnen ſeyn. Nur eine halbſtündige Unterredung, die Sie mir erlauben, wird mich aus dem ſchrecklichen Schweben zwiſchen Furcht und Hofnung heraus reiſſen. Darf ich es wagen, Sie in Koldingen zu beſuchen? Haben Sie nicht in der Nachbarſchaft ein Wäldchen, einen Hügel oder Felſen, wo ſie der Sonnen Untergang zuſehen, oder den geſtirnten Himmel betrachten? Wohnt nicht etwa in Ihrer Nachbarſchaft eine Freundin, bey der Sie ſich bisweilen aufhalten? ach nennen

Sie mir den Ort, er heiſſe wie er wolle, wo ich Sie finden, wo ich Ihnen geſtehen darf, was in meinem Herzen vorgeht!

Doch wohin treibt mich die Liebe! wie viele Bedenklichkeiten wird Ihnen Ihr Herz gegen die Unterredung mit einem Studierenden machen, die leider ſich in einen üblen Ruf geſetzt haben. Wie viele mir unbekannte Beſorgniſſe werden durch Ihre Seele gehen! Nur das Bewußtſeyn meiner Redlichkeit beruhigt mich wegen meiner kühnen Bitte. Möchte es Ihnen doch ſo einleuchten, wie ich es fühle, ſo würden Sie meine Bitte gewiß nicht zu kühn finden.

Seyn Sie verſichert, daß ich die Achtung und Schonung kenne, die man der Ehre eines Frauenzimmers ſchuldig iſt. Ich werde nie heimlichen Umgang mit Ihnen ſuchen. Nur um eine Unterredung bitte ich. Ach verſagen Sie dieſe doch nicht Ihrem Verehrer

Carlsberg.

Fünf und dreyßigſter Brief.

Henriette an Carln.

Koldingen, den 29. Jul.

Mein Herr von Carlsberg!

Wozu iſt eine Unterredung nöthig, wenn die Sache ſchriftlich ausgemacht werden kann? Sie wollen aus dem ſchrecklichen Schweben zwiſchen Furcht und Hofnung geriſſen ſeyn? Wenn es weiter nichts iſt, ſo kann ich es ja ſogleich thun, indem ich Ihnen melde, daß ich meinem Vater verſprochen habe, den Hofrath Grimlein zu heyrathen, und daß nächſtens die Verlobung vor ſich gehen wird. Ich wünſche von ganzem Herzen, daß Ihnen dieſe Nachricht Ihre Gemüthsruhe wieder ſchenke, die ich Ihnen ohne mein Wiſſen raubte. Ich bin

Henriette.

Sechs und dreyßigſter Brief.

Carl an den Oberſten von Brav.

Grünau, den 1. Aug.

Ich fühle die Seligkeit, die das Wohlthun verſchaft, immer lebhafter. Ja glauben Sie mir, liebſter Herr Vetter! der heftige Schmerz, den mir Henriettens Brief verurſacht hat, iſt durch das Bewußtſeyn, etwas Gutes gethan zu haben, ſchon ziemlich gemindert. Der Menſch ſcheint zur Liebe geſchaffen zu ſeyn. Wird es ihm nicht erlaubt, eine Perſon des andern Geſchlechts zu lieben, ſo giebt es ja noch Elende genug, an denen er ſeine Liebe thätig beweiſen kann, die nicht ſo ſpröde und eigenſinnig, wie die Mädchen ſind, ſondern jeden ſchwachen Beweis der Liebe zehnfältig erwiedern.

Geſetzt daß auch, ſchrecklich bleibt es freylich immer, geſetzt aber, daß Henriette mich gänzlich verſchmähen ſollte, ſo will ich mir einen Kreis von Bedrückten und Bekummerten verſchaffen, in dem ich wandele, helfe, rathe und tröſte, da werde ich dich, mir noch immer liebe, Henriette, bald vergeſſen können.

Ich habe mir ſchon einen Plan gemacht, wie ich die Sache anfangen will. Ich bekomme 400 Thlr. jährlich, ohne die Geſchenke, die mir meine Mutter von Zeit zu Zeit macht. Sollte ein einzelner Menſch nicht von dreyhundert Thalern leben können? Gewiß ich kann es. Ich bin meinem Vorſatze, mich aus der Sclaverey der Sinnlichkeit heraus zu reiſſen, getreu geblieben, und fühlte es, wie viel ein Menſch vermag, wenn er ſich eine Sache ernſtlich vornimmt. Ich habe kaum halb ſo viele Bedürfniſſe als ſonſt. Ich will alſo nicht nur von 300 Thalern leben, ſondern auch den Reſt meiner Spielſchulden bezahlen, das Uebrige alles ſoll dem Wohlthun geheiligt ſeyn. Unter deinen Augen, Allwiſſender! ſey dieß Gelübde gethan! Gieb mir Kraft es zu erfüllen!

Den folgenden Tag, nachdem ich das unglückliche Mädchen erlöſt hatte, gieng ich aus, um ſie und ihren Vater zu beſuchen. Ihre Stube war eine Wohnung des Elends.

Stellen Sie ſich ein kleines, niedriges, Stübchen vor, wo ein Menſch, von meiner

Länge, kaum aufrecht ſtehen kann, aus der der ſtinkende Qualm einer eingeſchloßnen, durch die Ausdünſtungen der Speiſen, Oellampen und Menſchen, verunreinigten Luft, jedem Eintretenden entgegen dampft, deſſen zwey kleine Fenſter halb aus Glasſcheiben, halb aus Papiere beſtehen, wo ein Weberſtuhl und zwey Betten ſtehen, in deren einem ein kranker ſchwacher Mann in einigen Lumpen liegt, die ehemals Kiſſen waren, neben ſich einen Topf mit dünnem Biere, und eingeweichtem Brode, ſtehen hat, vor dem zwey Kinder und ein entehrtes Mädchen ſitzen, das dem Zeugen ſeiner unglücklichen Liebe die Bruſt reicht, ſo haben Sie ein Bild von dieſer Wohnung des Elends.

Sobald ich hinein trat, rief Charlotte, dieß iſt der Name meiner erlößten Unglücklichen, Vater! Vater! der Herr iſt da, der mich erlöſt hat.

Und der entkräftete Mann richtete ſich auf, nahm ſeine Mütze vom Kopfe, faltete die Hände, und ſagte: mein lieber guter Herr! Ich kann nicht viel Worte machen. Aber der, da oben, der alles ſieht, zu dem ich geſtern morgen betete: Herr du biſt nahe, allen, die dich anrufen, allen, die dich mit Ernſt anrufen, du thuſt, was die Gottesfürchtigen begehren, und höreſt ihr Schreyen, und hilfſt ihnen, der wirds verlehnen —

Hier ſank er kraftlos zurück.

Mein Herz wurde weich, und noch weicher, da alle Kinder zu weinen und zu ſchluchzen anfiengen. Ich mußte mich gegen das Fenſter wenden, um meine Thränen zu verbergen. Nach ein paar Minuten wendete ich mich zu ihm und fieng eine Unterredung mit ihm an.

Lieber, kranker, Mann, ſagte ich, ihr ſeyd ſehr arm, wie es mir ſcheint.

K. Ich habe geſtern mit meinen Kindern keinen Biſſen Brod gehabt, ich hätte noch keins, wenn Sie ſich nicht über meine Tochter erbarmt hätten.

J. Seyd getroſt! Gott verläßt niemanden.

K. Ach ich weis es, ich weis es. Ich habe geſtern gar zu herzlich gebetet. Da hat es der liebe Gott erhört. Wenn die Noth am größten iſt, da iſt die Hülfe am nächſten.

J. Seyd ihr lange krank?

K. Seitdem ſie meine Tochter hinſetzten. Da überfiel es mich und liegt mir in allen Gliedern.

J. Und Geld habt ihr nicht vorräthig?

K. Nicht einen Heller. Es iſt bey uns gar ein ſchlechter Verdienſt.

J. Wie viel verdient ihr den Tag?

K. Sechs Groſchen. Was iſt das für vier Mäuler!

J. Aber das linnene Zeug wird ja itzo ſtark geſucht. Ich höre, daß es die Bremer aufkaufen, und ſtarke Verſendung nach Amerika machen.

K. Kann wohl ſeyn, das hilft unſer einem aber nichts.

J. Und wem denn ſonſt?

K. Den Fabrikanten, für die wir arbeiten. Die bauen ſich Häuſer, halten Kutſche und Pferde und —

J. Und erhöhen euren Arbeitslohn nicht?

K. Ach daran iſt nicht zu gedenken. Wenn ſie nicht nur noch immer abſchnittelten von dem Bischen Lohne.

J. Wie iſt das zu verſtehen?

K. Je daß Gott erbarme, wenn man einen Monat, wie ein Gefangner, gearbeitet hat, und will nun ſein Bischen Lohn holen, da geben ſie einem leicht Gold oder verſchlagen Kupfergeld.

Da muß man hier einen Groſchen, dort einen Groſchen ans Bein wiſchen.

J. Mann! iſt das möglich?

K. Ich würde es ja nicht ſagen, wenn es nicht wahr wäre.

J. Und wie heiſt der Barbar, für den ihr arbeitet?

K. Es iſt unſerm Herrn Bürgermeiſter ſein Sohn, Herr Kornmann.

J. Nun der Apfel ſcheint nicht weit vom Stamme zu fallen. Kann ich euch noch mit etwas helfen?

K. Ich weis, daß mein Erlöſer lebt — er wird bald kommen — bald und ſein Lohn mit ihm. Aber ach! ach! da liegt es auf dem Herzen; wie ein Zentner.

J. Und was denn?

K. Sünde, ſchwere Sünde.

J. Ich ſollte kaum glauben, daß ein Mann, der ſo ehrlich ſpricht, ſchwere Sünde ſollte gethan haben.

K. Geht ein bischen hinaus ihr Kinder! (die kleinen traten ab.) Lieber Herr, Sie ſcheinen mir gar ein chriſtlicher, frommer, Herr zu ſeyn. Ihnen muß ich es ſagen, ich kann es nicht mit in die Grube nehmen — ich bin ein Dieb.

J. Ein Dieb? bewahre Gott, wie ſo?

K. Es war unmöglich, daß ich mit meinen Kindern von dem Bißchen Arbeitslohne leben konnte. Wir kauften nicht ein Loth Fleiſch, bis des Sonntags. Es wollte aber doch immer nicht reichen. Wenn ein Kleidungsſtück zu ſchaffen war, oder es wurde jemand von uns krank, ſo fehlte es immer. Da trieb mich die Noth etwas zu thun, was ich nicht hätte thun ſollen.

J. Und was denn?

K. Ich unterſchlug immer etwas von dem Garne, das ich zu verarbeiten kriegte. Und wenn ich genug zuſammen hatte, ſo machte ich ein Stückchen Linnen für mich und verkaufte es. Ach Gott, das wird mir Verantwortung koſten, wenn ich vor deinen Richterſtuhl komme!

J. Recht iſt es nicht. Aber Gott iſt barmherzig und vergiebt denen, die ihre Fehler bereuen, und auf ſeine Gnade hoffen.

K. Das hoffe ich auch — ach aber manichmal wird es mir doch gewaltig angſt.

J. Und der Herr Kornmann wird ſchwerere Verantwortung haben, als ihr.

K. Wahr iſts wohl. Der hat mich eben zum Diebe gemacht. Leben will man doch (hier fieng er bitterlich an zu weinen) und wenn es nun mit aller Arbeit nicht möglich iſt ſein Brod zu verdienen, was ſoll man denn da thun? Aber ach! das wird mir vor Gott nichts helfen.

J. Lieber Freund! habt ihr nicht einen Geiſtlichen, dem ihr euch entdecken könnt?

K. Ich habe ja wohl meinen Herrn Beichtvater. Ich habe mir auch lange ſchon wollen das heilige Abendmahl reichen laſſen. Da koſtet es aber auch wieder Geld.

J. Geld? der Geiſtliche wird doch von ſo einem armen Manne kein Geld nehmen?

K. Ja wie es ſo geht, die Herren wollen ja auch leben. Aber es iſt wahr, der Herr Kaplan iſt ja mein Herr Beichtvater. Das iſt ja gar ein lieber Herr. Ich will ihn wirklich rufen laſſen.

J. Der wird euch geiſtlichen Troſt verſchaffen. Itzo will ich ſehen, ob ich nicht eure leiblichen Umſtände verbeſſern kann. Höre Mädchen, ſagte ich zu Charlotten, weißt du nicht, wo dein Liebhaber hingegangen iſt?

Ch. Er hat es mir nicht geſagt. Zuerſt, ſagte er, wollte er zu ſeinem Pathen gehen.

J. Und wer iſt der?

Ch. Der Herr Pfarrer in Friedrichsleben.

J. Und dieß Friedrichsleben liegt?

Ch. Zwey Meilen von hier, zum rothen Thore hinaus.

J. Gut. Ich ruhe nicht eher, bis du deinen Liebhaber wieder haſt.

Ch. Meinen Heinrich?

J. Ja. Deinen Heinrich, wenn du glaubſt, daß er ein ehrlicher Mann iſt.

Ch. Ach der ehrlichſte Mann, der auf Gottes Erdboden iſt. Meinen Heinrich? den wollten Sie mir wieder verſchaffen? Vater! hört ihr es denn? der Herr will mir meinen Heinrich wieder verſchaffen.

K. Ach der herzensgute Herr. Aber was hilft dirs? Du darfſt ihn doch nicht nehmen.

J. Dafür laßt mich ſorgen. Seyd rechtſchaffen und vertraut auf Gott, er verläßt euch gewiß nicht.

Mit dieſen Worten gieng ich fort.

Leben Sie wohl und behalten lieb Ihren
Carl.

Sieben und dreyßigſter Brief.

Carl an den Oberſten v. Brav.

Bränau, den 4. Aug.

Liebſter Herr Vetter!

Die Begierde, der unglücklichen Charlotte zu helfen, war ſo groß, daß ich den Entſchluß faßte, ſelbſt nach Friedrichsleben zu reuten. Ob ich gleich deswegen verſchiedene Collegia verſäumen mußte, ſo glaubte ich doch, einer ganzen Familie ihre Zufriedenheit wieder zu ſchenken, ſey mehr werth, als alles, was ich in dieſen Stunden lernen könnte.

Denn wenn ich Ihnen meine Meynung offenherzig ſagen ſoll, ſo glaube ich, daß ich weit mehr lernen kann, wenn ich ſelbſt ein Buch leſe und darüber nachdenke, als in den akademiſchen Vorleſungen. Das Buch ſagt mir ſeine Meynung, und läßt mir die Freyheit ſie zu prüfen, der Lehrer hingegen ſtürmt auf mich mit Syllogismen und Declamationen hinein, ſo lange bis meine Beurtheilungskraft das Gewehr ſtreckt, und ſich in ſeine Feſſeln ſchlagen läßt. Wir haben hier zwey philoſophiſche Partheien, die Riboniuſiſche und die Benderſche Jede iſt für ihren Meiſter ſo eingenommen, daß ſie ſeine Lehrſätze auf das eifrigſte vertheidigt. Da kommt es mir nun vor, als wenn zu einem fleißigen Studenten erfordert werde, daß er ſelbſt zu urtheilen aufhöre, und ſeinen Meiſtet für ſich urtheilen laſſe. Wenn ich z. E. Zelnicken urtheilen höre, ſo höre ich nicht ihn, ſondern den Pr. Ribonius und wenn mein Freund Gutenberg urtheilt, ſo urtheilt eigentlich Bender. Beyde haben ihre Syſteme beſtändig bey ſich, und brauchen ſie als einen Leiſten, nach dem ſie jeden Satz abmeſſen, und jeden für falſch und gefährlich erklären, der dieſem Leiſten nicht angemeſſen iſt. Wenn ja alles nach einem gewiſſen Leiſten beurtheilt werden ſoll, ſo dächte ich, ich ſchnitzte mir ſelbſt einen, anſtatt mir ihn von andern ſchnitzen zu laſſen.

Genug ich beſtellte mein Pferd. Vor Tagesanbruch war es ſchon vor meiner Thür, und weil ich mich vom Kaffee unabhängig gemacht habe, ſo war ich auch im Stande, es zu beſteigen, ohnerachtet meine Aufwärterin noch im tiefen Schlafe lag.

Ein Bube, von ohngefähr ſechzehn Jahren, hatte es mir gebracht. Er hatte einen abgelegten Studentenrock, und Halbſtiefeln an, hielt in ſeinem Munde eine kurze Tobakspfeife, und ſein zuſammengeſchrumpftes verzognes Geſicht ſchien mir zu ſagen, daß er alle akademiſchen Laſter vollkommen begriffen habe.

Wem gehörſt du an, mein Sohn? fragte ich ihn.

B. Ich bin ein Burſchenkind.

J. Und wer war dein Vater?

B. Ein Siebenbürge.

J. Haſt du etwas gelernt?

B. Genung. Ich kann Pferde ſtriegeln, putzen, aufzäumen und ſatteln, und kann reuten wie ein Grasteufel.

J. Kannſt du auch leſen?

B. Wo ſoll ich denn das gelernt haben? Ich bin ja nicht in die Schule gegangen.

J. Alſo iſt dir auch wohl nichts von Gott geſagt worden?

B. Ich laſſe den lieben Gott einen guten Mann ſeyn.

J. Aber was will denn aus dir werden? wenn du nichts gelernt haſt, keine Kenntniß von Gott und der Religion beſitzeſt?

B. Hum. Ich bin noch keinmal hungrig zu Bette gegangen, und weis von keinen Grillen etwas.

J. Wovon ernährſt du dich denn?

B. Ich lebe von den Studenten, trage Stammbücher umher, ſcheere die Hunde, ſchneide Tobaksköpfe, und warte auf, wenn die Studenten eine Fidelität haben. Mannichmal giebts auch ſonſt noch ſo was zu verdienen ha ha ha. Wenn Sie einmal etwas brauchen, ſo können Sie es nur bey mir beſtellen.

J. Aber die Lebensart kann doch nicht immer dauren? du wirſt ja älter?

B. Sorgen Sie nicht! ich will mich ſchon durch die Welt ſchlagen. Künftige Woche habe ich Hochzeit.

J. Du Bube? Hochzeit?

B. Und warum denn das nicht? In vierzehn Tagen halte ich Kindtaufe.

J. Biſt du närriſch? oder glaubſt du, daß ich ein Narr bin, daß ich ſolch Zeug glaube?

B. Ha! Ha! Ha! morgen krieg ich funfzig Thaler auf ein Bret gezahlt — da kann ich ja leicht meinen Namen hergeben. Das Kind will ja doch einen Vater haben.

J. Aber wie lange denkſt du denn Frau und Kind von dieſen funfzig Thalern zu ernähren?

B. Ernähren? Ja das bin ich nun eben nicht geſonnen. Wenn ich nur erſt die funfzig Thaler habe, ſo mag Frau und Kind gehen wohin ſie wollen. Ernähren? Ha! Ha! Ha! deswegen nehme ich eines andern Hure nicht.

J. Aber bedenk doch, da werden ja wieder zwey unglückliche Leute mehr in der Welt.

B. Warum denn unglücklich? Meine Frau wird ſich ſchon etwas zu verdienen wiſſen — Ha! Ha! und das Kind — dem wird nach Jahr und Tag auch kein Zahn mehr weh thun.

Meine Natur empörte ſich gegen einen Menſchen, bey dem ich nicht das geringſte Gefühl für Recht und Unrecht bemerkte. Ich warf ihm ſein Biergeld hin und ritt fort.

Die ganze Stadt lag noch im tiefen Schlafe, da ich ritt. Ich fühlte mich, und glaubte ein paar Stufen höher zu ſtehen, als alle, die noch in ihren weichen Federn träumten.

Wie es nun ſo geht, wenn man in den Frühſtunden ſich ſelbſt überlaſſen iſt, die Seele ſchweift umher, und denkt weit freyer, als in den andern Stunden des Tages, da ſie einen großen Theil ihrer Kraft auf die Verdauung wenden muß. Ich hatte ganz ſonderbare Einfälle. Aurora muſis amica, fiel mir ein, und ich dachte, in einem Orte, der ſich einen Muſenſitz nennt, ſollte vier Uhr, wenigſtens im Frühling und Sommer, alles munter ſeyn; eine Geſellſchaft, die ſich anmaßt, die Nationen aufzuklären, ſollte wenigſtens richtige Vorſtellungen vom Werthe der Zeit, von den Wirkungen der kühlen Morgenluft, und eines erhitzten Federbetts haben, die Kunſt, des Morgens Nervenſtärkung zu genieſſen, ſey mehr werth, mehr für Menſchenglück nützlich, als die Kenntniß aller griechiſchen und römiſchen Alterthümer. Unter ſolchen Betrachtungen ritt ich fort, und es kam mir vor, als wenn der gröſſere Theil der menſchlichen Geſellſchaft die ſchönſten Stunden ſeines Lebens verträume, und aus der Welt gehe, ohne die erquickendſten Freuden der Schöpfung genoſſen zu haben.

Der halbe Himmel war mit einem herrlichen gelb und blau und roth gefärbt, und ich fühlte mich bey dieſem Anblicke ſo ſelig, daß ich mit Mitleiden auf meine ſchlafenden Brüder herab ſahe, und zu ſingen anfieng:

Ihr wolluſtreichen Praſſer,
Was ihr für Glück verſchlaft!
Seyd eure eignen Haſſer,
Und durch euch ſelbſt beſtraft,
Verſchlaft die ſchönſten Stunden.
Nie wird von euch empfunden,
Was dieſe ſchöne Welt
Für Wunder in ſich hält.

Unter ſolchen Betrachtungen erreichte ich das Ende des Waldes, durch den ich zeither geritten war, und wurde von einem unerwarteten Anblick überraſcht. Ich ſahe mich auf dem Gipfel eines Berges, an deſſen Fuſſe ein langes Thal zwiſchen zwey Ketten von Bergen lief, und durch deſſen Schoos ein Fluß ſich ſchlängelte. Das gegenüber liegende Gebirge war ein zuſammenhängender Weinberg, an deſſen Ende die

Trümmern eines alten Schloſſes zu ſehen waren, das mich mit meinen Gedanken in die alten Ritterzeiten zurück führte. Mitten im Thale lag Friedrichsleben, dem erſten Anblicke nach der Wohnſitz der ländlichen Ruhe und Zufriedenheit. Es war da keine Spur von der bittern Dürftigkeit, unter der ſonſt die Landleute ſeufzen, ſichtbar. Die Aecker waren mit Garben beſetzt, auf den Wieſen weidete eine zahlreiche Heerde Rindvieh, und auf dem Hange eines Hügels eine noch zahlreichere Heerde Schaafe. Das Dorf war durch ein Erlenwäldchen eingeſchloſſen, und beſtund aus Häuſern, die alle mit Ziegeln gedeckt waren, davon jedes mit einem geräumigen Garten ſchien verbunden zu ſeyn. Das ſchönſte Haus lag an der Kirche, und ich vermuthete, daß dieß das Pfarrhaus ſeyn möchte.

Glücklicher Mann, dachte ich, der du dieſes Haus bewohneſt. Frey von dem glänzenden Elende, unter dem die Städtebewohner ſeufzen, durchlebſt du deine Tage am Buſen einer holden Gattin, und im Kreiſe geſunder, dich liebender, Kinder! Biſt ſo nahe der Natur, kannſt mit jedes Tags Anbruche im Schooſe derſelben wandeln und ihre Freuden unmittelbar aus ihrer Hand empfangen, kannſt deinen

Schöpfer bald in dieſem Walde, bald in den Blumen und Inſekten, bald in Wetterwolken wirken ſehen, kannſt die Früchte eſſen, die du ſelbſt mit deinen Kindern erzeugt haſt, und wenn du nun ſechs Tage Geiſtesnahrung eingeſammelt haſt, trittſt du am ſiebenden vor einer Verſammlung auf, die dich wie ihren Vater ehret, theilſt ihnen mit aus deiner Vorrathskammer, lehrſt ſie Gott vertrauen, recht thun, des Lebens Mühſeligkeit tragen, und den Weg zur Ewigkeit mit Blumen beſtreuen. Könnte ich hier mit Henrietten wohnen, wie gern wollte ich auf alles andere, was ſonſt die Welt in ſich hält, Verzicht thun. Glücklicher Mann!

Itzo war ich am Hauſe dieſes Glücklichen. Ich ſtieg ab, band mein Pferd an, und gieng hinein. Der glückliche Mann kam eben zur Treppe herab. Auf ſeinem Kopfe hatte er eine groſſe Federmütze, und, wie ich aus dem Verhältniſſe ſeines dicken Bauchs zu ſeinem hagern Geſichte ſchlieſſen konnte, hatte er unter ſeinem Bruſttuche ein dickes Kiſſen. In den Händen hielt er etliche Arzneygläſer.

Da wir einander begrüßt hatten, bat er um Verzeihung, daß er mich nicht weiter unterhalten

halten könnte, weil ſeine Kinder heute Purgirtag hätten, und itzo nothwendig einnehmen müßten. Doch ließ er mich mit in ſeine Stube gehen.

Sobald wir hinein traten, entſtund ein jämmerliches Geſchrey, das drey Kinder erhoben, die in bloſen Hemden herum liefen. Ach das Gott erbarme! da kommt er der Papa! und die viele Arzney! Uhu! hu! ſo ſchrien ſie und hielten die Augen zu.

Ihr Närrchen, ſagte er, was habt ihr denn vor? es ſchmeckt ja gut, ich wollte ja gleich das alles austrinken, nahm einen Löffel, und goß das eine Arzneyglas in denſelben. Komm liebes Henriettchen, ſagte er, nimm das Tränkchen — es ſchmeckt nicht garſtig.

Aber Henriettchen wurde blaß wie eine getünchte Wand, ihr ganzer Leib bekam ein fieberhaftes Beben, und ſie bat auf das wehmüthigſte, ach lieber Herzenspapa, laſſen Sie mich gehen, ich kann es nicht hinunter bringen.

Du mußt, antwortete er, ſonſt mußt du ſterben. Weißt du noch, wie ſie die vorige Woche Sabinchen begruben, wie ſie da ſo gelb im Sarge lag! itzo freſſen ſie die Würmer.

Willſt du nun auch ſterben? ſollen dich die Würmer auch freſſen?

Ach nein! lieber Papa! ſagte Heinriettchen, bebte nach dem Löffel zu, ſchauderte ein paarmal zurück, nahm aber doch alle ihre Kräfte zuſammen, und wollte die Arzney verſchlingen — ſo wie ſie aber ihre Kehle berührte, ſo empörte ſich die Natur, alle Muſkeln widerſtrebten, und der Vater bekam die ganze Purganz auf den Schlafrock. Henriettchen ſchrie ach! ach! da iſt der Tod drinne.

Staatt der Antwort bekam ſie eine Ohrfeige. Der Vater nahm ein anderes Glas, das auf dieſen Fall ſchon in Bereitſchaft war, goß es ihr ein, und da die Natur es wieder von ſich geben wollte, hielt er ihr den Mund zu, und brachte es endlich dahin, daß es bey ihr blieb.

Nun kam die Reihe an Franzen. Der, ſagte er, wird ſchon verſtändiger ſeyn. Aber Franz hielt den Kopf weg, und machte mit ſeiner Hand eine Bewegung, die den höchſten Abſcheu gegen das angebotne Tränkchen ausdrückte. Endlich faßte er doch Muth, nahm die Arzney in den Mund, lief nach der Kammer, und ich ſahe ganz deutlich, daß er ſie in eine Ecke ſpuckte.

Wo iſt Chriſtian? fragte der Pfarrer. Der war nicht da. Man rief, es erfolgte aber keine Antwort. Endlich ſahe die Mutter ſeinen Fuß unter der Bettſtelle hervorragen, unter die er ſich verkrochen hatte, und zog ihn hervor. Er brüllte, ich mag nicht einnehmen, ich thue es nicht — aber der Vater wußte ihn ſchon zu zwingen. Nachdem er ihm einige tüchtige Ruthenhiebe gegeben hatte, warf er ihn zwiſchen die Knie der Mutter, die ihm die Hände hielt, und der Magd befahl, ihm den Mund aufzubrechen. Auf dieſe Art füllte er ihm die Arzney ein. Und nun Chriſtine! ſagte er zur Magd, bringt die Kinder in das Bette, und ſchaft Nachtſtühle in die Kammer!

P. Sehn Sie mein Herr! ſagte er zu mir, was man für Plage in der Welt hat — Eheſtand, Eheſtand, iſt Weheſtand! das iſt ein altes, aber ſehr wahres, Sprüchwort. Da habe ich mich nun mit den Kindern herum geplagt, und nun muß ich noch den ganzen Vormittag das Winſeln und Lamentiren hören. Mein Haus iſt ein wahres Hoſpital. Das eine Kind hat Kopfſchmerzen, das andere Zahnſchmerzen, das dritte triefende Augen — und ich — ich habe auch meine Plage an meinem Leibe. Hier in der linken Schulter — hier ſitzt es, und zieht ſo heftig, daß ich täglich einen Schlagfluß erwarte. Nun es ſind Gottes Schickungen, der diejenigen züchtigt, die er lieb hat. Denn ich und meine Liebſte laſſen es an Wartung und Pflege, das iſt Gott bekannt, nicht fehlen. Wir bezahlen jährlich zwiſchen vierzig und funzig Thaler an den Apotheker, wir ſehen ſorgfältig darauf daß keine harten und unverdaulichen Speiſen auf unſerm Tiſch kommen, wir laſſen alle Abende das Schlafzimmer heizen, und verſehen die Kinder noch überdieß mit Nachtkappen und Nachtmützen, wir verſtatten ihnen niemals eine heftige Bewegung, und erlauben ihnen nicht eher auszugehn, als wenn der Himmel heiter und die Luft gelinde iſt Sehn Sie, lieber Herr! das thun wir alles, und ſie ſind doch nicht geſund.

J. Auf dieſe Art ſahen ihre Kinder wohl noch nie die Sonne aufgehen?

P. Niemals. Es ſind ja zarte Kinder, die man doch wenigſtens bis acht Uhr muß transſpiriren laſſen.

J. Hörten auch wohl nie des Abends den Schlag der Nachtigall?

P. Doch ein paarmal, da die Abende vorzüglich warm waren. Denn ſonſt, ſonſt verwahre ich ſie vor der Abendluft ſehr ſorgfältig, da ich ihre Schädlichkeit kenne.

J. Aber Veilchen und Schlüſſelblumen zu pflücken, erlauben Sie ihnen doch wohl?

P. Nicht wohl. Sie wachſen im Frühlinge, und in dieſer Zeit ſteigen ſehr giftige Dünſte aus der Erde.

J. Alſo auch wohl nicht das Ballſpiel?

P. Ballſpiel! iſt ein gefährliches Spiel, man kann ſich dabey gar zu leicht erhitzen.

J. Und noch weniger, daß ſie Schneemänner machen, und auf dem Eiſe glitſchen dürfen?

P. Bewahre Gott! wie könnte ich das zugeben? könnten ſie ſich nicht erkälten oder ein Bein zerbrechen? Nein, mein Herr! ich kenne die Vaterpflicht, und werde die Kinder, die mir Gott anvertrauet hat, nie unnöthiger Gefahr ausſetzen.

J. Aber was haben denn da ihre Kinder für Vergnügen auf der Welt?

P. Nun dafür ſorge ich ſchon. Sie haben ein paar Schachteln voll bleierne Soldaten, ein

Spiel Würfel, vorige Woche habe ich ihnen ein paar Gaukelmännerchen gekauft. Da vertreiben ſie ſich immer die Zeit damit, und zwar ohne alles Lärmen und Geräuſche.

J. Aber Sie ſprachen ja auch von unverdaulichen Speiſen, die Sie ihnen nicht zu genieſſen erlaubten. Was ſind denn das für Speiſen?

P. Deren giebt es viele, ſehr viele, beſonders für die zarten Magen der Kinder. Z. E. Milch, die wird lauter Schleim, Obſt, das verurſacht Säure, alle geſalzne, ſaure, geräucherte Speiſen.

J. Und wenn die Kinder dieß alles nicht eſſen dürfen, was eſſen ſie denn ſonſt?

P. Nun dafür ſorgt die gute Mutter. Ein Süppchen, Spargel, Spinat, Kalbfleiſch, Hüner, Tauben, es giebt ja Gott lob noch allerhand, woran Schwache ſich erquicken können.

J. Nun mein lieber Herr Pfarrer! ich glaube es, daß in ihrem Hauſe das Elend wohne. Menſchen, die aus dem groſſen Freudenmeere, das Gott ſchuf, nichts zu genieſſen trauen, die der Sonnenaufgang und des Frühlings balſamiſche Dünſte ſcheuen, die des Herbſtes Ueberfluß wie Gift betrachten, die nur zu leben ſcheinen,

nen, um zu leiden, zu ſchwitzen und zu purgiren, die ſind doch wohl elend zu nennen.

Ich empfand mit dem Manne wahres Mitleiden, und noch mehr mit ſeinen Kindern, die durch die väterliche Liebe nach und nach ausgemergelt und getödtet werden, und hätte gern den Vater zu überzeugen geſucht, daß er ſelbſt die Urſache alles dieſes Elends ſey, wenn ich nur einige Hofnung gehabt hätte, daß ein Mann könnte von der Wahrheit überzeugt werden, der ſo voll von Vorurtheilen iſt, daß er auch die ſchätzbarſten Geſchenke Gottes für Gift hält.

Ich brach alſo ab und lenkte das Geſpräch auf die Hauptſache.

Ich erkundigte mich nach ſeinen Pathen, und erfuhr von ihm, nachdem er die ſchrecklichſten Verwünſchungen gegen ihn ausgeſtoſſen hatte, daß er in die Fremde gelaufen ſey, wo ihn die Strafgerichte Gottes gewiß verfolgen würden, wegen der Verbrechen, die er auf ſeinem Gewiſſen habe. Denn ſo nannte er den Fehltritt, den er gethan hatte.

Da er ſich nach meinen Namen erkundigte, und erfuhr, daß ich ein Student ſey, gab er mir nicht undeutlich zu verſtehen, daß er mich wegen gepflogener Vertraulichkeit mit dem unglücklichen Mädchen in Verdacht habe.

Da nun hier für mich nichts mehr zu hoffen war, meine Seele auch in den Geſprächen dieſes Mannes wenig Nahrung fand, überdieß die Purganzen in der Nebenſtube zu wirken anfiengen, ſo eilte ich aus dieſem Wohnſitze des Elends zu entkommen, ſchwang mich auf mein Pferd und ritt davon.

Fortſetzung.

Mein Weg gieng wieder durch den Wald, der ohne Zweifel noch eben ſo ſchön und reizend war, als vor einigen Stunden, meine Seele war aber ſo unruhig und mismuthig, daß ich davon nichts empfand. Es kam mir vor, als wenn ein ſchwarzes Tuch über die Natur gebreitet ſey, das mir alle ihre Reitzungen verhüllte.

Was hilfts, dachte ich, daß die Welt ſo ſchön iſt, wenn ihre Bewohner ſo wenig Empfänglichkeit für ihre Schönheit haben? Gott beſetzt ſeine Tafel täglich mit mannichfaltigen Erfriſchungen, aber den mehreſten Gäſten liegt etwas im

Magen, das ihnen Widerwillen gegen alle Gottes Gaben erregt. Macht der ganze Reichthum der Natur wohl der Familie des armen Friedrichslebiſchen Pfarrers mehr Vergnügen, als eine Schüſſel voll Fiſche, und eine Flaſche Wein einem Menſchen, der das kalte Fieber hat? Beyde beben vor dem zurück, was zu ihrem Vergnügen beſtimmt war. Auch die arme Charlotte und ihr Geliebter, ſitzen an Gottes Tafel, und beyde könnten daran ſich freuen, wenn ihnen nur nicht durch unvorſichtigen Genuß ein Splitter in den Hals gekommen wäre, der ſie auſſer Stand ſetzte, an der Mahlzeit Theil zu nehmen. Ich wollte ihnen helfen, und kann nicht, muß dieſe guten Leute ſich neben mir krümmen und winden ſehen, ohne vermögend zu ſeyn, etwas zu ihrer Rettung zu thun; kann ich meines Genuſſes mich wohl freuen, wenn mein Nachbar neben mir erſticken will?

So dachte ich, vergaß auf den Weg zu merken, verirrte mich und merkte meine Verirrung nicht eher, bis ich an das Ende des Walds kam, wo ich ein, mir ganz unbekanntes, Städtchen vor mir liegen ſahe.

Wie heiſt dieſer Ort? fragte ich einen jungen Menſchen, der von dort her kam. Koldingen, war die Antwort.

Koldingen? Koldingen? fragte ich begierig, und da mich dieſer Menſch nochmals verſicherte, daß es Koldingen ſey, verſchwand auf einmal die ganze traurige Scene, die mich ſo mismuthig gemacht hatte, und meine Henriette ſtand vor mir. Die Begierde ſie zu ſehen, wuchs binnen zwey Minuten ſo ſtark, daß ſie mich fortriß, und mir nicht verſtattete zu überlegen, ob es klug oder unklug ſey, ein Mädchen zu beſuchen, das mir alle Hofnung benommen hatte, jemals die Meinige zu werden. Mein Pferd bekam die Spornen, die ſo gut wirkten, daß ich ſchon nach einer halben Viertelſtunde mich an der Thür des Gaſthofs befand.

Meine erſte Frage, bey dem Eintritte in denſelben, war nach den Amtsſchreiber Helwing. Der Wirth zeigte mir ſeine Wohnung, und ich gieng nach derſelben zu, ohne zu wiſſen was ich daſelbſt machen wollte. In der That würde ich auch eine ſehr lächerliche Rolle geſpielt haben, wenn der Amtsſchreiber mir ſogleich begegnet wäre, und mich nach meinen Anbringen gefragt hätte.

Zum Glück begegnete er mir nicht. Auch auf dem ganzen Hofe, über den ich gehen mußte, war niemand zu ſehen, deſſen Anblick mich in Verlegenheit hätte ſetzen können, durch die Stacketen aber, die zwiſchen dem Garten und Hofe waren, erblickte ich etwas, das mich ſogleich von dem Hauſe weg, nach den Garten zu zog.

Sie war es, ſaß, den Kopf in die rechte Hand gelegt, tiefſinnig an einem Teiche, auf den ſie ihren melancholiſchen Blick geheftet hatte. In der linken Hand hielt ſie ein Schnupftuch, mit dem ſie einigemal über die Augen fuhr, und Thränen wegzuwiſchen ſchien, die ſie nicht von jedermann wollte geſehen haben.

Dieſer Anblick flößte mir ſolche Ehrfurcht ein, daß es mir unmöglich war, mich ihr zu nähern, ſondern mir damit genügen ließ, daß ich etliche Minuten auf ihrem Geſichte die Züge der leidenden Unſchuld, mit innigſter Theilnehmung, betrachtete — aber ſie entdeckte mich. Sie hatte eben die Augen wieder gewiſcht, und ſahe ſich ſchüchtern nach der Gartenthüre um, um zu ſehen, ob ſie etwa von jemanden wäre bemerkt worden — da fiel ich ihr in die Augen.

Sie richtete ſich erſchrocken auf und ſtund unentſchloſſen da, ob ſie mir entgegen gehen, oder fliehen ſollte, und ich öfnete mit zitternder Hand die Thür, taumelte zu ihr, und faßte ihre Hand mit einer Empfindung, die ich nicht beſchreiben kann. Die Heftigkeit des Affects erſtickte die Stimmen auf beyden Seiten, und wir waren kaum vermögend, durch einige gebrochne Worte uns das zu ſagen, was unſere Augen und Hände einander weit deutlicher erklärten. Ich ſetze Ihnen von unſerer Unterredung her, ſo viel mir davon noch beyfällt.

H. Sie? Hier?

J. Beſte Henriette!

H. Herr von Carlsberg?

J. Verzeihen Sie meine Freyheit! es war unmöglich länger —

H. Aber hat Sie niemand im Hauſe bemerkt?

J. Soviel ich weis niemand.

H. Ich bin verlohren, wenn Sie hier geſehen werden. Wollen Sie nicht einen Augenblick in dieß Gartenhaus treten?

(Wir waren ſchon drinne, ehe ſie recht ausgeredet hatte.)

J. Aber meine Theuerſte! mein Leben! iſt denn gar für mich keine Hofnung mehr da?

H. Was für Hofnung?

J. Und Sie können ſo hart ſeyn, und dieſe Frage an mich thun, nachdem Sie meinen Brief geleſen haben?

H. Einen Brief? einen Brief? was für einen Brief?

J. Den ich Ihnen ſchrieb.

H. Sie? mir geſchrieben? einen Brief? ich habe keinen geſehen.

J. Und haben ihn doch beantwortet? und durch Ihre Antwort mich troſtlos gemacht?

J. Herr von Carlsberg!

J. Henriette, kennen Sie dieſe Hand nicht? (Ich hatte den Brief bey mir und zeigte ihn ihr. Sie riß ihn mir aus der Hand, las ihn, ihr ganzer Leib zitterte, dann gab ſie mir ihn wieder, verbarg ihr Geſicht hinter das Schnupftuch, und ließ ihren Thränen freyen Lauf. (Ich ſchlang meinen Arm um ſie.) Alſo ſcheint es doch, als wenn es Ihnen dauere, daß Sie mir ſo großes Leiden verurſacht haben?

H. Ich habe den Brief nicht geſchrieben. Ich kenne die Hand. Es iſt die Hand einer Furie.

J. Iſts möglich? Alſo haben Sie mich nicht zurückgeſtoſſen?

H. Ich habe den Brief nicht geſchrieben.

Dieſe unerwartete Entdeckung, nebſt Henriettens Thränen und Wehmuth, brachten mich aus aller Faſſung. Ich fieng auch an zu weinen, ſank mit ihr auf das Kannapee, und drückte den erſten Kuß auf ihre Lippen. Den erſten Kuß! ach beſter Herr Vetter! wenn unſer Leben auch weiter nichts als eine lange Reihe von Leiden wäre, ſo iſt doch der erſte Kuß ſo ſüſſe, daß er alles Andenken an dieſelben auf einige Augenblicke vertilgen kann. Auf ihn folgten noch eine Menge andere, und wir verlohren uns ein paar Minuten in eine ſprachloſe Umarmung. Da wand ſie ſich aus meinen Armen, ſprang auf und ſagte: Gott was thue ich!

J. Was Sie thun? Sie ſchenken einem Leidenden ſeine Zufriedenheit wieder.

H. Mein Herr v. Carlsberg, ich begehe eine Sünde, ein Verbrechen begehe ich.

J. Iſts Verbrechen, die redlichſte die unſchuldigſte Liebe durch einen Kuß auszudrücken?

H. Ach Gott nein. Für tauſend andere Mädchen iſts nicht Sünde, aber für mich —

J. Und warum für Sie? für eine ſo reine, unſchuldsvolle, himmliſche Seele?

H. Iſts wahr, daß Sie mich lieben?

J. Und wie iſts möglich, daß Sie daran zweifeln können?

H. So beweiſen Sie es! verlaſſen Sie mich! Herr von Carlsberg! (hier lag ihr Kopf auf meiner Schulter) verlaſſen Sie mich!

J. Aber wie können Sie unmögliche Dinge von mir verlangen?

H. Verlaſſen Sie mich, Herr von Carlsberg, und dringen nicht in mich!

J. Ich muß, wenn Sie es ſo wollen. Aber —

H. Aber ich kann es Ihnen nicht ſagen. Soll ich meinen Vater in Kummer laſſen, wenn es bey mir ſteht, ihn zu retten?

J. Das nicht. Aber was wollen Sie damit ſagen?

H. Meine Verbindung mit dem Hofrath Geimlein wird ihn retten, und er verlangt ſie

von

von mir, als eine Probe meines kindlichen Gehorſams. Bin ich nun nicht eine Sünderin, da ich mich Ihren Umarmungen überlaſſe, die ich für einen andern beſtimmt bin?

J. Und Ihre Geſinnung gegen den Hofrath?

H. Iſt — doch Herr von Carlsberg, Sie erfahren zu viel von mir, Sie werden ein Verführer der Unſchuld, fliehen Sie mich. Erlauben Sie mir, daß ich mich für den Vater aufopfere.

J. Edles Mädchen! aber kann der Vater nicht ohne dieß theure Opfer gerettet werden?

H. Ich weis nicht. Aber verlaſſen Sie mich! Wann meine Tante Sie bey mir findet, ſo bin ich ohne Rettung verlohren. Und das wollen Sie doch nicht.

J. Bey Gott! nicht. Iſt aber gar kein Mittel mehr übrig, Sie noch einmal zu ſprechen?

H. Ich weis keines, als daß Sie die Sache mit meiner Tante Luiſe überlegen. Sie iſt eine redliche Seele.

J. So leben Sie denn wohl, liebes, edles Mädchen! Gott ſtärke Sie! Gott rette Sie! Ich verlaſſe Sie, wenn meine Gegenwart Sie unglücklich macht.

Ich verließ ſie wirklich, aber dieß verlaſſen mochte doch wohl eine gute Viertelſtunde dauern. Denn bey jedem Schritte den ich that, kehrte ich wieder um, um noch etwas zu ſagen. Und wenn ich meine Kräfte ſammlete, um im Ernſte fortzugehen, ſo rief ſie mir ein Lebewohl nach, das mich ſo kräftig wieder zurück zog, als ein: o ſo bleiben ſie doch. Endlich kam ich doch bis in den Garten, wo ſie mir eine Hinterthür zeigte, durch die ich ſchlüpfen mußte. Ich that es ſo ſchüchtern, ſahe mich ſo furchtſam nach allen Gegenden um, daß, wer mich geſehen hat, gewiß hat glauben müſſen, ich hätte wenigſtens Kirſchen geſtohlen. In der That glaube ich auch, daß mancher Dieb, wann er von ſeinem Raube zurück kommt, nicht ſo beklemmt iſt, als ich war, da ich von dem unſchuldigſten Genuſſe zurück kehrte.

Es iſt doch ein närriſches Ding, um die Verfaſſung, in der wir leben, wenn Handlungen, die unſer Gewiſſen billigt, und die Gott ſelbſt gut heißt, uns zu Verbrechen gemacht werden. Denn wenn in eben der Minute, da mein Mund an Henriettens Mund hieng, da unſre Seelen zuſammenſchwebten, wenn in eben dieſer

Minute mich der Schlag gerührt, und meinem Richter mich entgegen geführt hätte, ich hätte nicht erſchrecken wollen. „Allwiſſender! würde ich geſagt haben, du biſt ein Zeuge meiner Liebe geweſen, und ich weis, du verdammeſt ſie nicht. Den Trieb zum andern Geſchlechte pflanzteſt du in meine Bruſt. Ich habe deine Pflanze genährt, und ſorgfältig verwahret, daß ſie durch Unkeuſchheit nicht verderbt wurde. Ich ſahe Henrietten, und mit ihr alle die Reizungen, mit welchen du ſie ausgeſchmückt haſt, und mein Trieb wurde gereitzt, ich wünſchte ſie zu beſitzen, ſuchte ſie auf, fand ſie, ihr ganzes Betragen gegen mich bewieß, daß ſie eben das für mich empfände, was ich für ſie empfand, da ward ich trunken von Vergnügen und umarmte ſie.“ Und ich weiß gewiß, Gott würde meine Liebe billigen. Aber wenn eben dieſe Liebe vor den Richterſtuhl der alten Tante Henriettens, ihres Vaters, des Grünauiſchen Bürgermeiſters, und vieler andern Leute dieſer Art, gezogen würde, wie würde es mir da gehen! wie ein armer Sünder würde ich da ſtehen, und das Verdammungsurtheil anhören müſſen.

Und ſo kann auf dieſe Art leicht die unſchuldigſte Neigung, die Gott ſelbſt billigt, in ein Verbrechen ausarten, indem ich gedrungen werde, unerlaubte Mittel zu brauchen, um ihr Befriedigung zu verſchaffen. Schon gehen eine Menge Entwürfe durch mein Gehirn, die alle darauf abzielen, mit Henrietten einen Plan gegen ihren Vater zu machen. Das Kind einen Plan gegen den Vater! es iſt ſchrecklich. Und gleichwohl wie kann es anders ſeyn, wenn der Vater dem Kinde, indem es der Befriedigung der feurigſten und unſchuldigſten Wünſche entgegen eilt, in den Weg tritt.

Gott ſtehe mir bey, und bewahre mich vor Verirrungen!

Unter ſolchen Betrachtungen kam ich auf mein Pferd, nach Grünau, in mein Bette, ohne daß ich bemerkt habe, was während dieſer Reiſe um und neben mir vorgegangen iſt. Ich bin Ihr

Carl.

Acht und dreyßigſter Brief.

Friederike Helwingin an Luiſen Helwingin.

Koldingen, den 4. Aug.

Henriette muß ihn nehmen, den Hofrath, dabey bleibt es. Ich habe ſchon ihren Vater dahin beredet, daß er darauf beſteht, und es als eine Probe ihres kindlichen Gehorſams von ihr fordert. Das iſt ja auch billig. Ihr Vater hat ihr bis hieher Brod verſchafft, iſts nicht ihre Schuldigkeit, ihm auch zu einem Stück Brode zu verhelfen?

Du wirſt zwar ſagen, ich thäte dieß alles aus Neide, aber ich bin gewiß nicht neidiſch. Nur leiden kann ich es nicht, daß ein Mädchen oder Frau mir nahe kommt, die die Freuden genießt, die ich ſo lange vergeblich geſucht habe.

Ich habe ſo ein Vögelchen pfeifen hören, das mir eine ſchlafloſe Nacht gemacht hat. Unſere Magd will einen jungen wohlgewachſenen Menſchen in den Garten haben gehen ſehen, gerade da Henriette drinne war. Sie will es mir nicht geſtehen, aber mir ahndet ſo etwas.

Nun wenn es auch wahr iſt, ſo denke ich, daß ich ihr die Luſt ſo ziemlich will benommen haben, ferner dergleichen Beſuche anzunehmen. Ich habe ſo mit ihr geſprochen, daß ſie geſtern keinen Biſſen hat genieſſen können. Und ich will noch mehr mit ihr ſo ſprechen, bis ſie den Hofrath am Halſe hat. Dieß iſt das einzige Mittel, ſie mit mir auszuſöhnen.

Heute haben ſie unſere Diakonuſin begraben. Ihr Mann und fünf Kinder folgten ihrem Sarge, und zerfloſſen faſt in Thränen. Wer wird um mich weinen? Ha! kein Auge wird bey meinem Grabe naß werden, an meinen Brüſten werden Maden ſaugen, und die Keime, die in mir liegen, werden die Würmer freſſen. Es ſchwindelt mir — ich kann es nicht länger aushalten.

Friederike.

Neun und dreyßigſter Brief.

Luiſe an Henrietten.

Grünau, den 4. Aug.

Beſtes Henriettchen!

Ich habe einige ſehr trübe Tage und ſchlafloſe Nächte gehabt, und habe niemanden auf der Welt, dem ich den Gram klagen könnte, der mein Herz zerfrißt, als dich. Höre alſo an! meine Klagen können dir heilſam ſeyn.

Ich will es dir freymüthig geſtehen, ich liebe und werde geliebt. Mein Geliebter iſt der junge Mann, von dem ich dir ſchon geſchrieben habe, ein Freund deines Carls.

Dieſer gab mir nun vorige Woche auf einem Spatziergange eine Brochüre, die den Titel hatte: Die deutſche Fürſtin, ein Dialog von Anton Wall, und ſahe ſchalkhaft dazu aus, als er mir ſie gab.

Ich las ſie den folgenden Morgen, und fand darinne eine ſehr feine Satyre auf unſern Kopfputz und unſern ganzen Anzug, wir wurden mit den

den alten Griechinnen verglichen, und verlohren bey dieſer Vergleichung ſo viel, daß wir gegen ſie als wahre Thörinnen erſchienen. Hier haſt du das Buch ſelbſt, ließ es, und frage dein Herz, ob der Mann wohl recht hat. Mir kam es wenigſtens ſo vor, denn ich konnte nichts Vernünftiges dagegen einwenden. Unterdeſſen machte ich es mit dieſem Buche ſo, wie wir es mit den mehreſten zu machen pflegen, ich gab den Grundſätzen, die in demſelben vorgetragen waren, Beyfall, überließ die Befolgung andern, und ſetzte mich, um mich eine Viertelſtunde den Händen des Friſeurs zu überlaſſen, der eben in meine Stube trat.

Mein Zelnik war aber damit nicht zufrieden. Bey der erſten Unterredung, die er mit mir hatte, faßte er meine Hand und fragte, wie ſtehts? haben Sie die deutſche Fürſtin geleſen?

J. Gleich den folgenden Tag.

Z. Und Ihr Urtheil davon?

J. Iſt, daß der Verfaſſer viel Gutes geſagt hat.

Z. Aber wie ſtehts mit der Befolgung?

J. Die will ich einer andern überlaſſen.

Z. Im

Z. Im Ernſt? meine Luiſe wollte andern die Ehre überlaſſen, zuerſt zur Natur und zum guten Geſchmack zurück gekehret zu ſeyn?

J. Sie ſagen dieß doch nicht im Ernſt?

Z. Im Ernſt. Wenn es ſo wahr iſt, als die Sonne am Himmel ſteht, daß der gewöhnliche Kopfputz, vom Anzuge will ich noch nicht reden, unſere Schönen verunſtaltet, ſollte ich nicht wünſchen, das Mädchen, für welches mein ganzes Herz ſchlägt, mit dem ich wünſche ewig verbunden zu ſeyn, von dieſer Verunſtaltung befreyet zu ſehen?

J. Sie ſcherzen loſer Mann.

Z. So glauben Sie alſo wirklich, daß es mir unwichtig iſt, dieſe ſchwarzen Locken, die Ihnen die Natur gab, in ihrer natürlichen Schönheit um dieſen weiſſen Nacken fliegen zu ſehen?

J. Und wenn ich nun dieß thäte — was würde die Stadt dazu ſagen?

Z. Einige Tage lachen, dann Sie loben, am Ende vielleicht nachahmen.

J. Dazu gehört viel Entſchloſſenheit. Können Sie dieſelbe wohl von einem ſchwachen Mädchen verlangen?

Z. Sie ſind doch ein deutſches Mädchen?

J. Soviel ich weis.

Z. Und die Deutſchen ſind dazu gemacht, das Joch zu zerbrechen, das von Zeit zu Zeit der Menſchheit aufgelegt wird. Ein Deutſcher zerbrach das Joch, das Rom auf der Menſchheit Nacken gelegt hatte; deutſche Mädchen werden zuerſt das Joch abſchütteln, das in Paris iſt verfertigt worden.

J. Ja wenn ich eine Fürſtin wäre.

Z. So würden ſie einem ganzen Lande das Joch abnehmen können. Aber um Ihr eigen Joch abzuſchütteln, brauchen Sie dazu eben eine Fürſtin zu ſeyn?

J. Warum brauchen Sie aber ein ſo hartes, entehrendes Wort? Joch!

Z. Es iſt das gelindeſte, das ich brauchen kann. Nehmen Sie an, meine Liebe, daß unſer Fürſt die Verordnung machen wollte, daß das Frauenzimmer ganz von ſeiner Laune abhängen, und nicht eher ausgehen ſolle, bis er es erlaube, was würden Sie von ihm ſagen?

J. Daß er ein Deſpot ſey.

Z. Sie hätten Recht. Aber übt der Friſeur nicht eben dieſen Deſpotismus gegen Sie aus?

wenn Ihr Friſeur des Nachts geſchwärmt hat, und den andern Tag den Rauſch ausſchlafen will, dürfen Sie ſich wohl unterſtehen, einen Fuß vor die Thür zu ſetzen, ehe ſeine Laune es Ihnen erlaubt? Sind Sie nicht ganz von ihm abhängig?

J. Wir werden die Sachen doch nicht anders machen, lieber Zelnik. Haben Sie den Herrn von Carlsberg kürzlich geſprochen?

Z. Ja, ja! nun ſoll die Rede auf Carlsbergen gelenkt werden. Unbegreiflich! Daß es doch ſo ſchwer iſt, das Frauenzimmer, das doch offenbar ein weit feiner Gefühl für das Schöne, als wir Mannsperſonen, hat, von der Häßlichkeit ihres Kopfputzes zu überzeugen. Sind Locken, wie ſie die Natur ſchuf, nicht reizender, als das Gewirre von Pferdehaaren und erborgten Menſchenhaaren? iſts nicht unverantwortlich, wenn man das reizende Blonde oder Schwarze eines Frauenzimmerkopfs mit Puder bedeckt, und uns ſtatt der ſüſſen Düfte, die von einem geſunden, reinlichen, Frauenzimmer ausgehen, Pomadengeruch einathmen läßt?

So moraliſirte er, während des ganzen Spaziergangs. Und, als er ſich am Ende von mir trennte, küßte er mich ſo kalt, ſeine Umarmung war ſo matt, daß ich vor Verdruß hätte verſinken mögen.

Liebes Henriettchen, meine hohe Friſur, und der dazu nöthige Firlefanz, hat ſchon einen Liebhaber verſcheucht. Er war ſchön, wohlgewachſen, redlich, witzig, liebte mich von ganzem Herzen, berechnete aber ſeine Einnahme gegen den Aufwand, der erforderlich ſeyn würde, die Ausſtaffirung meines Kopfs und Körpers zu erhalten, und da er erſtere hierzu nicht hinlänglich fand, trennte er ſich von mir, unter ſehr nichtigem Vorwande. Ein gebrannt Kind fürchtet das Feuer, und die Beſorgniß, abermals einen Liebhaber, vielleicht den letzten in meinem Leben, durch das Haarwerk, womit ich meinen Kopf beklebt habe, wegzuſchrecken, war bey mir ſo groß, daß ich dieſelbe Nacht nicht ſchlafen konnte.

Meine ganze Seele war angeſpannt, um für mein eignes Haar eine ſolche Lage zu erfinden, in der ich mit Anſtand in Geſellſchaften erſcheinen könnte. Itzo hatte ich ſie gefunden, die Haare über die Stirne gekämmt, und abgeſtutzt, an den Seiten zwey natürliche Locken, die auf den Buſen fallen, das übrige Haar aufgeſchlagen, darauf einen Hut mit Federn beſteckt — traun das muß gut laſſen!

Meine Seele war durch dieſe Erfindung ſo begeiſtert, daß ſie ſich mehr, als jemals, nach Tages Anbruch ſehnte. Und kaum war die Morgendämmerung da, ſo verließ ich mein Lager, um meine Erfindung auszuführen.

Ich ſchämte mich vor mir ſelbſt, da ich alle den Kram ablegte, mit dem mein Kopf zeither belaſtet geweſen war, den Wulſt, über den man meine Haare gezogen, die falſchen Haare und Locken, die man mir angeklebt und angeſteckt hatte. In der That glaube ich nicht, daß viele Gegenſtände in der Natur ſich befinden, die ekelhafter ſind, als die Anatomie eines friſirten Kopfs. Und ich kann nicht begreifen, wie wir Frauenzimmer, die wir doch mehrentheils ein ſehr feines und richtiges Gefühl für das Schöne und Schickliche haben, ſo tief herabſinken konnten, daß wir Dinge zu unſerm Putze wählten, die wir ſonſt, mit bloſſen Händen, anzurühren, uns ſcheuen würden — Haare, der Himmel weis, von welcher lüderlichen Weibsperſon.

Nachdem ich meinen Kopf von dieſer Laſt befreyet hatte, fieng ich an mein Haar auszukämmen, und befreyete es von einer ſolchen Menge Unrath, als vielleicht alle Bürgersmädchen in Koldingen zuſammen nicht auf ihren Köpfen haben.

Nun war die Operation zu Ende, und ich lief vor den Spiegel, um da meinen nächtlichen Einfall auszuführen. Aber hilf Himmel! welchen Anblick hatte ich! Ach meine Henriette! die Worte fehlen mir, ihn dir zu beſchreiben, und die Empfindung auszudrücken, die ich dabey hatte. Das ganze Vordertheil meines Kopfs war kahl, wie meine Hand, ſchrecklich anzuſehen, wie ein Todenkopf. Ich ſahe itzo das erſtemal, daß, durch das viele Herumzauſen und Verwirren, meine Haare nach und nach faſt alle waren verloren gegangen, und daß der ganze Thurm, den ich zeither auf meinem Kopfe trug, aus fremden Haaren zuſammengeſetzt geweſen war. Grauſen vor mir ſelbſt überfiel mich, ich ſank kraftlos auf meinen Lehnſtuhl, und mir war es, als wenn die Worte in meine Ohren ſchallten: **ihr ſeyd wie die übertünchten Gräber, welche auswendig hübſch ſcheinen, aber inwendig ſind ſie voller Todenbeine und alles Unflats.**

Uebertünchte Gräber — auswendig hübſch — inwendig voll Todenbeine — voll Unflat — dieſe Gedanken wurden ſo lebhaft in meiner Seele, daß ich unter denſelben faſt erlag. Ich ſprang auf, lief wild umher, und fiel wieder nieder, ſah in den Spiegel und fiel wieder zurück. Meine Kleinen kamen, um den Vormittag bey mir zuzubringen, ich bat ſie aber, mich zu verlaſſen und ihren Eltern zu ſagen, daß ich nicht zu Tiſche kommen könne, weil ich krank ſey.

Ach! ich war ja auch krank. Was iſt Fieber und Gicht gegen die Pein, die ich ausſtund? den ganzen Tag brachte ich unter derſelben zu. Und die Nacht — an die denke ich lebenslang. An der Verzweiflung Abgrund taumelte ich. Auf einmal ſahe ich mich, aus einem Mädchen, das doch noch immer ſeine Bewunderer fand, in ein Geſpenſt verwandelt, das jedermann fliehen würde. Meinen Zelnik ſah ich mit ofnen Armen mir entgegen kommen — zurück beben, und unwillig weg ſcheichen. Ich warf mich von einer Seite zur andern, ſchloß die Augen, ſuchte den Schlaf, und er flohe mich, als wenn er meinen kahlen Kopf ſcheuete.

Ach! ſchwarze Gedanken flatterten um mich her. Gleich wie der Fuchs, da er ſeinen Schwanz verlohren halte, alle Füchſe bereden wollte, ihre Schwänze abzuſchneiden, ſo faßte ich auch den teufliſchen Entſchluß, allen Mädchen die Friſur anzupreißen, damit ſie nach und nach alle kahl und mir ähnlich werden möchten.

In dieſer Stunde der Verzweiflung lernte ich den Urſprung unſers Kopfputzes. Irgend eine Dame verlor ihr Haar, wollte doch noch gefallen, und erfand in der Angſt die Kunſt fremdes Haar aufzuſetzen, die Mädchen ſahen es, glaubten es laſſe gut, und thaten es nach. Ihr Haar wurde grau, aus Furcht ihre Anbeter zu verlieren, beſtreute ſie es mit Puder. Die Mädchen ſahen es, glaubten es lieſſe ſchön, und thaten es nach. Ihr Schweiß bekam einen übeln Geruch, ſie ſuchte ihn zu vertreiben, balſamiete ſich mit Pomade und wohlriechenden Waſſern ein. Die Mädchen rochen es, glaubten es rieche gut, und thaten es nach. Auf dieſe Art iſt ganz gewiß unſer Gefühl für das Schöne verdorben worden.

Sonſt pflege ich zu beten, wenn es in meiner Seele trübe iſt, und finde alsdenn Aufheiterung. Itzo aber war es mir beynahe unmöglich. Ich zürnte mit Gott und der ganzen Welt.

Nach drey Uhr endlich breitete ich meine Hände aus und ſeufzte: mein Vater!

Und gleich als wenn der gute Vater ſichtbar würde und meine Hand drückte, ſo wurde ich bewegt. Mein Vater! ſagte ich, und Thränen brachen aus. Ich habe mein Schickſal verdient. Ich bin ein ſtolzes, eitles, Mädchen geweſen. Ich verſchmähete die Reizungen, die deine Hand mir gab, und wollte ſie von Friſeurs Händen empfangen — darf ich murren, wenn das, was ich verſchmähte, mir entriſſen worden iſt? Ich habs verdient, ich will es dulden, und nie, nie will ich eines deiner liebenswürdigen Geſchöpfe bereden, den Weg zu betreten, auf dem ich elend ward.

Dieſer Entſchluß koſtete mir Thränen, aber verſchafte mir Erleichterung, und bald ſank ich in einen ſüſſen erquickenden Schlummer.

Fortſetzung.

Und nun, liebes Henriettchen, will ich meinen gefaßten Entſchluß zuerſt bey dir ausführen. Laß dir meinen kahlen Todenkopf zur Warnung dienen, daß du nie auf die Thorheit geratheſt, die ſchönen ſchwarzen Locken, die Gott dir ſchenkte, wegwirren zu laſſen, und an ihre Stelle falſches Haar zu ſetzen.

Denn was in aller Welt ſollte dich wohl dazu bewegen? du glaubſt doch wohl nicht dadurch ſchöner zu werden? glaubſt doch wohl nicht, daß ein Friſeursjunge dich ſchöner machen könne, als dich dein weiſer Schöpfer ſchuf? oder meynſt du, daß du in einem unnatürlichen Kopfputze mehr gefallen werdeſt, als in deinen natürlichen Locken? So ſieh doch auf die Erfahrung. Sieh, wie der Carlsberg, den ich immer höher ſchätze, je näher ich ihn kennen lerne, ſieh, wie feurig er dich liebt, wie er bereit iſt, ſeinem Adel und allen Vorrechten, die er ihm ertheilt, zu entſagen, um dich zu bekommen. So feurig ward ich nie geliebt, ob gleich mein Haar alle Figuren angenommen hat, die die Pariſiſchen Coquetten erfanden. Die Natur hat eine allmächtige Gewalt, die die Kunſt nie erreichen kann. Sind wohl alle Pomadenbereiter und Friſeurs in ganz Europa, mit aller ihrer Kunſt, vermögend, uns den Reiz zu geben, der in einem ſchmachtenden, oder feurigen Auge, oder in einem gewölbten

Buſen liegt? Was iſt die ſchönſte Unterlage gegen eine glühende Wange? und was will der ganze Reichthum des Puderbeutels und der Pomadenbüchſe ſagen, gegen einen ſich hebenden Buſen? Tritt, Henriette! voll Zutrauen zu dir ſelbſt, in jede Geſellſchaft. Dein ſchlanker Wuchs, deine blühende Farbe, deine ſchwarzen Locken, dein voller Buſen, dein geſunder Verſtand, dein ungekünſtelter Witz, werden dich hoch über alle Geſchöpfe des Friſeurs und Schneiders erheben, und jedes männliche Herz wird deinen Werth fühlen.

Und geſetzt, daß es hie und da ein ſüſſes Herrchen gäbe, daß ſich ſchämte, einem unfriſirten Mädchen die Hand zu küſſen — deſto beſſer für dich, ſo biſt du gegen die Zudringlichkeit manches Gecken geſchützt, der dir auſſerdem läſtig würde geworden ſeyn.

Rechne auch darauf, daß du nicht Coquette, ſondern Ehefrau werden willſt. Und dieſe gefällt ihrem Manne immer mehr, durch eigenthümlichen, als durch erborgten Werth. Und ich kann kaum begreifen, wie ein Mann ſeine Frau lieben, und ihr treu bleiben kann, wenn er ſieht, wie ſie alles, womit ſie in Geſellſchaft ſchimmerke, ablegt, ſobald ſie blos für ihn lebt, und mit ihm das Ehebette beſteigt.

Willſt auch wohl Mutter werden? Willſt deine Kinder auf deinen Schooß ſetzen und an deinem Buſen ſpielen laſſen? willſt ſie laſſen ſich an deinen Hals hängen, und dich küſſen? aber dieſe Wolluſt wirſt du entweder gar nicht, oder nur halb genieſſen, wenn du deine Haare in eine gekünſtelte Form bringeſt, und einen eben ſo unnatürlichen Anzug wählſt. Die Beſorgniß deine Friſur zu zerſtoſſen, wird das Muttergefühl in dir erſticken, und dich nach und nach geneigt machen, deine Kinder auf eine unnatürliche Art von dir zu entfernen.

Glaube ja nicht, meine Liebe, daß ich die Sachen übertreibe! Ich habe erſt heute noch ein ſehr trauriges Exempel hiervon geſehen. Da brachte, nach aufgehobener Tafel, unſere Amme der Frau von Roſewitz ihr kleines Söhnchen. Es ſtreckte brünſtig die Arme nach ihr aus, und ich kenne kein gröſſer Glück für ein Frauenzimmer, als dieſes, zu ſehen, wie ein geſundes, ſchönes, Kind, brünſtig die Aermchen nach ihm ausſtreckt. Sie nahm es, aber

Gott! gar nicht mit der Empfindung, mit der ich glaube, daß ich mein Kind nehmen würde. Kaltſinnig nahm ſie es auf den Arm und ſprach mit ihrem Manne. Unterdeſſen ſperrte das Kind den Mund auf, machte große Augen, betrachtete die hohe Friſur, ſtreckte langſam ſeine Händchen darnach aus, ergrif eine Locke, und riß ſie herunter.

Da ſtieg das Blut der Mutter ins Geſichte, ſie gab dem armen Kinde einen heftigen Schlag auf die Hand und ſagte: du kleine Beſtie!

Du hätteſt ſehen ſollen den Jammer, der ſich auf einmal in dem Geſichte des unſchuldigen Kindes ausdrückte, das das Unrecht, das ihm die Mutter zugefügt hatte, ganz zu fühlen ſchien, du hätteſt ſehen ſollen, wie jämmerlich es ſich von der grauſamen Mutter wegwandte, und nach der Amme reichte, ſo würdeſt du einen bleibenden Abſcheu gegen unnatürlichen Schmuck bekommen, und Begierde empfunden haben, ſtets ſolche Locken zu tragen, an denen deine Kinder ſpielen könnten. O das Spielen eines Kindes an den Haarlocken der Mutter — es iſt warlich mehr werth, ſchaft mehrere Herzensfreuden, als aller Firlefanz, den die Pariſerinnen,

rinnen, die vielleicht nie Mutterfreuden fühlten, zu uns gebracht haben.

Ach Gott! was fühle ich, da ich dieß ſchreibe. Der Schöpfer hat ſo viele Herzensfreuden für uns bereitet, und wir verſchmähen ſie, und ſuchen Freuden in allerley Quark, der keine Freude geben kann. Es fällt mir hier der Spruch ein, mich den lebendigen Brunnen verlaſſen ſie, und machen ſich ſelbſt Brunnen, die löchricht ſind, und kein Waſſer geben. Sind Gottes Werke nicht ein lebendiger Brunnen, deſſen Erfriſchungen unerſchöpflich ſind? Und was iſt dagegen das Werk des Friſeurs und Schneiders? und gleichwol ſtoſſen wir jene von uns, um dieſe zu beſitzen.

Ich wollte auch, daß Seelenmaler Chodowiecki den traurigen Auftritt geſehen hätte, ihn gruppirte, und allen deutſchen Müttern zur Beherzigung vorlegte! Ich dächte, jedes Herz, das noch nicht alles Muttergefühl abgelegt hat, müßte dadurch gerührt, und abgeneigt von Moden gemacht werden, die die ſüſſeſten Naturtriebe erſticken.

Das war alſo mein Rath für dich. O könnteſt du, liebes Jettchen, mir einen Rath für mich geben! was ſoll ich thun? ſoll ich mich Zellnicken mit meinem kahlen Kopfe zeigen? oder ſoll ich gegen ihn die Vortreflichkeit und den Nutzen der Friſur vertheidigen? Ach! in beyden Fällen iſt mein Zellnick für mich verlohren. Denn ſo zärtlich er iſt, ſo feſt und unbiegſam iſt er auch in ſeinen Urtheilen.

Denk nur, da er mich bey dem lezten Spaziergange verließ, ſagte er noch recht trozig: wer einen friſirten Kopf ſchön finden kann, hat kein Gefühl für Schönheit. Ich traue ihm eben ſo wenig Geſchmack zu, als einem Menſchen, der die Schnörkel, mit denen Gothiſche Gebäude verbrämt ſind, ſchön findet. Und nimmermehr werden wir jenes ſtarke Gefühl für natürliche Einfalt, das die Griechen ſoweit über uns erhebt, wieder erlangen, ſo lange unſere Kinder unter friſirten Köpfen aufwachſen, und den Enthuſiasmus der Mütter, für verunſtaltenden Putz, ſehen.

Carlsbergen hab ich ſeit einigen Tagen nicht geſehen. Aber ich weis von ſicherer Hand, daß du unfriſirtes Mädchen ſeine Göttin biſt, und daß die geſchickteſten Friſeurs nicht vermögend ſind, unſern Mädchen für ihn den Reiz zu geben den dir Gott gab, da er dich bildete, und deine ſchwarzen Augen in deinen Kopf ſetzte.

Leb wohl! da liegt alle das Zeug vor mir, das ich auf meinem Kopfe trug. Meine ganze Natur empört ſich dagegen. Zellnicken wird er mir rauben, dieſer vermaledeyte Plunder. Zellnicken meinen Geliebten! O gern wollte ich auf alle Schätze, die die Haarſiedereyen, und Werkſtätte der Friſeurs hervorbringen, auf ewig Verzicht thun — wenn ich ihn nur haben ſollte. Denn was iſt eine Stube voll Pferde und Menſchenhaare, Pomade und Puder, gegen einen lieben jungen Mann?

Ich bin ſtets deine dich liebende

Luiſe.

Vierzigſter Brief.

Der Oberſte von Brav an Carln.

Holdersleben, den 6. Aug.

Hier überſchicke ich dir, lieber Carl! meinen unglücklichen Sohn. Die verſtändigſten meiner

Freunde haben mir gerathen, ihn zu dir zu thun, theils, weil Leuten, die ſo tief als er geſunken ſind, die Einſamkeit ſehr gefährlich ſey, theils, weil ſie glauben, daß durch deinen Umgang ſein Herz, und durch den D. Rieland in Grünau, ſeine Geſundheit am ſicherſten wieder hergeſtellt werden könne. Nimm ihn auf, als den Sohn deines Vetters, der dich allezeit wie ſein eignes Kind geliebt hat, gieb ihm ſtets ein lehrreiches Exempel, und erinnre ihn oft an die Häßlichkeit ſeines Fehlers, an den traurigen Zuſtand eines entmannten Jünglings, und ſuche in ihm das Gefühl für die Freuden der Ehe zu erregen. Hier, hier iſt der Ort, wo du zeigen kannſt, daß du das Vergnügen des Wohlthuns zu ſchätzen weiſt. Denn der Aufwand an Gelde, den wir bisweilen zu Minderung des menſchlichen Elends machen, will wirklich nicht viel ſagen. Ich brauche nur mir ein Kleid weniger zu ſchaffen, eine beſchloſſene Reiſe auszuſetzen, und das dadurch erſparte Geld in die Hände der Elenden auszuſchütten, ſo iſt das gute Werk vollbracht, ohne daß ich dadurch weiter in meinen Geſchäften und in dem Genuſſe meiner Vergnügungen unterbrochen werde. Aber — einen Verirrten, einen tief herabgeſunkenen Bruder wieder auf den Weg der Tugend zu leiten, wie viel Nachdenken, Aufmerkſamkeit, Geduld, wird dazu erfordert! Ich habe daher immer das Zeugniß, das Jeſu Feinde von ihm ablegten: dieſer nimmt die Sünder an, und iſſet mit ihnen, als ſeinen größten Lobſpruch angeſehen. Denn wie weit muß der über gewöhnliche Menſchen erhaben ſeyn, der Gefallne, von dem Abgrunde, in den ſie ſtürzen wollen, liebreich zurück zu ziehen ſucht, ſich nicht niederſchlagen läßt, durch viele fehlgeſchlagene Verſuche, durch ihr Widerſtreben, durch die Läſterung des Pöbels: dieſer nimmt die Sünder an! Die Speiſung von 5000 Mann, iſt mir Kleinigkeit gegen ſein Beſtreben, Menſchen zu retten, die, ihrer Ausſchweifungen wegen, von der bürgerlichen Geſellſchaft ausgeſchloſſen waren. Verabſäume alſo die Gelegenheit nicht, auf eine ſo edele Art wohlzuthun, und ſey verſichert, daß großer Lohn deiner warte, wenn du die edle That vollbringen wirſt.

O Gott! wie muß das Glück erfreun,
Der Retter einer Seele ſeyn!

Die Offenherzigkeit, mit welcher du mir alle deine Handlungen erzählſt, gefällt mir ſehr wohl, und ich werde ſie ſtets als einen Beweis deines Zutrauens gegen mich anſehen. Ich glaube nicht, daß daſſelbe werde vermindert werden, wenn ich dir über ein und anderes deiner Urtheile und Handlungen eine Erinnerung gebe.

Ich wollte nicht, daß du die Behauptung des einärmigen Unglücklichen, der ſich bey mir ſehr wohl befindet, und mir, durch ſeine Geſpräche und Aufſicht über meine Arbeiter, gute Dienſte leiſtet, als wenn man oft in Lagen käme, wo man müſſe Böſes thun, ohne alle Einſchränkung annähmeſt. Denn ſie könnte dir leicht gefährlich werden, und dir zum Vorwande dienen, heftigen Leidenſchaften nachzugeben. Denn wer ſich zu jedem ſeiner Lebenstage mit Gebet vorbereitet, und durch tägliche Betrachtung der Wahrheiten der Religion, Licht in ſeiner Seele zu erhalten ſucht, kann nicht nur manche gefährliche Lage vermeiden, ſondern iſt auch vermögend, die größten Verſuchungen zu überwinden. Aber freylich, müſſen die mehreſten Menſchen Böſes thun, weil ſie die Mittel nicht haben kennen und brauchen lernen, durch die man ſeine Unſchuld bewahren kann. Und in dieſem Falle hat der Einärmige recht. Wenn ich einen Menſchen, der nie angeleitet wurde auf Eiſe zu gehen, über das Eis jage, ſo muß er fallen, und wenn ich den, der nie ſchwimmen lernte, zwinge, in die Donau zu ſpringen, ſo muß er erſaufen.

Auch habe ich es nicht gern geleſen, daß du gegen den Grünauiſchen Bürgermeiſter ſo laut geſprochen haſt. Wenn du nicht lernſt dein Urtheil über die Unregelmäßigkeit unſerer bürgerlichen Verfaſſung zurück zu halten, ſo wirſt du dir ſo viele Feinde, und Streit und Verfolgung, zuziehen, daß du erliegen mußt, und für die menſchliche Geſellſchaft unnütze wirſt. Der Weiſe ſieht die vorhandenen Unordnungen, bedauret ſie, verbirgt ſeinen Unwillen, und wartet gelaſſen den Zeitpunkt ab, wo er etwas zu ihrer Abſtellung beytragen kann. Und auf dieſe Art wirkt er tauſendmal mehr, als durch alles Eifern und Declamiren.

Und nun zur Hauptſache. Ich habe dich zeither in Anſehung deiner Liebe ganz frey handeln laſſen, ich geſtehe dir auch, daß ich deine Wahl billige, und daß ich Henrietten für das

Mädchen halte, in deſſen Armen du des Lebens Glück ganz ſchmecken, und ſeines Elends lachen kannſt, aber nochmals bitte ich dich, daß du dich wohl prüfeſt, ob du Kraft genung habeſt, dich über die Vorurtheile deiner Zeitgenoſſen hinauszuſetzen, auf die Vorrechte des alten Adels, auf die Gunſt des Hofs, Verzicht zu thun, und dir dein Glück durch deinen Kopf und deine Arme ſelbſt zu verſchaffen. Iſt dieſes, ſo iſt bey dir die Kette zerriſſen, die die Menſchheit feſſelt, und ſie auſſer Stand ſezt, die hohe Stufe zu erſteigen, für die ſie geſchaffen iſt. Du biſt frey, und genieſt als ein freyer Mann in Henriettens Armen der ehelichen Liebe hohes Glück, gegen welches freylich alle Titel, Ordensbänder und Pfründen, Plunder ſind. Fühlſt du dich aber hiezu zu ſchwach, rühren dich die Vorrechte des alten Adels noch, willſt du ſie haben und zugleich Henrietten beſitzen, ſo iſt das Beſtreben nach ihr die gröſte Thorheit. Ihr Beſitz wird dir eine unerſchöpfliche Quelle von Leiden werden. Sey ſtark! entſage ihr, und ſuche dir ein Mädchen von der älteſten Familie. Niemand kann zween Herren dienen. Ihr könnt nicht dienen der Natur und Unnatur.

Im Falle, daß du Entſchloſſenheit genung haſt, allem zu entſagen, um Henrietten zu beſitzen, ſo zweifle ich nicht, daß dein und ihr und ihrer Muhme Verſtand Mittel finden werden, ſie zu bekommen, ohne daß du nöthig haſt, gegen ihren Vater Cabalen zu machen.

Ich bin ſehr begierig wieder einen Brief von dir zu leſen, und verbleibe ſtets ꝛc.

Brav.

Ein und vierzigſter Brief.

Henriette an Luiſen.

Koldingen, den 6. Aug.

Wache ich? oder träume ich? ich ſahe ihn bey mir, meinen Carlsberg, war recht nahe bey ihm, legte meine Hand auf ſeine Bruſt, und ſein Herz ſchlug heftig, und hörte ich recht, ſo ſchlug es mir lauter Betheurungen der redlichſten Liebe zu, und er ſchloß mich in ſeine Arme, und — küßte mich, und ſagte mir — ach ich weis es ſelbſt nicht mehr, was er ſagte. Es war aber lauter

Gutes, was er mir ſagte. Ich kann ihn nicht wieder aus meinem Herzen heraus bringen, Tante! ich kann es nicht, ich kann es nicht. Und ich kann auch ihn nicht ferner lieben. Mein Vater will ich ſoll den Hofrath nehmen, mein Vater will es. Und Tante Friederike martert mich zu tode. Er hat einen Brief an mich geſchrieben, und ſie hat ihn aufgefangen, hat ihn beantwortet und meinen Namen darunter geſetzt — und er hat geglaubt, ich hätte ihn geſchrieben. Die Magd hat ihn auch ſehen zu mir gehen und hat es Tante Friederiken wieder geſagt. Nun quält ſie mich. Ach! ich kann es nicht ſchreiben, wie ſie mich quält. Es wird bald mit mir aus ſeyn, des tröſte ich mich. Sie könnten mich noch retten, wenn Sie mir Gelegenheit verſchaffen, ihn zu ſprechen, nur eine Stunde, ach nur eine Stunde, aber ungeſtöret. Nur die Stunde laſſen Sie mich noch genieſſen, dann will ich gern ſterben. Es iſt nicht ſchwer das Sterben, wenn man das Leben nicht länger aushalten kann. Es iſt ſüſſe die Laſt abzuwerfen, unter der man zu Boden gedrückt wird.

Ich will mich nicht friſiren laſſen, wenn ich weis, daß ich ohne Friſur Carlsbergen beſſer gefalle. Wenn ich Ihnen doch nur zu rathen wüßte! Hat man kein Mittel, die verlohrnen Haare wieder wachſend zu machen?

Ach! noch eins! Tante Friederike ſagt, Carlsberg hätte mit einer lüderlichen Weibsperſon ein uneheliches Kind erzeugt! Ach wenn es nur nicht wahr iſt. Wenn — ja wirklich — aber — wenn er ſich gebeſſert hätte. — Ich weis nicht mehr was ich ſchreibe. Mein ganzer Kopf iſt verwirrt — ach wenn doch meine Mutter mir erſchiene, und nur eine Viertelſtunde mit mir ſpräche! Aber ſie erſcheint nicht. Retten Sie mich. Ich bin

Henriette.

Zwey und vierzigſter Brief.

Carl an den Oberſten von Brav.

Grünau, den 10. Aug.

Ihr Sohn, liebſter Herr Vetter! iſt glücklich angekommen, nachdem er zuvor, auf dem nächſten Dorfe, von einem Schwarme trunkner Studenten ſehr iſt gemishandelt worden. Sie hatten, da er von der Poſt ſtieg, erfahren, daß er erſt von Schulen käme, und glaubten deswegen berechtigt zu ſeyn, durch Pfeifen, Klatſchen, Fragen nach dem Herrn Conrector, Herrn Papa und Frau Mama, ihn hudeln zu dürfen. — Was ſagen Sie dazu? Beynahe ſchäme ich mich, mich zu den Muſenſöhnen zu rechnen, da viele von ihnen ſolche Unarten an ſich haben, die ſich kaum die Söhne der Ceres und des Vulkans verzeihen würden. Denn das habe ich doch noch nie gehört, daß die Schmiedegeſellen und Bauernburſche ihre Zunftgenoſſen verſpotteten, weil ſie jünger als ſie wären.

Ich will an ihn thun was ich kann. Und wenn man das Gefühl für die Freuden des Eheſtands dadurch erregen kann, wenn man mit Begeiſterung von ſeiner Geliebten ſpricht, ſo muß Ihr Sohn dieſes Gefühl bekommen, weil ſchwerlich ein Jüngling von ſeiner Schöne ſo eingenommen ſeyn kann — — als ich. Ja glauben Sie mir! ich will allem entſagen, was man in der groſſen Welt Glück zu nennen pflegt, wenn ich mich nur dadurch Henrietten verdienen kann. Denn ich kenne kein Erdengut, das mir ſoviel wahre Freude ſchenken könnte, als der Beſitz eines Weibes, fur welches mein Herz entflammt iſt. Was iſt dagegen ein Regiment Dragoner? Mein Gut, das mir mein Vater hinterlaſſen hat, kann mir ja doch nicht entriſſen werden. Und ſollte das nicht hinlänglich ſeyn, ſoviel zu liefern, als eine Familie bedarf?

Die Helwingin hat mich verſichert, daß ſie mir Gelegenheit ſchaffen will, Henrietten zu ſprechen. Sie dringt aber darauf, daß ich von meiner Mutter die Einwilligung, ſie zu heurathen, auswirken ſoll. Eher, ſagt ſie, könne nichts Ernſtliches vorgenommen werden.

Das, denke ich, ſoll mir ja nicht ſchwer ſeyn. Denn wenn meine Mutter nur das Mädchen erſt einmal ſieht, ſo muß ſie ja gleich überzeugt werden, daß ſie alle Eigenſchaften beſitze, die zur Verſüßung des Lebens ihres Sohnes, und zu Erzeugung geſunder munterer Enkel nöthig ſind. Ein Fräulein iſt ſie freylich nicht, und ich glaube ganz gern, daß es adeliche Familien genung giebt, die Fräuleins aufzeigen können, denen Henriette nachſtehen muß. Denn ſo wenig ich glaube, daß uns der Adel einen eigenthümlichen Werth gebe, ſo wenig glaube ich auch, daß ihn der bürgerliche Stand verſchaffe. Hätte ich zuerſt gegen eine Gräfin empfunden, was ich für Henrietten fühle, ſo würde ich alles gewagt haben, um ſie zu verdienen. Da das nun aber nicht geſchehen iſt — was kann ich dazu?

Beynahe glaube ich, daß für jeden Jüngling, unter allen Erdentöchtern, nur eine geſchaffen ſey, daß das Herz heftig ſchlage, ſo bald es ihr nahe kommt, und laut ſage: das iſt ſie!

Wenigſtens iſt dieß mein Fall. Ich habe doch ſo manches Mädchen aus allerley Ständen geſehen, habe es bewundert und ſchön gefunden. Es war aber ein ganz ander Ding, da ich Henrietten ſahe. Der erſte Blick — ha! der brachte alle mein Blut in Bewegung — und das ihrige muß wirklich auch nicht kalt geblieben ſeyn, da ich ſie das erſtemal anſchielte.

Ob ich nun gleich ſo verliebt bin, als vielleicht jemals ein Jüngling war, ſo habe ich doch die leidende Familie, der ich meinen Beyſtand verſprochen habe, nicht vergeſſen. Ich gieng geſtern zu ihr, Charlotte ſahe mich durch das Fenſter, ſprang mir entgegen, und fragte begierig: haben Sie Heinrichen ausgemacht? noch nicht, antwortete ich, gutes Mädchen, ich hoffe es aber nächſtens zu können, und ſo gieng ich in die Stube, und ſie folgte mir betrübt nach.

Bey meinem Eintritte wurde ich ſehr gerührt. Ueber den Tiſch war ein weiſſes Tuch gebreitet, das Bette hatte einen weiſſen Ueberzug, der vermuthlich von irgend einem Nachbar erborgt war, und der Kranke ſaß in demſelben mit einem weiſſen Hemde angezogen, hatte eine weiſſe Mütze auf ſeinem Kopfe, und las mit gefaltenen Händen in einem Gebetbuche. Ich betrachtete ihn mit Ehrfurcht und fragte, was dieß zu bedeuten habe?

Ich will, ſagte er, heute meine Andacht haben.

In eben dieſem Augenblicke trat auch ein junger Geiſtlicher, nebſt dem Küſter, herein. Der erſtere grüßte den Kranken freundlich, fragte nach ſeinem Befinden, und der leztere ſtellte unterdeſſen einen Kelch auf den Tiſch, ſchenkte ihn voll Wein, legte auf eine Schale eine Hoſtie, und ſchlug ein Buch auf, in welchem das Formular beſchrieben war, das bey dem Genuſſe des Abendmahls pflegt gebraucht zu werden.

Als dieſes geſchehen war, winkte der Geiſtliche, daß die Anweſenden abtreten ſollten, ſie thaten es, ich wollte es auch thun, aber der Kranke ſagte: Ihro Ehrwürden, den laſſen Sie immer hier bleiben! Es iſt ein frommer Herr, ich kann nicht mehr beichten, als er ſchon weis. So blieb ich denn, und der Geiſtliche ſchien es zufrieden zu ſeyn.

Fortſetzung.

So ſage er denn ſeine Beichte an, lieber Freund, ſagte der Geiſtliche.

Kr. Ehrwürdiger, lieber Herr! ich bitte, ſie wollen meine Beichte hören, und mir die Vergebung ſprechen um Gottes willen! aber ich habe keine Beichte gelernt, ich muß ihnen nur aus dem Kopfe ſagen, was ich auf dem Herzen habe.

G. Deſto beſſer! Ich habe es immer lieber, wenn meine Beichtkinder mir, mit ihren eignen Worten, den Zuſtand ihres Herzens entdecken, als wenn ſie auswendig gelernte Formeln herſagen, an denen das Herz keinen Theil hat. Sage er an, lieber Freund! Gott ſieht nicht auf Worte, ſondern auf das Herz, und ich auch.

Kr. Ehrwürdiger lieber Herr! ich bekenne vor Gott und ſie, daß ich ein armer Sünder bin. (Ein Thränenguß unterbrach ihn.)

G. Das ſind wir alle, mein Freund! Wenn wir vor Gott dem Allwiſſenden ſtehen, ſo ſind wir allzumal Sünder, und mangeln des Ruhms, den wir an Gott haben ſollen.

Kr. Aber ich — ich bin gar ein groſſer Sünder.

G. Gottes Gnade iſt gröſſer als unſere Sünden. Aber welches iſt die Sünde, die ihn beunruhigt? Rede er offenherzig. Ich bin ein

Geiſtlicher, und bin ſchon durch mein Amt zum Stillſchweigen verbunden.

Kr. Ach ich habe meinen Herrn, für den ich arbeitete, betrogen — ich habe ihm Garn unterſchlagen, wird mir wohl das Gott vergeben?

G. Das hat er gethan? und ich hielt ihn immer für einen ehrlichen Mann.

Kr. Ich bin es auch. Ich habe allen Betrug verabſcheuet, mein Leben lang. Aber — ich — ich konnte meine Kinder nicht ernähren, von dem geringen Lohne, den ich bekomme, der Hunger hat mich dazu gebracht.

G. Es wären wohl noch Mittel geweſen, auf andere Art ſich zu helfen. Unterdeſſen die Sache iſt geſchehen. Wenn er daran denkt, wie iſt ihm da zu Muthe?

Kr. In den Erdboden möchte ich kriechen. Ich unterſtehe mich kaum zu Gott zu beten.

G. Iſt es denn viel, darum er ſeinen Herrn betrogen hat?

Kr. Wer will das wiſſen!

G. Aber iſt er denn entſchloſſen, ſeinem Herrn es wieder zu erſetzen?

Kr. Lieber Gott! wovon denn? ich habe ja nichts.

G. Aber dazu iſt er doch wohl bereit, daß er nimmermehr ſich dieſe Sünde wieder erlauben will?

Kr. Ach daß Gott erbarme! auch das kann ich nicht verſprechen. Denn ich kann es nicht halten. Meine Kinder kann ich nicht verhungern laſſen.

G. Weis er denn gar kein Mittel, ſeine Umſtände zu verbeſſern?

Kr. Das wüßte ich wohl, wenn ich für mich arbeiten, und meine Waare ſelbſt verkaufen dürfte.

G. Warum darf er denn das nicht?

Kr. Ja wenn ich Geld in Händen hätte, daß ich mir Garne einkaufen, und meine Waare liegen laſſen könnte, bis ſie geſucht wird.

G. Und wie viel müßte das wohl ſeyn?

Kr. Wenigſtens dreyhundert Thaler.

G. Dreyhundert Thaler! aber wenn ſeine Umſtände verbeſſert wären, ſo wäre er doch wohl zum Erſatze bereit?

Kr. Ach gerne. Aber was würde mein Herr ſagen, wenn ich es ihm geſtünde, daß ich ihm Garn unterſchlagen hätte? glauben Sie mir, (mit jammerndem Geſichte) Ihro Ehrwürden, er lieſſe mich ins Zuchthaus ſetzen.

G. Nun das ſollte er wohl bleiben laſſen. Aber wir können es ja heimlich thun, und ihm das Geld auf der Poſt zuſchicken.

Kr. Ach das will ich von Herzen gerne thun.

G. (nach einigem Beſinnen) Ich habe ſo viel Geld nicht, aber ich habe in die Häuſer einiger Adelichen und Kaufleute Zutritt, die mir den Auftrag gethan haben, ihnen leidende Familien bekannt zu machen, und immer einiges Geld in Bereitſchaft haben, ſie zu unterſtützen. Vielleicht bin ich im Stande von ihnen ſo viel zuſammenzubringen, als zu ſeiner Rettung nöthig iſt.

Kr. Ach mein guter Herr! Gott vergelte es ihnen und ihren lieben Kinderchen, was Sie an mir thun.

G. Und nun ſey er getroſt, mein Freund, er hat gefehlt, er hat ſeinen Fehler bereuet, er iſt entſchloſſen ihn gut zu machen, glaubt er wohl, daß ihm Gott vergeben werde?

Kr. Ja ich glaube es. Mein Herz ſagt es mir.

Hierauf ertheilte ihm der Geiſtliche die gewöhnliche Abſolution, und reichte ihm das Abendmahl. Er ſchluckte den Wein begierig — ach es war ſein letzter Trank. Sobald der

Kelch von ſeinem Munde weg war, bekam er einen ſo ſchrecklichen Huſten, daß ſein ganzes Geſicht braun wurde, und ihm endlich ein Strom von Blut aus dem Halſe ſprang, der ihn erſtickte.

Er ſank in ſeiner Tochter Arm, die in eine laute Klage ausbrach, und ihr Geſchwiſter klagte und weinte auch ſo laut, daß durch das Geſchrey die ganze Nachbarſchaft rege gemacht wurde, herbeylief, und an der Klage Theil nahm. Die Scene war ſo rührend, daß weder der Geiſtliche noch ich die Thränen zurückhalten konnten, ſondern ihnen freyen Lauf laſſen mußten.

Der Geiſtliche wendete ſich endlich zur Tochter, wollte ſie tröſten, wurde aber nicht angehört, weil der Schmerz ihrer Seele viel zu heftig war, als daß ſie eines ruhigen Nachdenkens fähig geweſen wäre. Er ſchwieg alſo, ſchüttete ſein Beutelchen in ihre Hand, in dem ſich ohngefähr acht bis zehn Zweygroſchenſtücke befanden, als einen Beytrag zum Begräbniſſe. Ich ſteckte ihr auch etwas zu, und wir verlieſſen ſie, mit der Verſicherung, daß wir uns ihrer und ihrer Geſchwiſter ferner annehmen wollten.

. Das war doch ein ſchrecklicher Zufall, ſagte ich zu dem Geiſtlichen, als ich vor das Haus kam. Ich möchte doch die Urſache davon wiſſen.

G. Die wollte ich wohl rathen. Der Mann hatte eine ſchwache Bruſt, nun goß er das Zeug hinein, das eher Gift, als Wein heiſſen ſollte. —

J. Herr Prediger, was ſagen Sie da, war denn der Wein nicht gut?

G. Ach das ſchlechteſte Zeug, das weit und breit zu bekommen iſt. Kein Menſch iſt im Stande es zu trinken, der Mann, der damit handelt, verkauft es nur den Wundärzten, zu Umſchlägen bey Arm- oder Beinbrüchen, und zur Communion.

J. Ich erſtaune.

G. Ja, lieber Freund! das ſind ſolche Pünctchen, durch welche unſere ganze Religion nach und nach verächtlich und lächerlich wird. Wenn wir ſchmauſſen, ſo gieſſen wir die beſten Weine, bis zum Berauſchen, in uns, und wenn wir die religiöſe Mahlzeit halten wollen, ſo ſetzt man uns Eſſig vor. Ich habe mein Tage nicht gegrübelt über das Uebernatürliche, das bey dieſer Mahlzeit ſeyn ſoll, ſoviel iſt doch aber ganz gewiß, daß Chriſtus eine Mahlzeit verordnete, die ſeine Bekenner gemeinſchaftlich genieſſen, ſich dabey zur Bruderliebe ermuntern, und des Stifters erinnern ſollten, deſſen Lehren unſern Geiſt eben ſo erquicken und ſtärken, als Brod und Wein den Hungrigen. Wir haben aber alles verkehrt. Unſer Abendmahl iſt keine Mahlzeit, denn es iſt da weder Nahrung noch Erquickung. Es iſt da kein Brod, das den Hunger ſtillen, noch Wein, der erquicken könnte. Eßig iſt es, der uns gewiß tödten würde, wenn wir eine hinlängliche Portion davon zu uns nähmen.

J. Vielleicht ſoll es eine Erinnerung an den Gallentrank ſeyn, der dem Erlöſer gereicht wurde.

G. Nun wenn das wäre, ſo hätte kein ſchicklicher Sinnbild gewählt werden können. Denn es müſſen wohl jedem, der aus unſerm Kelche trinkt, die Worte des Evangeliſten beyfallen: als er es aber koſtete, wollte er es nicht trinken. Nun, ſehen Sie, mein Herr, der Glaube an das Uebernatürliche bey dem Abendmahle nimmt in unſern Tagen ab, und gute natürliche Wirkungen thut es auch nicht mehr, folglich wird es immer mehr geringgeſchätzt, und thut gar keine Wirkung mehr. Und doch — doch muß ich einen groſſen Theil meiner Zeit zu Austheilung des Abendmahls anwenden. Ach! (hier ſahe er wehmüthig gen Himmel) ach der ſchwarze Mantel iſt ſchwer zu tragen! ſchwer, ſchwer zu tragen.

Die Thränen traten ihm in die Augen, da er dieß ſagte. Dieß machte mich ſo begierig, dieſen Mann näher kennen zu lernen, daß ich ihn bat, mit mir einen Kaffee zu trinken. Erſt wollte er ſich nicht dazu verſtehen, und wendete ſeine Geſchäfte vor. Endlich entſchloß er ſich aber doch dazu und ſagte: ich habe lange niemanden gehabt, mit dem ich ein Wort im Vertrauen hätte reden können. Sie ſcheinen mir der Mann zu ſeyn, mit dem man offenherzig ſprechen kann. Das wird dem Herzen Luft machen, und die Arbeit wird hernach deſto beſſer von ſtatten gehen.

Fort-

Fortſetzung.

Aber, ſagte ich, als wir auf die Stube kamen, können Sie denn, lieber Mann, dieſe groſſen Misbräuche nicht abändern?

G. Ich? wie würde es mir da gehen? Die ganze Liturgie hat in den Augen der mehreſten eine ſolche Heiligkeit, daß man jede Veränderung derſelben als einen Kirchenraub anſieht. Glauben Sie, mein Herr, ich kann ein Verleumder, ein Ehrenſchänder ſeyn, kann die Wittwe troſtlos von mir gehen laſſen, kann Geld für 8 Procent ausleihen, kann dem Dürftigen ſein Kleid und Decke entziehen, und das alles wird mir nicht ſoviel ſchaden, als eine Veränderung der Gottesdienſtlichen Gebräuche. Ich habe es vor etlichen Jahren erfahren, da ich ein Kind ohne Exorcismus taufte.

J. Was iſt das, der Exorcismus?

G. Es iſt die Formel, die man über die jungen Kinder ausſpricht: „Ich beſchwöre dich, du unreiner Geiſt, bey dem Namen des Vaters, des Sohns und des Heiligen Geiſtes, daß du ausfähreſt und weicheſt von dieſem Diener Jeſu Chriſti.“ Wozu, dachte ich, iſt dieſer Misbrauch des göttlichen Namens? Sollten die Kinder den Teufel bey ſich haben, die uns ſo holdſelig entgegen lächeln, ſobald ſie anfangen ſich bewußt zu werden? die Kinder ſollten den Teufel haben, die uns unſer Erlöſer immer zum Muſter vorſtellt? denn die Kinder hätten wohl den Teufel noch bey ſich haben müſſen, die man zu Jeſu brachte, weil ſie wahrſcheinlicher Weiſe nicht getauft waren. So dachte ich, ließ den Exorcismus weg, wurde deswegen verklagt, vertheidigte mich, und hätte darüber bald mein Amt verlohren.

J. Aber der Gebrauch des Eſſigs im Abendmahle, gehört doch wohl nicht zur Liturgie?

G. Freylich nicht. Aber man iſt ſo nachläßig, nur den geringſten Aufwand für Sachen zu machen, die zu Erregung religiöſer Empfindungen etwas beytragen könnten, daß es beynahe unglaublich iſt. Von allen Kanzeln wird immer das heilige Abendmahl als die allerwichtigſte, feyerlichſte, Handlung angeprieſen, und den Verächtern deſſelben wird Gottes Zorn und Ungnade angekündigt, und gleichwohl thut man nicht das Geringſte, um dieſer Handlung einige Feyerlichkeit zu geben, vielmehr alles, um ſie verächtlich zu machen. Denn wenn Sie die Sachen ſehen ſollten, die ich anſtatt des Brods austheilen muß — oh!

J. Nun Brod iſts freylich nicht. Es hat weder Geſchmack, noch Geruch, noch Kraft, aber reinlich ſcheints doch zu ſeyn.

G. Sagen Sie doch ja nicht von Reinlichkeit. Erſtlich bekommen wir es von auswärts geſchickt, und der Himmel weis, wie es iſt zubereitet worden. Hernach hat es insgemein ſo lange gelegen, daß es ein Geniſte von Würmern worden iſt. So wahr ich vor Ihnen ſtehe, ich gehe, wenn ich das Abendmahl austheilen ſoll, erſt eine Viertelſtunde vorher in die Kirche, um die Oblaten von Würmern zu reinigen. Dieß Wurmgehäuſſe ſoll nun Sinnbild des größten Wohlthäters ſeyn! und der Eſſig, Erinnerung an ſeine Liebe. Wie kann man denn von den Menſchen verlangen, daß ſie gegen dieſe Handlung Achtung behalten ſollen?

J. Aber lieber Freund! vielleicht ſind manche Gemeinen zu arm als —

G. Ey was arm! das ärmſte Haus bringt doch immer ſoviel auf, daß es zu gewiſſen Zeiten ſeinen Kuchen bäckt, und ſeinen Braten verzehrt. Sollte es denn nicht möglich ſeyn, ſo viel zu verſchaffen, als nöthig iſt, um bey einer ſo wichtigen Feyerlichkeit, gutes ſchmackhaftes Brod, und guten Wein, herbey zu ſchaffen? dafür ſtehe ich, Armuth iſt an dieſer ſchändlichen Nachläſſigkeit gar nicht ſchuld.

J. Sollte denn aber dieſe Handlung wirklich ſo wichtig ſeyn, als ſie vorgeſtellt wird?

G. Sie iſts allerdings, und ich finde darinne, ſo wie in allen Reden und Handlungen des groſſen Stifters unſerer Religion, einen ſtarken Beweiß von ſeiner tief eindringenden Menſchenkenntniß. Der Menſch iſt kein Geiſt, ſondern ein Menſch. Er muß ſtets etwas haben, das ſeine Sinne rührt, wenn er zu gewiſſen Abſichten geleitet werden ſoll. Mit bloſen Speculationen richtet man nichts bey ihm aus. Darnach hat ſich Jeſus immer gerichtet, er hat ſeine Vorträge gleichſam eingekörpert, indem er die wichtigſten Wahrheiten in eine Geſchichte hüllte, hat die Menſchen immer auf ſinnliche Gegenſtände, Vögel, Blumen, Weinſtöcke, Feigenbäume verwieſen, daß ſie davon lernen ſollten. In dieſer Abſicht ſtiftete er auch das Abendmahl. Stellen Sie ſich vor, was es für Wirkungen thun müßte, wenn dieſe Mahlzeit den Abſichten ihres Stifters gemäs gehalten würde, wenn der Fürſt und Knecht, der Reiche und der Bettler, zu gewiſſen Zeiten ſich verſammleten, des Unterſchiedes des Standes und des Vermögens vergäſſen, und dadurch das Bekenntniß ablegten: Gott! vor dir ſind wir alle gleich, alle deine Kinder, alle Brüder. Wenn bey dem Genuſſe eines ſchmackhaften Brodes und eines ſtärkenden Weins uns geſagt würde: Sehet, was Brod und Wein eurem Körper iſt, das iſt Jeſus euren Seelen; wenn uns ſeine Liebe vorgeſtellt, und wir erinnert würden, einander ſo zu lieben, wie er uns geliebt hat, wenn dazu ein zweckmäßiges Lied geſungen würde, was meynen Sie, ſollte das nicht ſtarke Wirkung thun?

J. Freund! Sie begeiſtern mich. Ich kann kaum glauben, daß ein Menſch ſo fühllos ſeyn könnte, der durch dieſe Handlung nicht gerührt würde.

G. Ach die Menſchen ſind alle gut, lieber Mann, wir machen ſie aber tückiſch und boshaft, durch die verkehrte Art, wie wir ſie behandeln. Ich könnte davon noch gar vieles ſagen, aber ich halte Sie wohl zu lange auf.

J. Mich? im geringſten nicht. So vertraut ſprach noch kein Geiſtlicher mit mir, und ich verſichere Sie, daß mir ihre Unterredung ſehr lehrreich geweſen iſt. Fahren Sie ja fort! ich bitte Sie.

G. (lächelnd) Haben Sie denn Luſt mir bis nach Mitternacht zuzuhören? Und doch würde dieſe Zeit kaum hinreichend ſeyn, ihnen nur die Misbräuche zu erzählen, die bey dem Abendmahle eingeriſſen ſind. Hören Sie nur die Lieder, die dabey geſungen werden. Alles, alles iſt darinne myſteriös, manches hart, vieles anſtößig, und manches offenbar falſch. Selten kommt ein Vers vor, der gute Empfindungen und Entſchlieſſungen erregen könnte. Die Abendmahlslieder ſind in den mehreſten Geſangbüchern die ſchlechteſten. — Die ſie ſingen, denken entweder gar nichts dabey, oder, wenn ſie etwas denken wollen, ſo geräth ihre Seele in eine ſo unnatürliche Spannung, die ſogleich aufhört, als ſie aus der Kirche kommen. Wie viel Stof zu den fruchtbarſten Betrachtungen finden wir im Leben und Tode Jeſu! das bleibt alles unbenutzt, und man beſchäftigt ſich blos mit myſtiſchen Vorſtellungen von dem Genuſſe ſeines Leibes und Blutes.

Eine der Hauptabſichten, die Belehrung, daß vor Gott kein Anſehen der Perſon gelte, kann izo auch nicht mehr erreicht werden, da die Reichen das Abendmahl beſonders genieſſen, und es nur allzu gewöhnlich iſt, daß die Communikanten eben die Rangordnung beobachten, die im bürgerlichen Leben eingeführt iſt.

Nun leben Sie wohl, lieber junger Mann! und verzeihen Sie mir mein Geſpräch.

J. Ich laſſe Sie wirklich nicht. Sie müſſen ein Butterbrod bey mir eſſen.

G. Das geht nicht an, es iſt bald fünf Uhr, und da habe ich Amtsverrichtungen. Aber ſchlieſſen Sie aus dem, was ich geſagt habe, in was für einer unangenehmen Lage wir Geiſtlichen uns befinden. Ja wenn wir ſchlecht handeln, blos mechaniſch unſer Amt treiben, und nur auf die Vergröſſerung unſerer Einnahme denken wollen, ſo iſt das geiſtliche Amt ſehr bequem, und man kann ſich dabey mäſten. Aber — wenn wir die groſſe Abſicht unſers Amts beherzigen, uns vorſtellen, daß wir die Leute ſind, die die Menſchheit veredeln, ſie Selbſtbeherrſchung und Bruderliebe lehren ſollen, ſo befinden wir uns eben ſo übel, wie ein Schreiber, der ſchön ſchreiben ſoll, mit einer Feder, die bald keine Dinte von ſich giebt, bald ſie um ſich ſprützet. Jeder Strich, den er thut, macht ihn unmuthig. Und faſt alle die Geſchäfte, die wir treiben müſſen, ſind zu unſerer Abſicht ſo hinlänglich, wie eine ſolche Feder zum ſchön ſchreiben. Wir mögen Beichte hören oder das Abendmahl austheilen, beten oder ſingen, predigen oder taufen — ſo gehts uns wie einem ſolchen Schreiber. Alles iſt zweckwidrig, alles macht uns unmuthig. Bedenken Sie nur unſere Gebetsformeln — doch da ſchlägt es wahrhaftig fünfe — ich muß gehen, leben Sie wohl!

J. Und Sie beſuchen mich doch wohl bald wieder?

G. Vielleicht. Kommen Sie aber auch zu mir. Ich habe ein Gärtchen, da können wir ja mit einander plaudern. —

So gieng er denn fort und ließ mich in tiefen Betrachtungen. Wenns alles ſo iſt, wie er mir es beſchrieb, ſo möchte ich doch wirklich kein Geiſtlicher ſeyn. Ich bin Ihr

Carl.

Drey und vierzigſter Brief.

Carl an den Oberſten von Brav.

Grünau, den 14. Aug.

Beſter Herr Vetter!

Ich gieng heute nach der Wohnung des Geiſtlichen, um zu überlegen, was wir mit den Kindern des Webers thäten? fand ihn aber nicht zu Hauſe.

Die Thür öfnete mir ein junges Weibchen, dem Geſundheit, Unſchuld und Fröhlichkeit, aus den Augen lachte, und ich wurde ſehr überraſcht, da ich ſahe, daß ſie die Miene, den Anſtand, Kleidung, Kopfputz, und Sprache, wie meine Henriette, hatte. Sie war die Frau des Predigers, und ſagte mir, daß ihr Mann nach Koldingen verreiſt ſey, um eine kranke Freundin, des Amtsſchreibers Tochter, zu beſuchen.

J. Haben Sie nicht gehört, was ſie für eine Krankheit hat?

Fr. Ich weis es wirklich nicht. Ich glaube es iſt eine Gemüthskrankheit.

J. So!

J. Ey! Ey! Gemüthskrankheiten ſind üble Krankheiten. Sie hat doch nicht etwa einen Verdruß gehabt?

Fr. Es muß ja wohl ſo etwas gegeben haben. Mein Mann wirds aber ſchon wieder gut machen, wenn er hinaus kommt.

J. Da thut er auch recht wohl dran. Aber es wundert mich, daß Ihr lieber Mann nicht dem Verdruſſe vom Anfange vorgebeugt hat.

Fr. Er iſt wohl ſeit einem Jahre nicht nach Koldingen gekommen, ja ſeitdem meine ſelige Schweſter tod iſt. Es gab einen kleinen Verdruß zwiſchen meinem Manne und meinem Schwager, wie es nun da zu gehn pflegt!

J. Aber ſonſt, waren ſie wohl öfterer zuſammen.

Fr. Es vergieng keine Woche, da wir nicht entweder bey ihnen, oder ſie bey uns waren. Die Tochter iſt ganze Monate bey uns geweſen.

J. Wirklich? da erfahre ich ja auf einmal, wem ſie ihre vortrefliche Bildung zu verdanken hat.

Fr. Kennen Sie denn Henriettchen?

J. Hum ja, ja ich kenne ſie.

Fr. Sehn Sie doch! Iſts nicht gefällig ein wenig mit herein zu kommen? (das ichs that, verſteht ſich) aber Sie dürfen mir es nicht übel nehmen, ich muß Sie mit in meine Kinderſtube führen. Es ſieht nicht gar zu ordentlich aus. He! da hat der kleine Schelm, Peitſche, Kräuſel, Steckenpferd alles liegen gelaſſen, räum es doch weg, Fickchen! Sie nehmen es nicht übel, in einer Kinderſtube pflegt es nicht anders auszuſehen.

J. Ich wüßte nicht, was für mich mehr Reiz haben könnte, als eine Stube, die mit ſo ſchönen Kindern beſezt iſt.

Sie nahm eine ſolche Stellung gegen mich, daß ihr die Kinder nicht in das Geſicht ſehen konnten, dann drehte ſie mir mit dem Finger, welches mich auf den Gedanken brachte, daß ich wohl einen pädagogiſchen Fehler möchte begangen haben, da ich ihre Kinder ins Geſicht, wegen ihrer Schönheit, lobte. Und dieſer Fingerzeig hat ſolchen Eindruck auf mich gemacht, daß ich mich wohl mein lebelang hüten werde, daß ich dieſen Fehler nicht wieder begehe. Sie verließ mich hierauf einige Augenblicke, weil ſie ihre Geſchäfte abriefen.

Unterdeſſen unterhielt mich ihr kleinſter Sohn, ein Knabe, von ohngefähr drey Jahren. Nachdem er mich ein paar Augenblicke vom Kopfe an, bis auf die Füſſe, betrachtet hatte, zeigte er auf meinen Degen, und fragte: iſt das Degen?

J. Allerdings, lieber, kleiner!

Kl. Kannſt du herausziehn Degen?

J. Ja, ſieh! (ich zog ihn ein wenig heraus.)

Kl. Stichſt du die Leute tod mit Degen?

J. Nein liebes Kind! ich ſteche niemanden tod.

Kl. Stichſt du Lämmer tod mit Degen?

J. Auch Lämmer nicht ſteche ich tod mit dem Degen. (Seine drey Schweſtern, die am Tiſche ſaſſen und arbeiteten, hörten mit ſchalkhaftem Lächeln zu.)

Kl. Ich will dir weiſen Lämmchen, hat Mann tod geſtochen. (Er holte mir Weiſens A. B. C. Buch und zeigte mir das geſtochne Lämmchen) hat Mann mit Degen tod ſtochen, Lämmchen?

J. Nein, mein Kind, er hat es mit dem Meſſer tod geſtochen.

Kl. Mit Meſſer tod ſtochen Lämmchen. Was ſtichſt du tod mit Degen?

J. Gar nichts, liebes Kind.

Kl. Was machſt du mit Degen?

Dieſe Frage ſetzte mich in ſolche Verlegenheit, daß ich wirklich nicht wußte, was ich antworten ſollte. Ich wendete mich alſo zu den Mädchen und fragte, was ſie arbeiteten. Sie ſahen einander an und lachten, und die älteſte flüſterte mir ins Ohr, ſie verfertigten ein Angebinde auf des Vaters Geburtstag, ich ſollte aber ja nichts davon ſagen, daß es nicht etwa der kleine Wilhelm höre, und es wieder plaudere.

Da trat die Mutter wieder herein. Ich hätte gern ihre Kinder wieder gelobt, unterſtund es mich aber ſchon nicht mehr. Um alſo doch wieder ein Geſpräch anzufangen, ſagte ich, ich hätte noch nie das Vergnügen gehabt die Frau Predigerin zu ſehen.

Fr. Es kann wohl ſeyn, ich komme nicht oft aus.

J. Auch nicht ins Concert?

Fr. Nicht gar oft. Wie es ſo geht, wenn man einmal Mutter iſt, ſo kann man an ſolchen

Vergnügungen nicht viel Theil nehmen. Der Körper iſt in der Geſellſchaft und das Herz bey den Kindern.

J. Haben Sie keine Magd, der Sie ihre lieben Kinder anvertrauen könnten?

Fr. Das wohl. Aber man vertraut ja der Magd nicht gern die Speiſekammer an, wie vielweniger die Kinder.

J. O eine vortrefliche Mutter! Gebe doch Gott allen Kindern ſolche Mütter!

Sie ſchien betreten zu ſeyn, daß ich von dieſer Sentenz, die ihr ganz natürlich zu ſeyn ſchien, ſo viel Aufhebens machte, erröthete, ſchwieg ein paar Augenblicke, dann fragte ſie: alſo kennen Sie Henriettchen?

J. Ja ich habe ſie geſprochen.

Fr. Vielleicht bey dem Herrn von Roſewitz?

J. Ich bitte um Verzeihung.

Fr. Logiren Sie nicht bey dem Herrn von Roſewitz?

J. Nein.

Fr. So! Sie werden vielleicht im Riboniusſchen Hauſe wohnen?

J. Nein ich — ich logire im Grimleinſchen Hauſe.

Fr. Im Grimleinſchen Hauſe? Nu? was hört man denn von Ihrem Herrn Hauswirthe? er ſoll ſich ja verändert haben?

J. Leider.

Fr. Und warum denn leider? da gehen Sie ja bald zur Hochzeit.

J. Ich kann mich aber nicht freuen, wenn ich ſehe, daß gute Menſchen unglücklich werden. Die Braut ſoll, wie man ſagt, keine Neigung zu ihm haben.

Fr. Sehn Sie doch! um Vergebung! im Grimleinſchen Hauſe ſoll ja auch ein gewiſſer Herr von Carlsberg wohnen? iſt er Ihnen bekannt?

J. Ich bin es ſelbſt. Sie haben doch wohl nichts Böſes von mir gehört?

Fr. Nichts als Gutes. Aber wenn das Frauenzimmer keine Neigung zu dem Herrn Hofrath hat, ſo wird ja die Sache auch noch wohl Anſtand haben. Nun wenn Sie meinen Mann

ſprechen

ſprechen wollen, ich glaube, Morgen wird er wieder zu Hauſe ſeyn.

J. Gott gebe, daß er gute Nachricht mitbringt!

Fr. Ich hoffe es. Wenn das Glück gut iſt, bringt er vielleicht (mit einem ſehr ſchalkhaften Naſenzuge) die Patientin gar mit.

J. Deſto beſſer. Nun ich werde gleich nach der Ankunft Ihrem lieben Manne meinen Beſuch machen.

Fr. Es wird ihm lieb ſeyn. Es ſcheint, als wenn Sie den lieben Mann ſehr lieb hätten?

J. (Das war eine vielbedeutende Frage, die mit einer noch vielbedeutendern Miene ausgeſprochen wurde.) Ja, ſeitdem ich ihn das erſtemal geſehen habe, liebe ich ihn ſehr.

Fr. Und es ſcheint, als wenn er Sie auch recht lieb hätte.

J. Das wäre ein groſſes Glück für mich.

Fr. Wirklich? Nun ſobald der liebe Mann ankommt, will ich es Ihnen wiſſen laſſen.

Mit dieſem Verſprechen ſetzte ſie mein ganzes Herz ins Feuer, gab mir aber auch einen ziemlich deutlichen Wink, meinen Abſchied zu nehmen, welches ich denn auch, wie ich vermuthe, mit ziemlich glühendem Geſichte that.

Ich müßte mich ganz irren, oder die Frau weis um alles, entweder die Helwingin, oder Henriette haben es ihr entdeckt. Mag es ſeyn, ſie ſcheint mir zu rechtſchaffen zu ſeyn, als daß ſie von der Entdeckung einen übeln Gebrauch machen ſollte.

Morgen muß ich alſo vermuthlich wichtige Dinge erfahren. Ich bin Ihr

Carl.

Vier und vierzigſter Brief.

Carl an den Oberſten von Brav.

Grünau, den 17. Aug.

Ich wäre geſtern gern mit Tagsanbruch wieder in das Haus des Diakonus Rollow, (dieß iſt ſein Name) gegangen, wenn ich nicht beſorgt hätte, ſeine Frau zu beleidigen, die mir ein ſtillſchweigend Verbot gegeben hatte, nicht eher wieder zu kommen, bis ſie mich rufen lieſſe. Gegen neun Uhr kam ihr älteſtes Töchterchen, meldete mir des Vaters Ankunft, und lud mich auf den Nachmittag zum Kaffee ein.

Iſt der liebe Vater allein wieder gekommen? fragte ich.

M. Nein er hat die Jungfer Muhme von Koldingen mitgebracht.

J. Iſt dieſe recht wohl?

M. Ja ganz wohl.

Ich war vor Freuden auſſer mir, und ſahe mich allenthalben um, ob ich nichts finden könnte, das ich dieſem lieben kleinen Boten ſchenken könnte, fand aber nichts. Da gab ich ihr mein

Taſchenkalenderchen, ein paar Mäulchen, bat, mich ihrem lieben Vater und Mutter und (verſteht ſich) Jungfer Ruhme zu empfehlen, und verſprach, mich zur beſtimmten Zeit einzufinden.

Ich war da, noch einige Minuten vor drey Uhr, wurde von dem Diakonus empfangen, und auf ſeine Studirſtube geführt. Ich fragte, was wir mit den Kindern des verſtorbnen Webers anfangen würden? Sie erziehen zu laſſen, gab er zur Antwort, möchte wohl zu viel koſten, wie wäre es, wenn wir ſie ins Waiſenhaus thäten?

J. Glauben Sie, daß das hieſige Waiſenhaus gut eingerichtet ſey?

D. Gewiß weiß ich es nicht, denn ich habe damit nichts zu thun, ich hoffe es aber doch. Wir können es ja verſuchen.

J. An wen werde ich mich deswegen wenden müſſen?

D. Ich will es ſchon beſorgen.

J. Erlauben Sie, daß ich es thun darf. Sie haben ja mehr Geſchäfte, als ich.

D. (die Hand druckend) Sie ſcheinen mir ein ſehr braver Mann zu ſeyn. Ich will Ihnen das Vergnügen nicht rauben, der Waiſen Vater zu ſeyn. Gehen Sie nur ins Waiſenhaus, in der Koldingſchen Vorſtadt, morgens neun Uhr, da finden Sie die Waiſenväter verſammlet, und können die Sache mit ihnen überlegen. Denn Geſchäfte habe ich freylich viel.

J. Leſen Sie etwa auch Kollegia?

D. Itzo nicht mehr.

J. Alſo haben Sie ſonſt welche geleſen?

D. Ja, vor einem Jahre fieng ich an ein Exegeticum zu leſen, über die Epiſtel an die Römer, ich ließ es aber bald wieder liegen.

J. Darf ich fragen, warum?

D. Das kann ich Ihnen wohl ſagen. Ich mußte viel nachleſen und nachdenken, wann ich dann auf den Katheder kam, ſo ſaſſen ohngefähr zwanzig zwanzigjährige Menſchen vor mir, hörten mich an, mehrentheils ſo gleichgültig, als wenn ſie mir durch ihre Gegenwart einen Gefallen erzeigten. Manche ſchliefen auch. Da dachte ich, ihr Burſche, ihr ſeyd ja jünger als ich, habt nicht ſo viele Arbeit, als ich, wenn ihr wollt die Epiſtel an die Römer verſtehen lernen, ſo könnt ihr ja die Naſe ſelbſt hineinſtecken. Wozu brauche ich denn meine Kräfte meiner Familie und Gemeine zu entziehen, euch vorzuarbeiten, und euch in eurer Trägheit zu ſtärken? Ueberhaupt (hier rückte er mit dem Stuhle hart an mich) wenn ich Ihnen von der Einrichtung unſerer Univerſitäten meine offenherzige Meinung ſagen ſoll, ſo halte ich ſie für einen Schnitzer gegen die Moral und Pſychologie.

J. Wie verſtehen Sie das?

D. Nehmen Sie an, daß ein Mann zwanzig bis vierzig erwachſenen Jünglingen die Speiſen kauen und in den Mund ſtreichen ſollte, wie würden Sie das finden?

J. Sehr abgeſchmackt.

D. Iſt es denn aber nicht eben ſo, wenn ein Mann, einer Menge jungen Leuten vordenken, vorarbeiten und vorſprechen muß? Könnten ſie nicht ſelbſt arbeiten, und da, wo ſie nicht weiter könnten, einen Sachverſtändigen Mann zu Rathe ziehen? Lehrt den Schülern erſt Sprachen und die Anfangsgründe der Wiſſenſchaften, dann müſſen ſie ſich ſelbſt forthelfen können. So aber wird ihnen alles vorgearbeitet, die Lehrer werden darüber hypochondriſch, und die Studirenden wiſſen vor Müßiggang nicht, was ſie anfangen wollen. Der ſteife Kopf hört allenfalls

falls noch zu, aber der gute Kopf iſt nicht beſchäftigt genug, und fängt daher an zu — Doch ich mag die Ausſchweifungen des akademiſchen Lebens nicht aufdecken. Sie werden Ihnen ſchon bekannt ſeyn.

J. Leider ſind ſie mir bekannt. Ich glaube aber nicht, daß viele ſich finden würden, die Luſt hätten, ſelbſt zu denken und zu arbeiten.

D. Herr! wer zum Studiren gemacht iſt, der hat Luſt dazu, und arbeitet ſich durch alle Schwierigkeiten durch. Er braucht keinen Lehrmeiſter, nur Muſe, guten Rath und einige Bücher, um ein Mann zu werden, der dem Fache gewachſen iſt, dem er ſich widmet.

J. Wo kommen denn aber die hin, die nicht zum Studiren gemacht ſind?

D. Wo ſie hinkommen? hinter den Leiſten, hinter den Ambos, hinter den Pflug, oder hinter ein ander Werkzeug, zu dem ſie Talent und Neigung haben.

J. Auf dieſe Art würde aber die Zahl der Gelehrten ſehr klein werden.

D. Sie wollen ſagen, die Zahl derer, die ſich Gelehrte nennen. Und das wäre eine groſſe Wohlthat für die Welt. Denn Heuſchrecken und

Raupen und anderes Ungeziefer, ſind keine ſolche Landplage, als die Leute, die ſich Gelehrte nennen, und es doch nicht ſind. Sehen Sie, (hier rückte er noch näher) wer kein Talent zum Studiren hat, der iſt nicht im Stande, durch eignes Nachdenken ſich Kenntniſſe zu erwerben. Er läßt alſo den Lehrer für ſich denken, nimmt ſein Syſtem als Evangelium an, und lernt es auswendig. Dieſes Syſtem iſt nun ſeine Gelehrſamkeit, das er umher trägt, wie der Schuhmacher ſeinen Leiſten. Darnach mißt er nun alle Kenntniſſe und Urtheile anderer Menſchen ab, und was damit nicht übereinſtimmt, verwirft er und beſtreitet er als Irrthum.

Iſt er Belletriſt, ſo iſt ihm nichts ſchön, als was nach den Regeln ſeines Meiſters ſchön iſt. Iſt er Philoſoph, ſo hält er jeden für einen Feind der Wahrheit, der ſich anders ausdrückt, als ſich ſein Meiſter ausdrückte. Iſt er Arzt, ſo kurirt er alles, Gelehrte und Bauern, nach [illegible] Recepten, die ihm ſein Meiſter gab. Iſt er Juriſt, ſo wird, ohne alle Rückſicht auf Zeiten, Perſonen und Umſtände, alles nach den Geſetzen verurtheilt, die er auswendig gelernt hat, und iſt er Theolog. ſo wird jeder verketzert, und als ein Mann mit grundſtürzenden Irrthümern verſchrien, der ſich nicht gerade ſo, wie der Meiſter, ausdrückt. Herr! daß wir in den ſchönen Wiſſenſchaften, in der Philoſophie nicht weiter gekommen ſind, daß jährlich ſo viele Menſchen methodice und von Rechtswegen hingerichtet werden, daß noch immer, ſtatt Menſchenliebe, Dogmatik gepredigt wird, das haben wir den Männern zu danken, die die Natur für den Pflug beſtimmte, die aber durch unſere Univerſitäten zum Studiren gezogen wurden. Wären ſie doch bey dem Pfluge geblieben!

J. Aber wir haben doch ſo viele würdige Männer auf Univerſitäten. Was ſagen Sie zu den Profeſſoren P. Q. R.?

D. Verſtehen Sie mich doch nur recht. Ich rede ja nicht von den Männern, die auf Univerſitäten lehren, ſondern von der Einrichtung der Univerſitäten. Unter jenen kenne ich ſehr gelehrte, rechtſchaffene und würdige, Männer, aber die ganze Verfaſſung, in der ſie leben, taugt, nach meiner Meinung, nichts. Die haben ſie aber nicht gemacht, und können ſie ſo wenig ändern, als ich meine Liturgie. Und ſo unbillig es wäre, wenn man mir deswegen Vorwürfe machen wollte, daß ich von unſchuldigen Kindern den Teufel auszutreiben ſuche, eben ſo unbillig wäre es, akademiſchen Lehrern es zur Laſt zu legen, daß ſie für Jünglinge, die in ihrer beſten Kraft ſtehen, denken und arbeiten, ſich dadurch hypochondriſch, und ihre Zuhörer verdroſſen machen. Die Einrichtung unſerer Univerſitäten iſt in Zeiten gemacht worden, da die Welt noch arm an Büchern war, und ein Mann, der leſen und ſchreiben konnte, unter die Seltenheiten gehörte. Und für dieſe Zeiten mochten ſie ſehr nützlich ſeyn. In unſern Tagen machen ſie aber eine eben ſo elende Figur, wie eine Feſtung, die zu den Zeiten der Kreuzzüge angelegt wurde, in einem Kriege, wo man zu Beſtürmung der Feſtungen Bomben und Kanonen zu brauchen pflegt.

Fortſetzung.

Zu einer andern Zeit würde ich dieß Geſpräch, das mir ſehr lehrreich war, mit Vergnügen noch ein paar Stunden fortgeführt haben. Aber itzo hatte ich etwas im Kopfe, das mir mehr am Herzen lag, als das Wohl aller Akademien in Europa. Da ich nun ſahe, daß dieſer gute Mann mit ſolchem Eifer ſprach, daß ich gar nicht hoffen durfte, daß den ganzen Nachmittag an etwas anders würde gedacht werden, ſo rückte ich ängſtlich auf dem Stuhle umher, ſpielte an meinem Uhrbande, hohlte die Uhr etlichemal heraus, bezeigte keine Aufmerkſamkeit mehr, und da dieß alles nichts helfen wollte, fiel ich ihm endlich in die Rede und ſagte: ich habe gehört, daß Sie eine kranke Freundin in Koldingen beſucht haben, befindet ſie ſich wohl?

Da lachte er ſehr ſchalkhaft, brach von ſeiner Materie ſogleich ab, und ſagte, ja ja, die kranke Freundin die, die kranke Freundin wird Ihnen wohl mehr am Herzen liegen, als die Krebsſchäden unſerer Akademien.

Kurz von der Sache, lieber Herr von Carlsberg! ich bin ein ehrlicher Mann, Henriette iſt mir ſo lieb wie meine eigne Tochter. Glauben Sie mir nicht, ſo fragen Sie ſie ſelbſt. Daß Sie ein ehrlicher Mann ſind, weis ich auch, denn ich habe ſeit 2 Tagen, ſeit der Zeit, da ich mit der Madem. Helwingin, meiner Schwägerin, geſprochen habe, genaue Nachricht von Ihnen eingezogen.

gezogen. Beſonders hat mir Ihr Verhalten gegen die unglückliche Rübnerin ſehr wohl gefallen. Was die Stadt davon urtheilt, weis ich wohl, aber was ich davon urtheile, weis ich auch. Wer, den Vorurtheilen einer ganzen Stadt zum Trotze, eine Unglückliche retten, und alle die Randgloſſen verachten kann, die in Bier= und Brandeweinhäuſern und an Toiletten und in Kaffeegeſellſchaften darüber gemacht werden, der hat ſich, wenigſtens bey mir, als ehrlichen Mann legitimirt. Nehmen Sie dieſen Kuß als eine vorläufige Verſicherung meiner Hochachtung gegen Sie an.

Er umarmte mich und drückte mich ſo herzlich an ſeine Bruſt, daß mir Freudenthränen in die Augen traten.

Und nun zur Sache! fuhr er fort. Wenn zween Männer mit einander ſprechen, davon jeder den andern für rechtſchaffen hält, ſo müſſen ſie ſich ganz anders betragen, als wenn zwey Maskirte eine Unterredung anfangen, davon keiner weis, ob unter des andern Maske ein ehrlicher Mann, oder ein Schurke, ſtecke. Ohne Komplimente, ohne Präliminarien, Freund! iſts nicht wahr, Sie lieben Henrietten?

J. So, liebe ich ſie, daß es mir unmöglich ſcheint, ohne ſie leben zu können.

D. Eine Offenherzigkeit iſt der andern werth. Ich ſage Ihnen alſo, daß das Mädchen mir gebeichtet hat, daß ſie Sie ſo liebt, daß ſie an keine andere Mannsperſon denken kann.

J. Mich? Henriette? und das hat ſie Ihnen geſtanden? Ach beſter Mann! o Engel, den mir Gott ſandte.

D. Nun die Entzückungen wollen wir bey Seite ſetzen, bis Sie bey Henriettchen ſitzen. Itzo wollen wir uns bemühen bey Vernunft zu bleiben, und alles mit Vernunft zu überlegen, denn die Sache iſt wichtig. Was haben Sie bey ihrer Liebe für Abſichten?

J. Keine andern, als die ſie bey einem ehrlichen Manne vermuthen müſſen.

D. Alſo vermuthlich ſie zu heyrathen?

J. Das iſt mein heiſſeſter Wunſch.

D. Aber — trauen Sie ſich auch wohl eine Familie ernähren zu können? Henriette iſt ganz ohne Vermögen.

J. Ich habe ein Gut von meinem Vater, das mir zugeſchrieben iſt, einen Kopf und geſunde Arme.

D. Die zwey letzten Stücke ſind wohl die wichtigſten. Wiſſen Sie auch, was Sie mit Ihren Armen und Ihrem Kopfe anfangen ſollen?

J. Wenigſtens kann der erſte überlegen, wie die Oekonomie zu verbeſſern iſt, und hat von meinem alten Verwalter ſchon vieles gelernt und wird noch mehr lernen, und dieſe Arme können wenigſtens Weinſtöcke und Bäume verſchneiden, und den Garten bauen.

D. Nun das wäre ſo etwas. Ich kann Ihnen alſo nicht bergen, daß Henriette, in dieſer Rückſicht, auch ein anſehnliches Vermögen beſitzt, geſunden Menſchenverſtand, ein redliches Herz, ein paar geſchickte Hände, und, welches ich noch für ein Kapital von etlichen tauſenden anſchlage — eine Abneigung gegen alle Eitelkeit.

Von dieſer Seite wären alſo keine Schwierigkeiten. Aber — Sie haben einen Vetter, wird dieſer dieſe Verbindung billigen?

J. Der weis um alles. Ich habe ſeine völlige Einwilligung.

D. Wieder eine Schwierigkeit weniger. Aber Ihre Frau Mutter?

J. Dieſe weis zwar nichts von der Sache, aber ich zweifle gar nicht —

D. Ja! ich zweifle gar ſehr. Lieber Herr von Carlsberg! eine alte adeliche Familie mit bürgerlichem Blute zu beflecken, wird in manchen Häuſern für eine Todſünde gehalten. Das wäre alſo eine Schwierigkeit, die freylich nicht klein iſt. Die andere iſt auf Seiten Henriettens. Ihre Muhme in Koldingen, und ihr Vater, der das Echo von jener iſt, werden auch ſchwerlich zur Einſtimmung können bewogen werden. Sehn Sie alſo, wo wir die Sache angreifen müſſen. Sie ſchreiben an Ihre Frau Mutter, und ich wirke auf Henriettens Vater und Muhme. Weiter können wir vor der Hand nichts thun.

J. Auch nicht Henrietten ſprechen?

D. Freund! ich nähre nicht gern Begierden, wenn ich nicht gewiß weis, daß ſie können befriedigt werden.

J. Sehr philoſophiſch geſprochen. Aber, lieber Mann, haben Sie nie geliebt?

D. Sind Sie in meiner Kinderſtube geweſen?

J. Nun wenn ich nach der Hausmutter und der Kinderſtube urtheilen ſoll, ſo ſollte ich faſt glauben, daß ſie ſehr verliebt geweſen ſeyn müſſen, und es noch ſind.

D. St! daß es niemand höre. Was würde die Welt von mir denken, wenn ſie erführe, daß ich verliebt wäre? Kinder kann ich wohl zeugen, aber — aber wenn man wüßte, daß ich meine Frau ſtreichelte und küßte, und mit ihr auf dem Kanapee ſcherzte und tändelte, ich glaube, ich würde abgeſetzt. Bey uns Geiſtlichen muß alles, was wir thun, mit einer gewiſſen Gravität und Feyerlichkeit geſchehen.

J. Aber haben Sie ſich, da Sie Ihrem Weibchen nachgiengen, auch die ſtrenge Moral gepredigt, die Sie mir itzo predigen?

D. Das war eine Gewiſſensfrage. Nun — kommen Sie mit in mein Gärtchen, da will ich ſie Ihnen beantworten.

Fortſetzung.

Als wir in den Garten kamen, zeigte er mir alle die verſchiednen Arten von Kohl, Gurken, Bäumen und Weinſtöcken, die darinne wuchſen, worauf ich aber wenig achtete, weil mir ahndete, daß ich etwas finden würde, das mir ungleich wichtiger war. Ich fand es, da wir an das Gartenhäuschen kamen, deſſen Thür er mir ſchalkhaft öfnete. Meine Henriette (denn ſie darf, ſie darf wahrhaftig keines andern ſeyn, die Bande, die unſere Herzen verbunden, hat die Natur geknüpft, ich will doch ſehen, wer ſie zerreiſſen will) meine Henriette ſaß neben dem Weibchen des Diakonus. Beyde ſtrickten. Sobald ich ſie erblickte, war ich auch ſchon bey ihr, hatte ſie in meinem Arme, ihre Hand an meinem bebenden Herzen, und ſtammelte ihr her, alles was ein liebevolles Herz in ſich zu ſchlieſſen pflegt. Und — ſie ſtieß mich nicht zurück. Ihr Blick, ihr Händedruck, ihre Miene, alles ſagte mir, daß ihr meine Gegenwart nicht unangenehm ſey.

Der Diakonus war ſo gütig, daß er ſein Weibchen bey der Hand nahm, mit ihr fortgieng,

gieng, und ihr ſagte: komm Minchen! hier ſcheinen wir überflüßig zu ſeyn.

Da waren wir alſo ganz ohne Zeugen. Die erſten Augenblicke brachten wir zu in einer ſtummen Umarmung, deren Empfindungen ich Ihnen unmöglich beſchreiben kann. Da Sie aber ſelbſt geliebt haben, ſo werden Sie ſich leicht vorſtellen können, wie man ſich befinde, wenn man das Mädchen, nach dem man lange gelechzt, das man lange geſucht hat, das erſtemal ohne Furcht in ſeinen Arm ſchlieſſen kann.

Nach der erſten Ergieſſung unſers Vergnügens öfneten ſich unſere Herzen, und wir klagten einander die Leiden, die wir hatten ausſtehen müſſen. Beſter Herr Vetter! die meinigen ſind nichts gegen die ihrigen. Die Muhme meiner Henriette, die bey ihr wohnt, iſt ein wahrer Satan, der alles angewendet hat, um das arme Mädchen zu peinigen. Und das alles deswegen, weil ſie auf unſere Liebe neidiſch iſt. Ach was das für eine Welt iſt! eine Welt, wo ein Menſch des andern Teufel iſt, ein Menſch ſich ein Geſchäfte daraus macht, des andern Freude zu verbittern.

Unſer

Unſer Geſpräch wurde immer ernſtlicher, am Ende wurde ich ſo kühn, daß ich fragte — aber beſte Henriette, Sie ſind das erſte Mädchen, das ich liebe, aber ſo liebe, daß es mir unmöglich iſt, von Ihnen getrennt zu leben. —

(ſie ſeufzte) Wenn ich Sie nun bäte — (hier fieng ich an zu ſtammeln, und brachte mit vieler Mühe ſo etwas heraus, das einem Heyratsantrage ähnlich war.)

H. Beſter Herr von Carlsberg! was ſoll ich Ihnen hierauf antworten? die Frage kommt mir gar zu unerwartet.

J. Aber haben Sie denn noch nicht gemerkt, daß ich Sie liebe?

H. Nu es iſt mir freylich ſo geweſen.

J. Und Sie ſind doch wohl darüber nicht böſe geworden?

H. (Ein Seufzer war die Antwort.)

J. Und wenn Sie wußten, daß ich Sie liebte, konnten Sie wohl von einem rechtſchaffenen Manne eine andere Abſicht vermuthen, als eine lebenslange Verbindung?

H. Sprechen Sie mit meinem Vetter davon. Ich kann — ich kann — nein wirklich ich kann nichts dazu ſagen.

J. Aber darf ich denn, beſtes Mädchen, auf Ihre Einwilligung rechnen?

H. Es iſt eine doppelte Einwilligung nöthig.

J. Und welche denn?

H. Meines Vaters und — meines Herzens.

J. Und darf ich auf Ihres Herrn Vaters Einwilligung rechnen?

H. Sie müſſen es verſuchen.

J. Aber — die andere Einwilligung?

H. Nu — nu — ſuchen Sie doch nur erſt jene, mit dieſer — ja wie geſagt, die erſte ſuchen Sie nur.

Ich wollte ſie eben wieder umarmen, als der Diakonus kam, und uns zum Abendeſſen einlud. Nun — ſagte er, die Zeit iſt euch doch nicht lang geworden? und ohne die Antwort abzuwarten, nahm er Henrietten bey der Hand, ſprang mit ihr voraus und ließ mich nachtraben.

Die Tiſchgeſellſchaft war fünf Perſonen ſtark. Auſſer dem Diakonus und ſeinem Weibchen, Henrietten und mir, war auch Mademoiſelle Helwingin da.

Wir waren ſehr vergnügt, redeten und ſcherzten. Henriettens Einfälle waren durchaus das Gepräge des naivſten Witzes, nur die Helwingin hatte einen ſehr melancholiſchen Blick. Vielleicht iſt er die Wirkung einer unglücklichen Liebe. Gebe Gott! daß ſie ſich bald ſo, wie die meinige, entwickeln möge.

Unſere Hauptüberlegung gieng dahin, wie wir der Helwingin Schweſter gewinnen wollten. Die Helwingin ſchlug vor, daß wir nächſtens eine Spazierfahrt nach Richmanns Garten vornehmen, und ihre Schweſter dazu einladen wollten. Wir wendeten ein, daß ihre Gegenwart ganz gewiß unſer aller Vergnügen verbittern würde, ſie verſicherte aber, daß ſie alles ſchon ſo einrichten wolle, daß wir damit zufrieden ſeyn würden.

Mit dieſer Verabredung ſchieden wir aus einander, nachdem ich dem Prediger zuvor hatte verſprechen müſſen, daß ich nur ſelten ſein Haus und Henrietten beſuchen wollte, damit nicht etwa einer gewiſſen Klaſſe von Leuten Gelegenheit zu Klätſchereyen gegeben würde. Ich bin

Carl.

Fünf und vierzigſter Brief.

Carl an den Oberſten von Brav.

Grünau, den 20. Aug.

Ihr Sohn, liebſter Herr Vetter, iſt itzo unter den Händen des Arztes, der mir verſprochen hat, daß er Ihnen ſelbſt, von Zeit zu Zeit, von ſeinem Befinden Nachricht geben will.

Ehegeſtern bin ich mit ihm bey dem Prorektor geweſen, und habe ihn in die Zahl der akademiſchen Bürger aufnehmen laſſen. Die Verſtandesſchwäche, die Sie an ihm bemerkt haben, hat ihm ſeine Aufnahme ſo wenig erſchwert, daß ich glaube, man hätte ihn auch aufgenommen, wenn er ganz ohne Verſtand geweſen wäre. Es wurde weder wegen ſeines Charakters, noch wegen ſeiner Sitten, noch wegen ſeiner Kenntniſſe, Unterſuchung angeſtellt. Die einzige Bedingung, die man ihm vorſchrieb, war die Erlegung eines Louisd'or für den Prorektor, und eines Guldens für den Pedellen. Als der Prorektor den erſtern beſehen, und für vollwichtig erkannt hatte, hielt er ihn für vollkommen

kommen würdig, an den Rechten und Freyheiten der Muſenſöhne Theil zu nehmen.

Nun mußte er einen förmlichen Eid ablegen, daß er die akademiſchen Geſetze beobachten wolle, die er noch nicht geſehen hatte. Als dieſes vorbey war, bekam er die Geſetze, und ein Zeugniß, daß er in die Zahl der Bürger der Grünauiſchen Univerſität aufgenommen ſey, welches, meines Erachtens, weiter nichts war, als eine Quittung über erlegte 5 Thlr. 16 gl. und eine Zuſicherung der Freyheiten, die die Studenten vor den jungen Kaufleuten und Handwerkern voraus haben.

Ich bat den Prorektor um Vorſchläge, wie der junge Menſch künftig ſein Studiren einrichten ſolle? Er gab mir zur Antwort, daß dieſes von der Freyheit eines jeden Studirenden abhänge. Doch empfahl er ihm vorzüglich die Vorleſungen ſeines Schwiegerſohns, des Profeſſor Benders.

Da wir nach Hauſe kamen, ſchloß Ihr Sohn die beſchwornen akademiſchen Geſetze in ſein Pult, wo ſie vermuthlich ruhen werden, bis er die Akademie verläßt.

Der Diakonus Rollow mag doch wohl ſo unrecht nicht haben, wenn er behauptet, daß die Einrichtung unſerer Akademien ein Schnitzer gegen die Pſychologie und die Moral wären.

Geſtern gieng ich auch in das Waiſenhaus, um zu verſuchen, ob ich nicht die hinterlaſſenen Kinder des Webers hineinbringen könnte. Es lag auf einem freyen Platze, war ſchön gebauet, und über dem Eingange war das Bild des Erlöſers, der ſeine Hände über eine Menge arme Leute und Kinder ausreckt und ſpricht: was ihr gethan habt, dem geringſten meiner Brüder, das habt ihr mir gethan.

Ich las dieſe Worte und betrachtete dieſes Bild mit groſſer Rührung. Der Trieb, den Erlöſer in ſeinen armen Brüdern zu erquicken, ward ſtark, ſo daß ich meine Schritte verdoppelte, um in die Stube zu kommen, wo ſich die Waiſenväter verſammelt hatten.

Mit mir gieng auch ein Bauer hinein, der einen kleinen, ſehr verwachſenen, Knaben bey ſich hatte.

Gott grüſſe ſie, meine Herrn! ſagte er: da bring ich ihnen meinen Pathen wieder. Haben ſie ihn zum Krüpel gemacht, ſo mögen ſie ihn auch ernähren.

Der Oberſte unter den Waiſenvätern ließ ihn hart an und ſagte: iſt das der Dank, daß wir eurem Pathen ſo lange Brod gegeben haben?

B. Den Biſſen Brod, den er bey ihnen gefunden hat, den hätte er allemal auch haben können, wenn er vor den Thüren herumgegangen wäre.

Wv. Alſo ſeyd ihr doch gleichwol ein ſo gewiſſenloſer Mann, der kein Bedenken trägt, ſeinen Pathen betteln zu laſſen?

B. Iſt er denn was anders als ein Bettler? nur mit dem Unterſchiede, daß er itzo ein geſunder, groſſer, gerader Bettler wäre, wenn er das Waiſenhaus nicht geſehen hätte, nun aber ein kleiner, grätziger, verwachsner Bettler iſt.

Wv. Bringt ihr denn das in keinen Anſchlag, daß euer Pathe zur Arbeit gewöhnt worden iſt, und nun dem Publikum mit ſeiner Arbeit nützen kann?

B. Du lieber Herr Jeſus! ſchwatzen ſie doch nicht von ihrer Arbeit? was kann er denn für Arbeit? ſpinnen und krempeln, das iſts alles. Iſt das auch eine Arbeit für eine Mannsperſon? kann er damit wohl Salz und Brod verdienen? Sonſt iſt er ja zu nichts zu gebrauchen. Er ſtellt ſich zu allen ſo dumm an, wie wenn er ein Bret vor dem Kopfe hätte. Da ſchickte ich ihn das Frühjahr hinaus, daß er mir Gras aus dem Weizen für meine Kuh ſuchen ſollte, hatte mir der Dummkopf nicht den Weizen ausgerauft? Gebe ich ihm die Hacke in die Hände, ſo hat er keinen Mark in den Knochen, und läßt ſie fallen, wenn er ein paar Hiebe gethan hat; gebe ich ihm die Sichel, ſo weis er nicht, wie er ſie angreifen ſoll, und haut ſich in die Beine; ſtelle ich ihn hinter den Pflug, ſo laufen die Pferde mit ihm davon. Ich brachte ihn bey einen Tuchmacher, da konnte der Knurps mit den Füſſen nicht herunter auf den Tritt reichen; ich that ihn bey einen Schneider, der ſchickte ihn mir in vier Wochen zurück, weil alle Geſellen die Grätze von ihm gekriegt hatten. Ich wollte ihn an einen Werber verkaufen, der Soldaten nach Amerika ſuchte, und der ſonſt ſo ekel eben nicht iſt, und alle Bucklichte und Lahme annimmt, aber meiner Seele! auch der wollte ihn nicht.

Nehmen ſie ihn alſo, ich verlange und begehre ihn nicht.

Wv. So behaltet ihn doch nur, mit der Zeit wird es ſich ja geben.

B. Das ſchwatzen ſie doch einem Narren vor und mir nicht! der Stelzfuß ſollte gerade, die hohe Schulter gleich werden? der Knurps ſollte in ſeinem Leben groß werden?

Wv. Warum denn nicht? wenn er erſt mehr Bewegung bekommt.

B. Je, wiſſen ſie denn wie alt er iſt?

Wv. Doch wohl erſt vierzehn Jahr.

B. Sachte doch! am Michelstage iſt er 18 Jahr geweſen. Wenn ich bedenke, was ich in den Jahren für ein Kerl war! ich will nicht ehrlich ſeyn, wenn mir dazumal nicht die Soldaten ſchon nachſtellten.

Wv. Nu was hilfts! einmal iſts nun doch nicht zu ändern, es iſt doch immer beſſer ein ordentlich erzogner Krüpel, als ein geſunder Bettler.

B. Nu, nu, darüber lieſſe ſich noch diſputiren. Von ſeiner ordentlichen Erziehung ſchweigen ſie aber nur ſtille. Ich habe mein Lebtage keinen unordentlichern unreinlichern und Menſchen geſehen. Er wäſcht ſich nicht, er kämmt ſich nicht, er macht ſich keinen Schuh reine, und wenn meine Frau ihn nicht mit Zanken und Beiſſen dahin brächte, daß er des Sonntags ein weiß Hemde anzöge, ich glaube er lieſſe es am Leibe verfaulen.

Wo. Wenn erſt der Verſtand kommt —

B. Und wenn ſoll er denn kommen? gewiß wenn er funfzig Jahr iſt?

Wo. Beruhiget euch vor itzo, mein Freund! und bedenkt, daß er doch manches im Waiſenhauſe gelernt hat, was er nicht wiſſen würde, wenn er ſich auf das Betteln gelegt hätte.

B. Und was denn? wenn er ſein Lebtage im Lande herum geſtrichen wäre, ſo wüßte er doch wenigſtens, was der Vollmond und das erſte und letzte Viertel, was Roggen oder Weizen, Gerſte oder Haber wäre — er weis ja aber auf der Gottes Erdenwelt von nichts etwas, als vom Wollrade und von der Krempel. Thüren wollte ich mit ihm aufſtoſſen, ſo dumm iſt er. Wie wills aber anders kommen, ſein Tage hat er nichts geſehen, als das Wollenrad und die Krempel. Tauſend, was ich ſchon wußte, da ich in des Jungen Jahren war! Ich konnte die

Pferde anſchirren, wie die Döckchen, ich konnte es den Pferden an den Zähnen anſehen, wie alt ſie waren, ich wußte, wenn man Roggen, Weizen, Haber, Gerſte, Bohnen, Erbſen beſtellte, ich war ſchon zweymal mit auf der Vorſpanne geweſen, bis nach Rosbach, mein Name iſt ein Schelm, wenn es nicht wahr iſt, ich habe einen ganzen Wagen voll bleſſirter Franzoſen zehn Meilewegs geführt. Möchte doch einmal ſehn, wie ſich der Junge anſtellen würde, wenn er bleſſirte Franzoſen fahren ſollte. Herr Jemine! das möchte ich doch ſehen!

Lieber Freund! fieng der Geiſtliche an, der Beyſitzer dieſes Collegiums war, Chriſtum lieb haben iſt beſſer, denn alles Wiſſen. Euer Pathe hat bey uns Unterricht in der allein ſeligmachenden Religion genoſſen, und das allein iſt werth, daß er gegen uns dankbar iſt. Und wenn auch der Leib verdürbe, wenn auch die Seele unwiſſend wäre, wenn ſie nur genoſſen hat die ſüſſe — die lautere Milch — nach der wir ſollen begierig ſeyn, wie die neugebohrnen Kindlein! ſind Worte des heiligen Apoſtel Petrus; wenn auch der Leib verdürbe — wenn auch die Seele nichts wüßte — gar nichts wüßte —

wenn ſie nur gekoſtet hat die vernünftige — die lautere Milch, ſo befindet ſie ſich wohl. Seht, mein lieber Freund, ein junges Kindlein an — wie begierig es nach der Mutter Bruſt iſt! es will nichts, es verlangt nichts, wenn es nur der Mutter Bruſt haben kann. So ſollen wir denn auch ſeyn, wie die jungen neugebohrnen Kindlein.

B. Ihro Ehrwürden! ich habe Sie nicht verſtanden.

Pf. Auch nicht gut! das ſolltet ihr lange wiſſen. Ich meyne, euer Pathe hat bey uns Unterricht in der Religion genoſſen, nach der wir alle begierig ſeyn ſollen.

B. Aha! nun verſtehe ich Sie erſt. Aber nehmen Sie einem einfältigen Bauer nichts für übel! meinen einfältigen Gedanken nach beſteht die Religion darinne, daß man fleißig arbeitet, ehrlich iſt gegen alle Leute, niemanden etwas zu Leide thut, und allen hilft, wo man helfen kann. Habe ich recht oder habe ich unrecht?

Pf. Iſt ſo etwas. Das Hauptwerk in der Religion bleibt aber immer, daß wir Gott und Jeſum Chriſtum erkennen.

B. Das alleine möchte es aber doch wohl nicht ausmachen. Ich habe daheime eine Bibel, da ſteht drinne, es werden nicht alle, die zu mir ſagen Herr! Herr! in das Himmelreich kommen, ſondern, die den Willen thun meines Vaters im Himmel. Nun will doch, meinen einfältigen Gedanken nach, der himmliſche Vater, daß wir arbeiten und recht thun ſollen. Meynen Sie nicht auch ſo?

Pf. Ganz recht!

B. Und da ſeh ich nun gar nicht, wie ich glauben kann, daß der Junge Religion hat. Einen faulern Menſchen habe ich Zeit meines Lebens nicht geſehen. Des Morgens kann ihn kein Menſch aus dem Bette bringen, es thäte nöthig, ich weckte ihn allemal mit der Karbatſche. Stehlen thut er, wie ein Rabe, alle Eyer ſucht er auf und ſauft ſie aus, wie ein Ratz. Den Ram frißt er von der Milch weg. Und wenn man ihm ein paar Wörtchen deswegen ſagt, da heult er vier bis ſechs Stunden, und thut mir und meiner Frau heimlich allen Verdruß an, den er nur kann und weis. Da hatte meine Frau letzthin eine Glucke geſetzt, die vierzehn Küchlein ausbrachte, ſcharmante Küchlein, das Herze im Leibe lachte, wann man ſie auf dem Hofe laufen ſahe. Was thut der Galgenſtrick? geht er nicht hin und dreht fünfen davon die Köpfe um? und das nur deswegen, weil ihm meine Frau, wegen ſeiner Säuerey, eine Reprimande gegeben hatte. Das iſt Ihre Waiſenhauszucht, meine Hochgeehrteſten Herren! nehmen Sie mir nichts für übel. Da iſt der Junge, Sie können damit machen, was Sie wollen.

Wv. Aber warum ſchreibt ihr uns denn alle die Untugenden dieſes Menſchen zu? Ihr ſeht doch, daß wir ſoviel Mühe und Arbeit, und Schreiben und Rechnen für das Waiſenhaus haben. Wir thun ja alles, was wir können, um die Kinder gut erziehen zu laſſen.

B. Kromo! kennſt du einen von den Herren?

Kr. Ich habe noch keinen davon geſehn.

B. Da hören Sie es ja. Da ſitzen Sie da oben in ihrer Stube, rechnen was einkömmt, und was ausgegeben wird, und ſammlen Kapitale — aber um die Kinder bekümmert ſich kein Menſch nicht. Haben Sie denn die Courage mit herunter ins Waiſenhaus zu kommen? ja ich dachte es wohl, da runzeln Sie alle die Stirnen.

Wv. Das können wir wohl. Ihr werdet ſehen, daß alles in der beſten Ordnung iſt.

Fortſetzung.

Die ganze Verſammlung gieng nach der Stube zu, in welcher ſich gegen ſiebenzig Waiſen befanden. Ach beſter Herr Vetter! nie habe ich ein ſo anſchauliches Gemählde vom menſchlichen Elende gehabt, als in dieſer Stube. Ein ganzes Heerdchen Kinder, deren Verſorger im Grabe moderten, die hier ſollen verſorgt ſeyn, und doch ſo ſchlecht verſorget waren! Alle ſahen ſie bleich aus, wie die Leichen, hatten matte, viele triefende Augen, kein Zug von Munterkeit war an ihnen ſichtbar, einige hatten verwachsne Füſſe, andere verwachsne Hände, und alle ſtarrten von Grätze, die alles Mark auszuſaugen ſchien. Die Stube war ſchwarz vom Oeldampfe, und an den Wänden floſſen die Ausdünſtungen herab, die dieſe Elenden von ſich gaben. Sie waren auf ihre Arbeit ſo erpicht, daß unſere Gegenwart ſie gar nicht ſtörte. Und alle ihre Arbeit war Spinnen. Einige, beſonders die Kleinern, ſponnen ſitzend, die andern ſtehend. Mein Herz hätte über den Anblick ſpringen mögen, wie ich ſahe, daß ſo viele Keime, die der Schöpfer gepflanzt, zerknirſcht, und dieſe Elenden in ſo ſchreckliche Lagen verſetzt wurden, daß ſie am Geiſt und Leibe gebrechlich und klein werden mußten. Unterdeſſen, daß andere Kinder ſpringen, ſcherzen und lachen, und in der Natur einen Schatz von Kenntniſſen ſich ſammeln, ſind dieſe Elenden an das Rad gefeſſelt, und der einzige Gegenſtand ihrer Betrachtung, iſt die Spindel.

Itzo ſchlug es eilfe, der Informator gab das Zeichen zum Gebet. Sogleich ſtunden ſie alle auf und ſangen ein Lied, davon ich folgende Strophe behalten habe:

Du ſchnöde Tochter Babylon,
Zerbrochen und zerſtöret!
Wohl dem, der dir wird geben den Lohn,
Und dir das wiederkehret,
Dein Uebermuth und Schalkheit groß,
Und mißt dir auch mit ſolchem Maaß,
Wie du uns haſt gemeſſen.
Wohl dem, der deine Kinder klein,
Ergreift, und ſchlägt ſie an ein'n Stein,
Damit dein werd vergeſſen!

Hierauf wurden die zehn Gebote von einem Kinde hergeſagt, die den Juden ehemals ſind gegeben worden.

Ich wußte wirklich nicht, ob ich träumte, oder wachte, ſo gar räthſelhaft war mir dieß Gebet. Endlich kam ich auf den Gedanken; daß vielleicht mit dem eigentlichen Waiſenhauſe eine Erziehungsanſtalt für junge Juden, deren es in Grünau viele giebt, verknüpft ſeyn möchte. Und ich freute mich, daß die Waiſenväter ſo tolerant waren, dieſer bedruckten Nation zu erlauben, den Allvater nach ihrer Weiſe zu verehren.

Ich eröfnete meine Gedanken dem Geiſtlichen und fragte: dieß iſt wohl eine Anſtalt für junge Juden?

Er ſahe mich grimmiglich an und ſprach: was ſollen dieſe Spöttereyen? mein Herr! Was — was wollen Sie damit ſagen? wie verſtehen Sie das?

J. Ich glaubte, weil ſie jüdiſche Lieder und jüdiſche Sittenlehre hier hätten, ſo würden hier auch Juden erzogen.

Pf. Was — was — was wollen Sie mit ihrer jüdiſchen Sittenlehre und jüdiſchen Liedern ſagen? ſteht ja in unſerm Geſangbuche und in unſerm Katechismus!

J. Alſo ſind es wirklich Chriſtenkinder?

Pf. Verſteht ſich! lauter Chriſtenkinder, wir werden ja die Perlen nicht für die Säue werfen.

J. Nun ein unſchuldiges Judenkind möcht ich doch nicht zu den Säuen zählen. Dieß hat mich Chriſtus nicht gelehrt.

Pf. Ja ja die Neuern, die Neuern wollen alles gern ſelig wiſſen —

J. Laſſen Sie uns, lieber Herr Pfarrer, von dem, der aller Vater und Heiland und Richter iſt, beſtimmen, wer der Seligkeit fähig oder unfähig ſey. Aber das ſagen Sie mir nur, wie Sie Chriſten können ſingen laſſen, von der ſchnöden Tochter Babylon?

Pf. Ey! iſt geiſtlicher Weiſe zu verſtehen.

J. Und was iſt denn die Tochter Babylon geiſtlicher Weiſe?

Pf. Iſt das Reich des Antichriſts.

J. Und was iſt denn der Antichriſt?

Pf. Iſt noch nicht ausgemacht.

J. Alſo laſſen Sie die Kinder Sachen ſingen, die ſie gar nicht verſtehen. Und um des Himmels Willen! wie können Sie denn ſingen laſſen: wohl dem, der deine Kinder klein, nimmt und zerſchlägt ſie an ein'n Stein, von Kindern, die Jeſum verehren, der uns lehrte, liebt eure Feinde, ſegnet die euch fluchen. Kein vernünftiger Jude ſingt das mehr. Nur der Cherokeſe, der ſeiner Feinde Kinder gegen die Steine ſchlägt, nur dieſer iſt fähig, ſo etwas zu ſingen.

Pf. Aber es ſteht ja in der Bibel. Sind Sie auch ein Bibelverächter?

J. O lieber Herr Pfarrer, gar nicht. Ich ſchätze ſie hoch. Aber es ſteht in demjenigen Theile der Bibel, der für die Menſchheit geſchrieben iſt, da ſie noch im Stande der Kindheit war. Seitdem Jeſus die Menſchen gelehrt hat, liebet eure Feinde, ſind alle Verwünſchungen der Feinde ſo gut abgeſchafft, als die Opfer und der Sühnbock. Und nehmen Sie es mir nicht übel, von einer chriſtlichen Gemeine ſingen hören, wohl dem, der deine Kinder klein, nimmt und zerſchlägt ſie an ein'n Stein, das kommt mir eben ſo ſonderbar vor, als wenn Sie auf ihrem Altare ein Brandopfer anzünden wollten. Und wozu die zehn Gebote für chriſtliche Kinder?

Pf. Ich erſtaune, mein Herr! wiſſen Sie denn nicht, daß Gott die zehn Gebote gemacht hat?

J. So, wie er die Brandopfer verordnet hat.

Pf. Die ſind ja aber abgeſchafft, ſeitdem Jeſus das vollgültige Opfer dargebracht hat.

J. Und Moſis Geſetz auch. Denn ſagen Sie mir doch, was verſtehen Sie denn durch den Feiertag, den wir heiligen ſollen?

Pf. Sie werden ja das wiſſen — den, den — den Sonntag.

J. So. Alſo hat Moſes den Juden den Sonntag zu feiern geboten?

Pf. Das eben nicht. Aber wir Chriſten ſind ja an den Sonntag gebunden. Wiſſen Sie etwa auch nicht, daß Chriſtus am Sonntage auferſtanden iſt?

J. Sehr wohl. Aber ſteht denn das in den zehn Geboten?

Pf. Man kann aber doch alles beyläufig dabey ſagen.

J. Und iſt denn ſonſt keine Art der Unkeuſchheit verboten, als das Ehebrechen?

Pf. Verſteht ſich.

J. Aber das Gebot Moſis redet ja nur vom Ehebrechen?

Pf. Wiſſen Sie denn aber nicht, daß durch den Ehebruch alle Arten von Unkeuſchheit verſtanden werden, die man in und auſſer dem Eheſtande begeht?

J. Das iſt nicht wahr, Herr Pfarrer. Ehebrechen heißt eines andern Frau beſchlafen. Dieß, und ſonſt nichts, iſt hier verboten.

Pf. Gott! was höre ich! alſo glauben Sie, daß es erlaubt ſey, Hurerey und ſtumme Sünden zu treiben?

J. Nein! aber es iſt hier nicht verboten. Warum brauchen Sie die Gebote Moſis, und nicht die herrliche Lehre Jeſu?

Pf. Die kann ja beyläufig auch geſagt werden.

J. So. Alſo Moſis Lehre iſt das Hauptwerk, Jeſu Lehre wird beyläufig vorgetragen — und das ſoll doch eine chriſtliche Erziehungsanſtalt ſeyn?

Bey dieſen Worten wendete ich mich weg, weil ich voraus ſahe, daß der aufgebrachte Geiſtliche mich wenigſtens zum Atheiſten machen würde. Mein Blick gieng wieder auf die armen Kinder, von denen ich erwartete, daß ſie ſogleich auf den Spielplatz laufen würden, die aber, zu meiner groſſen Verwunderung, alle wieder hinter die Spinnräder rückten. Ich bezeigte hierüber meine Verwunderung gegen den Wollenkämmer, der ihr unmittelbarer Aufſeher war. Ja, ſagte er: ſie wollen gern ihr Tagewerk fertig bringen. Da vergeſſen ſie eher Eſſen und Trinken, ehe ſie vor geendigtem Tagwerke weggiengen.

J. Wird viel von ihnen gefordert?

W. (lächelnd) Ja! ich liefere noch einmal ſoviel Garn als ſonſt. Die Herren Waiſenväter ſind aber auch recht wohl mit mir zufrieden.

J. Nun das iſt wirklich viel. Ich habe noch niemals Kinder geſehen, die in dieſen Jahren ſchon einen ſolchen Fleiß bewieſen hätten. Er muß ganz beſondere Vortheile haben, eine ſolche Menge Kinder zu einem ſo erſtaunlichen Fleiſſe zu bringen.

W. (lächelnd) Die habe ich auch. Wollen Sie ſie ſehen?

J. Ich bin ſehr begierig darauf.

Da öfnete er die Thür zu einem Zimmer, in welchem ich einen Auftritt ſahe, vor dem die Menſchheit zurück ſchaudert, und den ich gewiß nicht glauben würde, wenn ich ihn nicht mit meinen

nen eignen Augen geſehen hätte. Fünf Kinder waren hier auf die Folter geſpannt. Dreyen waren die Arme ausgedehnt und die Hände an eine Stange gebunden, ſo, daß ſie in einer Stellung waren, die mit der Stellung des Gekreuzigten eine groſſe Aehnlichkeit hat, und zwey Knaben lagen auf der Erde, ſo, daß der vordere Theil des Körpers durch die bloſſen Ellenbogen, der Kopf durch die Hände, und der hintere Theil des Körpers durch die entblößten Knie unterſtützt wurde. Auf den entblößten Rücken war ein ſchweres Stück Holz gelegt.

Ich fragte erſchrocken, was dieſe Kinder verbrochen hätten? und erfuhr, daß ihr ganzes Verbrechen darinne beſtünde, daß ſie ihr beſtimmtes Gewichte an Wolle und Baumwolle nicht aufgeſponnen hätten. In der Angſt rief ich die Waiſenväter herbey und fragte, ob ſie ſchon wüßten, was für himmelſchreyende Grauſamkeiten in ihrem Waiſenhauſe getrieben würden? Selbſt dieſe erſchracken, verſicherten, daß ſie von dieſer barbariſchen Behandlung nichts gewußt hätten, gaben dem Wollenkämmer einen Verweiß, und befahlen, die Kinder frey zu machen. Dieſe ſtunden ſinnlos da, und giengen ſo wankend wie ein Miſſethäter, der von der Folterbank iſt abgeſpannt worden. Der Wollenkämmer entſchuldigte ſich und ſagte: ich kann Ihnen ja immer nicht Garn genung liefern. Wenn ich es nicht ſo mit den Kindern machen ſoll, ſo werde ich ſie nimmermehr dahin bringen, daß ſie ſoviel liefern, als Sie verlangen. Der Bauer ſagte zornig: da ſehn Sie ja, meine Herren, wie es im Waiſenhauſe zugeht. Sie haben mir ja nicht glauben wollen. Müſſen auf die Art die Kinder nicht Knurpſe und Krüppel werden? Können Sie wohl von mir verlangen, daß ich dafür danken ſoll, daß Sie meinen Pathen, der geſund und gerade zu Ihnen gekommen iſt, verdorben, ſchlechterdings verdorben, zum Knurpſe, zum Krüppel, zum Bettler gemacht haben? Nun können Sie ihn auch ernähren. Behüte Sie Gott!

So gieng er fort und ich auch, nachdem ich erſt einen Blick voll Unwillen und Verachtung auf die ganze Verſammlung geworfen hatte.

Ach beſter Herr Vetter! das habe ich nicht geglaubt, daß ſo viel Elend in der Welt wohne, daß ſo viele Thränen gepeinigter Unſchuldigen, mitten in chriſtlichen Staaten flieſſen. Da klagen wir über die barbariſche Behandlung, die unſere gefangnen Brüder von den Türken erdulden müſſen, und geſtatten es, daß die Kinder unſerer entſchlafnen Mitbürger, in unſern eignen Mauern, eben ſo behandelt werden. Denn wenn das ganze Waiſenhaus nach Algier verhandelt würde, könnte es barbariſcher behandelt werden, als izo?

Unſer policirtes Publikum kommt mir vor, wie die Prof. Riboniuſin, ſo wie dieſe ihr Kind entfernt, um deſto ungeſtörter ihre Wolluſt befriedigen zu können, und tanzt und ſcherzt und buhlt, unterdeſſen, daß ihr Kind unter den heftigſten Convulſionen liegt, ſo entfernt auch unſer policirtes Publikum ſeine leidenden Brüder von ſich, giebt gern milde Beyträge, damit es nur ihren Anblick nicht haben darf, hängt ſeinem Vergnügen nach, ſpricht und ſingt von des Lebens Freuden, unterdeſſen, daß jene in dem hülfloſſeſten Zuſtande verzweifeln wollen.

Was werde ich mit des armen Webers Kindern anfangen? Wenn zwiſchen dem Waiſenhauſe und dem Bettelſtabe kein Mittelweg zu finden iſt, ſo laſſe ich ſie, ohne Bedenken, den letztern wählen. Ich bin

Ihr

Carl.

Sechs und vierzigſter Brief.

Carl an ſeine Mutter.

Grünau, den 21. Aug.

Gnädige Frau Mamma!

Ich melde Ihnen eine Neuigkeit, die ich mit Fleis bis itzo verſchwiegen habe, weil ich erſt recht gewiß davon ſeyn, und Sie auf eine angenehme Art damit überraſchen wollte. Ich liebe, und werde geliebt. Das edelſte Mädchen habe ich gefunden, lieb gewonnen, und Gegenliebe bey ihr gefunden.

Glauben Sie ja nicht, daß ich in meiner Liebe zu voreilig geweſen bin. Ich habe alles mit Ueberlegung angefangen. Deine künftige Ehegenoßin, dachte ich, muß folgende Eigenſchaften haben, ſie muß ſchön, gefällig und ſcherzhaft, ſeyn, damit ſie dich bey deinen Geſchäften aufheitern kann, ſie muß Arbeitſamkeit und Einſicht in die Haushaltung haben, um deine Wirthſchaft zu führen. Sie muß geſund und munter ſeyn, damit du geſunde und muntere Kinder mit ihr zeugen kannſt. Iſt das nicht alles, was Sie von Ihrer künftigen Schwiegertochter verlangen können?

Und alle dieſe Eigenſchaften vereinigen ſich in meiner Henriette. Sie iſt ſo ſchön, daß ſie mich ſchon bey dem erſten Anblicke feſſelte. Sie hat eine ſo gefällige Miene, daß wenn ich ſie irgend wo als Göttin gemahlt ſähe, ich ſogleich darunter ſchreiben würde, die Gefälligkeit. So oft ihr Gemüth ſich von dem Kummer erholt, den ihr zeither verſchiedne verdrüßliche Vorfälle verurſacht haben, ſo hat jeder ihrer Einfälle das Gepräge eines geſunden und ungekünſtelten Witzes. Von ihrer Geſchicklichkeit, Arbeitſamkeit, und Einſicht in die Wirthſchaft habe ich hinlängliche Proben. Ueber die Eitelkeit

keit iſt ſie ſo weit erhoben, daß ſie ſich nicht einmal friſiren läßt. Und iſt ſo geſund, ſo munter, daß ich mir mit Recht von ihr lauter friſche und lebhafte Kinder verſprechen kann. Ihr Leib wurde nie durch eine Schnürbruſt zuſammengepreßt, und wird alſo Platz genung haben, daß Ihre Enkel darinne ſich bilden können. Daß ein ſo geſundes Mädchen auch geſunde Milch zu Stillung ihrer Kinder haben werde, zweifle ich im Geringſten nicht.

Haben Sie doch die Gnade, gnädige Frau Mamma, mir den Tag zu beſtimmen, da ich ſie Ihnen zuführen, und Ihren mütterlichen Segen erlangen kann. Ich bin Lebenslang

Ihr

Carl.

N. S. Sie iſt von guter Familie. Ihr Vater heißt Helwing, iſt Amtsſchreiber in Koldingen, und hat bey allen Menſchen ein gutes Lob.

Sieben und vierzigſter Brief.

Carl an den Oberſten von Brav.

Grünau, den 24. Aug.

Beſter Herr Vetter!

Die Entdeckung, die ich in dem hieſigen Waiſenhauſe gemacht habe, hat ſolchen Eindruck auf mich gemacht, daß es mir noch immer iſt, als wenn ich die gefolterten Kinder vor mir ſähe.

Ich ſuchte den folgenden Tag Geſellſchaft, um den traurigen Gedanken los zu werden, und ſpeiſte deswegen im Gaſthofe. Mein Herz war ſo voll, daß ich es nothwendig gegen die mitſpeiſenden Studenten ergieſſen mußte. Ich that es. Ich ſchilderte ihnen die ſchreckliche Scene mit den rührendſten Worten, und ſagte, daß ich itzo auf nichts dächte, als auf Mittel, die unſchuldigen Elenden zu retten. Eine Zeitlang hörten ſie mir mit Theilnehmung zu, da aber meine Erzählung am lebhafteſten war, fieng einer von ihnen, ein Theologe, mit Namen Grimherz, an: weißt du was, Carlsberg, wie wir dem Waiſenhauſe aufhelfen können? du ſollſt Waiſenvater werden, und dafür ſorgen, daß die innere Verfaſſung des Waiſenhauſes verbeſſert wird, und wir — wir wollen auf ſeine Bevölkerung bedacht ſeyn.

Dieſer pöbelhafte Witz wurde mit einem eben ſo pöbelhaften Gelächter aufgenommen, verſcheuchte allen Ernſt, und gab Stof zu ſolchen Unfläthereyen, daß ich es nicht aushalten konnte, ſondern aufſtehen und fortgehen mußte.

Auf dem Wege begegnete mir ein Tuchmacher, der mit einer tiefen Verbeugung mich fragte, ob ich der Herr von Carlsberg wäre? und ob es denn wahr ſey, daß ich das Waiſenhaus beſucht, und in ſo trauriger Verfaſſung angetroffen hätte? Die ganze Bürgerſchaft ſey durch dieſe Nachricht in Bewegung gebracht worden.

Da ich ihm ſeine Fragen bejahete, bat er auf eine ausnehmend gefällige Art, daß ich nur ein Viertelſtündchen mit bey ihm einſprechen ſollte. Ich konnte es ihm unmöglich abſchlagen, und er wußte gar nicht Worte genug zu finden, um mir ſeine Freude, über die Gewährung ſeiner Bitte, auszudrücken. Er ließ mir durch ſeine Frau ſogleich einen Kaffee auftragen, und, da ich mich neben ihn geſetzt hatte, ſagte er: aber ſagen Sie mir nur um des Himmelswillen, was Sie von den Anſtalten halten? da wird uns immer das Waiſenhaus als die größte Wohlthat vorgeſtellt, vor die wir Gott nicht genug danken könnten. Es werden alle Monathe Becken vor die Kirchthüren geſtellt, und für die Waiſen Gelder eingeſammlet. Alle Bürger geben dazu. Alle die vom Krankenbette aufgeſtanden ſind, alle Weiber, die eine ſchwere Geburt gehabt haben, machen an das Waiſenhaus Geſchenke. Ich ſelbſt weis am beſten, was ich das Jahr lang dahin ſchicke. Wenn ein armer Meiſter ſtirbt, ſo ſchicken wir ſeine Kinder dahin, und denken Wunder, wie gut ſie aufgehoben wären. Und nun muß man ſolche Dinge hören. Dächte ich doch, daß es den armen Kindern nicht ſchlimmer gienge, wenn man ſie gerade zu ins Zuchthaus ſchickte. Der Züchtling kann doch klagen, wenn er zu hart behandelt wird, aber an wem ſollen ſich denn dieſe armen Kinder wenden? Du lieber Gott du! wie es doch in der Welt hergeht!

J. Es iſt ſchrecklich. Ich hätte es nicht geglaubt, wenn ich es nicht ſelbſt geſehen hätte.

T. Ich habe mit etlichen verſtändigen Bürgern davon geſprochen, die waren alle der Meynung, es wäre etwas albernes, daß man ſo viele Kinder zuſammen in eine Stube ſperrte, und ſie zwänge ſtille zu ſitzen. Ein Kind müſſe Bewegung haben, und in der freyen Luft ſich herum tummeln, wenn etwas aus ihm werden ſollte. Sie meynten auch, die Kinder müßten ja nothwendig dumm bleiben, die nichts als Spinnrad und Krempel zu ſehen bekämen, in der Zeit, da andere in Gärten herumliefen, die Berge beſtiegen, und die Werkſtätte der Menſchen beſuchten.

J. Die Bürger mögen wohl ganz recht haben, und ich freue mich recht ſehr, wenn ich ſo vielen geſunden Menſchenverſtand bey Leuten antreffe, denen man ihn beynahe ganz abſprechen will.

T. Aber was meynen Sie dazu, Herr von Carlsberg! wie iſt wohl die Sache abzuändern? Die Bürgerſchaft kann doch unmöglich dazu ſchweigen?

J. Ich habe noch nicht Erfahrung genung, um hierinne einen guten Rath geben zu können.

T. Ich will Ihnen meine Meynung ſagen. Ich dächte, es wäre beſſer, man lieſſe das Waiſenhaus gar eingehen, gäbe die Kinder an hübſche Leute in der Stadt, und auf dem Lande, gäbe ihnen Koſtgeld, und unterſuchte zu gewiſſen Zeiten, wie ſie die Kinder behandelten. Da hätten doch die Kinder Motion, kämen an die freye Luft, ſähen wie es in der Welt und unter Menſchen hergienge.

J. Der Vorſchlag ſcheint mir vortreflich, ich will darüber nachdenken, ihn mit einem verſtändigen Manne überlegen, und dann Antwort ſagen.

T. Ach thun Sie es doch ja, lieber Herr von Carlsberg! Ich habe gehört, daß Sie gar ein frommer und rechtſchaffner Herr ſind, und auch für des armen Meiſter Rübners Kinder ſorgen.

J. Es iſt wenig, was ich thun kann.

T. Es hat mir ſo wohlgefallen, daß ich — mit meiner Frau eins worden bin, eins von den Kindern zu mir zu nehmen, und mit den meinigen zu erziehen. Iſts nicht wahr, liebe Frau, du biſt es zufrieden?

Fr. Von Herzen gern. Wo vier Kinder eſſen, iſſt das fünfte auch. Wo viele Kinder ſind, ſind viele Vaterunſer, und viel Segen Gottes.

T. Und das andere will mein Schwager, ein Schneider, zu ſich nehmen. Und die Tochter ſoll auch bey mir Arbeit haben. Es iſt himmelſchreyend, wie man mit dem Mädchen umgegangen iſt. So hat unſer Heyland die Gefallnen nicht behandelt.

Sie können leicht denken, wie mir bey dieſen Worten zu Muthe war. Ich druckte den ehrlichen Tuchmacher an meine Bruſt, küßte ihn, und verſicherte ihn von meiner Freundſchaft. Die ſoll er haben. Ein rechtſchaffner Tuchmacher iſt in meinen Augen ehrwürdiger, als ein groſſer, aber ſchlechter Mann.

Ich ſchied von ihm, wünſchte, daß Gottes Segen in dieſem Hauſe ſtets wohnen möge, und dachte den ganzen Tag über dieſes Geſpräch nach.

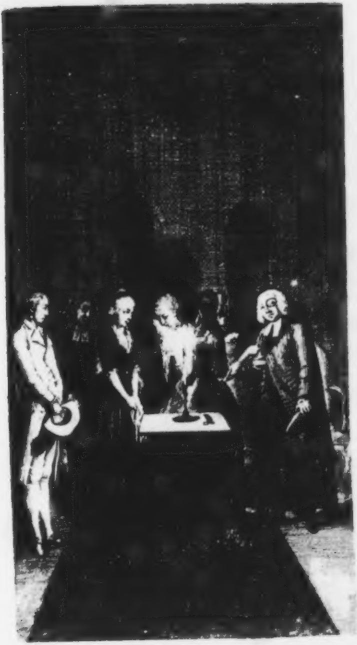
Kaum trat der Abend ein, ſo eilte ich nach dem Hauſe des Diakonus, um ihm zu erzählen, was ich zeither geſehen und gehört hatte, und um — meine Henriette zu ſprechen. Aber Gott! was mußte ich da ſehen! das ganze Haus war mit Menſchen in Trauerkleidern umringt, ein Sarg ſtund darinne, und an der Seite deſſelben der Diakonus, der in Thränen zerflieſſen wollte. Ich bin niemals der Ohnmacht ſo nahe geweſen, als in dem Augenblicke — meine Knie wankten, ich fragte ängſtlich, was giebts, wen begräbt man da?

Aber ich kann Ihnen unmöglich dieſe ſchreckliche Neuigkeit ausführlich ſchreiben, weil die Poſt im Begrif iſt abzugehen. Mit nächſtem Poſttage erfahren Sie alles von Ihrem

Carl.

Ende des erſten Theils.

Bayerische
Staatsbibliothek
München



Carl von Carlsberg
oder über das
# menſchliche Elend,

von

Chriſtian Gotthilf Salzmann.

Zweyter Theil.

Leipzig,
bey Siegfried Lebrecht Cruſius,
1784.

Erſter Brief.

Der Herausgeber an die Leſer.

Was ich aber eigentlich bey Herausgabe dieſer Briefe zur Abſicht hätte? wird man von mir wiſſen wollen.

Ich weis, daß die Beantwortung dieſer Frage für einen großen Theil meiner Leſer überflüßig iſt. Da aber andere meine Abſichten verkennen werden und ich doch nicht gerne möchte verkannt ſeyn, und wenn ich es gut meyne, nicht dafür angeſehn ſeyn will, als wenn ichs böſe meynte; ſo muß ich doch mich über meine Abſichten etwas deutlicher erklären.

Ich will gar nicht auf die Seite derer treten, die alles, was Gott und Menſchen gemacht haben, tadeln, und damit unzufrieden ſind. Denn ich weis, daß die Unzufriedenheit, mit allem was da iſt, auch ein Elend ſey, das ſeinen Sitz mehrentheils im Magen und Blute hat. Auch kenne ich des Lebens Freuden, habe ſie genoſſen, und genieße ſie noch, und habe in andern Schriften gar vieles davon geredet, und die Leſer ermuntert, darauf zu merken, ſie zu ſuchen und zu genießen.

Ich will nur meine Leſer zu überzeugen ſuchen, daß es, bey aller Aufklärung unſers Jahrhunderts, noch unbeſchreiblich viel Jammer und Elend auf unſerm Planeten gebe. Denn ſo ein großes Elend die Unzufriedenheit mit allem iſt, ein eben ſo großes, und vielleicht noch ein größeres, iſt die Zufriedenheit mit der ganzen Welt, und ihren Thorheiten. Und wenn ich zwey Menſchen ſehen ſollte, davon der eine an der Seele oder am Leibe litte, und deswegen glaubte, als wenn nichts als Leiden in der Welt wäre, und immer über Bosheit und Thorheit und Härte des Schickſals ſeufzte, und der andere ſäße auf ſeinem Sopha, tunkte ſeine Torte in Burgunder, und glaubte, daß, weil er ſich wohl befände, ſich nun auch alles wohl befände, was Leben hat, und aus allen menſchlichen Einrichtungen Weisheit hervorſtrahlen ſähe, alle Thorheiten für unſchuldig und nothwendige Folgen der Cultur erklärte, und die, die vom Elende der Menſchen ſprächen, mitleidig als Thoren oder Menſchenfeinde anſähe, ſo würde es mir in der That ſchwer fallen, zu beſtimmen, welcher von beyden ſich am meiſten verirrt habe. Denn wenn man nun in der Minute, da der Burgunder die Speiſeröhre hinabfließt, kein Elend fühlt, folgt denn daraus, daß kein Elend da ſey? Auch möchte ich nicht beſtimmen, welcher von beyden der Welt am mehreſten ſchade. Der erſtere verbittert den Frölichen ihre Freude, und der andere beraubt die Leidenden ihres Troſtes und ihrer Rettung, die ſie würden gefunden haben, wenn man auf ihr Winſeln und ihre, nach Hülfe ſchmachtenden, Blikke gemerkt hätte.

Meine Abſicht iſt ferner gar nicht, irgend einen Frölichen unzufrieden zu machen. Ich will nur ermuntern, daß jeder die Summe des menſchlichen Elends vermindern helfe, damit wir deſto ungeſtörter unſre Freuden genieſſen können. Wenn ich in einer vergnügten Geſellſchaft eine Abendmahlzeit hielte, die, wegen ſchlechter Verwahrung der Fenſter, durch einen kalten Wind incommodirt würde, und ich ſagte: die Fenſter ſind ſchlecht verwahrt, laßt uns die Fenſterladen vorſetzen, damit wir deſto ruhiger zuſammen ſitzen können; wäre ich da ein Freudenſtörer?

Noch weniger wird man mir zutrauen, daß ich dieß Gemälde des Elends in der Abſicht aufſtellete, um dadurch die Vorſehung Gottes verdächtig zu machen. Ich bin davon ſo weit entfernt, daß ich vielmehr alles Elend, ohne Ausnahme, als Verhängniß und Wohlthat des guten Gottes anſehe, ſo wie jede Feuersbrunſt und Ueberſchwemmung, Verhängniß und Wohlthat des guten Gottes iſt. Gleich wie man aber den lobt, der die Bürgerſchaft ermuntert, ihre Feuerſpritzen in Bereitſchaft zu halten, und ihre Dämme auszubeſſern, um ſich gegen Feuersbrünſte und Ueberſchwemmungen zu ſchützen: ſo bin ich auch wohl nicht zu tadeln, wenn ich meine Mitmenſchen auf andere Arten des Elends aufmerkſam mache, und ſie ermuntere, dagegen auf ihrer Hut zu ſeyn.

Aber, wird man einwenden, die Vorſtellungen vom menſchlichen Elende wären doch übertrieben. Dieſe Einwendung verzeihe ich gerne denen, die lebenslang ſo ſtark an ein gewiſſes Geſchäfte gebunden waren, daß dieſes ihre ganze Aufmerkſamkeit erfordert, oder die nur Geſellſchaften beſuchten, wo Zwang, Verſtellung und erkünſtelte Frölichkeit herrſchten. Diejenigen hingegen, die Gelegenheit hatten in das Innerſte der menſchlichen Haushaltungen zu ſehen, denen ſich in Stunden der Vertraulichkeit die Herzen der Leidenden;

benden öfneten, die bisweilen Wohnungen des Elends beſuchten, die manchem ihr lebelang verborgen bleiben, die werden wohl einſehen, daß nicht nur nichts übertrieben ſey, ſondern daß auch gar viele Greuel, die im Finſtern geſchehen, und viele tauſend Menſchen um ihre Lebensfreuden bringen, in dieſem Buche ſind übergangen worden. So habe ich, z. E. einen Brief nicht mit eingerückt, der ein ſehr wichtiges Document für die Geſchichte des menſchlichen Elendes iſt, den mir ein Jüngling am Rande des Grabes ſchrieb, wohin ihn heimliche Sünden geleitet hatten. Doch dringt mich mein Gewiſſen, ihn in das Buch über die Selbſtbeflekkung mit zu bringen, das ich vor einiger Zeit dem Publikum angekündigt habe.

Es kämen doch aber in dieſen Briefen viele harte und unedle Ausdrükke vor. Dafür kann ich aber nicht, daß die Leute, die dieſe Briefe geſchrieben haben, oder in denſelben redend eingeführt worden ſind, ſo ſprechen. Wenn man einem Bauer die polirten Reden eines Hofmanns in den Mund legen wollte, wäre das nicht eben ſo widerſprechend, als wenn man ihn mit einem Haarbeutel mahlte?

Manche Leſer ſollen über das Buch gar böſe geworden ſeyn. Das habe ich wohl vorher geſehen, habe es aber nicht ändern können. Wenn ich eine Correſpondenz zwiſchen einem Neger und einer Negerin, die in den Peruaniſchen Bergwerken arbeiteten, und einander ihres Herzens Jammer klagten, geliefert hätte, da würde manche Thräne des Mitleids gefloſſen ſeyn, und ihr hartes Schickſal würde allgemeiner ſeyn beklagt worden. Warum wird man denn nun böſe, wenn ich unſere leidenden Landsleute ihr Elend erzählen laſſe! Iſt nicht das Schickſal von wenigſtens ein Paar Millionen unſerer Landsleute eben ſo traurig, als das Schickſal der Negerſclaven? Ich glaube es allerdings. Denn der Negerſclave, der beynahe auf der unterſten Stufe der Menſchheit ſteht, kennt faſt kein Elend als Hunger und körperlichen Schmerz. Aber wir, die wir alle, vom Adelichen, bis zum geringſten Landmanne, ein weit verfeinertes Gefühl, mehrere Bedürfniſſe, und mehrere Anſprüche haben, wir ſind ungleich mehrern und ſchmerzhaftern Leiden ausgeſetzt. Ein Angrif auf die Ehre ſchmerzt einen Ehrliebenden gewiß mehr und länger, als einen Negerſclaven ein paar Dutzend Peitſchenhiebe.

hiebe. Sollten wir denn nun nicht theilnehmender ſeyn, gegen die Leiden unſerer Mitbürger und Mitbürgerinnen, als gegen das harte Schickſal der Afrikaner?

Manche Leſer möchten aber wohl ſagen, wie (wenn ich nicht irre) Rouſſeau ſpricht: wir lieben die Tartaren, damit wir unſere Nachbarn nicht lieben dürfen.

Es wäre aber doch unbeſcheiden, daß in dieſem Buche gegen viele Gewohnheiten geredet würde, die nun einmal nationaliſirt wären, und die ſelbſt von den aufgeklärteſten und rechtſchaffenſten Leuten angenommen wären.

Aber dieſe aufgeklärten und rechtſchafnen Leute unterwerfen ſich dieſen Gewohnheiten gewiß mit Widerwillen, und freuen ſich, wenn einmal ein paar Worte darüber geſprochen werden. Wenn man gewiſſe Perſonen herausnehmen, und die von ihnen angenommenen Gewohnheiten tadeln wollte, ſo wäre dieß freylich Unbeſcheidenheit; wie kann man aber das unbeſcheiden nennen, wenn man in einem Buche blos die Gewohnheiten, ohne Rückſicht auf irgend eine Perſon, angreift?

Wozu denn aber nun alle das Reden und Schreiben nütze? die Welt habe nun ſo lange geſtanden, und das Elend ſey immer geweſen, folglich werde es auch wohl bleiben, ſo lange die Welt ſtehe.

Traurig wäre es, wenn dieß die einſtimmige Meynung unſerer Zeitgenoſſen wäre. Denn ſobald man glaubt, daß ein gewiſſes Elend unabänderlich ſey, ſo iſt es auch, eben deswegen, weil man es glaubt, unabänderlich, indem niemand da iſt, der zur Abänderung Anſtalt macht. So lange die Bewohner einer Provinz glauben, daß die Moräſte, die ihre Luft vergiften, nicht weggeſchaft werden könnten, ſo werden ſie auch nicht weggeſchaft. Es bleibt immer bey dem Alten, die Provinz bleibt immer ein Lazareth und Peſthaus.

Sobald aber der menſchliche Verſtand den Glauben, die feſte Ueberzeugung, bekommt, daß gewiſſe Uebel weggeſchaft werden können, ſo iſt die Möglichkeit der Wegſchaffung ſchon da. Und wenn er ſeine Kräfte anſpannt, ſo muß ihm das Uebel weichen.

Denn die Kräfte, die der Allmächtige, deſſen Bild wir ſind, in uns gelegt hat, ſind unermeßlich groß. Gränzen mögen ſie wohl haben, aber wer mag ſie beſtimmen? Wer mag ſagen, das iſt dem Menſchen möglich, das iſt ihm unmöglich?

Was in gewiſſen Weltaltern dem menſchlichen Verſtande Zauberey ſchien, das iſt ihm in einem andern Spielwerk. Wenn jemand dem Vater Noah geſagt hätte, ob es wohl möglich ſey, daß ein Menſch, von ſeinem Zimmer aus, in tauſend Oertern zugleich wirken; das er dem Donner ſeine Kraft benehmen; daß er ſelbſt donnern und blitzen, mit ſeinem Donner die Mauern niederſtürzen, die Erde bebend machen, und in einem Hui Tauſende ſeiner Mitmenſchen in Stücken ſchlagen könnte? Er würde die Achſeln gezuckt und geſagt haben, ohne Hülfe des Satans iſt dieß unmöglich. Und gleichwohl, ohne den Satan zu Hülfe zu nehmen, wirkt der Kaufmann, von ſeinem Comtoir aus, in allen vier Erdtheilen, und mancher Gelehrte wirkt durch halb Europa, ohne ſich weit von ſeiner Studierſtube zu entfernen. Ohne den Satan zu Hülfe zu nehmen, weißt der Naturkündiger dem Blitze ſeine Laufbahn, und Elliot donnert von ſeinem Felſen herab und zerſchmetſchmettert, und ſprengt in die Luft, alles was ihm nahe kommt.

Und gleichwohl ſind wir mit Unterſuchung der Natur noch nicht weiter als bis an die Küſten gekommen. Wie viel Kräfte wohl in dem Innerſten noch ſeyn mögen, und was wohl aus unſern Nachkommen werden mag, wenn ſie dieſelben entdekken und brauchen lernen! *)

Faſt alles Elend, wenigſtens alles, das in dieſem Buche beſchrieben wird, iſt eine Wirkung des Unverſtandes, entweder deſſen, der es duldet, oder deren, mit welchen er in Verbindung ſteht, das Gott zuläßt, um uns verſtändiger zu machen. Sollte es denn unmöglich ſeyn, daß die Menſchen einmal klug würden, und einſehen lernten, was gut und nicht gut ſey? und wenn ſie klug würden, müßten nicht dann die Wirkungen des menſchlichen Unverſtandes wegfallen?

Dem allen wird nun aber freylich von allen Seiten mächtiglich entgegen gearbeitet. Die Erziehung, die die mehreſten von uns genoſſen, war eine

---

*) Dieſe Parador ſcheinenden Säze kann der, dem ſie einiges Vergnügen machen, in meinen Gottesverehrungen, vorzüglich in der 31ſten und 32ſten, ausgeführt leſen.

eine beſtändige Bemühung, unſern Verſtand und alle unſere Kräfte zu lähmen. Wenn wir erſt kriechen, dann gehen lernen wollten, ſo hängte man uns an ein Gängelband; wann wir laufen wollten, ſo befahl man uns langſam zu gehen; wann wir ſprangen und kletterten, bekamen wir die Ruthe; wann wir mit neugierigem Blikke uns in der Natur umſehen wollten, ſo zwang man uns in einem engen Zimmer halbe Tage zu ſitzen, unſere Muskeln zuſammenſchrumpfen zu laſſen, und aufzufaſſen, was andere uns vorſagten. Man nöthigte uns, für wahr zu halten, was uns falſch ſchien, und ſchön zu finden, was uns häßlich deuchtete, und für geſchmackvoll zu halten, was uns albern vorkam. Durch eine Menge Künſteleyen lenkte man unſere Aufmerkſamkeit von uns, und von dem was um uns war, ab, und zwang ſie, in den Trümmern von Troja, Rom und Jeruſalem zu wühlen, und bald den Sinai, bald den Olymp zu beſteigen. Wir plapperten ſchon von den Geheimniſſen der Gottheit, in die die Engel zu ſchauen gelüſtet, ehe wir noch wußten, wo unſer Magen liegt, und, da wir ſchon den Zahn in drey oder vier Sprachen nennen konnten, hatte uns noch niemand ein bewährtes Mittel geſagt, die Zähne vor Fäulniß zu verwahren, und uns gegen die Höllenqual des Zahnſchmerzens zu ſchützen.

Auf dieſe Art ſind unſere mehreſten Kräfte des Körpers und des Geiſtes ſehr früh gelähmt worden, und der elektriſche Schlag muß ſtark ſeyn, wenn er eine und die andere in Thätigkeit ſetzen ſoll.

Und dem, der ins Verborgne ſieht, iſt es am beſten bekannt, wie groß wohl die Zahl derer Elenden beyderley Geſchlechts ſeyn mag, die aus Unwiſſenheit, durch jugendliche Sünden, ihre aufſtrebende Kraft getödtet, und ihr Gehirn und Nervenſyſtem ſo zerrüttet haben, daß ſie vor allem, was einige Anſtrengung koſtet, zurückbeben.

Dieß iſt die wahre Urſache, warum das menſchliche Elend, das ſo leicht weggeſchaft werden könnte, wenn die Menſchen ihre Kräfte fühlten und brauchen wollten, den mehreſten unabänderlich ſcheint, und warum die mehreſten lieber ihre wenigen Lebensſäfte durch Sorge und Gram verzehren laſſen, als daß ſie ſich entſchlöſſen, den Quellen ihres Grams nachzuſpühren, und ſie zu verſtopfen.

Haſt du mich verſtanden, lieber Leſer? Leuchtet dir die Möglichkeit einer weit größern Erdenglückſeligkeit in die Augen? Regt ſich etwas in dir, daß dich glaubend macht, du könnteſt auch etwas dazu beytragen? Nun ſo gehe denn umher unter deinen leidenden Brüdern, ſuche dir ihr Zutrauen zu erwerben, und mache dich mit dem Grame bekannt, der an eines jeden Herze nagt! Erſtikke die unangenehmen Empfindungen nicht, die du alsdenn bekommen wirſt. Gieb ihnen Raum! laß ſie dich begeiſtern! Wende dein Ohr weg von den Schwätzern, die ihre Weisheit darinne ſetzen, daß ſie von allem Jammer, und von allen, die Menſchheit entehrenden, Bürden eine gute Seite zeigen, und ſagen: der Staupenſchlag habe doch auch ſeinen guten Nutzen, indem er dem Geſtäupten ſtatt des Schröpfens diene, und das dikke Blut zwiſchen Fell und Fleiſch wegſchaffe! Nimm lieber ein Elend, das dich am mehreſten erſchüttert, heraus, mache es zum Gegenſtande deiner Aufmerkſamkeit, ſuche die Quelle deſſelben auf, und, wenn du ſie gefunden haſt, ſo denke auf Mittel, ſie zu verſtopfen. Haſt du ſie entdeckt, und dein Verſtand hat die gehörige Reife, ſo fange, im Vertrauen auf Gott, mit der nöthigen Weisheit, an zu handeln, und — Gott wird dich ſegnen, deine Bemühung wird nicht umſonſt ſeyn.

Haſt du mich aber nicht verſtanden, glaubſt wohl gar, ich ſey voll ſüßes Weins: nun wohlan! ſo kehre zu deinem Amboſe zurück, und — ſchmiede dein Hufeiſen!

Zweyter Brief.

Der Feldprediger Wenzel an Carln.

Karmin, den 20ſten Auguſt.

Mein Beſter!

Mein Verlangen iſt unausſprechlich, Sie einmal wieder zu ſehen, und zu erfahren, wie Sie ſich bey meinen Grundſätzen befinden. Vermuthlich werden Sie manches deswegen leiden müſſen. Denn, wenn der geſunde Menſchenverſtand ſich in den gewöhnlichen Geſellſchaften zeigt, ſo entſteht ein Gekreiſch, wie unter den Vögeln, wenn ſie eine Nachteule erblikken. Vermuthlich geſellten deswegen die Alten der Pallas eine Nachteule bey.

Ihr Freund von Mauerbrecher befindet ſich in einem traurigen Zuſtande. Er liebte ein Mädchen, und die Pokken entriſſen es ihm.

Das hat ihn nun ſo angegriffen, daß er alle Empfänglichkeit für die Freude verlohren hat, und ſein größtes Vergnügen darinne ſucht, wenn er ſich ärgern und von allen Dingen die ſchwärzeſte Seite hervorſuchen kann.

Vorige Woche hätte ich Sie bald in ſeiner Begleitung beſucht, aber hören Sie nur, wie es uns gieng. Wir beſtellten Pferde, um zu Ihnen zu reuten, und wollten, nach meiner Rechnung, den erſten Tag ſieben Meilen machen. Wir waren aber kaum eine Meile weit geritten, ſo klagte er, daß ſein Pferd nichts tauge; es wäre eine Schindmähre, die man gar keinem ehrlichen Manne geben ſollte.

Dann cenſirte er das Reutzeug, vom Zaume an, bis zum Schwanzriemen, und fand alles dumm und abgeſchmackt. Da er meine Geduld lange genug geübt hatte, bot ich ihm an, daß wir mit den Pferden tauſchen wollten. Er nahm den Tauſch an, lenkte aber das Geſpräch nun gleich auf den Akkerbau, der hier zu Lande getrieben wird, und deklamirte gegen die Trägheit und Unwiſſenheit der hieſigen Landesregierung, die ſich um gar nichts bekümmere, und nicht einmal die Wege mit Maulbeerbäumen beſetzte. Der Seidenbau! der Seidenbau! der mache ein Land blühend. Ich zeigte ihm die Menge Garben, mit denen die Aekker bedeckt waren, und ſuchte ihn zu überzeugen, daß der Getraidebau für unſere Gegend weit vortheilhafter als der Seidenbau ſey, zumal, da unſere Kinder alle an das Flachsſpinnen gewöhnt wären, welches unterbleiben würde, wenn ſie ſich mit Wartung der Seidenwürmer abgeben wollten. Das half aber alles nichts.

Da wir an das nächſte Dorf kamen, ſagte er gar, er könne nicht weiter reuten, er müſſe hier einkehren, und da er es geſagt hatte, ſtieg er auch ſchon ab, und ich mußte ihm folgen.

Das erſte, was er bey dem Eintritte in das Wirthshaus forderte, war Thee. Die Wirthin entſchuldigte ſich ſehr höflich, daß ſie keinen Thee habe. Wenn er Kaffee verlange, ſo ſolle er gleich fertig ſeyn. Den trinke ich nicht, ſagte er; kann ſie nicht Chocolade machen? ſie ſagte, nein, oder Orſchade? Limonade? Biſchof? Punſch? Die Wirthin wurde roth, und verſicherte, daß ſie dieß alles in ihrem Leben nicht habe nennen hören!

Da wurde er wild, ging mit drohenden Blikken in der Stube auf und ab; lamentirte über die elende Wirthſchaft, die in den hieſigen Gaſthöfen wäre, es wäre da alles mal propre, keine Aufwartung, nichts für baares Geld zu haben.

Und ich — ich verzehrte unterdeſſen ein Stück Wurſt und Brod, und trank einen Krug Bier dazu.

Sobald er es ſahe, beroch er erſt die Wurſt, dann das Bier, und ſagte: Fi! wie können Sie ſolch Zeug genieſſen? Hier iſt ja eine ſäuiſche Wirthſchaft.

Ich verſicherte ihn, daß es mir ſehr wohl ſchmekke, und bat, daß er mir meinen Appetit nicht verderben ſolle. Er tadelte aber immer fort, und da er ein klein Holzſpänchen in meiner Wurſt ſahe, zog er es heraus, trug es in der Stube herum, und ſchlug ein lautes Hohngelächter auf.

Darauf forderte er eine Bierſuppe, die aber den Augenblick da ſeyn müſſe. Die Wirthin that ihr mögliches, um ſie ſogleich zu verfertigen, und er trat zu ihr, beſahe den Topf, in dem ſie die Suppe kochen wollte, Butter, Ey, Bier, und tadelte an allen etwas. Die Wirthin mußte ihm alle ihre Töpfe, Butter, Eyer und Bierflaſchen beybringen, und — nachdem er alles berochen, und auserleſen, und die Regeln vorgeſchrieben hatte, nach denen die Suppe müſſe präparirt werden, kam denn endlich die Suppe zu Stande, die die Wirthin zitternd in einem irrdenen Napfe auftrug.

Statt des Danks, den dieſe gute Frau verdient hatte, gab er ihr die bitterſten Reden, und nannte ſie eine Frau ohne alle Lebensart, die ſich nicht ſchäme, einem Manne, wie er ſey, einen ſolchen Sautrog vorzuſetzen.

Ich bat, ich that Vorſtellungen, aber alles ohne Nutzen. Die gute Wirthin mußte noch zwey Suppen machen, aus dem Pfarrhauſe eine zinnerne Schüſſel und einen ſilbernen Löffel borgen, und doch aß er von der letzten Suppe nur ein paar Löffel voll, dann ſchob er ſie unwillig zurück.

Dem allen ohnerachtet mußte ich alle meine Beredſamkeit anwenden, ihn aus dieſem Gaſthofe, den er gar vielmal einen Sauſtall nannte, wegzubringen. Erſt gegen ſechs Uhr des Abends entſchloß er ſich, das Pferd zu beſteigen.

Sie können alſo leicht denken, wie weit wir gekommen ſind. Kaum waren wir zwey Stunden geritten, ſo fiel die Nacht ein, und wir waren genöthigt, in dem nächſten Wirthshauſe Quartier zu nehmen.

Dieß war nun weit ſchlechter, als das vorige. Und doch fragte er ſogleich, ob der Wirth für uns ein beſondres Zimmer, und zwey gut gemachte Betten habe?

Betten habe ich nicht, gab dieſer trotzig zur Antwort, aber eine Streue will ich machen.

Die mag er für ſeine Schweine machen, ſagte Mauerbrecher, aber nicht für ehrliche Leute. Wenn er Wirth ſeyn will, ſo muß er auch lernen, wie er einen Gaſt behandeln muß.

Zum Teufel! und zur Schwerenoth! ſagte der Wirth, ich glaube, der Herr will mich reprimandiren? Wem es bey mir nicht anſteht, der kann ſich ja hinausſcheren, zum Teufel! raiſonnire mir der Herr nicht, oder ich ſchmeiße ihn, meiner Seele! ſo wie er da iſt, naus auf die Gaſſe —

Dieſe nachdrückliche Rede that mehr Wirkung, als alle meine Vorſtellungen würden gethan haben.

Mauerbrecher antwortete kein Wort, ſetzte ſich an den Tiſch, legte den Kopf in die Hand und ſeufzte.

Fortſetzung.

Mir war ſchon bange, wie ich den Abend hinbringen würde. Aber die Ankunft eines langen anſehnlichen Mannes, der, bald nach dieſem Auftritte, in die Stube trat, ſchafte mir überflüßige Unterhaltung. Es war unſer Fürſt, Evilmerodach, den ich ſogleich an der Narbe kannte, die er noch von einem Säbelhiebe quer über die linke Backe hat.

Sind meine Bediente nicht hier? fragte er ſogleich den Wirth. Dieſer verſicherte, er habe keinen geſehen.

So weis ich nicht, ſagte er, wo die Schurken bleiben. Ich bin da ein Fleck bey Seite geritten, um den Platz noch einmal zu beſehen, wo ich vor zwey Jahren die große Bataille hielt, unter der Zeit mußten ſie durch den Wald reuten, da ſind ſie von mir abgekommen. Ich muß doch warten, bis ſie mich hier ſuchen. Hat er nichts zu eſſen?

So

Der Wirth ſagte ſehr demüthig, daß er nichts vorräthig habe, als Butter und Käſe —

So bringe er mir, war des Fürſten Antwort, ein Stück ſchwarz Brod und einen Krug Bier. Auf der Reiſe muß alles ſchmekken.

Der Wirth brachte es, und der Fürſt verzehrte es mit ſolchem Appetite, wie kaum ein Taglöhner würde gethan haben.

Nach geendigter Mahlzeit ſahe er einigemal durch das Fenſter nach ſeinen Bedienten, und da dieſe nicht kamen, ſtopfte er eine Pfeife Tobak, ſetzte ſich zu uns und fragte: Wo geht die Reiſe hin. ?

Nach Grünau, Ihro Durchlaucht, war meine Antwort; wir haben einen gemeinſchaftlichen Freund, der dort ſtudirt, den wollten wir beſuchen.

F. Immer gut! immer gut! Freundſchaft macht das Leben ſüße. Das habt ihr Leute vor den Fürſten immer voraus, daß ihr Freunde habt. Fürſten haben wenige Freunde. Nichts als Diener ſehen ſie um ſich. Wer iſt er? Iſt er aus meinem Lande?

J. Ja, Jhro Durchlaucht. Jch bin der Feldprediger Wenzel.

F. Bey welchem Regimente?

J. Bey dem Brasmorowskiſchen, Jhro Durchlaucht.

F. Laß er die Durchlaucht weg. Jch mache aus ſolchen Poſſen nichts. Fürſt Evilmerodach heiße ich, und damit iſts gut. Und wer iſt er? (zu Mauerbrechern)

M. Mein Name iſt von Mauerbrecher.

F. Von Mauerbrecher? doch nicht ein Sohn von dem Oberſtlieutnant?

M. Ja, der bin ich.

F. Nu da ſind Sie eines braven Mannes Sohn. Mauerbrecher! Mauerbrecher! an den denke ich, ſo lange ich lebe. Jch habe viele brave Leute unter meiner Armee, aber einen Mauerbrecher habe ich doch nicht.

Jn der Schlacht bey Mollau — Hu! da zeigte ſich Jhr Vater wie ein ganzer Kerl. Bey Gott! Die Schlacht war verlohren, wenn Mauerbrecher nicht that. (Hier ſtieg ihm das Blut ins Geſicht, ſeine Lippen ſchwollen auf, und ſeine Blikke wutwurden ſo ſchrecklich, daß ich nicht mehr vermögend war, ihm in die Augen zu ſehen.) Ich attaquirte die Hauptbatterie mit zwölf Bataillions. Aber die Feinde machten ein ſolch unerhörtes Kartetſchenfeuer, als wenn der Teufel mit alle ſeinem Heere da ſtünde. Ganze Glieder ſtürzten von meinen Leuten zuſammen. Bey Gott! die beſten Kerls. Ich kehrte mich nicht dran. Ich ließ immer commandiren: avancirt! avancirt! Aber ſo wie die Kerls anrückten ſtürzten ſie zuſammen. Meinem Adjutanten wurde der Kopf weggeſchoſſen und mir ins Geſichte geſchmiſſen, daß mir Maul und Naſe blutete. Ich avancirte immer darauf los. Die Kerls, die niedergeſchoſſen waren, ſchrien und lamentirten, aber ich kehrte mich nicht dran, ich lies immer friſch über ſie weg marſchieren. Ich dachte, ich wollte es erzwingen, aber, bey Gott, ich wars nicht im Stande. Ehe meine Leute unter die Kanonen kamen, ſo waren ſie zuſammengeſchoſſen. Mein Corps war bis auf etliche hundert Mann zuſammengeſchmolzen, und ich war ſchon auf dem Point, daß ich zum Rückzuge wollte commandiren laſſen — Da fiel Ihr Vater dem Feinde in die Flanke, mit einer Bravour, bey Gott! wie ein Löwe. Binnen einer Stunde hatte er die eine

Batterie erſtiegen, und nun mit aufgepflanztem Bajonette drauf los marſchirt, und niedergeſtoßen, alles, was ihm vorkam — und immer drauf los avancirt, in das Herz des Feindes. Das machte Confuſion bey den Feinden, und meinen Leuten wuchs das Herz. Wir ſetzten noch einmal an — Hu! da ſaßen wir dem Feinde auf dem Nakken, die Batterie wurde erſtiegen, die Kanonen umgekehrt nach dem Feinde zu; tauſend! wie flogen da die Arme und Hirnſchädel umher. Itzo konnte nun auch die ſchwere Cavallerie einhauen — Das war ein Gemezle! Kein Pardon wurde gegeben, alles niedergeſtoßen, niedergehauen, zerſchoſſen, und am Ende die ganze Armee in die Kalbe gepreſcht. Ha! das war ein warmer Tag.

J. Aber, lieber Fürſt, erſoffen denn die armen Leute nicht, da ſie in die Kalbe gepreſcht wurden?

F. Verſteht ſich. Faſt alle erſoffen ſie. Ich glaube nicht, daß 3000 Mann durchgeſchwommen ſind.

J. Die armen Leute! Und was hatten ſie Ihnen denn gethan, daß Sie ſie ſo grauſam behandelten?

F. Das iſt ja eine dumme Frage. Er hat ja gehört, daß die Kerls auf meine Leute ſchoſſen. Hatten ſie mir denn da nicht genug gethan?

J. Die armen Leute konnten ja nicht anders, ſie mußten ja ihre Leute todtſchieſſen, wenn ſie nicht ſelbſt todtgeſchoſſen werden wollten.

F. Ey was, dafür war es Krieg.

J. Und ſonſt iſt Ihnen Menſchenblut ſo theuer. Ich höre äußerſt ſelten von einer Execution in Ihrem Lande.

F. Und das von Rechtswegen. Mir ſchaudert die Haut, wenn ich ein Todesurtheil unterſchreiben ſoll. Lieber laß ich die Canaillen, die den Strang verdient haben, in die Zuchthäuſer ſchmeißen, und arbeiten. Da nützen ſie doch dem Staate.

J. Gott ſegne Sie, gnädigſter Fürſt! Aber wie iſt es möglich, daß ſie ſo mitleidig gegen Diebe und Räuber, und ſo hart, gegen ehrliche, brave Leute ſeyn können. Wie mancher rechtſchafne, brave, Mann, wie mancher zärtliche Ehemann und Vater, wie mancher hofnungsvolle Sohn, mag wohl, unter den Feinden ſowohl, als unter

Ihren

Ihrem eignen Leuten, zerhauen und zerſchmettert worden ſeyn!

F. Brave Leute genug. So wahr Gott lebt, wenn ich manchen von meinen Grenadirs mit zehntauſend Thalern wieder hätte erkaufen können, ich hätte es gethan. Was hilft aber alles philoſophiren? im Kriege geht es nicht anders.

J. Und ſo viel ich Ihre Policey kenne, ſo iſt ſie vortreflich. Sie dulden keine Schlägerey in Ihrem Lande.

F. Keine, durchaus keine. Alle meine Dikaſterien haben den gemeſſenen Befehl, daß ſie, ohne Anſehen der Perſon, den, der Schlägerey anfängt, mit Gefängnißſtrafe belegen ſollen.

J. Gott vergelte es Ihnen, gnädigſter Fürſt! Aber wie kann doch ein Fürſt, der ein Feind von allen Balgereyen iſt, ſo viele Tauſende zuſammen hetzen, daß ſie ſich nicht nur balgen, ſondern einander gar ermorden müſſen?

F. Ey was da, im Kriege geht es nicht anders.

J. Und unter den Leuten, die einander ſo ermordeten, waren wohl ſolche, die einander nie geſehen noch beleidigt hatten, waren wohl ſolche, die untereinander Freunde waren.

F. Verſteht ſich. Ich weis ſelber einmal, daß ein Lieutenant von meinen rothen Huſaren, in einem Scharmützel, auf ſeinen leiblichen Vater ſtieß, und ihm den Schädel mitten von einander ſpaltete, daß das Gehirn am Säbel herunterfloß. Das geht im Kriege nicht anders.

J. Gott erbarme dich! Der Sohn ermordete ſeinen Vater?

F. Wie geſagt, das geht im Kriege nicht anders.

J. Aber ich bitte Sie um Gottes Willen, lieber Fürſt. Doch ich rede zu viel, ich beſorge Sie möchten es ungnädig aufnehmen.

F. Nun er ſcheint mir ein ſonderbarer Mann zu ſeyn. So deutſch hat noch keiner mit mir geſprochen. Rede er aber zu. Ich habe mein Lebelang Schmeicheleyen genug gehört, heute hätte ich einmal Luſt die Wahrheit zu hören.

J. Wenn Sie mir alſo erlauben, ſo unterſtehe ich mich zu fragen, wer denn eigentlich dieſen Krieg angefangen habe?

F. Wer denn anders als ich?

J. Sie? und was bewog Sie denn dazu?

F. Die Wohlfahrt meines Landes.

J. Hat denn Ihr Land aber wirklich durch den Krieg gewonnen?

F. Ich weiß nicht, ob er ſich um ſonſt gar nichts, als um ſeine Poſtille, bekümmert hat. Weiß er denn nicht, daß ich etliche hundert Quadratmeilen erobert habe?

J. So haben Sie alſo ihr Land erweitert. Ich wollte aber wiſſen, ob das Land dabey gewonnen habe?

F. Da gehe er doch ſelbſt durch, und ſehe, wie es itzo ausſieht, und erkundige ſich, wie es ſonſt ausgeſehen hat! wie viele Dörfer ich habe erbauen, wie viele Colonien anſetzen, wie viele Moräſte austrocknen laſſen!

J. Im Kriege?

F. Ja, da wird man auf ſolche Sachen denken. Das iſt alles im Frieden geſchehen.

J. Wenn Sie nun, beſter Fürſt! immer Friede gehabt hätten, da müßte Ihr Land erſt recht blühen.

F. Nu, was hülft das alles: Krieg muß auch ſeyn.

J. Freylich wohl, wenn man angegriffen wird. Aber wenn wir Sie unſern lieben Landesvater nennen, verſtehen wir denn dadurch das Land, die Erde, die wir umpflügen, oder die Leute, die darauf wohnen?

F. Freylich die Leute, die drauf wohnen! Was will er mit der Frage?

J. Gar nichts weiter, als dieß, daß ich nun auch wiſſen möchte, ob Sie die Wohlfahrt Ihrer Leute, Ihrer lieben Unterthanen, befördert hätten?

F. Feldprediger! Feldprediger! er kommt mir ziemlich naſeweiſe. Aber gut, ich habe es ihm einmal erlaubt zu reden, was er will. Fahre er fort. Ich mag mich nicht loben; das ſollte er aber doch ſelbſt wiſſen, daß izo in meinem Lande noch einmal ſo viel Geld curſirt, als vor dem Antritte meiner Regierung.

J. Ich weis es mehr als zu wohl. Und ich bin gewiß einer von denen, die am mehreſten Ihre Klugheit und Ihre Fürſorge für Ihre Unthanen bewunderen. Aber —

F. Nu was will er da wieder mit ſeinem Aber?

J. Aber wenn nur das Geld den Menſchen glücklich machte.

F. Was denn ſonſt?

J. Beſter Fürſt! wollen Sie mir gnädigſt noch eine Frage beantworten?

F. So frage er doch zu, ich habe es ihm einmal erlaubt. Heute mag es gelten.

J. Auf ihr Gewiſſen, lieber Fürſt! ſind Sie glücklich?

F. (ſtund haſtig auf, und gieng in der Stube auf und ab.) Bey Gott! die Frage iſt noch keinem von meinen Unterthanen beygefallen. Ob ich glücklich wäre? Denk! denk! wenn ich alleine mit ihm wäre, ſo wollte ich ihm darauf antworten.

Er ſahe Mauerbrechern ernſthaft an, der den Blick verſtand, und ſich ſogleich entfernte. Der Wirth war ſchon längſt entwichen, und ich war alſo mit ihm ganz alleine. Ich kann nicht leugnen, daß mir etwas bänglich wurde, wenn ich bedachte, wen ich itzo vor mir hätte.

Fort-

Fortſetzung.

Stellen Sie ſich aber vor, wie ich gerührt wurde, da er, nach einem ziemlich langen Stilleſchweigen, auf mich loskam, meine Hand drückte, weinte, und ſagte: ich bin nicht glücklich, lieber Feldprediger, ich bin nicht glücklich. Ich bin in meinem ganzen Lande vielleicht der Unglücklichſte.

J. Der Unglücklichſte ſind Sie wohl nicht, für glücklich habe ich Sie aber nie gehalten. Lieber Fürſt, verzeihen Sie mir meine Offenherzigkeit, Sie kommt aus dem Herzen eines treuen Unterthanen.

F. Ich glaube es, ich glaube es (immer weinend) wenn er kein redlicher Mann wäre, ſo würde er ſo offenherzig nicht geſprochen haben.

J. Und Sie haben nun ſo vieles Geld —

F. Geld wie Sand.

J. Wenn Sie nun das viele Geld nicht glücklich macht, wie können Sie denn glauben, daß Ihre Unterthanen durch weit kleinere Summen glücklich werden?

F. Alles wahr! alles wahr! Aber ich kann mir doch wenigſtens nicht vorwerfen, daß ich jemanden durch die Einrichtung, die itzo in meinem Staate iſt, unglücklich gemacht habe.

J. Gnädigſter Fürſt! ich muß ſchweigen, ich ſehe, Sie ſind gerührt; ich beſorge, ich möchte Sie zu ſehr kränken.

F. Rede er doch nur zu: wer weis, warum uns Gott hier zuſammen geführet hat.

J. Sie lieben doch Ihre Gemahlin?

F. Wie meine Augen.

J. Und Ihre Princeßinnen?

F. Sie ſind das Beſte, was ich habe.

J. Wenn nun Ihnen ein andrer ins Gehäge gienge, wenn Ihre Princeßinnen verführt würden —

F. Was, was, was will er damit ſagen? Wer wird ſich das unterſtehen?

J. Freylich wird ſich niemand ſo etwas unterſtehen. Aber geſetzt es geſchähe, würden Ihnen denn da alle Ihre Reichthümer noch Freude machen?

F. Ich könnte es nicht überleben.

J. Und gleichwohl legen Sie Ihren Unterthanen Soldaten ins Haus, und ſetzen ſo ihre Weiber und Töchter der Verführung aus. Denn bedenken Sie einmal die Beſchaffenheit eines geſunden unverheyratheten Menſchen, und die Reizbarkeit des weiblichen Geſchlechts.

F.

F. Alles wahr. Ich habe aber auch dafür geſorgt, daß Bordels ſind angelegt worden.

J. Deſto ſchlimmer — und die Moräſte haben Sie laſſen austrocknen.

F. Ein Bordel iſt aber kein Moraſt.

J. Tauſendmal ſchlimmer. Wenn Sie die Tauſende ſehen ſollten, die da ihre Geſundheit verliehren — Die vielen armen Mädchen, die da ſchlechterdings zu Grunde gerichtet werden.

F. Wer kann es denn ändern. Bordels müſſen ja ſeyn. Mein Miniſter ſagte, ſie wären einem cultivirten Staate ſo nöthig, als einem Menſchen, der unreine Säfte hat, die Blaſenpflaſter.

J. Ihr Miniſter mag das verantworten. Ich kann nicht begreifen, wie er ſo etwas ſagen konnte. Blaſenpflaſter koſten das Leben etlicher ſpaniſchen Fliegen, aber Bordels koſten das Leben ſo vieler armen Mädchen. O Fürſt, der keinen Dieb hängen läßt, wie können Sie dulden, daß wehrloſe Mädchen in Ihrem Lande in einen Abgrund von Qualen hinabgeſtoßen werden, gegen welche Galgen und Rad Gnade ſind?

F. Ach Gott! ach Gott! Wie ſoll ich es abändern!

J. O beſter Fürſt! haben Sie darüber noch nie nachgedacht?

F. Niemals. Ich habe immer ſo viel denken und arbeiten müſſen, um meine Regimenter vollzählig zu erhalten, und zu vermehren, und das dazu nöthige Geld aufzubringen, daß ich an ſolche Sachen noch nicht habe kommen können.

J. Ich glaube es, ich glaube es. Die Bürger eines einzigen Städtchens dahin zu bringen, daß ſie wahres Menſchenglück genießen, erfordert die ganze Kraft auch des weiſeſten Mannes. Und gleichwohl wollen manche Fürſten noch immer mehr erobern, da ſie doch gewiß fühlen, daß ihre Kräfte nicht hinlänglich ſind, die Bewohner des Landes glücklich zu machen, das ihnen bereits gehört.

F. Ja wenn vor dreyßig Jahren jemand ſo mit mir geſprochen hätte, ſo würde ich mich auch noch bedacht haben, ob ich mich auf das Erobern legen wollte. Da würde es auch hierherum (er wieß auf ſein Herz) itzo beſſer ſtehen. Ach Gott! — Ich weis aber auch wirklich nicht, wo meine Bedienten bleiben. Am Ende muß ich gar hier übernachten. Ich bin ohnedieß ſchon ziemlich müde, weil ich heute bereits neun Meilen gemacht habe. Wirth!

W. Was wollen Ihro Gnaden von mir haben?

F. Kannſt du mir in deinem Hauſe Quartier geben?

W. Das Gott erbarme! nein! ich habe nur ein Bette, für mich und für meine Frau, und iſt nicht einmal gewaſchen. Ich will mit Ihro Gnaden reuten, wenn Sie den Weg nicht finden können.

F. Wunderlicher Menſch du. Haſt du kein Stroh? Mache mir eine Streu. Ich habe vielleicht mehr, als du, auf Stroh geſchlafen.

Der Wirth lief geſchwinde fort, brachte einige Schütten Stroh, machte die Streu zurechte, und Mauerbrecher kam auch wieder in die Stube, und ſahe traurig ſein Lager bereiten.

Indem der Wirth ſich ſo beſchäftigte, ſagte der Fürſt: Den Vortheil verſchaft der Krieg doch, daß er die menſchlichen Kräfte ausbildet, und ihrem Körper mehr Feſtigkeit giebt. Wenn ich nicht im Kriege geweſen wäre, würde ich wohl nicht auf der Streue ſchlafen können.

J. Verzeihen Sie mir, lieber Fürſt, auch dieß kann ich Ihnen nicht zugeben. Das Reiſen, die Schiffahrt und jede thätige Lebensart thut eben dieſe Wirkung. Man ſinne nur auf Spornen, die man den Menſchen in die Seite ſetzt, um ſie in Thätigkeit zu erhalten, ſo werden ſich gewiß ihre Kräfte auch ausbilden, und ihr Körper Feſtigkeit erlangen. Ich war nie mit zu Felde, und doch glaube ich auf dieſer Streu ſo ruhig zu ſchlafen, als Sie, lieber Fürſt.

F. Er will mir doch alles Verdienſt abſprechen.

J. Nur das Verdienſt des Eroberers, weil ich glaube, daß das Erobern, außer in dem Falle, daß man dazu gezwungen wird, nie ein Verdienſt iſt. Außerdem haben Sie, als Fürſt, Verdienſte genug, die ſo erwieſen ſind, daß ſie meines Lobs nicht bedürfen. Und Sie werden des Verdienſtes noch mehr bekommen, wenn Sie erſt daran denken werden, Ihren Unterthanen wahres Menſchenglück zu verſchaffen.

Itzo legte er ſeinen Hut auf den Tiſch, hüllte ſich in ſeinen Mantel und warf ſich auf die Streue. Ich that ein gleiches, und Mauerbrecher, da er ſah, daß es nicht anders war, mußte ebenfalls nachfolgen.

Mit nächſter Poſt ſchreibe ich Ihnen den weitern Erfolg. Ich bin ewig

Ihr

treuer

Wenzel.

Drittter Brief.

Der Feldprediger Wenzel an Carln.

Karmin, den 22ſten Auguſt.

Hier haben Sie, mein Beſter, das Ende meines Briefs.

Ich ſchlief ſehr ruhig bis gegen Morgen. Da that der Fürſt einen ſchrecklichen Schrey. Ach! Ach! Hülfe! Hülfe! ſchrie er ſo laut, daß ich auffuhr, und alle meine Glieder bebten.

Was iſts? was iſts, gnädiger Fürſt! beunruhigt Sie jemand?

Ach Gott, erbarme dich! Mich beunruhigt niemand. Ach! Ach! Ach! ein Licht herbey! geſchwinde!

Da ich ſelbſt ein Feuerzeug bey mir hatte, ſo war es mir leicht ein Licht in der Geſchwindigkeit anzuzünden. Ich gieng damit zu ihn, und fand, daß er am ganzen Leibe zitterte, und der Angſtſchweiß über ſeine Bakken floß. Beſter Fürſt, ſagte ich, was iſt Ihnen begegnet?

Er ſtund auf, faßte mit ſeinen zitternden Händen die meinige, und ſagte: „ach lieber Feldprediger, ich bin ein unglücklicher Mann. Da träumte mir, ich ritte wieder über das Schlachtfeld, das ich heute beſehen habe. Auf einmal richteten ſich alle Erſchlagene auf, und ſchrien: halt! halt! itzo haben wir dich. Ein Officier, dem die Hälfte des Hirnſchädels weggehauen war, fiel mir in den Zügel und ſagte: Halt! nun ſollſt du nicht wieder loskommen Du! Schau wie da das Blut der Unſchuldigen fließt, das du deinem Ehrgeize aufgeopfert haſt! Darauf entſtund ein ſchreckliches Gebrülle: Weh! Weh! Weh! heulte es durch die Luft. Einer ſchrie, meinen Arm will ich wieder haben, der Andere riß ſeine Bruſt auf, zeigte mir die zerquetſchte Lunge, und knirſchte mit den Zähnen, ein Dritter rutſchte auf dem Bauche bey, und brüllte: ſchaf mir meine Schenkel wieder! Einer, dem der untere Kinbakken abgehauen war, hielt ihn mir vor, und drohte mit der Fauſt. Wohin ich mich wandte ſahe ich Geſichter, die

Convulſionen hatten, die mit den Zähnen knirſchten, und denen der Schaum über die blauen Lippen floß. Endlich kam einer gehinkt, dem die Kaldaunen aus dem Bauche hiengen. Da er bey mich kam, bleckte er die Zähne und ſagte: Ha! gehſt du ſo mit deinen Unterthanen um? riß ſich die Kaldaunen aus dem Bauche heraus, und warf ſie mir in das Geſicht. Darüber entſetzte ich mich ſo ſehr, daß ich erwachte. Ach ich armer Mann! ſolche Träume ängſtigen mich beſtändig. Bald erſcheinen mir Greiſe, die ihre Söhne, bald Weiber, die ihre Männer, bald Kinder, die ihre Väter von mir zurückfordern. Gott erbarme dich! Wenn ich mit den Tauſenden, die durch den Krieg, den ich ohne Urſache anfieng, ihr Leben verlohren, am Tage des Weltgerichts einmal zuſammen kommen ſollte — Was thue ich? was fange ich an? rathe er mir doch, Feldprediger! „

J. Ach Fürſt, da iſt ſchwer rathen!

F. So? alſo kann er mir auch nicht rathen? alſo ſoll ich verzweifeln?

J. Dafür behüte Sie der barmherzige Gott!

F. Aber was ſoll ich denn thun? rathe er doch!

J. Ach Fürſt, thun Sie ſo viel Gutes, als Ihnen möglich iſt!

F. Ja ich wills auch thun. Ich will funfzigtauſend Thaler jährlich dazu ausſetzen —

J. Ach Fürſt, Sie ſind auf falſchem Wege. Und wenn Sie eine Million zu guten Werken jährlich ausſetzen, ſo hilft das wenig oder nichts. Lernen Sie nur, was der Menſch bedarf, und ſuchen Sie es ihm zu verſchaffen.

F. Und was iſt das?

J. Geſundheit, lieber Fürſt, geſunder Menſchenverſtand, Freyheit, ein guter Ehegatte, ferner —

F. Nichts mehr! nichts mehr! Ich kann das nicht ſchaffen. Zum Henker, wie ſoll ichs denn machen, daß meine Unterthanen geſund ſind? daß ſie Menſchenverſtand und —

J. Es iſt alles möglich, wenn Sie es nur wollen. Und noch eins, ſuchen Sie zu verhüten, daß Ihr Prinz kein Eroberer wird.

F. Und das wird er gewiß. Den ganzen Tag liegt er über dem Curtius, über dem Cäſar, über dem Leben Ludwigs des Vierzehnten, blättert in Planen von Bataillen —

J. Aber wenn Sie, beſter Fürſt, ihm eine Beſchreibung von Ihrem gegenwärtigen Gemüthszuſtande aufſetzten —

F. Ja wenn er die läſe, da würde ihm wohl das Erobern vergehen; ja, ja das will ich thun.

J. Und ermunterten die Gelehrten —

F. Ach was wollten die Schulfüchſe thun können.

J. Aber lieber Fürſt, warum eroberten Sie denn?

F. Um Ruhm zu erlangen.

J. Wenn nun niemand den Eroberer mehr rühmte, wenn man ihn immer als einen Verwüſter —

F. Ja dann — das läßt ſich hören. So wahr Gott lebt, das will ich thun. Ich will das Leben aller Eroberer beſchreiben laſſen, unpartheyiſch? ich will alle die Menſchen laſſen berechnen, die durch ſie ſind aufgeopfert worden, von Freunden und Feinden, alle die zerſtörten Städte und die verſengten Dörfer, und die zu Grunde gerichteten Fabriken, das alles will ich berechnen laſſen, und dagegen rechnen laſſen, den

Vortheil, den die Länder durch die Eroberungen bekommen haben, und denen, die das am beſten machen, will ich Prämie auf Prämie geben. Was meynt er dazu?

J. Vortreflich! Gott ſegne Sie dafür! und laſſe Sie Ruhe finden für ihre Seele. Aber bey dem allen werden die Rechnungen ſehr unvollkommen ausfallen. Der Hauptſchade kann nicht berechnet werden?

F. Welcher iſt das?

J. Der Schade, den die Moralität der Menſchen bey dem Erobern leidet. Welche Zügelloſigkeit der Sitten verbreiten die Armeen um ſich! Der Mordgeiſt begleitet ſie, und das Gefühl gegen das Röcheln eines ſterbenden Bruders, das Gott allen Menſchen eingepflanzt hat, wird im Kriege verlohren. Im Kriege muß man mit barbariſcher Härte lernen über ſeine zerquetſchten und röchelnden Brüder wegreuten, die da ſeufzen: Hülfe! Erbarmung! ohne daß man ſich erbarmet, muß —

F. Ach, halts Maul Feldprediger! Ich habe genug vor dießmal. Er ſoll nicht umſonſt mit mir geſprochen haben. Wie iſt ſein Name?

J.

J. Wenzel.

Er ſchrieb darauf meinen Namen in ſeine Schreibtafel und ritt fort.

Ich und Mauerbrecher ſetzten uns auch bald zu Pferde. Aber anſtatt nach Grünau zu reiten, lamentirte Mauerbrecher ſo lange, bis ich mit ihm wieder zurückkehrte.

So unterblieb meine Reiſe, die ich doch noch antreten werde, ſobald es mir möglich iſt. Ich bin unausgeſetzt —

Ihr aufrichtiger Freund
Wenzel.

Vierter Brief.

Carl an den Oberſten von Brav.

Grünau, den 27ſten Auguſt.

Vernehmen Sie itzo, beſter Herr Vetter, die traurige Geſchichte, die ich Ihnen in meinem letzten Briefe, wegen der Kürze der Zeit, nicht ausführlich ſchreiben konnte. Der Verſtorbene, deſſen Leichnam man beerdigte, war der Bruder des Diakonus Rollow, ein Candidat des Predigtamts. Da ich es für ſchicklicher hielt, dem betrübten Diakonus zur Ergießung ſeiner Thränen Zeit zu laſſen, als ihn darinne zu unterbrechen, ſo ließ ich mich von ihm nicht ſehen, ſondern folgte dem Leichenzuge von ferne nach.

Erſt nach der Beerdigung gieng ich zu ihn, und fand ihn, zwiſchen ſeiner Frau und Henrietten, auf dem Canapee. Alle hatten die Augen roth geweint.

Ich nehme herzlichen Antheil, ſagte ich, an dem traurigen Schickſale —

Wir glauben es! wir glauben es! riefen alle: ach er war ein gar zu lieber Mann, und ſtarb ſo früh, in der Blüthe ſeiner Jahre! ſechs und zwanzig Jahr war er erſt alt.

Woran ſtarb er? fragte ich weiter.

Ach er iſt gefallen, war des Diakonus Antwort, wie man vor böſen Buben fällt. Er iſt todtexaminirt worden. Haben Sie denn die ſcandalöſe Geſchichte nicht gehört? Und da ich verſicherte, daß mir nicht das geringſte davon zu Ohren gekommen wäre, nahm er mich bey der Hand, zog mich zu ſich auf das Canapee, und ſagte, ſo kommen Sie und machen ſich gefaßt das ſchrecklichſte Exempel von Prieſterhaß zu hören:

„Ein benachbarter Prediger fieng vor einigen Jahren an, ſeine Schule zu reformiren, lehrte die Kinder Schreiben und Rechnen, Muſik, Naturgeſchichte, Oekonomie, Moral, und etwas Geographie, führte auch allerley Leibesübungen ein, und mein Bruder, der ein großer Freund der Kinder war, verband ſich mit ihm. Die Anſtalt hatte einen bewundernswürdigen Fortgang. Ich habe ſie ſelbſt oft beſucht, und mich über die Kentniſſe, Geſchicklichkeiten und guten Sitten gewundert, die die Kinder in kurzer Zeit ſich erworben hatten. Ihr Exempel wirkte ſchon auf die Eltern, und das ganze Dorf fieng an, ſich zu beſſern.

Hätte dieſe Anſtalt nicht alle Unterſtützung verdient? Hätte unſer Conſiſtorium, deſſen Pflicht es vorzüglich iſt, Aufklärung und Menſchenglück zu befördern, ſich nicht beſonders derſelben annehmen ſollen? Vielleicht wäre es auch geſchehen, weil wir wirklich einige verſtändige und rechtſchafne Männer in demſelben haben. Aber unſer Superintendent verhinderte alles. Dem Manne ſcheint nichts gut zu ſeyn, als was alt iſt, und jede Verbeſſerung ſieht er als einen Angrif auf die Religion an. Er ſucht daher jeden Wunſch nach Verbeſſerung bey der ganzen, ihm untergebnen, Geiſtlichkeit, gleich in ſeiner Geburt zu erſtikken, damit er nicht etwa zu laut, und er genöthigt werden möge, in ſeinen alten Tagen, in ſeinen mechaniſchen Arbeiten etwas abzuändern.

Kaum alſo hatte er davon Nachricht bekommen, ſo legte er dem guten Manne alle, nur mögliche, Hinderniſſe in den Weg. Er trug dem Conſiſtorium vor, daß die Schulverbeſſerung nicht die Sache eines Pfarrers, ſondern des ganzen Conſiſtoriums ſey, daß dieſer Pfarrer alſo geſetzwidrig gehandelt, und die Suſpenſion verdient habe. Da er hiermit nicht durchdringen konnte, ſo kam er bald darauf in das Conſiſtorium und zeigte an, mit ſolcher Heftigkeit, daß ihm alle Glieder zitterten: er habe etwas Erſchreckliches vernommen; der Pfarrer in Liebleben ſey ſo weit gegangen, daß er in ſeiner Schule den Katechismus abgeſchaft habe. Wenn dieſem Unweſen nicht beyzeiten geſteuert würde, ſo ſey das Land in Gefahr, die reine lutheriſche Lehre, die die erſten Bekenner mit ihrem Blute verſiegelt hätten, zu verliehren. Dem Pfarrer müſſe auferlegt werden, daß er den Katechismus wieder einführe; ja er hielt ſich in ſeinem Gewiſſen verpflichtet, ihn noch einmal öffentlich zu examiniren, ob er auch in den Grundartikeln der lutheriſchen Lehre richtig ſey.

Da er auch dießmal ſeine böſen Abſichten nicht durchſetzen konnte, ſo wandte er ſich an den Fürſten, und da er auch hier abgewieſen wurde, ließ er es dabey bewenden, daß er in den Häuſern herumſchlich, den guten Pfarrer verläumdete, und bey jeder Gelegenheit Anzüglichkeiten gegen ihn ausſtieß. Endlich fügte es ſich, daß mein Bruder eine Predigerſtelle bekam, und ſich von ihm examiniren laſſen mußte. Dieſer Unſchuldige mußte das Opfer ſeiner Rache werden! Ach! barmherziger Gott! wie unbegreiflich ſind deine Wege!

Hier war eine Pauſe, um den Thränen wieder freyen Lauf zu laſſen.

Da er die Erzählung wieder fortſetzen wollte, pochte jemand an die Stubenthür, öfnete ſie, und — ſtellen Sie ſich unſere Verlegenheit vor! Der Superintendent ſelbſt trat mit einer ſchrecklich zerſtreueten Miene herein.

Ich bedaure, ich bedaure, lieber Herr Confrater, ſagte er, daß Ihnen der unerforſchliche Gott einen ſo harten Trauerfall hat erleben laſſen. Ich hoffe, Sie werden ſich als ein frommer Chriſt dabey beruhigen, und ſagen:

Ob er gleich ſchlägt
Und Kreuz auflegt,
Bleibt doch ſein Herz gewogen.

D. Wenn ich mein trauriges Schickſal als Gottes Verhängnis betrachte, ſo kann ich mich gar leicht beruhigen. Aber nur das fällt mir ſchwer, daß ich die Ruthe küſſen ſoll, mit der mich Gott ſchlug.

S. Von was für einer Ruthe reden ſie?

D. Von Ihnen, Herr Superintendent. Sie ſind der Mann, der meinen guten Bruder, den edlen, hofnungsvollen, Jüngling ins Grab geſtrekt hat. Wie viel Gutes er bey ſeiner Gemeine hätte ſtiften können, wie viele pädagogiſche Kenntniſſe, was für Menſchenkenntniß er ſich erworben hatte, wie gefällig er gegen jedermann war! wie gut er alle Menſchen zu behandeln wußte! Auf alles das haben Sie nicht Rückſicht genommen. Sie wußten, daß er kein Hebräiſch verſtund, daß ihm die Anekdoten von den alten Kirchenlehrern unbekannt waren, das hat er Ihnen geſagt, und Sie gebeten, ihn damit zu verſchonen. Und doch waren ſie ſo boshaft —

S. Boshaft?

D. Ja, ſo boshaft waren Sie, daß Sie ihn zwangen ein ganzes Kapitel aus dem Eſaias zu erklären, und ihn eine ganze Stunde mit dem Theodorus Mopsveſthenus herumhudelten, und bey jedem Fehler, den er begieng, bey jeder unrichtigen Antwort, die er gab, ihm Ignoranz vorwarfen. Darüber hat ſich der ehrliche Mann ſo geärgert, daß er gleich nach dem Examen krank niederfiel, und den andern Tag ſtarb. Mann — das haben Sie gethan! Iſt das auch chriſtlich, iſt das auch rechtſchaffen gehandelt?

S. Und Sie wollen die Ignoranz Ihres Bruders noch vertheidigen? Kann ich etwas dazu, daß er kein Hebräiſch, keine Kirchengeſchichte, nichts von alle dem gelernt hatte, was ein rechtſchaffner Geiſtlicher wiſſen muß?

D. So glauben Sie doch wirklich, daß man die Geſchicklichkeit eines Mannes zum Predigtamte, nach ſeinen Kenntniſſen, die er von der hebräiſchen Sprache und vom Theodorus Mopsveſthenus hat, beurtheilen müſſe?

S. Und wornach denn ſonſt? Iſt denn ohne Kenntniß der hebräiſchen Sprache nicht das ganze alte Teſtament ein verſchloßnes Buch?

D. Und hat man nicht ſchon Erklärungen genug davon, die man, ohne hebräiſch zu können, brauchen kann?

S. Ich weis wohl, daß die Neuern darauf ausgehen, die alte Barbarey wieder einzuführen.

Aber

Aber. Gott wirds verhüten! Ja, Gott wird ſich ſeiner Kirche erbarmen, und ſie gegen die Neulinge zu ſchützen wiſſen. Muß denn nicht, beſonders in den gegenwärtigen gefährlichen Zeitläuften, ein treuer Hirte das Saamenkorn vom Unkraute abzuſondern wiſſen, daß er ſeiner Heerde nicht Gift, ſtatt Speiſe, gebe? Und kann er das ohne die hebräiſche Sprache?

D. Und glauben Sie wohl, daß man ſchon beurtheilen kann, welche Erklärung richtig oder unrichtig iſt, wenn man ſich ein paar Jahre mit der hebräiſchen Grammatik geplagt hat?

S. Freylich nicht. Aber man muß das Hebräiſche ſtets, täglich, ja ſtündlich treiben. Denn es iſt eine heilige Sprache, in der Gott ſelbſt geredet hat.

D. Das heiſt, man muß ſich ungeſchickt machen, unter den Menſchen Nutzen zu ſtiften.

S. Wie verſtehen Sie das?

D. Ich denke, ein Prediger ſoll doch der Freund, der Rathgeber, ſeiner Gemeine ſeyn.

D. Nicht Freund, nicht Rathgeber ſoll er ſeyn. Was ſollen dieſe neuen Ausdrücke, unter die man leicht allerhand ſeelenverderbliche Irrthümer verſtekken kann? Hirte ſoll er ſeyn. Deswegen heiſt er Paſtor.

D. Gut! Hirte ſoll er ſeyn. Ein Hirte muß aber doch wohl Schafkenntniß haben. Er muß doch wohl wiſſen, wo es den Schafen fehlt, wenn ſie krank ſind, muß doch wohl wiſſen, wie er ſie lenken, von Krankheiten heilen, und gegen den Wolf ſchützen ſoll?

S. Ganz recht.

D. Und der Prediger iſt nicht ein Schafhirte, ſondern ein Menſchenhirte. Er muß alſo nicht Schaf- ſondern Menſchenkenntniß haben. Er muß können Rath geben, wie Eltern ihre Kinder ziehen, wie der Zornige ſeine Leidenſchaft beherrſchen, der Wollüſtige von ſeinen Ausſchweifungen abgebracht, der Bekümmerte beruhigt, der Betrübte getröſtet werden kan, wie Misverſtändniſſe beygelegt werden müſſen; wie ſich ſeine Pfarrkinder bey den Pokken, bey dem Zahnen ihrer Kinder, bey Epidemien, in hyſteriſchen und hypochondriſchen Zufällen, zu verhalten haben.

S. Es iſt ſchrecklich! es iſt ſchrecklich! Wo doch die Neuern noch hingerathen werden. Gott ſtehe uns bey! es ſind die letzten Zeiten.

D. Denn der Menſch iſt nicht ein Geiſt, ſondern ein Menſch; ein Geiſt, mit dem Körper vereinigt. Es kann daher niemand den Geiſt beſſern und heilen, wer nicht auch den menſchlichen Körper kennt.

S. Es iſt ſchrecklich! Es iſt ſchrecklich!

D. Daher lehrte unſer Erlöſer nicht nur die Menſchen, ſondern er ſpeiſte ſie auch und machte ſie geſund.

S. Es iſt ſchrecklich! Es iſt ſchrecklich!

D. Und wer weder den Geiſt noch den Körper des Menſchen kennt, der iſt ganz ungeſchickt ein Hirte der Menſchen zu ſeyn, und wenn er die hebräiſche Bibel hundertmal, mit und ohne Punkte, geleſen hat, und die ganze Grammatik auswendig kann. Ein Miethling iſt er, der die Schafe weidet, um ſie ſcheeren und melken zu können.

S. Es iſt ſchrecklich! Es iſt ſchrecklich! Alſo halten Sie wohl nichts von den Gnadenmitteln — wollen die Menſchen blos mit Vernunft —

D. Ich halte viel von den Gnadenmitteln, aber man muß ſeine Vernunft reinigen, man muß recht geſunden Menſchenverſtand haben, um ſie bey andern brauchen zu können, ſonſt ſtiftet man eben ſolch Unglück damit, wie ein Quackſalber, der mit den herrlichſten Arzneyen die Leute zu Tode curirt Und Menſchenverſtand bekömmt man warlich über der hebräiſchen Grammatik nicht. Ich denke noch immer mit Betrübniß daran, daß ich vier Jahre meines Lebens mit den morgenländiſchen Sprachen verderbt habe. Dieß iſt eine von meinen größten Jugendſünden.

S. Es iſt ſchrecklich. Da wollen Sie alſo mit dem geſunden Menſchenverſtande die Menſchen bekehren, und halten nichts von der Erleuchtung des heiligen Geiſtes?

D. Vielleicht mehr als ſie; aber was iſt denn die Erleuchtung?

S. Die Anzündung eines Lichtes in unſerm verfinſterten, in Dunkelheit wandelnden, Verſtande.

D. Und wodurch wird das angezündet?

S. Und das wiſſen ſie nicht einmal? ein Prediger in der Stadt weis noch nicht, was Cauſſa efficiens minus principalis illuminationis ſey?

D. Was Beyer und Quenſtedt davon ſagen, weis ich wohl; ich wollte aber gern ihre Meynung wiſſen.

S. Sie glauben alſo wohl gar, daß ich anders denke, als dieſe alten, ehrwürdigen, durch

Kreuz und Trübſal bewährten Männer? Cauſſa efficiens illuminationis, minus principalis, eſt verbum Dei, das Wort Gottes.

D. Und wo iſt denn das Wort Gottes?

S. Es iſt ſchrecklich! es iſt ſchrecklich! ſolche naturaliſtiſche, indifferentiſtiſche Fragen von einem Geiſtlichen. Suchen ſie vielleicht das Wort Gottes wo anders, als in der Bibel?

D. Ich weis, daß das Wort Gottes in der Bibel iſt. Spricht Gott aber nicht auch mit uns durch die Natur?

S. Ja, die Natur, die Natur! unſere Theologen wiſſen nichts von der Natur, die reden nur immer von der Gnade.

D. Unſer Erlöſer ſpricht deſtomehr von der Natur, zeigt mit Fingern auf ſie, und ſagt den Menſchen, daß ſie ſie betrachten, daß ſie die Vögel des Himmels, die Blumen des Feldes, die Weinſtökke und Feigenbäume anſehen, und von ihnen lernen ſollen.

S. Man ſieht wohl, wohin die Natur die Menſchen führe, an den blinden Heiden, die die Götzen verehrten, und gegen einander in böſen Lüſten entbrannten.

D. Das macht, weil ihre Prieſter ihre Augen blendeten, und ihre Ohren betäubten, daß ſie das Schöne in der Natur nicht ſehen, und ihre Stimme nicht vernehmen konnten. Ihre Wälder machten ſie zum Aufenthalt der Faunen, ihre Flüſſe zur Wohnung der Nymphen, faſt jedes Thier und jede Pflanze heiligten ſie irgend einer Gottheit, dadurch brachten ſie es denn ſo weit, daß die Menſchen ſich eben ſo wenig trauten in die Geheimniſſe der Natur einzudringen, als ein Kind es wagt, eine Maus anzurühren, wenn die Mutter ihm geſagt hat, daß ſie Gift im Schwanze habe. Nachdem der Prieſter-Deſpotismus ſeine Kraft verlohren und man angefangen hat, die Natur zu ſtudiren, ſind die Menſchen wirklich erleuchteter geworden, des Teufels Werke ſind zerſtört, Hexen und Geſpenſter ſind verſchwunden, es iſt alles menſchlicher und toleranter geworden, diejenigen ausgenommen, die, ſtatt der Natur, Dogmatik und die hebräiſche Grammatik ſtudiren. Und wenn das alles wahr iſt, warum haben Sie denn meinen Bruder nicht über ein einziges Kapitel aus der Natur befragt?

S. Was Natur, was Natur! Ich bin kein Naturaliſt. Ich halte mich einzig und allein an Jeſum.

D. Hielten Sie ſich an Jeſum, ſo würden Sie ſeine Werke thun. Doch ich will Sie nicht beleidigen. Sie ſind von ihrer Jugend an der Natur entriſſen, und hinter die Bücher geſteckt; es iſt Ihnen geſagt worden, daß die Entziehung von der Natur und das Studium der Bücher etwas verdienſtliches ſey, deswegen iſts ihnen eben ſowohl zu verzeihen, daß Sie von der Natur gar nichts wiſſen, als ich es einem Juden vergebe, wenn er das neue Teſtament nicht geleſen hat. Wenn ſie die nur nicht haßten, und verfolgten —

S. Was reden Sie da von Haß und Verfolgung? Wer haßt und verfolgt?

D. Daß Sie haſſen und verfolgen, das will ich nun geradezu nicht behaupten, aber todtexaminiren Sie doch diejenigen, die auf einem andern Wege, als dem, den Sie betreten haben, ſich aufzuklären ſuchen. Und wenn ja von berühmten Männern etwas ſollte gefragt werden, warum brachten Sie denn die ganze Zeit mit dem Theodorus Mopsveſthenus zu, und fragten gar nichts von Weiſſe, Campe, Rochow —

S. Was, was ſind das für Leute? in welchem Winkel haben ſie gelebt? In meiner Kirchengeſchichte ſteht nichts von ihnen. Iſt das vielleicht

leicht der Weiſſe, der den politiſchen Redner geſchrieben hat?

D. Die Männer kennen Sie nicht einmal? Es ſind ja Pädagogen.

S. Ey was gehn mich denn die Pädagogen an? Am Ende verlangen Sie von mir gar, daß ich bey meinen Candidaten nach den berühmteſten Comödianten fragen ſoll. Pädagogen hin, Pädagogen her, meine Geiſtlichen ſollen nicht Pädagogen, ſondern Theologen werden.

D. Und warum fragten Sie denn nicht nach Jeruſalem. —

S. Habe ich nicht darnach gefragt? Habe ich nicht gefragt nach dem Schafthore, und dem Miſtthore und nach allen Thoren, die an Jeruſalem waren?

D. Ich meyne den Abt Jeruſalem. Und warum fragten Sie denn nicht nach Spalding, Teller, Lüdeke, Steinbart, Zollikofer, Seiler, Röſſelt, Niemeyer, Miller, Hufnagel, Roſenmüller, Fedderſen, Leß, Griesbach, und nach ſo manchen andern rechtſchafnen, aufgeklärten, Theologen, mit denen Gott jetzo Deutſchland geſegnet hat? Und fragten immer nur nach den Theodorus Mopsveſtenus?

S. Das ſind alles Neuere. Und den Neuern iſt nicht zu trauen, die haben alle den Schalk im Herzen —

D. Sie ſind ja aber auch ein neuer, und Theodorus Mopsveſtenus iſt auch ein neuer geweſen.

Fortſetzung.

Die Unterredung wurde unvermuthet unterbrochen durch ein Frauenzimmer, das in Trauerkleidern in die Stube trat. Ohne Complimente, ohne auf uns Mannsperſonen ein Auge zu wenden, ſtürzte ſie ſogleich in der Predigerin Arme, und ſchluchzte: meine Beſte! und dann wieder an Henriettens Hals, und ſchluchzte — Henriette! ich — ich kann nicht mehr.

Sie wurde mit einem Thränenguſſe empfangen, der Diakonus ſchloß ſie in ſeine Arme, und ſagte: Liebes, duldendes Mädchen! ich wollte Sie tröſten, wenn Sie ruhig genug wären, Troſt zu hören — tröſten Sie ſich unterdeſſen mit uns — ſehn Sie, wir alle leiden.

Sie wand ſich los, ging wie gedankenlos umher, und ſagte: ja Sie leiden — Sie haben — einen Freund — einen Bruder verlohren, aber ich (hier gerieth ſie in eine Art von Begeiſterung)

rung) ich habe alles, alles, meinen Ludwig — meinen Rollow — meinen Bräutigam — ach, Gott erbarme dich! ich habe alles verlohren!

Mit dieſen Worten fiel ſie an den Superintendenten, faßte mit ihrer Hand die ſeinige, den einen Arm ſchlang ſie um ſeinen Hals, und ihre Wakke drückte ſie an die ſeinige.

Sie können leicht denken, in welcher Verlegenheit wir alle über dieß Mißverſtändniß waren, in dem ſich das unglückliche Mädchen befand, und doch war Niemand entſchloſſen genug, ein Mittel zu finden, ſie aus dieſem Mißverſtändniſſe zu reiſſen. Niemand aber war verlegner, als der Superintendent. Er zog ſogleich ſeine Hand zurück, und hielt ſie nebſt der andern auf den Rükken, weil er ſie vermuthlich für zu heilig hielt, als daß ſie durch den Druck einer Mädchenshand entweihet werden dürfte. Das half ihm aber nichts. Das Mädchen ſchlang nun beyde Arme um ſeinen Hals, druckte ihn herzlich an ihre Bruſt, und ſagte: Lieber Mann! Troſt! Troſt! Ach Troſt, ich erliege unter meinem Jammer.

Er mochte es wohl fühlen, daß er den Titel: lieber Mann, nicht annehmen dürfe. Er trat alſo ein paar Schritte zurück, und das Mädchen ein paar Schritte vorwärts. Er reuſperte ſich etliche mal, und das Mädchen bemerkte es nicht. Endlich ſagte er: Jungfer Menzerin, begreifen Sie ſich doch!

Auf einmal erwachte ſie aus ihrem Irthume, fuhr zurück, ſperrte die Augen weit auf, und ihre Traurigkeit verwandelte ſich in Wuth!

Was, was, ſagte ſie, ich glaube wirklich, ſie ſind — nun Sie ſind noch ſo frech in dieß Haus zu treten, das Ach und Weh und Zeter über ſie ſchreyt? Mörder!

Nie habe ich mehr Wuth in einem weiblichen Geſichte geſehen, als dießmal. Und das Wort, Mörder, wurde vielleicht noch nie ſo ſchrecklich ausgeſprochen, als dießmal. Das Stampfen ihres rechten Fuſſes, das Niederſchlagen mit der rechten Hand, die aufſchwellenden Lippen, die geradeweg ſtarrenden Augen, in denen auf einmal alle Thränen vertrocknet waren, alles ſprach: Mörder!

Mir fuhr es eiskalt über die Haut, die ganze Geſellſchaft ſtund verſtummt da, und der Superintendent war betäubt.

Der Diakonus faßte ſich zuerſt, ſchlang brüderlich ſeinen Arm um das Mädchen, drückte ihre

Hand, und bat ſie, ſich zu faſſen; ſie wiſſe ja, wie weit übereilter Zorn den Menſchen verleiten könne. —

Das weis ich, das weis ich, liebſter Herr Bruder! mein Ludwig hat mich ſchon Faſſung gelehrt. Ich hätte ihn wollen an meiner Seite ſterben ſehen, und hätte mich faſſen wollen; ich hätte mein Haus wollen verbrennen ſehen, und in der verſchloßnen Kammer, in ruhiger Faſſung, das Zuſammenſtürzen der lodernden Dekke erwarten. So viel hat mich mein Ludwig gelehrt. Ja, das hat er. Dort in der Laube auf ſeinem Dorfe. Oh! — Aber mich faſſen — wenn mein Freund — mein Lehrer, mein Bräutigam an meiner Seite ermordet — Ha! (hier ſtieß ſie ihn zurück und rennte wieder dem Superintendenten unter die Augen.)

Und welche Miſſethat habe ich begangen? Mann! reden Sie! — Was iſt mein Verbrechen, daß Sie mich ſo barbariſch behandelt, und mir meine Lebensfreuden alle, alle, alle entriſſen haben? Reden Sie!

S. Ich weis gar nicht, was ſie wollen.

M. Das iſt eine alberne Antwort. Was hat mein Rollow verbrochen? War er ein Ehebrecher?

brecher? ein Verläumder? Hat er je den Betrübten ohne Troſt gelaſſen? Gieng vielleicht der Dürftige von ihm ohne Hülfe? Was hat er gethan — reden Sie! reden Sie, wenn ſie können!

S. (huſtet)

M. Wie er verſtummt, vor den Vorwürfen eines armen Mädchen. Was wirſt du erſt antworten, Heuchler! wenn du vor den Weltrichter kommen wirſt; wenn er Rollows Blut von deiner Hand fordern wird? Was hat Rollow verbrochen? Reden Sie!

S. Ich weis, ich weis gar nicht, was das ſeyn ſoll? er konnte kein Hebräiſch, keine Kirchengeſchichte.

M. Was Hebräiſch, was Wiſchwaſch da! die hebräiſchen Prediger ſind nicht immer die beſten. Er konnte aber Kinder unterrichten, Herr Superintendent, und konnte den Menſchen guten Rath geben und ſie tröſten, und armen Kindern Erziehung verſchaffen, und ſo ein eitles Mädchen, wie ich ſonſt war, zur geſunden Vernunft zurückbringen. Herr! ein eitles Mädchen zur geſunden Vernunft zurückführen, iſt wohl was beſſers, als aller Wiſchwaſch, von dem Sie ſprechen.

S. Wenn er ſie nur auch zur Chriſtin gemacht hätte.

M. Was reden Sie da von Chriſtin? Sind Sie ein Chriſt?

S. Das bin ich.

M. Sie, ein Chriſt? (Sie wandte ſich weg, ſtreckte ihre gefaltenen Hände gen Himmel, ging in der Stube auf und ab:) Der Mann ein Chriſt? Der Rachgierige ein Chriſt? Der Neidiſche ein Chriſt? Der Boshafte ein Chriſt? Der Mörder ein Chriſt? Ich bin keine Chriſtin (indem ſie wieder auf ihn losging) keine Chriſtin bin ich, wenn Sie ein Chriſt ſind. Ich mag nicht in dem Himmel ſeyn, wo Sie ſind.

Wir traten alle um ſie, und ſuchten ſie zu beſänftigen; der Diakonus zog ſie mit einiger Gewalt zu ſich auf das Kanapee, und der Superintendent trat ganz ſtillſchweigend ab.

Bis nach Mitternacht hatten wir mit dem Mädchen zu thun, ehe wir es nur einigermaßen beſänftigten. Nachdem ſie noch einige heftige Worte gegen den Superintendenten ausgeſtoßen hatte, ſo brach ſie in das Lob ihres Rollow aus. Es war freylich Sprache der Leidenſchaft; wenn aber nur die Hälfte von dem, was ſie von ihm ſagte, wahr war, ſo mußte er der edelſte, liebenswürdigſte Mann ſeyn, unter deſſen Aufſicht ſich eine Horde Barbaren in Chriſten würden verwandelt haben. Und ſo einen Mann, bis zum Todtärgern, öffentlich beſchimpfen, weil er kein Hebräiſch, und die Schnurrpfeifereyen der vorigen Jahrhunderte nicht wußte — das iſt doch ſchrecklich. Und wenn ich mit kaltem Blute die Sache überlege, ſo finde ich in alle den harten Vorwürfen, die das erbitterte Mädchen dem Superintendenten machte, nichts Ungegründetes.

Ich führte ſie zu ihrer Schweſter nach Hauſe.

Auf dem Wege fing ich an mich zu beſinnen, was ich zu ihrem Troſte ſagen wollte. Ich wurde aber der Mühe überhoben, durch drey betrunkene Studenten, die uns ſo inſultirten, daß wir Traurigkeit und Troſt und alles vergaßen, und froh waren, daß wir das Haus ihrer Schweſter erreichten, ohne weiter gemißhandelt zu werden.

Ihre Schweſter iſt die Räthin Namur. Sie war noch auf, und empfing uns mit rothen Augen.

Kömmſt du, ſagte ſie, unglückliches Mädchen? du ſcheinſt ja ruhig zu ſeyn. Thuſt auch wohl daran — wenn es keine ſchwerere Leiden gäbe, als ſeinen Geliebten begraben ſehen. — —

Ihre Thränen unterbrachen ſie. Sie ſchluchzte zwar noch etwas her, das ich aber nicht verſtehen konnte. Vielleicht hätte ich noch etwas verſtanden, wenn ich länger hätte verziehen wollen — denn die Frau war aus aller Faſſung. — Aber das Mädchen ſahe mich an — ich verſtund es — und ging fort.

Barmherziger Gott! wie viel Jammer wohnt auf der Erde, die du gemacht haſt!

Carl.

Fünfter Brief.

Carl an den Oberſten v. Brav.

Grünau, den 1ſten Sept.

Ich bin auſſerordentlich unruhig, liebſter Herr Vetter! denn noch immer iſt mein Schickſal unentſchieden, noch immer iſt es zweifelhaft, ob ich in Henriettens Armen der glücklichſte Mann werden, oder ob ich lebenslang ihren Verluſt betrauern ſoll. Meine Mutter hat den Brief, in dem ich ihr meine Liebe zu Henrietten gemeldet

habe,

habe, noch nicht beantwortet; ihr Vater will ſeine Einwilligung zu meiner Verbindung mit ihr durchaus nicht geben, und der Diakonus wird immer zurückhaltender gegen mich, jemehr ſich Schwierigkeiten finden. Er runzelt ſogar die Stirne, ſo oft ich ſie beſuche, und hat mir noch nicht erlaubt einen Spatziergang mit ihr zu thun. Selbſt die Spatzierreiſe nach Richmanns Garten, zu welcher die Helwingin den Plan gemacht hatte, iſt bis jetzo unterblieben. Henriettens Vater verlangte ſogar, daß ſie nach Koldingen zurückkommen ſoll. Und ſie verſichert, daß die Rückreiſe nach Koldingen die Reiſe zu ihrem Tode wäre, indem ſie gewiß wüßte, daß ſie dort, durch ihrer Tante Bosheit, würde hingerichtet werden. Bedauren Sie mich, lieber Herr Vetter?

Geſtern iſt Zelnik von hier abgegangen. Ich vermuthe, daß er die Helwingen nachholen wird, denn er liebt ſie ſehr, hat auch bereits ein Amt in ſeiner Vaterſtadt, und da er ſchon das vier und zwanzigſte Jahr zurückgelegt hat, ſo iſt er ja auch wohl zum Eheſtande reif.

Es begleiteten ihn gegen dreißig ſeiner Freunde und Landsleute, und ich war auch dabey. Denn ich habe ihn ſehr lieb gewonnen, weil ich immer mehr von ſeiner Rechtſchaffenheit überzeugt wurde, je näher ich ihn kennen lernte.

Den Vormittag, ehe die Reiſe vor ſich gieng, hatte ich noch Gelegenheit einer ſonderbaren Feyerlichkeit beyzuwohnen. Es kam mir, da ich eben ausgehen wollte, ein großer Schwarm Leute entgegen, und da ſie näher kamen, ſahe ich, daß es das ehrbare Mezgerhandwerk war, welches einen gemäſteten Ochſen, ein Schwein, ein Kalb, und einen Schöps führte, die alle, mit Kränzen umwunden, und dazu beſtimmt waren, daß ein Mezgergeſelle ſein Probeſtück daran machen, und ſich dadurch zum Meiſterrechte legitimiren ſollte. Ihm lief eine Menge Leute, beſonders Kinder, nach, um zu ſehen, wie der junge Mann ſeine Sachen machen würde.

Ich lief ſelbſt mit, weil mir die Feyerlichkeit ganz neu war. So bald man im Hauſe des Obermeiſters angekommen war, ſo mußte der Geſelle erſt taxiren, wie ſchwer jedes Stück dieſes Schlachtviehes wäre, dann mußte er jedes ſchlachten und zubereiten, und die Meiſter gaben genau darauf Achtung, ob er auch alles nach den vorgeſchriebnen Regeln machte.

Dieß alles ſchien mir ſehr vernünftig. Denn aus ſo einem Probeſtücke konnte man doch beurtheilen, ob ein junger Menſch die nöthige Geſchicklichkeit zu dem Geſchäfte, dem er ſich gewidmet hatte, habe oder nicht.

Ich eröfnete hierüber meine Gedanken einem Studenten, der neben mir ſtund, und ſagte: Dieß Probeſtück hat mir noch beſſer gefallen, als die Examina der Gelehrten. Denn die Gelehrten fragen, ob die Candidaten Dinge, die mit den Geſchäften, zu denen ſie beſtimmt ſind, oft in gar keiner Verbindung ſtehen, wiſſen, die Mezger ſehen aber zu, ob ihre Geſellen das, was zu ihrem Handwerk nothwendig gehört, können. (Ich dachte noch an das Hebräiſche und an den Theodorus Mopsveſtenus).

Der Student war aber ganz anderer Meynung. Er zog den Mund höhniſch, und ſagte: Was das für ein närriſcher Einfall iſt. Ich habe während der ganzen Arbeit mich geärgert. Da arbeitet nun das dumme Hottentottenvolk immer ſo mechaniſch fort, wie's es vom Großvater und Vater geſehen hat, und keiner traut ſich einen Schritt weiter zu gehen. Fragen Sie einmal ſo einen Kerl vom Urſprunge des Mezgerhandwerks, vom Verhältniſſe der Kraft zur Wirkung, und ich will auf der Stelle des Teufels ſeyn, wenn er Ihnen ein Wort antworten kann. Wenn ich Einrichtungen machen dürfte, ſo ſollte alles bald eine andere Geſtalt bekommen. Da wollte ich, z. E. Leute expres dazu beſtellen, daß ſie jungen Mezgern Unterricht gäben. Da müßten die Kerls pro primo lernen, eine kurze Geſchichte des Mezgerhandwerks, damit ſie doch nicht ganz wie das Rindvieh aufwüchſen, ſondern doch wenigſtens einige Kenntniß hätten von den berühmteſten Mezgern, die in den verſchiedenen Jahrhunderten gelebt haben, ihrer Herkunft und ihren Schickſalen, und von den verſchiedenen Revolutionen, die bey ihrem Handwerke vorgefallen ſind; pro ſecundo, müßten ſie Geographie lernen, damit ſie doch wüßten, ob ſie die Pohlniſchen Ochſen und die Böhmiſchen Schweine zu Waſſer oder zu Lande holen ſollten: ob ſie zum Koldinger oder Perlewitzer Thore hinaus müßten, wenn ſie nach Pohlen oder Böhmen wollten; pro tertio, müßten ſie doch Kunſtgeſchichte lernen, daß ſie doch wüßten, wer das Beil und das Meſſer erfunden hätte; pro quarto, müßten ſie Anatomie hören, daß ſie doch die verſchiedenen

Theile des Viehes benennen, und ihre Beſtimmung angeben könnten; pro quinto, Metaphyſik, damit ſie Kraft und Wirkung unterſcheiden lernten, et caetera, et caetera. Das müßte andere Mezger geben. Was meynen Sie?

J. Aber mit alle dem würden Sie nicht lernen Wurſt und Schinken machen, und das Fleiſch einpökeln.

St. Poſſen, das giebt ſich alles von ſelbſt. Wurſt, Schinken machen, Fleiſch einpökeln! was iſt denn das? das kann ja jeder Narre.

J. Können Sie es denn?

St. Warum nicht? Warum nicht?

J. Ich möchte von Ihrer Wurſt- und Schinkenfabrik nichts eſſen. Ich glaube, jede Geſchicklichkeit muß durch Uebung erlangt werden. Und deswegen halte ich den Unterricht, den die Mezger ihren Jungen geben, für ſehr vernünftig, weil dieſe eine beſtändige Uebung iſt. Und der beſte Mezger iſt mir der, der das beſte Fleiſch hat, und die beſten Würſte und Schinken macht. Uebrigens liegt mir nichts daran, ob er die Geſchichte ſeiner Kunſt und Metaphyſik wiſſe, oder darinne ein Ignorant ſey. Leben Sie wohl!

Es giebt doch ſonderbare Leute in der Welt!

Fortſetzung.

Es war hohe Zeit, daß ich das Geſpräch abbrach. Denn da ich vor Zelnicks Haus kam, ſaß ſchon die ganze Geſellſchaft, theils in Wagen, mehrentheils aber zu Pferde. Ich ſchwung mich ſogleich auf mein Pferd, welches mir der Auswuchs von Menſchen wieder hielt, von dem ich Ihnen ohnlängſt geſchrieben habe, und kaum ſaß ich, ſo gab Cronfeld, der den Trupp anführte, ſeinem Pferde die Spornen, galloppirte, und die ganze Geſellſchaft galloppirte auch mit. Ich ſtund aber Todesangſt aus, denn alle Straßen waren voll kleine Kinder, die immer mit genauer Noth den rennenden Pferden ausweichen konnten, ſo daß ich immer beſorgte, daß ein Kind todt geritten würde.

Meine Beſorgniß war auch nicht ungegründet. Denn da wir in die Koldinger Straße reiten wollten, kam eine alte Frau gegangen, die einen Tragkorb mit Gemüſe auf dem Rükken hatte, und ihre zitternden Glieder auf einen Stab ſtüzte. Sie ſpannte alle ihre Kräfte an, um dieſem wilden Heere auszuweichen, das gröſtentheils betrunken war, aber umſonſt. Des einen Pferd ſtieß an ihren Korb, und warf das arme Weib um. Sogleich hielt ich mein Pferd an, und dreye von der Geſellſchaft thaten es ebenfalls. Wir ſchrien: halt! halt! Aber Cronfeld rief: laßt die alte Hexe liegen ins T. Namen! und die übrigen klatſchten und wollten ſich vor Lachen ausſchütten.

Wir viere ſtiegen aber ab, und hoben das arme Weib auf. Es weinte, hatte aber, zum größten Glück, keinen weitern Schaden genommen, als ſich die Naſe blutig gefallen, und ihr Gemüſe ausgeſchüttet, welches die Pferde zertreten hatten. Jeder von uns gab ihr ein kleines Geſchenk an Gelde, dann ritten wir langſam weiter.

Bis wir zur Stadt hinaus waren, verbarg ich meinen Unwillen. Kaum aber waren wir vor das Thor, ſo brach er aus.

Das iſt doch, ſagte ich, unverantwortlich, daß Leute, die ſich verfeinerter Sitten, und eines verfeinerten Geſchmacks rühmen, ſich ſolche Ungezogenheiten erlauben, die man kaum dem niedrigſten Pöbel verzeiht.

Was willſt du da für Aufhebens machen, antwortete der, der neben mir ritt. Das iſt ja nur ein Bagatell. Und fieng nun an eine Menge noch größern Abſcheulichkeiten zu erzählen, die man kaum unter Matroſen ſucht.

Mir ſchaudert die Haut, wenn ich noch daran denke, und obſchon dieſe Abſcheulichkeiten nur dem Auswurfe der Akademien zur Laſt gelegt werden können, ſo iſt es doch ſchon traurig, daß ſolcher Auswurf, der ſehr leicht alles, was um ihn iſt, anſteckt, ſich auf Akademien befindet.

Wozu ſoll denn alle dieß moraliſiren? ſagte ein gewiſſer Helwitz, mit ſatyriſchem Blikke. Alles das achtet der Burſche nicht. Die Moral, die ihr hier predigt, gehört für Philiſter; aber der Burſche ſetzt ſich darüber hinaus. Die akademiſche Freiheit iſt das größte Kleinod, über welches ein ächter Muſenſohn wachen muß. Denn wenn man uns dieſe nähme, was hätten wir denn vor andern jungen Leuten voraus? Daher erfordert der akademiſche Patriotismus, von Zeit zu Zeit einen Exces zu begehen, und ſich ſo in ſeinen Freyheiten zu behaupten. Und was redet ihr da vom Anſtändigen und Unanſtändigen? Laßt unſere Landesregierungen darüber urtheilen! Und dieſe werden die Sache immer zu unſerm Vortheile entſcheiden. Die Perſonen, die auf die wichtigſten Aemter im Staate Anſpruch machen dürfen, die ſind wir. Wir werden die Lehrer, die Aufklärer, die Geſetzgeber der Nation, wenn unſere burſchikoſe Lebensart uns auch Geſundheit, Gewiſſen und Ehre geraubt hätte. Das erkennen unſere Väter des Vaterlands für Recht; warum wollt ihr jungen Männerchen denn von den kleinen Irregularitäten des Burſchenlebens ſo vieles Aufheben machen?

Unter dieſen Geſprächen kamen wir bey dem Dorfe an, wo wir uns, nach getrofner Verabredung, von Zelnicken trennen wollten. Wir waren ſo langſam geritten, daß Zelnick ſchon bey unſerer Ankunft mit Abſchiednehmen beſchäftigt war. Er umarmte mich zärtlich, und verſicherte mich von beſtändiger Fortdauer ſeiner Freundſchaft.

So ſehr ich dadurch gerührt war, ſo ſehr befremdete es mich, daß Cronfeld auch Abſchied nahm, ohnerachtet ich nicht das Geringſte davon wußte, daß er von hier gehen würde. Ich bezeugte einigen andern meine Befremdung über dieſen unvermutheten Entſchluß; die lachten aber, und ſagten, ich ſollte es nur gut ſeyn laſſen, es wäre alles gar wohl überlegt worden.

Nachdem er alle umarmet hatte, taumelte er auch auf mich los, und ſagte: nun lieber heiliger Carlsberg!

Es entſtund ein allgemeines Gelächter; ich trat betreten zurück, und ſagte: das kann ich nicht annehmen; ich habe nie auf den Ruhm eines Heiligen Anſpruch gemacht, ich habe mich nur immer beſtrebt, ein ehrlicher, rechtſchafner, Mann zu ſeyn, und der bin ich.

C. Nu! nu Närrchen, wirſt doch nicht auf einmal ſo grimmig werden? Lieber heiliger Carlsberg! (hier hieng er an meinem Halſe) leb wohl, und bitte für mich armen Sünder.

J. Da müßte ich viel zu beten haben, wenn ich einem ſo armen, elenden, Sünder Verzeihung auswirken wollte.

Mit dieſen Worten wandte ich mich unwillig um, gieng in das Wirthshaus, ließ mir ein beſonderes Zimmer geben, und beſtellte mir Kaffee. Bey dem Wenden hörte ich, daß einige Cronfelden aufzuhetzen und zu bereden ſuchten, ich habe ihn tuſchirt. Der war aber ſo betrunken, daß er keine Kraft mehr hatte, Händel anzufangen.

Sobald ich in das Zimmer trat, warf ich mich voller Verdruß auf den erſten Stuhl, den ich fand, und dachte nach über burſchikoſes Leben und Denken, wurde aber gar bald in meinen Gedanken durch ein Mädchen unterbrochen, die den beſtellten Kaffee brachte. Biſt du ſo allein, mein Schätzchen? ſagte ſie, als ſie den Kaffee hinſetzte.

Dieſe unerwartete Dreuſtigkeit, von einem Mädchen, war mir ſo auffallend, daß ich auf einmal wieder zu mir ſelbſt kam, und ihr, vielleicht freundlicher, als ich hätte thun ſollen, antwortete: wie Du ſiehſt.

M. Haſt mir gewiß Grillen.

J. Kann wohl ſeyn.

M. Soll ich ſie dir etwa vertreiben? (hier hatte ſie ſchon meine Hand gefaßt, und ſah mich mit unbeſchreiblich üppigem Blikke an.)

J. Das kanſt Du doch nicht.

M. Wollen es verſuchen. (Hier ſaß ſie ſchon auf meinem Schooße, und ſtreichelte mir ſehr wollüſtig die Bakken.)

J. (Ich war betäubt, faßte mich aber doch, und ſagte dem Mädchen: du kömmſt unrecht an.

M. Unrecht? Närrchen! was haſt du von deinen Grillen? wirſt ja nicht ſo böſe ſeyn.

J. (Nahm meine Kräfte zuſammen, ſprang auf und ſtieß ſie zurück.) Laß mich gehen, ſagte ich, du kömmſt unrecht an.

Mit dieſen Worten lief ich nach der Thür, um mich zu entfernen. Dieſe Dirne war aber ſo frech, daß ſie ſich vor die Thür ſtellte, und ſagte: ſo geſchwinde kömmſt du nicht fort. Da ich ſie mit Gewalt zurückziehen wollte, fieng ſie an mit mir zu ringen, und ſagte: wollen doch einmal ſehen, wer über den andern Herr wird.

Da ich in dieſer Lage mein Lebtage noch nicht geweſen war, und itzo das erſtemal darein gerieth, ſo war ich aus aller Faſſung, und wußte gar nicht, was ich thun ſollte. Das kürzeſte Mittel wäre freylich geweſen, die Dirne bey der Gurgel zu faſſen und hinauszuwerfen. Ich weis aber nicht. ob es uns möglich iſt, eine Weibesperſon, die uns durch Bosheit und Grobheit nicht geradezu in Zorn gejagt hat, ſo zu behandeln. Wenigſtens ich konnte es nicht.

Ich wand mich alſo los, legte mich ans Fenſter, ſammlete meine Gedanken ſo gut, als in der Geſchwindigkeit möglich war, verwandelte meine unzeitige Freundlichkeit in Ernſt, dann kehrte ich mich wieder zu ihr, und ſagte: Haſt du auch ſchon bedacht, was aus dir werden wird?

M. (Mit einem hellen Gelächter) und was denn?

J. Haſt du auch ſchon bedacht, was aus dir werden wird?

M. (etwas erſchrokken) Und was denn?

J. Haſt du auch ſchon bedacht, was aus dir werden wird?

M. (außer aller Faſſung, mit niedergeſchlagenen Augen) Ich weis gar nicht, was ſie haben wollen. Was? was denn? was ſoll denn aus mir werden?

J. Sind nicht vor dir andere Mädchen in dieſem Hauſe geweſen?

M. Freylich wohl.

J. Und haſt du nicht gehört, was aus ihnen geworden iſt?

M. (Schwieg und beſah ihre Nägel.)

J. Iſts nicht wahr, ſie ſind alle krank und elend aus dieſem Hauſe gekommen? ſind andern Menſchen ein Scheuſal geworden? haben in der ſchrecklichſten Schande ihr Leben beſchließen müſſen?

M. (fieng an zu weinen)

J. Und (in einem ſehr ernſthaften Tone) du unglückliches Geſchöpf kannſt doch eine Lebensart wählen, die dich ganz gewiß in eben dieſen Jammer ſtürzen wird? Kannſt deinen jungen Leib ſo zu Grunde richten? Und hätteſt einen braven

Mann bekommen, und Mutter von vielen Kindern werden können?

M. (Laut weinend) Wenn mir das wäre vor ſechs Jahren geſagt worden — aber nun hilft doch alle das Reden nichts.

J. Das hätteſt du ja aber vor ſechs Jahren wiſſen ſollen.

M. Hum! was hilft denn das Wiſſen, wenn man verführt wird. Ich bin ſo ein ehrliches Mädchen als eines geweſen, aber wie's ſo geht.

J. Und wie iſt es denn gegangen?

M. Ich war erſt achtzehn Jahr alt, da mir Vater und Mutter ſtarben. Da nährte ich mich mit der Nähnadel, und verfertigte Kleidungsſtükke für die Weibesleute und Kinder. Aber das Bischen Brod gönnte man mir nicht. Die Schneider verklagten mich deswegen, da wurde mir Scheere und Bügeleiſen weggenommen, und mir bey fünf Thaler Strafe verboten keine Schneiderarbeit mehr zu treiben. Was ſollte ich denn nun anfangen? Alle Arbeiten, die für die Weibſen gehören, haben ja die Männer an ſich geriſſen, und das, was ein Weibſen noch arbeiten kann, wird ſo erbärmlich bezahlt, daß man nicht das Salz daran hat. Da mußte ich mich halt vermiethen. Kam ſchön an, daß Gott im hohen Himmel erbarme! Mein Herr gieng mir auf allen Tritten und Schritten nach, ſo lange bis er mich daran kriegte. Es währte nicht lange, da kam ich in andere Umſtände. Da war es ihm angſt; er dachte, die Frau möchte es erfahren, und docterte ſo lange an mir, bis daß er es abtrieb. Seine Frau mochte wohl merken, wie viel es geſchlagen hatte, die warf mich aus dem Hauſe. Nun ſagen ſie mir einmal, was ich hätte thun ſollen? Zu leben hatte ich nichts? zu verlieren hatte ich auch nichts mehr, Ehre und Gewiſſen war weg. Und wenn das weg iſt, (hier ſchnipte ſie mit dem Finger,) ſo hole der Henker alles Uebrige.

J. Biſt du denn raſend? kannſt du dich nicht noch beſſern, und wenigſtens deine Geſundheit retten.

M. Geſundheit, das Gott erbarme, damit hat ſichs ausgerettet.

J. Du biſt doch nicht angeſteckt?

M. „Hum! lange ſchon.„

J. Angeſteckt biſt du? und haſt mich verführen und auch anſtekken wollen? Teufel von Mädchen!

M. Ho! Ho! nur nicht ſo hitzig! ich muß doch wohl etwas verdienen, daß ich mich kann curiren laſſen.

J. Den Augenblick entferne dich, Beſtie!

M. Behüte Gott! Wer wird denn ſo böſe ſeyn. Geben Sie mir lieber etwas, daß ich mich kann curiren laſſen.

J. Ich warf ihr unwillig einen Speciesthaler hin, den ſie in die Hand nahm, und damit fortgieng. Sobald ſie zur Thür hinaus war, hörte ich, daß ſie eine männliche Stimme fragte: Nu? haſt du ſo viel auf einmal verdient?

Durch alle dieſe Vorfälle kam ich in eine ſo ſchreckliche Unruhe, daß ich meiner nicht mehr mächtig war. Ich ſank Gedankenlos auf meinen Stuhl und verabſcheute den Menſchen, der ſo weit ſinken kann, daß er geradezu nach dem ſchrecklichen Abgrunde zugeht, den er vor ſich ſieht, und noch ſo raſend iſt, daß er alles, was ihm nahe kommt, mit hinabziehen will. Voller Unwillen nahm ich meinen Hut und Degen, um nach Hauſe zu reuten.

Im Fortgehen mußte ich vor der Stube vorbey, wo die übrigen Studenten verſammlet waren. Die Thür war offen. Einer rief mir eine

Unfläterey zu, dadurch er mir zu verſtehen gab, daß ich mich mit jenem Scheuſale vergangen hätte, und ſein niedriger Scherz wurde mit einem lauten Gelächter aufgenommen.

Hier ſtieg meine Wuth aufs äußerſte. Ich trat grimmig unter ſie, und ſagte: Wie? wie? was? was wollen ſie damit ſagen, meine Herren!

Sie lachten und ſagten: weiter gar nichts, als daß unſer heiliger Carlsberg eben ſo ein armer Sünder iſt, als wir.

J. Alſo halten Sie mich doch wirklich für ſo einen ſchlechten Kerl, der mit ſo einer nichtswürdigen — —

St. Närrchen! Was machſt du für Aufhebens von ſo einem Bagatell? biſt ja unſer Herr Schwager!

J. Unſere Begriffe von Ehre ſind verſchieden, meine Herren! Ich würde mich ſelbſt mit der Fauſt vor die Stirn ſchlagen, und mich verabſcheuen, wenn ich jemals mich ſo vergeſſen ſollte, daß ich mich in die Arme eines ſolchen ſcheußlichen Geſchöpfs würfe. Das verſichere ich bey meiner Ehre! (und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch.) Einer, der ein Renommiſt iſt, und Hauer heiſt, trat hervor, ſtellte den Arm in die Seite, und fragte: weis der Monſieur wen er vor ſich hat?

Ja, antwortete ich, das weis ich; und den erkläre ich hiermit für den ſchlechteſten Schurken, der mir nachredet, daß ich mit dieſem Weibsbilde mich vergangen hätte.

Helwitz fiel mir um den Hals und ſuchte mich zu beſänftigen, zwey andere hielten Hauern zurück; wir waren aber beyde ſo erbittert, daß alles Zureden zu ſpät war. Wir ſtießen die Vernünftigen von uns, rennten auf einander los; er ſchimpfte, ich ſchlug ihn ins Geſicht — und ehe ich mich beſinnen konnte, hatten wir ſchon die Degen gezogen, und hieben, wie wüthend, auf einander los.

Mir bebt die Fauſt, da ich dies ſchreibe. Hauer bekam einen Hieb über den linken Backen; er ward raſend, er ſchmizte meine linke Hand, ich drang noch wüthender auf ihn, verſetzte ihm einen Hieb über den Kopf, der ihn ſo betäubte, daß er ſogleich den Degen ſinken lies. Ich desarmirte ihn, und fragte: ob er genug habe?

Ha, Hund! ſagte er, crepiren ſollſt du auf der Stelle!

Die Uebrigen waren aber ſo vernünftig, daß ſie ihn zurückzogen, und ihm den Degen nahmen, und ich — ich ſprengte fort.

Daß Sie mir darüber eine Strafpredigt halten werden, weis ich wohl, und daß ich ſie verdient habe, weis ich auch. Aber noch bis itzo weis ich nicht, wie ich es anders hätte machen können.

Was wird Henriette dazu ſagen? noch habe ich ſie nicht wieder geſprochen. Ach Gott, was wird ſie dazu ſagen!

Carl.

Sechſter Brief.

Der Oberſte von Brav an Carln.

Holdersleben, den 1ſten September.

Daß ich, mein lieber Carl, deine mir allezeit ſehr lieben Briefe ſo lange unbeantwortet gelaſſen habe, das darfſt du weder einer Nachläßigkeit, noch einem Kaltſinne zuſchreiben. Ich bin ſeit ein paar Wochen gar ein elender Mann geweſen, und bin es noch. Mein altes Uebel, das Podagra, hat ſich wieder eingefunden, und ich habe unausſprechlich viel daran ausſtehen müſſen. Ich glaube kaum, daß ein Miſſethäter auf der Folter ſo viel ausſtehen muß. Mein ganzes Gut, meine redliche Frau, meine Bücher, alles, alles, was mir ſonſt angenehm war, machte mir kein Vergnügen mehr.

Was iſt doch des Menſchen Freude, wenn man es recht überlegt. Gar nichts iſt ſie. Ein einziger widriger Umſtand kann ſie uns alle unſchmackhaft machen. Mir kommt das menſchliche Leben immer vor wie eine Mahlzeit, wo alle Gäſte gut bewirthet werden, jeder ſeine Schüſſel voll Suppe, Potage, Paſtete und dergl. vor ſich hat. Es iſt alles gut zubereitet, nur daß in jeder Schüſſel ein Büſchlein Haare liegt, ſo daß während dem Genuſſe immer die Haare zwiſchen die Zähne kommen, und man immer gern den ganzen Mund voll ausſpuckt, damit nur die Haare mit heraus kommen. Und wenn man auch bisweilen einen Biſſen genießt, der ohne Haare iſt, ſo verderbt doch immer das Andenken an die vorigen Haare, und die Beſorgniß, neue Haare zu finden, den Appetit. Ach glaube mir, lieber Carl! jeder hat ſein Haarbüſchel. Die mehreſten ſind aber ſo fein, daß ſie, wenn ſie ſo etwas im Munde fühlen, die Hand vorhalten, es ganz in der Stille herausziehen, und unter den Tiſch werfen.

Was mich anbetrift, ſo hat mir Gott ſo viel aufgeſchüſſelt, daß ich werth wäre, daß er mir alles wegnähme, wenn ich mich über ihn beklagen wollte. Mein Gut wird täglich blühender, meine Viehzucht beſſert ſich, meine Bauern nehmen zu an Gütern, an Verſtand und Rechtſchaffenheit, und ließen, wenn ich es verlangte, ihr Leben für mich; und was ich für eine vernünftige und rechtſchaffene Frau habe, weißt du ja. Da ſollte man nun meynen, ich müßte der glücklichſte Mann ſeyn. Aber, ach! in der reichlichen Portion, die für mich angerichtet iſt, liegen zwey große Haarbüſchel: mein entnervter Sohn und mein Podagra, die mir jeden Biſſen unſchmakhaft machen.

Während den Qualen des Podagra habe ich oft meine Augen nach den Piſtolen gerichtet, die über meinem Bette hiengen, und geglaubt, ob es nicht gut ſey, durch einen kleinen Druk meinem qualvollen Leben ein Ende zu machen. Und wäre nicht die Religion mein Troſt geweſen, hätte mich nicht die Hofnung zu einer Erlöſung von allem Uebel, und das Andenken an den liebevollen Vater, der auch bey unſern herbeſten Schickſalen doch unſer

Beſtes bewirkt, mich abgehalten, wer weis, was geſchehen wäre.

Ich habe zwey Aerzte gehabt, die alle ihre Geſchicklichkeit und Fleis angewendet haben, mir meine Geſundheit wieder zu verſchaffen. Sie haben mich purgirt und klyſtirt, ich habe vomiren und ſchwitzen müſſen; der Erfolg von allen dieſen Operationen war, daß der Schmerz aus den Füßen in die Hände zog. Meine, ohnedieß ſchon krummen, Finger ſind dadurch noch mehr gekrümmt worden, und der eine iſt ſogar aufgebrochen, und hat eine kalkartige Materie von ſich gegeben. Du wirſt es mir daher nicht vor übel nehmen, wenn dieſer Brief etwas unleſerlich geſchrieben iſt. Denn es wird mir zu ſchwer, die Feder zu halten. Und wenn ich mit dem Finger nur an das Dintefaß ſtoſſe, ſo möchte ich ſchon Zeter ſchreyen. Ich glaube ja wohl, daß nach einigen Tagen der Schmerz weg ſeyn wird. Aber curirt bin ich deswegen noch nicht. Ich werde in beſtändiger Furcht vor einem neuen Anfalle leben müſſen, und jedes Glas Wein, jedes Stück Schinken, werde ich mit zitternder Hand nehmen, jedes Zuglüftchen wird mir Schauer erregen.

Was doch für Elend unter dem Monde iſt! Aber was wundern wir uns darüber? Die Menſchen bekümmern ſich ja um alles mögliche mehr, als um Minderung ihres Elends und Beförderung ihrer wahren Glückſeligkeit. Ich habe lernen ſichere Feinde überfallen, Batterien erſteigen, Bagagewagen wegnehmen, Menſchen todtſchießen, nur nicht, wie ich meine Geſundheit erhalten ſoll. Seitdem ich mein Freykorps abgegeben habe, bin ich freylich klüger geworden, und habe mehr über mich und über die Verbeſſerung meines Zuſtands nachgedacht, und ihn wirklich gar ſehr verbeſſert; aber wenn ich von Kindheit an dazu wäre angeführt worden — Gott! da wollte ich itzo ein anderer Mann ſeyn.

Und wir würden alle andere und glücklichere Menſchen ſeyn, wenn wir uns mehr um uns und unſer Glück und Elend bekümmerten.

Hätte z. E. der Grünauiſche Superintendent den Theodorus Mopsveſtenus, Theodorus Mopsveſtenus ſeyn laſſen, und ſtatt deſſen die Schulen beſucht, die Schüler beobachtet, und ein Mittel gegen die Selbſtbefleckung erfunden, wie viel Elend würde er verhindert haben. So aber wandelt er in der alten Welt, und läßt die gegenwärtige ſich zu Grunde richten. Hätte er, anſtatt die hebräiſchen Wurzeln zu ſtudiren, die Wurzeln aufgeſucht, die um Grünau wachſen, und ihre Kräfte erforſcht, ſo hätte er vielleicht ein Mittel gegen das Podagra erfunden, und ich wäre glücklich durch ihn, und Tauſende wären glücklich durch ihn, und wir alle fleheten für ihn Gottes Segen herab. Denn das Mittel gegen das Podagra, und Mittel gegen jede Art des körperlichen Leidens ſind gewiß da; dieß feſte Vertrauen habe ich zum Menſchenvater: aber wir kennen ſie nicht, wir treten ſie mit Füſſen und bemerken ſie nicht. Ein Theil der Menſchen beobachtet den Saturn, der andere ſtudirt die hebräiſche Grammatik und Vokabel, der dritte den Talmud, der vierte die Pandekten, der fünfte ſtört unter Dokumenten und Antiken herum, der ſechſte präſentirt und putzt das Gewehr, der ſiebende kräuſelt Haar, der achte macht Schuhe, der neunte liegt dem Geſchäfte der Verdauung ob, und ſo kann ich dir noch 99 Hunderttheile der Menſchenfamilie herrechnen, die ihr ganzes Leben hindurch ſich mit allerley beſchäftigen, nur nicht mit dem, was mit Menſchenglück unmittelbar zuſammenhängt. Iſts denn nun Wunder, wenn ſo vieles Elend in der Welt iſt?

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ich habe deswegen gar eine herzliche Freude darüber, daß du dir ein eignes Geſchäfte daraus machen willſt, das menſchliche Elend zu vermindern. Gott erhalte und ſtärke dich bey dieſem Vorſatze! Kannſt du gleich die Welt nicht umſchaffen, ſo kannſt du doch dieſem etwas unterlegen, daß die Bürde, die er trägt, ihn weniger drückt, jenem ein paar Tropfen Erquickung in den herben Kelch fallen laſſen, den er trinken muß, manchem kannſt du ſeine Bürde ganz abnehmen. Und das wird dir Gott reichlich belohnen. Je geſchickter du wirſt, anderer Elend zu vermindern, deſto weiſer wirſt du auch werden, deinem eignen abzuhelfen. Und der Anblick eines geretteten Elenden, der dich ſegnet, wird die beſte Stärkung für dich in deinem eigenen Elende ſeyn. Von dem Lohne, der jenſeits des Grabes deiner wartet, will ich itzo gar nicht ſagen.

Der gute Candidat Rollow hat mich ſehr gedauert. Und, ſobald ich die Geſchichte ſeiner Hinrichtung las, fiel mir eine Stelle aus einer Predigt ein, die einmal der Feldprediger, Wenzel, hielt. Sie war über den Anfang des Evangelii Johannis. Und weil ſie mir merkwürdig

würdig ſcheint, will ich dir doch das Vorzüglichſte daraus abſchreiben.

„In den Worten des Evangeliſten iſt etwas Geheimnisvolles. Ich will mich aber nicht darauf einlaſſen, weil ich es ſelbſt nicht verſtehe. Ich will nur anmerken, daß das, was Luther durch Wort überſetzt hat, auch Vernunft, Weisheit, Verſtand heiſſen kann. So hat man es ſonſt immer verſtanden, und geglaubt, in Jeſu wäre die höchſte Weisheit, der geſundeſte, geradeſte, Verſtand geweſen. Und wahr mag dieſe Erklärung wohl ſeyn. Denn wenn ihr ſeine Reden und die Geſchichte ſeiner Handlungen leſet — iſts nicht wahr, es leuchtet daraus immer Weisheit und Verſtand hervor? Ihr werdet, daß ich nur ein Exempel anführe, bemerken, daß er immer Seele, Leib und Zuſtand des Menſchen von einander unterſcheide, ſo wie zwiſchen dem Menſchen, ſeinem Hauſe, und den Dingen, die um ihn ſind, ein großer Unterſchied iſt. Und ſo wie der Menſch mehr iſt, als ſein Haus und das Schnitzwerk, was an demſelben angebracht iſt, ſo ſagte Jeſus auch, daß die Seele mehr wäre, als der Leib und der äußerliche Zuſtand, ſuchte geradezu dieſe zu beſſern, und verſicherte, wenn es mit dieſer gut ſtünde, ſo würde es ſich mit allem übrigen auch wohl geben. Trachtet, ſagte er, am erſten nach dem Reiche Gottes und nach ſeiner Gerechtigkeit, ſo wird euch das andere alles zufallen.

Solche Reden verurſachten nun unter ſeinen Zeitgenoſſen großen Lärmen. Denn das muß ich euch ſagen, daß die wenigſten Menſchen das haben, was man geſunden Verſtand nennt. Nicht als wenn der gütige Schöpfer ihnen denſelben verſagt hätte, denn Gott hat faſt allen das Vermögen, die Wahrheit zu erkennen, oder geſunden Verſtand, eben ſowohl, als ordentlich geformte Köpfe, gegeben. Aber, gleich wie manche Nationen ihren neugebohrnen Kindern die Köpfe ſo lange drükken, bis ſie ſpitzig werden, und glauben, die Kinder wären recht ſchön, wenn ſie recht ſpitzige Köpfe hätten, ſo wird unſer Verſtand, gleich bey dem Eintritte auf die Welt, durch unſere Vorgeſetzten, gelähmt und verſchroben, und unſere Eltern und Lehrmeiſter glauben, wir wären recht klug, wenn wir recht albern ſind. Ihr findet daher, wohin ihr ſeht, allenthalben Proben des menſchlichen Unverſtandes. Die Menſchen wollen immer beſſern, vollkommner, glücklicher machen, aber ſelten die Sache ſelbſt, ſondern immer nur das Kleid oder das Aeußerliche derſelben, welches eben ſo thöricht iſt, als wenn man einen Kranken wollte geſund machen, und in dieſer Abſicht auf ſeinen Hut einen Federbuſch nähete.

Um den Gottesdienſt zu verbeſſern, bekleiden ſie Kanzeln und Altäre; wenn ſie die Waiſenhäuſer beſſern wollen, ſo laſſen ſie ſie malen; und um des Vaterlands Wohl zu befördern, laſſen ſie neue Häuſer und Straßen bauen. Da nun aber der eigentliche Gottesdienſt in dem Menſchen ſelbſt iſt; das Waiſenhaus aus der Geſellſchaft von Waiſen, die erzogen werden ſollen; und das Vaterland aus unſern Landsleuten beſteht: ſo ſehet ihr wohl, daß alle dieſe Bemühungen, wenn ſie nicht auf die Sachen ſelbſt gehen, thöricht ſind.

So waren nun die Zeitgenoſſen Jeſu ebenfalls. Die Propheten tödteten ſie, und ihre Gräber ließen ſie malen; in ſich ſelbſt ließen ſie Geiz, Hochmuth, Neid, Geilheit und andere häßliche Laſter wachſen, aber ihre Hände und Becher hielten ſie recht reinlich, und die Säume an ihren Kleidern machten ſie recht breit; ſie weiheten Gott nicht ihr Herz, wohl aber die Krauſemünze, den Dill und Kümmel, die ſie in ihren Gärten baueten.

Wenn nun der geſunde, gerade, Verſtand in der Perſon Jeſu, auftrat, und unter ſolchen Leuten redete, ſo könnt ihr leicht denken, was da für Augen gemacht wurden, was für ein Lärmen entſtund, wenn er ſagte: wehe euch! die ihr verzehntet die Münz, Till und Kümmel, und laſſet dahinten das Schwerſte im Geſetz, nemlich das Gericht, die Barmherzigkeit und den Glauben; ſo wußten ſie gar nicht, was der Mann haben wollte. Einige glaubten er ſey verrückt, andere, der Teufel rede aus ihn, noch andere glaubten, er wäre ein Ketzer. Sie ruheten daher nicht eher, bis ſie ihn hingerichtet hatten.

So wie es nun zu Jeſu Zeiten gieng, ſo geht es noch heut zu Tage. Ob zwar gleich Niemand iſt, der ſich mit ihm vergleichen könnte, ſo wird doch hie und da ein Menſch ſichtbar, der mit ihm einige Aehnlichkeit hat. So wie er, in Knechtsgeſtalt, ſo wandelt der geſunde Menſchenverſtand umher, ohne alles Geräuſch. Bald zeigt er ſich als ein unſchuldiges Mädchen, bald als ein unverdorbner Jüngling; einmal als ein ehrlicher Landmann, das andere mal als ein braver Bürger. So bald er ſich aber ſehen läßt, ſo entſteht eben ſo ein Geſchrey, wie unter den Vögeln, wenn ſie einen Nachtvogel erblikken. Und ſpricht er gar laut — nun ſo erbarme ſich Gott ſeiner; man wird nicht eher ruhen, bis man ihn zum Thoren oder Ketzer gemacht, und aus der Geſellſchaft ausgeſtoßen hat.

Bemühet euch alſo, M. L. euren verſchrobnen Verſtand, durch fleißiges Leſen der Reden Jeſu, wieder zurechte zu bringen, und ihr werdet euch dabey ſehr wohl befinden. Glaubt aber ja nicht, dadurch Belohnung und Beyfall vor Menſchen zu erhalten, ſondern denkt vielmehr an Jeſu Worte: Wer mein Jünger ſeyn will, der nehme ſein Kreuz auf ſich, und folge mir nach!

Zu ſeiner Zeit wird Gott ſich unſer erbarmen, und dem Verſtande Sieg über die Thorheit verleihen, ſo, daß Jeſus Alles in Allen werde. Amen! Hilf uns dazu, Jeſu, unſer Erlöſer! Amen. »

Du wirſt wohl ſelbſt fühlen, wie viel Wahres in dieſer Behauptung enthalten ſey, und wenn du dich umſieheſt, wie es in der Welt hergeht, ſo wirſt du allenthalben die Beſtätigung davon finden. Man hält ſich, faſt in allem was man thut, nur bey Nebendingen auf, und die Hauptſache wird vernachläßigt. Die Beförderer der menſchlichen Glückſeligkeit laſſen insgemein den

Menſchen wie er iſt, und verbeſſern ſeinen Zuſtand. Die Lehrer der Religion verkennen den Geiſt derſelben, und lernen Dogmatik, Hebräiſch und Kirchengeſchichte. Und wenn Jemand ſich zeigt, der das mißbilligt, und die Sachen ſelbſt gebeſſert wiſſen will, ſo hebt ſich die Verfolgung an, die ſich oft ſo traurig, wie die Geſchichte des guten Rollow, endigt. Wie lange das noch ſo fortgehen ſoll, daß der geſunde Menſchenverſtand immer als ein fremdes Thier angegaft, und auf ihm Jagd gemacht wird, weis ich nicht. Das feſte Vertrauen habe ich aber zu Gott, daß er zu ſeiner Zeit — oh Weh!

Lieber Vetter Carl!

Mein armer Mann hat während dem Schreiben wieder ſo einen ſchrecklichen Anfall vom Chiragra bekommen, daß er die Feder hat fallen laſſen, und ſich zu Bette legen müſſen. Du glaubſt nicht, wie viel ich ſeit vierzehn Tagen habe leiden müſſen. Den Menſchen, der mir unter allen Erdbewohnern der Liebſte iſt, vor mir unter Höllenqualen müſſen liegen ſehen, ohne ihm helfen zu können, das iſt ein ſchrecklicher Zuſtand! Ich bin ſeit dieſer Zeit in kein Bette gekommen, und dabey ſo kraftlos geworden, daß mich meine Knie nicht mehr tragen wollen. Ich habe mich zeither oft mit Wehmuth an den Vers erinnert:

Es iſt hier nur ein Thränenthal,
Angſt, Noth und Trübſal, überall.

Wahr mag es wohl ſeyn. Denn wenn ich nur von meinem Manne auf meinen Sohn ſehe, ſo möchte ich gar verſinken. Was macht er denn? Du ſchreibſt ja gar nichts von ihm. Thue es doch. Denn aus ſeinen Briefen kann man nicht klug werden.

Mein Mann ruft, ich muß ſchließen. Stets bin ich

Deine

Freundin,
Wilhelmine von Brav.

Siebender Brief.

Der Amtsſchreiber Helwing an den Oberſten von Brav.

Koldingen, den 1ſten Sept.

Hochwohlgebohrner Herr Oberſter!
Gnädiger Herr!

Ew. Gnaden nehmen nicht ungnädig, daß ich an Dieſelben zu ſchreiben wage. Es hat nämlich, wie ich von meinem Schwager, dem Diak. Rollow, erfahren habe, Dero Herr Neveu, der Herr von Carlsberg, eine ehrliche Abſicht auf meine Tochter Henrietten. Ob ich es nun ſchon für ein großes Fortun halte, mit ſo einem vornehmen Hauſe in Verbindung zu kommen, alldieweil ſolche hohe und vornehme Anverwandte leicht zu meiner anderweitigen Verſorgung beförderlich ſeyn könnten, auch gar kein Zweifel iſt, daß meine Tochter bey Dero Herrn Neveu Brod und Ehre finden werde; demnach aber ſchon ein anderweitiger Antrag vom Herrn Hofrath Grimlein in puncto matrimonii ihrentwegen an mich geſchehen iſt, ich auch ſeinem Petito zu deferiren nicht abgeneigt bin, da er mir zu der, mit einer erklecklichen Ein-

Einnahme verbundenen, Amtmannsſtelle zu helfen verſprochen hat, die ich, in Hinſicht auf meine dürftige Einnahme, die ſich, Fixum und Sporteln zuſammen gerechnet, auf höchſtens 150 Rthlr. Sächſiſcher Währung belaufen möchte, herzlich wünſche: als wollte Ew. Gnaden unterthänig erſucht haben, Dero Herrn Neveu anzurathen, von ſeinen Abſichten auf meine Tochter abzuſtehen, und darauf gänzlich Verzicht zu thun.

Es ſind zwar an Seiten meiner viele und mancherley Verſuche gemacht worden, meine, in vielerley Rückſicht preßhaften, Umſtände zu melioriren, namentlich habe ich eine Sammlung der wichtigſten, im Amte Koldingen ab Anno 1555 geführten, Proceſſe, die ohngefähr 12 Alphabete betragen möchte, ingleichen Lebensbeſchreibungen aller Amtleute in Koldingen, von Gründung des Amts bis auf den heutigen Tag, item eine Bibliothek für Amtsſchreiber, in welcher ich vorzüglich die Bücher, die ſich in meiner Sammlung befinden, beſchrieben habe, verfertigt, und ſolche Werke den Buchhändlern angeboten, in Hofnung, damit etwas Erkleckliches zu gewinnen; auch habe ich mich entſchloſſen, eine Bibliothek der Bibliotheken zu ſchreiben, und in dieſelbe alles Merkwürdige, was in allen Bibliotheken, die itzo geſchrieben werden, vorkommt, aufzunehmen. Nachdem ich aber bis itzo keinen Verleger zu dieſen Werken habe bekommen können, auch nicht Hofnung habe, dergleichen zu bekommen, weil keiner Muth genug hat, auf ſolche voluminöſe Werke zu entriren, als habe ich von ſothanem meinem Vorhaben abſtehen, und meine Hofnung allein auf den Herrn Hofrath Grimlein ſetzen müſſen.

Wollten inzwiſchen Ew. Gnaden die Gnade haben, mir ein Darlehn von etlichen Hundert Thalern, gegen landübliche Intereſſen, vorzuſtrekken, und mich auf dieſe Art in den Stand ſetzen, meine Werke auf eigne Koſten zu drukken, und ſie demnach der Buchhandlung der Gelehrten zur Vertreibung zu übergeben, durch welchen Weg ich mir leicht eine jährliche Einnahme von 2000 Reichsthaler Sächſiſcher Währung verſchaffen könnte, angeſehen dieſe Handlung durch ganz Deutſchland, Schweden, Dännemark, Pohlen, Rusland, Preuſſen, Holland und Amerika, ihre Waare verführt: als wäre ich nicht abgeneigt, den, von Dero Herrn Neveu eines theils proponirten, und von meiner Tochter Henrietten, andern theils, acceptirten, Antrag, de matrimonio contrahendo, zu ratihabiren, und conſenſum paternum nicht länger vorzuenthalten.

In Erwartung einer baldigen gnädigen Reſolution, verharre allſtets

Wohlgebohrner Herr Oberſter!
Gnädiger Herr!
Ew. Gnaden!

unterthäniger Diener
Hellwing,
Not. Publ. Caeſ.

Achter Brief.

Carl an den Oberſten von Brav.

Grünau, den 1ſten Sept.

Ihr Brief, liebſter Herr Vetter, hat mir einen ſehr traurigen Tag gemacht. Ich habe mich ganz in Ihre und Ihrer lieben Frau Lage hineingedacht, und Ihnen gleichſam nachgelitten, was Sie leiden: Ach Gott! Wenn ich doch nur im Stande wäre zu helfen! Wenn ich doch nur einen Tropfen Erquickung in den herben Kelch fallen laſſen könnte, den Sie itzo trinken müſſen. Ach, beſter Vetter! Es iſt eine ganz beſondere Art des Elendes, wenn man Leidende ſehen muß, Drang bey ſich fühlt ihnen zu helfen, und doch Hülfe zu leiſten zu ſchwach iſt. Und ich kann es nicht leugnen, daß es mir bisweilen vorkommt, als wenn jedem ſein Maaß voll Elend zugemeſſen wäre, das er verſchlukken müſſe, er mag ſich auch anſtellen wie er will. Ich glaubte, allem Elende entgangen zu ſeyn, da ich anfieng des Wohlthuns Freuden zu ſchmekken, aber nun ſehe ich, daß ich mir eine neue Elendsquelle geöfnet habe. Aller Leidenden Schmerz fühle ich, wie meinen eignen, will helfen, kann nicht, und habe dabey keine frohe Stunde. Denke ich an Ihren Zuſtand, ſo ſinkt mir mein Muth, denke ich an Ihren Sohn, an die Rübnerin, an Rollows Braut, an Henrietten, an mich ſelbſt, ſo ſehe ich nichts als Leiden und kein Vermögen zu helfen.

Doch ſey ſtark, Carlsberg! thue was du kannſt! das Bewußtſeyn, gethan zu haben, was du kannſt, wird dir große Erquikkung verſchaffen. Und ſollteſt du auch ums Wohlthuns willen leiden, nun ſo ſey es, ſo leideſt du doch als ein Chriſt, und das iſt doch immer beſſer, als wenn du, um Miſſethat willen, als ein Schurke, leideſt.

Das einzige Tröpfchen Erquikkung, das ich Ihnen, mein zweyter Vater, vor dießmal ſchikken kann, iſt die Verſicherung, daß ſich die Umſtände Ihres Sohns beſſern. Der Arzt hat mir verſichert, daß ſeine Kräfte zunehmen, und ich habe guten Grund zu glauben, daß er ſeine Sünde, ſeitdem er bey mir iſt, nicht wiederholet hat. Ich thue ihm von Zeit zu Zeit deswegen Vorſtellungen und beobachte ihn ſehr genau. Nur iſt er noch immer zu ſehr in ſich ſelbſt geſchloſſen, tiefſinnig, furchtſam, und beweiſt eine Abneigung gegen alles Frauenzimmer. Ich habe ihn ſchon zweymal mit zu Henrietten nehmen wollen, aber mit alle meinen Zureden habe ich es dahin nicht bringen können.

Die Menzerin, dieſes unglückliche Mädchen, iſt geſtern durch die Prinzeßin Philippine abgeholt worden. Ihre Mutter hatte die Prinzeßin mit erziehen helfen, und dieſe, ſobald ſie der Tochter Leiden erfahren hatte, entſchloß ſich, wie ſie ſagte, aus Dankbarkeit gegen die Mutter, ſie zu ſich als Geſellſchafterin zu nehmen. Sie kam ſelbſt mit ihrer Kutſche vor ihr Haus gefahren, und, ohne Vorſtellung anzunehmen, nöthigte ſie ſie mit ihr an den Hof zu gehen. Der Diak. Rollow iſt damit ſehr unzufrieden, und prophezeyht ihr nichts Gutes. Er meynt, der Sprung, vom Grabe des Geliebten bis zum Hofe, ſey zu groß als daß er ohne Fall abgehen könne. Die betrübteſten Wittwen würden die größten Buhlerinnen, wenn der Uebergang vom Trauern zum Lachen zu ſchnell geſchähe. Die Sache iſt nun aber einmal geſchehen, und läßt ſich nicht ändern.

Wegen der Rübnerin bin ich auch in großen Sorgen. Sie lebt zwar eingezogen, nährt ſich und ihr Kind redlich, hat auch das heil. Abendmahl genoſſen, nachdem ſie mit zwey Thalern, die ich ihr geſchenkt habe, die Kirchenbuße bezahlt hat. (Es iſt doch ein närriſches Ding mit der Kirchenbuße! die Verläumder, Betrüger, Armenſchinder, Wucherer, Ehebrecher, Hurer, Selbſtbeflekker, und jeder Auswurf der Menſchheit, kommt ungehindert zur Mahlzeit Jeſu; nur die gefallenen Weibsperſonen ſind davon ausgeſchloſſen. Das iſt nicht Jeſu Ordnung; das iſt des Teufels Ordnung! Verzeihen Sie mir, daß ich ſo heftig bin! Ich habe vor Zorn über dieſen Phariſäismus meine Feder zerſtampft.) Aber das Mädchen geht mir itzo ſo keck und raſch, die Augen funkeln ſo lebhaft, die Muſenſöhne ſind auf ſie ſo aufmerkſam, daß ich gar nichts Gutes vermuthe. Nach der Kenntniß, die ich von der menſchlichen Natur habe, iſt ein Mädchen unter den Umſtänden, in denen ſich die Rübnerin befindet, wenn ſie von jungen Mannsperſonen gereizt wird, ohne Rettung verlohren. Haben Sie denn kein Plätzchen und etwas Arbeit für ſie auf Ihrem Gute? Wenn Sie es haben, ſo verſagen Sie es ihr doch ja nicht. Sie entreiſſen damit auf einmal drey Perſonen, das Mädchen, ihren Geliebten und ihr Kind, dem Elende, und mir verſchaffen Sie die unausſprechliche Freude, zu wiſſen, daß ich zur Glückſeligkeit dieſer drey Leute etwas beygetragen habe.

Dieſe Erquikkung iſt mir deſto nöthiger, da mein Zuſtand wieder ſehr traurig iſt. Noch iſt keine Nachricht von meiner Mutter eingelaufen, und Henriettens Vater will ſeine Einwilligung zur Verbindung mit ſeiner Tochter auch noch nicht geben. Auf Morgen iſt ſie, nebſt der Rollowſchen Familie, zum Hofrath gebeten. Das wird ein ſchwarzer Tag für mich ſeyn. In Grünau werde ich ihn nicht aushalten können. Alsdenn geht ſie wieder nach Koldingen, und wiſſen Sie wohl warum? Weil ſie das Abendmahl genießen will. Ich fragte ſie, ob ſie es nicht eben ſo wohl in Grünau genießen könnte? ſie gab mir aber zur Antwort, dieß ſey unmöglich, weil ſie mit ihrer Kleidung nicht beſtehen könne. Da ich ihr zur Privatcommunion rieth, fiel mir der Diakonus in die Rede, und ſagte: „Privatcommunion iſt keine Communion. Wir halten ein Abendmahl, ohne dabey zu eſſen und zu trinken; wollen wir auch eine Verſammlung anſtellen, ohne Geſellſchaft? Dieſe heilige Mahlzeit muß mit der möglichſten Feyerlichkeit gehalten werden. Wenn wir ihr dieſe nicht verſchaffen können, ſo wollen wir doch wenigſtens den Schatten von Feyerlichkeit, den ſie noch hat, beybehalten. Sie werden vielleicht ſagen, daß Mädchen könne ſich über das Vorurtheil wegſetzen, und in ihrer gewöhnlichen Kleidung erſcheinen: das geht aber gar nicht an. Die ganze Gemeine würde auf ſie ſehen und urtheilen, und die Schaam, dem Urtheile einer ganzen Gemeine ausgeſetzt zu ſeyn, würde alle Andacht verhindern.„

Dieß verurſachte wieder eine lange Unterredung über das Abendmahl, bey welcher der Diakonus alle Gelaſſenheit verlohr, und ſagte: „Es iſt ſchändlich, himmelſchreiend, wie dieſe Mahlzeit entweihet wird. Man macht dieſe Handlung, die der große Menſchenfreund ſtiftete, um dabey Dankbarkeit, Ergebung in Gottes Willen, Demuth, Bruderliebe zu erlernen, zu einer Gelegenheit, ſeinen Putz und Eitelkeit und Thorheit zu zeigen, und verhindert dadurch die Armen und Elenden daran öffentlich Theil zu nehmen.„

„Wenn einmal Jeſus Chriſtus ſelbſt wieder kommen und das Abendmahl halten, wenn der göttliche Mann, mit ſeiner ſimpeln Kleidung, mit ſeinem Geſichte voll hoher Einfalt, mit ſeinem Blikke, der ins Herz ſchauet, und nach nichts fragt, als nach innerm Werthe, wenn dieſer Mann, der, ehe er das erſte Abendmahl austheilte, einen Schurz umthat, ſeinen Jüngern die Füße wuſch, und ſagte: ein Beyſpiel habe ich euch gelaſſen, daß ihr thut, wie ich euch gethan habe, wenn dieſer eine Geſellſchaft Leute an ſeiner Tafel ſpeiſen ſollte, die nichts im Kopfe hätten, als ſeidne Strümpfe, Steinſchnallen, Haarbeutel, Aigretten, Poſchen und Schlepkleider, deren ganze Aufmerkſamkeit itzo darauf gienge, den erſten Platz zu bekommen, und ihre Lokken und ſeidnen Strümpfe vor Verletzung zu bewahren, was das wohl für ein Contraſt ſeyn möchte; wenn er nach Brod fragte, und man brächte ihm Oblaten, wenn er Wein verlangte, und man brächte ihm ein Fläſchchen voll Eſſig mit Syrup vermiſcht, ich glaube, er würde unwillig ſich wegwenden, und ſagen: ich habe euch noch nie erkannt, weichet alle von mir, ihr Uebelthäter! »

Meine Schlägerey reuet mich je länger je mehr. Ich fühle mich recht in meinem Nichts, wenn ich daran denke, daß ich mich mit einem Nichtswürdigen, den ich hätte verachten ſollen, herum hieb, und mich ſo der Gefahr ausſetzte, entweder zu ermorden, oder ermordet zu werden. Wenn ich ihn nun ermordet hätte, meinen Gegner, wie elend wäre ich itzo! Alle meine Lebensfreuden wären unwiederbringlich dahin. Ich glaubte, durch meine Bravour mich gegen allen Verdacht zu ſchützen, als wenn ich mit dem lüderlichen Weibsbilde mich vergangen hätte, aber auch dieſe Abſicht habe ich nicht erreicht. Man ſpricht davon allenthalben, wie von einer bekannten Sache. Wenn nun ſo etwas zu Henriettens Ohren käme! Herr Vetter, ich bitte Sie! wenn ſo etwas zu Henriettens Ohren käme! können Sie ſich in Anſehung meiner ein größeres Unglück denken? Ich beſorge auch, daß meine Schlägerey auskommen wird. Dann werde ich gewiß relegirt, weil ich ausgeſchlagen habe. Das möchte nun immer ſeyn. Denn Grünau und ich ſind ſo genau nicht verbunden, daß die Trennung mir nur eine Thräne koſten dürfte. Wenn man doch nur Henrietten auch mit relegirte, und ich könnte ſie mit mir auf mein Guth nehmen! Aber ach, das iſt mir noch immer weiter nichts, als ein ſüßer Traum. Ich bin ſtets

Ihr

Carl.

Neunter Brief.

Carl an den Oberſten von Brav.

Grünau, den 8ten Sept.

Lieber Herr Vetter!

Da ich geſtern aufſtund, nahm ich mir vor, für Henrietten einen Hut und Federbuſch zu kaufen, mit dem ſie zum Hofrathe gehen könnte. Warum ich dieß that, weis ich ſelbſt nicht. Es war mir aber ſo, als wenn es gut wäre, ihr etwas mit zu dem verdrüßlichen Beſuche zu geben, wobey ſie ſich meiner und meiner Liebe erinnern könnte.

Ich gieng alſo noch Vormittags zu dem Kaufmann, bey dem ich ſolche Hüte, wie ich wünſchte, geſehen hatte, und fand an ihm einen ſehr ſonderbaren Mann. Er ſtund, da ich kam, im Schlafrokke, mit einer weiſſen Mütze, und einer langen Tobakspfeife, in ſeinem Laden. Ich bot ihm ſehr freundlich einen guten Morgen; er ſchob aber die Mütze nur um ein paar Zoll in die Höhe, dann wieder zurück, und ſagte: guten Morgen!

J. Kann ich nicht bey Ihnen feine Dameshüte haben?

K. (ſahe gerade vor ſich, zog den Mund voll Tobaksrauch. blies ihn aus, und — antwortete kein Wort.)

J. Ich weis nicht, ob Sie mich verſtanden haben? Ich frage, ob ich feine Dameshüte bey Ihnen haben kann.

K. (veränderte ſeine Lage um kein Haar, nur daß er den Mund noch etwas mehr voll Tobaksdampf zog.)

J. Wollen Sie mich denn keiner Antwort würdigen? Ich will Hüte bey Ihnen kaufen.

K. Hat der Herr Geld?

J. Was das für eine Frage iſt! Wenn ich kaufen will, ſo muß ich doch wohl Geld haben.

K. Das iſt die Folge noch gar nicht: wenn ich freylich mit Bauern, Schuſtern, Schneidern und Leinewebern handele, die kaufen nicht eher, bis ſie Geld haben; aber wenn Studenten bey mir kaufen wollen, da iſt es eine ganz andere Sache.

J. Mein Herr! Sie ſprechen aus einem ſehr beleidigenden Tone: glauben Sie denn, daß ein Student ein Schelm iſt?

K. Behüte Gott! das will ich nicht ſagen. Sie kaufen zwar ohne Geld, und verſetzen die Waare, und verſpielen das Geld, das ſie dafür bekommen, und betrügen die Kaufleute; aber deswegen ſind es keine Schelme. Behüte Gott! das will ich nicht geſagt haben. Das thun ja gar feine Leute, und ſind deswegen doch keine Schelme.

J. Aber, mein Herr, was wollen Sie mit allen dieſen Anzüglichkeiten?

K. Gar nichts, als baar Geld.

J. Hier iſt Geld! (indem ich die Börſe auf den Tiſch warf.)

K. Ergebner Diener! Von welcher Sorte Hüte befehlen Sie?

J. Hier von dieſer, die die rauche Kante haben. Wie hoch kommt das Stück?

K. Drey Thaler!

J. Und davon geht gar nichts ab?

K. Noch acht Groſchen. Weil ich ſehe, daß ich es mit einem ehrlichen Manne zu thun habe.

Ich bezahlte den Hut, und noch ein paar Federn auf denſelben. Dann fragte ich noch einmal:

mal: aber darf ich denn nicht wiſſen, warum Sie ſo ſehr gegen die Studenten aufgebracht ſind?

K. Das dürfen Sie mir nicht verdenken, mein Herr. Ich habe mir es mein Lebelang ſauer werden laſſen, und arbeite, um als ein ehrlicher Mann durch die Welt zu kommen. Und wenn ich das Jahr lang gearbeitet habe, habe von aller Welt Ende Waaren zuſammen gebracht, Speſen und Fracht bezahlt, und ich will zur Meſſe zuſammenrechnen, ja da iſt die Waare fort, die Caſſe leer, und das Geld, das ich mit zur Meſſe bringen ſollte, ſteht im Contobuche. Da iſt vorige Woche wieder der Herr von Cronfeld fortgegangen, und iſt mit 150 Reichsthalern im Reſte geblieben; wahrhaftig, mit 150 Reichsthalern. Ich glaube nicht, daß ich in meinem Leben einen Heller von ihm bekommen werde. Und ſolcher ſaubern Herren kann ich Ihnen zu halben Hunderten aufzeigen. Welcher ehrliche Mann will das aushalten?

J. Aber wenn Sie das wiſſen, warum borgen Sie denn den Studenten?

K. Ich habe es wohl thun müſſen, wenn ich meine Fenſter ganz behalten wollte. Seyn

Sie unbeſorgt, wird nicht wieder geſchehen. Kolbert (dieß iſt ſein Name) iſt kein Narr, daß er vom Morgen bis zum Abend für andere arbeiten ſoll. Nein, das thut Kolbert nicht. Lieber will ich meinen Laden zuſchließen, und zum Fenſter herausſehn.

J. Aber Sie dürfen doch nicht geradezu von allen Studenten ſo urtheilen.

K. Je nu, ich will nicht urtheilen, aber borgen thue ich keinem einen Kreuzer wieder. So wahr Gott lebt! keinen Kreuzer. Da wollen die Herren immer den großen Herrn ſpielen, wollen ausreuten, Bälle geben, Schlittenfahrten anſtellen, und Präſente an Frauenzimmer machen: der Kaufmann ſoll die Waare liefern, und wenn es an ein Bezahlen gehen ſoll, ja da ſiehe du Kaufmann zu, wie du zu deinem Gelde kommſt. Ehe man ſichs verſieht, ſo ſind ſie zum Tempel hinaus. Mein Herr, wenn Sie mein Contobuch ſehen ſollten, Sie würden erſtaunen. Ich habe es erſt heute durchgegangen. Da ſteht ein Herr von R. mit 150 Rthlr., dort ein Herr von L. mit 200 Rthlr., hier ein Herr G. mit 500 Rthlr., da ein Herr Z. mit 600 Rthlr. Mein Name iſt ein Schelm, wenn ich nicht 8000 Reichsthaler heute zuſammengezogen habe, die ſo gut als verlohren ſind. Und wenn Sie mir für alle dieſe Forderungen fünf hundert Reichsthaler bieten, ſo cedire ich Sie ihnen, ſo wahr ich Kolbert heiſſe.

J. Das wäre auch zu arg.

K. Zweifeln Sie daran? ſo kommen Sie mit in meine Stube. Ich will Ihnen mein Buch aufſchlagen.

Er machte die Stubenthür auf, verſchloß ſie aber gleich wieder, und ſagte: Verzeihen Sie mir, ich kann Sie nicht mit in meine Stube führen, meine Frau iſt drinne.

J. Nu ſchadet denn das was? iſt Ihre liebe Frau vielleicht krank?

K. Ja wenn ſie krank wäre, wollte ich Sie wohl hereinführen. So aber iſt ſie geſund, und deswegen iſts beſſer, daß wir hier im Laden unſere Sachen mit einander abmachen.

J. Was wollen Sie damit ſagen?

K. Gar nichts, als daß es beſſer iſt, daß wir hier unſre Sache mit einander abmachen.

J. Das kann ja wohl geſchehen. Aber wiſſen möchte ich es doch, warum Sie mich zur kranken, aber nicht zur geſunden Frau führen wollen?

K. Ja, lieber Herr! ich habe in meinem Eheſtandskatechismus ein Kapitel, das heißt: Verſtatte keinem Studenten Umgang mit deiner Frau!

J. Ein ſonderbares Kapitel! und wer hat denn dieſen Katechismus gemacht.

K. Ich ſelbſt. Denn Sie Herren ſuchen ja ihre Ehre darinne, die Weiber zu verführen, und ſehen es als einen Theil der feinen burſchikoſen Lebensart an, den Philiſtern Hörner aufzuſetzen. Zum Henker! Wer will denn ſolche Leute in ſein Haus laſſen? bey Ihnen muß ja ein jeder ehrlicher Mann in Sorgen ſtehen, Hahnrey zu werden.

J. Da müſſen Sie aber eine ſehr ſchlechte Meynung von Ihrer Frau haben.

J. Je nu. — Wenn ich mich gleich auf die Ehrlichkeit meiner Frau verlaſſen kann, ſo kann ichs doch nicht verwehren, daß ſie nicht da und dort von den rendez-vous und den heimlichen Unterredungen ſprechen, die Sie mit meiner Frau wollen gehabt haben, wenn nur ein entfernter Schein dazu da iſt, und ſo die Stadt glaubend machen, ſie hätten mich wirklich zum Hahnrey gemacht.

J. Sie gehen zu weit, Herr Kolbert. Daß es unter den Studenten ſchlechte Leute giebt, das weis ich wohl. Aber giebts die nicht unter allen Klaſſen der Menſchen?

K. Das habe ich ja noch gar nicht geläugnet. Wir ſind alle arme Sünder. Und es giebt ſchlechte Leute unter den Kaufleuten, unter den Geiſtlichen und Handwerksleuten. Nur das iſt der Unterſchied: in andern Ständen iſts Schande, ein ſchlechter Menſch zu ſeyn, bey Ihnen iſts Ehre.

J. Herr! reden Sie nicht zu viel! Wiſſen Sie, daß ich auch ein Student bin!

K. Da kann ich nicht vor. Aber wahr iſts doch. Wenn einer durch Lamentiren und Verſprechungen den Kaufmann dahin bringt, daß er ihm Credit giebt, und die Waaren verabfolgen läßt, die ihm ſein baares Geld koſten, läßt ſich halbe Jahre vom Traiteur füttern, läßt Profeſſor, Schuſter und Schneider für ſich arbeiten, und weiſt ſie mit der Zahlung immer von einer Zeit zur andern; am Ende geht er zum Thore hinaus, und läßt den armen Leuten das Nachſehen: das iſt doch wohl ein ſchlechter Kerl?

J. Das verſteht ſich.

K. Und wenn eine Geſellſchaft zuſammen iſt, um eine Pfeife Tobak zu rauchen, oder ein Glas Wein zu trinken, und ſich eine vergnügte Stunde zu machen, deren man ſo auf der Welt wenige hat, und kommt da einer, der Stänkereyen anfängt, und einen nach den andern touchirt, und jeden, der ſich darüber aufhält, hinter die Ohren ſchlägt: das iſt doch wohl ein ſchlechter Kerl?

J. Nothwendig.

K. Und wenn einer eines ehrlichen Mannes Frau verführt, oder ſeine Tochter ſchändet, und ſo mit einem male durch ſeine Wollüſte eine Familie um ihr bischen Lebensfreuden bringt: das iſt doch wohl ein ſchlechter Kerl?

J. Das bedarf keines Beweiſes.

K. Aber das iſt ja bey ihnen Ehre, ein ſo ſchlechter Kerl zu ſeyn. Da iſt der Cronfeld. Der hat die halbe Stadt betrogen. Und wer macht denn was draus? Wo Studenten zuſammen ſind, da reden ſie davon, wie von einer edlen That, und haben ihre Freude daran, daß er es ſo pfiffig angefangen hat. Da iſt der Hauer, der turbirt alle Leute: kommt er in bürgerliche Geſellſchaften, ſo ſpricht er von Philiſtern, und iſt er unter Studenten, ſo ſpricht er von Füchſen. Iſt er nicht demohngeachtet der Angeſehenſte? iſt er nicht bey allen Feyerlichkeiten der Anführer? Und daß es bey Ihnen Ehre ſey, ein Hurer und Ehebrecher zu ſeyn — je, das werden Sie ja nicht leugnen! Sie ſingen ja öffentlich, in Gaſthöfen und auf den Straßen, Loblieder auf die Hurerey und den Ehebruch, und Spottlieder auf Keuſchheit und Eheſtand.

J. Was nun das letztere betrift, ſo möchte dieſer Vorwurf andere Stände wohl ſo gut, als die Studenten, treffen. Denn ich habe ähnliche Lieder auch in andern Geſellſchaften ſingen hören, welches ich freylich nicht billige.

K. Kann wohl ſeyn! Aber wer hat denn alle Hurenlieder gemacht? iſts nicht wahr, Studenten, oder ſolche, die Studenten geweſen ſind!

J. Freund! Sie ſagen mir viel bittere Wahrheiten. Seyn Sie aber verſichert, daß es unter den Studenten viel redliche, edeldenkende, brave Leute giebt, die gewiß alle dieſe Vorwürfe gar nicht treffen.

K. Kann wohl ſeyn. Es wäre auch nicht gut, wenn ſie alle ſchlechte Leute wären.

J. Und daß ich alle ſolche ſchlechte, niederträchtige Handlungen von ganzem Herzen verabſcheue, darauf können Sie ſich verlaſſen.

K. Hum! hum! ich ſahe Sie doch auch Cronfelden begleiten.

J. Und was folgt daraus?

K. So müſſen Sie doch auch um ſeine Spitzbübereyen gewußt haben?

J. Nicht zu voreilig geſchloſſen, Herr Kolbert! Ich habe eigentlich nicht Cronfelden, ſondern Zelniken begleitet. Und ich habe nicht eher gewußt, daß Cronfeld abgeht, bis er Abſchied nahm. Das verſichere ich Ihnen bey meiner Ehre.

K. So vergeben Sie mir, daß ich ſo heftig geſprochen habe. Wenn Sie meine Umſtände wiſſen ſollten, Herr von Carlsberg! Wenn Sie wiſſen ſollten, wo mich der Schuh drückt, ſo würden Sie mir es gewiß vergeben, wenn mir bisweilen ein hartes Wort entfahren iſt.

J. Ich weiß ſchon genug, um Sie zu entſchuldigen, armer Mann!

K. Sie wiſſen noch lange, lange nicht alles. Sprechen Sie mit mir in meine Stube, da will ich Ihnen alles erzählen.

Ich gieng mit hinein, wo mich ſeine Frau, die ſehr viel Einnehmendes hatte, empfieng. Aber ihr Blick war ſehr trübe und melancholiſch.

K. Ja, lieber Herr von Carlsberg, es ſteht manchem nicht an die Stirn geſchrieben wie es in ſeinem Herzen ausſieht! Ich bin nun ſo ein vierzig Jahr mit durch die Welt gelaufen, und habe mir es recht ſauer werden laſſen, um ein Stück Brod zu finden, und einen ehrlichen Namen zu behalten. Ich habe auch, legen Sie mir es nicht als Ruhmredigkeit aus, daß ich ſo etwas ſage, ich habe etwas Rechtſchaffenes gelernet, ich ſchreibe meinen engliſchen und franzöſiſchen Brief, verſtehe die kaufmänniſche Rechnung aus dem Fundamente, und wenn es auf Raffinement ankommt, und auf die Speculation, da bin ich gewiß der erſte. Gehen Sie alle Kaufleute durch, die in Grünau ſind, und zeigen Sie mir einen, der ſo viele Geſchäfte gemacht hat, als Kolbert. Ich habe in den größten Häuſern Credit gehabt. Und wenn ich aus manchem Hauſe vor zehntauſend Thaler Waare haben wollte, ſo koſtete es mich nur einen Brief. Ich habe aber auch immer, auf den Tag, auf die Stunde, mit der Bezahlung eingehalten. Und nun, da ich alles das gethan habe, wiſſen Sie wohl, wie es mir am Ende geht? bonis muß ich cediren, ſo wahr Gott lebt! bonis muß ich cediren. (Er verbarg ſein Geſicht hinter das Schnupftuch, und weinte, ſeine Frau that ein gleiches.)

J. Sollte denn ihre Sache wirklich ſo ſchlimm ſtehen? Sollte denn gar kein Rath mehr zu finden ſeyn?

K. Ich weis in meinem Leibe keinen Rath mehr, die Michaelsmeſſe iſt vor der Thür, 14000 Rthlr. wenigſtens muß ich zahlen, und wenn ich alle meine Caſſen auskehre, und alle meine Taſchen ausſchütte, ſo bringe ich keine 500 Reichsthaler zuſammen. Schon ſeit vierzehen Tagen habe ich Mahnbriefe weit und breit umhergeſchrieben, werde aber allenthalben mit leeren Verſprechungen abgeſpeiſt. Oh! wie das kränkt. Ich glaube aber nicht, daß ich den Tag überleben werde, da ich meinen Bankerut anzeigen muß; wahrhaftig nicht, eher greife ich zu dem verzweifeltſten Entſchluſſe.

J. Aber, lieber Herr Kolbert, faſſen Sie ſich doch, Sie ſind ja der erſte nicht —

K. Ey was hilft mir denn das? und wenn neun und neunzig zu Schelmen werden, ſo will ich doch der hundertſte nicht ſeyn.

J. Wenn aber ihr Haus abbrennt — ſind Sie deswegen ein Schelm?

K. Dann wohl nicht.

J. Wenn Sie aber ihr Vermögen durch einen unverſchuldeten Bankerut verliehren, ſind Sie es denn da?

K. Vor Gott zwar nicht, und vor meinem Gewiſſen nicht. Aber vor der Welt wird mir das nicht helfen, da iſt Ehre hin, und Credit hin. Und Ehre verlöhren, alles verlohren. —

Ich beruhigte ihn, ſo viel ich konnte, und ließ die gekauften Sachen einwikkeln und zum Diakonus tragen. Daß ich gleich ſelbſt nachkam, verſteht ſich.

Fortſetzung.

Der Diakonus kam eben aus der Kirche, wo er Wochenpreדigt gehalten hatte, da ich in das Haus treten wollte. Sein ganzes Geſicht war voll Unmuth, und nur mit vieler Mühe heiterte er ſeinen Blik ein wenig auf, da er mich anſichtig wurde. Seine Frau emfieng ihn zwar zärtlich, mit ofnen Armen, bekam aber von ihm nichts zur Belohnung, als einen kalten Kuß. Dann fiel er ermattet auf das Canapee. Nachdem ich mit der Frau einen kleinen Wortwechſel über das überſchickte Geſchenk gehabt hatte, wandte ich mich zu ihm, drükte ſeine Hand, und ſagte: Sie ſind unmuthig? iſt Ihnen etwas Widriges begegnet?

D. Nichts Beſonders. Alle meine Amtsgeſchäfte ſind mir etwas Widriges.

J. Aber Sie ſollten ſich doch aufheitern, wenn Sie bedenken, wie viel Gutes Sie damit ſtiften.

D. Wie viel Gutes ich damit ſtifte, das kann nur der Allwiſſende berechnen. Ich thue was ich nach meinen Kräften, in meiner unangenehmen Lage, thun kann. Das weis ich aber, daß ich mit weniger Mühe, und gröſſerer Freudigkeit, ungleich mehr Gutes ſtiften würde, wenn unſer Gottesdienſt und die Amtsgeſchäfte der Prediger auf einen andern Fuß geſetzt würden. Doch ich habe ſchon hiervon genug zu Ihnen geredet.

redet. Ich würde Ihnen mit meinen Klagen läſtig werden, wenn ich nur noch ein Wort davon ſagen wollte. Hier, meine Liebe, ſagte er zu ſeiner Frau, iſt das Beichtgeld! halte gut Haus damit.

Er warf ein paar Hände voll Silbergeld auf den Tiſch, und ſahe mich mit forſchendem Blikke an, um zu erfahren, was ich dazu ſagte. Ehe ich aber noch darauf antworten konnte, trat eine Weibsperſon weinend in die Stube, und erzählte, unter Vergießung vieler Thränen, daß ihr Mann geſtorben ſey. „Du lieber, himmliſcher Vater! ſagte ſie, ich habe gar gewaltig viel mit ihm ausſtehen müſſen. Sechs ganzer Wochen hat er auf dem Krankenbette gelegen, und keinen blutigen Heller verdient. Ich habe unter dieſer Zeit keine Hand aufſchlagen können. Tag und Nacht habe ich bey ihm zubringen, ihn warten und zurechte legen müſſen. Mit genauer Noth hatte ich ſo viel Zeit, daß ich den Kindern eine Suppe kochen konnte. Du lieber Gott du! kein Menſch weis beſſer, wie es mir geht, als der liebe Gott. — Ich wollte das Begräbnißgeld richtig machen, Ihro Ehrwürden. Wie viel macht's denn?

D. Sechs Groſchen ſollt ihr mir geben.

Fr. Könnts denn nicht vor 4 Groſchen angehn?

D. Auch vor 4 Groſchen. Und wenn euch auch das zu ſchwer fällt, ſo verlange ich gar nichts.

Fr. Nun ſo vergelte Sie es der liebe Gott! und laſſe Sie noch lange, lange leben und Ihre lieben Kinderchen großziehen. Ach, wenn erſt der Vater weg iſt, da fällt's einer Mutter gar zu ſchwer ihre Kinder zu erhalten.

Er ſagte ihr noch vieles zu ihrem Troſte, wieß ſie zur Geduld, Arbeitſamkeit und Vertrauen auf Gott, und entließ ſie dann.

Kaum war ſie fort, ſo fragte er mich: begreifen Sie wohl nun, woher der Unmuth bey meinen Amtsgeſchäften kommt?

J. So ziemlich.

D. Sehen Sie! an ſolche Einnahmen ſind die Prediger gewieſen. Einen Theil müſſen ſie vom Beichtgelde nehmen, das doch im Grunde weiter nichts als ein Almoſen iſt; den andern Theil müſſen ihnen die Eingepfarrten zahlen, gerade unter den Umſtänden, da ſie ſelbſt Sorgen genug haben. Wenn ſie ſich trauen laſſen, wenn ihre Haushaltung durch einen neuen Ankömmling vermehrt iſt, und wenn ſie jemanden von ihrer Familie begraben laſſen. Bedenken Sie ſelbſt, mit welchem Widerwillen man ſolch Geld annehmen muß.

J. Ich dächte aber, Sie brauchten es nicht anzunehmen.

D. Brauchten es nicht anzunehmen — das iſt nun wohl wahr. Wovon ſoll ich denn aber Frau und Kinder ernähren? da könnte ich auf der einen Seite den Großmüthigen machen, auf der andern die Familie Noth leiden laſſen, oder die Handwerksleute betrügen. Nein, Herr von Carlsberg, das wäre eine unzeitige Großmuth.

J. Und ein ander Geſchäfte können Sie wohl nicht treiben?

D. Ich wüßte nicht welches. Denn erſtlich dürfte ich es nicht. Stellen Sie ſich doch um des Himmelswillen vor, wenn ich z. E. Schränke und Stühle machen und im Intelligenzblatte anzeigen wollte, bey dem Diakonus Rollow iſt allerlei Tiſchlerarbeit zu haben, was das für ein Lärmen geben würde! — Der Superintendent verböte mir die Kanzel, und die Tiſchler lieſſen mir das Handwerkszeug wegnehmen.

Und wenn mir es auch erlaubt wäre, andere Geſchäfte zu treiben, ſo habe ich ja nichts gelernet. Von den Millionen Werkzeugen, die der menſchliche Verſtand erfunden hat, habe ich in meinem Leben keins in die Hände bekommen, als das Lineal, das Federmeſſer und die Feder. Vom großen Meſſer weis ich weiter keinen weitern Gebrauch zu machen, als einen Braten zu zerlegen. Da ich zu Verſtande kam, lernte ich noch den Spaten, die Hakke und Harke brauchen. Ach Herr von Carlsberg! Herr von Carlsberg! wir ſind recht bedauernswürdige Leute. Wenn ich zurückdenke, was wir für eine Erziehung genoſſen haben! Guter Gott! wenn andere Knaben alle ihre Muskeln brauchen lernten, und in Gottes Werkſtatt ſich umſahen, da ſaß ich und las den Livius oder den Propheten Eſaias. Und wenn andere Jünglinge ſich in die menſchliche Geſellſchaft miſchten, und beobachteten, und handelten, da ſaß ich hinter meinem Quenſted, und dachte Wunder wer ich wäre, wenn ich aus meinem Dachfenſter herab auf die Menſchenkinder ſahe, die den irdiſchen Geſchäften und Vergnügungen nachgiengen. So wahr ich vor Ihnen ſtehe, ich habe eher gewußt, wie viel Naturen in

Chriſto ſeyn ſollen, ehe ich die Verwandlungen der Inſekten kannte. Daher hat man in keinem Stande ſo viele Verſuchungen niederträchtig zu werden, als im geiſtlichen Stande.

J. Wie verſtehen Sie das?

D. Wie ich das verſtehe? will ich Ihnen ſagen. Wir haben faſt keine andere Einnahme als Beichtgeld, Copulations- Kindtaufen- und Leichengeld. Natürlicherweiſe haben wir Neigung unſere Einnahme zu vergrößern, ſo wie alle andere Menſchenkinder. Denn daß wir eben ſolche Menſchen ſind, wie andere, verſteht ſich von ſelbſt. Aber da iſt beynahe kein ander Mittel die Einnahme zu vergrößern, als Niederträchtigkeit.

J. Und worinne beſteht denn die?

D. Darinne, daß wir uns in die Häuſer ſchleichen, auf eine kriechende Art andere Pfarrkinder an uns zu ziehen ſuchen, den Vornehmen ſchmeicheln, die Rolle der Heiligen ſpielen, den Collegen ein Bischen verläumden, und ſo weiter.

J. Aber, Freund, wie iſt ſo etwas bey Ihnen möglich! Sie predigen ja Jeſum? und wenn ich nur einige Stellen aus ſeinem und ſeiner Apoſtel Reden leſe, da hebt ſich mein Herz, ich möchte aller Welt gleich wohlthun, und jede Niederträchtigkeit verabſcheue ich.

D. Ja, wenn wir Jeſum predigten — das möchte wohl vor Niederträchtigkeit bewahren. So aber predigen wir Quenſtedten, Guilielmum Baierum, Scherzerum, u. dergl.

J. Was ſind das für Leute?

D. Theologen.

J. Sie ſcheinen mir doch wirklich zu weit zu gehen.

Ich habe doch verſchiedene Predigten gehört. Niemals aber ſind dieſe Namen genannt worden. Immer nur Jeſus.

D. Ganz recht. Wir machen es wie die falſchen Münzer, die ſchmelzen Zinn, Bley und allerley Metall zuſammen, und prägen das Wappen und den Namen des Fürſten darauf. So machen wir es auch. Da nehmen wir eine Satzung von p, dort eine von q, dort eine von r, ſtempeln den Namen Jeſus darauf, ſuchen es nun anzupreiſen, als wenn es von Jeſu käme, und wenn Jemand dagegen Einwendungen macht, ſo ſchreyen und wehklagen wir, daß der Glaube an Jeſum erkalte.

J. Ich verſtehe Sie nicht recht. Ich wollte, Sie gäben mir ein Exempel.

D. Alſo zum Exempel: in einer gewiſſen Kirche iſt zeither drey Sonntage gepredigt, und beſtimmt worden die Art und Weiſe, wie der Leib und Blut Jeſu im heiligen Abendmahl gegenwärtig ſey, und man hat dabey immer ſich auf Jeſum berufen. Das heißt doch wohl, Jeſu Namen auf Menſchenſatz prägen? Denn die Beſtimmung, wie Jeſu Leib und Blut im heiligen Abendmahl gegenwärtig ſey, das iſt Menſchenſatzung, und weiter nichts.

J. Aber, lieber Freund! wie können Sie doch ſo deciſiv ſprechen. Jeſus ſagt ja ſelbſt: das iſt mein Leib, und das iſt mein Blut.

D. Und weiter?

J. Weiter weis ich nichts.

D. Ich auch nicht. Und das geht ganz natürlich zu, denn er hat ſich weiter gar nicht erklärt. Nun iſt aber der Pater, und jener Scholaſtiker, und dieſer Doktor theologiä gekommen, haben es erklären wollen, und nun haben wir dieſe Erklärung angenommen, und preiſen ſie als Jeſu Lehre an. Haben Sie mich verſtanden?

J. Woll-

J. Vollkommen. Aber welches iſt denn die richtige Erklärung?

D. Ey, was geht mich denn das an? Ich laſſe dieſen Glaubensartikel und alle andere, die in der Dogmatik ſtehen, an ihrem Ort geſtellt ſeyn, bekümmere mich darum gar nicht, mag es nicht erklären und nicht erklärt wiſſen, und beſtrebe mich nur, das zu thun und andere dazu zu ermuntern, was Jeſus uns als gut und Gott wohlgefällig angeprieſen hat: und das hat mich immer vor Niederträchtigkeit bewahret. So habe ich, z. E. heute geprediget über die Worte: **Das Reich Gottes iſt nicht Eſſen und Trinken, ſondern Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geiſt.** Ja, ſo eine Betrachtung greift ſchon das Herz mehr an, als hundert und funfzig Predigten über die Gegenwart des Leibes und Blutes Jeſu im Abendmahle, und als alle Predigten über das Ath — —

Fortſetzung.

Ehe er noch das Wort ausſagte, trat meine Henriette herein, das liebe, gute Mädchen. Ein ſanftes Roth verbreitete ſich über ihre Wangen, und aus ihren Augen blickte Liebe und Schalkheit.

Ohne zu hören, was der Diakonus mit ſeinem Ath — ſagen wollte, war ich ſogleich mit Leib und Seele bey ihr und faßte ihre Hand. Die kleine Loſe wollte ſie zurückziehen, verſuchte es, ſie loszuwinden, verſteht ſich, ſo lange ich ſie feſt hielt: denn ſo bald ich that, als wenn ich ſie loslaſſen wollte, ließ ſie die Hand ganz ruhig liegen.

Auf einmal ſo ſpröde? ſagte ich.

H. Das verſteht ſich. Einer Braut darf man ſo nahe nicht kommen, wie ſie thun, Herr von Carlsberg.

J. Aber meiner doch wohl?

H. Weſſen Braut? Was doch die Herren ſich gleich für Einbildungen machen! des Hofrath Grimleins Braut bin ich. (Huſch, war die Hand weg, ſie ſprang nach dem Nebenzimmer zu, ſahe ſich noch einmal um, und ſagte:) Zurück, Herr von Carlsberg!

Was doch die Natur den Mädchen für eine ſonderbare Art ſich auszudrükken verliehen hat! Sie ſagte wirklich nichts weiter, als dieſe Worte. Und gleichwohl, wenn ich den Blick, die Miene, den Ton zuſammen nahm, mit dem ſie es ſagte, ſo war es eben ſo gut, als wenn ſie geſprochen hätte: komm, mein Lieber! mit in dieſes Zimmer. Hier können wir ohne Zeugen plaudern. Ich verſtund dieſe Sprache und folgte ihr nach, ſie aber drückte die Thüre zu, gerade mit ſo vieler Kraft, als nöthig war, meine Begierde, bey ihr zu ſeyn, noch mehr anzufeuern, ſo, daß ich ſie leicht zurückdrängen konnte.

Nach einigen Nekkereyen wurde unſer Geſpräch ernſthaft, und ſchloß ſich am Ende mit Thränen über die bedenkliche Lage, in der wir uns befanden. Da ich Kleinmuth merken ließ, faßte ſie meine Hand und ſagte: Gutes Muths, lieber Carlsberg! Laſſen Sie uns die Beſtimmung unſers künftigen Schickſals dem allwiſſenden Zeugen unſerer Liebe übergeben! Sieht der, daß eine nähere Verbindung uns gut iſt, ſo werden alle Schwierigkeiten weichen müſſen; ſieht dieſer aber, daß ſie zu unſerm Misvergnügen ausſchlagen würde, wollen wir uns darüber grämen, wenn er ſie verhindert?

Das letzte auszuſprechen koſtete ihr viele Anſtrengung, ſie ſprach es aber doch aus, und wandte ihr Geſicht weg, um zu verbergen, was weiter in ihrem Herzen vorging. Ich faßte hitzig ihre Hand, drückte ſie an meinen Mund und ſagte: gerade ſo denke ich auch. Aber trauen Sie mir wohl ſo viele Kraft zu, daß ich Ihren Verluſt würde überleben können?

Wir müſſen aber doch, war ihre Antwort, uns bereit halten, Gott, wenn er es fordert, auch das aufzuopfern, was uns das Liebſte iſt. —

Die Dazwiſchenkunft des Diakonus unterbrach die Fortſetzung des Geſprächs. Das ſind theure Thränen, ſagte er, meine Lieben! haltet ſie nicht auf. Unter Gottes Segen werden ſie ſüße Früchte tragen.

Ich gab ihr hierauf die Kleinigkeit, die ich für ſie eingekauft hatte, und bat, ſich meiner in des Hofraths Geſellſchaft dabey zu erinnern. Sie nahm ſie an, nachdem ſie mir einen Verweis darüber gegeben hatte, daß ich ſolche Mittel für nöthig hielt, ſie an mich zu erinnern.

Den Nachmittag brachte ich in Collegiis zu. Des Abends aber in mein Haus zurück zu gehen, war mir unmöglich. Wie hätte ich den Gedanken ertragen können, daß ſie ſo nahe bey mir wäre, und ich mich ihr nicht nähern dürfte.

Ich ging alſo in die Forelle, einen Gaſthof, der nur von Bürgern beſucht wird, weil ich es, aus Furcht, neue Händel zu bekommen, nicht wagte, in Studentengeſellſchaft zu gehen. Mein Abendbrod ließ ich mir in den Garten in eine Laube bringen, um da den Abend über meinen Gedanken nachhängen zu können. Meine Einſamkeit dauerte aber nicht gar lange, denn bald kamen zwey junge Leute in die nächſte Laube, ließen ſich Wein geben, und ſprachen, weil ſie glaubten alleine zu ſeyn, ſehr laut. Aus den Geſprächen, die ſie führten, ſah ich bald, daß ſie Friſeurgeſellen waren, und ihre Geſpräche waren zu merkwürdig, als daß ich Ihnen nicht den Hauptinhalt davon überſchreiben ſollte.

Haſt du jetzo viele Kunden? fing der erſte an.

Vier und zwanzig möchten ihrer wohl herauskommen, antwortete der andere.

E. Auch fette?

A. Mit unter. Vorige Woche habe ich einen guten Fang gethan.

E. Wen denn da?

A. Die Riboniusin.

E. Wen? die Riboniusin? ſchlag das Wetter drein! nach der habe ich immer gefiſcht.

Wenn ich die hätte, die wäre mir lieber, als vierzig Thaler baares Geld jährlich.

C. Es reicht nicht. Ich kann doch, wenn ichs gering anſchlage, auf zehn Burſche rechnen, die ihr nachziehen. Nun rechne einmal, was das das Jahr durch macht! und nun das Briefgeld! und die Trinkgelder für die andern Commiſſionen, die es da immer auszurichten giebt. Geſtern hat es ſchon einen ganzen Thaler geſetzt. Da ſagte ſie mir, daß ihr Mann ausreuten würde, und fragte hernach, ob ich den Baron Güldenkam friſirte? dem ſollt ich ja gar nichts davon ſagen. Ich merkte, wie viel es geſchlagen hatte, brachte die Neuigkeit brühwarm zu Güldenkammen, der drückte mir gleich einen harten Thaler in die Hand. Sieh einmal! noch dazu einen alten Brandenburger.

E. Biſt ein Blitzkerl!

A. Sorge nur nicht, wenn ich ſie nur erſt recht kirre gemacht habe, da denke ich, unſer einer ſoll auch etwas ſchmekken. Ha! Ha! Ha! müßte nicht gut ſeyn! ich habe wohl andere Weiber dran gekriegt; vor der iſt mir nicht bange.

E. Ich muß, mein Seele! mir auch noch ſo ein paar Kunden ausmachen. Mit den Dreyen, die ich habe, iſt nicht viel anzufangen.

A. Ich habe ein paar hübſche Mädchen, die will ich recht nach meiner Hand ziehn. Tauſend-Fikkerloth! das ſind Mädchen! Wenn ſie nur erſt ein paar Jahr noch hin haben.

E. Die will ich wohl rathen. Die eine heißt mit dem erſten Buchſtaben Nelkin, die andere Colbertin. He!

A. Könnte wohl ſeyn. Und wie ſtehts mit dir?

E. So la la. Die Frau von Reſewitz iſt itzo meine beſte Kunde. Mit den andern läßt ſichs halten. Aber ein flottes Mädchen habe ich itzo. Die will ich einſtweilen für mich behalten. Ich friſire ſie allemal zwiſchen 9 und 10 Uhr, wann die Mutter das Eſſen beſorgt und der Vater auf dem Rathhauſe iſt. Ha! Ha! Ha!

A. Merke es ſchon! Dort dem Rathhauſe gegen über, ſind zwey Stufen vor der Hausthür —

Ich kann Ihnen unmöglich die Unflätereyen ſchreiben, die dieſe Leute ausſprudelten, die

Kunſtgriffe, die ſie, wie ſie ſich rühmten, anwendeten, um von weiblicher Schwachheit ihren Vortheil zu ziehen, und die geheimen Correſpondenzen, die ſie zwiſchen dem Frauenzimmer und den Mannsperſonen unterhielten. Kaum kann ich glauben, daß alles wahr ſey, was dieſe Kerls ſagten. Denn ſie redeten auch Frauenzimmern viel Böſes nach, die ich doch gewiß für rechtſchaffen halte. Das Frauenzimmer iſt doch wirklich ſehr zu beklagen, wenn ſeine Ehre von der Zunge ſolcher Leute abhängt. Denn da ſie doch oft Stundenlang mit ihnen allein ſind, wer ſoll ſie denn widerlegen, wenn ſie ſich rühmen, daß ſie mit ihnen das vertrauteſte Verſtändniß unterhielten?

Itzo kam der dritte Friſeur dazu, dem die andern ſogleich ein Glas Wein brachten, und ſagten: komm Bruder, du mußt eine Geſundheit mit trinken.

D. Und welche denn?

(Sie war ſo ſchmutzig, daß ich ſie nicht hinzuſchreiben wage.)

D. Wißt ihr keine geſcheutere? ich will eine beſſere ausbringen, ſie heißt: alle braven Leute!

Er goß das Glas hinunter, und ſetzte es mit ſolcher Heftigkeit auf den Tiſch, daß es hätte zerſpringen müſſen, wenn es nicht einen ſtarken Fuß gehabt hätte. Der erſtere von jenen beyden fragte, was er im Kopfe habe? ob ihm vielleicht ein Verſuch auf eine Frau oder Mädchen fehlgeſchlagen ſey?

Ihr Kerls, antwortete er, habt nichts als Huren und Saufen im Kopfe; ihr ſeyd nichts beſſers werth, als daß ihr Haare zauſt von Ewigkeit zu Ewigkeit.

E. Nu wir geſtehen einander, was wir mannichmal zwiſchen vier Wänden vornehmen. Es giebt aber Leute, die es vielleicht noch ärger treiben, und ſich zu ſtellen wiſſen, als wenn ſie kein Wäſſerchen betrübten.

D. Das Reden ſteht euch frey. Ich denke aber euch bald zu zeigen, daß ich ein anderer Kerl bin, als ihr ſeyd.

E. Wie ſo?

D. Das ich, kurz und gut, aufhöre zu friſiren.

E. Und warum das?

D. Deswegen, weil ich mir einbilde, eben ſo viel zu ſeyn, als die, deren Köpfe ich zauſe. Zum Henker!

(Er ſchlug mit Heftigkeit auf den Tiſch)

E. Das wird dir wohl niemand abſtreiten.

D. So? und muß doch wie ein Hundsvot vor den Stubenthüren ſtehen, und paſſen, bis mir aufgemacht wird. Muß hernach jedes Narren Schädel kratzen, und in ſeinen Haaren wühlen — muß ihre Ausdünſtungen und Blähungen, die ſie mit aus dem Bette bringen, einathmen. Nein, dazu bilde ich mir zu viel ein. In meinem Kopfe und in meinem Arme ſtekt ſoviel, und vielleicht noch etwas mehr, als in manches ſeinen, um den ich wie ein Junge herum gehen, und Befehle annehmen muß.

E. Ha! Ha! Da weis ich mir bald zu helfen. Wenn mich meine Kunden heute eine Viertelſtunde warten laſſen, ſo laſſe ich ſie morgen eine Stunde warten. Und wenn ſie ſich zu viel herausnehmen, ſo tip ich ſie nur ein kleines Bischen mit dem heiſſen Eiſen an die Ohren, oder rauſe ihnen, während dem Kämmen, ein paar

Dutzend Haare aus — ach da mukſen ſie nicht mehr.

D. Das ſind Narrenspoſſen. Ehe ich andere Leute tükken will, ſo ſag ich es lieber gerade heraus: ich mag mit euch nichts mehr zu thun haben.

E. Iſt dir aber doch eine hübſche Sache mit dem Friſiren. Wenn man den Vormittag umhergelaufen iſt, da iſt auch der Nachmittag unſere, und wir können ſpielen und ſchwärmen, unterdeſſen daß andere in den Werkſtätten ſitzen.

D. Deſto ſchlimmer! Das ärgert mich eben am meiſten, daß faſt alles, was Kopf und Hände hat, etwas thut, und ich thue im Grunde nichts. Der Leinweber, Schmied, Schneider, Schuſter, wenn die Woche vorbey iſt, kann doch etwas aufzeigen, was er zu Stande gebracht hat. Was kann ich denn aber aufzeigen? Meine Arbeit iſt ja ein ewiges Verwirren und wieder auskämmen. Und wenn ich funfzig Jahre auf der Welt gelebt habe, ſo kann ich doch nichts aufweiſen, das ich durch alle mein Haarzauſen hervorgebracht hätte. Und habe eben ſo einen Kopf wie andere, eben ſolche Finger, eben ſolche Knochen, wie andere. Itzo bin ich noch jung, itzo iſts noch Zeit, einen Entſchluß zu faſſen. Und er iſt gefaßt! und es bleibt dabey, mein Seele! ſo wahr ich ein ehrlicher Kerl bin.

E. Wovon willſt du dich denn ernähren?

D. Von meinem Kopfe und von meinen Händen. Das müßte nicht gut ſeyn, wenn mir Gott nicht in beyde ſo viele Kraft gelegt hätte, daß ich mich damit ernähren könnte. Und wenn ich nicht weiter kann, ſo will ich nach Weſtpreußen, oder nach Amerika gehen, und Coloniſt werden. Und ſollte ich, mein Seele, arbeiten, daß mir das Blut unter den Nägeln hervorſprüzte, ſo will ich es thun. Da brauche ich doch nicht anderer Junge und Narre zu ſeyn. Und wenn ich nur einen Garten herausbringe, hundert Schritte lang, ſo iſt doch etwas durch mich da, und ich kann ſagen, den Garten habe ich gemacht.

E. Biſt ein Narre! geh du hin, und beſchlafe dich darauf. Ich denke, morgen wirſt du ganz anders ſprechen.

D. So? da denkt ihr doch, daß ich ſo ein Windbeutel wäre, der viel redete und nichts thät. Daß ihr Kerls ſeht, daß ich nicht ſpaße — (riz! raz! da riß er den Puderbeutel aus einander, ſtreuete den Puder umher, warf dem einen die Puderquaſte ins Geſicht, zerbrach ſeine Kämme, ſchmiß alles, was er ſonſt noch von Friſeursgeräthe bey ſich hatte, vor die Erde, und gieng fort.)

E. Den Kerl reutet der Teufel!

A. Er iſt toll im Kopfe!

Mit dieſen Worten ſtunden ſie auf, bezahlten ihre Zeche und giengen fort.

Ich wandelte noch, bis nach 11 Uhr, bey Mondenſchein, im Garten herum, dachte über dieß wichtige Geſpräch nach; dann gieng ich nach Hauſe, wo ich alles, ſo wie ich wünſchte, ruhig fand.

Die Geſellſchaft war fortgegangen. Ich legte mich zu Bette, und empfahl dem Allwiſſenden mein und meiner Henriette Schickſal in einem herzlichen Gebete. Auch für ſie bat ich Gott, daß er ihre Schmerzen lindern, und ihnen Kraft geben möge, ſie auszuhalten. Es iſt eine große Erquikkung, für andere zu beten. Ich werde mehrmals davon Gebrauch machen.

Carl.

Zehnter Brief.

Heinrich Selbiger an Charlotten Rübnerin.

Gott zum Krus!

Liebe Lodde biſt du noch geſund ich bins noch ich hawe tir nig verkeſſen wen ſchon ich tig nich have ſchriewen ta kam ein Kerl zu mig mit weiſen Giddel und ſteiven zobv ter ſagd daſ er mig wolld Arbeid ſchaven und pragd mir zum Ovzür ta muſt ich Soltat währen ta ket michs nich gud ta grieg ich agzen Vennig ten tag und kein prod tavon kan ich nich drinke eine Kanne Pür kan och keine Weive Dowag mör rauge und krieche helſche Briegel ta ſoll ich lernen tas Hekſerzirn und kans nich lernen mein Rikken is immer praun und plau und bin toch ein örlicher Kerl und due kein Menſen was leits ta ſate ich tem Veltwewel ich wolle tich heirade ta ſate ter Veltwewel obs keine Huren mör gebe wenn ich ein hipſ Menſch hätte ta ſollde ich ſie laſſe kommen, ta wolde wir ſie in Kombany halte es köt tir gotloſ zu unger ten Soltaten libe Lodde ich will aver tiſſerdiren krün ſie mir ta möge ſie mir henge, ta bin ich meiner marder loz krün ſie mir nich da nehm ich dir und ſollde wir pei Waſer und prod leben ter liwe God verleſt kein Hesgen wird uns og nich verlaſſen leb wol libe Lodde ich wone bei den ſneiter Herz, Heinrich Selwicher.

Eilfter Brief.

Carl an den Oberſten von Brav.

Grünau, den 12ten Sept.

Liebſter Herr Vetter!

Geſtern, bald früh, kam die Rübnerin ganz auſſer Odem, und brachte mir dieſen Brief von ihrem Heinrich, den ihr ein Soldat, der hier durchgegangen iſt, überbracht hat, und bat mich, denſelben in ihrem Namen zu beantworten, weil ſie des Schreibens unkundig wäre. Das möchte aber wohl eine groſze Kunſt ſeyn. Er hat nicht einmal geſchrieben, unter welchen Truppen er ſtehe, und in welcher Stadt er liege. Und das Mädchen iſt vor Freuden über den Brief ſo ganz auſſer ſich geweſen, daß ſie ſogar vergeſſen hat, von dem Ueberbringer einige nähere Nachricht einzuziehen.

Sie mußte ſogleich zurücklaufen, um zu ſehen, ob er noch da ſey; bald aber kam ſie mit der

Antwort wieder, daß ſie ihn nicht mehr angetroffen habe.

Ich bin über den Brief erſtaunt, ſo wie ſie darüber erſtaunen werden. Die Erziehung und der Unterricht der niedern Stände, muß doch unausſprechlich vernachläßigt werden, wenn man ſie nicht einmal ſo weit bringt, daß ſie einen Brief ſchreiben können. Ich habe nicht Weltkenntniß genug um darüber urtheilen zu können. Aber eines von beyden muß doch ſeyn. Entweder diejenigen, die den Volksunterricht beſorgen, ſind ſo faul, daß ſie ſich nicht darum bekümmern, wie er betrieben wird, oder die höhern Stände erhalten die niedrigen vorſetzlich in Unwiſſenheit, damit ſie dieſelben deſto leichter unterjochen, und ſie als Sclaven behandeln können.

Der Rübnerin habe ich ſehr nachdrükliche Warnungen gegeben, ſich vor Verführung zu hüten. Sie hat mir dafür gedankt, und ſie zu befolgen verſprochen. Beſſer wäre es aber doch auf alle Fälle, wenn Sie das Mädchen, mit ihrem unſchuldigen Kinde, einſtweilen auf Ihr Gut nehmen könnten. Wenn es Ihnen möglich iſt, ſo thun Sie es doch ja. Laſſen Sie doch das gute Werk, das mir Gott gelingen ließ, nicht unvollendet.

Geſtern war auch der Geburtstag des Fürſten. Ich habe aber von den Feyerlichkeiten, die deswegen angeſtellt wurden, keine mit angeſehen, als diejenige, die die hieſige Bürgerſchaft veranſtaltete. Sie marſchirte mit Ober- und Untergewehr auf, um auf dem hieſigen Schiesplatze Vivat zu rufen, eine dreymalige Salve zu geben, und ſich hernach bey einem Trunke Bier zu vergnügen.

Es war ein ſehr trauriger Anblick. Auf den mehreſten Geſichtern waren Züge der Schwermuth, des Grams, des Hungers und des Schmerzes zu ſehen. Nur wenige lächelten, und ſelbſt bey einigen, von dieſen wenigen, ſchien das Lächeln mehr aus dem, mit Brandtewein angefüllten, Magen, als aus dem Herzen zu kommen. Sehr viele hatten beyweiten nicht die gewöhnliche Mannesgröße. Die Füße, Hände und Nakken, der mehreſten waren ſo nach dem Handwerkszeuge gewachſen, mit welchem ſie zu arbeiten pflegen, daß ich mir faſt traute bey jedem zu errathen, von welchem Handwerke er ſey. Unter den 200 Mann, die aufmarſchirten, würde ich kaum vierzig haben finden können, die verdienten, Männer genant zu werden. So wie die Leute waren, ſo war auch ihr Anzug und ihr Gewehr. Die Kleider vieler waren befleckt, zerriſſen, und hatten die Hälfte der Knöpfe verlohren, und den übrigen fehlte doch wenigſtens Reinlichkeit und Harmonie im Anzuge. Das Seitengewehr war bey dem einen ohne Gefäß, bey dem andern fehlte die halbe Scheide, und eingeroſtet war es bey den mehreſten. Und das Schiesgewehr ſah aus, als wenn es aus einer Rüſtkammer genommen wäre, wo eine Sammlung von Schiesgewehren verſchiedener Jahrhunderte und Nationen aufbehalten wird.

Mir fielen die alten Römiſchen Bürger ein, und ich ſtellte ſie in Gedanken neben die grünauiſche Bürgerſchaft. Bey dieſer Vergleichung verlohr die letztere ſo viel, daß ich ganz von Wehmuth durchdrungen wurde, und fühlte, daß mir die Augen naß wurden. Vielleicht war ich der einzige, der dieſe Empfindung hatte. Allenthalben ſah ich mich um, nach einen Menſchen, dem ich die Hände hätte drükken, und gegen ihn mein volles Herz ergießen können, fand ihn aber nicht. Viele Studirende, Gelehrte und Adeliche, ſah ich vorbey gehen, einige ganz kalt, andere laut über die armen Bürger ſpottend. Einige Studirende trieben ihren Muthwillen ſogar ſo weit, daß ſie durch die Glieder giengen, jeden einzeln beſahen, und faſt bey jedem eine herzdurchſchneidende Anmerkung machten.

Dieß jammerte mich noch mehr. Barmherziger Gott, dachte ich, wohin ſind doch deine Menſchen gerathen! Jeder hat ſeine Plage, jeder ſeinen geheimen Gram, der, wie der Wurm im Apfel, im Herzen nagt, und doch, doch können ſie noch ſo grauſam ſeyn, daß einer über des andern Elend ſpottet. Spott der Menſchen über Elend der Brüder, das iſt ſchrecklich!

Ich eilte nun, von dem Schauplatze des Elends wegzukommen und in meinem Zimmer mich ſatt nachdenken und ſatt grämen zu können.

Indem ich aber fortgehen wollte, erblickte ich den ehrlichen Tuchmacher, von dem ich Ihnen neulich geſchrieben habe. Sogleich ergrif ich ſeine Hand, hielt ſie mit beyden Händen feſt, und, nachdem ich mich nach ſeinem Wohlbefinden erkundigt hatte, fragte ich ſogleich: aber, beſter Mann! was ſagen ſie denn zu der hieſigen Bürgerſchaft? Ich ſehe ſie heute das erſtemal zuſammen, und da bin ich darüber erſtaunt, aus was für elenden Leuten ſie beſteht. Sie ſehen ja faſt alle aus, wie der Hunger und Jammer.

T. Ja, lieber Herr v. Carlsberg! davon ließe ſich viel reden. Das Herz im Leibe möchte mir bluten, wenn ich die Leute anſehe. Wenn ich zurück denke, wie es ſonſt in Grünau war, da ich noch ein Kind war, was da noch für Männer lebten — und ſehe nun die Gerippe an — lieber Gott!

J. Aber wie geht denn das zu? es muß doch eine Urſache haben?

T. Eine Urſache muß es freilich haben. Wenn man ſie nur auch wegſchaffen könnte.

J. Und welches iſt denn die Urſache?

T. Da könnte man ein Buch davon ſchreiben. Es war einmal ein armer Mann, der hatte nichts als Kinder, und eine Kuh. Von der Kuh wollte nun alles leben. Bald molk ſie der Mann, bald die Frau, bald der Sohn, bald die Töchter, und molken und molken ſo lange, bis daß die Kuh Blut gab und umfiel. Juſt ſo iſts auch mit unſerer Bürgerſchaft. Es milkt alles daran; da darf man ſich ja nicht verwundern, wenn ſie alle Kräfte verliehrt.

J. Und wie verſtehn ſie das?

T. Nehmen ſie nur ſelbſt hin. Wenn ein junger Anfänger ſich verheyrathet, da ſollte er doch unterſtützt werden. Da iſt aber gar nicht dran zu denken Es fällt alles über ihn her und milkt ihn. Da muß er Geld zahlen für Bürgerwerden, dort fürs Meiſterwerden. Nun muß er doch wenigſtens ein Bette, Stühle, einen Tiſch und Handwerkszeug haben. Das koſtet doch alles Geld. Er will Hochzeit machen. Das Gott erbarme! Da will wieder alles Geld haben. Und wenn er es noch ſo ſparſam einrichtet, ſo bringt er ſeine Braut unter funfzig Thalern nicht in das Bette. Da iſt der verfluchte Staat in unſerer Stadt eingeriſſen. Immer einer will es dem andern zuvorthun. Da nimt denn das Kerlchen einen Kaſtorhut aus, ein Kleidchen von Holländiſchem Tuche, ſeidene Strümpfe, ſilberne Schnallen; das Mädchen nimt das Beſte, was in dem Laden iſt. Kein Geld haben ſie in den Händen; was können ſie da anders thun, als borgen? Und das Borgen kenne ich ſchon, beſonders wenn man die Haushaltung anfängt, das iſt der gerade Weg zum Ruine. Wenn ſie nun anfangen zu arbeiten, da iſt es in allen Ekken leer, keinen Dreyer

Geld haben ſie in der Hand. Da müſſen ſie für andere Meiſter arbeiten, die nehmen den beſten Profit weg; wenn ſie Waaren einkaufen wollen, ſo müſſen ſie wieder borgen, kriegen ſchlechte Waare, und müſſen ſie über theuer bezahlen. Ich will nur unſere armen Tuchmacher nehmen, wenn dieſe Wolle einkaufen wollen, und müſſen ſich das Geld von andern vorſchießen laſſen, ſo wahr ich vor Ihnen ſtehe, Herr von Carlsberg, acht Procent Intereſſe müſſen ſie geben. Unterdeſſen wachen die andern Schuldner auf, da will der Kaufmann, dort der Metzger ſein Geld haben; nun müſſen ſie verſetzen, und wieder Judenzins geben. Unter der Zeit kommen etwa ein paar Kinderchen. Lieber Gott! ſonſt glaubte man immer, daß Kinder ein großer Segen wären: aber heutiges Tages möchte wohl ein ehrlicher Mann die Hände über den Kopf zuſammen ſchlagen, ſo oft ein Kind kommt. Denn das iſt himmelſchreiend, was da an allen Enden wieder für Geld gezahlt werden muß. Da muß nun der arme Bürger, wie ein Arreſtant, in ſeiner Werkſtatt ſitzen, und arbeiten, und am Kummertuche nagen, um alle dieß Geld aufzubringen. Mannichmal kriegt er auch Streit — denn der Henker weiſs wie es zugeht, man mag ſeine Sachen auch ſo klug anfangen, als man will, ſo kann man doch, ehe man ſich verſieht, in Streit kommen. Da giebts nun eine neue Melkerey, die Advokaten ſchergen zu, und ſie und die Richter ſchröpfen ſo lange, als was zu ſchröpfen iſt. Oder er verſieht etwas gegen die Geſetze, läßt etwa ein Schwein ſtechen, und vergißt den Schlachtzettel zu löſen, oder der Soldat, der bey ihm im Quartiere liegt, geht des Nachts aus, ohne daß er es bemerkt und anzeigt. Herr Jerum! da ſollten Sie ſehen, wie da die Polizeybedienten zufahren, wie die Windhunde auf den Haſen, da iſt Strafe über Strafe.

Kriegt nun einer etwa eine lüderliche Hauswirthin, oder der liebe Gott ſchickt ihm Hauskreuz zu, da iſts vollends aus. Am Ende wird er deſperat, fängt an zu ſpielen oder Brantewein zu trinken, nun iſt er ohne Rettung verlohren. Stellen Sie ſich einmal an ſo eines armen Bürgers Stelle! Alle Tage, die Gott läßt werden, muß er, vom Morgen bis zum Abend, wie ein Züchtling, arbeiten, kriegt weder Feld noch Wald zu ſehen; wenn er zu Tiſche kommt, da findet er Züchtlingskoſt. Denn, ſo wahr ich ehrlich bin! mancher Züchtling iſt beſſer als mancher von unſern Bürgern. Nun will er etwa der Frau ſchmeicheln, die ſtinkt und klebt, und iſt zerlumpt, wie eine Bettlerin: denn ſo viel Zeit behält manche Frau gar nicht übrig, daß ſie ihre Lumpen waſchen oder ſtopfen kann; manche iſt auch ſäuiſch von Haus aus. Bald kommt der Gerichtsdiener und will herrſchaftliche Gefälle, bald der Schuldherr, und droht mit Verklagen. Da quixen die Kinder, dort iſt wieder ein anderer Verdruß. Lieber Herr von Carlsberg! wo ſoll denn da der Muth herkommen? Von unſern mehreſten Bürgern kann man wohl ſagen, was Syrach ſpricht: Da iſt nichts als Sorge, Kummer, und zuletzt der Tod. Die Leute werden faſt alle ihres Lebens nicht froh, und künftig wirds noch ſchlimmer werden.

J. Wie ſo?

T. Bedenken Sie nur ſelbſt, was will denn ſo ein ausgehungerter, elender, Menſch, wie da die mehreſten ſind, die ſie vor ſich ſehen, — Denn wenn ja manchmal ein ramaſſirter Kerl da iſt, ſo wird er unter die Soldaten geſteckt; was will, ſage ich, ſo ein Menſch für Kinder zeugen? Die mehreſten, wenn ſie heyrathen, haben ſich ſchon geſchwächt und ausgemergelt, und das bischen Kraft, das ſie noch haben, ſaugt der Kummer weg. Wenn die Kinder zur Welt kommen, ſo kann ihnen die Mutter nicht die gehörige Wartung geben, weil ſie ihre liebe Noth hat, Brod zu ſchaffen. Und wenn Sie erſt in die Stuben kommen ſollten, in denen viele Handwerksleute wohnen, da würden Sie erſt erſtaunen. Hundelöcher, Schweinsſtälle ſind es, und keine Wohnungen für Menſchen. Viele wohnen in Gaſſen, wo weder Sonne noch Mond hineinſcheint, wo aller Unrath hingetragen wird. Nehmen Sie nur unſer Levkojengäschen, was da Jahr aus Jahr ein für ein abſcheulicher Geruch iſt! und doch wohnen Bürger drinne. Und weil die mehreſten nicht viel für das Quartier bezahlen können, ſo müſſen ſie ſich mit einer Stube behelfen. Da iſt nun Nachtſtuhl und Schüſſel, Kammertopf und Kochtopf und Waſchtrog alles zuſammen. Da wird gearbeitet, gegeſſen, gewaſchen, geſchlafen, alles gemacht. Sie ſollten einmal in ſo eine Stube kommen! Das Waſſer läuft da an den Fenſtern herein. Was kann aus den Kindern werden, die da aufwachſen? Sie haben nicht einmal einen Spielplatz, wo ſie ſich auslaufen können. Man ſoll einem Menſchen keinem Vieh vergleichen, aber wahr iſt es doch, wenn ich junge Schweine aufſtelle, und laſſe ſie nicht mit der Heerde austreiben, ſo bleiben es Knoten und bleiben Knoten. Was ſoll denn nun aus Kindern werden, die immer in ſolche dumpfige Löcher geſperrt ſind? Herr von Carlsberg! wenn Sie unſere Kinder ſehen ſollten! Blut möchte man weinen! Eins hat krumme Beine, das andere einen dikken Bauch, das hat einen Bukkel vorne, das andere einen Bukkel hinten. Und in den meiſten, ich weis nicht wie ich mich ausdrükken ſoll, es iſt kein recht Leben in ihnen. Wenn das nun auch einmal Väter werden, das Gott im hohen Himmel erbarme, was für Kegel werden denn die hinſetzen?

J. Aber, mein Gott! bekümmert ſich denn der Fürſt nicht um ſolche Sachen?

T. Lieber Herr von Carlsberg! Ich will Ihnen meine aufrichtige Meinung ſagen. Ich denke, ein Fürſt iſt eben kein anderer Menſch, als wie ich bin. Habe ich Recht, oder habe ich Unrecht?

J. Sie haben vollkommen Recht.

T. Nun habe ich meine Hände voll zu thun, wenn ich auf meine Spinner, Kämmer und Geſellen Aufſicht haben ſoll. Wie kann man denn von mir verlangen, daß ich mich darum bekümmern ſoll, wie es in dem Hauſe in Koldingen, und in jenem in Friedrichsleben, und in dem in Perlewiz zugeht? Das kann ich nicht, ſo wahr ich ehrlich bin! Wie kann man denn das von einem Fürſten verlangen? Unſer lieber Fürſt ſieht das auch gar wohl ein. Da kamen vor etlichen Wochen unſere Meiſter zu ihn und lamentirten, daß er ihnen Nahrung verſchaffen ſollte. Da gab er ihnen zur Antwort: was hilft denn das Lamentiren? thut mir Vorſchläge, wie euch zu helfen iſt! Da ſagten ſie: Sie ſind ja unſer lieber Vater. Ein jeder Vater ſorgt ja für ſeine Kinder. So lange ſie unmündig ſind, gab er zur Antwort, aber nicht für ſo große Kinder, wie ihr ſeyd. Ihr ſeyd alle mündig. Ihr ernährt mich, aber ich ernähre euch nicht. Wie könnt ihr denn da verlangen, daß ich für euch, wie für kleine Windelkinder ſorgen ſoll? thut Vorſchläge, macht Anſtalten, und wenn ſie gut ſind, ſo will ich ſie ja gerne unterſtützen.

Was meynen Sie, Herr von Carlsberg, war das nicht vernünftig geſprochen?

J. Sehr vernünftig.

T. Ja, das wollen aber die andern Bürger nicht begreifen. Wenn Ihnen etwas fehlt, anſtatt Anſtalten zu machen, und Ueberlegungen anzuſtellen, ſich zu helfen, ſo heißt es gleich: wir wollen eine Supplik machen und an den Fürſten gehen. Meiner Treue! wie ſo die kleinen Jungen, die das erſtemal die Hoſen anhaben, die allemal, wenn ſie ſich auskleiden wollen, ſchreyen: Vater, macht mir die Hoſen auf! Keiner hat die Courage, ſich ſelbſt zu helfen.

J. Auf dieſe Art iſts ja wohl kein Wunder, wenn der Fürſt die Bürger wie Jungen behandelt?

T. Freylich nicht. Der Fürſt kann mit uns machen, was er will. Und wenn er, ſo wahr ich vor Ihnen ſtehe! verlangte, daß ihm jeder ſeine Frau und Tochter ſchikken ſollte, ſo oft er es forderte, viele thäten es wahrhaftig, und bedankten ſich noch dazu unterthänigſt für die hohe Gnade, die ihnen Ihro Durchlaucht zu erzeigen geruht hätten.

J. Herr, wenn ich Sie nicht als einen ſehr ehrlichen Mann kennte, ich könnte es nicht glauben.

J. Sie können es mir glauben. Mein Name iſt ein Schelm, wenn es nicht wahr iſt. Denn bey den mehreſten Bürgern, iſt Fürſt und unſer Herre Gott einerley, und wenn ein fürſtlicher Huſar in die Hände klatſcht, ſo nimmt die ganze hochlöbliche Bürgerſchaft die Hüte ab. Gott ſey Lob und Dank, daß wir ſo einen gnädigen Fürſten haben! Wenn wir aber einmal einen Tyrannen bekommen ſollten, der könnte ja wahrhaftig mit uns machen, was er wollte. Und wenn er von uns verlangte, daß einer um den andern ihm die Stube auskehren ſollte, glauben ſie mir, es geſchähe. Und wenn er ſogar alle Monate ein paar Tonnen Bier verſpräche, da dankten ſie noch dem lieben Gott, daß er uns einen ſo gnädigen Herrn gegeben hätte.

J. Halten Sie inne, oder ich —

T. Sie wollten doch aber die wahre Urſache wiſſen, warum —

J. Nun das iſt wahr; aber woher kommt denn die ſklaviſche, niederträchtige, die Menſchheit entehrende Meynung, von den Fürſten, die niemals ein rechtſchaffener Fürſt von ſich verlangt hat!

T. Herr von Carlsberg! nehmen Sie mir es nicht übel, wir ſehen ja von Jugend auf nichts als Kriechen und Schmiegen vor den Fürſten. Das geht ja bis auf das Kirchengebet. Wenn der Junge von Jugend auf beten hört: laß dir, o himmliſcher Vater, empfohlen ſeyn das hohe Wohl Ihro Hochfürſtlichen Durchlaucht, Herrn **Abraham**, regierenden Fürſten zu Sodom, Grafen zu Gomorra, Adama, Zeboim und Zoar, Herrn der Amoriter, Heviter, Hethiter, Ammoniter, Moabiter, Erbherrn auf Jericho, Bethlehem, Tyrus und Sidon, Gaza, Joppe, Asdod und Askalon; wie auch Höchſt-Dero Frau Gemahlin, Hochſt-Dero Erbprinzen, Prinzen und Prinzeßinn, Höchſt-Dero Herrn Bruder, und Höchſt-Dero Frau Schweſter: muß er da von den Fürſten nicht wenigſtens eben ſo eine hohe Meynung wie von Gott dem Herrn bekommen? Da lobe ich mir doch den König von Preuſſen! der läßt für ſich bitten: Nimm, o Gott, in deinen Schutz den König, deinen Knecht.

J. In dieſer einzigen Formel habe ich allezeit, wenn ich auch ſonſt gar nichts von ihm wüßte, den großen Mann erkannt.

J. Da nun das aber bey uns nicht iſt, da kriecht auch alles, wenn es nur des Fürſten Namen hört, oder einen Menſchen ſieht, der von dem Fürſten eine Borde auf dem Hute trägt. Und wenn ſie nur wüßten, was der Fürſt von ihnen hielte.

J. Und was denn?

T. Er hat es einmal bey öffentlicher Tafel geſagt: »Meine Unterthanen ſind Jungen. Ich muß mich ſchämen, ihr Fürſt zu ſeyn: denn ich will ein Fürſt ſeyn über Männer, und nicht über Jungen.» Die Erfahrung weiſt es ja auch aus: wenn man ein Mann iſt, ſo wird man auch reſpectirt wie ein Mann.

Ich weis davon ein Liedchen zu ſingen.

J. O ſingen Sie es doch, ich bitte Sie!

T. Ich habe mein Lebtage meine Abgaben als ein treuer Unterthan entrichtet, ich habe als rechtſchaffner Mann gelebt; wenn mich aber ein Regierungsrath oder Bürgermeiſter hat kujoniren wollen, da habe ich auch das Maul aufgethan, und kein Menſch hat mir etwas anhaben können. Denn, Herr von Carlsberg, Rechtſchaffenheit geht durch die ganze Welt, und ein rechtſchaffener Bürger tritt dem Regierungsrathe unter die Augen ohne Furcht; und wenn der ein Schurke iſt, ſo muß er vor ihm zittern.

Da wollten ſie, vorige Woche, meinen beſten Geſellen unter das Leibregiment nehmen. Ich — ich lief gleich zum Bürgermeiſter Kornmann, und that das Maul auf. Herr Bürgermeiſter, ſagte ich, da wollen ſie meinen Geſellen zum Soldaten machen, und das geht doch unmöglich an! Der Menſch macht alle Wochen ſo viele Ellen Tuch; er hat ſich mit einer Bürgerstochter verſprochen, wird bald Meiſter, und Vater von einer arbeitſamen Familie. Das fällt alles weg; wenn er Soldat wird, ſo iſt er ein Müſſiggänger, und weiter nichts! da ſagte er, das hülfe nun alles nichts, es wäre fürſtlicher Befehl da. Damit ließ ich mich aber nicht abſpeiſen, ſondern ſagte, ich glaubte es nicht eher, bis ich ſchwarz und weiß ſähe. Da hieß er mich wahrhaftig einen Flegel. Aber ich antwortete ihm derb darauf, nicht grob, aber ich ſagte ihm doch ſo viel, als er wiſſen ſollte. Er wollte mich laſſen in die Wache werfen; ich ſagte ihm aber geradezu, daß ſich das ein Bürgermeiſter gegen einen treuen Unterthan und ehrlichen Bürger nicht unterſtehen dürfe. Heute ließ er mich hinſetzen, morgen ſattelte ich mein Pferd und ritte ſelbſt zum Fürſten, da ſollte er eine Naſe kriegen von Grünau bis nach Koldingen. Wie ſchön ließ er mich doch gehen, und meinen Geſellen dazu. Mit dem Waiſenhauſe iſts eben ſo gegangen. So bald Sie mich an den Herrn Diakonus gewieſen hatten, und der mich verſichert hatte, daß es beſſer wäre, wenn die Waiſen auf dem Lande erzogen würden, nahm ich ſechs verſtändige Männer zu mir, ging mit ihnen auf das Rathhaus, und that deswegen Vorſtellung. Da wurde von Neuerungen, von Seelengefahr, von altem Herkommen, von frommen Stiftungen und lauter ſolchen Sachen geſprochen. Wir ſagten aber ganz gelaſſen, daß es doch am Tage wäre, daß die Kinder im Waiſenhauſe verdorben würden, und daß wir es vor Gott nicht verantworten könnten, wenn wir dazu ſchweigen wollten. Da haben ſie wohl die Verordnung gemacht, daß man etliche Kinder auf das Land thun, und verſuchen ſolle, ob ſie da beſſer geriethen.

Wenn nun alle Bürger ſo dächten, und überlegten, wie man der und jener Klage abhelfen könnte, und wenn einmal eine Verordnung ergienge, dadurch etwa der Bürgerſchaft wehe geſchähe, man gleich gerade ſelbſt an den Rath, und wenn das nichts hülfe, zum Fürſten gienge, und Vorſtellung thäte, verſteht ſich, mit Ehrerbietung und Beſcheidenheit, was gilts, es ſollte bald anders werden. Aber wenn man ſich freylich zur Maus macht, ſo wird man von der Katze gefreſſen.

Fortſetzung.

Itzo brach die Bürgerſchaft auf, die zeither auf dem Markte gehalten hatte, und marſchirte nach dem Schiesplatze zu. Ein großer Schwarm, der größtentheils aus Studenten beſtund, folgte ihr nach, mit lautem Hohngelächter. Ich aber, nebſt meinem Tuchmacher, hatte ganz andere Empfindungen.

Sobald ſie angekommen waren, ſtellten ſie ſich in drey Glieder, und wurden commandirt, ihr Manövre zu machen; das gieng denn freylich ſo erbärmlich, daß ich mich ſelbſt kaum des Lachens enthalten konnte. Jede Salve dauerte eine gute Viertelſtunde.

Hierüber bezeigte ich gegen den Tuchmacher meine Verwunderung, und fragte: wie kommt es denn, daß dieſe Leute ihre Manövres ſo gar zu ſchlecht machen?

T. Wo ſollen ſie es denn beſſer lernen?

J. Ueben ſie ſich denn nicht wöchentlich wenigſtens ein paarmal in den Waffen?

T. Ha! Ha! Ha! in den Waffen! und warum denn das?

J. Deswegen, weil es ſchlechterdings nöthig iſt. Der Gebrauch des Feuergewehrs iſt ja bey uns ſo gewöhnlich, als bey den Alten der Gebrauch der Schleudern, der Bogen und Pfeile. Da ſich nun die Alten immer in jenen Waffen übten, warum üben ſich denn die Neuern nicht im Gebrauch des Feuergewehrs?

T. Dafür ſind ja die Soldaten da.

J. Nun das läßt doch aber traurig, wenn immer etliche tauſend Leute um eine Menge arbeitſamer, unbewaffneter, Menſchen unter den Waffen ſtehen. Kommt es doch beynahe ſo heraus, als wenn dieſe Sclaven wären, die von jenen müßten bewacht werden.

T. Nun, ſo ſcheint es ja freylich. Aber wer ſoll uns denn in den Waffen üben?

J. Haben Sie nicht Männer unter ſich, die Kriegsdienſte gethan haben?

T. An denen fehlt es nicht.

J. Nu! und warum vereinigen ſie ſich denn nicht dahin, daß ſie ſich an gewiſſen Tagen von dieſen Männern üben laſſen?

T. Du lieber Himmel! für die mehreſten unſerer Bürger reicht die Zeit kaum hin, ſich des Hungers zu erwehren; wo ſoll denn die Zeit herkommen ſich in den Waffen zu üben?

J. Sie haben ja den Sonntag, Feſttage —

T. Das Gott erbarme! Was wollten denn da die Herren Geiſtlichen dazu ſagen. Manche predigen ja ſchon dagegen, wenn man des Sonntags ſpatziren geht. Wenn wir nun uns gar in den Waffen üben wollten — Herr von Carlsberg! Wo denken Sie hin?

J. Sollte wohl Rollow dagegen predigen?

T. Rollow nicht, und zwey andere auch nicht, aber die übrigen doch, und — wenn ich meine

Meynung geradezu ſagen ſoll, ich glaube die Obrigkeit ließe es nicht zu.

J. Warum denn die nicht? Ich will doch lieber über Männer regieren, als über feige Memmen. Ich ſtehe dafür, wenn die Leute alle Woche ein paarmal herumgetummelt würden, ſie würden bald anders werden, ſie würden alle ihre Muskeln in ihre Gewalt bekommen, das zittrige ſcheue Weſen würde ſich verliehren, und ſie würden Zutrauen zu ſich ſelbſt bekommen.

T. Wie geſagt, die Obrigkeit giebt es nicht zu.

J. Aber warum denn nicht?

T. Sie wird wohl dem Landfrieden nicht trauen.

J. Und warum denn nicht? Wenn ein Fürſt gegen ſeine Unterthanen nur gerecht handelt, wer ſoll denn da den Landfrieden brechen? Auf Ihr Gewiſſen frage ich Sie, Freund, glauben Sie wohl, daß wenn Bürger und Bauern Waffen führten, Rebellion entſtehen würde?

T. Im Leben nicht. Es iſt ja wohl da und dort ein unruhiger Kopf, der von Rebellion bisweilen ſpricht, das iſt aber gemeiniglich ein Mann, der nichts mehr zu verliehren hat, man achtet nicht auf ihn. Welcher vernünftige Mann ſollte denn an Rebellion denken? Wir fühlen es ja, was wir an unſern Fürſten haben. Wenn wir auch nun ein Bischen mehr als ſonſt geben müſſen, ſo haben wir doch dafür Ruhe im Hauſe, ſind vor Straßenraube geſichert. Und öffentliche Ruhe geht doch über alles. Das ſehn die allermehreſten ein, und die paar Tollköpfe, die noch ſeyn möchten, können gar bald zur Raiſon gebracht werden.

J. Da weis ich aber doch wirklich nicht, warum die Sache nicht betrieben wird. In einem Zeitpunkte, wie der gegenwärtige iſt, wo man das Feuergewehr, und den Gebrauch deſſelben, zu einen ſo hohen Grad von Vollkommenheit gebracht hat, iſt doch wirklich jeder, der damit nicht umzugehen weis, nur ein halber Menſch, und eine Nation, die darinne nicht geübt iſt, iſt ein Sclavenhaufe, der gänzlich von der Willkühr der Bewaffneten abhängt. Werden denn nicht wenigſtens die Schulknaben in den Waffen geübt?

T. Die Schulknaben? He! He! He! Hi! die Schulknaben? He! He! He! Hi! die Schulknaben

knaben in den Waffen geübt? Herr von Carlsberg! ich kann — ich kann — nicht mehr, ich lache mich entzwey — ach —

(Wirklich lachte er ſo ſehr, daß ihm das Geſichte braun wurde, und er ſich an die Wand lehnen mußte)

J. Warum lachen Sie denn ſo ſehr hierüber? wenn man die Furcht vor dem Feuergewehre nicht früh ablegt, ſo iſt es ſehr ſchwer ſie in der Folge los zu werden.

T. Ach hören Sie auf — ich lache mich todt. Wenn doch nur die Schulknaben Schreiben und Rechnen lernten.

J. Nu, ich habe vor kurzem erſt einen Brief von einem Handwerksmanne geſehen, der mir gar keinen vortheilhaften Begrif vom Schulweſen beybrachte. Wenn nun die Knaben nicht einmal Schreiben und Rechnen lernen, was lernen ſie denn ſonſt?

T. Den Katechismus, und das Evangelienbuch.

J. Sonſt nichts?

T. Nichts, als noch ein Bischen Grammatge und Vokabel.

J. Lernen Sie denn nicht die Thiere, Pflanzen und Erdarten kennen, die um Grünau ſind?

T. Wo denken Sie denn hin. Ich glaube, die mehreſten unſerer Bürger kennen nicht mehr als ein paar Dutzend Pflanzen, ein und ein halb Dutzend Thiere, und von den Erdarten wiſſen ſie gar nichts. Alle Pflanzen, die wir nicht kennen, nennen wir Unkraut, und alle kleinen unbekannten Thiere, nennen wir Ungeziefer; die Erdarten, nennen wir, mit einem Worte, Dreck.

J. Und alſo wiſſen ſie wohl von den vielen Werken Gottes, die um uns ſind, gar keinen Gebrauch zu machen?

T. Keinen. Was wir nicht kennen von Pflanzen, raufen wir aus, und die Thiere, die wir nicht kennen, ſchmeißen und treten wir todt.

J. Und von der Erdbeſchreibung wird den Kindern wohl noch weniger etwas geſagt?

T. Doch etwas. Von dem Lande Kanaan, Meſopotamien, Aſſyrien und Egypten.

J. Auch von Pohlen und Rusland?

T. Ich glaube, die Namen ſind noch nicht in der Schule genannt worden, ſo lange ſie ſteht. Viele Bürger glauben, die Ruſſen hätten Schnäbel.

.J. Aber was haben ſie denn für Leibesübungen? Werden die Knaben nicht geübt im Laufen, Springen? werden ſie denn nicht angeführt allerley Dinge zu verfertigen, die ihnen nöthig ſind?

T. Ha! He! Hi! ich bitte ſie drum, ſchweigen ſie ſtille, Herr von Carlsberg. Sie ſind gewiß in keine Schule gegangen. Alle Uebungen, die wir in der Schule haben, ſind Uebungen im Stillſitzen.

J. Nun begreiſe ich, woher die Unwiſſenheit, die Schwächlichkeit, die ſklaviſche Denkungsart der hieſigen Bürger kömmt. Nothwendig müſſen ſie Laſtthiere der Vornehmen werden, weil ſie weder angeführt ſind, ihre Geiſtes- noch körperlichen Kräfte zu brauchen. Wenn nun ſo ein Mann von einen Vornehmen unterdrückt, wenn er krank wird, wenn er in allerley andere Verlegenheiten kommt, mein Gott, womit ſoll er ſich denn helfen? mit dem Katechismus? mit der Grammatge und der Vokabel? wirſt weit damit kommen, armer unglücklicher Bürger. Du wirſt zum Laſtthiere erzogen, damit deine Treiber dich deſto beſſer reuten können. Aber Sie ſind doch ſo ein vernünftiger Mann: ſind Sie denn eben ſo unterrichtet worden?

T. Eben ſo. Ich habe aber einen Bruder, der ſtudirt hat, der lernt mir von Zeit zu Zeit gute Bücher kennen, die kaufe ich, und leſe ſie, die haben nach und nach ein Bischen im Kopfe aufgeräumt.

J. Bravo! Fahren ſie ſo fort, und ſuchen Sie ihre Mitbürger auch dazu zu bereden. Laſſen Sie ſich von Rollow, oder andern verſtändigen Männern, Bücher empfehlen, und leſen Sie ſie. Und ihre Kinder laſſen Sie um Gotteswillen das nothwendigſte lernen, Leibesübungen, Kenntniß der Erde und der Natur, und die Mittel ſich geſund zu erhalten, Schreiben und Rechnen, und wo möglich auch ein paar Sprachen.

T. Nicht auch Religion?

J. Nothwendig! Nur wollte ich, Sie fragten Rollow über dieſen Punct um Rath. Aber wie geſagt, thun Sie was Sie können, um ihre Mitbürger zu bereden, daß ſie dafür ſorgen, daß ihre Kinder beſſer unterrichtet werden. Sonſt — ſonſt — ſonſt werden ſie von fürſtlichen Räthen, Officiren, Geiſtlichen, Advokaten und Aerzten immer auf eine unbillige Art ab-

abhängen, und müſſen alles glauben, was ihnen dieſe ſagen. Ich hoffe, Sie verſtehen mich. Leben Sie wohl.

Fortſetzung.

Ich hatte mich ſchon von ihm gewendet, um fortzugehen, als ich auf einmal durch ein lautes Geſchrey und Gelächter zurückgehalten wurde. Alles, was laufen konnte, lief nach dem Orte zu, wo das Geſchrey herkam. Die Neugier trieb mich und den Tuchmacher, mitzulaufen. Und ſiehe da, der ganze Lärm wurde durch einen Hanswurſt erregt. Mit grünem Hute, einem Barte von Kienruß, und einem großen Hoſenknopfe, ſaß er zu Pferde, und kündigte eine luſtige Comödie an, in den fadeſten Ausdrükken. Dabey ſteckte er oft die Zunge heraus, grunzte wie ein Schwein, bellte wie ein Hund, miaute wie eine Katze, krähte wie ein Hahn, verdrehte die Augen, ſo daß ich mich gleich überzeugte, daß es der elendeſte, verworfenſte Kerl ſey. Die ganze Verſammlung nahm aber ſeine Poſſen mit lautem Beyfall an.

Nun hob die Comödie an, die nicht länger als eine halbe Stunde dauerte. Der agirenden

Perſonen waren nicht mehr als viere; und der Inhalt des Stükks war ohngefähr dieſer, daß Hanswurſt eine Frau nahm, und von dem Doktor und ſeinem Gehülfen zum Hahnrey gemacht wurde. Das ganze Stück war mit den ſcheuslichſten Zoten geſpickt.

Nach geendigter Comödie prieß Hanswurſt des Doctors Arzneien an. Er empfahl ein Mittel gegen den Zahnſchmerz, den Stein, die Mutter, die Gicht, und am Ende ein Pulver, das für alle Krankheiten gut wäre. Sogleich war es, wie wenn es Schnupftücher auf das Theater regnete. Denn von allen Seiten her wikkelte man Geld in die Schnupftücher, und warf ſie Hanswurſten zu, und dieſer nahm das Geld heraus, wikkelte dagegen Pulver hinein, und warf ſie unter die Zuſchauer.

Wahrhaftig, ich war etliche Minuten zweifelhaft, ob ich wache, oder ob ich träume: ſo raſend kam mir das alles vor. Endlich ſagte ich zu dem Tuchmacher: zum Henker! was ſoll denn das ſeyn? Warum wird denn ſolche Raſerey nicht der Obrigkeit gemeldet?

T. Da wären wir gerade halb. Die Obrigkeit hat ja das alles erlaubt!

J. Wer iſt denn der Bube, der das erlaubt hat?

T. Doch der Herr Bürgermeiſter Kornmann.

J. Der Bube erlaubt, den Geſchmak der fürſtlichen Unterthanen zu verderben?

T. Wie Sie ſehen.

J. Der Bube giebt die Erlaubniß, daß der Tugend von dem niederträchtigſten Kerl öffentlich Hohn geſprochen werde?

T. Da nicht anders.

J. Der Bube übergiebt Leib und Leben der Diſpoſition einer ſolchen Beſtie, der ich meinen Hund nicht anvertrauete?

T. Das iſt nun einmal ſo eingeführt.

J. Wenn nun aber ſo ein Schandbube ſich anmaßte, unter die Haſen und Hirſche und wilden Schweine ſeine Waare auszutheilen, würde man denn das auch erlauben?

T. Ich glaube, ſo ein Menſch käme ins Zuchthaus. Wenigſtens iſt lezthin ein Bauer deswegen ins Zuchthaus geſezt worden, weil er einen Hirſch todtgeſchoſſen hat, der ihm ſeinen Braunkohl abgefreſſen hatte.

J. Gott, erbarme dich! Alſo haben die Menſchen in dieſem Lande nicht einmal ſolchen Werth wie das wilde Vieh? Was bekommt denn der Bürgermeiſter dafür, daß er die Erlaubniß giebt, Geſchmak, Tugend und Geſundheit der Unterthanen zu verderben?

T. So viel ich weis, täglich einen Speciesthaler.

J. Der Nichtswürdige!

T. Ja, ich habe ſchon lange meinen Verdruß über die dummen Streiche gehabt. Das vorige Jahr wäre mir bald mein beſter Geſelle drauf gegangen. Der Menſch hatte bisweilen einen Anfall von der Colik, und iſt ſo einfältig, daß er ſich von Hanswurſten ein Mittel dagegen geben läßt. Da fieng er an ſo ſchrecklich zu purgiren, daß er 35 Sedes bekam. Am Ende wurde er ohnmächtig, und wenn ein hieſiger Doctor ſich nicht ſeiner angenommen hätte, er wäre wahrhaftig draufgegangen.

J. Was höre ich!

T. Und über die Zoten dürfen Sie ſich nicht wundern, die da geriſſen werden. Beſuchen Sie nur einmal ein Marionetten-Spiel, da werden Sie erſt ihr blaues Wunder hören! Voriges Jahr war ich ſo ein Narr, daß ich meine Kinder zu ſo einem Spiele führte. Herr Jemine! wie gieng es da zu. In der erſten Viertelſtunde mußte ich wieder fortgehen. So eine Sauerey und Zotenreiſſerey habe ich doch Zeit meines Lebens nicht gehört — Und die mehreſten Zuhörer waren Schulkinder: bedenken Sie nur, Herr von Carlsberg! Schulkinder waren es, die die Zoten mit anhören mußten. Das waren Uebungen! das Gott erbarme!

J. Aber warum reden Sie denn nicht darüber? Wenn Sie es nicht dahin bringen können, daß die hieſigen Bürgerskinder Weisheit lernen, ſo ſuchen Sie es doch wenigſtens zu verhindern, daß man ſie nicht die Narrheit lehrt. Nehmen Sie doch einige verſtändige Männer mit ſich und gehen mit ihnen zum Bürgermeiſter, und ſagen, daß Ihnen ihr Gewiſſen nicht erlaube, dazu zu ſchweigen, daß die Tugend und Geſundheit ihrer Mitbürger, auf ſo eine ſchändliche Art, einem Landſtreicher Preis gegeben würde.

T. Ich will es wohl verſuchen, aber —

J. Aber wenn es nun nichts hilft, ſo gehen Sie gerade zum Fürſten, und ſtellen ihm vor, was für Unglück durch ſolche Landſtreicher an Leib und Seele ſeiner Unterthanen angerichtet würde. Ich glaube gewiß, der Fürſt ſtellt dieſen Unfug ab. Man hat ihn mir ſehr gerühmt.

T. Ich glaube es ſelbſt! Verlaſſen Sie ſich darauf, es ſoll geſchehen.

Fortſetzung.

Ich gieng nach Hauſe, wie ein Betrunkner, wankte, unter der Laſt meiner Gedanken und Empfindungen, von einer Seite zur andern, und warf mich, als ich auf meine Stube kam, ganz entkräftet in den Lehnſtuhl.

Hier hatte ich einige ſchreckliche Stunden. Das arme verkaufte Menſchengeſchlecht gieng vor meiner Seele vorüber in Feſſeln, und war keiner, der ſich ſeiner erbarmte. Einer ſpottete des andern, einer ſchlug den andern mit ſeinen Ketten in die Zähne, und jeder rang darnach, des andern Treiber zu werden, und noch mehrere Laſten aufzubürden. Mein Glaube an die Tugend wankte, meine Hofnung zu beſſern Zeiten verließ mich, ach! Vorſehung und Daſeyn Gottes ſelbſt wurden mir zweifelhaft. Die Nacht, in der ich wandelte, war ſo ſchwarz, daß ich nicht merkte, daß es außer mir Nacht war. Erſt da ich einige Stunden in der Dunkelheit mochte geſeſſen haben, bekam ich einiges Bewußtſeyn wieder, ſtand auf und taumelte nach meinem Bette zu.

Gott, erbarme dich! Vater! wir ſind deine Kinder, verlaß uns nicht! Das war mein ganzes Gebet, das ich thun konnte. Es war mehr Seufzer als Gebet. Denn die Freudigkeit, das feſte Vertrauen zu Gott, das ſonſt meine Gebete zu beſeelen pflegte, mangelte mir itzo ganz.

Unterdeſſen ſcheint es auch nicht umſonſt zu ſeyn, zu Gott zu ſeufzen: denn ich wurde bald ruhiger und verfiel in einen ſanften Schlaf. Mit demſelben war ein Traum verknüpft, der ſolche Lebhaftigkeit hatte, und mir ſo merkwürdig ſchien, daß ich Ihnen denſelben ganz hinſetze. Man ſprach mit mir in der Sprache der alten Propheten; erlauben Sie mir, daß ich um der Gleichförmigkeit willen, ihn in eben dieſer Sprache erzählen darf.

Ein Jüngling ſtand vor mir, ſeine Wangen waren blühend, wie die Wangen einer Jungfrau, und ſein Blick feurig, wie eines Helden Blick. Er faßte mich bey der Hand, richtete mich auf, neue Kraft drang durch meine Seele und mein Gebein, und er ſprach zu mir: Sey getroſt, Carlsberg, und zage nicht! das allgemeine Elend iſt ſeinem Ende nahe, und der Tag der Erlöſung rückt heran. Siehſt du, wie auf allen Seiten die Fürſten ſich beeifern, die Feſſeln ihrer Unterthanen abzunehmen, die ihre Väter geſchmiedet hatten? Siehſt du die Schaaren Leibeigner, Mönche und Nonnen, die itzo frey ſind? hörſt du ihre Loblieder? Hörſt du das Frohlokken des freyen Amerika? Siehſt du das Beſtreben der Spaniſchen Kolonien, das eiſerne Joch zu zerbrechen, das die Tyranney auf ihren Nakken gelegt hatte? Bald iſt es zermalmet, bald des Propheten Weiſſagung erfüllt: **Du haſt das Joch ihrer Laſt, und die Ruthe ihrer Schulter, und den Stekken ihres Treibers zerbrochen.** Hebe deine Augen auf und ſiehe, wie des Pabſtes dreyfache Krone wankt, wie ſein rechter Arm, durch Aufhebung der Jeſuiten, zermalmet iſt; die Sehnen ſeines linken, durch Aufhebung der Klöſter, zerſchnitten ſind! Schau, wie des Großſultans Thron zittert! Conſtantinopel und Algier, Tunis und Tripolis, das Vaterland der Peſt und des Deſpotismus, beben. Siehe die Nachkommen Abrahams, wie brüderlich ſie ſich zu den Verehrern Jeſu thun! Sind dieſes nicht ſeit Jahrhunderten die Merkmahle geweſen, welche die Menſchenkinder erwartet und aus ihnen geahndet haben, daß mit ihrer Ankunft ſich ihre Erlöſung nahe? Siehſt du nicht das allgemeine Beſtreben der Kinder Europens, in die Geheimniſſe der Natur einzubringen? Schon verbreitet ſich Licht über verſchiedene Theile derſelben, über welchen ſonſt Finſterniß und Schatten des Todes lag. Bald iſt kein Gift, kein Ungeziefer, kein Unkraut, kein tödtender Wetterſtrahl mehr da, ſo wie Geſpenſter und Zauberer entwichen ſind, ſondern man wird aus allem, was da iſt, erkennen, daß das ein guter Herr ſey, der dieß gemacht habe, und Dinge, vor welchen eure Väter in Ohnmacht fielen, werden eure Enkel brauchen, Heil und Segen in ihre Häuſer zu bringen: Dann wird ein Säugling ſeine Luſt haben am Loch der Otter, und ein Entwöhnter wird ſeine Hand ſtekken in die Höhle der Baſilisken. Alsdann werden die Lahmen lekken wie ein Hirſch, und der Stummen Zunge wird Lob ſingen. Da werden Waſſer in der Wüſte fließen hin und wieder, und Ströme in den Gefilden. Und wo es zuvor trokken geweſen iſt, ſollen Brunnquellen ſeyn. Da zuvor die Schlangen gelegen haben, ſoll Heu und Rohr und Schilf ſtehen: Denn alle Kräfte der Natur werden dem Menſchen unterthan ſeyn.

Hörſt du, wie aus allen Orten das Geſchrey von Erfindung neuer Maſchinen erſchallt? Dadurch bekommt der Arm des Knaben die Kraft eines Starken, und die weiche Hand der Jungfrau die Stärke eines Engels Gottes. Bald, bald wird der Menſch aufhören Maſchine zu ſeyn, bald wird die drükkende Laſt der Arbeit, unter der alle Söhne Adams krächzeten, wie eine Gebährerin, wenn ihre Stunde gekommen iſt, von ihnen genommen werden, und ſie werden Zeit und Raum haben, ſich alles deſſen zu freuen, was der Herr Herr gemacht hat, und es zu genießen. Und alle Lande werden ihm lobſingen, wenn er ſie aus dem Dienſthauſe geführt, und ihr Elend geendigt hat.

Und ich ſahe, und ſiehe, da ſtunden Menſchen, Männer und Weiber, Jünglinge und Jungfrauen, und ihrer waren eine ſehr große Zahl. Ihre Lokken troffen von Pomade, und ſtäubten von Puder, ihre Wangen waren bemalt mit Roth und Weiß, und ihre Säfte verdorret, wie es im Sommer dürre wird.

Dieſe lachten, da ſie höreten die Worte, die der Jüngling mit mir redete.

Und ich antwortete und ſprach zu ihm: hörſt du auch wohl, daß dieſe über dich lachen? von wannen ſind ſie?

Und er thät ſeinen Mund auf und ſprach: dieſes ſind die, die ſich durch Selbſtbeflekkung und andere Arten der Unzucht ſchwächen, und ihren Verſtand und Blut verderben. Sie vermögen nichts zu thun, als der Unzucht pflegen und Jeſum Chriſtum läſtern. Darum hat ſie auch Gott dahin gegeben, in verkehrten Sinn, daß ihr Verſtändniß nicht faſſen mag die Wahrheit, und ihre Seele nicht begreifen kan, irgend einen großen Gedanken. Wenn daher ein Wort des Herrn, von Abnehmung der Laſten ſeines Volks, geſprochen wird, ſo lachen ſie.

Und ich redete weiter und ſprach: aber werden dieſe nicht das Gute verhindern, das der Herr ſeinem Volke erzeigen will?

Und er antwortete und ſprach zu mir: mit nichten! Es iſt noch um ein kleines, ſo werden ſie nicht mehr ſeyn. Denn ehe noch die Kinder, die itzo gebohren werden, unterſcheiden lernen Gutes und Böſes, ſo werden dieſe, die itzo Jeſum Chriſtum läſtern, an Hexen und Geſpenſter glauben, und es werden auferſtehen viel falſche Propheten, die thun werden große Zeichen und Wunder; ſie werden Geiſter beſchwören, Todte herbeyrufen, Schätze heben: und dieſe alle werden ihnen anhängen. Aber dann iſt auch das Ende da, und ſie werden vergehen wie Mükken, wann Platzregen einfällt.

Und es wurden Tiſche herbeygetragen, und Stühle geſetzt, und Männer traten herzu, deren Blikke waren wie der Blitz, und deren Angeſicht war voll Ernſt, wie das Angeſicht eines Mannes Gottes, und ſie ſatzten ſich an die Tiſche. Und ihrer waren bey drey und dreyßig, die ſich ſatzten. Und jeder zog ſein Federmeſſer aus der Scheide und ſeinen Federkiel aus der Taſche, und ſchnitt ihn und ſchärfte ihn. Und nachdem dieß alles geſchehen war, erhoben ſie ihre Hände und ſchrieben.

Und ich antwortete und ſprach zu dem, der mit mir redete: Herr, wer ſind dieſe?

Und er antwortete und ſprach zu mir: Das ſind diejenigen, die ſich nicht entnervt haben durch

Selbſtbeflekkung und Unzucht, die ihr Verſtändniß nicht verdüſtert haben durch die Dogmatik und das Corpus juris, und haben nicht getrunken aus dem Becher der Eitelkeit, und haben ihre Knie nicht gebeugt vor dem Deſpotismus. Dieſe ſind es, auf denen der Geiſt des Herrn ruht, und durch welche der Ewige ſeinem Volke Heil ſenden wird.

Und es erhob ſich ein großes Getümmel, wie das Geräuſche von großen Waſſern, da ſie anfingen zu ſchreiben.

Und ich thät meinen Mund auf und fragte: Herr, was iſt das?

Und er antwortete und ſprach zu mir: Das ſind die Wirkungen von den Arbeiten dieſer Männer Gottes. Der Ewige hat ſich ſeines Volks erbarmet, und dieſen den Geiſt der Allmacht und Allgegenwart ertheilt, durch den ſie vom Morgen an bis an das Meer und unter allen vier Winden wirken können. Einer von ihnen vermag mehr als Nebukadnezar.

Da hob ich meine Augen auf, und ſiehe, da kam eine große Schaar, beyde Männer und Weiber. Und vor ihnen ging her ein Thier, behängt

hängt mit Lammesfellen, und hatte vor ſeinem Angeſichte eine Larve, auf der geſchrieben war: Religion! und hatte Hände wie Adlersklauen, von denen Blut trof, in dieſen hielt es ein Kreuz. Und da die Männer das alles ſahen, entſatzten ſie ſich über die maßen ſehr, und ſprachen, was will das werden? und ergrimmten im Geiſt, und ſprangen auf von ihren Stühlen und fielen über das Thier her, und bemüheten ſich dem Thiere die Larve abzureiſſen. Da aber das Volk ſahe alles, was da geſchahe, nahm es ſeine Fäuſte voll Staub und ſchrie und warf die Männer mit Steinen und beſprengte ſie mit Erdenklöſen. Und es ward ein faſt groſſes Getümmel. Und etliche von den Männern faßte das Thier mit ſeinen Klauen, und zerrieß ſie, und zertrat ſie mit ſeinen Füſſen zu Staube. Die übrigen aber kämpften gewaltiglich, bis ſie des Thieres Larve herabgeriſſen hatten. Da ſahe man das Geſicht eines Tiegers, deſſen Rachen von Blute trof. Und alles Volk ward irre.

Einige aber unter ihnen erhoben ihre Stimme und ſprachen: Ihr Männer, lieben Brüder! was zaudert ihr und legt die Hände in den Schoos, ſeht

ihr

ihr nicht das Ungeheuer, das eure beſten Fürſten und Propheten zerfleiſcht hat? Ein jeder unter euch, der aufrichtig dem Herrn nachwandelt, der hebe Steine auf, und werfe es zu tode! Und alles Volk hob Steine auf und warf nach dem Ungeheuer, und die Könige und Fürſten zogen ihre Schwerdter aus ihren Scheiden, und zerhieben des Thieres Sehnen, und zerſpalteten ſeinen Schädel, bis daß es ganz dahin war. Da fiel es nieder zur Erde, brüllte wie ein junger Löwe und ſtarb: und ſein Aas ward geworfen auf das Feld und die Vögel des Himmels fraßen es auf, und alles Volk freute ſich, und lobete Gott mit lauter Stimme.

Und ich fragte den Jüngling: Herr, was iſt das? und er antwortete und ſprach zu mir: das iſt die Intoleranz. Lange hat ſie gewüthet auf der Erde, allen Eifer der Männer Gottes, für das Heil der Welt vereitelt, und einige von ihnen zerfleiſcht und zermalmt zum Staube. Aber ihre Zeit iſt nun erfüllt; wenn du morgen nach ihr fragen wirſt, ſo wird ſie nicht mehr ſeyn.

Weiter ſprach er zu mir: Carlsberg! Was ſieheſt du?

Und ich antwortete und ſprach zu ihm: ich ſehe Amboſe geſezt ohne Zahl, und um dieſelben ſtehen Schmiede, die da arbeiten kräftiglich.

Und er antwortete und ſprach: ſie machen die Schwerdter der Krieger zu Sicheln. Denn es iſt noch um ein Kleines, ſo wird der Krieg nicht mehr ſeyn, und jeder Fürſt wird ſich eben ſo des Eroberns und des Vergießens des unſchuldigen Blutes ſchämen, als er ſich itzo ſchämt Ketzer zu verbrennen. Aller Krieg mit Ungeſtüm und blutig Kleid wird verbrannt und mit Feuer verzehrt werden.

Und ich redete weiter und ſprach: wo ſollen aber die Kriegsknechte bleiben?

Und er antwortete mir und ſprach: Siehe! es kommt die Zeit, da der Herr der Fürſten Augen öfnen wird, daß ſie ſehen werden, daß der ſtehende Kriegsknecht eben ſo verderblich und noch verderblicher, als Mönche, ſey. Jeder wird dem andern die Hand geben, und ſagen: Lieber, laß keinen Streit unter uns ſeyn! Jeder von uns hat ja ohnedieß mehr Land, als er zu regieren vermag. Und dann werden Bothen ausgehen unter alle vier Winde und auf die Inſeln fern im Meer, die allgemeinen Frieden verkündigen, und den Kriegsknechten ſagen werden: ein jeder hebe ſich zu ſeiner Hütten.

Und ich ſahe abermal, und ſiehe, da war ein faſt großes Feuer, deſſen Flamme reichte bis an den Himmel. Und es geſchahe eine Stimme vom Himmel, die ſprach: Bringt herbey alle Dogmatiken und Polemiken, und werfet ſie in das Feuer, daß ihrer nicht mehr gedacht werde. Denn dieſe ſind es, die mein Volk verwirren, ihr Verſtändniß irre machen, und die allgemeine Menſchenliebe tödten. Und alsbald kamen Laſtwagen mit großen und kleinen Büchern beladen, die einen Staub erregten, daß die Sonne davon verfinſtert ward. Und neben ihnen gieng eine große Schaar, die warf die Bücher in die Flamme. Einer aber von ihnen ſprach: Herr! ſollen wir die ſymboliſchen Bücher auch mit hineinwerfen? Und die Stimme antwortete und ſprach: werfet ſie auch hinein! denn es kommt die Zeit, da niemand mehr wird gezwungen werden zu glauben, was der andre glaubt, ſondern da jeder glauben wird, was er ſelbſt für wahr hält.

Und die Stimme geſchah zum andern male, und ſprach: Bringet herbey das Corpus juris und alle Bücher, die darüber ſind geſchrieben worden. Denn ſo ſpricht der Herr: Das Seufzen der Akkerleute und Bürger, die Thränen der Witwen und Waiſen, und das Geſchrey des unſchuldigen Blutes, das von den Rabenſteinen und Rädern getroffen iſt, iſt zu meinen Ohren gekommen, und ich habe den Jammer angeſehen, den das Corpus juris angerichtet hat, und die Schindereyen, die die Geſetzgelehrten getrieben haben: darum will ich mich erbarmen, ſpricht der Herr. Und von nun an ſoll niemand mehr nach Geſetzen gerichtet werden, deren Sprache er nicht verſteht, ſondern ein jeder wird ſelbſt fühlen, was Recht oder Unrecht ſey, und gerichtet werden nach den Geſetzen, zu denen er ſelbſt ſeine Einwilligung gegeben hat.

Zum drittenmale geſchah die Stimme, und ſprach: Bringet herbey alle philoſophiſchen Syſteme und verbrennet ſie mit Feuer. Denn durch ſie iſt des Herrn Tag aufgehalten und der menſchliche Verſtand verſchoben worden, wie der Leib einer Jungfrau verſchoben wird durch die Schnürbruſt, Sela! Und von nun an wird man die Weisheit nicht mehr ſuchen in Büchern: denn der Herr wird einen freyen Brunnen öfnen, aus dem alle Völker trinken und weiſe werden werden: das iſt die Kenntniß der Natur!

Und die Stimme rief zum viertenmale, und ſprach: Bringt herbey den Nizolium und Heineccii fundamenta ſtyli cultioris, und alle Anweiſungen zum Lateinſchreiben! denn es kommt die Zeit, da man nicht mehr Worte, ſondern Sachen lernen, und man nicht mehr weiſe nennen wird den, der zierlich Latein ſchreiben kann, ſondern den, der die Wahrheit lieb hat und recht thut.

Weiter ſprach die Stimme zum fünftenmale: Bringt auch herzu die Theorien der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften: denn künftig wird jeder die Werke Gottes betrachten, und der Geiſt des Herrn wird über ihn gerathen, und wer den Geiſt des Herrn hat, wird ohne Theorie bas dichten, reden und malen; weder der, der alle Theorien geleſen hat, und nicht begeiſtert iſt.

Und die Stimme erſchallte abermal, ſtärker als die vorigen male: Thut von euch alle Romanen und Lieder, in denen die Ehrlichkeit und Keuſchheit verſpottet, und die Hurerey und der Ehebruch gelobt werden, denn durch dieſe ſind eure

Weiber und Söhne und Töchter zum Ehebruch und zur Hurerey und zur Selbſtbefleckung gereizt worden, und der Muth iſt gewichen von ihnen, und die Kraftloſen haben ihren Nakken gebeugt unter das Joch, das ihnen die Treiber auflegten, und keiner unterſtund ſich zu ſagen: was machſt du? Denn ihrer aller Kraft war ausgegoſſen wie Waſſer, und an aller Herzen fraß der Gram und die Schwermuth. Und iſt ſo des Jammers faſt viel worden auf Erden. Und von nun an wird es geſchehen, daß jeder Schreiber, der die Gerechtigkeit ſpottet, und Hurerey und Ehebruch lobt, aus der Geſellſchaft der Schreiber als ein falſcher Prophet wird gewieſen werden. Und alle werden ziſchen, den Kopf ſchütteln, und ſagen: Was haben wir mit dir zu ſchaffen? hebe dich weg von uns, und laß deine Stimme nicht weiter hören, ſonſt wollen wir dich baß geiſſeln.

Noch einmal hörte ich eine Stimme, wie eines gewaltigen Donners, und ſie ſprach: Höret an und merket auf, alle, die ihr auf Erden wohnet, und fern am Meere! Des Herrn Tag eilet herbey mit Adlersflügeln, darum rüſtet euch und haltet euch bereit! Bringt herzu alle Schnürbrüſte und Laufzäume, Haarbeutel, und alle Kindereyen, die den Geiſt der Kleinheit unter den Menſchenkindern unterhielten, und ſie unfähig machten, etwas wichtiges zu denken und zu thun. Denn die Kindheit des menſchlichen Verſtandes iſt vergangen, und er fängt an männlich zu werden. Da ihr Kinder waret, thätet ihr wie die Kinder, und waret klug wie die Kinder und hattet kindiſche Anſchläge, nun aber ihr anfangt männlich zu werden, müßt ihr ablegen, alles, was kindiſch war.

Und jedermann war willig von ſich zu thun, alles, was unnatürlich, zwecklos und ſchädlich war, und es wurden herbeygeſchaft Laſtwagen ohne Zahl, die beladen waren mit Dingen, deren Namen ich nicht zu nennen weis, und wurden geworfen in das Feuer, und es entſtund daraus ein ſchrecklicher Dampf, daß es mitten am Tage Nacht wurde, und ein Geſtank, der faſt groß war, ſo daß niemand zu ſtehen vermochte vor dem Dampfe und Stanke, der ſich über die ganze Erde verbreitete.

Und es ward ein groß Getümmel, und es wurden Bücher zuſammen gebracht, wie Sand am Meere, alſo, daß niemand ſie zu zählen vermochte, ſo viel waren ihrer. Und ſie wurden alle geworfen in das Feuer, und es ward davon eine große Hitze, daß die Berge zerſchmolzen, wie Wachs.

Und ich ſahe einen Engel fliegen mitten durch den Himmel, der rief mit lauter Stimme, und ſprach: Lob, Ehre und Preis ſey unſerm Gott! denn er hat ſich erbarmet der Menſchenkinder, und die Feſſeln zerbrochen, in die ihr Verſtand geſchmiedet war von Anbeginn der Schreibekunſt. Nun ſind die Geiſter der Menſchen erlöſet von den Banden des Todes und den Ketten der Finſterniß, die ſie gefangen hielten. Darum freue dich, Himmel, und Erde ſey frölich und bete an im heiligen Schmuck!

Und ich ſahe weiter, und ſiehe, da war ein faſt großes Volk, das zerſtreute ſich unter alle vier Winde. Und ich fragte den Jüngling, der meine Hand hielt: Herr, wer ſind dieſe?

Und er antwortete und ſprach zu mir: das ſind die Lehrer der Wahrheit, die der Herr ausſendet in alle Welt, um den Verſtand der Menſchen zu reinigen von Irrthümern, und die Anlagen der Kinder, die ihnen der Ewige eingepflanzt hat, vor Verderbniß zu verwahren.

Und ich fragte abermal, und ſprach: Aber ſie haben ja keine ſchwarzen Kleider, noch Mäntel?

Und er redete weiter, und ſprach: Die ſchwarze Farbe iſt Farbe der Finſterniß, und es gebühret ferner nicht, daß diejenigen, die der Herr Zebaoth erwählet hat, Licht unter die Menſchen zu bringen, die Farbe der Finſterniß tragen.

Und nach dieſen Geſchichten brach ein großes Volk hervor und bedeckte den Erdkreis. Sie waren männiglich ſchön und lieblich anzuſehen. Ich ſahe braune Jünglinge, die in ihren Armen hielten Jungfrauen, deren Wangen lieblich waren wie die Morgenröthe, und deren Augen funkelten wie die Sterne Gottes. Auch ſahe ich Weiber, die waren alle voll Kraft, jede hielt den Säugling im Arme, der holdſelig am vollen Buſen ſpielte, auf dem die Haarlokken walleten. Und die Blikke, die ſie warfen auf die Säuglinge, waren wie die Blikke der Engel Gottes. Neben ihnen ſtunden nervigte Männer, die ihre Augen an dem Anblikke weideten. Auch ſahe ich Gebährende, die in wenigen Minuten, ohne fremde Hülfe, ihre Kinder zur Welt brachten. Und ich ſahe mich umher weit und breit, und ſiehe, da ward unter allen Menſchenkindern nicht gefunden ein bucklicher, oder pokkengrübiger, noch ein ſolcher, deſſen Schenkel krum gewachſen waren, noch ein Menſch ohne Naſe. Auch ward nicht gefunden ein bleicher, man ſahe nirgends Sorge und Gram, und hörte nicht Zank noch Streit, ſondern ſie waren alleſamt munter und guter Dinge. Und ich fragte den, der mit mir redete: Herr! ſind das Engel?

Und er antwortete und ſprach zu mir: Mitnichten. Sondern es ſind die beſſern Menſchen, die hervorkommen werden, wenn der Herr ſein Werk vollendet und das Reich der Unwiſſenheit, Dummheit und Bosheit zerſtöret hat.

Und die Menſchen zerſtreueten ſich auf den Erdboden, und fingen an zu arbeiten kräftiglich. Galgen und Rabenſteine, Hoſpitäler, Waiſenhäuſer und Kaſernen, und Zuchthäuſer und alle andere Wohnungen des Elends wurden niedergeriſſen; Paris mit ſeinen Schweſtern ward öde und eine Wohnung der Nachteulen und Rohrdommeln. Und man machte um jede Hauptſtadt einen

nen Raum bey 200 Feldweges, und zog ein Gehege darum, damit niemand ſich nahen und ſehen möchte die Ueberbleibſel von den Rasereyen des menſchlichen Verſtandes. Aber alle Wüſteneyen wurden Luſtgärten, und alle Sandberge Wälder und Weinberge. Und es ward da nicht mehr funden ein Bettler, ſondern jeder hatte Ueberfluß, jeder ſaß unter ſeinen Kindern und verzehrte ein Wildpret, oder ein gemäſtet Kalb, und trank ſeinen Becher Wein, und ließ ſein Herz guter Dinge ſeyn.

Und ich fragte weiter, und ſprach: aber, Herr! ich ſehe ja keinen Adel mehr, ſondern alles arbeitet: wie wenn es bürgerlich wäre?

Und er antwortete und ſprach zu mir: Der Adel iſt in der Nacht erzeugt worden, und hört auf, ſo bald der Tag anbricht. Von nun an wird jeder ſich ſchämen des Müſſiggangs, und wird ſich keiner mehr rühmen deſſen, daß ſein Vater edel geweſen iſt, ſondern ein jeder wird ſich rühmen deſſen, daß er ſelbſt edel iſt.

Und ich redete weiter und ſprach zu ihm: Zürne nicht, Herr, daß ich noch einmal rede. Woher kommt es denn, daß dieß Heil des Herrn ſo lange verweilet hat?

Und er antwortete mir, und ſprach: Ich will dir kund thun, was mir geſagt worden iſt. Alle Menſchenkinder ſind vor Gott wie ein Baum. Er hat den Baum gepflanzt und begoſſen, und er iſt gewachſen und faſt groß worden, und ſeine Zweige haben ſich weit ausgebreitet. Aber noch hat er ſeine Zeitigung nicht gehabt. Alles, was er getragen hat, waren Blätter. Aber wenn er ſeine Zeitigung erlangt hat, dann wird er ſchmakhafte Früchte tragen. Und alles wird ſich dieſer freuen, und jedermann wird die Abſichten erkennen, warum Gott dieſen Baum gepflanzt, und beſchnitten, und oftmals groſſe Zweige ihm abgenommen habe.

Und als er alle dieſe Reden vollendet hatte, verſchwand er.

Ich aber ſank in einen ſüßen Schlummer, und fühlte mich ungemein geſtärkt, da ich erwachte.

Es iſt doch ein merkwürdiger Traum, der meinen ganzen Kopf ſo eingenommen hat, daß ich Ihnen denſelben ſo ganz hinzuſchreiben mich gedrungen fühlte. Schreiben Sie doch Ihre Meynung davon

Ihrem

Carl.

Zwölfter Brief.

Die Frau Majorin von Carlsberg an Carln.

Kollnitz, den 11ten Sept.

Ungerathner Sohn!

Ich habe mich noch nicht erholt von dem Aergerniſſe, den mir dein dummer Brief verurſacht hat. Ich habe ſechzehn Ahnen, und dein ſeliger Papa hatte vierzehn, und iſt noch niemals unſer Adel vom bürgerlichen Blute befleckt worden. Und du willſt uns die Schande anthun, und ein Bürgersmädchen in unſere Familie bringen? Wenn dich etwa die Noth dazu triebe, wenn etwa deine Güter verſchuldet wären, und du könnteſt dich ſonſt mit nichts retten, als daß du die Tochter eines reichen Banquier heyratheteſt, nun ſo möchte es ſeyn. Man hat dergleichen Exempel mehrere, obgleich nicht in unſerer Familie. Aber dein Gut iſt ja Schuldenfrey. Und die Jungfer, in die du dich vernarrt haſt, iſt eines nakten Amtſchreibers Tochter. Nein, das iſt zu toll!

Du ſchreibſt mir da von der Geſundheit der Jungfer! Was das nun für albernes Zeug iſt.

Was fragt denn der Adeliche nach Geſundheit, wenn er ſich verheyrathen will. Ahnen und Geld mußt du ſuchen, wenn du eine Mariage treffen willſt, aber nicht Geſundheit. Geſundheit mag der Bürger und der Bauer ſchätzen, der kein gröſſer Gut kennt. Wer aber Ahnen hat, dem iſt Geſundheit ein Bagatell. Es läßt überhaupt für eine gnädige Frau nicht, wenn ſie zu geſund ausſieht. Das iſt bäuriſch. Blaſſe Farbe und matte Augen, das geziemt ſich für adeliche Damen. Du rechneſt ſogar auf ihre geſunde Milch! habe ich doch mein Tage ſo einen Pinſel nicht geſehen. Keine Kaufmannsfrau ſäugt ihr Kind mehr, und die Adelichen ſollten es thun? berſten möchte ich über ſolches elende bürgerliche Geſchwätz. Die Kühe und Bäuerinnen, die ſtets um die Kühe ſind, mögen ihre Jungen ſelbſt ſtillen, aber für Perſonen von Extraction iſt ſo eine viehiſche Gewohnheit Schande.

Nun willſt du mir gar den Witz deiner Jungfer rühmen? Du biſt verrückt im Kopfe; anders kann ich nicht glauben. Kann denn wohl ein bürgerlicher Kopf jemals eines witzigen Einfalls fähig ſeyn? Du ſchreibſt mir ja nicht, daß ſie Franzöſiſch ſpricht, wie kann ſie denn witzig ſeyn?

Ich habe doch immer beſorgt, daß dir dein alberner Hofmeiſter ſolche bürgerliche Begriffe beybringen würde. Wenn ich das hätte wiſſen ſollen, nimmermehr hätte ich zugegeben, daß du ſo lange mit ihm auf deinem Gute allein geblieben wäreſt.

Und kurz und gut, aus der widernatürlichen Heyrath wird nichts. Das du es weiſt. Abſtrahire beyzeiten, oder ich werde dir zeigen, was ich thun kann.

Hedwig v. Carlsberg.

Dreyzehnter Brief.

Maximilian v. Carlsberg an Carln.

Herrnſtadt, den 9ten September.

Mon frere!

Aus Deinem Briefe, den mir die Mamma geſchickt hat, habe ich erſehen, daß Du eine kleine Avantüre mit einem Mädchen haſt. Es iſt auch warlich Zeit, daß Du einmal anfängſt, ſonſt hätte ich gar geglaubt, Du wollteſt ein Mönch werden. Ich wollte wohl darauf pariren, daß Du deine Junggeſellenſchaft noch haſt. Da ich in Deinen Jahren war, da konnte ich ſchon mehr aus dem Reiche der Liebe erzählen. Daß deine Wahl auf ein bürgerliches Mädchen gefallen iſt, verdenke ich Dir gar nicht. Ich habe unter den bürgerlichen wakkere Mädchen gefunden, und, ohne Ruhm zu melden, ſchon mancher das Kränzchen abgenommen. Noch itzo habe ich ein paar Bürgerliche, bey denen ich manches ſüße Stündchen genieße.

Aber dann biſt Du ein Närrchen, wenn Du dir in den Kopf ſetzeſt, das Mädchen zu heyrathen. Giebt es denn gar kein Mittel, ſie auf eine andere Art zu bekommen? Verſprich ihr doch die Ehe, und ſage, daß noch allerhand Hinderniſſe da wären ſie zu vollziehen. Mahle ihr die Glückſeligkeit vor, die Du mit ihr genießen würdeſt, wenn Du ſie als Frau von Carlsberg auf Deinen Gütern herumführen könnteſt. Gieb Achtung, da kannſt Du ſie ſo kirre machen, wie ein Lämmchen, und von ihr erhalten, was Du willſt. Haſt Du ſie lange genug genutzt, ſo giebt es hunderterley Vorwand, unter dem Du Dich von ihr losmachen kannſt. Du kannſt ja nur vorwenden, daß Du die Einwilligung deiner Mamma und deiner Anverwandten nicht erhalten könnteſt. Was will denn ſo ein armes bürgerliches Ding gegen einen Cavalier anfangen? Und wenn auch etwas paſſirte, je nun, was iſt denn daran gelegen? Es iſt ja kein Fräulein, deren Anverwandte Dir Händel machen könnten. Auf der Mamma Beyſtand kannſt Du gewiß rechnen. Geſetzt Du wollteſt aber etwas Ueberflüßiges thun, ſo haſt Du ja wohl einen Verwalter oder Schreiber auf Deinem Gute, dem Du ſie aufhängen kannſt. Die Kerls müſſen ſich ja wohl ſo etwas gefallen laſſen; ſie eſſen ja dein Brod, und müſſen ſich es für eine Ehre ſchätzen, mit einem ſo vornehmen Hauſe verwandt zu werden. Alsdenn haſt Du auch noch den Vortheil, daß Du ſie Lebenslang behältſt. Denn die Weiber der Amtleute, Amtsſchreiber, Prediger, Verwalter und Bauern ſind des Edelmanns Eigenthum. Er erbt ſie vom Vater mit ihren Aekkern, und ſie müſſen es ſich wohl gefallen laſſen, wenn man davon bisweilen Gebrauch macht.

Ich weiß auch gar nicht, was Du itzo ſchon von Heyrathen ſprichſt. Du biſt ja nicht älter als ſechs und zwanzig Jahr. Ich bin dreyßig, und ſind mir noch keine Heyrathsgedanken in den Kopf gekommen, und werden auch vor dem vierzigſten Jahre nicht hinein kommen. — So lange als andere Männer Weiber haben, brauche ich keine. Wenn ich erſt merke, daß die Kräfte abnehmen, dann iſts immer noch Zeit auf eine Mariage zu denken. Dann kann ich hübſch mit Vernunft überlegen, welches Fräulein die mehreſten Ahnen und die einträglichſten Güter hat, ohne daß mich Cupido, der Schelm, in meiner Rechnung ſtört. Freylich werden hernach ſolche Kinder nicht zum Vorſchein kommen, als bey dir, wenn Du itzo, in deiner vollen Kraft, ein raſches Mädchen heyratheteſt. Daran liegt mir aber nichts. Wenn meine Kinder auch Krüppel und Dummköpfe wären, ſo ſind ſie doch adelich, und wenn ſie zur Armee kommen, ſo müſſen ihnen doch alle Bürgerlichen nachſtehen. Und wenn man ſie auch bey der Armee nicht annehmen wollte, ſo giebt es ja doch Canonicate genug, zu denen ſie, vermöge ihrer Ahnen, fähig ſind. Das bedenke wohl, mon Frere! Sieh, wie der arme Bürgerliche arbeiten und ringen muß, ehe er nur ein mäßiges Einkommen, und nur einiges Anſehen ſich verſchaft. Wir brauchen ja dieß gar nicht, wir haben ja ſchon deswegen allenthalben den Vorzug vor allen Bürgerlichen, weil wir adelich ſind. Und Du wollteſt dieſes unſchätzbare Vorrecht Deinem Kindern entziehen? Bedenke was Du thuſt, mon Frere!

Du haſt zu wenig Welt. Ich wollte, Du wäreſt ein paar Jahre bey mir, ſo wollte ich Dir bald aufgeklärtere Begriffe beybringen. Mit Deinen altväteriſchen Schnurpfeifen wirſt Du nicht weit kommen.

Adel, Adel, das iſt Adel und bleibt Adel, und alles Uebrige iſt dagegen nichts. Im Vertrauen mus ich Dir ſagen, daß ich ſonſt keinen Vorzug habe, als den Adel. Das Careſſiren hat mich ziemlich ſchachmatt gemacht, geprellt habe ich viele Kaufleute, auſſer Romanen habe ich kein Buch geleſen. Aber deswegen bin ich doch über alle meine bürgerlichen Cameraden weggeſprungen. Und ſie haben ſich dieß auch gar wohl gefallen laſſen, weil ſie die Vorzüge des Adels, beſſer als Du, zu ſchätzen wiſſen.

Wie geſagt, ſchlag Dir die Heyrathsgedanken aus dem Kopf, geh zu Deinem Mädchen, ſuche ſie zu Deinem Willen zu bringen, Du wirſt ſehen, daß Du Dich recht wohl dabey befindeſt.

Mon Frere!

j'ai l'honneur d'être

le vôtre

Maximilian.

Vierzehnter Brief.

Carl an den Oberſten von Brav.

Grünau, den 18ten Sept.

Mit der letztern Poſt habe ich inliegende Briefe erhalten. Urtheilen Sie hieraus, liebſter Herr Vetter! wie groß meine Verlegenheit ſey. Meines Bruders Brief hat weiter keine Wirkung auf mich gehabt, als dieſe, daß ich ihn verabſcheue. Für leichtfertig habe ich ihn immer gehalten, niemals aber habe ich geglaubt, daß er ſo ganz von Grundaus verderbt ſey. Ich will ihm antworten, wie es ſich gebührt.

Aber was ſoll ich zu meiner Mutter Brief ſagen? Soll ich ſie verachten? Ja, ſie verdient es! ein Weib, das ſo unvernünftig urtheilen kann. Aber meine Mutter — meine Mutter verachten? Ich habe zwar ihre Brüſte nicht geſogen, und ihre Pflege nicht genoſſen, und bin von ihr nicht unterrichtet worden. Aber — ſie trug mich doch unter ihrem Herzen — ſie bezahlte doch die Wärterin, an deren Hand ich die erſten Schritte wagte, und den Informator, den rechtſchafnen Wenzel, der meinen geſunden Menſchenverſtand durch ſeine våterliche Aufſicht erhalten hat. Was ſoll ich thun? verachten muß ich ſie. Aber — meine Verachtung will ich ſie nicht empfinden laſſen. Ich bitte Sie daher inſtåndig, daß Sie dieſen Brief für mich beantworten, bis mein Gemüth ruhig genug iſt, ihr ſelbſt zu ſchreiben. Ach, ſuchen Sie doch ſie dahin zu bringen, daß ſie ihre Einwilligung zu der Verbindung mit meinem liebenswürdigen Mådchen giebt. Denn ſie laſſe ich nimmermehr. Und will lieber meinem Adel und Gute als meiner Henriette entſagen. Aber wider Willen der Mutter mich mit ihr zu verbinden — urtheilen Sie ſelbſt, wie hart dieß wåre! Ich bin

Ihr

Carl.

Funfzehnter Brief.

Carl an ſeinen Bruder.

Grünau, den 19ten Sept.

Du haſt mir, mein Bruder, deine Gedanken über Adel und Heyrath und Liebe ſehr freymüthig geſchrieben, erlaube mir, daß ich dir die meinigen eben ſo freymüthig mittheile.

Nach meiner Meynung iſt die erſte Pflicht des braven, rechtſchaffenen, Mannes, Wort zu halten; wer etwas verſpricht, in der Abſicht es nicht zu halten, der iſt ein Schurke. Wer nicht eher Wort hält, bis er durch Gewalt dazu gezwungen wird, iſt ein furchtſamer Haſe. Der iſt ſchon Schurke, der einem reichen Kaufmanne, unter leeren Verſprechungen, einen Louis d'or ablockt, wie vielmehr der, der ein wehrloſes Mädchen um ihr Alles, um Ehre und alle Lebensfreuden bringt — Oh!

Der brave Mann ſchützt den Wehrloſen, der ſchlechte Kerl nimmt ihm, wenn er gegen den Arm der Geſetze glaubt geſichert zu ſeyn, alles ab. Wer Unterthanen hat, der iſt ihr Schutzherr: der

wäre

wäre aber ein ſchlechter Schutzherr, der nur der Unterthanen Kühe, Gänſe, Hühner und Schweine, aber nicht auch ihre Weiber und Töchter ſchützen wollte. Wenn es einem rechtſchaffnen Manne erlaubt iſt, zu ſagen: wenn andere Männer Weiber haben, ſo brauche ich keine: ſo muß es ihm noch weit mehr erlaubt ſeyn, eines andern Weinkeller zu beſtehlen. Ich kann keinen ſchläfrigen Hund um mich leiden, wie viel weniger elende Kinder. Sollte ich ſolche bekommen, ſo müßte ich mich dabey, als bey meinem Verhängniſſe, beruhigen; Raſerey aber wäre es, wenn ich mich ſelbſt in ſolche Umſtände verſetzen wollte, daß meine Kinder elend würden. Ich will jung heyrathen, weil der rechtſchafne Mann verbunden iſt für die Erziehung ſeiner Kinder zu ſorgen. Meine Kinder ſollen ihr Glück ſich verdienen: andern Vorzüge, Chargen und Aemter aus den Händen winden, die derſelben würdiger ſind, iſt unedel, und meine Kinder ſollen nicht unedel handeln.

So würde ich ſprechen, wenn ich ein rechtſchafner Atheiſt wäre, wie vielmehr, da ich ein Chriſt bin, der von ſeinem Meiſter gelernt hat: **Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute thun** ſollen, das thut ihr ihnen. Ich will Dir aber gern von der chriſtlichen Religion nichts ſchreiben, weil ſie Dir vermuthlich zu bürgerlich iſt.

Wären Deine Grundſätze Grundſätze des Adels, wäre es etwas bürgerliches, ein braver, rechtſchafner, Mann zu ſeyn: auf der Stelle wollte ich meinen Adel verfluchen, in das entlegendſte Land ziehen, und daſelbſt ſehr ſorgfältig meine Herkunſt verbergen, ſo wie es ein ehrlicher Mann thut, der das Unglück hat von einem Schurken erzeugt zu werden.

Daß aber Deine Denkungsart nicht adelich ſey, das weis ich, denn mein Vetter (oder wie Du ſagſt, mon Oncle,) Brav, iſt auch adelich und denkt ganz anders, und der größere Theil des Adels denkt wie er.

Carl.

Sechszehnter Brief.

Der Oberſte von Brav an die Frau von Carlsberg.

Holdersleben, den 22ſten September.

Liebe Schweſter!

Du biſt doch noch immer die Schweſter, die Du vor dreyßig und mehrern Jahren geweſen biſt. Dein höchſtes Gut iſt doch immer der Adel, und ein Stammbaum mit ſechszehn Ahnen, macht Dir ſo viel Vergnügen, als einem rechtſchafnen Manne eine edle That.

Was ich vom Adel halte, habe ich Dir ſchon vielmal geſagt, aber Dein Brief an den ehrlichen biedern Carl, fordert mich auf, es noch einmal zu wiederholen.

Es iſt allerdings ein ſehr großer Vorzug, eine Reihe von Männern unter ſeinen Vorfahren zu haben, die durch edle Thaten ſich bekannt machten. und über andere erhoben. Es iſt uns nicht zu verdenken, wenn wir uns darüber freuen, und auch wohl ein Bischen ſtolz darauf ſind. Aber es giebt ſehr viele Dinge, die weit mehr werth ſind, als der älteſte Stammbaum. Eine gute That, die ich ſelbſt thue, bringt mir vor Gott, meinem Gewiſſen, und allen rechtſchafnen Menſchen mehr Ehre, als eine ganze Heldengeſchichte voll Thaten, die meine Vorfahren verrichtet haben. Wenn ich einen Menſchen glücklich mache, das giebt mir mehr wahren Werth, als die Eroberung des heiligen Grabes, durch die ſich mein Ahnherr Hans Clas berühmt gemacht hat.

Auch iſt ein geſundes, munteres, ehrliches Weib, an dem unſer Herz hängt, mehr werth als hundert und funfzig Ahnen. Das weis ich aus Erfahrung. An allen meinen Wappen habe ich nicht ſo viele Herzensfreuden gehabt, als an meiner Aemilie, und Du kannſt Dich darauf verlaſſen, daß ich lieber meinem Adel, als ihr entſagt hätte. Sie war zwar auch ein Fräulein, aber, bey meiner Cavaliersparole, verſichere ich Dich, daß ich ſie deswegen nicht geheyrathet habe, ſondern blos deswegen, weil ſie ein ſchönes, liebes, holdes Mädchen war. Carl handelt daher ſehr vernünftig, daß er das Mädchen wählt, das, ſeiner Empfindung nach, das reizendſte und biederſte iſt. Nach einem guten Gewiſſen und Geſundſundheit, iſt das höchſte Erdengut des Mannes, das Weib, und alles andere iſt dagegen Poſſen und Kinderey.

Noch weit wichtiger als Adel iſt die Geſundheit. Ich will lieber ein geſunder Amtsſchreiber, als ein kranker Baron ſeyn. Das ſchreibe ich aus der Fülle meines Herzens. Weißt Du jemanden der mir mein Podagra und Chiragra abnehmen will, ſo weiſe mir ihn zu, ich will ihm gern meinen ſechszehnahnigen Adel abtreten. Du beſchimpfſt den Adel ſehr, wenn Du ſprichſt, daß adeliche Damen blaſſe Farbe und matte Augen haben müßten. Es iſt ja dieß eben nichts anders, als wenn Du ſagteſt, alles adeliche Frauenzimmer müſſe elend ſeyn. Denn Krankheit iſt wahres Elend. Das iſt eine Wahrheit, die älter iſt als Dein Adel. Gut iſt es nur, daß Deine Behauptung falſch iſt. Denn meine Frau, deren Adel, wie Du weiſt, doch ſtiftsfähig iſt, war ſie nicht eine blühende Roſe, da ſie ſich an mich ergab? Was ihr Leute doch noch für Zeug aushekken werdet. Zuletzt werdet ihr auch wohl noch verlangen, daß zum Adel faule Zähne und ein dikker Hals nöthig ſey, wenn ihr etwa ſeht, daß einige

Bürgersmädchen ſich auf ihre elfenbeinerne Zähne und ſchlanken Hälſe etwas zu gute thun.

Ich habe daher gar eine herzliche Freude darüber gehabt, da ich ſahe, daß Carl, bey der Wahl ſeiner Gattin, auch auf Geſundheit ſahe. Denn die Abſicht, die ein vernünftiger Mann hat, wenn er ſich verheyrathet, iſt, daß er eine Gehülfin haben, ſeine Sinnlichkeit befriedigen und Kinder zeugen will. Alle dieſe Abſichten können aber bey einer kränklichen Frau nicht erreicht werden. Der iſt zu bedauren, deſſen Frau, während der Ehe, ihre Geſundheit verliehrt, aber der muß ſich ſein Elend ſelbſt zuſchreiben, der ein krankes Mädchen heyrathet, weil ſie Geld oder Ahnen hat. Mütter, die bey der Verheyrathung ihrer Kinder mehr auf Ahnen, als auf Geſundheit ſehen, kommen mir, nimm es mir nicht übel, eben ſo vor, als diejenigen, die die Kleider ihrer Kinder mit Brabander Spitzen und Treſſen beſetzen, und nicht dafür ſorgen, daß ſie ganze, reinliche, Hemden bekommen. Denn, wenn ich die Eigenſchaften eines Mädchens mit einem weiblichen Anzuge vergleiche, ſo iſt die Geſundheit das Hemde, und die Ahnen ſind die brabander Spitzen. Wer aber bey Verſtande iſt, ſchaft ſeinen Kindern erſt Hemde, ehe er ihnen brabander Spitzen ſchaft.

Auch hat es mir von Carln gefallen, daß er, bey der Wahl ſeiner Gattin, gleich darauf rechnet, daß ſie wahrſcheinlich geſunde Milch haben werde. Denn die geſunde Milch meiner Frau iſt mir wieder lieber, als ein halb Dutzend Ahnen. Das erſte, was mein Kind haben muß, wenn es auf der Welt kommt, iſt ja — geſunde Milch. Du willſt zwar die Gewohnheit der Weiber, ihre Kinder ſelbſt zu ſäugen, viehiſch nennen, da müßte es aber auch etwas viehiſches ſeyn, Brüſte zu haben. Wenn ihr mit euren eignen Naſen riecht, mit euren eigenen Mäulern eſſet, warum wollet ihr denn nicht mit euren eigenen Brüſten ſäugen? Du ſprichſt von der raſenden Gewohnheit, ſeine Bruſt dem ſchmachtenden Säugling zu verſagen, den man unter ſeinem Herzen trug, ſo, als wenn ſie vom Adel herrühre, und von ihm auf die Bürgerlichen wäre gebracht worden. Das iſt Beleidigung für den ganzen Adel. Denn mit Recht müßten uns alle Bürgerlichen verabſcheuen, wenn erwieſen werden könnte, daß dieſe Sünde gegen die Natur von uns herrühre. Das iſt aber zum Glück unerweislich.

Es hat einmal irgend eine Frau ſich genöthigt geſehen, wegen Mangel an Milch, oder wegen böſer Brüſte, ihr armes Kind einer Amme zu übergeben. Das haben denn andere Weiber, die geſunde Brüſte voll Milch hatten, geſehen, und geglaubt, dies ließe vornehm, und haben unter ſchweren, mühſeligen, Kämpfen gegen Natur- und Muttertrieb, und unter Zähneknirſchen und fieberhaften Zukkungen ihre Milch vertrocknet, das Kind, das ſie mit Schmerzen geboren, einem Weibe übergeben, die ihre Bruſt für Geld feil bot, nachdem ſie ihren Leib preisgegeben hatte, damit es das Anſehen hätte, als wenn ſie auch vornehm wären.

Du ſagſt auch, ein bürgerlicher Kopf wäre keines witzigen Einfalls fähig — Schweſter! Schweſter! daß du ſo etwas ja nicht auskommen läſſeſt, ſonſt gäbſt du uns ja wahrhaftig der allgemeinen Verſpottung preis. Vor fünfhundert Jahren, da noch die Chriſtenheit in Adel, Geiſtlichkeit und Pöbel, eingetheilt wurde, und alles, was nicht geiſtlich und adelich war, wegen ſeiner Unwiſſenheit, Barbar verdiente genannt zu werden, da gieng es ſchon an, daß man ſo etwas ſagte. Aber im achtzehnten Jahrhunderte, da die Aufklärung beynahe allgemein iſt, iſt ſo eine Behauptung lächerlich.

Wer ſind denn die Leute, die ſo helles Tageslicht itzo verbreiten? Sind ſie nicht, beynahe alle, Bürgerliche? Und alle unſere Kenntniſſe, die wir in der Jugend bekamen, empfingen wir ſie nicht von Bürgerlichen?

Und kurz und gut, mache dem guten braven Carl keine Schwierigkeiten; ſchreib ihm nächſtens deine Einwilligung zu ſeiner Heyrath, und ertheile ihm deinen mütterlichen Segen. Sonſt ſetzeſt Du mich in die Nothwendigkeit, Dich an ein Pünktchen zu erinnern, von dem Du vielleicht glaubſt, daß ich es längſt vergeſſen hätte. Ich bin

Dein

ehrlicher Bruder.

Brav.

Siebenzehnter Brief.

Der Oberſte von Brav, an den Amtsſchreiber Helwing.

Holdersleben, den 23. September.

Mein lieber Herr Amtsſchreiber!

Sie ſind mir von allen, die Sie kennen, immer als ein ſehr guter und rechtſchafner Mann gerühmt worden, der gerne gegen jeden gefällig iſt, und mit Vorſatz keinen Menſchen kränkt; der die Gerechtigkeit ſo ſtrenge beobachtet, daß er durchaus niemals Geſchenke annimmt, ſelbſt alsdenn nicht, wenn er vom Mangel bedroht wird. Wie kann denn nun ein Mann, der gegen die ganze Welt gerecht iſt, gegen ſeine eigne Tochter ungerecht ſeyn? Wie kann der Mann, dem nie das Recht um Geſchenke feil war, ſeine eigne Tochter für ein Geſchenk verkaufen? Denn Sie verkaufen ſie wirklich, wenn Sie dieſelbe an Grimmlein geben, weil ich es gewiß weiß, daß ſie gegen ihn die größte Abneigung hat, und ihr ganzes Herz an meinem Vetter hängt; ſie bringen zwey Perſonen, ja wohl drey (denn Grimmlein kann ja unmöglich mit einer Frau vergnügt leben, die ihn nicht lieb hat) um Ihre ganze Zufriedenheit, und das blos um eines Geſchenks willen, das Sie von Grimmlein annehmen. Mann! wie wollen Sie dieß mit Ihrer Gerechtigkeitsliebe zuſammen reimen. Begreifen Sie ſich, ich bitte Sie, damit Ihnen nicht einmal Ihr Gewiſſen, das gewiß ſehr zart und unverdorben iſt, bittere Vorwürfe mache, und Ihres Alters Ruhe ſtöre. Gott kann Sie ja auch wohl ohne die Amtmannsſtelle ernähren.

Zur Schriftſtellerey kann ich Ihnen freilich nicht rathen. Denn unſer Publicum wimmelt ſo ſchon von Schriftſtellern ſo ſehr, daß ich es für ſehr bedenklich halte, wenn jemand die Zahl derſelben vermehren will, und nicht im Stande iſt etwas Neues und Wichtiges zu liefern. Die Buchhandlung der Gelehrten kann ich Ihnen am wenigſten empfehlen. Denn ſo einträglich ſie auch iſt für Schriftſteller, die ſich ſchon in Ruf geſetzt haben, ſo iſt ſie doch eine wahre Geiſſel für diejenigen, denen dieſer Ruf mangelt. Sie müſſen auf den Druck ihrer Schriften viel Geld wenden, die Käufer mangeln: ſo haben ſie am Ende von ihrer Arbeit nichts als Maculatur und Schulden.

Es iſt doch wirklich zu beklagen, daß, nach dem Adel, ſonſt kein Stand der Gefahr Mangel zu leiden ſo ſehr ausgeſetzt iſt, als der Stand der Gelehrten. Aber woher kommt es? Andere Menſchenkinder werden von Jugend auf zu Geſchäften angehalten, bey denen ſie Thätigkeit lernen, und ihre Verſtandes- und Leibeskräfte üben. Es fällt ihnen alſo leicht, ſich bey vorkommenden Verlegenheiten ſelbſt zu helfen und Brod zu verſchaffen. Ihr hingegen lernt nur immer und handelt nie, und lernt eine Menge Zeug, mit dem ihr hernach nicht wißt, was ihr anfangen ſollt. Der junge Handwerker erwirbt ſich ſein Brod ſchon im funfzehnten Jahre, ihr Herren aber müßt viele Jahre umher laufen, bis euch jemand in ſeinen Dienſt nimmt und Brod giebt. Dazu kommt noch dieſes, daß ihr euch, (welches in Anſehung wahrer Gelehrten freylich billig iſt) zu dem vornehmen Stande rechnet, und zu Eures Lebens Unterhalt wenigſtens dreymal ſo viel braucht, als ein Handwerksmann. Daraus muß nothwendig Mangel entſtehen, der leicht zur Niederträchtigkeit verleiten kann. Der Mangel an einem neuen Haarbeutel und ein Paar ſeidnen Strümpfen, iſt für einen jungen Gelehrten ſo drükkend, als für einen Handwerksmann der Mangel an Brodt. Und ein junger Gelehrter, der von Mangel getrieben, ein Amt ſucht — wie leicht kann der auf Wege gerathen, deren ſich der rechtſchafne Mann ſchämt. Religion, Freiheit, Vaterland, ſind gemeiniglich dem feil, der um ein Amt betteln muß. Und ich glaube immer, daß die ſklaviſche Denkungsart, die itzo ſo allgemein iſt, großentheils von dem Stande der Gelehrten herrühre. Denn faſt alle Gelehrten dienen, und man weis ja ſchon die Denkungsart der Diener. Wenn man einem ſolchen Diener droht ihm den Dienſt zu nehmen, ſo iſts eben ſo viel, als wenn man ihm drohte, ihm den rechten Arm zu zerſchmettern, und er thut alles, was man von ihm verlangt, um ſeinen rechten Arm zu behalten.

Verzeihen Sie mir dieſe kleine Ausſchweifung, ſie kam aus gutem Herzen. Ich bin ſtets

Ihr

Freund,

v. Brav.

Achtzehnter Brief.

Der Oberſte von Brav an Carln.

Holdersleben, den 24ſten Sept.

Lieber Carl!

Ich bin doch itzo wieder ſo weit hergeſtellt, daß ich ausgehen und ſchreiben kann. Doch iſt mein Leben noch ziemlich freudenlos, indem ich in beſtändiger Furcht ſchweben, und jede Spannung in Händen oder Füſſen, als einen Vorboten von neuen Schmerzen, anſehen muß. Deswegen kann ich auch deine langen Briefe vor dießmal nicht durchaus beantworten.

Was die Rübnerin anbetrift, ſo laß ſie mit ihrem Kinde zu mir kommen; wenn ſie arbeiten will, ſo wird ſie in meinem Hauſe Brod finden, und meine Frau hat mir verſprochen, daß ſie auf ihre Aufführung ein wachſames Auge haben will. Wenn wir doch nur den armen Menſchen, der ſie liebt, ausfindig machen, und ihm guten Rath geben könnten, ehe er in Verzweiflung fällt, und ſich ſelbſt unglücklich macht.

Die Beſchreibung, die Du mir von der Grünauiſchen Bürgerſchaft machſt, iſt ſehr traurig, aber, wie ich gewiß glaube, nur allzu wahr. Und doch haſt Du ſie nur von ihrer glänzendſten Seite geſehen. Sie war ja in Galla, da Du ſie saheſt, die rüſtigſten waren nur ausgezogen, und die elendeſten ſaßen und lagen in ihren Winkeln; die Greiſe, die alten Mütter, die Krüppel, die auf vermodertem Stroh dem Tode entgegen winſeln, waren Dir nicht ſichtbar. Ach Carl! Carl! Es iſt mehr Elend in der Welt, als man glaubt. Man ſucht blos die Oerter auf, wo getändelt, geſcherzt und gelacht wird, flieht aber die Winkel, wo die leidende Menſchheit mit Hunger, Froſt, Ungeziefer und Schmerzen kämpft; wenn daher jemand vom menſchlichen Elende ſchreibt, ſo ſperrt man die Augen auf, ſchüttelt den Kopf, ſpöttelt, und ſagt, er übertreibe die Sache. Diejenigen kennen es ſchon beſſer, die Gelegenheit haben in das Innerſte der menſchlichen Haushaltungen zu ſehen. Lieſs z. E. nur das Gemälde, das Sintenis, in beyliegender Predigt, vom Zuſtande der Hausarmen in Zerbſt macht, und beſeufze mit mir den traurigen Zuſtand der Menſchheit, und ſchikke ihm, was du ſchikken kannſt. Denn einen Mann, der freywillig ſich aufwirft, die Leiden ſeiner Brüder zu lindern, darf man nicht ohne Unterſtützung laſſen.

Zugleich aber verſichere ich Dir auch, daſs in allen mir bekannten Städten beynahe eben ſo viel Jammer wohne; es fehlt ihnen nur der Sintenis, der ihn aufſucht und bekannt macht.

Bey dieſem mannigfaltigen Jammer, unter dem die Menſchheit ſeufzet, iſt einer der gröſsten, die übertriebne Vorſtellung, die man ſich von Fürſten macht. Gott und Fürſt flieſst beynahe in Eins zuſammen, und bey jedem Ungemach, das ſich zuträgt, heiſt es: wir wollen eine Supplik an den Fürſten machen. Da werden dieſe Herren mit Bittſchriften faſt erſtickt, und am Ende ſo zur Ungeduld gereizt, daſs ſie ſie ungeleſen laſſen. Es iſt ja auch unmöglich, daß ſie allen helfen können. Die Worte des Pſalms werden wohl immer wahr bleiben: verlaſſet euch nicht auf Fürſten, ſie ſind Menſchen, und können ja nicht helfen. Denn auch der beſte Fürſt hat doch nicht mehr, als blos menſchlichen Verſtand. Wie will denn dieſer alle den Jammer überſehen und wegſchaffen können, der in allen Winkeln ſeines, oft weitläuftigen, Reichs ſich befindet? Das iſt die Sache des Bürgers, daß er, mit Zuziehung verſtändiger Mitbürger, den Klagen abhilft, die er um ſich herum hört. So lange aber jene hohe Meinung von fürſtlicher Macht nicht aufhört hat Niemand Zutrauen zu ſich ſelbſt, Niemand läßt es ſich einfallen, daß er ſelbſt, ſich und andern helfen könne.

Stelle Dir vor ein Häufchen verzogne Kinder, die gewohnt ſind, von ihrem Papa und Mamma, über jeden kleinen Graben gehoben, auf jeden kleinen Hügel geführt zu werden; davon eines in ein klein Waſſer fällt, die Hände von ſich ſtreckt und ſchreyt, und alle ängſtlich am Ufer herumlaufen und ſchreyen: Hülfe! Hülfe! und Niemand es ſich in den Sinn kommen läßt, ſelbſt zu helfen: ſo haſt du ein Bild von der Muthloſigkeit unſerer Zeiten.

Nothwendig müſſen ſolche Muthloſe, Unentſchloßne, den Fürſten verächtlich werden; und wenn ſie das Unglück haben, unter den Zepter eines Mannes zu kommen, der zum Deſpotiſmus geneigt iſt, ſo hängt ihr ganzes Schickſal von ſeinem Willkühr ab, und die Fürſtenfurcht nimmt immer mehr überhand. Merkwürdig iſt es doch, daß die Fürſtenfurcht eben ſo zugenommen, wie ſich die Gottesfurcht vermindert hat. — —

Dein Traum hat mich ſehr gerührt, und ich habe guten Grund, ſeine Erfüllung zu hoffen. Denn wenn ich einen Berg ſehe, deſſen Oberfläche mit entwikkelten Tannenkeimen bedeckt iſt, wer will es mir denn verdenken, wenn ich ſage: da wird nach wenigen Jahren ein Tannenwald ſtehen! Die Keime zu beſſern Zeiten entwikkeln ſich ja durch die ganze Welt; die vorzüglichſten Elendsſchöpfer, die Myriaden andere, die ihnen behülflich waren, an ſich gekettet hatten, der Pabſt und Sultan, ſind ſo mürbe gemacht, daß man ihren gänzlichen Untergang mit Gewißheit voraus ſagen kann; die Intoleranz iſt entlarvt; die Ueberzeugung, daß unnöthiger Krieg

Schande bringe, nimmt zu; die Fürſten ſuchen nicht mehr ihre Ehre darinne, daß ſie Feſſeln ſchmieden, ſondern daß ſie ſie zerbrechen; Chriſten und Juden fangen an, ſich als Brüder zu umarmen; die Keime zu den Zeiten, da das menſchliche Elend aufhört, die das Menſchengeſchlecht, ſeit ſeinem Entſtehn, erwartet, und die die Bibel verſprochen hat, fangen an ſich zu entwikkeln: Iſt der nun wohl ein Schwärmer, der behauptet, daß die beſſern Zeiten nahe ſind?

Laß uns, lieber Carl, an uns und denen beſſern, die um uns ſind, und ſey verſichert, daß jedes Beſtreben nach Beſſerung, die beſſern Zeiten uns näher bringe!

Laßt uns beſſer werden!
Gleich wirds beſſer ſeyn!

Deinetwegen habe ich, ſowohl an Deine Mutter, als an Henriettens Vater, geſchrieben. Von beyden Briefen verſpreche ich mir gute Wirkung. Der, der ſich am mehreſten freuen wird, wenn er Dich an Henriettens Arme als zärtlichen Ehemann ſieht, der iſt

Dein

redlicher Vetter,
v. Brav.

Neunzehnter Brief.

Die Räthin Namur an Carolinen Menzerin.

Grünau, den 30ſten Sept.

Du mußt doch wirklich, liebe Schweſter, am Hofe gute Tage haben, denn du vergißt mich ganz, und ſchreibſt mir nicht eine Zeile. Gienge Dir es wie mir, Du würdeſt gewiß froh ſeyn, wenn Du einmal dem Herzen Luft machen, und Dein Anliegen Deiner beſten Freundin, Deiner Schweſter, entdekken könnteſt.

Mein Jammer iſt deſto größer, und ich fühle mich recht ſelig, daß ich mich an den Tiſch ſetzen und ihn in dieſen Brief ausgießen kann.

Am vergangnen Montage wurde ich in das Conſiſtorium citirt, um da ein Urtheil, wegen des Proceſſes, den ich mit meinem Manne habe, anzuhören. An den Tag werde ich mein lebelang denken. Da ich in die Stube trat, wo ſich das Conſiſtorium verſammlet, ſahe ich eine lange Reihe von geiſtlichen und weltlichen Herren, die ſich alle ein ſolch Anſehen gaben, als wenn auf ihnen des heiligen Römiſchen Reichs Wohlfahrt beruhe. Ich albernes Ding ſahe ſie an als Engel Gottes, aus deren Händen ich meine Zufriedenheit empfangen ſollte. Gott bewahre mich „mein lebelang vor ſolchen Engeln!

Ehe ich mein Urtheil anhörte, wurden erſt zwey andere Partheyen vernommen. Die eine war ein Bürger, den ich für dreyßigjährig hielt, der ſeiner verſtorbenen Frauen Schweſter bey ſich hatte, und um die Erlaubniß anhielt, ſie ehelichen zu dürfen.

Hier haſt Du das Protokoll von dieſem Verhöre. Der Superintendent fragte den Bürger, was ſein Anbringen ſey?

B. Ich wollte ſie nochmals recht inſtändig, fußfällig, um die Wunden des gekreuzigten Heilandes Willen, bitten, ob es denn gar nicht angehe, daß ich das gute Mädchen heyrathen dürfe?

S. Er hat ſeinen Beſcheid. Warum überläuft er uns denn immer von neuem? giebt es denn ſonſt keine Dirnen als dieſe?

B. Genug und ſatt, Ihro Hochwürden Magnificenz, aber unter allen denen iſt doch kein Dorchen.

S. Was iſt denn an dem Dorchen? Was denn? Es giebt ja mehrere Dirnen die Dorchen heißen.

V. Jhro Hochwürden Magnificenz, es iſt mir ja gar nicht um den Namen zu thun. Meinetwegen möchte ſie ja Dorchen oder Sabinchen heiſſen. Aber ſehn ſie, weis der liebe Gott, wenn ich ſie ſehe — es iſt — es iſt, wie wenn ich meine liebe ſelige Frau ſähe. Sie ſieht ihr ſo ähnlich, als ein Ey dem andern. Jhro Magnificenz, ſollte es denn gar nicht möglich ſeyn?

S. Thut nichts; er hat ſeinen Beſcheid.

V. Und nehmen ſie nur hin! Da habe ich die zwey armen Würmerchen zu Hauſe, die mutterloſen Waiſen, die ſind nun einmal an das Dorchen gewöhnt, ſie hat ſie nun ein und ein halbes Jahr, wie eine Mutter, verſorgt. Jhro Hochwürden Magnificenz!

S. Thut nichts.

V. Nun ſo bitte ich ſie um Gotteswillen, ſagen Sie mir doch, warum ich das Mädchen nicht haben ſoll?

S. Er hat ſeinen Beſcheid.

V. Ich bin ja aber doch kein — ich bin ja doch ein Menſch, ich muß doch wiſſen, warum ich das Mädchen nicht haben ſoll?

S. Hat er die Bibel nicht geleſen? weis er nicht, was Gott 3 B. Moſ. 18. im achtzehnten Vers ſpricht: Du ſollt auch deines Weibes Schweſter nicht nehmen, neben ihr ihre Schaam zu blößen?

V. Das habe ich ſchon als ein kleiner Junge geleſen; was geht mich denn aber das an? es heiſt ja, man ſoll die Schweſter des Weibes nicht nehmen, neben ihr! ich habe ſie ja nicht genommen neben ihr; meine liebe Frau iſt ja todt!

S. Er hat ſeinen Beſcheid.

V. Ey was Beſcheid hin, was Beſcheid her. Ich will doch den Grund und die Urſache und das Fundament davon wiſſen. Moſes verbietet ja nur, daß man des Weibes Schweſter nicht nehme, ſo lange das Weib lebt. Meine ſelige Frau iſt ja aber lange todt. Und wenn ichs gerade heraus ſagen ſoll, wie mirs ums Herz iſt, was geht mich Moſes an; ich bin kein Jude! Ich glaube nicht an Moſes, ſondern an Jeſum Chriſtum Jeſus Chriſtus hat das nicht verboten. Wenn ich alles thun ſollte, was Moſes geſagt hat, da dürfte ich auch keinen Haſenbraten und keinen Schinken eſſen.

S. Nu, nu, der Frauen Schweſter iſt kein Haſenbraten, und kein Schinken, weis er es — und er ſollte ſich ſchämen, ſolche unanſtändige Vergleichungen zu machen. Denk einmal, der Frauen Schweſter und Haſenbraten, und Schinken: He! he! he! Weis gar nicht, was der Mann haben will. Genug, er hat ſeinen Beſcheid.

B. Ey ich bin aber mit dem Beſcheide nicht zufrieden.

S. Lieber Meiſter! Ich weis, er iſt immer ein feiner, ſtiller, ehrlicher Mann geweſen —

B. Und das bin ich noch.

S. Und hat ſich fleißig im Beichtſtuhle und zum heiligen Abendmahle eingefunden.

B. Das thue ich alles noch. Erſt am vergangnen Sonntage bin ich zur Beichte geweſen.

S. Und iſt niemals über ihn Klage gekommen

B. Ich denke, es ſoll auch künftig keine über mich kommen.

S. Und will nun ſo ein ehrlicher Bürger, ein Vater von zwey Kindern, der ganzen Stadt ein ſolches Aergerniß geben

B. Ich? Aergerniß? was denn für Aergerniß?

S. Will gegen göttliche und menschliche Geſetze ſolche Blutſchande —

B. Ach du lieber Gott, da ſoll ich Blutſchande treiben, ich ehrlicher Mann! Kurz und gut, wollen Sie mir gar nicht erlauben, mein Dorchen zu nehmen?

S. Nimmermehr werden wir in eine ſolche Sünde willigen.

B. Wenn Sie nicht einwilligen wollen, ſo will ich es auf mein Gewiſſen nehmen. Wenn mich der liebe Gott einmal fragen wird: warum haſt du deiner Frauen Schweſter geheyrathet? Da will ich antworten: lieber Gott! weil es mir unſer lieber Heiland nicht verboten hat, und weil mir auf der ganzen Welt kein Mädchen ſo recht gefiel, und weil ich dachte, wenn ich ein ander Mädchen nähme, ſie möchte meine armen Kinder nicht gut halten.

S. Da würde der liebe Gott ſagen, haſt du nicht gelernt: ſeyd unterthan aller menſchlichen Ordnung?

B. Und da würde ich gerade heraus ſagen: ja, dieß habe ich gelernt, aber auch, man muß Gott mehr gehorchen, als den Menſchen.

S. Iſt ſchrecklich, iſt ſchrecklich, ſolche Schriftverdrehungen. Itzo kann er gehen. Das Hochehrwürdige Conſiſtorium hat mehr zu thun.

B. Nun, wenn Sie denn ſich nicht wollen erbarmen, und wollen ſich nicht erbarmen, und wollen keine Bitte und gar nichts laſſen ſtatt finden, ſo will ich nur alles ſagen, wie es an ſich ſelber iſt; Dorchen iſt ſchwanger.

S. Schwanger? ſchwanger? von wem denn?

B. Je von wem denn anders, als von mir? Ich habe das Mädchen ſeit Jahr und Tag im Hauſe.

S. Auch nicht gut.

B. Was hilft denn aber das alles, ich konnte doch meine Kinder, die mein Fleiſch und Blut ſind, nicht verderben laſſen. Und auf der Gottes Welt meynte es ja kein Menſch beſſer mit ihnen, als Dorchen.

S. Ey wer heiſt ihn denn Unzucht treiben?

B. Lieber Gott! Ich bin ja ein Menſch! Ich habe nun ſeit Jahr und Tag ſupplicirt, daß Sie mir die Heyrath erlauben ſollen.

S. Nun er kann nun gehen: das Hochehrwürdige Conſiſtorium wird es bey weltlicher Obrigkeit anzeigen, und— er wird ſeine Strafe bekommen. Iſt abſcheulich! ſolche himmelſchreyende Sünden mitten in der Chriſtenheit.

B. Da wollen Sie doch wirklich einen ehrlichen Bürger zum Schelm machen?

S. Er hat ſeinen Beſcheid!

B. Und das ehrliche, brave, Mädchen, das immer ſo chriſtlich und ſtille gelebt hat, wollen Sie zur Hure machen?

S. Hilft alles Nichts; er hat ſeinen Beſcheid.

B. Und den armen unſchuldigen Wurm, den das Mädchen unter ihrem Herzen hat —

S. Hilft nichts! hilft nichts!

B. Nun, du lieber Gott! ich habe kein Geld zum appelliren, aber an deinen Richterſtuhl appellire ich — komm, Dorchen — Gott lebt noch! wir ſind ehrliche Leute, Gott wird uns nicht verlaſſen.

Kaum war er hinaus, ſo diktirte der Superintendent dem Secretair eine Bittſchrift an die weltlichen Gerichten, in welcher dieſe erſucht wurden, dem unglücklichen Mädchen, bey Zuchthausſtrafe, zu befehlen, ihres Schwagers Haus zu verlaſſen.

Mir zitterten alle Glieder vor dieſer Grauſamkeit. Mit kaltem Blute die Geliebte aus den Armen des Liebhabers — die Pflegerin von den Kindern reiſſen — unſchuldige Liebe zum Verbrechen — drey unſchuldige Leute auf einmal unglücklich machen — das iſt doch ſchrecklich!

Nun kam die andere Parthey. Es war ein alter eisgrauer Mann, mit einem jungen Mädchen, ſo raſch und flink wie Du, und ihren Eltern. Ich glaubte, es wäre des Mädchens Großvater. Stelle Dir nun einmal vor, wie ich erſtaunen mußte, da ich hörte, daß es des Mädchens Bräutigam wäre. Sie wurde befragt, ob ſie nun geſonnen wäre, dieſen Mann zu ehelichen? Thränen waren die Antwort. Sie wurde nochmals befragt, da ſagte ſie: ja nun, wenn es nicht anders ſeyn kann. Sogleich mußte es protocollirt werden, und alle wünſchten Gottes

Segen zur glücklichen Verbindung. So bald als Braut und Bräutigam abgetreten waren, erhielten die Eltern noch einen beſondern Glückwunſch, und dankten für die gnädige Vermittelung des Hochwürdigen Conſiſtoriums. Sie ſagten zwar, daß ihre Tochter noch an einem jungen, nackten, Kerl hinge, meynten aber, es würde ſich mit der Zeit alles geben, und alle die hochgelahrten Herren meynten es auch.

Liebe Karoline! was ſagſt du dazu? Die einander lieben, und für einander ſcheinen gemacht zu ſeyn, reiſſen ſie von einander, und andere verbinden ſie auf lebenslang, von denen jeder, der Menſchenverſtand hat, voraus ſehen kann, daß ſie einander unglücklich machen werden. Einen alten kraftloſen Mann mit einem jungen Mädchen zuſammen verbinden, auf lebenslang zuſammen verbinden, das iſt doch warlich eine Sünde gegen die Natur. Denn ich will alles voraus ſagen, wie es in dieſer Ehe gehen wird. In den erſten Wochen wird der alte Graubart alle ſeine Kräfte zuſammen nehmen, um jung zu ſcheinen, das koſtet ihm gewiß etliche Jahre von ſeinem Leben. Nach etlichen Wochen zeigt ſichs doch, daß er nicht jung iſt, er fühlt ſein Alter, und ärgert ſich, ſo oft er die junge Frau anſieht. Nun kommt etwa der junge nackte Kerl gegangen, macht der Frau ein freundlich Compliment, und ſie giebt ihm dafür einen freundlichen Dank. Da kannſt du leicht denken, was der Mann für Geſichter ſchneiden, wie er murren und ſich grämen wird. Das junge Weibchen giebt ihm ſchnöde Reden, darüber grämt er ſich noch mehr. Seine junge Frau iſt ihm eine beſtändige Pein. Am Ende werden Gelegenheiten geſucht, den jungen nackten Kerl da und dort zu ſprechen — Das Uebrige kannſt Du leicht errathen.

Ich ſetze meinen Kopf zum Pfande, wenn es nicht ſo geht. Ob nun das alles die hochgelahrten Herren nicht einſehen können, oder nicht einſehen wollen, das weis ich nicht.

Nimms mir nicht übel, liebe Schweſter, daß ich alles ſo heraus poltere, wie es mir in den Kopf kommt, ich bin im Affekte, ich kann nicht anders.

Fortſetzung.

Wirſt es mir nicht verdenken, daß ich im Affekt bin, wenn ich Dir ſchreibe, wie es mir gegangen iſt.

Mein Urtheil wurde mir nun vorgeleſen, es war theils lateiniſch, theils ſo kauderwelſch deutſch, wie kein vernünftiger Menſch mehr ſchreibt. Da es verleſen war, war ich ſo klug wie zuvor.

Die Herren nickten mir zu, daß ich nun gehen könnte. Ich ſagte aber, ziemlich heftig, was haben Sie mir denn eigentlich vorleſen laſſen?

Der Superintendent antwortete, Sie haben es ja gehört: Ihr Urtheil.

J. Das weis ich wohl. Aber warum leſen Sie mir denn Latein vor? Was geht mich denn das Lateiniſche an? Sie wiſſen ja, daß ich nicht ſtudirt habe.

S. Das iſt nun einmal ſo Herkommens, und Sie werden es doch nicht anders machen.

J. Ich muß doch aber wiſſen, was in meinem Urtheil ſteht. Verdeutſchen Sie mir es doch! Habe ich denn recht oder unrecht?

S. Das geht uns weiter nichts an. Fragen Sie ihren Herrn Advokaten, der wird Ihnen alles erklären.

J. Ich habe ja das Urtheil aber nicht von meinem Advokaten, ſondern von Ihnen, hören wollen.

S. Wenn Sie es denn nun durchaus wiſſen wollen, ſo will ich es Ihnen ſagen: Sie haben Unrecht.

J. Ich? Unrecht? in einer ſo offenbar gerechten Sache? Wer ſind die Leute, die ſagen, daß ich unrecht hätte?

S. Die Akademie zu Mutzlau. Sie werden doch gegen die Ausſprüche einer ſo hochberühmten Akademie nichts einzuwenden haben?

J. Was Akademie, was Akademie! bin ich nicht berechtigt, mich von einem Ehebrecher zu trennen?

S. Das wird Ihnen niemand ſtreitig machen.

J. Und iſt denn der nicht ein Ehebrecher, der, neben ſeiner Frau, zwey Mädchen ſchwängert?

S. Das wohl! Wer hat denn aber neben ſeiner Frau zwey Mädchen geſchwängert?

J. Hier! der Mann, der Treuloſe, der Rath Ramur.

S. Ja, das müſſen Sie eben beweiſen.

J. Habe ich es denn nicht bewieſen? Haben denn die Huren nicht geſagt, daß ſie von ihm Kinder hätten?

S. Das verſtehen Sie nicht, Frau Räthin. Dem darf man nicht glauben, der ſeine eigne Schande geſteht. Sie müſſen beſſern Beweis bringen.

J. Und welchen denn? Meines Mannes Ausſage? Wenn es dieſer eingeſtünde, ſo ſagten Sie wieder: dem dürfe man nicht glauben, der ſeine eigne Schande geſtünde. Wen ſoll ich denn ſonſt zum Zeugen anführen? Nimmt man denn Zeugen dazu, wenn man die Ehe bricht?

S. Wir können bey der Sache weiter nichts thun. Wenn die Frau Räthin mit dem Urtheile nicht zufrieden ſind: ſo können Sie ja appelliren. Ueberlegen Sie die Sache mit Ihrem Herrn Advokaten.

J. Was braucht es denn lange Ueberlegung? ich appellire hier auf der Stelle an den geſunden Menſchenverſtand. Der geſunde Menſchenverſtand thut aber den Ausſpruch: Daß eine Frau Erlaubniß habe, ſich von einem Ehebrecher zu trennen, weil es gegen die menſchliche Natur iſt, einen Treuloſen zu lieben und hoch zu achten. Und weil es Barbarey iſt, von einer Perſon zu verlangen, daß ſie einen Menſchen allen andern vorziehen ſoll, der ihr die empfindlichſten Kränkungen zugefügt hat.

S. Ja, wenn es nur erwieſen wäre.

J. Für dem geſunden Menſchenverſtand iſt das Beweis genug: wenn zwey Weibsperſonen verſichern, daß ſie von einem Manne ſchwanger ſind.

S. Ey was geht uns der geſunde Menſchenverſtand an. Bey uns geht alles den Weg Rechtens. Laſſen Sie dem Rechte ſeinen Lauf.

So hatte ich alſo meine Abfertigung.

Ich lief den Nachmittag zum Diakonus Rollow, und ſtieß gegen ihn aus, was ich auf meinem Herzen hatte. Der antwortete mir aber mit einem ſehr bittern Lächeln: Liebe Frau Räthin! mit dem geſunden Menſchenverſtande kommen Sie weder in geiſtlichen noch weltlichen Gerichten aus: da geht alles den Weg Rechtens. Wir urtheilen nicht mit unſerm eignen Verſtande, ſondern laſſen Auswärtige urtheilen, die weder den Charakter des Klägers noch des Beklagten kennen. Und darauf kommt doch alles an. Denn es iſt ja ganz etwas anders, wenn ein Mann von erprobter Rechtſchaffenheit von einem lüderlichen Weibsbilde angeklagt wird, als wenn ein Mädchen, das ſonſt unſchuldig war, einen Mann anklagt, der ſo leichtfertig iſt, als der Ihrige. Das alles wiſſen ja aber die Auswärtigen nicht. Und dieſe urtheilen wieder nicht mit ihrem eignen Verſtande, ſondern nach Geſetzen, die weder für unſere Nation, noch für unſer Zeitalter paſſen. Aber das kann ich nun ein vor allemal nicht ändern. Wenn ich nicht deſperat werden will, ſo muß ich mich nothwendig beſtreben, es ſo weit zu bringen, daß ich mit kaltem Blute einen Unſchuldigen nach den andern, nach dem Wege Rechtens, in Abgründe des Elends ſtürzen ſehen kann. Daß Ihr Mann ein Ehebrecher iſt, daß Sie Urſache haben, ſich von ihm zu trennen, das weis ja die ganze Stadt. Aber auf dem Wege Rechtens kann es leicht ſo weit kommen, daß Sie den Ehebrecher behalten und ihm noch Abbitte und Ehrenerklärung thun müſſen.

Das war alſo aller Troſt, den mir der Mann gab, auf den ich ſonſt meine ganze Hoffnung ſtellte.

Ach, liebe Schweſter! Wenn man doch nicht ſo ſehr die öffentliche Sicherheit prieſe, die in unſern aufgeklärten Zeiten herrſchen ſoll. Wir haben weiter keine Sicherheit als gegen Straßenräuber. Deinen Bräutigam hat man ermordet, und Niemand iſt da, der ſein Blut räche. Und ich — mitten in einem policirten Staate, bin ich auf Lebenslang unglücklich gemacht worden, und finde nirgends Schutz. Die Plünderung meines ganzen Hauſes wäre ja ein Bagatell, gegen den markausſaugenden Gram, den ich dulde! Was hilft mir es denn, wenn man mein Geld ſchützt, und meiner Ehre und meiner Zufriedenheit nicht Sicherheit verſchaft? Vor der ganzen Stadt bin ich ja beſchimpft. Ich bin nicht Hure, nicht Frau, nicht Wittwe, ein Spott der Leute bin ich. Ich unſchuldige Frau!

Du weiſt, wie vorſichtig ich gewählt habe. Die gute Bildung, die mir Gott gegeben hat, und die gute Erziehung, die uns unſre rechtſchafnen Eltern ſchenkten, machten der Stadt glaubend, daß der Mann ſehr glücklich ſeyn müſſe, der mich zur Frau bekäme. Die beſten Jünglinge bewarben ſich um mich. Mein Herz wählte den Profeſſor Zörber. Da aber meine Eltern mir vorſtellten, daß Namur ein anſehnliches Amt habe, und auch verſicherten, daß ſein Charakter beſſer ſey: ſo folgte ich dem Willen der Eltern mehr, als der Stimme des Herzens. Und nun ſehe ich mich ſo betrogen. Sehe, wie der Nichtswürdige von meiner Seite ſich wegſchleicht, um ſeine Kräfte in den Armen lüderlicher Weibsbilder zu verſchwenden, und Niemand will mich gegen ſolche Beleidigungen ſchützen! Gott! Gerechter! Was ſoll ich von deiner Vorſehung ſagen! Doch — ich verehre ſie: denn mitten in den heftigſten Stürmen giebt ſie mir Troſt. Und wenn ich mich mit nichts zu beruhigen weis, ſo umarme ich meine beyden Kinder, und weine über ihren Geſichtern; und wenn ſie fragen: warum weinſt du, Mutter? ſo ſage ich, es ſind Thränen der Liebe, die ich weine.

Ich hoffe, Gott wird mich auch gegen andere Ausſchweifungen ſchützen. Wenn ich freylich ſehe, wie unwürdig mein Mann meiner Liebe iſt; wie zärtlich gewiſſe junge Herren meine Hand küſſen und drükken, und lamentiren, und ich fühle, daß ich ein Weib bin: ſo ſehe ich nichts mehr, was mich abhalten ſollte, gleiches mit gleichem zu vergelten. Wenn ich aber wieder auf meine Kinder ſehe — Bedenke, daß ihre Liebe, und das Zeugniß eines guten Gewiſſens, das einzige iſt, woran ich mich noch erfreue: ſo finde ich mich bald von meinen Verirrungen wieder zurück.

Gott gebe, daß Du ein glücklicher Leben fühlen magſt als

Deine

unglückliche Schweſter
Erneſtine Namur.

Zwanzigſter Brief.

Louiſe Helwingin an Zelnick *).

Grünau, den 1ſten Oktober.

So kann ich alſo, mein Lieber! unter keiner andern Bedingung die Ihrige werden, als wenn ich der Friſur entſage? Auch alsdann nicht, wenn ich Ihnen zuſchwöre, daß ich allen Leuten, und auch den Kindern, die uns Gott ſchenken würde, ſagen will, daß die Friſur eine Narrheit ſey, daß mir aber dieſe Narrheit verziehen werden müßte, weil ich von Kindheit auf daran wäre gewöhnt worden? Auch alsdann nicht, wenn ich Ihnen zuſchwöre, daß ich niemals geſtatten will, daß eines Ihrer Kinder friſirt werde? Hatter, lieber, unerbittlicher Mann! So muß ich Ihnen ſchreiben — daß — ich — ich — nicht werden — kann — die Ihrige.

---

*) Vor dieſem Briefe iſt eine lange Correſpondenz zwiſchen Zelnick und der Helwingin hergegangen, die man aber, um des Raums zu erſparen, nicht eingerückt hat.

Ich ſinke halb ohnmächtig zurück, indem ich dieß ſchreibe. Ich habe nie, mit Thränen ſchreibe ich es, und meine Hand bebt, indem ich es ſchreibe, nie habe ich einen ſo liebenswürdigen Mann gekannt, als Sie; von keinem habe ich mir ein ſo paradiſiſches Leben verſprochen, als von meinem Zelnick, von meinem Zelnick! deſſen Bild mit meinem Herzen zuſammengewachſen iſt. Aber — ich kan nicht anders, ich muß dem größten Glück entſagen, das ich mir wünſchte, dem Glück, die Ihrige zu ſeyn. Es giebt Urſachen, die manchen Frauenzimmern die Schnürbrüſte, andern die breiten Halskrauſen, und noch andern den Puder nothwendig machen. So giebt es auch andere, warum manchen die Friſur Bedürfniß iſt. Und dieſe ſind bey mir.

. Das iſt alles, was ich Ihnen ſagen kann. Leben Sie wohl, und ſeyn verſichert, daß ich Ihren Verluſt lebenslang bedauern, und ſeufzen werde, ſo oft falſches Haar mir angekünſtelt wird.

Louiſe Helwingin.

Ein und zwanzigſter Brief.

Carl an den Oberſten von Brav.

Grünau, den 3ten Oktober.

Ach, beſter Herr Vetter! ich bin verlohren, unwiederbringlich verlohren. Das Gerücht, als wenn ich mit jenem lüderlichen Weibsbilde, von dem ich Ihnen geſchrieben habe, zu vertraulich gelebt hätte, hat ſich durch ganz Grünau verbreitet, und iſt bis zu den Ohren meiner Henriette gekommen.

Geſtern gieng ich zu den Diakonus, er empfing mich kalt, die Diakonusin machte mir ein höhniſch Compliment, Henriette trat herein, mit Augen, die vom Weinen aufgeſchwollen waren. Ich lief ihr entgegen, und ach, ſie ſtieß mich zurück. Ich wollte ihre Hand faſſen, und ſie zog ſie unwillig weg, und ſagte, mit Zähneknirſchen: Betrüger!

Mit Thränen wendete ich mich an den Diakonus und bat ihn, mir dieſes Räthſel zu erklären. Er antwortete aus einem hohen Tone: Sie beſtrafen mich, Herr von Carlsberg, wegen der Thorheit, die ich damit begangen habe, daß ich einem meiner Grundſätze untreu geworden bin.

J. Und welcher iſt dieſer?

D. Nie einem Frauenzimmer mit einem Studenten Umgang zu erlauben.

J. Erklären Sie ſich deutlicher!

D. Ich habe Sie von dem gewöhnlichen Schlage der Studenten ausgenommen; ich ſehe aber wohl, daß ich mich geirret habe.

J. Und warum?

D. Weil Sie eben ſowohl lüderliche Häuſer beſuchen, als andere. Sie haben meine Henriette beſchimpft, lebenslang wird es ihr ein Vorwurf bleiben, daß ſie mit einem ſolchen Manne Umgang gehabt hat. Der einzige Beweis, den Sie noch von Ihrer Redlichkeit geben können, iſt dieſer, daß Sie, von dieſer Stunde an, mein Haus meiden, und Henrietten entſagen, und gegen die ganze Chriſtenheit es verſchweigen, daß Sie jemals, (hier traten ihm die Thränen in die Augen,) von der ehrlichen, unſchuldigen, Henriette einen Kuß bekommen haben.

Ich verſtummte einige Augenblikke, dann nahm ich alle meine Kräfte zuſammen, meine Unſchuld zu beweiſen. Es war aber alles umſonſt. Die Diakonusin und Henriette entfernten ſich, und der Diakonus kehrte mir den Rükken zu.

So beſchimpft mußte ich fortgehen.

Die Feder fällt mir aus den Händen; ich kann nicht mehr.

Carl.

Zwey und zwanzigſter Brief.

Der Diakonus Rollow an Herrn Colbert.

Grünau, den 3ten Oktober.

Nachdem ich vier Wochen mit mir ſelbſt gekämpft habe, muß ich doch einen Schritt thun, vor dem ich ſelbſt erröthe. Ich muß Sie, lieber Freund, bitten, mir zweyhundert Thaler vorzuſtrekken. So viel bin ich nach und nach an Krämer und Handwerksleute ſchuldig geworden.

Sie kennen meine ganze Haushaltung, und wiſſen, daß weder ich, noch meine Frau, uns jemals der Verſchwendung ſchuldig gemacht, uns vielmehr manchen Aufwand verſagt haben, den ſich andere erlauben, und zum Wohlſtande rechnen. Das alles iſt aber nicht hinreichend geweſen, uns gegen Schulden zu ſchützen — ach, Gott! gegen Schulden, über die der Leichtfertige ſpottet, die aber dem Manne, der auf Ehre hält, das Mark aus den Beinen ſaugen.

Sie dürfen ſich aber hierüber gar nicht wundern. Unſere Beſoldungen ſind gemacht worden zu der Zeit, da man ſeinen Freund mit einem Glaſe Bier empfing, da die Abgaben ſehr mäßig waren, ein Huhn einen Groſchen, und ein Haſe zwey Groſchen koſtete, und die Welt noch glaubte, daß die Geſchenke, die man dem Prediger gäbe, ſo gut wären als ein Sühnopfer. Daß nun das alles nicht mehr iſt, wiſſen Sie. Gleichwohl iſt mein Gehalt, von 150 Rthlr. jährlich, nicht um einen Kreuzer erhöhet worden. Und die ſogenannten Accidentien, die mein Vorfahre auf hundert Thaler anſchlug, kann ich auch nicht höher als gegen funfzig rechnen. Denn es iſt mir unmöglich, von armen Leuten etwas zu nehmen, die mehr meiner, als ich ihrer, Unterſtützung nöthig haben.

So ſehr ich mich auch über den Uebelſtand, den man Wohlſtand nennt, hinausgeſetzt habe, ſo muß ich doch manches thun, das ich für unnöthig halte, damit ich nicht lächerlich werde. Ich muß doch meine Frau wenigſtens in Cattun kleiden, wenn ſie nicht von allen Geſellſchaften ausgeſchloſſen ſeyn ſoll; meine Kinder muß ich doch beſſer als Bauernkinder halten, wenn ich nicht der Gegenſtand der öffentlichen Spötterey werden will; ich muß doch bisweilen einen neuen Mantel und ſchwarzen Rock haben, wenn man mich nicht für einen Ketzer halten ſoll; dem Freunde, der mich beſucht, muß ich doch einen Kaffee oder ein Glas Wein vorſetzen, wenn man mich nicht als einen Mann ausſchreyen ſoll, der nicht zu leben wüßte. Wie iſt es denn nun möglich, alle dieſen Aufwand von 200 Reichsthaler zu beſtreiten?

Vielleicht ſagen Sie: wenn der Herr nicht mehr Einnahme hat, ſo darf er keinen Kaffee und keinen Wein trinken? Und hierinne haben Sie gewiſſermaßen Recht. Bedenken Sie doch aber wohl, daß mir der Kaffee gleich iſt eingeflößt worden, da ich die erſte Luft einathmete, und mir beynahe eben ſo ein Bedürfniß, wie die Luft, geworden iſt. Und was den Wein betrift, ſo denke ich auch, wenn ſo viele Faullenzer ſich im Weine betrinken, ſo iſt es ja wohl einem arbeitſamen Manne erlaubt, von dem Getränke, das der Allgütige für alle Menſchen erſchaffen hat, täglich ein Paar Gläſer zu genießen.

Oder wollen Sie vielleicht, daß ich andere Arbeiten treiben ſoll? So ſage ich Ihnen gerade heraus, daß ich ſonſt nichts gelernt habe, und, daß ich ſonſt nichts gelernt habe, iſt warlich nicht meine Schuld.

Ich will Sie bezahlen als ein ehrlicher Mann; von meiner Einnahme nicht: denn das iſt mir unmöglich. Sie wiſſen aber doch, daß mein väterliches Erbtheil, nun, da mein Bruder hingerichtet worden iſt, gegen 2000 Rthlr. beträgt. Auf dieſe verweiſe ich Sie. Bis dahin, daß ich meine Schuld abtragen kann, will ich ſie gern mit 5 pro Cent verzinſen.

Ich hoffe, Sie werden mich keine Fehlbitte thun laſſen. Denn daß Sie ein lieber, gefälliger Mann ſind, das weis ich, und daß Sie ſo viel Geld haben, daß Sie 200 Rthlr. leicht entrathen können, weis ich auch. Wenn Sie mich verlaſſen, ſo weis ich nicht, was ich thun ſoll. Denn außer Ihnen kenne ich Niemanden, dem ich mich zu entdekken wagte. Ich erwarte baldige Antwort, und bin ſtets

der Ihrige.
Rollow.

Drey und zwanzigſter Brief.

Colbert an den Diakonus Rollow.

Grünau, den 4ten Oktober.

Mein lieber Herr Diakonus!

Ich diene meinem Nebenmenſchen von Herzen gern, ſo viel ich kann, und ohne Ruhmredigkeit kann ich Sie verſichern, daß mir niemals ein rechtſchafner Mann ſeinen Kummer geklagt hat, dem ich nicht geholfen hätte, wenn es meine Umſtände erlaubten. Itzo aber hat es ſich bey mir ausgeholfen, und ich bin, ſo wahr ich Colbert heiße, ſo weit, daß ich beynahe anderer Hülfe bedarf. Das wird Ihnen unglaublich ſcheinen, weil Sie wiſſen, daß ich gute Geſchäfte mache. Aber Sie wiſſen auch, daß ich die Wahrheit rede, und daß bey mir noch immer das alte Sprüchwort gilt: Ein Wort, ein Wort; ein Mann, ein Mann!

Gott ſtehe uns beyden bey und bewahre uns vor Verzweiflung! Ich bin

Ihr

bereitwilliger
Colbert.

Vier und zwanzigſter Brief.

Carl an den Oberſten von Brav.

Grünau, den 4ten Oktober.

Es thürmt ſich ein neues Unglück über mir auf. Nachdem ich Henriettens Liebe verlohren habe, benimmt man mir auch die Gelegenheit, meine Unſchuld gegen ſie zu erweiſen. Meine Schlägerey iſt verrathen, ich bin relegirt.

Geſtern trat der Pedell in meine Stube, und ſobald ich ihn ſahe, ſagte mir mein Herz auch ſchon alles.

Er zeigte mir an, daß ich ſogleich zum Prorektor kommen ſollte, welches itzo der Profeſſor Bender iſt. Die erſte Frage, die er an mich, bey dem Eintritte in ſeine Stube, that, war dieſe:

Wollen Sie freymüthig, ohne alle Zurückhaltung einige Fragen beantworten, die ich Ihnen vorzulegen habe?

J. Gerne, ſo weit ich Sie zu antworten im Stande bin.

P. Haben Sie ſich nicht ohnlängſt mit Herrn Hauer geſchlagen?

J. Ja.

P. Wer von Ihnen beyden hat denn den andern zuerſt geſchlagen?

J. Ich. Ich habe Hauern zwey bis drey Ohrſeigen gegeben.

P. Und warum haben Sie das gethan?

J. Weil er mir Schuld gab, daß ich mit einem lüderlichen Weibsbilde, das in dem Wirthshauſe, wo die Schlägerey geſchahe, ſich aufhielt, mich vergangen hätte, und ich ſolche Beleidigung nicht auf mir ſitzen laſſen konnte.

P. Wiſſen Sie, was unſere akademiſchen Geſetze über den beſchließen, der den andern ſchlägt?

J. So viel ich weis, die Relegation.

P. Alſo haben Sie ſich Ihr Urtheil ſelbſt gefällt. Es thut mir leid, daß ich Ihnen im Namen des akademiſchen Senats ankündigen muß, daß Sie relegirt ſind, und, binnen hier und ſechs Tagen, die Stadt zu räumen haben.

J. Haben Sie aber gehört, daß während meines Aufenthalts in Grünau, jemals Klage über mich gekommen iſt? Habe ich je ein Kind beleidigt? Habe ich je einem Mädchen etwas Unanſtändiges geſagt?

P. Von dem allen habe ich nichts gehört. Ich habe Sie vielmehr immer als einen edeln Jüngling rühmen hören, der unſerer Akademie Ehre macht.

J. Das iſt mir lieb. Aber von Hauern, was haben Sie da gehört?

P. Die Frage zu beantworten, halte ich mich eben nicht für verbunden. Unterdeſſen geſtehe ich, daß Herr Hauer faſt alle Wochen verklagt wird, und ſchon einigemal im Carcer geſeſſen hat.

J. So einen Mann, wie ich bin, wenn ich auch gleich mich für weiter nichts, als für einen ehrlichen Kerl ausgebe, verdammen Sie, und einen Hauer ſprechen Sie los?

P. Ich ſpreche nach den Geſetzen. Und es thut mir leid, daß ich durch meinen Ausſpruch einem Manne Wehe thun muß, den ich hochſchätze.

J. Sie ſagen mir etwas Unbegreifliches! Wenn Sie mich wirklich hochſchätzen, warum relegiren Sie mich denn?

P. Ich bin nicht Geſetzgeber, ſondern Richter. Ich muß nach den Geſetzen ſprechen, die da ſind, und nach dieſen habe ich Recht geſprochen. Warum ſind Sie denn nicht vorſichtiger? Warum beſuchen Sie denn lüderliche Häuſer?

J. Aber warum dulden Sie denn lüderliche Häuſer, in die man nicht ſchreiten kann, ohne ſeinen ehrlichen Namen zu verlieren, in einer Gegend, wo Menſchen ſich bilden ſollen, die dazu beſtimmt ſind, Aufklärung und Heil über die Menſchheit zu bringen?

P. Die Frage macht Ihrem Herzen Ehre, aber —

J. Was wollen Sie mit dieſem Aber ſagen?

P. Aber Sie haben vielleicht nicht bedacht, daß weder ich, noch meine Collegen, im Stande ſind, ſolche Ausſchweifungen zu verhindern. Thun Sie mir doch einen Vorſchlag, wie man einen Haufen von 6 bis 800 jungen Menſchen, die ohne Aufſicht und ermüdende Arbeit, großentheils auch ohne moraliſche Grundſätze, ſind, verhindern kann, daß ſie kein unzüchtiges Leben führen?

J. Das weis ich nicht. Aber auf die Art ſcheint es wahr zu ſeyn, was mir einer meiner Freunde ſagte, daß die ganze Einrichtung der Akademien ein Schnitzer gegen die Moral und Pſychologie wäre. Und mir kommen ſelbſt die Akademien wie ſtehende Waſſer vor, von denen ſich Krankheit und Tod über die ganze Nachbarſchaft ausbreitet.

P. Recht mögen Sie wohl haben. Sie ſollten aber einem ehrlichen Manne ſolche Beleidigungen nicht ins Geſicht ſagen.

J. Meine Abſicht iſt nicht, Sie zu beleidigen. Aber verdenken können Sie mir es auch nicht, wenn ſich mein ganzes Herz gegen ſolche Einrichtungen empört, die eine Quelle von Jammer für die Menſchheit ſind. Die ſollten doch verſtopft werden.

P. Das ſollte freylich ſeyn. Erwarten Sie aber nur nicht von mir, oder einem meiner Collegen, dieſe Verſtopfung. Ich und die mehreſten meiner Collegen thun ihre Pflicht als rechtſchafne Männer. Aber eine Einrichtung umzuſtoßen, die ſchon Jahrhunderte gedauert hat, und immer als eine Wohlthat Gottes angeſehen worden iſt, dazu iſt nicht jeder gemacht.

J. Ich bin es überzeugt, und verſichere Sie, daß ich mit Hochachtung gegen Sie, und verſchiedenen Ihrer Herren Collegen, Grünau verlaſſe.

P. Aber noch eins. Wie viel verzehren Sie jährlich in Grünau?

J. Vierhundert Thaler.

P. Nun, da wäre ja wohl Rath zu ſchaffen. Ich will Ihnen, als Freund, den Rath geben, daß Sie ſich einige Wochen in Perlewitz, oder in einem andern Dorfe, aufhalten, das unter fremde Herrſchaft gehört, und alsdann ſuppliciren, daß man Sie wieder aufnimmt. Da will ich dann vorſtellen, daß Sie jährlich ſo viel Geld nach Grünau bringen, und da werden Sie gewiß recipirt. Leute, die 400 Rthlr. jährlich verzehren, relegirt man nicht gern in Grünau.

J. Verzeihen Sie mir, daß ich wieder etwas ſagen muß, das Sie beleidigen wird. Wenn man mich wegen meiner Rechtſchaffenheit nicht ſchonen will, ſo will ich auch wegen meiner vierhundert Thaler nicht geſchont ſeyn.

P. Bravo! ich ſchätze Sie immer höher, je länger ich Sie ſprechen höre. Leben Sie wohl! verkennen Sie, wegen der Unregelmäßigkeiten, die Sie in Grünau geſehen haben, die rechtſchaffnen Leute nicht, die man daſelbſt findet.

J. Nie werde ich Sie verkennen.

Er umarmte mich, und wir ſchieden mit naſſen Augen von einander.

Fortſetzung.

Unſere Natur ſcheint nur ein gewiſſes Maas von Leiden ertragen zu können — Wenn dieſes überſchritten wird, ſo erfolgt Betäubung — ſie fühlt gar nichts mehr. In dieſem Zuſtande befand ich mich itzo. Ich war ganz fühllos. Aus dem Hauſe des Prorektors gieng ich fort, blos um zu gehen und nicht ſtehen zu bleiben. Ein Ziel, nach dem ich gehen wollte, hatte ich mir nicht vorgeſetzt.

Vielleicht wäre ich zum Thore hinaus, etliche Stunden weit, gegangen, wenn mir nichts aufgeſtoßen wäre, das mich unterbrochen hätte. Unvermuthet ſtund ich aber vor einer Kirche, in welcher geſungen wurde. Ich ging hinein, in der Hoffnung, daſelbſt Stärkung zu finden, und fiel in den Gitterſtuhl, der zunächſt an der Kirchthüre war. Der Prediger war ſchon auf der Kanzel, und ſo bald ich ihn ſahe, war mir es, wie wenn ich einen Engel Gottes ſähe. Ein langer Mann, deſſen ſilberfarbnes Haar über ſeinen Mantel lag, mit heiterm ruhigen Blikke, der ſchon die nahe Belohnung für ein Leben voll Mühe vor ſich zu ſehen ſchien, ſollte der nicht Ehrfurcht erwekken?

Itzo war das Lied geendigt, und er fieng ſeinen Vortrag an, mit einem ganz unſtudirten, aber ſehr rührendem Gebete. Dann redete er über die Worte: Wie rühmen uns unſerer Trübſale; führte die mancherley Arten von Trübſalen an, denen die Menſchen ausgeſetzt wären: dann zeigte er, daß ſie alle wahre Wohlthaten wären, und am Ende einen herrlichen Ausgang nähmen. Ich glaube nicht, daß der Mann ſeinen Vortrag lange durchdacht, und zuvor aufgeſetzt hatte. Er ſprach wie ein Vater mit ſeinen Kindern, aber ſo herzlich, ſo eindringend, daß meine ganze Seele bewegt und geſtärkt wurde, wie ein Lechzender, wenn er einen friſchen Trunk bekömmt. Da das Gebet anfing, verließ mich meine Aufmerkſamkeit, denn es war eine bloße, leere und trockne Formel. Ich überdachte während demſelben meinen ganzen Zuſtand, wendete die gehörten Wahrheiten auf mich an, und wurde dadurch ſo wehmüthig, daß ich mich bücken mußte, um das Weinen zu verbergen.

Zugleich entſchloß ich mich, nach geendigtem Gottesdienſte zum Prediger zu gehen, und ihm für den ertheilten Troſt zu danken.

Bey dem Aufſtehen ſtund auch ein Frauenzimmer auf, das neben mir geſeſſen hatte, und nur durch einen Verſchlag und Gitter auf demſelben von mir getrennt geweſen war, und ich war außer mir, da ich nach ihr ſahe, und ſahe — daß es Henriette war. Ihre Augen waren vom Weinen aufgeſchwollen. Wäre der Verſchlag nicht geweſen, ich glaube, ich wäre ihr zu Fuße gefallen. So aber war ich unſchlüſſig, was ich thun ſollte.

Sie riß mich aber bald aus meiner Unentſchloſſenheit, denn ſo wie ſie mich entdeckte, warf ſie mir einen Blick zu, der ſo voll Verachtung war, daß ich dadurch gleichſam niedergeworfen wurde. Dann wedelte ſie heftig mit dem Fächer, und kehrte mir den Rükken zu.

Ich war alſo auch trotzig und gieng fort, und ſuchte das Haus des Predigers auf.

Lange habe ich keinen ſo biedern, rechtſchaffenen, ehrwürdigen Mann geſehen, als dieſer war. — Seyn Sie mir willkommen, ſagte er, als ich in ſeine Stube trat, und gab mir treuherzig die Hand. Mit wem habe ich denn die Ehre zu reden?

J. Mein Name iſt Carlsberg; ich ſtudire hier.

P. Gott ſegne Ihr Studiren, und mache Sie zu einem auserwählten Rüſtzeuge in ſeinem Reiche. Kann ich Ihnen mit etwas dienen?

J. Ich bin nur gekommen Ihnen meinen herzlichen Dank für den Troſt abzuſtatten, den Sie mir heute gegeben haben. Ich war der Verzweiflung nahe, aber Ihre ſchöne, troſtreiche, Predigt hat mir wieder Muth gegeben.

P. Nun Gott ſey gelobt, der das Wort, das ich redete, ein gutes Land finden ließ. Das iſt der große Lohn, den uns der allgütige Gott bey unſern mühſeligen Geſchäften giebt. Predigeramt, ein ſchweres Amt. Aber man ſieht doch bisweilen da und dort ein Aehrchen aufſproſſen, das aus dem Korne entſtanden iſt, das man ausgeſäet hat. Und das macht denn ſolche Freude, daß man alle ausgeſtandne Mühe vergißt. Sie haben alſo wohl ſchwere Leiden, mein lieber Herr Carlsberg?

J. (Erzählte ihm alles, ohne Zurückhaltung, mein Hauptanliegen, mit Henrietten, ausgenommen.)

P. Ja, Univerſitätsjahre ſind gefährliche Jahre. Wenn ich an die meinigen zurück denke, ſo ſeufze ich allemal mit dem König und Propheten David: Herr, gedenke nicht der Sünden meiner Jugend! Ich habe mich auch einmal ſchlagen müſſen, denn zu meiner Zeit waren die Schlägereyen noch weit ſtärker als itzo. Das iſt aber mein Troſt, daß ich dazu bin gezwungen worden. Und wenn ich bete, danke ich Gott allemal, daß er durch ſeinen heiligen Engel mich geſchützt hat, daß ich nicht in meinen Sünden bin dahingeraft worden, oder ein Sündenkind, in ſeinen Sünden, getödtet habe. Barmherziger Gott! mit welcher Geduld trägſt du uns!

Dieſe Offenherzigkeit des Mannes machte mir ihn wirklich ſo ehrwürdig, wie einen Engel. Ich konnte mich nicht enthalten, ich mußte ſeine Hände küſſen. Eine einzige Frage, ſagte ich, verzeihen Sie mir: wie iſts möglich, daß ein Mann, der in ſeiner Jugend ſich auch dahin reiſſen ließ, ein ſo ehrwürdiger Lehrer werden konnte?

P. Nennen Sie mich nicht ehrwürdig. Ich bin noch immer ein ſchwacher Menſch und muß mit dem Apoſtel Paulus bekennen: Wollen habe ich wohl, aber Vollbringen des Guten finde ich nicht in mir. Wenn ich aber beſſer als ſonſt bin, ſo habe ich es meinen Leiden zu danken. Herr Carlsberg, ich habe viel gelitten, mein ganzer Lebenslauf iſt eine Leidensgeſchichte. Ich habe aber immer gefunden, daß das Leiden mir gut geweſen, und nun es vorbey iſt, falte ich meine Hände, und ſage: Ich danke dir, Gott, daß du mich gedemüthigt haſt! Itzo habe ich doch die Freude, Vater von ſechs wohlgerathnen Kindern zu ſeyn, die alle ihr Brod haben, und weis, daß ich vor dem Richterſtuhle Jeſu Chriſti eine gute Rechenſchaft werde ablegen können. Aber der Weg zu dieſer Freude, war der Weg der Trübſal — Wir müſſen durch viel Trübſal in das Reich Gottes eingehen.

J. Ich freue mich mit Ihnen über Gottes Führungen, der Sie durch Traurigkeit zur Freude geleitet hat. Aber — aber Sie haben mir einen großen Troſt benommen.

P. Und welchen denn?

J. Ich habe immer geglaubt, daß einmal die Zeit kommen werde, da das menſchliche Elend aufhört. Wenn es aber Bedürfniß iſt — nun da darf ich dieß nicht mehr hoffen.

P. Hören Sie nicht auf zu hoffen, mein lieber Herr! Die Ruthe iſt auch Bedürfniß für Kinder: wenn ſie aber Männer werden, und ablegen was kindiſch war, ſo fällt das Bedürfniß weg.

J. Aber, wie verſtehen Sie das?

P. Das Menſchengeſchlecht hat ſowohl ſeine Kindheit und Männlichkeit, als einzelne Menſchen. So lange es in der Kindheit iſt, muß es mit Ruthen gezogen werden; wenn es ein Mann wird, durch Erkenntniß der Wahrheit.

J. Aber worinne beſteht denn die Männlichkeit des Menſchengeſchlechts?

P. In Erkenntniß der Wahrheit. Ihr werdet, ſagt Jeſus, die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frey machen. Sonſt glaubte man nicht, daß eine Schule ohne Stock beſtehen könne. Und Jeſus Sirach ſpricht daher in ſeinem Sittenbüchlein: Beuge ihm den Hals, weil er noch jung iſt; bleue ihm den Rükken, weil er noch klein iſt. Itzo aber iſt doch ſchon in vielen Schulen der Stock abgeſchaft worden. Man lenkt die Kinder durch Erkenntniß der Wahrheit, und ſie werden beſſer als ſonſt. Sollten denn nicht einmal die Zeiten kommen, daß die Erwachſenen eben ſowohl durch die Wahrheit könnten gelenkt werden, als die Kinder?

J. Die Wahrheit iſt ja aber ſchon lange da geweſen.

P. Da geweſen, aber nicht erkannt worden.

J. Sie wurde ja aber gepredigt?

P. Dogmatik iſt gepredigt worden, lieber Herr, nicht Wahrheit.

J. Und was iſt denn Wahrheit?

P. Suchet, ſo werdet ihr finden. Ich will Ihnen nicht beſtimmen, was Wahrheit oder Irthum

thum ſey, wenn Sie ſie aber mit redlichem Herzen ſuchen, ſo werden Sie ſie finden.

Gern hätte ich mehrere Fragen an ihn gethan, da aber ein Ehepaar, das ſich entzweyet hatte, ſich bey ihm anmelden ließ, ſo mußte ich mich von ihm trennen. Und — werde ihn wohl nie wieder ſehen, weil ich ganz mit Anſtalten zu meiner Abreiſe beſchäftigt bin. Ich bin Ihr

Carl.

Fünf und zwanzigſter Brief.

Caroline Menzerin an die Räthin Namur.

Ritterſtadt, den 6ten Oktober.

Arme Schweſter!

Ich habe viel ausgeſtanden ſeit Rollows Tode, glaube es mir. Das Liebſte, das man auf der Welt hat, auf ſo eine ſchändliche Art zu verlieren, iſt wirklich keine Kleinigkeit. Und ob ich wohl bey dem Geräuſche des Hoflebens nicht viel Zeit habe, mich zu betrüben, ſo wirft mich doch der Gram faſt nieder, wenn ich in die Einſamkeit komme, und mich meinen Gedanken überlaſſen kann.

Das ſchreibe ich Dir nur deswegen, daß Du nicht glaubſt, als wenn Du die einzige unglückliche Perſon in der Welt wäreſt.

Am Hofe iſt zwar alles blendend, und man ſieht da lauter freundliche Geſichter. Ich glaube aber, wenn jedes in ſein Zimmer kommt, und ſich ſelbſt überlaſſen iſt, ſo wird es ſich wohl auch mit der Freundlichkeit halten laſſen. Wenigſtens ſehe ich es an mir und an meiner Prinzeßin.

Von beyden muß ich Dir doch etwas ſchreiben. Was mich betrift, ſo bin ich gar ein vornehmes Geſchöpf worden, das einen Glanz um ſich wirft, der alle blendet, die nicht ſo glänzen. Wenn meine alten Bekannten mich ſähen, ſie ſollten mich für ſehr glücklich halten.

Mein Trauerkleid iſt, auf Zureden der Prinzeßin, abgelegt, und meine Garde-Robe iſt ſo reich, daß ich, eine ganze Woche lang, täglich in einem andern Anzuge mich zeigen kann. Ich bin um eine halbe Elle größer geworden, ſeitdem ich am Hofe bin. Wenigſtens iſt meine Friſur und meine Abſätze gewachſen. Dazu habe ich Pochen, die ſo breit ſind, daß ich durch alle Thüren ſeitwärts gehen muß. Ich glaube, daß man mich demohnerachtet weiter riechen als ſehen muß, ſo ſehr iſt mein Haar und meine Kleidung parfumirt. Bey Tiſche habe ich immer die Auswahl unter ſechs Gerichten. Von der Prinzeßin werde ich geliebt, und der Fürſt ſcheint auch ein Auge auf mich geworfen zu haben.

Da begegnete ich ihm gleich den andern Tag, nach meiner Ankunft, da er eben in ſein Zimmer gehen wollte. Ich war halb des Todes, da ich ihn ſahe, weil ich noch niemals einem Fürſten ſo nahe geweſen bin. Er blieb ſtehen, ſahe mich lächelnd vom Kopfe bis auf die Füſſe an, faßte am Ende gar meine Hand, und ſagte: und wie gefällt es ihr am Hofe? Das Blut trat mir ſo ſehr nach dem Herzen, daß ich kaum athmen konnte. Sehr wohl — nebſt einer Verbeugung — war alles, was ich hervorbringen konnte. Er hielt meine Hand wohl ein paar Minuten, ſahe mir ſtarr in die Augen — ich hätte verſinken mögen.

Darauf knif er mich in die Backe, und ſagte: warlich, eine ſchöne Roſe! nehm Sie ſich in Obacht, daß ſie nicht gebrochen wird. Es giebt loſe Vögel am Hofe, die flattern gern nach ſolchen Roſen.

. Dieſer Bakkenknif iſt von groſſer Wirkung geweſen, und kann leicht eine Revolution im ganzen Fürſtenthume nach ſich ziehen. Ein Paar Hofleute haben ihn geſehen, davon geſprochen, und ſeit der Zeit bückt ſich alles tief vor mir. Ich habe ſchon verſchiedene Bittſchriften aus der Stadt erhalten, in denen ich um ein gütiges Fürwort erſucht werde. Verſchiedne Candidaten, die Aemter ſuchen, haben mir ihre Aufwartung gemacht. Sogar ein gewiſſer Profeſſor aus Grünau, der um Erhöhung ſeiner Beſoldung Anſuchung that, und der ſonſt kaum den Hut zog, wenn er mir begegnete, hat mir aufgewartet, und ſo kriechend geſchmeichelt, daß ich mich ſchäme, Dir die Schmeicheleyen zu ſchreiben, die er mir vorſagte.

Damals fiel es mir das erſtemal ein, daß es doch im Ernſt nach und nach ſo weit mit mir kommen könnte, daß ich die wichtigſten Aemter im Fürſtenthume könnte beſetzen helfen, und ich dachte deswegen hin und her, ob mir nicht jemand beyfiele, der ein wichtiges Amt verdiene. Zuerſt dachte ich an den Diakonus Rollow, wußte aber vor der Hand kein Amt für ihn. Dann fiel mir Hellwing bey, und die Amtmannsſtelle in Golnau.

Sogleich lief ich zur Prinzeßin, faßte ihre Hand, und bat um eine Gnade. Sie verſprach mir ſie, wenn ſie in ihrem Vermögen ſtünde, und da ich ihr ſagte, daß ich einen armen redlichen Freund hätte, der an die Stelle des ſchwindſüchtigen Amtmanns zu kommen wünſche: gab ſie mir den Rath, daß er darum bey ihrem Vater ſchriftlich anſuchen ſolle, ſo wollte ſie für ihn bitten, und ſie wüßte gewiß, daß ſie nicht umſonſt bitten würde.

Das wäre doch ein Spas, wenn ich ſo dem guten Amtsſchreiber helfen, und ſo zugleich die arme Henriette aus ihrer Verlegenheit reißen könnte. Ich habe dieſerwegen bereits an Helwingen geſchrieben.

Aber bey alle dem bin ich dir doch ein ſehr unglückliches Geſchöpf. Wenn auch mein Herz durch Rollows Tod nicht ſo tief verwundet wäre, ſo würde ich doch wenig frohe Stunden haben.

Ich habe, ſeitdem ich bey Hofe bin, die Sonne nicht aufgehen ſehen. Wenn die Bürger zu Bette ſind und den ſüßen Schlaf genießen, ſetzt man ſich insgemein zur Tafel. Und wenn die Prinzeßin nicht auf ihrem Zimmer ſpeiſt, ſo muß ich warten, bis ſie von der Tafel, und den Luſtbarkeiten, die gemeiniglich darauf folgen, zurückkömmt. Das geſchieht gemeiniglich erſt um ein oder zwey Uhr. Ach, Schweſter! das ſind verdrüßliche Stunden, die ich in dieſer Zeit zubringe.

Des Morgens ſtehe ich vor neun Uhr nicht auf, und dann bin ich ſo verdrüßlich, daß ich alles prügeln möchte, was um mich iſt. Und doch habe ich das Vergnügen nicht, daß ich prügeln darf.

Denn nun werde ich zur Prinzeßin gerufen, wo ich freundlich erſcheinen ſoll. Da muß ich mir alle Gewalt anthun, um meinen Unmuth zu verbergen. Sie nennt mich zwar nur ihre Geſellſchafterin — aber — ich fühle es nur allzuſehr, daß ich weiter nichts bin als Kammermädchen. Wenn ſie den Mund öfnet, ſo befiehlt ſie, wenn ſie üble Laune hat, und dieſe hat ſie oft, ſo fährt ſie mich an, und — das bin ich doch nicht gewohnt.

Da war noch goldne Zeit, da ich an dem Arme meines Rollew, in meinem leichten cattunenen Kleide über die Wieſen und durch die Wälder

der ſchlüpfen, und auf den Bergen herumklettern konnte. Was ich da für ein Mädchen war; wie ein Reh! was ich da für Sprünge that, wenn ich ihm eine Handvoll Schlüſſelblumen oder Kornblumen ins Geſicht geworfen hatte, und ich entſprang, damit er mir nachſetzen ſollte. Itzo glaube ich könnte mich Hofrath Grimmlein einholen, ſo ſteif und ſchwerfällig bin ich. Die Künſteleyen, die an meinen Kopf gewirrt, geklebt und geſteckt ſind, erfordern eine ſtete Aufmerkſamkeit auf mich ſelbſt: denn eine kleine Unordnung in denſelben, würde mir mehr Spott zuziehen, als eine ſchlechte Handlung. Neulich trat ich in das Zimmer meiner Prinzeßin, wo ſich etliche Hofdamen befanden, und hatte vergeſſen den Schleier über meine Friſur zu ſtekken, der itzo am Hofe Mode iſt. Da mußte ich ſo viel beißende Spöttereyen anhören, daß ich es nicht länger aushalten konnte, ſondern genöthigt war, mich zu entfernen. Meinen Leib muß ich in eine enge Schnürbruſt preſſen laſſen, in der ich mich weder frey bewegen, noch frey athmen kann. Und weißt du wohl warum? weil man glaubt, wie mich meine Prinzeßin verſichert hat, es ſey eine Schönheit, wenn die Ribben, die unſere Eingeweide umſchließen, verbogen ſind. Mein Rollow ſagte immer: wenn unſere innern Theile gepreßt würden, daß ſie ihre natürlichen Bewegungen nicht verrichten könnten, ſo entſtünde daraus Schwermuth, Trübſinn und Empfindeley. Die wären zu beklagen, die ſo fehlerhaft gebohren würden, daß die Bewegung ihrer innern Theile gehemmet wäre. Wenn aber eine Nation ſich ſo weit verirrte, daß ſie ſolche Fehler für ſchön hielt, und ſich durch grauſame Mittel, dergleichen die Schnürbrüſte wären, dieſe Fehler zu verſchaffen ſuchte, ſo wäre Klage zu wenig, man müſſe die Zähne zuſammenbeiſſen. Denn das ſicherſte Zeichen von der Verdorbenheit des Geſchmacks einer Nation wäre, wenn ſie die Abweichungen von der Natur für Schönheit hielte. Dieſes würde bald in ihren Urtheilen und Handlungen ſichtbar. Dieß könne man an den Chineſen ſehen. Weil bey denen es einmal Glaube wäre, daß ein ſpitzer Kopf und ein unvollkommner Fuß etwas ſchönes wäre, ſo preßten ſie die Köpfe ihrer Kinder, ſo bald ſie auf die Welt träten, zuſammen, und ſuchten, durch verſchiedene Grauſamkeiten, den Zufluß des Nahrungsſaftes zu den Füſſen ihrer Mädchen zu hemmen, damit dieſe klein und unvollkommen blieben. Deswegen ſähe auch alle ihre Mahlerey ſo abentheuerlich und närriſch aus, wie ihre Spitzköpfe. Und wenn unſere Bildhauer und Mahler nicht immer die Abbildungen von den alten Griechen und Römern ſtudirten, ſo würden ſie bald eben ſo geſchmacklos, wie die Chineſer und Japaneſer, arbeiten. Denn alle menſchliche Schönheit würde durch unſere närriſchen Moden, theils verſteckt, theils verdorben. Und die allerbitterſte Satyre auf unſere Aufklärung, die je durch ein menſchliches Gehirn gegangen wäre, wäre dieſe: wenn einmal ein Mahler oder Bildhauer ein griechiſches Mädchen in ihrer natürlichen Kleidung, und daneben ein deutſches Mädchen in Galla abbildete. Dieß wäre eine Satyre, deren Schärfe ſelbſt der Bauer fühlen müßte.

So ſagte Rollow, und ſagte noch gar vieles von der Art, das ich gern noch alles erzählen möchte. Denn wenn ich auf das einmal komme, was Rollow ſagte, ach! ſagte in dem Birkenwäldchen, wo ich ſo oft ſaß mit ihm, und betrachtete den Himmel voll Sterne, und legte meinen Kopf an ſeine Bruſt, und ließ mir da Menſchenſinn einküſſen, da werde ich nicht fertig mit plaudern.

Ja, Du ſiehſt wohl, wie's mir da geht! Ich muß den ganzen Brief wieder durchleſen, um zu ſehen, was ich eigentlich ſagen wollte.

Ja, das wollte ich denn ſagen: Ob ich es gleich weiß, daß ich meine Geſundheit und meinen Geſchmack verderbe, wenn ich mich ſchnüren laſſe und Pochen trage; ſo muß ich es doch täglich thun, und leide dabey eben ſo viel, als ein Freygebohrner, wenn man ihm Feſſeln anlegt. Kannſt alſo wohl denken, wie es mir zu Muthe iſt, wenn ich den ganzen Tag und die halbe Nacht in dieſen Feſſeln zubringen muß.

Der Appetit zum Eſſen hat ſich bey mir ganz verlohren: denn ich habe keine Bewegung mehr. Zwar fahre ich bisweilen mit der Prinzeßin aus, ihr ganzer Wagen iſt aber ſo künſtlich eingerichtet, alle Erſchütterung zu verhindern, daß ich darinne eben nicht mehr Bewegung empfinde, als wenn ich auf einem Sopha ſäße. Und habe ich ja bisweilen eine Begierde mich an einer Speiſe zu erquikken, ſo muß ich gegen ſie ſo ernſtlich kämpfen, wie gegen die Erbſünde. Denn da mein Leib durch die Schnürbruſt zuſammengepreſt iſt, ſo verurſacht mir eine mäßige Portion Braten ſolche

Bänglichkeit, daß ich nicht weiß, wo ich bleiben ſoll.

Sieh, liebe Schweſter! das iſt mein Glück, das Du in Deinem Herzen bisweilen vielleicht beneideſt.

Fortſetzung.

Und doch ſchätze ich mich glücklich, wenn ich mich mit meiner Prinzeßin vergleiche.

Das wirſt Du mir gern glauben, wenn Du das Geſpräch lieſeſt, das ich ehegeſtern mit ihr gehabt habe.

Sie ſpeiſte auf ihrem Zimmer, und ich mußte, hatte die Gnade, wollte ich ſagen, mit ihr zu ſpeiſen. So ſehr ich mich auch zwang, freundlich zu ſeyn, ſo behielt doch die Natur oft die Oberhand ſo ſehr, daß ich ganze Minuten in tiefen Gedanken ſaß. Was fehlt Dir, Caroline? fragte ſie.

J. Mir? gar nichts.

Pr. Was dieß für albernes Geſchwätz iſt. Dir muß doch etwas fehlen. Du ſitzeſt ja da immer ſo pimplich, als wenn Du weinen wollteſt. Hat Dich vielleicht jemand am Hofe beleidigt?

J. Beleidigt, Prinzeßin? Mich hat Niemand am Hofe beleidigt.

Pr. Biſt Du unzufrieden mit Deinem Zuſtande? Gebe ich Dir etwa nicht genug?

J. O verzeihen Sie mir! Ich bin der Gnade nicht werth, die —

Pr. Die Gnade laß nur weg. Was ich an Dir thue, thue ich aus Liebe zu Deiner Mutter. Aber, was fehlt Dir?

J. Alles, Prinzeßin! (mit Thränen)

Pr. Du weinſt gar?

J. Ach, verzeihen Sie mir, Prinzeßin! die ganze Herrlichkeit Ihres Hofes erſetzt mir nicht, was ich verlohren habe.

Pr. Damit meynſt Du doch Deinen Rollow. Närriſches Mädchen, gieb Dich doch zufrieden. Wenn mein Hof Dir Deinen Verluſt nicht erſetzen kann, ſo kann es doch wohl ein anderer Rollow.

J. Wo iſt denn dieſer Rollow?

Pr. Eine närriſche Frage von einem bürgerlichen Mädchen.

J. Wie verſtehn Sie das? Prinzeßin.

Pr. Eure Geſellſchaft iſt ja ein Ameiſenhaufen. Wenn da auch einer Ameiſe ihr Geliebter zertreten wird, ſo kann ſie ja unter zehntauſenden einen andern wählen.

J. Prinzeſſin!

Pr. Was haſt Du denn auf dem Herzen? rede doch frey! Du weiſt ja, daß ich Dich lieb habe.

J. Werden Sie mir wohl eine Frage verzeihen?

Pr. Welche? Ich verzeihe Dir alles.

J. Haben Sie nie geliebt?

Pr. Ich? geliebt? eine Prinzeſſin geliebt? (Sie ſtund auf, gieng heftig im Zimmer auf und ab, und hielt die geballte Fauſt vor die Stirn) Ha! eine Prinzeſſin darf nicht lieben. Das iſt zu bürgerlich. (Bey dieſen Worten biß ſie die Zähne zuſammen.)

J. Und ich glaubte, in jeder weiblichen Bruſt läge der Saame zur Liebe.

Pr. (immer heftig auf- und abgehend.) Kann ſeyn! kann ſeyn! Aber eine Prinzeſſin muß das Saamenkorn zerknirſchen und zertreten, ſo bald es keimen will.

(Sie war blaß wie eine Wand und ſahe mit ihren feurigen Augen mich ſo ſtarr an, daß ich ihren Blick nicht aushalten konnte. Ich ſchlang meinen Arm mitleidig um ihre Schultern, da ſtieß ſie mich ſo heftig, daß ich zurück fiel, zum Glück auf einen Stuhl, aber doch ſo heftig, daß ich, eine Minute lang, wie ohnmächtig da lag. Dann erholte ich mich und ſtand mit Winſeln auf. Sie hatte ſich unterdeſſen an das Fenſter gelehnt, und ſich ſo in Gedanken verlohren, daß ſie mich ganz vergaß. Endlich wandte ſie ſich um, und ſahe mich auf den Stuhl gelehnt, in einer Stellung, die wohl ein ſehr lebhafter Ausdruck des Schmerzes ſeyn mußte. Da lief ſie erſchrokken zu mir, und fragte:)

Fehlt Dir etwas, Karoline? habe ich Dich beleidigt?

J. Und Sie fragen noch! Ich habe nie verlangt Freundin von einer Prinzeßin zu ſeyn. Ich bin eine Ameiſe. O, hätten Sie mich in meinem Ameiſenhaufen gelaſſen!

Pr. Ich Unglückliche! ſo habe ich alſo das Mädchen beleidigt, das meine Freundin, meine Vertraute, die Theilnehmerin meines Schmerzens werden ſollte? Caroline!

J. O, laſſen Sie mich!

Pr. Caroline! (ſie lief nach dem Spiegel, nahm eine Uhr, die unter demſelben hieng, und drückte ſie mir in die Hand. Dieß brachte mich in die äußerſte Hitze.)

J. Wie? Prinzeßin! Sie wollen heute alles thun, um mich zu demüthigen? Iſts nicht Demüthigung genug, daß Sie mich zurückgeſtoßen haben? Nun wollen Sie mich auch als eine ſo niederträchtige Seele behandeln, bey der das Gefühl des Unrechts durch Geſchenke kann getilgt werden? Prinzeßin! womit habe ich ſolche Demüthigungen verdient?

Pr. Edles Mädchen! Du haſt recht, ich habe unrecht. Ich falle von einer Thorheit in die andre, o Caroline! Caroline! Wüßteſt Du — (Sie umarmte mich, legte ihr Geſicht auf meine Bruſt, und ihre Thränen rollten in meinen Buſen.) Gutes Mädchen! ach, ich bin gut! ich bin gut! ich bin gut! aber —

J. Sie ſcheinen viel zu leiden.

Pr. Ach, ich bin gut, aber hier frißts am Herzen. Hier ſitzt ein Krebsſchade, der oft mich ſo quält, ſo martert, daß ich wüthe, wüthe und um mich ſchlage, und beleidige alles, was mir nahe kommt, auch meine Caroline, das liebenswürdige Mädchen. Biederes, edles Mädchen, willſt Du nicht mit einer Unglücklichen Geduld haben, die einen heimlichen Schaden in der

Bruſt

Bruſt hat? — Du ſchweigſt? willſt gar nichts zu meiner Beruhigung ſagen?

J. Und was ſoll ich ſagen? Sie ſind unglücklich? und womit ſoll ich Sie beruhigen, wenn ich ihr Unglück nicht kenne?

Pr. Du ſollſt alles erfahren, ehrliches, gutes, Mädchen! Wirſt Du auch ſchweigen können?

J. Hier iſt meine Hand! (Die gab ich ihr drauf, in der Meinung, daß ich nichts ausplaudern wollte. Schreiben darf ich es doch wohl? Nein! Fürwahr, ich thue unrecht! Und nichts kann mich beruhigen, als die Hoffnung, daß Du, was ich hier ſchreibe, vor aller Welt geheim halten werdeſt. Du thuſt es doch?)

Pr. So höre alſo, liebes, trautes, Mädchen! Du weiſt doch wohl, daß ich den Prinzen von Orken heyrathen ſoll?

J. Soll? das wäre hart!

Pr. Soll — ſoll. Denn an meinem ganzen Leibe iſt keine Ader, die ſich nach ihn ſehnt. Sein Geſicht, ſeine Geſpräche, ſein ganzes Betragen iſt mir ſo zuwider, daß ich allemal acht Tage zuvor zittre, wenn ich höre, daß er unſern Hof beſuchen wird.

J. Aber um des Himmels Willen, wer zwingt Sie denn, ihn zu heyrathen?

Pr. Unſchuldiges Mädchen! Du ſprichſt nach Deinen Erfahrungen. Wenn um euch Mädchen ein Jüngling wirbt, und er gefällt euch nicht, ſo ſagt ihr: den will ich nicht; da iſt die Sache entſchieden. Aber wir Prinzeßinnen — ach, wir — wir Caroline!

J. Nu?

Pr. Wir ſind ſo unglücklich, wie die Töchter der Circaſſen, die dem Meiſtbiethenden überlaſſen werden.

J. Das iſt mir alles ein Räthſel.

Pr. Wir müſſen den heyrathen, deſſen Freundſchaft dem Staate am nützlichſten zu ſeyn ſcheint. Mein Vater beſieht darauf, daß ich dieſem Prinzen meine Hand bieten ſoll, den ich von ganzem Herzen verabſcheue, weil er dadurch die Erlaubniß erkaufen will, ſeine Fabrikwaaren in deſſelben Lande abſetzen zu dürfen. So ſoll ich alſo aufgeopfert werden für meines Vaters Fabrikanten! iſt das nicht unmenſchlich?

J. Arme Prinzeßin!

Pr. Ja wohl, arme Prinzeßin! Denn wer nicht hat, was er bedarf, iſt arm — ein Bettler iſt er, und wenn er gleich mit Brillianten behängt iſt. Und Bedürfniß, für jede reine weibliche Bruſt, iſt der Jüngling, den ſie liebt. Den Verluſt des Geliebten erſetzt kein Fürſtenthum. Gerade ſo, wie Du vorhin ſagteſt.

J. Alſo lieben die Prinzeßin wohl einen andern?

Pr. Lieben thue ich ihn nicht, aber brennen, brennen, lichterloh brennen thue ich vor Liebe. Kennſt Du den Sekretär meines Vaters? den Hernike?

J. Ich habe ihn einigemal geſehen.

Pr. Und wie gefällt er dir?

J. Sein Aeußerliches hat viel Einnehmendes.

Pr. Wenn Du doch ſagteſt: Bezauberndes. Denn welch Mädchen kann denn dem ſchlanken Wuchſe, der ſanften Miene — und den Augen, ja, den ſchwarzen, feurigen Augen, widerſtehen, deren Blick bis ins Innerſte dringt!

J. Ja, die ſchwarzen Augen ſind ſehr mächtig, Rollow hatte auch ſchwarze Augen. Ach!

Pr. Und wenn Du ihn ſollteſt ſprechen hören! Jedes Wort iſt der Ausdruck des edelſten

Herzens, des gereinigten Geſchmacks, des durchdringendeſten Verſtandes.

J. Weis er denn, daß Sie ihn lieben?

Pr. Warum ſollte er es denn nicht wiſſen? ſo oft er mir nahe kommt, bin ich außer Faſſung. Jede Gelegenheit benutze ich, da ich ſeine Hand faſſen und drükken kann: Und dann will ich ſie immer nicht wieder loslaſſen. Er merkt es. Er küßt meine Hand, läßt die Lippen Minutenlang auf ihr liegen, geht mit naſſen Augen von mir, und hinterläßt mir Blikke, die laut ſagen: Kunigunde, wäreſt du nicht eine Prinzeßin!

J. Weis denn der Fürſt um dieſe Liebe?

Pr. Allerdings, weis er darum! Ich habe ſie ihm geſtanden. Da ſagte er mir froſtig: Kunigunde, ſey vernünftig! Beherrſche eine Neigung, die dich vor ganz Deutſchland zu Schanden machen könnte! Eine Prinzeßin und ein Secretär! Ich fragte heftig: Iſt der Secretär nicht ſo gut ein Menſch als die Prinzeßin? Aber er ſagte mit kaltem Lächeln: faſſe dich, liebe Tochter! deine Neigung kann nicht befriedigt werden.

J. Aber ich dächte doch, wenn Sie ihn bäten —

Pr. Bitten? Ich will um ſein beſtes Schloß bitten, und weis, daß ich keine Fehlbitte thue. Wenn ich aber um den Mann bitte, an dem meine Seele hängt, ſo iſt ſein Herz eiſern. Vorige Woche, daß ich Dir nur alles ſage, fiel ich vor ihm auf die Knie; er faßte väterlich meine Hand und fragte: was willſt du? Herniken — war meine Antwort. Da richtete er mich auf und ſagte: Kunigunde, Du biſt meine Tochter, ich will Dich nicht unglücklich ſehen, aber — alles, was ich thun kann iſt dieſes, daß ich Dir Herniken zu Deinem geheimen Sekretär ernenne. Der Prinz von Orken reiſt oft —

So ſollte ich mich alſo öffentlich einem Menſchen Preis geben, den ich verabſcheue, und verſtohlen den lieben, den ich allen Sterblichen vorziehe? welche Grauſamkeit!

J. Ich dächte, einer Prinzeßin wäre alles möglich.

Pr. Einer Bäuerin, willſt Du ſagen. Denn wenn dieſe ihren Hans bekommt, und hat nur Käſe und Brod, ſo glaubt ſie, die Welt wäre ihre: Aber ich — Ach! ich bin ein unglückliches Geſchöpf. Wenn an meinem Schmukke, an meiner Bedienung, an meiner Equipage nur das

Geringſte fehlen ſollte, da dächte ich ſchon, ich wäre unglücklich, ſo verwöhnt bin ich —

So plauderte ſie fort, bis ich einſchlief. Da ich erwachte, bat ich um Verzeihung wegen meines Schlafs, und ſie war ſo gnädig, mich mit einem herzlichen Kuſſe zu entlaſſen.

Liebe Schweſter! wenn Prinzeßinnen ſo viel leiden müſſen, warum wollen wir denn über unſere Leiden ſo untröſtlich ſeyn? Ich bin ſtets

Deine

Dich liebende Schweſter,
Caroline.

Sechs und zwanzigſter Brief.

Der Hofrath Grimmlein an den Amtsſchreiber Helwing.

Grünau, den 6ten Oktober.

Mein lieber Herr Amtsſchreiber!

Ihre Tochter reiſt nun wieder ab von hier, und hat mir noch kein Jawort gegeben. Immer weiſt ſie mich an Sie, und wenn ich bey Ihnen anfrage, ſo weiſen Sie mich an Ihre Tochter. Was will das werden! Ich muß binnen hier und einem Vierteljahre eine Frau haben, ſie mag herkommen, woher ſie will, ſonſt bin ich verlohren. Meine ganze Haushaltung iſt in der größten Unordnung. Die Arbeit liegt auf mir, die muß täglich fortgehen. Und unter der Zeit, daß ich mich faſt zu Tode arbeite, verwildern meine Kinder, und ich werde zum armen Manne.

Komme ich zu Tiſche, ſo finde ich Koſt, die ich mit Ekel eſſe, und ſehe ich meine Kinder an, ſo möchte ich mich todt ärgern. Sie ſind ſo voller Schmuz und Untugend, daß ich ſie gar nicht mehr ſehen mag. Geſtern habe ich von ihnen Dinge erfahren, die mir Schauer erregten. Und die Mägde führen eine heilloſe Wirthſchaft. Mein Aufwand vermehrt ſich mit jedem Monate, und Gott weis, wo das Geld hinkommt.

Itzo fühle ich es erſt, wie viel ich an meiner ſeligen Frau verlohren habe. Wittwerſtand iſt ein ſchwerer Stand.

Da habe ich nun gegen zwanzig Jahr für den Staat gearbeitet, und Sie wiſſen, was ich gethan habe. Ich habe in zwölf Dörfern die Stallfütterung eingeführt, habe zweyhundert Morgen ödes Land urbar gemacht, habe die Fürſtliche Einnahme um funfzigtauſend Thaler erhöhet, und habe nicht ſo viel, durch alle meinen Patriotismus, erlangt, daß ich in meinem Hauſe Freude haben kann.

Es iſt doch ein elend jämmerlich Ding um das menſchliche Leben. Unſere Glückſeligkeit hängt insgemein an einem ſeidnen Faden. Wenn der durchſchnitten wird, ſo iſt ſie dahin. Mein ſeidner Faden war meine ſelige Frau. Nun da dieſe todt iſt, hilft mir alle meine Rechtſchaffenheit und Fleiß nichts — ich bin verlohren, meine Kinder werden wilde Ranken, ich bin ohne alle Pflege und werde zum armen Manne.

Sie ſehen alſo, daß ich nothwendig eine Haushälterin haben muß, wenn ich nicht zu Grunde gehen will. Wollen Sie mir Ihre Tochter geben, gut, ſo ſoll es Ihr Schade nicht ſeyn. Die Amtmannsſtelle in Golnau ſoll Ihnen nicht entgehen. Und von Ihrer Tochter verlange ich nichts weiter, als daß ſie mich in meinem Alter pflegt und wartet, meine Kinder gut zieht, und meine Haushaltung beſorgt. Sehn Sie, das iſt alles, was ich von ihr verlange, alles.

Sie ſoll bey mir keinen Mangel leiden. Meine Arbeiten und meine Jahre erlauben mir zwar nicht, daß ich ſie ſo flattiren kann, wie ein dreyßigjähriger Mann. Aber Mangel ſoll ſie doch nicht leiden, dafür ſtehe ich Ihnen.

Schreiben Sie mir kurz und gut; ein rundes Ja oder Nein. Die Sache leidet keinen Aufſchub. Ich bin ſtets

Ihr Freund,
Grimmlein.

Sieben und zwanzigſter Brief.

Dörner an die Profeſſorin Riboniuſin.

Ritterſtädt, den 6ten October.

Liebſte Freundin!

Ich bin in großer Verlegenheit. Die funfzig Ducaten, die Sie mir bey meiner Abreiſe gaben, ſind aufgezehrt, ich bin ziemlich viel ſchuldig geworden, und weis nicht, womit ich mich retten ſoll. Sie müſſen mich retten, liebſte Freundin! Die Vertraulichkeit, in der wir gelebt haben, und Ihre Briefe, die ich noch alle ſehr ſorgfältig verwahre, ſind mir ein hinlänglicher Beweis, daß ich Ihnen nicht gleichgültig bin. Ich habe Ihnen zwar meine Wünſche in meinem letzten Briefe etwas verblümt zu verſtehn gegeben: da Sie ſie aber nicht verſtanden haben, ſo muß ich es Ihnen etwas deutlicher ſagen. Mit nächſter Poſt muß ich hundert Ducaten haben, ſo wahr ich ehrlich bin, hundert Ducaten. Ich glaube, für Sie ſo viel gethan zu haben, daß Sie dieſe Forderung nicht unbillig finden werden. Ich bin

Ihr

Dörner.

Acht und zwanzigſter Brief.

Die Riboniuſin an Dörnern.

Grünau, den 7ten October.

Mein lieber Dörner!

Sie ſind mir ein ſehr theurer Freund. Nach Ausſage meiner geheimen Rechnung, haben Sie mich ſchon über tauſend Thaler gekoſtet. Ich glaubte, daß dieſer Aufwand mit unſerer Verbindung aufhören ſollte. Wie viel verlangen Sie? Hundert Ducaten? Nein, das iſt wahrlich zu viel. Sie ſollten doch wirklich billig ſeyn, und bedenken, daß man noch andre Ausgaben hat. Ich — ich kann Ihnen wirklich nicht helfen. Doch nein, hier ſind zwanzig Ducaten. Ich bitte Sie um Gottes Willen, plagen Sie mich nicht um mehreres. Ich kann nicht mehr thun. Ich weis am beſten, wie es mit meiner Kaſſe ſteht.

Könnten Sie mir nicht Gelegenheit machen, Sie zu ſprechen? Beſtimmen Sie mir doch eine Zeit und einen Ort, da wir einander treffen können.

Da will ich Ihnen neue Beweiſe meiner Liebe geben, und auch noch mehr Geld mitbringen. Aber die Briefe bitte ich mir auch mit aus, die Sie von mir haben, und auch dieſen. Darauf beſtehe ich nun ein für allemal.

Lieber Herr Dörner, thun Sie es doch, ich bitte Sie um Gottes Willen. Man weis ja nicht, in weſſen Hände ſie kommen könnten. Wollen Sie mich denn unglücklich machen? und ich habe es immer mit Ihnen ſo gut gemeint. Ich bin

Ihre Freundin,
Lucie.

N.S. Die Briefe bekomme ich doch? Daran will ich erkennen, ob Sie ein ehrlicher Mann ſind.

Neun und zwanzigſter Brief.

Carl an den Feldprediger Wenzel.

Grünau, den 9ten October.

Mein Herzensfreund!

Die Beantwortung Ihres lieben Briefs wollte ich ſo lange verſparen, bis ich Ihnen melden könnte, daß ich der glücklichſte Menſch ſey, von dem ſchönſten, biederſten, Mädchen die Verſicherung ewiger Liebe erhalten hätte, und im Begrif wäre, in ihrer Geſellſchaft, mein Landgut zu beziehen, um da mein Leben, im Genuſſe der Freude, und in Verbreitung der Freude, zuzubringen.

Aber ach! der Tag wird wahrſcheinlich wohl nicht für mich kommen. Ich kann Ihnen nichts Angenehmes, lauter traurige, ſchwarze Nachrichten, muß ich Ihnen ſchreiben.

Ich habe geliebt, mein Beſter! ein edles bürgerliches Mädchen habe ich geliebt! ich war entſchloſſen, allen Vorrechten des Adels zu entſagen, um mich ihres Beſitzes würdig zu machen; eine Menge von Schwierigkeiten lagen mir im Wege, ich trauete mir Kraft genug zu, ſie nach und nach zu überwinden — aber nun iſt alles aus. Eine verleumderiſche Zunge hat ſie glaubend gemacht, daß ich mit einer unzüchtigen Weibsperſon Umgang gehabt hätte. Da hat ſie mich zurückgeſtoßen, heftig zurückgeſtoßen, und ihr Zurückſtoßen hat mir ſie noch viel ſchätzbarer gemacht. Gott! welch ein Mädchen! das ſo einen innigen Abſcheu gegen Ausſchweifungen hat, die man in der groſſen Welt belacht. Und ich weis nichts, womit ich meine Unſchuld beweiſen könnte. Eben dieſer Affaire wegen, habe ich mich ſchlagen müſſen, bin relegirt, und ſtehe im Begriffe Grünau zu verlaſſen. Mein akademiſches Leben iſt ein Zuſammenhang von Unmuth und Misvergnügen geweſen, und ich gehe fort, gänzlich unentſchloſſen, wohin ich gehen ſoll.

Das Traurigſte dabey iſt, daß gerade die Befolgung der Grundſätze, die Sie mir, mein theurer Lehrer! als die Mittel zu einem vergnügten Leben anprieſen, Quellen meines Elends geworden ſind. Sie haben mich Gut vom Scheingute unterſcheiden lehren; Sie haben mir Enthuſiasmus für Recht, und Abſcheu gegen alles Unrecht eingeflößt. Mit dieſen Grundſätzen und

Geſinnungen bin ich aus meiner Einſiedeley in die Welt getreten, und ſtehe nun da, wie ein Mondbürger, der angegaft, aber wenig geliebt wird.

Das Scheingut, in deſſen Genuſſe ſich andere berauſchen, macht mir keine Freude, und das wirklich Gute finde ich nicht. Allenthalben ſehe ich Unrecht, kann es nicht ändern — ärgere mich darüber, und andere ſtehen dabey und lachen. Ich will Gutes wirken, kann es äußerſt ſelten durchſetzen, gräme mich darüber, und andere ergötzen ſich unterdeſſen an dem ſinnlichen Genuſſe, und befinden ſich dabey ſo wohl, wie ein Holzwurm in ſeinem faulen Stamme. Andere zählen ihre Freunde zu Dutzenden, und ich ſchätze mich ſchon glücklich, wenn ich nur einen finde, mit dem ich mein Herz theilen kann, und der mit mir übereinſtimmend denkt.

Wäre ich das Gegentheil von dem, was ich bin, ſo ſcherzte ich mit der Liebe, ſchwüre dem erſten Mädchen, das mir gefiele, ewige Treue zu, misbrauchte ihre Leichtgläubigkeit, verließe ſie, flatterte von Mädchen zu Mädchen, und gäbe am Ende meine Hand dem vornehmſten und reichſten Fräulein, ohne auf ihre perſönlichen Eigenſchaften zu ſehen.

Das alles aber, und noch tauſend andere Dinge kann ich nicht. Ich bin nicht für dieſe Welt gemacht. Ich bin ein Rad in einer Maſchine, das allenthalben anſtößt, gedruckt und gerieben wird. Die Ausſicht in die Zukunft iſt mir entſetzlich. Schon habe ich einmal die Piſtole in der Hand gehabt, und mich an dem Gedanken erquickt, daß es edel ſey, ſich zu entfernen, ſo bald man ſich und andern eine Laſt wäre.

Da hielten mich aber wieder ihre Grundſätze zurück, und es ſprach mir laut in die Seele: wer ein Mann iſt, verläßt den Poſten, auf den ihn Gott geſtellt hat, nicht eher, bis er abgerufen wird.

So elend haben mich Ihre Grundſätze gemacht: ſie laſſen mich weder leben noch ſterben!

Verzeihen Sie, edler Mann! mir dieſe Sprache der Leidenſchaft! Erzeigen Sie mir die Barmherzigkeit, und löſen mir das Räthſel: Woher es komme, daß uns die Aufklärung, das Wahrheitsgefühl, das Gefühl für Rechtſchaffenheit, ſo elend mache; daß es uns tauſenderley Leiden ausſetzt, die der verkehrte, gedankenloſe, Menſch nicht kennt? Iſts nicht unſere Beſtimmung,

mung, an Erkenntniß zu wachſen? Und wenn es unſere Beſtimmung iſt: warum werden wir ſo unglücklich, wenn wir unſerer Beſtimmung gemäß leben?

Ich wandele in einem Labyrinthe, aus dem ich mich nicht finden kann, in deſſen Mittelpunkte die Verzweiflung ihre ſchrecklichen Klauen nach mir ausſtreckt.

Gott, erleuchte mich! laß mich deine Wege wiſſen.

Und Sie, mein Beſter! ſchreiben Sie mir bald, und richten durch Ihren männlichen Zuſpruch auf, Ihren

betrübten Freund,
Carlsberg.

Dreyßigſter Brief.

Carl an den Oberſten von Brav.

Treppenheim, den 15ten October.

Beſter Herr Vetter!

Da liege ich hier im Gaſthofe und erwarte die Poſt, die, wie man mich verſichert hat, erſt morgen ankommen wird. Und itzo iſt es erſt

Mittag. Ich glaube alſo, daß ich nichts vernünftigers vornehmen kann, als wenn ich Ihnen die Geſchichte meines Abgangs von Grünau beſchreibe. Gerne käme ich zu Ihnen und erzählte ſie mündlich. Mein Beutel iſt aber ſo wenig gefüllt, daß ich genöthigt bin, den geradeſten Weg nach meinem Landgute zu nehmen.

Den Tag vor meiner Abreiſe gieng ich noch einmal, in Begleitung Ihres Sohns, ſpatziren, und zwar nach Richmanns Garten zu. Es war mir unmöglich, Grünau zu verlaſſen, ohne noch einmal den Platz zu beſuchen, wo der Grund zu allen meinen Grünauiſchen Freuden und Leiden war gelegt worden.

Zuvor hatte ich an Henrietten und den Diakonus geſchrieben, und auf das Inſtändigſte um Erlaubniß gebeten, noch einmal kommen, und mich vertheidigen zu dürfen, hatte aber keine Antwort erhalten.

Dieſe Beleidigung war mir unerträglich, und ich fing im Gehen ſchon an, einen ſehr harten Brief an den Diakonus zu entwerfen. Doch kaum war ich bis zur Hälfte damit fertig, ſo wurde ich in meinem Concepte geſtört. Ich ſah einen

Mann vor mir gehen, der im Gange und in der Kleidung dem Diakonus ſehr ähnlich war. Deswegen verdoppelte ich meine Schritte und überzeugte mich bald, daß er es wirklich war.

Können Sie, ſagte ich, ſo bald ich zu ihm kam, das auch verantworten, daß Sie einen Unſchuldigen ſo kränken? Ich will mich nicht rühmen, aber Sie haben mich ſelbſt verſichert, daß ich ein ſehr rechtſchafner Mann ſey. Und nun —

D. Man kann ſich irren, lieber Herr, man kann ſich irren. Und ich bitte recht ſehr, daß Sie nicht weiter mir zuſetzen. Die Sache iſt entſchieden.

J. So? entſchieden? Sie fällen alſo das Urtheil ohne den Beklagten gehört zu haben? Ich proteſtire gegen das Urtheil. Ich verlange Satisfaction.

D. Sie glauben vielleicht, weil ich einen ſchwarzen Rock anhabe, ſo könnten Sie mich inſultiren?

Ich war in einer ſolchen Hitze, daß ich im Stande geweſen wäre, ihm die größten Beleidigungen zu ſagen. Und da er auch ſehr aufgebracht war, ſo würde es gewiß zu einem ſehr heftigen Wortwechſel gekommen ſeyn, wenn nicht ein unvermutheter Zufall uns genöthigt hätte, das Geſpräch abzubrechen.

Es entſtund ein ſchreckliches Geſchrey in einem Gebüſche, das in einiger Entfernung vom Wege lag. Es war ein vermiſchtes, Gott erbarme dich! Stirb, Canaille! Hülfe! und, crepiren ſollſt du, Hund!

Sogleich vergaßen wir unſern Zwiſt, wurden gute Freunde und ſprangen nach dem Gebüſche zu.

Hier trafen wir den größten Barbaren an, der vielleicht in einem Umkreiſe von etlichen Meilen wohnt, der einen Bauer niedergeworfen hatte, mit dem Fuße auf ſeiner Bruſt ſtund, und mit dem Flintenkolben ihn ſo zerſtampfte, daß der arme Menſch ſchon überall mit Blute befloſſen war.

Halt! Halt! riefen wir alle, was giebts da? was iſt das für ein Straßenräuber?

Aber der Barbar war ſo wüthend, daß er nicht auf uns hörte. Der Schaum ſtund ihm vor dem Munde, er ſtampfte immer fort, und ſagte: du Beſtie! du Hundeſeele! der Teufel ſoll mich zerreiſſen, wenn ich dich nicht hier auf der Stelle maſſacrire.

Den Augenblick, ſagte ich, antworte der Herr, warum er dieſen Menſchen ſo mishandelt. Da ſah er uns mit knirſchenden Zähnen an, gab dem Unglücklichen noch einen derben Stoß mit dem Fuße, und ſagte: da reis', Hund, das erſte mal, daß ich dich hier wieder antreffe, mache ich dich kalt. Richte dich darnach!

Aber was hat denn der Menſch gethan, fragte der Diakonus heftig, daß er ſo barbariſch behandelt wird?

Ey das belohnte ſich auch der Mühe, ſagte der Barbar, daß man darum das Maul aufthäte. Es iſt ja nur ein Bauer. Der Bauer muß Prügel haben, und die genug.

Er murmelte noch allerley Schimpfreden zwiſchen den Zähnen, und gieng fort.

Warum ich dieſen Unmenſchen nicht gleich zu Boden warf und ihm die Ribbenſtöße zehnfach wieder gab, die er dem armen Bauer gegeben hatte? weis ich ſelbſt nicht. Vielleicht that ich es nicht, weil mich eine geheime Beſorgniß zurück hielt, daß mich der Diakonus für jähzornig halten möchte. Denn an Muth und Entſchloſſenheit fehlte es mir gewiß nicht.

Itzo waren wir damit beſchäftigt, den verwundeten Bauer aufzurichten, dem das Blut aus Mund und Naſe floß. Er war nicht im Stande ohne Unterſtützung zu ſtehen, ſondern taumelte von einer Seite zur andern. Wir führten ihn zu einem nahen Bache; ich ſchöpfte ihm Waſſer, mit meinem Hute, daß er ſich abwaſchen konnte, dann lehnten wir ihn an einen Baum, wo er gegen eine Viertelſtunde ganz ſprachlos ſaß, und ſich nur immer umſahe, ob etwa der Menſch wieder käme.

Endlich ſagte er: das Gott erbarme! meine arme Frau! meine armen Kinder! was werden die ſagen, wenn ich ſo nach Hauſe komme!

D. Aber was ſoll denn das alles bedeuten? Was hat er denn gethan, daß ihn dieſer Menſch ſo erſchrecklich behandelt hat?

B. Gar nichts. Auf der Gottes Jeſus Erdenwelt nichts! weis der liebe Gott!

D. Hat ihm denn dieſer Menſch etwa Geld abgefordert?

B. Das hat gute wege! Wer will denn bey mir Geld ſuchen?

D. Kennt er denn den Kerl nicht?

B. Je ich werde ihn ja kennen; es iſt ja der Jäger Willebrand!

D. Nu? Gab er denn keine Urſache an, warum er ihn ſo hart angrif?

B. Gar keine. Tauſendſakkermenter, ſagte er, wer heißt dich hier her gehen? weißt du nicht, daß hier der fürſtliche Faſangarten iſt? Und nun ſchwap, ſchwap hinter die Ohren geſchlagen, niedergeworfen; getreten, geſtampft — der liebe Gott muß ſie hergeſchickt haben, ſonſt hätte mich der Kerl kalt gemacht. A weh! da ſtichts in der Seite — und mein Kopf, mein Kopf!

D. Hat er denn etwa nach den Faſanen geſchlagen oder geworfen?

B. Da wollte ich mir wohl die Mühe nehmen. Ich habe ja keine Krakke mit Augen geſehen.

D. Das iſt doch ſonderbar — aber halt, da ſteht ja etwas angeſchrieben — da ſteht ja, daß niemand dieſen Fußſteig gehen ſollte, damit die Faſanen nicht geſtört würden. Wenn er nun das gewußt hat, warum iſt er denn nicht zurück geblieben?

B. Das iſt das erſte Wort, das ich höre. Denk einmal an, was ſie noch für Sachen aufbringen werden. Bin vierzig Jahr den Fußſteig gegangen, und hat mir kein Menſch was in den Weg gelegt. —

D. Aber es ſteht ja da geſchrieben, warum hat er es denn nicht geleſen?

B. Leſen? ich wüßte nicht, wie ich das machen ſollte. Ich habe mein Tage nicht leſen gelernt.

D. Das iſt nun freylich traurig. Er wird aber doch wohl ſehen, daß der Fürſt ein Recht hat für ſeine Faſanen zu ſorgen. Leidet er es denn, wenn ihm jemand ſeine Hünerzucht ſtört?

B. Hum! Hum!

D. Nu?

B. Das iſt ja gar kein Vergleich. Vor dem Hofe, wo meine Hüner ſind, gehen den Tag lang ſo viele Leute vorbey und ich thue das Maul nicht darum auf. Und die Hüner ernähre ich doch ſelbſt, die Faſanen aber müſſen wir armen Bauern ernähren, und haben die ſchweren Gaben! Und meine Hüner darf ich nicht einmal bewachen.

D. Wie denn ſo?

B. Keinen Hund darf ich ja halten. Dieſen Winter hat mir ja der Jäger meinen Hund unter meinem Fenſter todgeſchoſſen. Und mußte ihm noch einen Thaler Schießgeld geben. Iſt das auch erlaubt? Und war ein Hund — und wenn mir eins ein Piſtolet auf den Tiſch gelegt hätte —

warlich ich hätte ihn nicht hingegeben. Wir ha- uns ſelbigesmal alle geärgert; daß wir keinen Biſſen eſſen konnten. Und die Kinder haben geſchrien — es war ein preislicher Hund!

D. Das iſt freylich hart! Ich will ihm einen guten Rath geben, gehe er zum Fürſten.

B. Was ſoll ich denn da machen?

D. Klagen! Sagen wie ihm der Menſch behandelt hat.

B. Da würde ich viel ausrichten. Der Fürſt hats ja befohlen. Der Jäger ſagte es ja ſelbſt.

D. Das hat der Fürſt nicht befohlen, mein Freund, daß ſeine guten Unterthanen ſo ſollen behandelt werden, das weis ich. Unſer Fürſt iſt ein Vater, und kein Tyrann.

B. Das ſagen ja freylich die Leute. Aber wo tref ich ihn denn an? Ich kann ja von der Arbeit nicht abkommen.

D. So laſſe er doch eine Bittſchrift aufſetzen.

B. Das koſtet wieder einen halben Gulden.

D. So will ich ſie ihm aufſetzen, ich verlange nichts dafür.

B. Ja wenn das wäre — aber — wenn es der Jäger erführe, wie wollte mir es da gehen.

D. Der Fürſt ſchützt ihn gewiß. Aber er kann nicht allenthalben ſeyn. Der Unterthan muß klagen, wenn ihm zu viel geſchieht.

Der Bauer nahm dieſes Anerbieten mit Vergnügen an, und verſprach die Bittſchrift, die folgende Woche, abzuholen. Wir halfen ihm auf, und da wir ſahen, daß er ziemlich gehen konnte, trennten wir uns von ihm.

Es iſt ſchrecklich, ſagte der Diakonus, da wir weiter giengen, was für Grauſamkeiten in der Welt geſchehen. Wenn der Schurke durch allerley krumme Wege erſt fürſtlichen Sold erlangt hat, ſo iſt des Fürſten Name die Maske, unter der er die gröſten Bubenſtükke ausübt. Jeden Unterdrückten, der ſich widerſetzen will, ſchlägt er mit dem Machtſpruche zu Boden: es iſt fürſtlicher Befehl. Ich ſetze meine Ehre zum Pfande, daß der Fürſt von alle dieſen Ungerechtigkeiten nichts weis, über welche dieſer Bauer ſeufzte. Selbſt von dem Anſchlage hier an dem Faſangarten, und von dem Erſchieſſen der Hunde, weis er nichts. O! wenn doch die Fürſten nicht zu weit von ihren Unterthanen entfernt wären! Wenn ſie doch den Zuſtand derſelben, nicht blos aus den

Berichten ihrer Diener kennten! Wenn ſie ihn doch immer mit ihren eignen Augen ſehen könnten! Was für glückliche Zeiten würden wir haben! Denn die mehreſten Fürſten, das glaube ich gewiß, ſind von ganzem Herzen geneigt, ihre Unterthanen glücklich zu machen.

Ich glaube es auch, war meine Antwort; aber laſſen ſie uns wieder auf unſer voriges Geſpräch zurückkommen.

Und ich bitte recht ſehr, ſagte er heftig, laſſen Sie uns ganz von der Materie abſtrahiren, wenn wir gute Freunde bleiben ſollen.

Ich bat darauf Ihren Sohn voraus zu gehen, weil ich etwas Heimliches mit dem Diakonus ſprechen müßte. Dann faßte ich ſeine Hand und ſagte: Mann! wenn Sie der Rechtſchafne und Edle ſind, für den ich Sie hielt, ſo beſchwöre ich Sie, daß Sie mir ſagen, wer mein Ankläger iſt, und womit er ſeine Anklage beweiſt.

D. Sie haben ſonderbare Begriffe von einem rechtſchafnen Manne: als wenn der rechtſchafne Mann verbunden wäre, alles wieder zu ſagen, was ihm im Vertrauen entdeckt wird. Aber ehe ich Ihre Frage beantworte, ſo beantworten Sie die meinige. Wo gehen Sie hin?

J. Nach Richmanns Garten.

D. So, ſo. Erwarten Sie Geſellſchaft daſelbſt?

J. Keine.

D. Können Sie mir das bey Ihrer Rechtſchaffenheit verſichern?

J. So wahr ich ein ehrlicher Mann bin.

D. Sonderbar! Sonderbar! und alſo wüßten Sie gar nicht, wer da wäre?

J. O Freund! wodurch habe ich es verdient, daß Sie ſo mistrauiſch gegen mich ſind? Wenn ich ſage: ſo iſt die Sache, ſo muß mir mein Freund glauben. Offenherzigkeit iſt eine Eigenſchaft, auf die ich ſtolzer bin, als auf meinen Adel.

D. Das wäre doch ſchrecklich, wenn ich Ihnen Unrecht thäte. Alſo wiſſen Sie wohl nicht, daß Henriette dort iſt?

J. Wer? Henriette? meine Henriette? meine Henriette? Ach, guter, lieber Mann! (hier umarmte ich ihn) Wenn Sie nicht ein Felſenherz haben, ſo erlauben Sie mir, daß ich mitgehen darf; daß ich ihr ſagen darf, daß ich ein ehrlicher Mann bin. Ich laſſe Sie nicht, Sie müſſen es mir verſprechen.

D. So wollen Sie gleichwohl unſer Vergnügen verderben?

J. Grauſamer Mann! ich bin alſo in Ihren Augen ein Scheuſal, das Ihr Vergnügen verderbt? (ich mußte weinen) Sagen Sie doch, was mein Verbrechen iſt, ich will mich ja vertheidigen. Sagen Sie mir doch, was Sie für Beweiſe gegen mich haben?

D. Itzo kann ich Sie Ihnen nicht ſagen. Kommen Sie Morgen zu mir, ſo ſollen Sie alles erfahren.

J. Und Morgen bin ich nicht mehr da. Ich bin ja relegirt. Morgen, mit Tages Anbruch, muß ich ja die Stadt räumen. Laſſen Sie mich doch nur heute Henriettens Geſellſchaft genießen. Sie ſoll mich nie wieder ſehen, ſie ſoll mich fliehen, wenn ich nicht —

Fortſetzung.

Gott im Himmel erbarme dich! rief der Diakonus; das Unglück! das Unglück! ſprang voraus, ich ihm nach, da ſahe ich einen Mann mit einer bordirten Weſte an einer dürren Eiche hangen.

Ohne daß weiter ein Wort gewechſelt wurde, kletterte ich hinauf und ſchnitt ihn ab.

Warm war er noch, aber kein Zeichen des Lebens gab er mehr von ſich.

Ich löſte ihm mit bebenden Händen die Halsbinde und die Strumpfbänder ab, und war äußerſt geſchäftig, ihn aus den Kleidern zu bringen; darauf zog ich ihm die Stiefeln aus, rieb ſeinen Puls und ſeine Knöchel. Und, während dieſer Geſchäftigkeit, ſtopfte ſich der Diakonus ganz ruhig eine Pfeife Tobak, und ſchlug Feuer auf, um ſie anzuzünden.

Beynahe hätte mich dieſe Kaltblütigkeit verdroſſen. Aber bald ſah ich ein, was er bey ſeinem Tobaksſtopfen zur Abſicht hatte. Sobald ſeine Pfeife brannte, zog er den Mund voll Rauch und blies ihn dem Erhängten in die Naſe.

Und bald bemerkten wir ein Zucken mit dem einen Finger, dann ſchnaubte er, der Diakonus verdoppelte ſein Einblaſen, da zog er die rechte Hand in die Höhe, dann ſchlug er die Augen auf.

Das war ein gräßlicher Anblick! Er warf die Augen wild umher, und die Vorſtellung, daß dieß das Erwachen eines Todten ſey, machte, daß ich zurückſchauderte.

Endlich ſprach er ganz matt: wo bin ich?

Unter Freunden, lieber Mann, antwortete der Diakonus, und ſchlug ſeinen Arm mitleidig um ſeinen Leib. Unter guten Menſchen ſind Sie, Lieber! Warum ſind ſie ſo verlegen?

E. Gute Menſchen? ach! gute Menſchen! Wo ſind die?

D. Hier! Hier! mein Freund, ein ehrlicher Mann hält Sie in ſeinem Arm, der bereit iſt, ſein Blut für Sie hinzugeben.

E. Iſt das auch Güte, einen Elenden, der mit vieler Mühe das Ufer erreicht hat, in die Wellen des Oceans zurückzuwerfen?

D. Sie waren noch nicht am Ufer, Freund, Sie ſanken in den Abgrund, und wir zogen Sie wieder herauf, und wollen nun brüderlich mit einander uns durcharbeiten, bis wir zum Ufer kommen.

E. Schöne Worte!

D. Aber doch nicht Worte ohne Gedanken, lieber, trauter, Mann. Sie ſcheinen Widerwärtigkeiten gehabt zu haben.

E. Mein ganzes Leben iſt Widerwärtigkeit. Meine Kraft iſt dahin, meine Ehre iſt dahin, meine Empfänglichkeit für Freude iſt dahin — ach!

D. Man hat oft Stunden, da es uns ſo ſcheint, ſie gehen aber vorbey; dann lacht uns alles wieder an. Haben Sie das noch nicht ſelbſt erfahren?

E. Oft genug. Aber in meiner Lage zu hoffen, daß mich alles wieder anlachen werde, wäre ſo lächerlich, als wenn ein Menſch, dem die rechte Hand abgehauen worden, hoffen wollte, daß ſie ihm wieder wachſen würde. Meines Lebens Freuden ſind alle dahin; nichts, nichts macht mir Vergnügen mehr. Iſts denn unrecht, wenn ich aus einer Geſellſchaft gehe, die mir kein Vergnügen mehr macht?

D. Wenn Sie aber der Vater dahin geſtellt hat, mit dem Befehle auszuhalten, bis er ſie abriefe?

E. Ich weis nichts von dieſem Befehle. Und geſetzt, er gab einen ſolchen Befehl, ſo würde ich ſagen: verzeihe mir Vater, daß ich ſo bald komme; man wollte mich in der Geſellſchaft nicht mehr dulden, man hat mich ausgeſtoßen.

D. Und wenn ich da Vater wäre, ſo würde ich fragen: hatteſt du denn gar keinen Freund mehr in der Geſellſchaft, an den du dich hätteſt wenden können? der ſich deiner angenommen hätte?

E. (heftig) Nein! Vater!

D. Mann, was reden Sie! Ich gehöre auch zur Geſellſchaft. Ich bin Ihr Freund; haben Sie ſich an mich gewendet?

E. Es giebt Leiden, die man keinem Freunde ſagen darf. Ich habe mich einigen entdeckt; ihr Troſt war Spott, bitterer Spott!

D. Und wenn ich Ihnen das alles zugäbe: war Gott nicht ihr Freund? Konnten Sie nicht beten?

E. Wofür ſehen Sie mich an?

D. Für einen Leidenden, lieber Freund, der ſich ſein Leiden gröſser vorſtellt, als es iſt.

E. Aber auch für einen Abergläubiſchen, dem Sie noch Einfalt genug zutrauen, daſs er beten werde!

D. Armer Mann! Iſt denn das Einfalt, wenn das leidende Kind ſein Leid dem Vater klagt?

E. Wenn es aber keinen Vater hat?

D. Nun da wäre es freylich traurig. Glauben Sie nicht, daß der, der keinen Sperling vom Dache, ohne ſeinen Willen, fallen läßt, ihr Vater ſey?

E. Das iſt mir eben ſo, wie wenn eine Ratze, die unten im Schiffe nagt, den Admiral Vater nennen wollte. Wenn der Admiral ſich um die Ratzen ſeiner Flotte bekümmert, ſo bekümmert ſich auch Gott um die Menſchen.

D. Allerdings bekümmert ſich der Admiral um die Ratzen. Wenn er ſie ganz aus der Acht ließe, ſo würden ſie bald ſeine ganze Flotte ruiniren; aber auf Gottes Flotte iſt keine Ratze. Da iſt alles Segel, Maſtbaum, Ruder —

E. Und alles dieß bewegt ſich nach nothwendigen Geſetzen.

D. Die aber doch der Geſetzgeber abändern kann.

E. Sobald das Ganze leidet. Aber welcher große Mann bekümmert ſich denn um das Einzelne? Wenn ein General einen forcirten Marſch thut, was macht er denn daraus, wenn ein paar hundert Mann im Moraſte ſtekken bleiben? Sie können ſchreyen: Herr, hilf mir! er wird deswegen nicht halt machen laſſen.

D. Und warum nicht?

E. Weil ſonſt ſein ganzes Unternehmen mißlingen würde.

D. Aber wenn er nun, auf das: **Herr, hilf mir!** merken, und doch die Armee den Marſch fortſetzen laſſen könnte?

E. Das iſt unmöglich.

D. Für einen General. Aber gewiß nicht für Gott. Ueberhaupt iſt zwiſchen Gott und einem General gar ein großer Unterſchied. Dieſer hat bey ſeinen Unternehmungen oft nur Ruhm zur Abſicht. Deswegen opfert er bisweilen Regimenter auf. Aber Gott hat zur Abſicht, die Glückſeligkeit aller, die auf ſeine Stimme hören.

E. Wer hat Ihnen das geſagt?

D. Ein Apoſtel Jeſu, unſers Erlöſers. Denen, ſpricht er, die Gott lieben, müſſen alle Dinge zum Beſten dienen.

D. Ich ſehe nicht ein, warum ich Jeſu und ſeinem Apoſtel mehr glauben ſoll, als einem Sokrates? Ich glaube dem Sokrates nichts, als was er beweißt. Und das müſſen Sie mir doch glauben, daß Sokrates ein größerer Mann war als Jeſus?

D. Können Sie mir eine Provinz nennen, die Sokrates gebeſſert hat?

E. Und welche hat Jeſus gebeſſert?

D. Die Welt, die Welt hat er gebeſſert.

E. Gott behüte uns vor der Beſſerung. Unter allem Unglück, das von jeher der Welt begegnet iſt, iſt das größte das Chriſtenthum.

D. Armer Mann!

E. Ich weis wohl, daß Sie mir dieß nicht zugeben werden. Das läßt ſchon ihr ſchwarzer Rock nicht zu. Wenn Sie vom Chriſtenthume nicht ihr Brod hätten, ſo würden Sie wohl anders ſprechen.

D. Ich habe mehr davon als Brod — Troſt, Troſt giebt es mir, wenn ich am Abgrunde der Verzweiflung wandle. Sobald Sie mir den Glauben an Jeſum Chriſtum nehmen, ſo trete ich zu ihnen, und wir hängen uns gemeinſchaftlich an einen Baum. Denn ich leide auch, Freund, vielleicht mehr als Sie; aber der Glaube, daß Gott mein Leiden über mich verhängt hat, daß es zu meinem Beſten diene, daß es in einer beſſern Welt mir werde belohnt werden. Der macht mich ſtark zur Treue bis in den Tod.

E. Wohl Ihnen, wenn das wahr iſt. Es war auch einmal eine Zeit, wo ich in trüben Stunden ſang:

Befiehl du deine Wege,
Und was dein Herze kränkt,
Der allertreuſten Pflege
Deß, der den Himmel lenkt.

Seitdem ich aber mehr Aufklärung bekommen habe, überlaſſe ich ſolche Troſtſprüchelchen den alten Weibern.

D. So iſt alſo Unglaube, Aufklärung?

E. Allerdings. Je ſchwächer der Verſtand, deſto ſtärker der Glaube.

D. Armer Mann! Möchten Sie doch nie ſeyn aufgeklärt worden. Aber Freund! Ich halte mich bey Ihnen zu lange auf. Es erwartet mich eine freundſchaftliche Geſellſchaft in Richmanns Garten.

E. Gehen Sie! Gehen Sie!

D. Ohne Sie nicht. Sie müſſen itzo, ohne Widerrede, wählen. Entweder Sie gehen mit zur Geſellſchaft, oder ich kehre mit Ihnen nach der Stadt um.

E. So muß ich denn freylich mit Ihnen gehen.

Fortſetzung.

Im Fortgehen mußten wir ihm bey unſerer Ehre verſprechen, daß wir den ganzen Vorfall geheim halten wollten. Deswegen wage ich es auch nicht Ihnen ſeinen Namen zu nennen. Es iſt aber ein Mann, den Sie ſehr wohl kennen.

Bey unſerer Ankunft im Garten trafen wir eine ziemlich große Geſellſchaft an, [illegible] gereiſt war, um Henrietten zu begleiten: denn ſie gieng itzo nach Koldingen ab. Außer uns dreyen und Henrietten, trafen wir hier an, Ihren Sohn, der wohl eine halbe Stunde vor uns angekommen war, die Diakonusin, die Räthin Namur, die Mademoiſelle Helwingin, den Hofrath Grimmlein und den Kaufmann Kolbert; von Koldingen aus war Henrietten Vater ihr, nebſt ſeiner älteſten Schweſter, entgegen gekommen.

Der größere Theil der Geſellſchaft, bey dem ſich auch Henriette befand, ſaß an einer Fontaine und trank Kaffee.

Sobald mich Henriette erblikte, nahm ſie die jüngere Helwingin bey der Hand, ſtund auf, und gieng von der Geſellſchaft weg.

Ich wendete alle meine Beredſamkeit an, den Diakonus zu bewegen, für mich bey Henrietten zu bitten, daß ſie mir, unter der Bedingung, daß ich meine Unſchuld erweiſen würde, erlauben ſollte, von ihr Abſchied zu nehmen. Nach vielen Einwendungen gab er nach, ſuchte Henrietten auf, und ſprach mit ihr ziemlich lange.

Endlich führte er ſie mir zu. Niemals habe ich ein Geſicht geſehen, auf dem ſo viele Leidenſchaften zugleich ſo lebhaft ausgedrückt waren, als das Geſicht der liebenswürdigen Henriette! Die tiefſte Schaam, der höchſte Unwille und die zärtlichſte Liebe, das alles konnte man darauf leſen. Ich faſte traurig ihre Hand, drückte ſie an meinen Mund, und ſagte, mit naſſen Augen, beſtes Mädchen! Wenn ich der Sünder bin, für den Sie mich halten, ſo ſehen Sie mich heute das leztemal. Wenn ichs aber nicht bin — wenn ich Ihnen beweiſe, daß ich gänzlich unſchuldig war — —

Nun, antwortete ſie, da hätte ich Sie ja beleidigt, da müßte ich ja um Verzeihung bitten. Aber nein, fuhr ſie heftig fort, und zog die Hand zurück, nein, das kann nicht ſeyn.

Und das muß ſeyn, ſagte ich, ſchlang meinen Arm um ſie, zog ſie vom Diakonus weg, und führte ſie unter einen bedeckten Gang. Hier drang ich heftig in ſie, mir meinen Ankläger, und die, gegen mich vorgebrachte, Klage wiſſen zu laſſen. Sie wieß mich aber immer damit zurück, daß es unanſtändig wäre, mit mir von ſolchen verdrüßlichen Dingen zu ſprechen.

Ich ſtund alſo von der ganzen Sache ab, — lenkte das Geſpräch auf meine Liebe, auf die Verlegenheit, in die mich die Trennung von ihr ſetzte, und ſo fachte ich bald die alte Liebe ſo an, daß ich wieder küſſen durfte, und — ſobald ich den erſten Kuß wieder bekommen hatte, ſank ſie in meinen Arm, und ſchmelzte von Zärtlichkeit.

Dieß war für mich ein ſehr ſeliger Zeitpunkt. Denn bey keiner Zuſammenkunft war unſre Liebe ſo innig, unſer Händedrükken ſo feurig geweſen, als itzo. Sie nannte mich oft ihren Carl, ſtreichelte mein Kinn, und ſagte unzählige mal, daß ſie meinen Verluſt nicht überleben könnte.

Wie ich mich dabey genommen, und was ich dazu geſagt habe, können Sie ſich leicht vorſtellen, wenn Sie ſich in meine Lage denken, wenn Sie ſich wieder in Gedanken, als Liebhaber, an die Seite Ihres Mädchen ſetzen, das Ihnen entzogen

zogen werden ſollte, und daß Sie nun das erſtemal wieder in Ihren Arm ſchließen dürfen.

Da unſere Zärtlichkeit aufs höchſte geſtiegen war, wurden wir auf einmal aus unſerm Taumel geweckt. Wir hörten zwey Perſonen ziemlich ſtark ſprechen; ſie kamen näher, Henriette zitterte: wir ſind verrathen, mein Carl, ſagte ſie, wir ſind verrathen. Wir drückten uns in die Laube, in der wir ſaßen, und erwarteten, in der größten Bangigkeit, die Ankunft der redenden Perſonen.

Es war Grimmlein, der die jüngere Helwingin an ſeinem Arme führte, und mit ihr queer über den Weg gieng. Die Helwingin entdeckte uns ſogleich und lächelte, nahm aber zugleich eine ſolche Stellung gegen den Hofrath, daß er uns nicht ſehen konnte.

Da thun Sie auch wohl daran, ſagte ſie, und fochte dazu mit den Händen vor ſeinen Augen herum; da thun Sie auch wohl daran, wenn Sie ſchlechterdings darauf beſtehen, daß Ihnen mein Bruder eine runde Antwort giebt. Ja oder nein, das gilt gleichviel: ein Mann von Ihrem Charakter kann allenthalben eine Frau finden.

Aber rund, rund muß die Antwort ſeyn. Iſts nicht wahr, lieber Herr Hofrath?

Ganz recht, rund, rund muß die Antwort ſeyn, ſagte er.

Ja, dabey bleiben Sie, fuhr das liſtige Mädchen fort, rund ſoll er Ihnen herausſagen, ob Sie Henrietten haben ſollen oder nicht. Denn das iſt doch keine Sache nicht, daß man einen ſo braven Mann bey der Naſe herumführen will.

Unter dieſem Geſpräche brachte ſie ihn von uns weg, ohne daß wir von ihm wären bemerkt worden.

Und wir waren herzlich darüber froh. Henriette aber war noch immer ängſtlich, und ſagte: nun müſſe ich ſie nothwendig gehen laſſen. Sie würde von vier Augen beobachtet; vom Hofrath und der ältern Helwingin.

Da umarmte ich ſie zum Abſchiede, und war nicht vermögend, ſie gehen zu laſſen; und ſie lag in meinen Armen, und war nicht vermögend ſich loszureißen. Leben Sie wohl! vergeſſen Sie mich nicht! Ich bin Ihnen treu, ewig, ewig, ewig treu! o meine Beſte! mein Leben! ſo hieß es immer, und immer ſollte es das Leztemal

mal ſo heißen, und immer war es doch nicht das Letztemal.

Endlich ſtoben wir auseinander, da wir gar vernemlich der ältern Helwingin Stimme hörten. Sie rief mir noch zu: heute ſind wir nun einander ganz fremd, und gieng den Gang hinunter. Ich beantwortete es mit einem Kopfnikken, ſprang den Querweg hinauf, drehete mich alsdann um, und ſpatzirte mit langſamen Schritten wieder zurück.

Da ſtieß ich auf die ältere Helwingin, die Ihren Sohn an der Hand führte. Ihre Augen glühten; ich ſprach ihr zu, ſie beantwortete meinen Gruß freundlich.

Sind Sie vergnügt, Herr von Carlsberg? fragte ſie.

Recht ſehr vergnügt, antwortete ich.

Das iſt recht, fuhr ſie fort. Wir wollen auch heute recht frölich ſeyn. Und nun ſtreichelte ſie brünſtig ihres Sohnes Hand, der ſie anlächelte, und ſagte zu ihm: ja, wir wollen auch heute recht frölich ſeyn. Es iſt doch kein größer Vergnügen auf der Welt, als wenn gute, reine, Seelen einander begegnen. Iſts nicht wahr, Herr von Brav?

Dieſer Anblick war mir ganz unerwartet, und ich konnte mir ihn nicht anders erklären, als daß ich annahm, die jüngere Helwingin habe dieſe Leute zuſammen gebracht, um der teufliſchen Eiferſucht, die unſrer aller Vergnügen hätte verderben können, vorzubauen.

Fortſetzung.

Wir wurden nun zuſammen zu einer Mahlzeit berufen, ohne daß ich im Stande geweſen war, den Amtsſchreiber zu ſprechen, der mir vorſetzlich auswich. Bey dem Niederſetzen ſuchte jeder ein Mädchen oder Weibchen an ſeine Seite zu bekommen; nur der ging leer aus, den wir vom Strikke losgeſchnitten hatten, und der Amtsſchreiber.

Ob aber jedes auf das Plätzchen kam, wo es gern hätte ſitzen mögen, können Sie aus der Ordnung, in der die Geſellſchaft ſaß, ſelbſt urtheilen. Erſtes Paar, Henriette und Grimmlein; zweytes, die ältere Helwingin und Ihr Sohn; drittes, die jüngere Helwingin und ich; viertes, die Diakonusin und der Diakonus; fünftes, die Räthin und Kolbert; zuletzt kam der Losgeſchnittne und der Amtsſchreiber.

Der Anfang unſerer Unterhaltung war ſehr kalt: denn jedes ſchien verſtimmt zu ſeyn. Es äuſſerte ſich zwar hier und da ein Beſtreben, einen Scherz hervorzubringen, aber dieſer verunglückte insgemein, und wurde mit einem erzwungnen Lächeln aufgenommen. Die ältere Helwingin war die Frölichſte, nur fehlte ihr die Gabe, ihre Frölichkeit auch andern mitzutheilen. Der Kaufmann Kolbert lenkte das Geſpräch auf Gibraltar, auf ſeinen Bruder, der daſelbſt unter den Hannoveranern als Capitain ſteht, und auf den Untergang der ſchwimmenden Batterien, und es glückte ihm, daß er dadurch ein lebhaftes Geſpräch veranlaßte, das wohl eine Viertelſtunde dauern mochte. Dann war aber auch alles wieder ſtille.

Der Diakonusin allein gelang es, die Geſellſchaft zu einer allgemeinen Frölichkeit zu ſtimmen. Sie ergrif das Weingläschen, hob es in die Höhe, ſahe mit heitern Blikken alle Geſichter an, auf denen der Unmuth zu leſen war, und ſtimmte an:

Wer wollte ſich mit Grillen plagen,
So lang uns Lenz und Jugend blühn,
Wer wollt, in ſeinen jungen Tagen,
Die Stirn in düſtre Falten ziehn!
Die Freude winkt auf allen Wegen,
Die durch das Pilgerleben gehn:
Sie bringt uns ſelbſt den Kranz entgegen,
Wenn wir am Scheidewege ſtehn. U. ſ. w.

Die Anmuth der Melodie, der Inhalt, der ſchmelzende Blick und die ſilberhelle Stimme der lieben Frau, ſtimmte alles zur Freude, alles ſang mit: ſelbſt der Losgeſchnittne! Und da das Singen einmal angegangen war, ſangen wir fort, tranken dazu, und die Frölichkeit wuchs mit jeder Minute.

Die Diakonusin war immer Vorſängerin, führte unter andern auch, mit ihrem Manne, Henrietten und der Räthin, die Serenate auf: Wenn hier nur kahler Boden wär, u. ſ. w. Und da eben das Chor die Worte ſang:

Hoch jizt im Sopha der Baron,
Der Schweizer an der Thür:
Die Fürſten ſitzen auf dem Thron,
Und wir — wir ſitzen hier —

trat die Prinzeßin Kunigunde, nebſt der Mademoiſelle Menzerin, herein, und — wir verſtummten, und nahmen alle eine ſehr ehrerbietige Stellung an, Henrietten, die Diakonusin und die Räthin ausgenommen. Denn dieſe flogen wechſelsweiſe in die Arme der Menzerin, und überließen ſich der lebhafteſten Freude.

Da die erſte Entzükkung vorbey war, ſahe die Prinzeßin uns alle an, und fragte: ſo ſoll ich alſo wieder gehen?

Wir gaben ihr, theils durch Verbeugungen, theils durch halberſtikte Komplimente zu verſtehen, daß wir ihre Gegenwart für ein großes Glük ſchäzten.

Wenn Sie alſo wollen, ſagte ſie, daß ich bleiben ſoll, ſo ſetze ſich den Augenblick jedes auf ſeinen Platz nieder, und eſſe fort und trinke fort und ſinge fort! Ich nehme meinen Platz auch, und indem ſie es ſagte, hatte ſie ſchon ihren Stuhl an der Hand, den ihr eben der Diakonus beytragen wollte, die Menzerin that ein gleiches, und nun ſaſſen wir und — ſchwiegen ganz ſtille.

Und warum ſingen ſie nicht fort? fragte ſie lächelnd. Ich muß augenblicklich gehen, wenn ſie nicht fortfahren, wo ſie aufhörten.

Die Diakonusin wurde blutroth, und ſie und alle ſchwiegen.

Das iſt doch ſonderbar, daß die Freude weichen ſoll, ſobald ich komme. Wollen Sie mir erlauben, daß ich ein Lied anſtimmen darf?

Wir bejaheten es durch eine ehrerbietige Verbeugung.

Süße, heilige Natur,
Laß mich gehn auf deiner Spur!
Leite mich an deiner Hand,
Wie ein Kind am Gängelband!

Die ganze Geſellſchaft wurde gerührt. Denn die Prinzeſſin ſang vortreflich, und die Hälfte der Geſellſchaft nahm an dem Geſange theil. Und der Garten, in dem wir ſaßen, war ſo reizend, daß auch der Unempfindlichſte den Nachdruck fühlen mußte, der in den Worten liegt:

Süße, heilige Natur,
Laß mich gehn auf deiner Spur!

Itzo kam eine Geſellſchaft Prager, die ſich Erlaubniß ausbat, aufſpielen zu dürfen, und auch ſogleich aufſpielte, ohne abzuwarten, daß die Erlaubniß ertheilt würde.

Sie ſpielte mit vielem Geſchmack die auserleſenſten Stükke. Und da ſie auch die Lieder unſerer beſten Dichter ſpielen konnte, ſo ſangen wir dazu, und wurden noch frölicher, ſo daß ſich unſere Mahlzeit, die ſehr kalt und ſtille angefangen wurde, ſich in lautem Scherze endigte, der alle Feſſeln des gewöhnlichen ſteifen Ceremoniels zerriß.

Die Princeßin war am ſcherzhafteſten, reizte am mehreſten zur Frölichkeit, und erwarb ſich durch ihre Herablaſſung eine allgemeine Hochachtung.

Es gefiel allen ſo wohl, daß niemand an die Zurückreiſe dachte, als der Diakonus. Da dieſer glaubte, daß es Zeit zur Abreiſe ſey, ſo ſagte er mit ſeiner, ihm eigenthümlichen, Entſchloſſenheit: es iſt mir leid, daß ich das geſellſchaftliche Vergnügen ſtören ſoll — aber ich muß, der Abend rückt herbey, und wir haben keinen Mondſchein. Wer alſo zu meiner Geſellſchaft gehört, der folge mir.

Die Diakonusin blickte ihn lächelnd an, und er antwortete mit einem etwas ernſthaftern Lächeln. Da ſprang ſie auf und ſchickte ſich an zum Abſchiednehmen. Und wir folgten ihr nach.

Da das Abſchiednehmen etwas weitläuftig wurde, ſo fiel es Henrietten ein, daß ſie noch etwas im Wirthshauſe vergeſſen habe, und lief zurück, um es zu holen. Kaum war ſie fort, ſo fiel mir auch ein, daß ich etwas vergeſſen hätte, und lief auch zurück um es zu holen.

Wir trafen auf einander in einer Stube und hatten beyde einerley vergeſſen — den Abſchied. Ohne vielen Wortwechſel umarmte ich ſie, und ſtammelte — verſtoßen ſie einen Unſchuldigen nicht. Und ihre Antwort war: mein Carl! mein guter Carl, und Thränen.

Nun ſprangen wir auseinander, und, jedes durch einen andern Weg, zur Geſellſchaft.

Dieſe trennte ſich nun. Die Princeßin, nebſt der Menzerin, flog nach Ritterſtadt, der Amtsſchreiber, mit den beyden Helwingin und Henrietten, nach Koldingen, und wir übrigen nach Grünau zurück.

Da durch den Abgang Henriettens und der Helwingin ein paar Plätze im Wagen ledig geworden waren, ſo mußten ich und ihr Sohn Beſitz davon nehmen. Der Diakonus aber und der Abgeſchnittne giengen zu Fuß.

Es herrſchte große Stille in unſerm Wagen. Denn jedes dachte an etwas, davon es ſich nicht zu ſprechen wagte. Und wir waren alle froh, da der verdrüßliche Weg zu Ende war, und wir in Grünau ankamen.

Fortſetzung.

Die Diakonusin nöthigte uns, in ihrem Hauſe die Ankunft ihres Mannes zu erwarten. Die Räthin und ich nahmen die Einladung an. Kolbert aber, Ihr Sohn und Grimmlein, giengen nach Hauſe.

Der Diakonus kam erſt ſpät und ſehr zerſtreut zurück, woraus ich ſchloß, daß er mit dem

Abgeſchnittnen noch eine wichtige Unterredung müſſe gehabt haben.

Die Diakonusin hatte ein kleines Abendeſſen bereitet, nöthigte uns, daran Theil zu nehmen, und ich ließ mich nicht lange nöthigen, weil ich wußte, daß es wahrſcheinlich das letztemal ſey, daß ich in dieſem, mir ſo werthem, Hauſe äße.

Wir ſprachen ſehr wenig, weil der Tiefſinn, in dem unſer Wirth ſich befand, uns allen Stillſchweigen auflegte.

Nach 10 Uhr nahm die Räthin Abſchied, ich that ein gleiches, nachdem ich zuvor dem Diakonus beſchworen hatte, mir zu ſchreiben: was er für Gründe habe, an meiner Rechtſchaffenheit zu zweifeln.

Ich wurde der Begleiter der Räthin, war aber kaum funfzig Schritte weit gegangen, ſo wurde ich durch eine ſchwache, wehmüthige, Stimme aufgehalten, die mir zurief: erbarmen Sie ſich, gnädiger Herr!

Bey dem ſchwachen Schimmer der Laternen, die an den Häuſern aufgeſteckt waren, konnte ich ſehen, daß die Stimme von einer Weibsperſon kam, die ihr Geſicht weggewendet hatte, um nicht erkannt zu werden.

Wer iſt ſie? fragte ich, was will ſie?

Fr. Ich bin eines armen Zeuchmachers Frau, habe einen Mann und ſechs Kinder, und nichts zu Hauſe, als die liebe Sonne.

J. Kann ihr Mann nicht arbeiten?

Fr. Er kann arbeiten und will arbeiten, aber kein Menſch verlangt ſeine Arbeit. Die letzte Meſſe iſt nicht gut ausgefallen, da wollen die Kaufleute nichts mehr arbeiten laſſen.

J. Hat er denn ſonſt nichts gelernt?

Fr. Nichts als ſein Handwerk. Da ſitzt er nun und grämt ſich faſt zu tode. Den Abend, da wir ein Stückchen trocken Brod gegeſſen hatten, legte er den Kopf in die Hand, und war gar zu betrübt. Was fehlt dir denn, ſagte ich, du lieber Mann? Gar nichts, ſagte er, aber es betrinken ſich den Abend ſo viele Leute, und ich bin ſo ein ehrlicher Mann — und habe nicht einmal ein Maas Bier. Das jammerte mich ſo, daß ich Herz ſchöpfte, und gute Leute anſprach. Vielleicht bringe ich ſo viel zuſammen, daß ich meinem Manne ein Maas Bier kaufen, und ihm morgen ein Stückchen Fleiſch kochen kann. Er fällt mir ja, weis der liebe Gott, zuſammen, wie ein Taſchenmeſſer.

Armes Weib, ſagte ich, und gab ihr, ich weis ſelbſt nicht wie viel, und die Räthin gab ihr auch.

Das Weib war über die reichliche Gabe auſſer ſich, und wünſchte, daß Gott uns erquikken möchte; wenn wir krank würden.

Es war ein ſchöner Wunſch, ſagte ich zur Räthin, er wird erfüllt werden. Wir gaben im Verborgnen, und es lebt ein Gott, der ins Verborgne ſieht.

Sieht auch uns, lieber Carlsberg, ſagte ſie ganz betreten, ließ meine Hand fahren, die ſie zeither ziemlich feſte gehalten, und verſchiedenemal gedrückt hatte, und ſeufzte tief.

Er ſieht auch uns, ſagte ich —

Ja, war die Antwort —

Pauz, da ſtürzten wir mit einander nieder, über ein Ding, das wir anfänglich für einen

Mehlſack hielten, das ſich aber bald erhob und brüllte und mit ſchwerer Zunge ſtammlete. Teufelszeug, verfluchtes! Wart, laß mich über dich kommen, ich will dich ſalben, du ſollſt an mich denken!

Wir machten uns auf, ſo geſchwinde wir konnten, flohen — da ich aber glaubte, daß wir weit genug wären, um vor ihm ſicher zu ſeyn, bat ich die Räthin doch ſtille zu ſtehen, und mit mir abzuwarten, was aus dieſem Menſchen werden würde. Wir hörten ihn in einer ziemlichen Entfernung murren, ſchlichen uns deswegen näher zu ihn, und ſahen, daß er ſich alle Mühe gab, aufzuſtehen, und immer wieder niederfiel. Die Räthin bat mich, fortzugehen, ich ſagte, das dürfe ich nicht, weil der Menſch leicht Unglück haben, und durch einen Wagen todgefahren werden könnte. Darüber entſtund ein kleiner Wortwechſel, der aber bald durch die Ankunft des Wächters beygelegt wurde, dem ich einen halben Gulden bot, wenn er die Mühe übernehmen, und dieſen Trunkenbold nach Hauſe bringen wollte.

Er nahm dieſen Antrag mit Vergnügen an, gieng mit ſeiner Laterne zu ihn, und, da er ihn beleuchtet hatte, ſagte er: je hab ich alle mein Tage ſo was nicht geſehen! Das iſt ja alle mein Tage der Herr Regierungspräſident Muley. Guten Abend, Herr Präſident! Was machen Sie denn da? Kommen Sie! kommen Sie! legen Sie ſich zu Bette, da liegt ſichs beſſer, als hier auf den Steinen.

Bey dem Namen Muley fuhr die Räthin zuſammen, und zog mich mit zu den Betrunknen hin. Herr Vetter! ſagte ſie, ich bitte Sie ums Himmels Willen, was machen Sie einmal für Streiche? Haben Sie denn gar keine Achtung für Ihre Frau? Schämen Sie ſich denn gar nicht vor ihren Kindern? Schämen Sie ſich denn gar nicht vor ſich ſelbſt?

Bey dieſen Worten gab er dem Wächter die Hand, ließ ſich emporrichten, wankte und ſtammlete: je, guten Abend Frau Mühmchen! Guten Abend! Närrchen du! Belohnt ſich wohl der Mühe zu reden! Sie denken gewiß, ich wäre trunken — ja weit gefehlt, das thut Muley nicht — aber wenn man einmal trinkt, ſo müſſen doch die Leute auch wiſſen, daß man getrunken hat.

Sind doch nicht böſe? ach! laß mich gehen, Schurke!

Da riß er ſich loß von dem Wächter, taumelte auf die Räthin los, wollte ſie umarmen, wir traten zurück — da ſtürzte er nieder, ſchlug mit dem Kopfe vor einen Stein, ſo ſtark, daß ich geglaubt hätte, er wäre todt, wenn ich nicht durch ſein Brüllen und Schimpfen vom Gegentheile wäre überzeugt worden.

Ich gab dem Wächter den halben Gulden, empfahl den Trunknen ſeiner Fürſorge, und entwich mit der Räthin.

Dieſe erzählte mir noch vieles von den Ausſchweifungen dieſes Mannes, wie unglücklich er ſeine Familie mache, und wie nachläſſig er ſeine Geſchäfte treibe.

Wenn doch, ſagte ich, der arme Zeuchmacher einige Gläſer von dem Weine hätte, den dieſer Elende zuviel getrunken hat, ſo wäre beyden geholfen.

Ja wohl! Ja wohl! ſagte ſie, da wäre beyden geholfen. Aber ſo geht es in der Welt. Ein Theil der Menſchen wird durch die Unmäßigkeit, der andere durch Hunger und Durſt zu Grunde gerichtet.

Bey dieſen Worten waren wir vor ihrem Hauſe, da nahm ſie von mir Abſchied und ich von ihr.

Auf dem Rückwege begegnete mir ein langer Leichenzug, mit Laternen. Der Anblick rührte mich, ich blieb ſtehen, und ließ den ganzen Zug vor mir vorbey gehen, unter dem ſich auch eine Menge Leute befanden, die eigentlich nicht mit zur Begleitung gehörten.

Da ich hier in tiefen Gedanken ſtand, faßte jemand freundſchaftlich meine Hand, drückte ſie und ſagte: ey guten Abend! guten Abend! Herr von Carlsberg! ſind Sie auch noch ſo ſpäte hier?

Es war mein Freund, der gute Tuchmacher, von dem ich Ihnen ſchon verſchiedenemal geſchrieben habe.

Und wie kommt es, fragte ich ihn, daß Sie ſo ſpäte hier ſind?

T. Ich bin immer gern dabey, wenn begraben wird. Man kriegt da ſo manchen guten Gedanken, die Weltliebe wird da ein Bischen gegähnt, wenn man ſeinen Mitbürger einſenken ſieht, und ſieht die Schädel und Knochen, der reichen und armen Leute, unter einander ins Grab werfen. Ich verſtehe bey ſolchen Gelegenheiten immer am beſten die Worte des Predigers: es iſt alles eitel!

J. Und wer iſt die Perſon, die man begräbt?

T. Der Doctor Radbot.

J. War er alt?

T. Ach, ein Mann in ſeinen beſten Jahren! wenn er auch im dreißigen iſt, und hinterläßt eine junge Frau mit drey unerzognen Kindern. Lieber Gott! Er hatte die Schwindſucht.

J. Woher mag er die wohl bekommen haben?

T. Von Verſtorbnen ſoll man nichts als Gutes reden. Aber was wahr iſt, das iſt doch wahr, ich habe ihn in ſeinen jungen Jahren gekannt — da hat er nun nicht zum Beſten gelebt. Er war mit in einigen Gelägchen, wo immer bis in die ſpäte Nacht getrunken wurde. Es kam keiner davon jemals nüchtern nach Hauſe. Lieber Herr von Carlsberg! ich glaube es, und bleibe dabey, die mehreſten Menſchen bringen ſich ſelbſt ums Leben —

Ich gab ihm Recht, und er führte noch verſchiedne Exempel an, um ſeinen Satz zu beweiſen. Darauf umarmte ich ihn, nahm von ihm Abſchied, und verfügte mich nach Hauſe.

Noch verſchiednes habe ich Ihnen zu ſchreiben, aber die Poſt, die durch Holdersleben fährt, iſt eben im Begriff abzugehen, drum muß ich ſchlieſſen, mit der Verſicherung, daß ich ewig ſey

Ihr
treuer
Carl.

Ein und dreyßigſter Brief.

Ferdinand von Brav an ſeinen Vater.

Grünau, den 16ſten Oktober.

Lieber Vater!

Wenn Sie ſich noch wohl befinden, ſo iſt es mir lieb; ich bin, Gott ſey Dank, noch geſund und wohl. Die Medicin ſchlägt recht gut an, und ich habe die Sünde niemals wieder gethan.

Mein Vetter Carl iſt abgereiſt, weil er relegirt war. Er wird es Ihnen ja wohl geſchrieben haben. Er war zuletzt immer traurig und verdrüßlich. Und wenn ich ihn fragte, was ihm fehle, ſo gab er zur Antwort: lieber Vetter, es iſt gar zu viel Elend in der Welt, gar zu viel. Mehr hat er mir nicht geſagt.

Ein guter Freund hat mir geſagt, mein Vetter Carl wäre hypochondriſch und ſtelle ſich die Welt ſchlimmer vor, als ſie wäre. Und ich glaube es ſelbſt. Denn es iſt doch wirklich recht hübſch auf der Welt.

Da waren wir vorige Woche in Richmanns Garten. Ich kann Ihnen gar nicht ſagen, wie es da ſo ſchöne war. Der Wirth hatte delikaten Haſenbraten, und Schinken und einen recht groſſen Hecht. Er hatte auch rechten guten Rheinwein. Das ſchmeckte gar zu gut!

Es war da eine große Geſellſchaft, die war recht luſtig. Eine Mademoiſelle Helwingin war beſonders freundlich mit mir, und hat rechten Spas gemacht. Und ihre Schweſter war auch ſehr luſtig, und der Herr Diakonus Rollow mit ſeiner Frau, und meines Vetters Henriette, und der Herr Hofrath Grimmlein, und der Herr Amtsſchreiber Helwing, und der Herr Kaufman Kolbert, dert, und die Räthin Namur, und die Prinzeßin Kunigunde, und die Mademoiſelle Menzerin, und ein Herr, den ich Ihnen nicht nennen ſoll, die waren alle da, und waren alle recht vergnügt. Wir haben vielen Spas gemacht. Wir haben auch geſungen und die Prager haben dazu geſpielt, auf Violinen und auf dem Hackebrette. Das gieng recht ſchöne.

Da möchte ich nun nur wiſſen, wo das Elend ſeyn ſoll, über das mein Vetter immer klagt. Es waren da ſo viele Leute, und war keins elend.

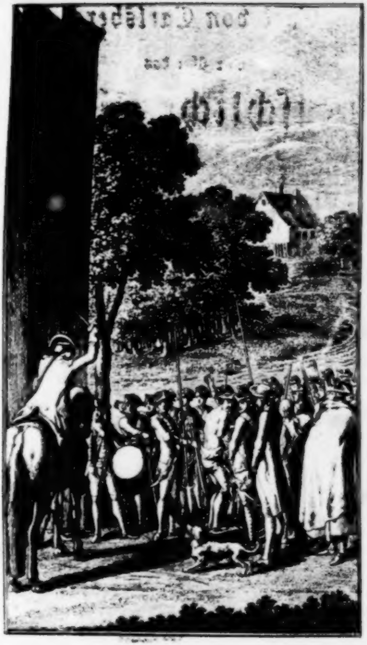
Es iſt gewiß recht ſchöne auf der Welt, gar zu ſchöne! Ich bin

Ihr

gehorſamer Sohn
Ferdinand.

Ende des zweyten Theils.

Bayerische
Staatsbibliothek
München



Carl von Carlsberg

oder über das

menſchliche Elend,

von

Chriſtian Gotthilf Salzmann.

Dritter Theil.

Leipzig,
bey Siegfried Lebrecht Cruſius
[illegible]

Erſter Brief.

Carl an den Oberſten von Brav.

Troppenheim, den 16ten October.

Ich bin noch in Troppenheim, lieber Herr Vetter! Und da ich keine große Neigung fühle, den Herrn Rector Californius zu ſprechen, und außer ihn hier niemanden kenne, ſo habe ich Muße genug, Ihnen die Geſchichte meines Abgangs von Grünau zu beſchreiben.

Den letzten Abend, da ich aus dem Hauſe des Diakonus wieder auf meine Stube gekommen war, brachte ich noch einige Stunden mit Durchſuchung meiner Papiere zu, dann beſtieg ich mein Lager und ſuchte Ruhe, aber fand ſie nicht. Meine Einbildungskraft gerieth in eine ſolche Lebhaftigkeit, dergleichen ſie lange nicht gehabt hat. Meine ganze Lage ſtand vor mir, wie ein großes Gemählde, mit lebendigen Farben gemahlt.

Auf der einen Seite war meine heftige Neigung zu Henrietten, die nun eine ſolche Stärke erreicht hat, daß ich die Möglichkeit, ſie zu beſiegen, nicht mehr denken konnte. Auf der andern Seite erſchienen mir die Schwierigkeiten, die mir, ſowohl von Henriettens Vater, als meiner eignen Mutter, gemacht werden, wie große unüberſteigliche Berge; und über meinem künftigen Schickſale ruhte eine dikke fürchterliche Nacht, in der lauter ſchreckliche Geſtalten erſchienen, die mir den Untergang drohten.

Ach das waren quaalvolle Stunden! Seit jenen Nächten, die auf mein unglückliches Spiel folgten, habe ich ſolche Pein nicht ausgeſtanden. Mein ganzes Leben verabſcheuete ich und trat es unter die Füße, und fand keine Vorſtellung mehr, an die ich mich halten, und damit ich mich einigermaßen beruhigen konnte, als meine Sterblichkeit.

Ich überſchlug mein akademiſches Leben, zog davon ab die Nächte, die ich fühllos ſchlief, die Stunden, da ich verdauete, und die vielen Tage, da ich mich härmte und ängſtigte, und fand, daß ich kaum acht Tage wirklich gelebt, mich meines Daſeyns gefreuet, und zum Beſten meiner Nebenmenſchen gewirkt hätte.

Endlich ſah ich mich ſelbſt, wie ich unter einigen Verzukkungen, meinen letzten Odem aus-

bließ;

ließ; wie man mich in den Sterbekittel hüllete, in den Sarg legte, ins Grab ſenkte, und wie nun die Schädel, Knochen und Ribben, das verweſete Fleiſch, und die Haarbüſchel, von denen, die vor mir dieſen Aufenthalt des Grauſens bezogen, über meinen Sarg zuſammengeſchaufelt wurden. Da lächelte ich —legte mich auf die andere Seite, und verſuchte zu ſchlafen. Aber auch dieſer Verſuch mislang mir. Meine Einbildungskraft, hatte ihr Gemählde noch nicht vollendet, und konnte alſo auch nicht ruhen. Sie ließ mich in meinem Sarge noch die Klagen meiner hinterlaßnen Freunde hören. Henriette wollte ſich mit in das Grab ſtürzen, und winſelte: Ach mein Carl, du verläßt mich? mich, deine Henriette? ich ſoll dich nicht mehr umarmen? ich ſoll dich überleben, und kann doch ohne dich nicht leben? Und neben ihr ſtunden Sie und mein lieber Wenzel, ſahen ſtarr ins Grab, und ſagten zu einander: was iſt doch das menſchliche Leben, ſo kurz — ſo vergänglich! er war ſo ehrlich — wollte gern ſo viel Gutes ſtiften, und hatte doch ſo wenige Freude auf der Welt —

Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen dieſe ganze Phantaſie auserzähle, weil ſie mir ein merkwürdiges pſychologiſches Phänomenon zu ſeyn ſcheint.

Ich ward in meinem Sarge ſo wehmüthig, daß mir wirklich die Thränen über die Bakken floſſen. Und dieſer Thränenguß verurſachte in meiner Seele eine ſehr fühlbare Revolution. So ſchwarz die Nacht ward, die über meiner Seele lag, ſo helle ward nun das Licht, in dem ſie zu wandeln fieng. Ich empfand eine ausnehmende Frölichkeit; war mir nicht mehr der ſchwache, von ſeinen Widerwärtigkeiten und Leidenſchaften umhergetriebene, Carlsberg, ſondern ein Unſterblicher, der ſein Leben nach Millionen Jahren berechnet. Aller Welt Angſt gieng vor mir vorbey, wie ein trübes Wölkchen, und aller Welt Wollüſte gaukelten vor mir hin, wie Träume, und nur des Wohlthuns Freude zog meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Ich ſchien mir ein Baum von ewiger Dauer zu ſeyn, den bald die Sonne anlächelt, bald der Regen benetzt, bald der Sturm umherſchüttelt und der Froſt mit Eiszapfen behängt, und der unter allen dieſen Abwechslungen immer fort wächſt.

In dieſer merkwürdigen Nacht habe ich unter andern guten Entſchließungen auch dieſe gefaßt, daß ich keines Menſchen mehr ſpotten will, der unmittelbare Einwirkungen des Geiſtes Gottes in ſeine Seele behauptet. Denn ob ſich gleich dieſer ſonderbare Zuſtand, indem ich mich in dieſer Nacht befand, aus natürlichen Urſachen ſehr gut erklären läßt; ſo iſt es doch ungemein leicht, wegen ſeiner großen Ungewöhnlichkeit, dahin zu gerathen, daß man ihn als Wirkung der Gottheit betrachtet. Und überdieß, ſind nicht alle Kräfte der Natur Gottes Kräfte, ſo wie die Kräfte meiner Hand meine Kräfte ſind? thut denn der Unrecht, der von den Buchſtaben, die ietzo meine Hand mahlt, ſagt, ſie wären Carlsbergs Schrift?

Ein ſtarkes Klopfen an meiner Thür, zeigte an, daß die Stunde, die ich zum Aufſtehen und zur Abreiſe beſtimmt hatte, da ſey, und endigte meine Phantaſie.

Fortſetzung.

Ich fuhr mit der ordinairen Poſt ab, ohne alle Begleitung, weil ich ſeit der letzten Affaire eine unüberwindliche Abneigung gegen allen Umgang mit Muſenſöhnen bekommen hatte.

Es war noch finſter da wir abfuhren, und ich konnte von meiner Reiſegeſellſchaft nichts ſehen, als daß ſie aus drey Mannsperſonen und einem Frauenzimmer beſtund. Neben dieſes bekam ich meinen Sitz.

Werden Sie weit reiſen? fragte ich.

Sie. Nein.

J. Sind Sie aus Grünau gebürtig?

S. Nein.

J. Sie wollen vielleicht Anverwandte beſuchen?

S. Gar nicht.

J. Es iſt heute ſehr kalt.

S. Ich kann es eben nicht ſagen.

J. So. Sie haben wohl Glühwein getrunken?

S. Kanns nicht ſagen.

Ich auch nicht, gab ich zur Antwort, hüllte mich in meinen Reiſemantel und — ſchlief ein.

Bey meinem Erwachen war es heller Tag, und ich ſahe in einiger Entfernung vom Poſtwagen einen großen Trupp Leute gehen, die alle wie Emigranten ausſahen. Sie hatten zwey Karren bey ſich, davon jeder von einem elenden Pferde gezogen wurde, und mit nichts als Kindern und alten Lumpen bepackt waren.

Die Neugier trieb mich, vom Wagen zu ſpringen, und mich unter dieſe Leute zu machen.

Guten Morgen! Guten Morgen! ſagte ich, lieben Freunde! wo geht die Reiſe hin?

Nach Amerika, antwortete mir ein raſcher Bauer.

J. Nach Amerika? Das iſt ſehr weit. Was wollt ihr denn da thun?

B. Anbauen wollen wir uns.

J. Aber wo wollt ihr euch denn anbauen? Habt ihr denn Land?

B. Land die Hülle und die Fülle. Ein vornehmer Herr, der uns die Reiſekoſten giebt, ſagte, wenn jeder funfzig Morgen haben wollte, ſo könnte er ſie kriegen.

J. Und das iſt am Ende eine Wüſteney?

B. Ey mag es doch ſeyn Sand oder Fels oder Moraſt, thut alles nichts; es iſt doch Land.

J. Giebts denn an andern Orten kein Land? Habt ihr denn kein Vaterland?

B. Ich habe kein Vaterland.

J. Das wäre doch ſonderbar. Ihr müßt doch an einem gewiſſen Orte gebohren ſeyn?

B. Ja, das wohl. Ich bin aus dem Barmländiſchen.

J. Nu, ſo iſt ja das euer Vaterland. Und was fehlt denn dem Lande? Hat ſo ſchöne Wieſen, Getraidebau, Obſt, Waldungen. Glaubt ihr denn in Amerika beſſer Land zu finden?

B. Das wohl nicht. Aber was hilft mir denn das ſchöne Land im Barmländiſchen, wenn ichs nicht habe? Es kommt mir eben ſo vor, als wenn ich bey dem Herrn auf dem Poſtwagen ſäße; der Herr hätte den Sack voll Geld, und ich hätte nichts, und wollte mir da einer ſagen, es wäre ſo hübſch auf dem Poſtwagen, weil da ſo vieles Geld wäre.

J. Nun, lieber Freund, könnt ihr euch denn nicht von den Früchten kaufen, die auf anderer Lande wachſen.

B. Wovon denn, lieber Herr? Ich muß ja dem lieben Gott danken, wenn ich nur ſatt Brod und Kartoffeln für meine Kinder habe. Und es will doch jeder Menſch ein Stückchen Land haben. Hat es doch der Maulwurf und der Hamſter. Und die Bibel ſpricht ja: Der Himmel allenthalben iſt des Herrn, aber die Erde hat er den Menſchenkindern gegeben. Bin ich denn nicht auch ein Menſchenkind, ſo gut als Sie und andere, die Uhren in der Taſche haben? Warum um ſoll ich den keinen Theil an der Erde haben, die unſer Herre Gott den Menſchenkindern gab?

J. Das muß doch aber ſeine beſondern Urſachen haben, warum ihr keinen Antheil habt.

B. Die muß es ja freylich haben. Es hat ja jedes Ding ſein Fundament, ſeinen Grund und ſeine Urſache. Und das Fundament und der Grund, und die Urſache, warum ich keine Spanne breit Land habe, iſt die, weil mein Vater ein armer Mann war.

J. Und könnt ihr euch denn kein Land durch euern Fleiß und gute Einrichtung eurer Haushaltung verſchaffen?

B. Das Gott im hohen Himmel erbarme! Wer zum Heller geſchlagen iſt, wird niemals zum Groſchen. Und wenn ich denn nun den ganzen Tag, vom Morgen bis in die Nacht, mich abmacerire, und die Frau macerirt ſich ab, was hab ich denn? Ein paar lumpige Groſchen. Da kauf ſich der Menſch Land dafür. — Herr Jemine! Und wenn ich denn nun auch den Sommer durch ein paar Gulden zuſammenſcharre, und es kommt Michelstag, da geht alles wieder zum Henker, da will alles Geld haben; eins Kopfgeld,

geld, das andere Schutzgeld, das dritte Nahrungsgeld, das vierte Frohngeld, das fünfte Soldatengeld — der Henker mag die Namen alle im Kopfe behalten.

J. Ich dächte doch, wenn ihr recht nachdächtet —

B. Ja, da denkt ſich der Menſch müde. Mein Vater und mein Großvater, tröſte ſie Gott, waren beyde nicht auf den Kopf gefallen, und haben beyde ihr lebelang nichts vor ſich gebracht.

J. Wenn nun aber ein Garten oder Akker zum Verkaufe käme, und ihr bätet jemanden, euch ſo viel vorzuſchießen, daß ihr es euch kaufen könntet.

B. Guten Morgen! da müßte unſer Schulze und unſere reichen Bauern auch dabey ſeyn. Vor denen kann kein Menſch aufkommen. Ehe die ein Aeckerchen an einen armen Menſchen kommen ließen, da geben ſie hundert, zweyhundert Gulden, und wenns auch nicht mehr als funfzig werth iſt Und das Land, wo ich keine Spanne breit Eigenthum habe, wo ich arbeiten muß wie ein Pferd, und muß ſehen, daß andere verzehren, was ich erarbeitet habe — das ſollte mein Vaterland ſeyn? nimmermehr. Es iſt allenthalben gut Brod zu eſſen, lieber Herr. Und wenn ich in Amerika auch nur einen Steinfelſen kriege, ſo iſt doch der Steinfelſen meine, und ich kann dran arbeiten, und hakken und graben, und beſſern, bis er etwas trägt. Und wenn er etwas trägt, ſo erndte ich doch alleine. He! Was meynt der Herr?

J. Ganz kann ich euch freylich nicht Unrecht geben.

B. Nicht halb. Es iſt alles die pure klare Wahrheit. Der Mann hat Recht, ſagte ein junger, wohlgewachſener, Menſch, der ein blühendes Mädchen an ſeiner Hand führte. Es iſt allenthalben gut Brod eſſen. Iſts nicht wahr, liebes Rickchen?

Rickchen ſahe ihn an und lächelte.

Alſo, fragte ich, lieber Freund, geht er auch nach Amerika? und was bewegt ihn dazu?

Weiter gar nichts als die Liebe, antwortete er; ich habe nun einmal mein Herz an das Mädchen gehängt, und laſſe nicht von ihr, und ſie läßt nicht von mir, und gleichwohl war es nicht möglich ſie zu bekommen.

J. Und warum denn nicht?

Er. Blos deswegen, weil ſie lutheriſch iſt, und ich reformirt bin.

J. Ich weis nicht, ob er mich für ein Kind anſieht, daß ich ſolch Zeug glauben ſoll. Wie heiſt denn die Stadt, wo die Leute noch ſo einfältig ſeyn ſollen?

E. Palmenau. Wiſſen Sie denn das noch nicht, daß da kein Reformirter Meiſter werden, und ein eigen Haus haben darf?

J. Das wäre ſonderbar. Wenn aber der Reformirte ein ehrlicher, braver, arbeitſamer, Menſch iſt?

E. Das hilft alles nichts, und wenn er ein Engel vom Himmel wäre.

J. Aber wenn der Lutheriſche ein Schurke iſt —

E. Da wird nicht viel darnach gefragt. Ich bin ein ehrlicher Kerl, Sie können ſich erkundigen wo Sie wollen, es kann mir niemand etwas nachreden. Und doch, da ich wollte Meiſter werden, ſetzte ſich das ganze Handwerk dagegen, und ſagte, es wäre einmal ein altes Herkommen, daß die Reformirten nicht dürften Meiſter und Bürger werden, und von dem Herkommen dürften ſie nicht abgehen. Ich ließ drey Suppliken an den Landesherrn machen, da kriegte ich aber allemal die Antwort: kann Supplikanten nicht gewillfahrt werden. Ein paar Wochen darauf kam ein anderer und wollte Meiſter werden: mein Name iſt ein Schelm, wenn er nicht ein Pfuſcher iſt, der lüderliche, nichtsnutzige, Arbeit macht, ein ſchlechter Kerl, bey meiner Treue, der ſpielt und ſäuft, und mit einem Worte, nichts als dumme Streiche macht; den machten ſie ohne Bedenken zum Meiſter.

Aber — er war auch Lutheriſch.

J. Und was ſagte denn des Mädchens Vater dazu?

B. Ja der hat mir wohl hundertmal geſagt, ich wäre ein ehrlicher, arbeitſamer, eingezogner Menſch, er gönnte auf der Welt keinem ſeine Tochter lieber als mir, wenn ich nur nicht den ketzeriſchen Glauben hätte.

J. Und was ſchadet denn der ketzeriſche Glaube? Wenn auch dabey ein und der andere Irthum wäre, kann man deswegen nicht ein guter Ehemann, Vater und Bürger ſeyn?

E. Ich ſollte es auch meynen. Er ſagte aber, der Lutheriſche Glaube wäre der allein ſeligmachende, und wieß mir eine Poſtille, da es drinne ſtund, und meynte, ſein Gewiſſen erlaube ihm nicht, daß er ſein Kind und ſeine Kindeskinder in ſo große Seelengefahr ſtürze.

J. Wahrhaftig ſehr ſonderbar! Weis er aber, was ich gethan hätte, wenn ich an ſeiner Stelle geweſen wäre?

E. Und was denn?

J. Ich hätte mit den Lutheranern communicirt, und dadurch gezeigt, daß ich mit zu ihrer Kirche gehöre.

E. Dazu habe ich mich ja tauſendmal erboten. Lieber Gott, warum ſollte ich denn nicht mit den Lutheranern das Abendmahl halten? wir glauben ja an einen Gott und an einen Erlöſer. Damit war aber der Herr Pfarrer nicht zufrieden; er verlangte, daß ich ihm mit einem Handſchlage verſprechen ſollte, daß ich der reformirten Lehre entſagte, und die reine Lutheriſche Lehre annähme. Da wäre ich ja ein ſchlechter Kerl geweſen, wenn ich das gethan hätte. Denn ich habe unſerm Geiſtlichen die Hand drauf gegeben,

ben, daß ich auf die reformirte Lehre leben und ſterben wollte. Und ehe ich ſo ſchlecht handeln wollte, lieber nahm ich mein Rückchen und gieng mit ihr davon. In Amerika fragt man, wie die Leute ſagen, nicht darnach, ob einer Reformirt oder Lutheriſch, ſondern nur ob er ein rechtſchaffner Menſch iſt.

J. Freund, wenn er nicht ein ſo ehrliches Geſicht hätte, ſo glaubte ich, daß er mir Lügen erzähle. Denn das habe ich doch wirklich nicht geglaubt, daß ſolche Tollheiten in der proteſtantiſchen Kirche noch zu finden wären.

Und das nennen Sie Tollheiten? ſagte ein kurzer unterſetzter Mann, mit einem verſchabten Sammtrokke. Ordnung muß doch ſeyn, Unterſchied in der Religion muß doch bleiben. Wenn man erſt einmal anfängt gegen fremde Religionsverwandten zu facil zu ſeyn; ſo glaubt am Ende der gemeine Mann, es wäre einerley, man möchte glauben was man wollte. Und da haben wir alsdann den Indifferentismus. Lieber Herr! die Gleichgültigkeit in der Religion nimmt ſo immermehr überhand — man braucht ſie nicht durch ſolche Unordnungen noch mehr zu befördern.

Ich bin Bürgermeiſter in der Stadt Grüneck geweſen, wo, wie Sie wiſſen werden, ſeit der Reformation alles Reformirt geweſen iſt. Da habe ich niemals zugegeben, daß ein Lutheraner hat Bürger werden dürfen. Mehr als funfzig Leute, die ſich in Grüneck ſetzen wollten, ſind während meines Regiments abgewieſen worden. Es haben mir es viele verdacht, und mir vorgeworfen, ich thäte der Stadt damit Schaden. Und wahr iſt es, die Stadt könnte noch einmal ſo ſtark bevölkert ſeyn, wenn wir den Lutheranern das Bürgerrecht zugeſtehen wollten. Ich halte aber über die Worte meines Heilandes: was hilfts dem Menſchen, wenn er die ganze Welt gewönne, und nähme Schaden an ſeiner Seele. So dachten meine Eltern und meine Großeltern. Mein ſeliger Großvater, das war ein Mann, wenn der nicht gethan hätte, ich glaube halb Grüneck wäre itzo lutheriſch. Er war auch Bürgermeiſter, und zu ſeinen Zeiten kamen hundert Salzburgiſche Familien an, die ſich alle in Grüneck niederlaſſen wollten. Viele Bürger waren geneigt, ſie aufzunehmen. Der Fürſt ſelbſt erbot ſich, ihnen Häuſer und eine Kirche bauen zu laſſen. Da trat mein Großvater vor den Riß.

Ihro Durchlaucht, ſagte er, ehe ich zugebe, daß die Lutheraner eine Kirche bey uns bekommen, ehe will ich meinen Kopf zum Eckſtein hergeben. Das ſchlug durch. Der Bürgerſchaft giengen die Augen auf, ſie proteſtirten alle gegen die Aufnahme der Lutheraner. Und, bey Gott! hätte der Fürſt nicht ſogleich abgeſtanden, es wäre zu einer Revolte gekommen. Mein Herr, das hieß noch Religion, da war noch Chriſtenthum. Aber itzo — das Gott erbarme! da wird ja beynahe nicht mehr darnach gefragt, von was für einem Glauben einer ſey? Und Sie, mein Herr, ſcheinen eben ſo ein Zeiſig zu ſeyn, der weder warm noch kalt iſt. Aber merken Sie, was Jeſus ſagt: er will ſolche Leute ausſpeyen, ja ausſpeyen will er ſie aus ſeinem Munde.

J. Nu, nu, nur nicht ſo hitzig! Laſſen Sie unſer Urtheil von dem ſprechen, der aller Welt Richter iſt. Ich habe immer geglaubt, der Weltrichter würde mich einſt nicht fragen, ob ich lutheriſch oder reformirt geweſen ſey? ſondern, ob ich die Lehren der chriſtlichen Religion aufrichtig befolgt habe?

B. Ey, was helfen alle die Spitzfündigkeiten da. Es heißt: der Gerechte wird ſeines Glaubens leben.

J. Mein Herr! Wenn wir die Stellen aus dem Zuſammenhange herausreißen wollen, ſo können wir alles aus der Bibel beweiſen. Ich habe nicht Luſt mit Ihnen zu diſputiren. Mir ſcheint es, als wenn Paulus dem Sectirgeiſte ein für allemal das Urtheil geſprochen habe, da er gegen die eiferte, die ſich Pauliſch, Apolliſch und Kephiſch nannten. Einer iſt unſer Meiſter, lieber Herr, auf einen ſind wir getauft, einer iſt das Oberhaupt der Gemeine, und alle übrige ſind ſeine Diener —

Aber Sie werden böſe, wie es ſcheint, laſſen Sie uns abſtrahiren! Sie wollen alſo auch mit nach Amerika?

B. Leider!

J. Und wollen Grüneck verlaſſen? Wenn nun unter der Zeit ſich Lutheraner einniſteten. —

B. Ach dieß wird wohl geſchehen. Wenn ich nur erſt weg bin, da wird wohl alles bunt übergehen.

Mein Succeſſor — er hat ja, ſo wahr ich lebe, auf einer Lutheriſchen Univerſität ſtudirt. Das wird wohl geſchehen. Fragen ſie einmal in zehn Jahren in Grüneck nach! Wer kann es aber ändern; ich waſche meine Hände in Unſchuld.

J. Wie kommt es denn aber, da Sie das voraus ſehen, daß Sie Ihr Amt verlaſſen haben?

B. Mußte ich denn nicht? mußte ich denn nicht?

J. Wer zwang Sie denn dazu?

B. Ich bin ja abgeſetzt; abgeſetzt bin ich, mein Herr!

J. Ganz ohne Urſache?

B. Um eines Bagatells, um einer Lumperey willen.

J. Darf ich es nicht wiſſen!

B. Hum! Hum! Es war eine Kleinigkeit.

J. Und die Kleinigkeit hieß —

B. Es war weiter gar nichts, als daß ich von den Pupillen-Geldern, die in meiner Verwahrung waren, 3000 Rthlr. zu meiner Nothdurft verwendet hatte. Iſt das auch erlaubt, einen ehrlichen Diener des Staats deswegen abzuſetzen? Einen Mann, der dem Publicum ſo lange gedient hat? der immer in Religionsſachen vor den Riß getreten iſt? Iſt das der Dank? Ich denke, ich denke Grüneck, Gott wirds einmal finden —

Zum Teufel! mache doch der Herr, daß er beykommt; ſollen denn die Paſſagiers ſich nach ihm richten? Allons! Bey! Aufgeſetzt! Wir müſſen zu Mittage in Troppenheim ſeyn — ſo rief der Poſtillion, ſtieß ins Horn, und nöthigte mich ſo, mich von der Geſellſchaft zu trennen, von der ich noch viel merkwürdiges hätte hören können —

Als ich auf den Poſtwagen ſteigen wollte, hatte ſich ein andrer auf meinen Platz geſetzt, ſeinen Mantel um das Frauenzimmer, das ich für eine Lukretia hielt, geſchlagen, und ich ſahe, daß ſie ſich ſehr frech aufführte. Ich hatte alſo eine große Neigung, meinen Platz zu reclamiren, ſondern ſetzte mich ganz gelaſſen auf den vordern Sitz, und kam, ohne daß etwas merkwürdiges vorgefallen und geſprochen worden wäre, in Troppenheim an, und — werde auch nun ſogleich wieder abreiſen müſſen, denn ich höre, daß der Poſtillion bläßt.

Leben Sie wohl und lieben ferner

Ihren

Carl.

Zweyter Brief.

Carl an den Oberſten von Brav.

Zenterfeld, den 17ten October.

Wundern Sie ſich nicht, liebſter Herr Vetter, daß ich ihnen aus einem Orte ſchreibe, den Sie vielleicht in Ihrem Leben nicht haben nennen hören. Ich bin durch eine ſehr traurige Veranlaſſung hierher gebracht worden.

Ehe ich Ihnen dieſelbe ſage, muß ich Ihnen doch kürzlich noch melden, womit ich mich auf dem Poſtwagen unterhalten habe.

Ich traf bey dem Auffſteigen einen einzigen Reiſenden an, der ſich ſo in ſeinen Mantel verhüllt hatte, daß ich wenig Luſt zum Sprechen bey ihm vermuthen konnte. Ich hatte auch keinen beſondern Trieb dazu, weil mein Kopf noch ganz von dem Briefe voll war, den ich Ihnen geſchrieben hatte, wikkelte mich alſo auch in den Mantel, überließ mich meinen Gedanken und — entſchlief.

Erſt da wir die Pferde gewechſelt hatten, und der Morgen anbrach, wurden wir mit einander bekannt. Es erhob ſich ein rauher Wind, der auch durch den dickſten Mantel blies, und entſtund ein ſtarkes Schneegeſtöber. Dieß öfnete meinem Geſellſchafter den Mund. Er ſchauderte ſich, und ſagte: tauſend Blitz, is ſik ſehr kalt.

J. Ja ich empfinde es auch. Auf Reiſen muß man ſich ſo etwas gefallen laſſen. Werden Sie weit gehen?

N. Ik nicht werd gehen, ik fahren werd.

J. Zu welcher Stadt?

N. Zu welcher ik komm. Is gleikviel mir.

J. Wie iſt denn Ihr Name?

N. Mein Name is Alkiburaziniko.

J. Das iſt ja ein ſonderbarer Name. Sie ſind alſo wohl kein Deutſcher?

N. Soll mik hol Teufel, wenn ik bin Deutſcher. Ik geboren bin auf O-Taheiti.

J. Auf O-Taheiti? Wie iſt es denn möglich, daß Sie ſo einen weiten Weg haben machen können?

N. Hat mik mitnommen Admiral Cook, als er hat makt die Reiſe um die Welt.

J. Und was bewog Sie denn Ihr Vaterland und Freunde zu verlaſſen, und in ein ſo entferntes Land zu ziehen?

N. Ik

R. Ik lernen wollt die Cultur. Sind meine Landsleut alle ohn die Cultur.

J. Haben Sie ſchon etwas gelernt davon?

R. Soll mik hol tauſend Teufel, wenn ik nit hab gelernt viel Cultur. Ik ſchon laß friſir die Haar, ik trag ein Beutel für die Haar, ik hab ein Sackuhr, die Strümpf von Seide, und die Schnallen mit Stein.

J. Iſt dieß Ihre ganze Cultur?

R. Hol mik Teufel! nicht. Ik kann nehmen Toback für die Nas, ik kann maken Tanz, ik kann ſprechen die franzöſiſch, engliſch und deutſche Zung. Ik hab lern careßir den Frauenzimmer auf vielerley weis.

J. Und weiter?

R. Ik kann eß Paſtet und Torten, und kann ſauf Punſch und Thee und Kaffee und Liqueurs, alles kann ik eß und ſauf.

J. Aber haben Sie nicht auch eine gewiſſe Cultur in Anſehung Ihres Betragens gegen andere Menſchen angenommen?

R. Auk. Ik hab lernt machen die Kompliment, von die Tanzmeiſter. Ik hab ſonſt geſehen bös, wenn ik war bös. Aber nun kann ik auk ſehn gut, wenn ik bin bös. Sonſt ſagt ik, das is nicht gut, wenn mir etwas nicht gefiel, aber itzo ſag ik immer, das is gut, wenn ik auk glaub, daß es nicht is gut.

J. Hat ihr Verſtand nicht auch eine gewiſſe Cultur angenommen?

N. Hol mik Teufel! Auk. Ik abgelegt hab all Aberglauben.

J. Was für Aberglauben hatten Sie denn ſonſt?

N. Sehr viel. Ik hab glaubt, daß ein allmächtig Mann hab gemakt die Welt.

J. Und was glauben Sie itzo?

N. Glaubs nicht mehr. Glaub, das hat alles gemakt die Natur.

J. Und was iſt denn die Natur?

N. Weis ſelbſt nicht, was ſich iſt für Ding die Natur. Hab auch ſonſt glaubt, daß der allmächtig Mann, ſtraf die Leut, wenn ſie waren bös, und führ ſie auf einen ſchönen Inſel, wenn ſie war gut. Itzo nichts mehr glaub. Wenn ſich ſterb Menſch, wenn ſich ſterb Hund, is einerley.

J. Haben Sie nicht auch gelernt, wie man ſeinen Körper ſtärken und geſund erhalten, und ſich ein frölich Herz erwerben kann?

R. O wenn man hat den Frauenzimmer und die Punſch, da man hat auf ein frölik Herz. Und die Leib iſt geſund und ſtark.

J. Wer hat Ihnen denn dieſe Cultur beygebracht?

R. Alles die Engliſche Lords. Sind gut Leut. Laſſen mik reis.

J. Was heißt das auf O-Taheitiſch: ſie laſſen mich reiſen?

R. Hir mizu lakawis.

J. Was heißt denn: es iſt kalt?

R. Hal kamingo.

J. Was heißt denn: es wird Tag?

R. Hal braſchuzingo.

J. Was heißt denn: ich habe Zahnſchmerz?

R. Was iſt das für Ding, Zahnſchmerz?

J. Das iſt ein heftiger Schmerz, der entſteht, wenn die Zähne anfangen zu faulen, der den ganzen Kopf einnimmt.

R. Weis man nichts von Zahnſchmerz in O-Taheiti.

J. Aber was heißt denn: der Krebs?

N. Krutzo. In O-Taheiti is man viel Krebs.

J. Ich meine nicht den Krebs, den man ißt, ſondern eine ſchwere Krankheit, in welcher der Menſch nach und nach verfault.

N. Kennt man nicht die Krebs in O-Taheiti.

J. Alſo kennen Sie auch wohl nicht die Waſſerſucht, die macht, daß den Leuten Bauch, Arme, Schenkel, ſchwellen, und zwiſchen Haut und Fleiſch ſich ein ſtinkendes Waſſer ſammlet?

N. Weis nichts von Waſſerſucht.

J. Und alſo auch wohl nichts von der Schwindſucht, die da macht, daß die Lunge verfault, und ſtückweiſe aufgehuſtet und ausgeſpuckt werden muß?

N. Hol mik Teufel! in O-Taheiti man nicht weis von Schwindſucht.

J. Auch nichts vom Stein, der in der Blaſe wächſt, der ſchreckliche Schmerzen und Blutharnen verurſacht?

N. Weis nicht von die Stein.

J. Auch nichts von veneriſchen Krankheiten?

P. Ja,

R. Ja, davon ik weis. Nennt man ſie bey uns frankoſi, hab ſie mit zu uns bracht die Franzoſen. Hab ſie auf einmal gehabt.

J. Auf dieſe Art haben Sie einen hohen Grad von Cultur erlangt.

R. Jſt die Frankoſi auch Cultur?

J. Wenigſtens eine Folge davon. Und alle die Krankheiten, die ich vorhin nannte, ſind Folgen der Cultur.

R. Hol ſik Teufel eure Cultur!

J. Ja, Freund! die Cultur, die Sie bekommen haben, verdient allerdings verflucht zu werden. Der roheſte Menſch iſt glücklicher, als ein ſolcher, der die Cultur hat, die Sie itzo beſchrieben haben. Er genießt ſeine wenigen Freuden ungeſtört, und kennt eine Menge Leiden nicht, die dieſe Cultur mit ſich führt.

R. Möchte wohl wieder reiſen nach O-Taheiti.

J. Wenn Sie keine andere Cultur bekommen, als dieſe: ſo wollte ich es Ihnen ſelbſt rathen.

Fortſetzung.

Während dieſes Geſprächs bemerkte ich, daß weit und breit alle Wege mit

Menſchen bedeckt wurden, die alle nach Zenterfeld zu zogen. Was giebt es da? fragte ich den Poſtillion.

P. Es iſt heute eine Execution in Zenterfeld.

J. Gott erbarme dich! Worinne beſteht denn dieſe Execution?

P. Es wird ein armer Sünder gerädert.

J. Gerädert? Wie rädert man denn hier zu Lande?

P. Haben Sie das noch nicht geſehn? Da muß ſich der arme Sünder auf die Erde auf den Rükken legen, Arme und Beine ausſtrekken, die werden angebunden, und werden Latten unter die Arme, Beine und Bruſt gelegt; darnach nimmt der Henkersknecht ein Rad und zerſchmeißt dem armen Sünder erſt die Arme und Beine, daß das Mark herausfließt, hernach zerſchmettert er ihm die Bruſt. Das heißt der Gnadenſtoß.

Herr Alkiburaziniko zitterte, während dieſer Erzählung, am ganzen Leibe, ſo wie ich auch, druckte ſich an mich, faßte meine Hand, und fragte: Js ſich das auch die Cultur?

Nein, antwortete ich, das iſt Barbarey.

Da is ſich, fuhr er fort, die Barbarey nicht in O-Taheiti.

Aber, fuhr ich zu dem Poſtillion fort, was hat denn der arme Menſch begangen, daß man ſo unmenſchlich mit ihm verfahren will?

P. Straßenraub.

J. Straßenraub? nun das iſt freylich ſchrecklich. Da wird er vermuthlich viele Menſchen umgebracht haben?

Was wollte doch der arme Teufel umgebracht haben! Er hat weiter nichts gethan als geſtohlen.

J. Aber der Diebſtahl wird von großer Wichtigkeit ſeyn?

P. Je wenn auch der ganze Bettel zwey Gulden importirt. Ein Schock Käſe hat er ſeinem Nachbar abgenommen, da er des Nachts in die Stadt gehen wollte.

J. Schwärmſt du, Menſch, oder was fehlt dir? Um ein Schock Käſe willen laßt ihr die Leute rädern?

P. Ich will nicht geſund da auf dem Pferde ſitzen, wenn es nicht wahr iſt. Es murren auch alle Leute darüber. Und wenn ich meine einfältige Meynung davon ſagen ſoll, ſo ſollte man den Gerichtshalter rädern laſſen. Denn der läßt den armen Bauern die Kühe und Pferde aus dem Stalle führen, und das Bette unter dem Leibe wegnehmen. Wenn der arme Schelm, um ein Schock Käſe willen, ſoll gerädert werden, ſo müßte der Gerichtshalter wenigſtens geviertheilt werden. Es geht aber immer, wie mein Großvater, tröſte ihn Gott, ſagte: die kleinen Diebe hängt und rädert man, die großen Diebe fahren in der Kutſche.

Itzo kamen wir in Zenterfelde an, wo ein ſolcher Zuſammenfluß von Menſchen war, daß wir kaum durchfahren konnten.

Es iſt doch ſonderbar, daß die Neugier, etwas Schreckliches zu ſehen, bey dem Menſchen beynahe eben ſo groß iſt, als die Neugier nach angenehmen Auftritten. Ich konnte mich nicht überwinden, mit der Poſt weiter zu gehen, ſondern ließ meinen Coffre abpakken und blieb in Zenterfeld, um einen Auftritt mit anzuſehen, vor dem meine Natur zurückbebte. Herr Alkiburaziniko reiſte aber weiter.

Voll banger Erwartung gieng ich aus dem Wirthshauſe, wo ich meinen Coffre abgeſetzt hatte. Beynahe wäre ich umgeſtoßen worden, da ich aus der Thür ſchreiten wollte. Ein junges, raſches, Bauermädchen ſprang ſo unvorſichtig zur Thür herein, und ſtieß ſo ſtark an mich, daß ich zurück an die Wand fiel. Hinter ihr drein kam ein junger Menſch, mit einer weißen Feder auf dem Hute, geſprungen, der das Mädchen auf die unverſchämteſte Art, vor meinen Augen, umarmte, und die Hand in ihren Buſen ſteckte.

Schämen Sie ſich, ſagte ich heftig. Wie können Sie ſo leichtſinnig, ſo unverſchämt ſeyn? Wiſſen Sie nicht, daß heute einer Ihrer Mitmenſchen, um ein Schock Käſe willen, ſoll gerädert werden?

Meinetwegen, ſagte der Freche, mag er geviertheilt werden. Und trieb ſeine Unverſchämtheit immer weiter.

Ich eilte von ihm, und gieng unter das Volk. Hier ſahe ich eine Menge Krämertiſche, mit Gebaknen, Wein, Brandwein, Honigkuchen, Braten und allerley andern Eßwaaren aufgeſtellt, und bey jedem einen Mann oder Weib ſtehen, die ihre Waare feilboten.

An dem einen Tiſche bewirthete ein junger lebhafter Mann einige, eben ſo lebhafte, Frauenzimmer, und brachte, da ich eben vorbeygieng, die Geſundheit aus: es lebe die Maskerade! welche mit einem lauten Gelächter von dem Frauenzimmer aufgenommen wurde.

Da ich mich erkundigte, wer er wäre? erfuhr ich, es ſey der Stadtrichter aus dem nächſten Städtchen.

Ich gieng weiter, und ſtieß auf eine Menge betrunkne Bauern, die jauchzten und taumelten, und mich wieder würden umgeſtoßen haben, wenn ich ihnen nicht ausgewichen wäre.

So wenig Theilnehmung beweiſen die Menſchen bey dem Elende und den Martern ihrer Brüder. Vielleicht iſt eben deswegen ſo vieles Elend auf der Erde, weil jeder Erdbürger durch den Kützel ſeiner Sinne ſich ſo betäuben läßt, daß er den Bruder, der neben ihm verhungert oder gerädert wird, nicht bemerkt.

Wehmüthig ſahe ich mich um nach einen Menſchen, dem ich meine Empfindung mittheilen könnte. Da erblickte ich einen kurzen, unterſetzten, Mann, der ernſthaft in tiefen Gedanken auf und ab gieng, und wie ich hernach erfuhr, Rector in einer benachbarten Stadt war. An dieſen wendete ich mich. Sie wollen, ſagte ich, die Execution vermuthlich auch mit anſehen?

Ach Gott ja! war ſeine Antwort. Mein Herz blutet mir zwar im Leibe, wenn ich an die ſcheusliche Scene denke, aber — ſehen muß ich ſie doch. Kann ich gleich den Elenden nicht retten, ſo wird doch das Herz durch den Anblick erſchüttert, und das Gefühl für des Mitbürgers Leiden wieder rege gemacht.

Guter Mann! antwortete ich, Gott ſegne Sie für Ihre Theilnehmung! Wo iſt itzo der Elende, der zum Schlachtopfer beſtimmt iſt?

Im Kerker, antwortete er. Wollen Sie ihn ſehen, ſo kommen Sie mit mir; mein Bruder bereitet ihn zum Tode: dieß wird mir die Erlaubniß zum Eintritte auswirken.

Ich folgte ihm, und wurde mit ihm in das Gefängniß eingelaſſen. Hier ſaß der Delinquent an einem Tiſche, der mit Braten, Gebacknen und Fiſch und Wein beſetzt war, das ihm mitleidige Menſchen zugeſchickt hatten. Neben ihm ſaß der Geiſtliche.

Da ſehen Sie, flüſterte mir der Rector ins Ohr, das Bild von der Menſchenliebe unſers Jahrhunderts. Geben thut ſie wohl, wenns aber auf Handeln ankommt, wenn ſie etwas

Mühe und Beſchwerde übernehmen ſoll, um einen Unglücklichen zu retten, ſo zieht ſie ſich zurück. Sie traut ſich nicht, um einen armen Menſchen vom Rade zu befreyen, von ihrem Lehnſtuhle aufzuſtehen, ſondern ſchickt ihm lieber eine Torte und eine Bouteille Wein, um ihm damit den Anblick des ſchrecklichſten Todes erträglich zu machen. Hätte ich noch ſechs Menſchen finden können, die ſo, wie ich und mein Bruder, gedacht hätten — ſo wahr Gott lebt, der Menſch hätte müſſen gerettet werden.

Ich drückte ihm die Hand, und Thränen traten mir in die Augen.

Meine ganze Aufmerkſamkeit war itzo auf den Delinquenten und auf den Geiſtlichen gerichtet. Jener aß eine Kalbes-Niere und gebackne Pflaumen, und trank Wein dazu, und hatte ſchon ſo viel getrunken, daß er bereits ſtammelte. Dieſer war in augenſcheinlicher Verlegenheit und Unentſchloſſenheit.

Armer Mann! ſagte er zu den Delinquenten, es iſt die Zeit kurz, da wir noch beyſammen ſind. Seht, es iſt ſchon eine Viertelſtunde wieder vorbey, und etwa eine Stunde habt ihr noch zu leben;

den; bedenkts doch, eine einzige Stunde, dann ſteht ihr vor Gottes Richterſtuhle.

D. Das iſt mir eben recht. Da gilt noch Recht. Da will ich ſchreyen: Zeter, über den Gerichtshalter! Zeter, über die Univerſitäten! Zeter, über den Fürſten! über alles will ich Zeter ſchreyen.

G. So faßt euch doch! werft euch doch in die Arme eures gekreuzigten Heilandes, haltet euch doch feſt an ihn: der will ja keinen hinausſtoßen, der zu ihn kommt.

D. Das will ich auch thun. Denn unſer Heiland ward ſo gut unſchuldig gekreuzigt, als ich unſchuldig gerädert werde.

G. Um Gottes willen! häuft doch nicht Sünde auf Sünd! Unſer Heiland konnte ſagen: wer kann mich einer Sünde zeihen! Könnt ihr das auch?

D. Nein, das kann ich nicht, und das iſt auch] meine Meynung gar nicht. Ich bin ein armer Sünder, und bin auch ein Dieb; verſtehn Sie mich wohl, Ihro Ehrwürden, und bin auch Strafe werth, das weis ich alles wohl, aber das Rad habe ich nicht verdient. Und wenn ſie mich für einen jeden Käſe, den ich geſtohlen habe, einen Monat ins Zuchthaus geſetzt hätten, da wäre es hart, hart, hart wäre es, das iſt nun einmal wahr, aber ich hätte es wollen leiden, ich hätte keinen Muks wollen thun. Denn ich bin nicht auf den Kopf gefallen, ich weis alle wohl, daß Strafe ſeyn muß, wenn die Welt beſtehn ſoll. Aber das Rad habe ich nicht verdient, dabey bleibe ich, darauf will ich leben und ſterben, und will mich darauf rädern laſſen. (Hier trunk er ein großes Glas Wein aus.) Denn nehmen Sie nur ſelbſt hin, Jhro Ehrwürden, wenn ein armer Teufel ſoll geradebrecht werden, der ein Schock Käſe geſtohlen hat, was will man denn mit dem thun, der ſeinem Vater die Kehle abſchneidet?

G. Da bleibt ihr nun immer bey eurem Schock Käſe ſtehen. Davon iſt aber gar nicht mehr die Rede. Die Rede iſt ja vom Straßenraube. Den habt ihr unleugbar begangen. Und auf den Straßenraub iſt das Rad geſetzt. Wie ihr wißt.

D. Leider Gottes! weis ich es nun. Aber warum hat man mir es denn nicht eher geſagt?

Warum laſſen Sie denn ſo etwas nicht in den Katechiſmen drukken? Warum verleſen Sie es denn nicht vom Predigtſtuhle? Hätte ich gewußt, daß das Rad auf dem Straßenraube ſtünde, der Henker hätte mich reuten müſſen, daß ich die lumpichen Käſe genommen hätte. Hätte ich nur gewußt, daß der Staupbeſen drauf ſtünde, ich hätte es mir nicht in die Gedanken kommen laſſen. Ich bin ein dummer Bauer, das iſt wahr, und habe kein Latein gelernt, das leugne ich nicht, aber ſo viel Verſtand habe ich doch in meinem kleinen Finger, daß ich meinen kleinen Jungen nicht eher ſtrafe, bis ich ihm die Strafe vorher angedroht habe. Wenn ich einen Topf voll Milch in die Stube ſetzte, da ſagte ich allemal: Junge, da ſteht Milch, nimm mir nichts davon; wer mir Milch nimmt, der kriegt ein paar Tachteln hinter die Ohren. Wenn er nun nicht hören wollte, und wollte nicht hören, da hatte ich Grund und Urſache Tachteln auszutheilen. Warum machen es denn die Gelehrten nicht auch ſo? ſie wollen ja ſo klug ſeyn? Da haben ſie aber lateiniſche Bücher, die unſer eins ſein lebelang nicht geleſen hat, und nicht leſen kann, und keinen Verſtand, und keine Motion, gar nichts draus nehmen kann, und wenn nun unſer eins einen dummen Streich macht, da ſoll man auch die Strafe ausſtehn, die in den Büchern drauf ſteht.

G. Aber das müßt ihr doch eingeſtehen, daß ihr unrecht gethan habt?

D. Das weiß ich ja. Lieber Gott! davon iſt ja die Rede gar nicht. Aber das Rad habe ich nicht verdient.

G. Und es iſt euch auch wohl leid!

D. Das Gott erbarme! es wird mir ja leid ſeyn. Und wenn ich dem Kerle, dem ich die Käſe abnahm, ſo ſchwer Gold geben ſollte, als die Käſe gewogen, ich wollte es ja thun, ich wollte ja arbeiten, daß das Blut unter den Nägeln vorſprützen ſollte, um das Geld zu verdienen.

G. Und ihr habt doch wohl keinen Haß gegen eure Obrigkeit?

Der Delinquent that eben den Mund auf, um zu antworten, als der Gerichtsdiener mit dem Henker hereintrat. Nun Klaus, ſagte der erſtere, nun will ich euer Geſchmeide abnehmen. Habt Courage! es iſt um eine böſe Viertelſtunde zu thun, ſo iſt alles überſtanden. Ihr ſeyd der erſte nicht, der den Gang geht, und werdet auch wohl der letzte nicht ſeyn. Darauf nahm er ihm die Ketten ab, und der Henker band ihm die Hände auf den Rükken.

Der Geiſtliche war durch dieſen Auftritt ſo aus ſeiner Faſſung gebracht, daß er nichts ſagen konnte, und der Delinquent war ganz ſprachlos.

Sobald der Henker den Delinquenten auf die Straße brachte, ſtimmte der Schulmeiſter mit den Schulknaben den Vers an:

Wenn ich vor Gericht ſoll treten,
Da man nicht entfliehen kann,
Ach, ſo wolleſt du mich retten,
Und dich meiner nehmen an, u. ſ. w.

Das ganze verſammlete Volk ſtimmte bey, und begleitete ihn unter dieſem Geſange, bis zu dem Platze, da das Gericht ſollte gehalten werden.

Hier war eine lange ſchwarze Tafel, und um dieſelbe ſchwarze Stühle geſetzt. Auf den beyden oberſten ſaßen der Gerichtsherr und der Gerichtshalter, und auf den übrigen die Vorſteher der Gemeine. Als der Henker den Delinquenten vor die Tafel geſtellt hatte, klagte er ihn an, auf Straßenraub. Der Gerichtshalter fragte den Delinquenten, ob er der Anklage geſtändig ſey?

Und als dieſer mit einem Kopfnikken es bejahet hatte, ſo verlas man das Todesurtheil, und brach über ihm den Stab. Und in eben dem Augenblikke ſtunden auch alle Gerichtsperſonen auf, ſtießen Tafel und Stühle um, und ſchrien: Zeter! Zeter! Zeter!

Das war ein ſchrecklicher Anblick, einen Menſchen, mit ſolchen Feyerlichkeiten, aus der Geſellſchaft der Lebenden hinausſtoſſen zu ſehen. Wäre er der Mörder eines Unſchuldigen geweſen, ſo würde ich dieſe ganze Feyerlichkeit mit Ehrfurcht betrachtet haben. Aber um ein Schock Käſe willen, ſolche Zurüſtungen machen zu ſehen, von Leuten, die vielleicht zum Theil größere Sünder waren, als der Ausgeſtoßne, das erfüllte mich mit dem innigſten Abſcheu. Ich ſchlang meinen Arm um den Rector und ſagte: wollen wir nicht auch Zeter ſchreyen? der Elende iſt ein Dieb, ſeine Richter ſind Mörder; wer von beyden iſt denn der größte Sünder?

Ein neuer Auftritt aber verhinderte den Rector, mir zu antworten. Die Frau des Delinquenten arbeitete ſich durch die Menge durch, ſtürzte mit fliegenden Haaren auf ihren Mann los, ſchüt-

telte

küßte ihn, wie wüthend, und ſchrie: zu tauſend guter Nacht, lieber Mann! zu tauſend guter Nacht!

Zu tauſend guter Nacht, lieber Vater! lieber Vater! gute Nacht! gute Nacht! ſo ſchrien die Söhne des Unglücklichen, die mit ihren Händen an der Mutter Kleidern hiengen.

Der Gerichtsdiener riß ſie weg, und trieb ſie wieder unter die Menge zurück. Da gerieth das Weib in die wildeſte Verzweiflung, ſtreckte die Arme weit von ſich, und ſchrie: Allmächtiger Gott, erbarme dich! Herr Jeſus Chriſtus, erbarme dich!

Und die Kinder ſchrien: ach! mein armer Vater! mein armer Vater! ach Gott, erbarme dich!

Der Zug gieng fort, und ſang: Herzlich lieb hab ich dich o Herr, und die unglückliche Familie ſchrie immer drein: Gott erbarme dich!

Der Zug war nun bey dem Todeshügel angekommen, der Delinquent wurde entkleidet, als ein Courier mit verhängtem Zügel über den Acker ſprengte. Sobald er ſo nahe war, daß man ihn hören konnte, ſchrie er, ſo ſtark er ſchreyen konnte: Pardon! Pardon!

Auf einmal wurde die Luft mit lautem Freudengeſchrey erfüllt. Pardon! Pardon! ſchrie alles, was ſchreyen konnte, und der Courier überbrachte dem Gerichtshalter ein Begnadigungsſchreiben, vom Fürſten.

Ihr habt Pardon, ſagte dieſer zum Delinquenten. Aber dieſer war ſchon wie todt, und gab kein Zeichen von Freude mehr von ſich. Ihr habt Pardon, hört ihr es denn nicht, ſagte der Henker. Er ſah ihn ſtarr an, und antwortete nichts.

Der Gerichtshalter gab ſeinem Bedienten Befehl, einen Chirurgus aufzuſuchen, der dem Geretteten eine Ader ſchlüge.

Während der Zeit, da dieſer geſucht wurde, winkte der Geiſtliche, daß die Verſammlung ſtille ſeyn ſollte. Der Wink that ſeine Wirkung; es erfolgte eine allgemeine Stille. Da kniete der edle Mann nieder, breitete ſeine Hände gen Himmel, und rief, ſo laut er konnte:

Barmherziger Gott! ich danke dir, daß du Gebet erhöret haſt, daß du gehöret haſt das Seufzen des Gefangnen, und losgemacht das Kind des Todes. Das werde geſchrieben auf die Nachkommen, und das Volk, das geſchaffen werden ſoll, das wird dich, du ſtarker Erretter, loben! Gott! Vergelter! belohne unſern guten Fürſten Carl, daß er barmherzig geweſen iſt, wie du barmherzig biſt, du allbarmherziger Gott, der du nicht Luſt haſt am Tode des Sünders, ſondern willſt, daß er ſich bekehre und lebe. Allbarmherziger! laß dieſe Stätte nie wieder mit Menſchenblut befleckt werden, daß es nicht zu dir um Rache rufe, und du dein Angeſicht nicht von uns wegwenden darfſt, weil unſere Hände voll Blut ſind. Amen! Amen!

Dieß Gebet erſchütterte das ganze Volk ſo ſehr, daß ich wenige trockne Augen ſahe. Sobald es geendigt war, rief einer: es lebe unſer guter Fürſt Carl! und alles ſtimmte bey, was rufen konnte: Es lebe unſer Fürſt Carl. So ein lärmendes Geſchrey, das aus dem Innerſten des Herzens kam, habe ich mein lebelang nicht gehört.

Itzo kam das Weib des Delinquenten, mit ihren Kindern, arbeitete ſich durch, mit einer Freude, die beynahe Wuth war. Platz gemacht, rief ſie, ich muß bey meinen Mann! meinen

Mann muß ich ſehen; und die Kinder ſchrien: Ach, der gute, gute Vater! Gott Lob und Dank! daß wir ihn wieder haben! Ach du lieber Herr Jeſus! haſt uns unſern Vater gelaſſen.

Sie kletterten den Todeshügel hinauf, umarmten den Elenden, aber dieſer erwiederte die Umarmung nicht. Er ſank ohnmächtig darnieder.

Der Geiſtliche wurde unwillig, und ſchrie: iſt kein Barbierer da? Da brachten zwey Bauern einen herbeygezogen. Der Geiſtliche fuhr heftig auf ihn los, und fragte: ob er Aderlaßzeug bey ſich habe?

Das habe ich wohl bey mir, antwortete er ganz kalt.

G. So komm er geſchwind, geſchwind! und laſſe er dem armen Menſchen Ader, ehe er ſtirbt. Seh er! er iſt ſchon ganz gelb. Geſchwind, mein Gott! was zaudert er denn?

B. Daß ich doch kein Narr wäre und ließe dem Kerl Ader. Das laß ich wohl bleiben.

G. Wie? Menſch? du willſt nicht Ader laſſen? Du willſt deinen Bruder dahin ſterben laſſen, den du retten könnteſt?

B. Ey, gehorſamer Diener! Einen Kerl, der unter Schinders Händen geweſen iſt, den rühre ich nicht an, und wenn ich tauſend Thaler zu gewinnen wüßte. Ehre geht über alles.

G. (Stieß ihm mit geballter Fauſt vor die Bruſt.) Menſch! kann es denn eine größere Ehre geben, als die, einem Menſchen das Leben retten?

B. Ein Wort ſo gut als zehen, ich laſſe nicht Ader.

G. Haſt du nicht geleſen: wir ſollen das Leben für die Brüder laſſen? und du willſt nicht einmal ein Bischen Ehre für deinen Bruder laſſen?

B. Das hilft nun nichts. Kurz und gut, ich laſſe nicht Ader.

Da wollen wir ihm Ader laſſen, Bruder! ſagte der Rektor, zog ihm einen Schuh und Strumpf aus, und friſch ein Federmeſſer heraus, und in eine Ader geſtochen. Es kam aber nur wenig Blut.

Mir fiel ein, daß ich bey dem Aderlaſſen geſehen hatte, daß die Barbierer den Fuß bisweilen unterbanden. Ich lößte alſo mein Strumpfband ab, band es dem Ohnmächtigen um die Wade, und das Blut floß etwas ſtärker. Unterdeſſen ſprang ein junges Mädchen bey, brachte ein Fläſchchen Spiritus, mit zitternder Hand, und bat uns, ihn damit zu beſtreichen. Und ſo ſtellten wir ihn denn wieder her, und verbanden ſeine Ader.

Wie er aber nun wieder nach Hauſe kommen ſollte? das war die Frage. Denn gehen konnte er unmöglich, weil er kaum im Stande war, zu ſtehen.

Ich gieng zu den Gerichtshalter, der mit einem ſchönen vierſitzigen Wagen nach der Execution gefahren war, und bat ihn: liebſter Mann! wollten Sie nicht den Unglücklichen wenigſtens auf ihren Kutſchbock ſetzen laſſen?

G. Sind Sie närriſch, oder was fehlt Ihnen?

J. Aber, mein Gott! warum nehmen Sie denn das ſo übel auf? Es iſt ja ein Menſch, für den ich bitte. Wenn Sie einen Budel hätten, der ſo müde wäre, daß er nicht weiter könnte, wollten Sie ihn nicht in Ihren Wagen nehmen?

G. Das verſteht ſich. Der Kerl iſt ja aber weniger werth, als ein Budel!

J. Gott verzeih es Ihnen. Er iſt ein Sünder. Für ſeine Sünden hat er gebüßt, nun iſt er mit der menſchlichen Geſellſchaft wieder ausgeſöhnt. Wenn er ſich beſſert, ſo wird ihn Gott in ſeinen Himmel nehmen, und Sie wollen ihn nicht einmal in Ihren Wagen nehmen?

Da wandte er ſich von mir, und ſchwur, ich wäre nicht wohl geſcheut.

Solche Demonſtrationen, ſagte ein langer, anſehnlicher, Herr, der neben mir ſtund, machen Sie des Gerichtshalters Budel! Der wird ſie zehnmal eher begreifen als ſein Herr. Niklas! allons! hey! hebt den armen Menſchen in meinen Wagen, ihr Bauern helft, und wer ein chriſtliches Herz hat, der ſetze ſich zu ihm. Er iſt ein Menſch! ein Menſch iſt er! ſchrie er ſo heftig, daß er braun wurde, und von einem Menſchen darf niemand die Hand abziehen, wer ſich zu den Menſchen rechnet. Er iſt ein Sünder, das iſt wahr! wenn aber alle ſollten gerädert werden, die aus dieſer Volksmenge eben ſo große Sünder wären, ſo möchte wohl der Henker den ganzen Tag mit Rädern nicht fertig werden.

Nun drängte ſich jedermann zu, den armen Menſchen in den Wagen zu bringen, und jeder wollte bey ihm ſitzen, damit er für einen Menſchen gehalten würde. Der Wagen fuhr fort, und der ganze Hauſe folgte unter lautem Geplappere nach.

Fortſetzung.

Ich gieng mit dem Rector, dem die Freude aus den Augen funkelte, und erfuhr von ihm, daß der edle Mann, der ſich des Elenden ſo großmüthig angenommen hätte, ein Baron von Gutheim ſey, ein Vater des lieben Mädchens, das den Spiritus brachte.

Wir redeten noch verſchiednes über Verbrechen, Straſen, Menſchheit, Großmuth u. dergl. da ich aber am wärmſten ſprach, brach der Rector ab, und ſagte, nun muß ich mich von Ihnen trennen, hierein geht der Weg nach meinem Städtchen.

Ich drückte ihm die Hände, ſah ihn an — er ſtund in Gedanken, und ſagte endlich: ſehn

Sie doch nach ihrer Uhr! Wenn es noch nicht zwölfe geſchlagen hat, ſo kann ich noch ein Viertelſtündchen mit Ihnen gehen.

Ich verſicherte, ich habe meine Uhr nicht bey mir, denn ich hätte ſchon darnach ſehen wollen, da die Familienſcene ſich eräugnet hätte, hätte ſie aber ſchon dazumal vermißt. Vermuthlich hätte ich ſie im Gaſthofe gelaſſen.

Er behauptete aber, ich hätte ſie noch im Kerker gehabt, und hätte darnach geſehen.

Wenn ich ſie im Kerker gehabt habe, war meine Antwort, ſo iſt ſie mir geſtohlen. Ich durchſuchte alle meine Taſchen, aber da war keine Uhr zu finden.

Der Rector ſchlug in die Hände! Da ſieht man, ſagte er, die Wirkung der Todesſtrafen! Nichts, nichts, wirken ſie! unterdeſſen, daß der Dieb gehangen und gerädert wird, wird geſtohlen. Und doch iſt man noch ſo verblendet, daß man die Todesſtrafen beybehält. Kommen Sie geſchwind, laſſen Sie uns die Sache dem Gerichtshalter anzeigen.

Wir giengen zu ihm. Herr Gerichtshalter, ſagte ich, ſobald ich in ſein Zimmer trat, da hat jemand meine Uhr geſtohlen, wollen Sie nicht die Gütigkeit haben, und dafür ſorgen, daß ich ſie wieder bekomme?

G. Wiſſen Sie, wer ſie geſtohlen hat?

J. Das nicht.

G. Was wollen Sie denn da bey mir haben? Bringen Sie mir den Menſchen, der der Thäter iſt, ſo ſoll über ihn gehen, was Rechtens iſt.

J. Und was iſt Rechtens?

G. Nu — nu — nu — das wird ſich zeigen, nach Beſchaffenheit der Umſtände.

Der Rector fiel ihm in das Wort, und ſagte: da würde es wohl wieder etwas zu Rädern geben, wenn der Thäter herausgebracht würde? oder wohl gar etwas zu Viertheilen?

G. Was — was — was wollen Sie damit ſagen?

R. Wenn ſie einen Menſchen haben wollen rädern laſſen, der ein Schock Käſe ſtahl, ſo müſſen ſie doch wenigſtens den viertheilen laſſen, der eine Uhr geraubt hat!

G. Es kömt alles auf die Umſtände an.

R. Was meynen ſie für Umſtände? Sie meynen gewiß die Grade der Moralität?

G. Was iſt das, Moralität?

R. Ey, ey ein Mann, der über Leben und Tod urtheilt, weis nicht was Moralität iſt!

G. Nicht zu naſeweiſe, Herr Rector!

R. Das will ich gar nicht ſeyn. Aber ein Mann von ihren Jahren! Sie ſind doch, glaub ich, vierzig Jahr?

G. Bitte um Verzeihung! Künftige Woche trete ich das ſechs und vierzigſte Jahr an.

R. Alſo ein Mann von fünf und vierzig Jahren, der noch nicht weis, was Moralität iſt, der verſteht es auch nicht, wenn man es ihm erklären will.

G. Was ſagen Sie da? ich glaube, Sie wollen mich beleidigen? Wiſſen Sie nicht, daß Sie in meinem Hauſe ſind?

R. Mein lieber Herr Gerichtshalter, daß ich in ihrem Hauſe bin, weis ich, und beleidigen will ich Sie gar nicht. Mein Herr Gerichtshalter, beleidigen will ich Sie nicht. Aber durch die Umſtände, darauf es bey dem Entwenden der Uhr dieſes Herrn ankommt, verſtehen Sie wohl die Erziehung, die der Thäter genoſſen hat!

G. Ja, ja, das iſt ſo etwas.

R. Und

R. Und die Bewegungsgründe, die er dazu gehabt hat?

G. Ja, ja, das iſt ſo etwas.

R. Und die Abſichten, die er bey der That hatte?

G. Herr Rector! das ſind alles Schulfüchſereyen, de internis non judicat eccleſia. Es kömmt hier alles auf den Ort an, wo der Diebſtahl geſchehen iſt.

R. Wenn er alſo im Dorfe geſchehen wäre?

G. Da kommt der Kerl ins Zuchthaus.

R. Und wenn er auf dem Felde geſchehen wäre?

G. Da wird er gerädert.

R. Nun iſt aber vor dem Dorfe ein Plätzchen, das iſt nicht recht Dorf, und nicht recht Feld, wenn nun die That da geſchehen wäre?

G. Hum, hum, ich weis nicht, was Sie mit alle den Spitzfündigkeiten haben wollen. Ich glaube, Sie wollen mich examiniren?

R. Behüte Gott! ich werde Sie ja nicht examiniren wollen! einen Herrn Gerichtshalter, der über Leben und Tod urtheilt! Ich bin ja nur ein Laye. Ich traue mich nicht einen Hund zum Tode zu verurtheilen, und ſollte einen Mann examiniren wollen, der die Menſchen zum Tode verurtheilt? das ſey ferne! So viel ich aber davon verſtehe, dächte ich, es wäre am Beſten, man ließe den Kerl halb rädern.

G. Ja, ja.

R. So etwa den rechten Arm entzwey gequetſcht, und das rechte Bein zerſchmettert. Nicht wahr, Herr Gerichtshalter?

G. Ich habe den Caſum noch nicht in Terminis gehabt.

R. Ich wünſche, daß Sie ihn auch nicht bekommen mögen. Alſo können Sie dem Herrn wohl nicht zu ſeiner Uhr verhelfen?

G. Was an mir iſt, will ich gern thun. Aber vor allen Dingen muß Caution, wegen der Gerichtskoſten, gemacht werden.

R. Und wie viel?

G. Wie viel? wie viel? wenigſtens funfzehn Thaler.

R. Lieber Herr Gerichtshalter! Dieſer Herr iſt ein Reiſender, er muß jeden Pfennig zu Rathe halten. Ich glaube nicht, daß er funfzehn Groſchen entübrigen kann.

G. Da kann ich ihm auch nicht helfen. Der Juſtiz kann ich nichts vergeben. Haben Sie noch etwas zu ſagen?

R. Nur noch ein paar Worte, Herr Gerichtshalter. Wenn Sie alſo dem Herrn nicht Gerechtigkeit verſchaffen, ſo muß er ſie ſich wohl ſelbſt verſchaffen?

G. Das kann er probiren.

R. Wenn er alſo den Thäter findet, ſo kann er ihn bey der Gurgel kriegen, ihn niederwerfen, die Ribben zuſammen treten, und ihm die Uhr wieder abnehmen?

G. Das kann er probiren.

R. Und der Thäter wird Gott danken, daß er ſo davon kommt. Denn, nach meinen wenigen Einſichten, wird er ſich lieber ein paar Ribben in den Leib treten, als Arm und Bein durchs Rad zerſchlagen laſſen.

G. Probiren Sie es nur! es ſoll Ihnen theuer zu ſtehen kommen.

R. Da hielten Sie es alſo nicht für Recht, Herr Gerichtshalter?

G. Zum Teufel! Was iſt denn das für Gewäſche? Das iſt ja ein Eingrif in die Juſtiz! Glauben Sie, daß das ungeahndet bleiben kan?

R. Alſo iſt in dieſem Lande, wie es ſcheint — gar kein Recht?

G. Herr, reſpectiren Sie den Fürſten, meinen gnädigſten Landesherrn!

R. Ich habe allen Reſpect für unſern Fürſten. Aber Recht iſt doch nicht im Lande. Denn wenn wir uns nicht Recht ſchaffen ſollen, und der Gerichtshalter, den der Landesherr zur Handhabung der Gerechtigkeit verordnet hat, will es auch nicht thun, wo ſoll man denn die Gerechtigkeit ſuchen?

G. Es iſt zwey Uhr, meine Herren! ich habe heute noch Amtsarbeit; haben Sie mir noch etwas zu ſagen?

R. Mit Ihrer Erlaubniß! nur noch ein paar Worte, Herr Gerichtshalter! Sagen Sie mir nur das Einzige noch, wie Sie es haben über ihr Herz bringen können, den armen Menſchen zum Rade zu verurtheilen, um ein Schock Käſe willen? Ich wüßte nicht, wie ich mich anſtellen würde, wenn ich nur einen Hund oder eine Katze verurtheilen ſollte, daß ihr die Beine zerſchlagen würden.

G. Habe ich ihn denn verurtheilt? Iſt er nicht durch den Ausſpruch dreyer Akademien verurtheilt

urtheilt werden? Herr Rector, ich dächte Sie blieben bey Ihrem Cornelius Nepos, und ließen ſich um das Jus unbekümmert: Denn wenn Sie das Jus verſtünden, ſo würden Sie nicht ſo wunderlich urtheilen; ſo würden Sie wiſſen, daß die Geſetze allen Straßenräubern, ohne Ausnahme, den Tod zuerkennen.

R. Freylich verſtehe ich das Jus nicht und bin ein juriſtiſcher Laye, aber eben deswegen nehme ich gern Belehrung an. Sagen Sie mir doch alſo: wo ſtehen denn eigentlich dieſe Geſetze?

G. Alle im Corpus juris.

R. So, ſo. Wie oft laſſen Sie denn das Corpus juris ihren Bauern vorleſen?

G. Sind Sie richtig im Kopfe, Herr Rector, oder ſchwärmen Sie? Wiſſen Sie denn nicht, daß das Corpus juris lateiniſch geſchrieben iſt? Ha! He! Hi! den Bauern ſoll ich das Corpus juris vorleſen laſſen —

R. Alſo richten Sie die Bauern nach Geſetzen, die ihnen nicht bekannt gemacht ſind. Herr Gerichtshalter! um Gottes Willen! wie iſt das möglich?

G. Das verſtehen Sie nicht, Herr Rector. Man hat ſo lange nach dem Corpus juris geſprochen, und haben es ſo viele weiſe und große Juriſten gut gefunden, da werden wir es deswegen auch nicht abändern, weil es der Herr Rector in N. nicht gut findet. Haben Sie mir noch etwas zu ſagen?

R. Ich will Sie gar nicht länger aufhalten. Nur eine Frage beantworten Sie mir noch. Haben Sie viele Mittel angewendet, um den Menſchen zu beſſern, ehe er zum Rade verurtheilt wurde?

G. Zum Teufel! was wollen Sie mit Ihrem pedantiſchen Gewäſche? Was geht mich denn die Beſſerung an? Darum bekümmert ſich der Juriſte nicht. Und kurz von der Sache zu kommen, ich habe mehr Geſchäfte, als daß ich ihr einfältiges Gewäſche anhören könnte. Adieu!

Mit dieſen Worten wandte er ſich um, gieng zum Zimmer hinaus, und nöthigte uns auf dieſe Art auch fortzugehen.

Der Rector gieng nach ſeinem Städtchen zu, und ich begleitete ihn eine Stunde weit. Das Geſpräch, das wir führten, betraf größtentheils die Juſtiz, von der er behauptete, daß ſie gar nichts tauge. Ich bin kein Juriſt, ſagte er zu verſchiednenmalen, aber das menſchliche Herz kenne ich. Und wenn ich unſer Jus mit der Beſchaffenheit des menſchlichen Herzens vergleiche, ſo paßt es darauf, wie eine Fauſt auf das Auge. Bedenken Sie ſelbſt, die Geſetze werden nicht publicirt, und doch werden die Leute darnach gerichtet; ſie dictiren immer Strafe, immer Strafe, nichts als Strafe; haben Sie aber auch von einem Geſetze je gehört, das Belohnung dictirte? Nichts als Strafe dictiren ſie, aber keine Vorſchläge, die Menſchen zu beſſern. Und die Beſſerung des Menſchen muß doch der Hauptzweck jeder Geſellſchaft ſeyn. Was hilft es denn, wenn die Einkünfte der Geſellſchaft ſich vergrößern, und ihre Häuſer verſchönern ſich, und die Aekker, und Schaaf- und Pferdezucht wird beſſer, wenn die Geſellſchaft nicht beſſer wird?

Sie werden mit ſolchen Predigten wohl wenig Glauben finden.

Ja wohl, war ſeine Antwort. Ich halte aber auch ſolche Predigten nicht eher, bis ich Leute vor mir habe, die mich verſtehen können. Mit dieſen Worten drückte er mir die Hand, und ſchied von mir.

Ich muß auch mit meinem Briefe von Ihnen ſcheiden, liebſter Herr Vetter, weil eben die Poſt, die über Holdersleben fährt, hier durchgeht. Nächſtens erzähle ich Ihnen die übrigen Ebentheure, die ich noch in Zenterfeld erfahren habe. Ich bin ſtets Ihr

Carl.

Dritter Brief.

Carl an den Oberſten von Brav.

Zenterfeld, den 18ten October.

Ich bin noch in Zenterfeld, liebſter Herr Vetter, und freue mich, daß ich ſchreiben kann, und jemanden habe, der ſich gefallen läßt, mein Geſchriebenes zu leſen. Die Poſt geht erſt heute von hier ab, das Wetter iſt ſo ſtürmiſch und regnicht, daß es mir unmöglich iſt auszugehen; was wollte ich alſo anfangen, wenn ich nicht ſchreiben könnte?

Ich hatte mir ein eignes Zimmer im Gaſthofe einräumen laſſen, und brachte da den Reſt des geſtrigen Nachmittags mit Briefſchreiben zu.

Abends wurde aber das Geſpräch, das in der Stube unter mir geführt wurde, ſo laut und ſo lebhaft, daß ich der Begierde, einen Zuhörer davon abzugeben, nicht widerſtehen konnte.

Ich gieng alſo in die untere Stube, wo ich, wie ich glaube, alle Bauern aus dem ganzen Dorfe verſammlet fand. Jeder hatte eine kurze Tobackspfeife im Munde, und eine Kanne Bier vor ſich. Wohin ich hörte wurde von nichts, als von Köpfen, Rädern, Hängen, Säcken und Verbrennen geſprochen. Vorzüglich zog ein langer Mann, der einen großen Hieb über die Stirne hatte, und, wie ich hernach erfuhr, ein abgedankter Dragoner war, meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Er führte an dem einen Tiſche das Wort, und hatte gegen zwanzig Bauern zu Zuhörern.

Um Erlaubniß zu haben, an dem Geſpräche Theil zu nehmen, ſtopfte ich mir auch eine Pfeife, ließ mir Bier geben, und ſetzte mich zur Geſellſchaft.

Ja, ſagte der Dragoner, ich meyne, Claus wird an den Tag denken, ſo lange ihm die Augen offen ſtehen. Dem giengs knap um den Kragen

gen herum. Wenn der Courier eine Viertelſtunde ſpäter kam, meiner Seele, da war er verleſen.

Kaſpar, ein Bauer, der ihm gegenüber ſaß, nahm das Wort, und ſagte: ich möchte nur wiſſen, wie es ſo einem Menſchen zu Muthe wäre!

D. Ja, wie ſollte es ihm zu Muthe ſeyn! Wenn der Stab gebrochen iſt, ſo weiß er ſchon nichts mehr von ſich.

K. Ich glaube es ſelber. Man kann es ſich ja an den Fingern abzählen, wie einem zu Muthe ſeyn muß, der nun weiß, nun iſts alle mit dir, in einer halben Stunde biſt du weg von der Welt. Herr Jeſus in deine Hände, wenn ich ſo bedenke, daß ich ſo ausgeführt würde —

D. Ich denke, ſo lange ich lebe, an den Dragoner, der einmal von unſerm Regimente gehänkt wurde. Er war mein Cammerad. Meiner Seele! ein Kerl, zwey Zoll höher wie ich, und ſah aus ſo ſchön, wie ein Mädchen. Menſchenaugen ſahen ihn gern. Da der unter den Galgen kam, gieng ich noch einmal bey ihn, drückte ihm die Hand, und ſagte: leb wohl! Cammerad, leb wohl, kennſt du mich nicht mehr? Antwortet mir aber der Kachelofen, ſo antwortete mir der arme Teufel. Er hörte und ſah nicht mehr.

J. Und warum wurde er denn gehänkt?

D. Ja, warum der Soldat gehänkt wird. Er war ein Kerl, der kein Kind betrübte; es war auch keine Klage über ihn gekommen, ſo lange er bey der Compagnie war. Aber er war deſertirt.

J. Was bewog ihn denn dazu?

D. Ich weis wohl. Ich war dabey, da er angeworben wurde. Da capitulirte er auf ſechs Jahr. Ja lieber Gott, die ſechs Jahr waren lange vorbey. Er ſupplicirte wohl zehnmal um ſeinen Abſchied, konnte ihn aber nicht kriegen. Da dachte er halt, er wollte ihn ſelbſt nehmen, es bekam ihm aber übel. Zweymal hatte er es ſchon probirt, und hatte Spiesruthen müſſen laufen, auf den dritten Ritt mußte er gar pampeln.

J. Iſt denn das aber wirklich wahr, daß ihm die Capitulation nicht gehalten wurde?

D. Und darüber wundern Sie ſich? Bey unſern Truppen wird keine Capitulation gehalten.

J. Da wäre es auch kein Wunder, wenn alles deſertirte. Ich glaube, ich ſelbſt gienge fort, wenn meine Capitulation zu Ende wäre, und man wollte mir den Abſchied nicht geben.

D. Ich wollte es Ihnen nicht rathen. Da iſt ſchon dafür geſorgt, daß ſo leicht keiner durchkommt.

J. Hatte denn der Menſch einen ſchmählichen Tod?

D. Einen gewaltig ſchmählichen Tod. Wie ihm die Kehle zugeſchnürt wurde, da wurde er kirſchbraun im Geſichte, und die Augen traten ihm heraus, wie die Kochlöffel, und er zappelte wohl noch eine Viertelſtunde am Galgen.

J. Das Gott erbarme! Aber ich habe es hundertmal geſagt, da weis es Gevatter Kroms, tauſendmal lieber will ich mich köpfen laſſen, als hänken. Denn da iſt es doch um einen Schlag zu thun, ſo iſt der Kopf herunter; aber am Galgen, ja da kann man noch eine Viertelſtunde zappeln.

D. Es iſt auch kein Kirſchlekken bey dem Köpfen. Wißt ihr noch Kroms, da die ſchöne Margarethe geköpft wurde? Wißt ihr noch?

Kr. Ja wohl! ja wohl! Da hieb ja der Scharfrichter dreymal. Einmal in die Schulter,

ter, das anderemal in das Kinn, und das drittemal gieng nicht einmal der Kopf ganz herunter. Der Scharfrichter mußte ſie umſtoßen, und den Kopf auf der Erde abſchneiden. Es ärgerten ſich ſelbigesmal auch alle Leute.

J. Was hatte denn die arme Perſon verbrochen?

Kr. Sie hatte ihr Kind umgebracht.

J. Das iſt freylich ſchrecklich.

Kr. Ja, lieber Gott! Sie haben gut reden. Wenn Sie aber an ſo eines armen Thieres Stelle ſeyn ſollten, da würden Sie auch anders pfeifen. Um ihre Ehre iſt ſie, nichts zu beiſſen und zu brechen hat ſie, den kleinen Wurm ſoll ſie ernähren; wo wills denn naus? Ich ſage ſo vielmal, wenn ihr Diebe, Mörder kriegt, hänkt ſie, rädert ſie, verbrennt ſie, viertheilt ſie, ich will kein Wort drum verliehren, aber wenn eine Kindermörderin hingerichtet wird — da möchte mir das Herz im Leibe ſpringen.

J. Konnte denn der Vater des Kindes das Mädchen nicht ernähren?

Kr. Es ernährt ſich, wenn man ſelber nichts, als das liebe Leben, hat.

J. Wer war denn Vater des Kindes?

Cr. Man redt nicht gerne davon. (leiſe ins Ohr) Es lag ein Cornet in dem Hauſe, wo ſie diente. Verſtehn Sie wohl? He! man weis ja ſchon, wie es da zu gehn pflegt.

J. Aber was geſchahe denn dem Menſchen?

Cr. Dem? Es hat keins darnach gefragt. Es hat kein Hahn drum gekräht.

C. Ja, wenn der böſe Feind einen einmal in ſeinen Strikken hat, da iſt alles verlohren. Beſinnt ihr euch noch auf Melchiorn?

Cr. Ja wohl! ja wohl!

C. Was das ſonſt für ein feiner ſtillerMenſch war, und ließ ſich den Teufel ſo reuten.

J. Nu? was that denn der Melchior?

C. Da hatte ſein Nachbar einen Baum in ſeinem Garten, mit Borsdorfer Aepfeln. Die Aepfel ſtachen ihm in die Naſe. Was thut er? ſteigt er nicht des Nachts über den Zaun und ſchüttelt ſich einen Sack voll?

J. Und ſie räderten ihn vielleicht deswegen?

C. Bewahre Gott! nein. Er kam nur an das Halseiſen. Aber von der Stunde an, da er am Halseiſen geweſen war, ihr wißt's noch, Gevatter Croms, war auch kein guter Geiſt mehr in ihm. Kein Nachbar wollte mehr mit ihm umgehn. Da gieng er immer vor ſich hin, und traute keinem Menſchen in die Augen zu ſehen. Am Ende gieng er unter eine Bande Diebe, wurde gehaſcht, und mußte pampeln. Man ſollte nicht meynen, daß es möglich wäre.

D. Ja, wer einmal ins Teufels Strikken geht, der geht drinne. Da ich in Darwich im Quartiere lag, da wurde einer verbrannt.

C. Verbrannt? Nein, das habe ich noch nicht geſehn. Ich habe ſehen hänken, rädern, köpfen, den Galgen vor die Stirne brennen, aber einen Menſchen verbrennen, habe ich noch nicht geſehen. Wie iſt denn das? ſtekken ſie ihn denn an einen Bratſpies, und halten ihn ins Feuer.

D. (nahm eine ſehr wichtige Miene an.) Ach, wo denkt ihr denn hin? Ich will es euch alles erzählen. Erſt aber will ich mir eine Pfeife Toback ſtopfen. Ihr habt ja de Velde, Croms, wollt ihr mir nicht eine Pfeife geben?

Cr. Von Herzen gern.

D. (Nachdem er ganz langſam die Pfeife geſtopft, an dem Lichte angezündet, und die Neugier des ganzen Auditoriums erregt hatte) Nun, da ſtellt euch einmal vor: Hier der Lichtknecht, der wäre eine dikke Säule, die in die Erde feſtgemacht iſt. Um dieſe Säule nun, wird erſt eine Schicht Stroh gelegt, dann eine Schicht Reisholz, dann eine Schicht Klafterholz, nun wieder eine Schicht Stroh, bis daß ein Haufen wird; wie ſoll ich denn ſagen, ja ohngefähr noch halb ſo hoch als ich. Das nennt man einen Scheiterhaufen. Auf dieſen Scheiterhaufen muß nun der arme Sünder, der Hänker und der Geiſtliche ſteigen. Der Hänker bindet den armen Sünder an die Säule, gemeiniglich ſchnürt er ihm auch gleich die Kehle zu, und der Geiſtliche ſegnet ihn ein. Darauf ſteigen beyde herunter, der Scheiterhaufen wird angeſteckt, und die Henker werfen ſo lange Holz zu, bis der arme Sünder zu Aſche gebrannt iſt.

C. Alle Hader! das muß ein ſchmählicher Tod ſeyn. Wie begann ſich denn der arme Sünder dabey?

D. Man konnte nicht viel von ihm, vor Dampfe ſehen. So viel ich aber ſehen konnte, ließ er gleich, da die Flamme in die Höhe ſchlug, den Kopf ſinken, und that keinen Muks mehr.

J. Was hatte denn dieſer für ein Verbrechen begangen?

C. Er war ein Mordbrenner.

J. Ein Mordbrenner! nun das iſt auch ein wahres Ungeheuer. Hat man denn gar nicht erfahren, was ihn zu dieſer Schandthat getrieben hat?

D. Freylich hat man es erfahren. Er hatte eine junge raſche Frau, die ſahe der Schulze im Dorfe gerne. Wenn der Mann den Rükken wandte, ſo gieng ſie zum Schulzen ſpielen. Deswegen hatte es ſchon lange Zank und Streit gegeben. Einmal war er in der Stadt geweſen, und dachte eine warme Bierſuppe zu finden, wenn er nach Hauſe käme. Ja, guten Morgen. Da war weder Bierſuppe noch Frau zu ſehen. Die Frau ſtack bey dem Schulzen. Der Mann ſchlich ihr nach, gukte zum Fenſter hinein, und ſah, daß ſie der Schulze im Arme hatte. Da wurde er ſo polniſch, daß er in der Hitze in des Schulzens Hof lief, und ihm das Haus über dem Kopfe anſteckte.

Ja ſo geht es in der Welt. Habt ihr den alten Thorſchreiber mit dem krummen Beine noch gekannt?

Hier gieng eine neue Mordgeſchichte an. Ich hatte aber bey den vorigen ſchon ſo viel gelitten, daß ich nicht länger aushalten konnte, ſondern der ganzen Bauerſchaft eine gute Nacht wünſchen, und mich auf mein Zimmer retiriren mußte.

Wenn es mit allen Miſſethätern ſo iſt, wie mit dieſen, deren Geſchichte hier erzählt wurde, ſo iſts wahr, daß ſie mehrentheils ſtrafwürdig, aber insgemein durch andre Menſchen unter ſolche Umſtände verſetzt worden ſind, daß ſie beynahe ſo ſeyn mußten, wie ſie waren. Dieſer Gedanke machte mir große Unruhe. Und kein Bauer empfand dieſe Unruhe, vermuthlich weil er das Unregelmäßige bey alle dieſen Vorfällen nicht fühlte. Beynahe ſcheint es, als wenn man bey der Unwiſſenheit glücklicher, als bey der Aufklärung, wäre. Ich habe dieſen Gedanken bereits an Freund Wenzel geſchrieben, und bin begierig, was er mir darauf antworten wird. Denn wahr iſts doch wirklich, je weniger ſich der Menſch über das Thier erhebt, deſto weniger Leiden kennt er, je höher er über daſſelbe ſteigt, deſtomehr vervielfältigt er ſein Elend.

Eben itzo bläſt der Poſtillion, und erinnert mich, meinen Brief zu ſchließen.

Ewig bin ich Ihr

Carl.

Vierter Brief.

Carl von Carlsberg an Henrietten.

Carlsberg, den 19ten October.

Geſtern, meine Liebe, bin ich hier angekommen, und heute haben mich ſchon Prediger und Gerichtshalter, Schulmeiſter, Verwalter, Schulze und viele Bauern und Bauerinnen beſucht, und, jedes nach ſeiner Art, Freude über meine Ankunft bezeugt. Die Freude ſchien bey allen recht herzlich zu ſeyn, und die Treuherzigkeit, mit welcher der Schulze meine Hand drückte, und ſagte: ſeyn Sie willkommen, gnädiger Herr! rührte mich mehr, als das ſchmeichelhafteſte Compliment, das mir je ein abgeſchlifner Weltmann gemacht hat. Ich werde geliebt, gute Henriette! von meinem ganzen Dorfe werde ich geliebt, und fühlte mich recht ſelig, da ich in einem Kreiſe von guten Menſchen ſtand, deren Mienen lauter Liebe ausdrükten. Wenn ich Sie nun einmal meiner Gemeine vorführen,

führen, und durch ihren Händedruck die Verſicherung von Ihrer Liebe bekommen, wenn ich der ganzen Verſammlung Sie zeigen, und Sie mit Blikken voll Achtung und Zutrauen betrachten ſehen könnte, dann, ja dann, möchte wohl mein Landgut ein kleiner Himmel ſeyn. Aber noch iſt der Himmel nicht da.

Ach, beſtes Mädchen, ich ſchwebe in unbeſchreiblicher Unruhe. Sobald ich einſam bin, geht meine Plage an. Sie ſo weit von mir — noch nicht die Meinige — ſo viele Hinderniſſe meiner Liebe gelegt — Sie an der Seite eines boshaften Mädchens — und ich ſo unüberlegt, daß ich von Ihnen reiſen konnte, bevor ich mir die Verſicherung verſchaft hatte, daß Sie die Meinige werden würden. Alles dieß treibt ſich in meinem Kopfe herum, und läßt mich zu keiner Ruhe kommen. Mein Verwalter hat mich gebeten, mit ihm im Felde herumzugehen, und die Aekker zu beſehen. Ich weis aber ſchon, daß ich nicht viel ſehen werde. Denn ich bin ganz in mich ſelbſt verſchloſſen, und habe für alles Schöne und Gute, was nicht Henriette iſt, wenig Gefühl.

Es ſind ſchon viele Plane für die Erfüllung meiner Wünſche von mir entworfen und verworfen worden. Ich werde einen finden der gut iſt, und den ich ausführen kann. Ach, beſtes Mädchen! nur den Hauptpunct laſſen Sie uns erſt in Richtigkeit bringen. Schreiben Sie mir bald, ach, ja bald! recht herzlich! ohne allen Prunk! Sie müſſen es Gewiſſenshalber thun. Denn Sie haben mich doch zurückgeſtoſſen, und ich bin ſo unſchuldig! thun Sie es ja! Ich habe ſchon den Tag in meinem Kalender unterſtrichen, da ich von Ihnen Antwort erwarte. Und wenn dieſe nun außen bliebe — bedenken Sie nur, wie groß da meine Unruhe ſeyn würde! Von ganzem Herzen bin ich Ihr

treuer
Carl.

Fünfter Brief.

Carl an den Diakonus Rollow.

Carlsberg, den 19ten October.

Mein Beſter!

Voll äußerſter Ungeduld erwarte ich von Ihnen einen Brief, und zwar gerade einen ſolchen, wie ich ihn wünſche, der mich für unſchuldig erklärt, und verſichert, daß mein liebes Mädchen von meiner Unſchuld ſey überzeugt worden. Ich erwarte dieß nicht von Ihrer Gefälligkeit, ſondern von Ihrer Gerechtigkeitsliebe. Denn unſchuldig bin ich, und ein Unſchuldiger, iſt berechtigt, Gerechtigkeit zu verlangen. Unterſuchen Sie die Sache ſtrenge, ſo müſſen Sie meine Unſchuld erkennen.

Wiſſen Sie, lieber Mann, ich werde nicht froh, ich kann nicht arbeiten, ich kann mich über nichts freuen, ſo lange ich in dieſer ſchrecklichen Ungewißheit leben muß. Wenn Sie mich nur einen Tag, nur einen einzigen länger darinne laſſen, da Sie mich doch herausreißen könnten, ſo thun Sie Sünde, große Sünde.

Um baldigſte Beſtellung des inliegenden Briefs, bitte ich herzlich.

Unausgeſetzt bin ich Ihr

ergebenſter Freund
v. Carlsberg.

Sechſter Brief.

Carl an den Oberſten von Brav.

Carlsberg, den 20ſten October.

Hier haben Sie, liebſter Herr Vetter, das Ende meiner Reiſebeſchreibung.

Da ich in Zenterfeld auf den Poſtwagen ſtieg, traf ich auf demſelben einen Reiſenden an, der ſich in einen weiſſen Mantel gehüllt und eine Reiſemütze über den Kopf gezogen hatte. Er bot mir liebreich die Hand, und ſagte: willkommen! willkommen Herr Reiſecammarad! Wir haben rauhe Witterung heute, wenn wir uns aber gut vertragen, ſo ſoll uns der Weg doch wohl angenehm werden.

J. Von mir haben Sie nichts Unangenehmes zu beſorgen. Mit wem habe ich denn die Ehre zu reiſen?

R. Ich bin der Superintendent von Bolzheim. Ich reiſe nach Orlow, um da meine Mutter zu beſuchen. Und wer ſind Sie?

J. Von Carlsberg. Ich komme von der Univerſität und gehe auf mein Landgut Carlsberg.

R. Da treten Sie alſo eine neue Laufbahn an. Gott ſegne Sie auf derſelben, und bewahre Sie für Verirrungen! Werden Sie ſich um ein Amt bewerben?

J. Große Neigung habe ich nicht dazu. Ich möchte ein Amt bekommen, welches ich wollte, ſo müßte ich nach eines andern Kopfe und nach Grundſätzen arbeiten, die ich misbillige, und dieß wäre mir unerträglich.

R. Das iſt wohl gut. Wie würde aber die Welt beſtehen, wenn alle Menſchen ſo denken wollten?

J. Der Fall wird wohl ſo leicht nicht kommen, daß alle Menſchen ſo dächten. So bald ein Amt vacant wird, ſchwärmen ja die Candidaten um daſſelbe herum, wie die Raben um ein gefallen Pferd. Und ich habe ja ſchon Amt genug. Ich bin ja Erb- und Gerichtsherr von Carlsberg.

R. Ja ſo, das iſt etwas anders. Nein, unter den Umſtänden wollte ich es Ihnen verdenken, wenn Sie ein ander Amt ſuchen wollten. Da wären Sie ja ein Miethling, der die Heerde nicht achtete. Wenn Sie Ihre Gemeine glücklich machen wollen, da haben Sie Amt die Hülle und die Fülle. Ein recht ehrenvolles Amt haben Sie: denn Sie dienen da nicht Menſchen, ſondern unmittelbar Gott. Haben Sie ſchon etwas für die Verbeſſerung Ihrer Unterthanen gethan?

J. Noch ſehr wenig. Ich hatte einen Hofmeiſter, der aber mehr mein Freund, als mein Hofmeiſter war, der rieth mir immer: ich ſollte das Reformiren anſtehen laſſen, bis ich wenigſtens volle dreyßig Jahr zurückgelegt hätte.

R. Und er mag wohl Recht gehabt haben. So wie jeder Baum ſeine gewiſſe Zeit haben muß, ehe er gute Früchte tragen kann: ſo muß auch jeder menſchliche Verſtand ein gewiſſes Alter erreichen, ehe er reformiren will. Dreyßig Jahr wenigſtens. Ich erinnere mich, daß mich in meinem vier und zwanzigſten Jahre der Reformatorgeiſt auch plagte. Wenn es damals nach meinem Kopfe gegangen wäre, ſo hätten alle Bücher, die in den Händen des Publicums waren, weggenommen und confiſcirt werden müſſen; ich hätte Lehrſtühle für jeden Stand errichten laſſen: Gott weis, was ich noch alles gethan hätte, wenn ich uneingeſchränkt hätte wirken können. Nun ſehe ich aber wohl ein, daß ich nichts als Verwirrung damit würde geſtiftet haben. Folgen Sie alſo, lieber Herr von Carlsberg, dem Rathe Ihres Freundes, es wird Sie nicht gereuen. Haben Sie aber etwa ſchon überlegt, wie Sie die Verbeſſerung Ihrer Gemeine anfangen wollen?

J. Es war einmal eine Zeit, da ich mir vornahm, mehr Aufklärung unter ſie zu bringen.

R. Aufklärung? unter die Bauern? Hum! hum! wie verſtehn Sie das?

J. Ich wollte den Schulunterricht verbeſſern, gute Bücher in der Gemeine circuliren laſſen, und ſo ihre Kenntniſſe vermehren. Denn mir iſt es immer vorgekommen, als wenn die Gelehrten ſich das Monopolium über alle menſchliche Kenntniſſe angemaßet hätten, und die Ungelehrten vorſetzlich in der gröbſten Unwiſſenheit unterhielten, damit ſie dieſelben wie Laſtthiere brauchen könnten. Und das ſcheint mir doch grauſam zu ſeyn, daß man ganzen Schaaren von Menſchen, auf lebenslang den Zutritt zu den Kenntniſſen verſagt, die man bey andern Gelegenheiten als höchſt wichtig und nützlich anpreiſt.

R. Ja, lieber Herr von Carlsberg! da bringen Sie mich auf ein Kapitel, über das wir Monate lang mit einander ſprechen könnten. Der Weg zu den Kenntniſſen, die uns wirklich nöthig und nützlich ſind, iſt ſehr gerade und eben; aber die Gelehrten haben ihn unter Waſſer geſetzt, und verlangen nun, daß alle, die zu dieſen Kenntniſſen kommen wollen, ſich von ihnen überſetzen laſſen ſollen. Da hat nun mancher das Vermögen nicht, das Fährgeld zu bezahlen, ein andrer ſcheut ſich vor dem Waſſer: und ſo bleibt der größte Theil des Menſchengeſchlechts in der gröbſten Unwiſſenheit.

J. Ich verſtehe nicht recht, was Sie damit ſagen wollen.

R. Sehn Sie, jeder Menſch hat Verſtand. Ein wirklicher Dummkopf iſt ſo ſelten, als ein Blinder. Wenn dieſer Verſtand in der Kindheit cultivirt, geübt, in Thätigkeit geſetzt würde, ſo wäre ja jeder Menſch, er ſey Edelmann oder Bauer, im Stande, die Kenntniſſe ſich zu verſchaffen, die er wünſchte. Aber da werfen die Gelehrten eine ſolche Menge von Schwierigkeiten in den Weg, daß den mehreſten der Muth ſinkt, wenn ſie ſie ſehen. Und wenn ja einer oder der andere ſich durcharbeiten will, ſo muß er erſt für ſein baares Geld die Gelehrten bewegen, daß ſie ihm durchhelfen. Iſt das nicht himmelſchreyend, daß ſo viele Jahrhunderte lang die Gelehrten ihre eigne Sprache hatten? daß ſie alles lateiniſch ſchrieben? und daß man einige Jahre gezwungen war, ſich mit der Grammatik und dem Cicero zu plagen, ehe man es wagen durfte, ein Buch zu leſen, daß ſich nur in etwas über das Alltägliche erhob?

J. Das Uebel iſt nun wohl ſo ziemlich gehoben, denn es ſchreibt ja faſt niemand Lateiniſch mehr, und die claſſiſchen Schriftſteller, der Lateiner ſowohl als der Griechen, haben wir ja faſt alle in der Mutterſprache.

R. Gott ſey Lob und Dank dafür geſagt. Es iſt das eine Wohlthat für Deutſchland, die ſo wichtig iſt, als die Reformation für die Chriſtenheit. Die Reformation zerbrach das Joch, das der Pabſt, und die Geringſchätzung der Lateiniſchen Sprache, das Joch, das die Gelehrten der Menſchheit aufgelegt hatten. Aber ganz iſts noch nicht zerbrochen, dieß ſchwere Joch. Die

Gelehrten haben noch immer ihre eigene Sprache, ſo wie die Weidmänner. Ich bin nun der Meinung und bleibe dabey, man könnte von allem, was in der Welt iſt, eben ſo verſtändlich ſprechen, wie unſer Poſtillion von ſeinem Geſchirre. Aber gehn Sie nur hin zu den rechten Gelehrten, und hören Sie ſie ſprechen, und ich will verlohren haben, wenn Sie zwey Perioden verſtehen, wenn Sie nicht erſt in Ihren Schulen Lehrgeld gegeben haben.

J. Das habe ich wohl an den juriſtiſchen Büchern geſehen, die ich im Anfange meines akademiſchen Lebens ſtudieren wollte. Was da für eine kauderwelſche Sprache war! Und für eine Menge von neugeſchafnen Wörtern!

R. Sehen Sie! das heißt den Weg unter Waſſer ſetzen, damit man mit der Ueberfahrt etwas verdienen kann! Wenn die Bücher hübſch dunkel ſind, ſo kann man doch mit dem Erklären ſich etwas erwerben. Würden die Pflichten des Bürgers und der Unterthanen in fein verſtändlichem Deutſche auf etlichen Bogen zuſammengedruckt und dem gemeinen Manne in die Hände gegeben, welche Hungersnoth würde nicht in der Juriſtenwelt in Kurzen einreiſſen! Und das iſt, mein lieber Herr, mit den Juriſten nicht allein ſo, leſen Sie die Philoſophen, die Aerzte, die Theologen, es iſt alles auf einen Schlag. Jeder hat ſeine Weidmannsſprache.

J. Ich habe aber doch gemerkt, daß man hier und da anfängt populärer und verſtändlicher zu ſchreiben.

K. Ja, man fängt an, das iſt wahr, und das giebt die herrlichſten Ausſichten in die Zukunft. So oft ich ſo ein Buch in die Hand bekomme, das nützliche Kenntniſſe auf ſo eine Art vorträgt, daß ſie auch der Ungelehrte faſſen kann, ſo glüht mir das Geſicht, und ich wünſche dem würdigen Verfaſſer Gottes Segen. Ueberhaupt ſtellt man die Erwerbung der Kenntniſſe, die doch zum Theil ſchlechterdings nöthig ſind, wenn man in der menſchlichen Geſellſchaft glücklich leben will, immer ſo ſchrecklich ſchwer vor, daß einem ſchwindeln möchte. Gehn Sie zum Philoſophen, und fragen: was muß ich thun, wenn ich ordentlich und deutlich denken lernen will? Er empfiehlt Ihnen das Studium eines Syſtems, das ohne Lehrmeiſter nicht verſtanden werden kann. Fragen Sie den Arzt: was muß ich thun, um meine Geſundheit zu erhalten, und meinen kranken Brüdern zu helfen? Hören Sie, ſagt er, Pathologie, ein Clinicum, Botanik, Phyſiologie, beſuchen Sie meine anatomiſchen Vorleſungen! Fragen Sie den Juriſten: was muß ich thun, um Sicherheit für mein Vermögen und meine Ehre zu bekommen? Er verweiſt Sie auf die Inſtitutionen und Pandekten. Und der Theologe behauptet, daß ohne gründliche Kenntniß der Morgenländiſchen Sprachen, und der Jüdiſchen Alterthümer, die Bibel nicht könnte verſtanden werden. So wird alles muthlos gemacht, und der menſchliche Verſtand von allem Aufſtreben, von allem Forſchen nach Wahrheit zurückgehalten. Es trauet ſich Niemand ſelbſt zu helfen. So oft ihm etwas fehlt, ſchreyt er um Hülfe, bald bey dem Arzte, bald bey dem Juriſten, bald bey dem Geiſtlichen. Ich denke aber, Gott wird bald alles abändern. Die Vielſchreiberey! die Vielſchreiberey! die, denke ich, ſoll noch viel Gutes ſtiften.

J. Meynen Sie? Ich habe die Vielſchreiberey immer als eine Landplage angeſehen

R. Sie iſts auch. Eine wahre Landplage iſt ſie, für die Gelehrten und für die Buchhändler. Aber jede Landplage iſt unter Gottes Regierung Wohlthat. Sie thut wehe, ſo lange ſie da iſt, aber ihre Folgen ſind immer gut und heilſam.

Die gegenwärtige Vielſchreiberey iſt die wahre Urſache von der Deutlichkeit, die in den Schriften immer weiter um ſich greift. Wenn itzo ein Buch auf die Meſſe kommt, das nur einigermaſſen dunkel iſt, ſo wirft mans hin, und ſieht ſich nach einem verſtändlichern um. Das nöthigt denn die Gelehrten, ihren Ton immer mehr herabzuſtimmen, und ſo zu reden, daß ſie auch von dem gemeinſten Manne können verſtanden werden. Das iſt eins. Ferner iſt die Menge von Schriften, die die Buchhändler auf dem Lager haben, für ſie ein Sporn, immer neue Mittel zu erfinden, um ſich Abſatz zu verſchaffen. Da laſſen ſie Ankündigungen drukken, ſtellen Lotterien an, bieten Verlagsartikel für den halben Preis aus, erſuchen in jedem Flekken den Pfarrer, Buchbinder, Küſter und Schulmeiſter, ihre Waare zu vertreiben. Auf dieſe Art werden den gemeinſten Leuten die Bücher aufgedrungen. Und denken

Sie an mich, ehe funfzig Jahre hingehn, ſo finden Sie keinen Bauer mehr, der nicht ſein Buch lieſt, und das Monopolium, das ſich die Gelehrten zeither über die mehreſten Kenntniſſe anmaßten, iſt von Gott aufgehoben.

J. Ob aber alsdann die Menſchen werden glücklicher ſeyn?

R. Das müſſen wir Gott überlaſſen. Gährungen genug werden freylich im menſchlichen Gehirn entſtehen, wenn alle die paradoxen und widerſprechenden Grundſätze hineinkommen, die itzo gedruckt werden. Am Ende muß aber doch etwas gutes herauskommen. Jede Gährung verurſacht Verfeinerung.

J. Was mich betrift, ſo ſag ich Ihnen frey heraus, daß ich itzo glaube, daß die Aufklärung die Leute unglücklich macht.

R. Ich dachte, Sie wollten Ihre Bauern aufklären?

J. Ja, ſonſt war das mein Vorſatz, aber itzo bin ich wieder zweifelhaft, ob ich es thun ſoll oder nicht? Nennen Sie mir doch eine Stadt, wo mehr Aufklärung iſt, als in Grünau? Und das weis ich gewiß, daß zweydrittel der Stadt verzweifeln möchten. Könnten wir zu gleicher Zeit das Erwachen einer Nordamerikaniſchen Nation, und das Erwachen von Grünau ſehen, wo meynen Sie wohl, daß wir die mehreſten misvergnügten Geſichter erblikken würden?

R. Freylich in Grünau. Aber unter Aufklärung und Aufklärung iſt ein gar großer Unterſchied.

J. O wenn Sie mir doch beſtimmen könnten, was wahre Aufklärung wäre!

R. Wir wollen ſehen! Manche ſetzen die Aufklärung in der Friſur und in franzöſiſcher Kleidertracht; andre glauben, ſie beſtehe in Läſterung Gottes und Jeſu Chriſti. Ich kenne einen Grafen, der ließ die vornehmſten Plätze der Stadt mit Bildern der Leda und andern unzüchtigen Vorſtellungen aus dem Heidenthume beſetzen, führte Maskeraden ein, und ſagte, er thäte dieß alles um ſeine Nation aufzuklären. Ja ich habe einen jungen Laffen gekannt, der hielt ſich deswegen für aufgeklärt, weil er Franzöſiſch plaudern konnte. So eine Aufklärung ſtiftet freylich mehr Schaden als Nutzen. Es geht mit der Aufklärung, wie mit der Religion. Jedermann ſpricht davon, aber wenige wiſſen, worinne ſie beſtehe.

J. Ich rede von allen dieſen Arten der Aufklärung nicht. Ich verſtehe dadurch diejenige Aufklärung, die —

Fortſetzung.

Die Hofnung, meinen Zweifel gelöſt zu bekommen, der mich ſchon ſeit einiger Zeit beunruhigt hat, wurde mir auf einmal durch einen Mann benommen, der vor dem Poſtwagen hergieng. Er hatte eine Perukke auf, die vom Rauche ganz gelb war, und einen abgetragnen ſchwarzen Rock an.

Sobald ihn der Superintendent erblickte, merkte er nicht mehr auf das, was ich ſagte. Und da wir bey ihn kamen, brach er das Geſpräch ab, und rief: da geht ja der Herr Conrector von Sylbenau. Ihr Diener Herr Conrector! wo geht die Reiſe hin?

C. Da will ich ein Bischen zu meinen Schwager nach Carlsberg gehen.

S. Zu Fuße? Hätten Sie ſich nicht auch auf die Poſt ſetzen können?

C. Ja, Ihro Hochwürden! uns armen Schulleuten fehlt es immer am Beſten. Wir müſſen immer per pedes apoſtolorum reiſen, denn deficiente pecu deficit omne nia.

S. So ſetzen Sie ſich doch herauf zu uns! Schwager, halt einmal! Laß den Herrn aufſetzen, du ſollt auch ein gut Biergeld haben.

C. Nun, wenn Sie wollen die Gutheit haben. Es iſt heute ganz ſtürmiſch Wetter! Wenn wir einen kalten Winter bekommen ſollten, das wäre etwas Hartes! Ich glaube ſo nicht, daß ich mit meinem Holze weiter, als bis heilige drey Könige reichen werde.

S. Sie haben wohl eine ſchlechte Beſoldung.

C. Leider Gottes! Eſels Arbeit und Zeiſigs Futter!

S. Wie hoch rechnen Sie wohl Ihre Einnahme?

C. Das Fixum iſt dreyßig Thaler, ſechs Groſchen und vier Pfennige; und vier Scheffel Korn. Hernach der Weyhpfennig.

S. Was iſt das?

C. Alle Quartale habe ich das Recht, von Haus zu Haus zu gehen, und einzuſammlen, da giebt mir jedes Haus drey Pfennige.

S. Das iſt doch aber auch arg. Das iſt ja nicht viel beſſer als Betteln. Wie kann denn da ein Mann ſein Anſehen behaupten, wenn man ihn zum Bettler erniedrigt? Fi!

C. Das möchte noch alles gehen. Es iſt doch ein gewiſſes Stückchen Brod; wenn man nur nicht immer noch die loſen Reden hören müßte. Wenn ich vor ein Haus komme, aus dem ein Kind etwan einmal ein paar Maulſchellen von mir bekommen hat, da ſchmeißen ſie mir wohl die Thüre vor der Naſe zu, und ſchelten mich kurz und lang.

S. Das iſt wirklich ſehr traurig. Haben Sie ſonſt keine Einnahme?

C. Was noch das bischen Accidenzien iſt. Es will aber auch nicht viel ſagen. Da iſt z. E. das Neujahrsſingen —

S. Wie viel bringt Ihnen das wohl ein?

C. Nachdem die Zeiten ſind, drey, viertehalb, höchſtens fünf Thaler. Ein einziges mal, Anno 1769, da hab ichs auf ſechs Thaler gebracht. Das machte aber der Herr von Solkew, der logirte ſelbiges mal in Sylbenau. Da ſungen wir vor ſeiner Thür das Gloria und noch ein paar Motetten, und der Herr war ſo räſonnabel, daß er uns zwey holländiſche Dukaten herunter ſchickte. Die waren gerändert, und ſo neu, als wenn Sie aus der Münze kämen.

Hernach ließ er uns in die Stube kommen, und ſetzte uns Stollen und einen extra guten Schnaps vor. Notetur haec phraſis raro occurrit!

S. Ich dächte, Sie müßten bey dem Singen gewaltig viel ausſtehen. Es fällt ja allemal in die rauheſte Jahreszeit.

C. Ja wohl! ja wohl! Vor drey Jahren habe ich beyde Füße erfroren, und konnte in vierzehn Tagen nicht vor die Thüre gehen.

S. Wenn doch die Schullehrer einmal zuſammen träten, und ſuchten bey dem Conſiſtorium an, daß dieſer alberne Gebrauch abgebracht würde. Ich wollte ja gern helfen, ſo viel ich könnte.

C. Aber es iſt ja ein Stück unſerer Beſoldung.

S. Da könnte ja eine andere Einrichtung gemacht werden, dadurch der kleine Abgang an Beſoldung wieder erſetzt würde.

C. Ihro Hochwürden, es iſt doch ein altes chriſtlöbliches Herkommen — und wie es denn halt geht, man denkt mannichmal, man will die Sachen beſſer machen, und macht ſie immer ſchlimmer. Incidit in ſcyllam, qui vult vitare charybdim.

S. Nun, wenn Sie damit zufrieden ſind, da kann ich es auch wohl ſeyn. Was haben Sie ſonſt für Accidenzien?

C. Was ſo von Kindtaufen, Hochzeiten und Begräbniſſen abfällt. Mit den Hochzeiten und Kindtaufen iſts nun eine hübſche Sache in Sylbenau, da hat der zeitige Conrector allemal das Recht, daß ihm bey der Mahlzeit ein Teller geſetzt wird. Zu meines ſeligen Vorfahren Zeiten wollte es die Bürgerſchaft abbringen, der hat aber dafür geſtritten, maſcule hat er geſtritten.

S. Wie hoch ſchlagen Sie Ihre Accidenzien an?

C. So praeter propter auf acht bis neun Thaler. Voriges Jahr hatte ich freylich ein extra gutes Jahr, da habe ich es bis auf zwölf Thaler gebracht.

S. Wie kam das?

C. Da hatten wir die ſchönen Fleckfieber. Da — da war es gute Zeit. Es vergieng keine Woche, da wir nicht drey bis vier Leichen hatten. Aber dieß Jahr iſts ein ſchweres Jahr, ein gewaltig ſchweres Jahr. Wir ſchreiben itzo ſchon bald Martini, und ich habe noch keine ſechs Thaler eingenommen. Wenn nicht noch ein paar hübſche Leichen fallen, da ſieht es windig aus.

S. Alſo ſcheint es ja, als wenn Sie darauf hoften, daß es in Ihrer Stadt recht viele Leichen geben ſollte?

C. Wie kann ich denn anders? Es iſt ja mein Stückchen Brod. Das Symbolum der Geiſtlichen und Schulbedienten iſt ja immer geweſen: Sterben iſt mein Gewinn. He! he! he!

S. Hum! hum! Sonſt haben Sie keine Einnahme mehr?

C. Was noch die Geſchenke ſind, die manchmal einlaufen. Damit läßt es ſich aber auch noch halten. Ich habe itzo nicht mehr als ſechs Häuſer, aus denen ich Schlachtſchüſſeln bekomme, und zwey, die mir allemal, ſo oft ſie brauen, ein Stübchen Bier ſchikken.

S. Was geben Sie denn für Lectionen in Ihrer Schule?

C. Ich unterrichte die obern Klaſſen, und zwar im Lateiniſchen und im Chriſtenthume.

S. Wie richten Sie denn Ihren Unterricht im Chriſtenthume ein?

C. Erſt ſehe ich darauf, daß meine Schüler Bibelfeſte werden. Da richte ichs ſo ein, daß ſie alle Jahre die Bibel einmal durchleſen.

S. Laſſen Sie ihnen denn alles leſen?

C. Alles.

S. Auch das hohe Lied Salomonis und den ganzen Propheten Ezechiel?

C. Alles. Ja das hohe Lied iſt gar ein herrliches Buch, das leſen ſie vorzüglich gern. Ferner richte ich es ſo ein, daß ſie alle Jahre zweymal den Katechismus durchlernen, damit ſie in ihrem Chriſtenthume rechten Grund kriegen. Wenn Ihro Hochwürden einmal in unſere Schule kommen ſollten, da ſollten Sie ſich gewiß freuen, wenn Sie unſere Primaner antworten hörten. Sie können ſie aus dem Katechismus fragen die Kreuz und die Queere, ſie laſſen keine Frage unbeantwortet.

S. Laſſen Sie ſie denn auch das Nicäniſche Symbolum lernen?

C. Alles.

S. Aber verſtehen denn die Kinder auch alles?

C. Alles. Da habe ich ein ſchönes Büchelchen, in dem iſt der Katechismus in Frage und Antwort zergliedert, und in ſuccum und ſanguinem aufgelöſt, dieß laſſe ich ſie auswendig lernen, da lernen ſie den Katechismus recht hübſch verſtehen.

S. Welches iſt denn die erſte Frage, die Sie in Anſehung des Chriſtenthums an ihre Kinder thun?

C. Die gewöhnliche: Wie viel ſind Götter? und die andere iſt: wie viel ſind Perſonen in der Gottheit?

S. Und welches iſt der erſte Spruch, den Sie ihnen beybringen?

C. Drey ſind, die da zeugen im Himmel. Der Vater, das Wort und der heilige Geiſt, und dieſe drey ſind Eins.

S. Geben Sie ihnen denn auch Beweiſe für die Wahrheit der chriſtlichen Religion?

C. Allerdings. Ich habe drey argumenta probantia; erſtlich die Wunderwerke, zweytens die Weiſſagungen, drittens die Fußſtapfen Jeſu am Oelberge.

S. Wie? die Fußſtapfen Jeſu am Oelberge?

C. Ja, das iſt mein ſtärkſter Beweis. Seht, ſage ich, Kinder, die Fußſtapfen, die Jeſus am Oelberge hinterlaſſen hat, da er gen Himmel fuhr, ſind noch itzo zu ſehen. Denn wenn ihr die Himmelfahrt Jeſu abgemahlt ſeht, ſo findet ihr auch allemal auf der Spitze des Berges die Fußſtapfen. Wenn alſo die Fußſtapfen Jeſu, von ſeiner Himmelfahrt, noch da ſind, ſo muß er auch ſelbſt da geweſen, und gen Himmel gefahren ſeyn. Ich ſchließe ab effectu ad cauſſam. Iſts nicht wahr, Ihro Hochwürden, das iſt ein ſehr ſtringenter Beweis?

S. Ja, Ja, wenn es erwieſen iſt, daß die Fußſtapfen noch da ſind, und von der Himmelfahrt Jeſu herrühren. Sonſt wird wohl in der Schule nichts gelehrt, als das Lateiniſche, und dieſes Chriſtenthum?

C. Nichts weiter. Wenn ein Kind in ſeiner Religion gegründet iſt, und kann einen lateiniſchen Terminum ſetzen, was will man denn mehr haben?

S. Ich dächte doch, man könnte ihnen noch verſchiednes lehren, das ihnen eben ſo nützlich wäre, als das hohe Lied Salomonis. Geben

Sie ihnen denn z. E. keine Anweiſung, ihre Geſundheit zu erhalten?

C. Ich ſorge eigentlich für die Seele, Ihro Hochwürden. Ich glaube aber doch, daß ich ihnen in drey Worten die ganze Kunſt beybringe, ſich geſund zu erhalten.

S. Das müſſen wichtige Worte ſeyn. Darf ich ſie nicht wiſſen?

C. He! he! ſie heißen: halt Kopf und Füßchen warm! beſchwere nicht den Darm!

S. Das letzte Wort möchte wohl ganz gut ſeyn, aber wider die zwey erſten ließe ſich noch vieles einwenden.

C. Wie ſo? Ich habe darauf immer gehalten, und habe es, Gott ſey Lob und Dank! nun ſo weit gebracht, daß alle Schulkinder Pelzmützen und gewalkte Strümpfe haben.

S. Aber wenn nun die Kinder Pelzmützen tragen, ſo zieht ja alle Schärfe nach dem Kopfe zu, ſo bekommen ſie ja Zahnſchmerzen, Kopfſchmerzen, Ohrenzwang, geſchwollne Mandeln, Ausſchlag, triefende Augen. Und wenn die Füße zu ſehr an die Wärme gewöhnt werden, ſo können ja die Kinder des Todes ſeyn, wenn ſie ſie einmal erkälten —

Nun, Herr Conrector, ſagte der Poſtillion, machen Sie ſich wieder auf die Solken! Da komt der Schieberhügel. Der Poſtmeiſter obſervirt mannichmal auf ſeinem Boden, vom Dachloche aus. Und wenn er ſähe, daß ich einen blinden Paſſagier hätte, da käme ich ins Teufelsküche.

So mußte denn der Conrector abſteigen. Er dankte dem Superintendenten für die gehabte Gutheit, und verſicherte, daß Gott vergelten würde, was er an einem armen Schuldiener gethan hätte.

Sobald er vom Poſtwagen entfernt war, machten wir dem Lachen Luft, das wir ſchon lange mit vieler Mühe zurückgehalten hatten.

In Sylbenau, ſagte der Superintendent, hat man ſobald noch nichts von der Aufklärung zu befürchten.

Das iſt aber doch wirklich traurig, ſagte ich; wenn der Schulunterricht ſo beſchaffen iſt, ſo darf man ſich ja gar nicht wundern, wenn die Leute die Sachen alle von der falſchen Seite betrachten, und ganz ſchief urtheilen. Der Mann war ja von Vorurtheilen zuſammengeſetzt. Wenn er den Mund aufthat, ſo kam ja immer ein neues Vorurtheil zum Vorſchein.

Man darf ſich auch nicht wundern, fuhr der Superintendent fort, wenn auf dieſe Art der Unglaube immer weiter um ſich greift. Die mehreſten Chriſten haben die Religion unter keiner andern Geſtalt kennen lernen, als unter der Geſtalt, unter der ſie dieſer Conrector vorträgt. Wie iſts denn da möglich, daß ſie dagegen Hochachtung haben können? Ja, lieber Herr von Carlsberg, wenn man die Schulen beſucht, ſo darf man ſich über gar vieles nicht wundern, was in der Welt geſchieht. Die Quelle von gar vielem Elende, iſt in Schulen zu ſuchen.

J. Gehört denn Sylbenau mit in Ihren Kirchſprengel?

S. Leider! Ich weiß ſchon, was Sie mit dieſer Frage ſagen wollen. Sie wollen mir damit einen Vorwurf machen, daß ich nicht beſſer auf die Verbeſſerung der Schulen ſähe. Aber, lieber Freund, ich muß Ihnen ſagen, daß ich nicht länger als ein Jahr Superintendent bin. Und hernach, wenn Sie wüßten, wie viele Schwierigkeiten ſich fänden, wenn man eingewurzelte Misbräuche abſchaffen will. — Thun Sie mir z. E. einmal einen Vorſchlag, wie man einen ſolchen

Mann dahin bringen kann, daß er nach einer vernünftigern Methode unterrichte!

J. Das iſt wohl eben ſo wenig möglich, als einen Blinden zum Wegweiſer anderer Blinden zu machen. Können Sie ihn denn aber nicht abſetzen?

S. Abſetzen? ja, ja, abſetzen kann man ſo einen Mann leicht, aber was ſoll ſo ein armer Mann alsdann thun? mit Weib und Kindern verhungern? Und wäre das auch chriſtlich, wenn man einen Mann, der doch im Grunde kein Böſewicht iſt, der ſeinen Pflichten nachkommt, ſo gut er kann, ins größte Unglück ſtürzte?

J. Kann er denn ſonſt nichts arbeiten?

S. Ach lieber Freund, Männer wie der, ſind wie die Maſchinen, die nur auf einem gewiſſen Platze, wo ſie durch Waſſer, Wind oder eine andere äuſſerliche Kraft, bewegt werden, thätig ſind, aber ſtille ſtehen, ſobald man ſie von demſelben wegnimmt. Ich wüßte wirklich nicht, wozu dieſer Mann zu gebrauchen wäre.

Jtzo kamen wir in Carlsberg an. Alle meine Bitten waren nicht vermögend, den Superintendenten zu bewegen, auf meinem Gute abzuſteigen, und daſelbſt zu übernachten. Er fuhr nach dem Poſthauſe zu, mit dem Vorſatze, von da weiter zu reiſen.

Auf meinem Gute habe ich alles, ſo weit ich ſehen kann, in guter Ordnung angetroffen. Nur Henriette fehlt mir. Ohne ihr werde ich hier unmöglich lange aushalten können. Die Trennung von ihr, iſt mir eine wahre Gefangenſchaft. Ich bin ſtets

der Ihrige

Carl.

Siebender Brief.

Carmin, den 24ſten October.

Mein Beſter!

Wenn ich Ihnen meine Meynung von der Aufklärung und den Leiden, die daraus entſpringen, ſagen ſoll, ſo müſſen wir erſt uns darüber vereinigen, was eigentlich Aufklärung ſey. Es wird vieles in der Welt Aufklärung genannt, was doch nicht Aufklärung iſt. So nennt man jede Veränderung der Einſichten, die ein Menſch oder eine Nation bekommt, Aufklärung. Wenn z. E. eine

Geſellſchaft, die ſonſt meinte, zu ihrer Glückſeligkeit wäre es hinlänglich, wenn ſie einen geſunden Leib, ein gutes Gewiſſen, ein hinlängliches Auskommen, und häusliche Freuden hätte, nun zu der Einſicht kommt, daß dazu Spiel, Tanz, Comödien, ausländiſche Fabrikwaaren u. dergl. noch erforderlich wäre, ſo ſagt man, ſie ſey aufgeklärt worden. Das iſt die Aufklärung, die insgemein die Europäer ihren braunen und ſchwarzen Brüdern mittheilen, und die nothwendig ſehr traurige Folgen haben muß.

Die wahre Aufklärung beſteht aber in Verbeſſerung unſerer Einſichten, vorzüglich in die Dinge, die mit uns genau verbunden ſind.

Auch dieſe Aufklärung führt ihre Leiden bey ſich. Sie iſt eine neue Entwikkelung, und jede Entwikkelung iſt mit Schmerz verknüpft. Der wirklich Aufgeklärte überſieht den großen Umfang ſeiner Pflichten, kann ſich alſo nie genug thun, nie zu der trägen Behaglichkeit kommen, die ihr Pfeifchen Tobak raucht, und ſich freut, daß ſie ihre Schuldigkeit ſo gethan habe, daß ſie niemand wegen Vernachläßigung derſelben vor Gerichte belangen kann. Es herrſcht vielmehr bey ihm immer eine heimliche Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt; er ſieht, daß die Heerſtraße, auf der der große Hauſe wandelt, wo man ganz ſorglos immer in die Fußſtapfe treten kann, die der Vorgänger machte, ohne viel mehr, als Affenfähigkeit nöthig zu haben, ein unrechter Weg ſey, läßt es ſich merken, fängt an zu declamiren und — wird ausgezischt. Er muß ſich nun ſeinen eignen Weg bahnen. Und mit dem Wegbahnen iſt es gar eine mißliche Sache, man muß dabey ſeine Kräfte überſpannen, erliegt oft unter der Arbeit, und wenn man lange genug gearbeitet hat, ſo ſieht man am Ende doch wohl ein, daß man den rechten Weg verfehlt habe.

Es iſt alſo am Tage, daß der Aufgeklärte einer Menge Leiden ausgeſetzt ſey, die ein anderer nicht kennt, der ſo urtheilt, wie ſein Vater und Großvater geurtheilt haben. Wünſchen Sie aber im Ernſte an ſeiner Stelle zu ſeyn? nicht? ſo ſagt Ihnen alſo Ihr Gefühl, daß doch Aufklärung mehr Glückſeligkeit bey ſich führe, als Unwiſſenheit und Irrthum. Und wenn Sie nachdenken wollen, ſo wird Ihre Vernunft Ihrem Gefühle beyſtimmen. Sie wird Ihnen ſagen,

daß

daß die Unwiſſenheit und der Irrthum eine weit größere Menge Leiden erzeugen, die durch die Aufklärung weggeſchaft werden, z. E. Unterwürfigkeit, Dürftigkeit, Intoleranz u. dergl. und daß der Aufgeklärte einer Menge Freuden fähig ſey, für welche dem Rohen und Unwiſſenden das Gefühl fehlt. Sie mögen an ſeiner Seite, unter dem geſtirnten Himmel, oder vor einem ſchönen Gemälde, im Concerte, oder an der Seite eines lieben Mädchens ſich befinden, die Lilien auf dem Felde oder die Bibel betrachten, ſo fühlen Sie gewiß, in jedem Falle, mehr als er. Nur bey gewiſſen Genüſſen die bloß körperlich ſind, wird er mehr als Sie, empfinden.

Auch wird Ihnen Ihre Vernunft ſagen, daß wenn man die lange Bahn durchlaufen will, für die uns der Schöpfer ſchuf, man nicht in dem erſten Wirthshauſe ſitzen bleiben, und daſelbſt tändeln und ſpielen darf, ſondern immer weiter fortſchreiten muß. Endlich ſage ich Ihnen auch noch zu Ihrer Beruhigung, daß die Leiden ſich mit der Dauer der Aufklärung mindern. Ein Weib, wenn ſie gebiehret, hat ſie Traurigkeit, wenn aber der Menſch gebohren iſt, denkt ſie nicht mehr der Traurigkeit, um der Freude willen.

Laſſen Sie uns alſo immer fortfahren, mein Lieber, unſere Einſichten zu beſſern und zu berichtigen, und bey den Leiden, die uns dabey treffen, uns damit beruhigen, daß wir auf Gottes Wege gehen, und die ehrenvolle Bahn durchwandeln, für die er uns geſchaffen hat. Denn er will, daß allen Menſchen geholfen werde, und ſie zur Erkenntniß der Wahrheit kommen.

Zur Erkenntniß der Wahrheit gehört aber auch, daß man überzeugt ſey, daß der Sitz unſerer Glückſeligkeit nicht in der Bruſt irgend eines Mädchens, ſondern in unſerer eignen zu ſuchen ſey. Dieß bitte ich Sie wohl zu beherzigen. Suchen Sie immer ſich den Beſitz Ihres Mädchens, durch erlaubte Mittel, zu verſchaffen. Gewöhnen Sie ſich aber auch bald an den Gedanken, daß Ihnen Ihr Mädchen kann entführt oder verführt werden, und Sie doch immer bleiben wer Sie ſind. Wehe dem, deſſen Glück auf die Launen und Schickſale eines Mädchens gebauet iſt.

Dieß iſt die Urſache von des guten Mauerbrechers Elende. Er hat viel Licht in ſeiner Seele, nur in der Liebesecke herrſcht Egyptiſche Finſterniß. Da bleibt er nun dabey, daß nur Eine, nur Eine ihn hätte glücklich machen können, und daß nun ſein Anſpruch auf Glückſeligkeit dahin ſey, ſeitdem die Pocken ihm dieſe Eine entriſſen hätten.

Und wenn dieſes iſt, ſo glaube ich doch, daß manche von den Leiden, die Sie mir beſchreiben, mehr Folgen der Verdunkelung als der Aufklärung ſeyn möchten. Ich könnte es Ihnen beweiſen, wenn ich nicht glaubte, daß ſie es, bey ruhigem Nachdenken, ſelbſt einſehen würden.

Ich habe meine Leiden auch, die ich als Folgen der Aufklärung anſehen muß, und die mir unbekannt geblieben ſeyn würden, wenn ich mein Amt immer bloß mechaniſch führen wollte. Ich fühle aber auch Freuden, die ich in dieſem Falle nie würde kennen lernen, und von denen ich glaube, daß ſie mich für alle meine Leiden hinlänglich ſchadlos halten.

Wöchentlich muß ich einen Vortrag vor meinem Regimente halten, und der größere Theil meines Auditoriums hat doch gar keine Empfänglichkeit für die Wahrheit. Viele können den Namen Jeſus nicht mehr hören, manche wollen ſogar, daß ich, ſtatt des Namens Gott, lieber das Wort Natur brauchen ſoll, und der größte Theil hält alle Arten von Unkeuſchheit für unſchuldige Vergnügungen. Da ich meine letzte Betrachtung hielt, ſo redete ich über die Worte des Apoſtels: enthaltet euch von den fleiſchlichen Lüſten, die wider die Seele ſtreiten, und ich mußte mit meinen Augen ſehen, wie, während derſelben, verſchiedne die Köpfe zuſammenſteckten, plauderten und lachten, und ſogar durch ihre Mienen, bey den gegenüberſitzenden Weibsperſonen, Lachen erregten. Was bey einem ſolchen Auditorium der Vortrag für eine unangenehme Arbeit ſeyn, können ſie leicht denken.

Zum Glück habe ich einen kleinen Kreis, von Officieren ſowohl, als von Gemeinen, um mich geſamlet, denen Religion und Tugend heilig iſt, bey denen kein Wort umſonſt geredet wird, und von denen ich ſelbſt immer mehr lerne. Und ich ſehe zu meinem Vergnügen, daß dieſer Kreis ſich doch nach und nach um etwas erweitert. Dieß ſtärkt mich noch, und wenn ich auf die Kanzel trete, ſo ſtelle ich mir vor, als wenn ich nur zu dieſer kleinen Geſellſchaft redete, und als wenn die übrigen gar nicht zugegen wären.

Es wird itzo ſtark davon geſprochen, daß unſer Fürſt damit umgehe, eine Reform in ſeiner

Regierung vorzunehmen. Wenn dieſe zu Stande käme, und ich mich überzeugen könnte, daß ich, durch meine letzte Unterredung mit ihm, etwas dazu beygetragen hätte, ſo überlegen Sie ſelbſt, wie groß meine Freude ſeyn müßte! Würde ich ſie jemals geſchmeckt haben, wenn ich mich nicht immer bemüht hätte, meine Einſichten zu berichtigen?

Bey jener Unterredung ließ er ein Packet Bittſchriften liegen, die ich ihm zurückgeſchickt habe. Ich habe aber Copie davon genommen, und lege ſie Ihnen bey. Leſen Sie ſie mit Aufmerkſamkeit, und fühlen, wie ſchwer die Laſt ſey, die Fürſten-Schultern drückt, und wie unbeſonnen die handeln, die die Fürſten hämiſch tadeln und ihr Glück beneiden. Dann treten Sie an Ihr Klavier, und ſingen: **Ich danke Gott mit Saitenſpiel, daß ich kein Fürſt geworden!**

Gott ſegne Sie, und ſchenke Ihnen ſtets ſo viele Erleuchtung, als nöthig iſt, Sie vor Verirrung zu bewahren. Ich bin von ganzem Herzen

Ihr

treuer Freund

Wenzel.

Beylage zum Wenzelſchen Briefe.

Lit. A.

P. M.

Ew. Hochfürſtliche Durchlaucht erſuche unterthänigſt, mir die Erlaubniß zu ertheilen, daß ich mein, ſeit vier und dreyßig Jahren geführtes, Rectoramt niederlegen, und mein Leben in Ruhe beſchließen darf. Das Sittenverderben unſerer heutigen Jugend iſt ſo groß, daß ich unmöglich länger bey derſelben aushalten kann. Ich predige und ermahne den ganzen Tag, wenn die Kinder aber wieder in ihre Familien zurückkehren, ſo wird da alles wieder niedergeriſſen, was in der Schule Gutes geſtiftet wurde. Sie ſehen und hören zu Hauſe nichts Gutes, vorzüglich in ſolchen Häuſern, wo Ew. Hochfürſtliche Durchlaucht Soldaten liegen. Da werden insgemein die Sünden getrieben, die im blinden Heidenthume herrſchten. Und wenn die Kinder denn zuſammenkommen, ſo erzählen ſie davon, und theilen einander die Sünden mit, die ſie von Ew. Hochfürſtlichen Durchlaucht Soldaten gelernt haben. Deswegen herrſchen itzo in unſerer Schule Greuel, die, ſeit dem die Schule ſteht, nicht bekannt geweſen ſind. Und ich alter grauer Mann muß das alles erfahren, und kann es nicht ändern.

Deswegen erſuche ich Ew. Hochfürſtliche Durchlaucht unterthänigſt, mir meine Dimiſſion in Gnaden zu ertheilen, und, da ich nun ſo viele Jahre, als ein treuer Unterthan, in höchſt Dero, und höchſt Dero Herrn Vaters, Dienſte gearbeitet habe, ſo verhoffe, daß höchſt Dieſelben die Gnade haben, und nur bis an mein, Gott gebe ſeliges, Ende, ein kleines Gnadengehalt auswerfen werden. Ich erſterbe mit tiefſter Ehrfurcht Ew.

unterthänigſter Knecht
Marci.

Lit. B.

P. M.

Ew. Hochfürſtliche Durchlaucht verzeihen mir, daß ich die mir gnädigſt zugeſendete Vocation zu dem Pfarrdienſte in Marnewitz hiermit unterthänigſt zurückgebe. Ich freuete mich unausſprechlich, da ich ſie erbrach, theils, weil ich ſie als ein Mittel zu einer anſtändigen Verſorgung anſahe, theils, weil ich ſie als einen Ruf Gottes betrachtete, ſtle, meine Brüder, nach der Anweiſung unſers Heilandes Jeſu Chriſti, zur Glückſeligkeit zu führen.

Da aber das Conſiſtorium mir unter keiner andern Bedingung die Ordination ertheilen will, als, wenn ich an Eides Statt angelobe, daß ich bey meinem Unterrichte nicht blos die Lehre Jeſu, ſondern auch die Meynungen der Menſchen, die in den ſymboliſchen Büchern enthalten ſind, zur Richtſchnur annehmen will: ſo verſtattet mir mein Gewiſſen nicht, dieſe Vocation anzunehmen.

Denn 1ſtens glaube ich nicht, daß irgend ein Menſch verlangen kann, daß andere Menſchen ihre Einſichten nach den ſeinigen formiren ſollen.

2tens hat der Inhalt der Symboliſchen Bücher entweder gar keine, oder eine ſehr entfernte, Beziehung auf die menſchliche Glückſeligkeit.

3tens glaube ich, daß manches, was in den Symboliſchen Büchern ſteht, nicht wahr ſey.

Wenn Ew. Hochfürſtl. Durchlaucht gnädigſt in Erwägung ziehen wollen, daß, ſeit der Verfertigung dieſer Bücher, drittehalb hundert Jahre iſt ſtudirt worden: ſo werden Höchſtdieſelben leicht ermeſſen können, daß wir manchen Irthum müſſen entdeckt haben, den unſere Vorfahren für Wahrheit hielten. Es müßte denn ſeyn, daß alles Forſchen nach Wahrheit umſonſt ſey, und daß Gott den Reformatoren des ſechszehnten Jahrhunderts die Untrüglichkeit mitgetheilt hätte.

Zugleich erſuche Ew. Hochfürſtl. Durchlaucht unterthänigſt, mir das vacant gewordene Poſtmeiſteramt in Marnewitz in Gnaden zu ertheilen. Ich bitte darum recht inſtändigſt, damit ich, ohne ein Heuchler zu werden, mein Auskommen finden kann. Ich liebe nun ſeit fünf Jahren ein ſehr liebenswürdiges Mädchen. Die Ernennung zum Poſtmeiſter würde mich in den Stand ſetzen ſie zu ehelichen. Da nun Ew. Hochfürſtl. Durchlaucht ſo gern Höchſtdero Unterthanen glücklich machen: ſo zweifle ich nicht, daß Höchſtdieſelben auf dieſe meine unterthänigſte Bitte gnädigſte Rückſicht nehmen, und ſo die Wohlfahrt zweyer treuer Unterthanen gnädigſt befördern werden. Ich erſterbe

Ew.

unterthänigſter Knecht,

Sempronius,

des heil. Predigtamts Candidat.

Lit. C.

P. M.

Ew. Hochfürſtliche Durchlaucht haben ohnlängſt die Verfügung getroffen, daß von verſchiedenen ausländiſchen Waaren, die in unſer Land eingeführt werden, ſchwere Impoſten entrichtet werden ſollen. Ob ich nun gleich keineswegeſ bezweifele, daß Höchſtdieſelben, bey dieſer gnädigſten Verfügung, weiſe und landesväterliche Abſichten haben: ſo habe ich doch für meine Schuldigkeit geachtet, Höchſtdenenſelben in Unterthänigkeit anzuzeigen, wie ich beſorge, daß, durch dergleichen Verfügungen, der Charakter der Nation ſehr verderbt werde. Denn weil nun unſere Kaufleute und Krämer ihre Waaren weit theurer, als ihre Nachbaren, verkaufen müſſen, wodurch nicht nur der Handel mit den Auswärtigen ſehr leidet, ſondern auch die Einheimiſchen geneigt gemacht werden, durch allerhand Ränke die verbotnen Waaren in das Land zu bringen: ſo wird auch der Kaufmann genöthigt, durch ſolche unerlaubte Mittel ſich ſeine Waare zu verſchaffen. So lernen der Kaufmann und der Käufer Falſchheit, Lügen und Betrug

Höchſtdieſelben haben zwar allenthalben Viſitators beſtellt, und ſie eidlich verpflichtet, alle Arten des Contrebandirens zu verhüten, auch ihnen Soldaten zugeordnet, mit deren Hülfe ſie ihre Forderungen gültig machen können. Dadurch aber wird das Uebel nur noch mehr vermehrt. Denn der Unterthan wird dadurch gereizt, allerley Mittel zu erſinnen, die Treue dieſer Leute wankend zu machen, und weiß, durch Beſtechungen von mancherley Art, ſie dahin zu bringen, daß ſie in die Kiſten nicht ſehen, in welchen verbotne Waare zu finden iſt. Auf dieſe Art vermehrt ſich die Zahl der Meineidigen immer mehr. Ja die Treue gegen ihren Landesherrn, wodurch ſich ſonſt unſre Landsleute ſo ſehr von andern auszeichneten, verliert ſich nach und nach auch, wenn es Sitte wird, den Landesherrn zu betrügen, und einer gegen den andern ſich zu rühmen anfängt, durch welche Ränke er deſſelben Wachſamkeit hintergangen habe. Deswegen habe ich gar deutlich bemerkt, wie, ſeit dieſer getrofnen Verfügung, Falſchheit, Treuloſigkeit, Betrug und Meineid überhand nehmen, und ich ſtehe in großen Sorgen, daß, wenn Höchſtdieſelben nicht geruhen, eine ſchleunige Abänderung in dieſer Sache zu treffen, am Ende die alte deutſche Treue, Offenherzigkeit und Redlichkeit, bey uns ausſterben, und es ſo weit kommen werde, daß keiner dem Worte und dem Eide des andern mehr trauen darf.

Da nun Ew. Hochfürſtliche Durchlaucht die Wohlfahrt von Höchſtdero Unterthanen ernſtlich ſuchen, ſo habe es für meine Schuldigkeit geachtet, Höchſtdenenſelben meine Beſorgniß in Unterthänigkeit, als ein treuer Unterthan, mitzutheilen, und überlaſſe es Höchſtdero weiſem Ermeſſen, wie dieſem Uebel am eheſten und beſten abzuhelfen ſey.

Der ich in tiefſter Ehrfurcht erſterbe, Ew.

unterthänigſter Knecht
Chriſtian Erich,
Zahlmeiſter.

Lit. D.

P. M.

Ew. Hochfürſtliche Durchlaucht werden ſich noch gnädigſt erinnern, welchergeſtalt ich nunmehro in Höchſtdero Dienſte funfzehn Jahre zugebracht, und mich in demſelben ſtets ſo verhalten habe, daß nie eine erhebliche Klage gegen mich iſt angebracht worden. In der Schlacht bey Mollau, wo mir an Hochſtdero Seite der linke Schenkel durch eine Falkonetkugel zerſchmettert wurde, war ich vielmehr ſo glücklich, von Höchſtdenenſelben ein vorzügliches Lob wegen meiner Unerſchrokkenheit zu erhalten. Dem allen ohnerachtet, und ohnerachtet der zwölf Bleſſuren, die ich an mir habe, und die bey jeder Veränderung der Witterung, mich an die Gefahren erinnern, denen ich mich in Höchdero Dienſte ausgeſetzt habe, habe ich noch nicht weiter als bis zur Charge eines Lieutenants kommen können. Ich muß vielmehr immer ſehen, wie ein junger Menſch nach dem andern, bey dem Avancement, mir vorgezogen wird. Und noch vorige Woche habe ich den Verdruß gehabt, zu ſehen, wie ich einem jungen von Kraſchkawitz bey dem Avancement nachſtehen mußte. Und dieß blos deswegen, weil er adelich iſt, und ich bürgerlich bin.

Ich überlaſſe es Ew. Hochfürſtlichen Durchlaucht eignem Ermeſſen, wie kränkend und demüthigend es für einen ehrlichen Mann ſeyn muß, wenn er ſeine beſten Kräfte im Dienſte eines Herrn verzehrt, Blut und Leben für die Ehre deſſelben wagt, und die Belohnung dafür andern überlaſſen muß. Denn daß die wenigen Gulden, die mir monatlich ausgezahlt werden, nicht hinlänglich ſind, mir die Beſchwerden, denen ich mich in Höchſtdero Dienſte unterziehe, die Lebensgefahr, der ich mich ſo oft ausgeſetzt, und die Bleſſuren, die ich bekommen habe, zu vergüten, liegt am Tage, indem die mehreſten Diener des Staats, bey einem ſehr gemächlichen und gefahrloſen Leben, weit ſtärker belohnt werden. Ich überlaſſe es Ew. Hochfürſtlichen Durchlaucht zum eignen Ermeſſen, wie verdroſſen ich in meinem Dienſte werden muß, wenn einer meiner Schüler nach dem andern mein Vorgeſetzter wird, und ich von Leuten Befehl annehmen muß, die weder Muth, noch Klugheit, noch Erfahrung haben.

Ich habe deswegen ſchon einigemal, bey dem Generale Ziska, Beſchwerde geführt, bin aber immer mit der Antwort zurückgewieſen worden, daß Ew. Hochfürſtliche Durchlaucht vorzüglich für den Adel ſorgen müßten. Wenn aber der Fall iſt, daß der Bürgerliche eben ſowohl Verſtand, Rechtſchaffenheit und Muth beſitzt, eben ſowohl ſein Leben für den Fürſten wagt, als der Adeliche, ſo ſehe ich gar keinen Grund, warum er nicht eben ſo viel Recht habe, auf des Fürſten Verſorgung zu rechnen, als dieſer.

Zwar fügte er noch hinzu, der Adel habe mehr Ambition, und ſey alſo zu großen Unternehmungen aufgelegter, als der bürgerliche Stand; ich glaube aber, dieß Vorurtheil nicht beſſer widerlegen zu können, als wenn ich Ew. Hochfürſtliche Durchlaucht in dieſer Schrift zu erkennen gebe, wie ſehr ich mich durch die öftere Zurückweiſung von der Belohnung, zu der ich mir unter vielem Blutvergießen den Weg gebahnt habe, für gekränkt halte, und zugleich in Unterthänigkeit, um gnädigſte Ertheilung meiner Dimiſſion, Anſuchung thue. —

Der ich übrigens in Ehrfurcht erſterbe, Ew. Hochfürſtlichen Durchlaucht

unterthänigſter Knecht
Alexander,
Lieutenant bey dem Zaporawkiſchen
Infanterie-Regimente.

Lit. E.

Ew. Hochfürſtliche Durchlaucht verzeihen mir, daß ich mich zu Höchſtdero Stuhle nahe, und vor demſelben die Klagen meines beklommenen Herzens ausſchütte.

Ich bin ein alter achtzigjähriger Diener des Worts, der ſeinem Simeonsſtündlein täglich mit Verlangen entgegen ſieht. In den vorigen Zeiten meines Lehramts, habe ich immer die Freude gehabt, zu ſehen, daß meine Arbeit nicht vergeblich ſey, in dem Herrn, und daß das Wort, das ich redete, in den Seelen meiner lieben, mir anvertrauten, Gemeine, ein gutes Land fand, und bey vielen reichliche Frucht trug. Es war da von keinem Zank und Zwietracht, von keiner Völlerey noch Unzucht etwas zu hören, vielmehr hatte meine liebe Gemeine ein gutes Gerücht bey jedermann, und führte ihren Wandel in Einfalt und Lauterkeit des Herzens. Seitdem aber Ew. Hochfürſtliche Durchlaucht die Verordnung gemacht haben, daß unſere jungen Bauern erſt ſechs Jahre Soldatendienſte thun müſſen, ehe ſie ſich verheyrathen dürfen, hat ſich alles ſo verändert, daß ich mein Amt nicht mehr mit Freuden, ſondern mit Seufzen, thue.

Die Jünglinge werden von ihren Bräuten getrennt, und dieſe verfallen, während ihrer Abweſenheit, insgemein in allerhand ſchändliche Ausſchweifungen. Bey ihrer Rükkehr ſind jene mehrentheils davon abgekommen, ſich, wie es frommen Chriſten ziemt, ihrer Händearbeit zu nähren, und ſind an Völlerey, Spiel, Unzucht und andere Laſter gewöhnt, die ein Chriſt nicht von ſich ſollte geſagt ſeyn laſſen. Ich habe ſchon einigemal den Jammer erlebt, daß in unſerer Schenke Schlägerey geweſen iſt, und habe in dieſem Jahre zwey uneheliche Kinder taufen müſſen. Von alle dieſen Greueln hat man ſonſt in meiner lieben Gemeine nichts gehört.

Da ich nun bald mein Hirtenamt niederlegen, und von den mir anvertrauten, theuerkauften, Schäflein meine Rechenſchaft ablegen werde, ſo habe ich mich für verpflichtet gehalten, mein Gewiſſen zu verwahren, und die große Seelengefahr, in welcher meine ganze Gemeine ſchwebt, Ew. Hochfürſtliche Durchlaucht unterthänigſt anzuzeigen.

Höchſtdieſelben hatten ja vor drey Jahren die Gnade, bey der großen Hornviehſeuche, ſolche Verfügungen zu treffen, daß unſere Heerden vor Anſteckung verwahrt blieben. Möchten doch Höchſtdieſelben gleiche Anſtalten zu treffen geruhen, daß meine kleine Heerde, die mir mein Heiland

land anvertraut hat, gegen Anſtekkung geſichert würde! Möchten doch die Klagen eines alten Mannes, der an den Pforten der Ewigkeit ſteht, Höchſtdero Fürſtliches Herz rühren!

Wenn Ew. Hochfürſtliche Durchlaucht mich erhören, ſo wird Gott Sie wieder hören, und Höchſtdero landesväterliche Treue belohnen, in Zeit und Ewigkeit. Er wird Ihnen ſchenken ein fröhliches Herz und eine ſanfte Auflöſung aus dieſer Zeitlichkeit. Und ich werde, ſo lange ich lebe, nicht aufhören, für Höchſtdieſelben zu Gott zu beten. Der ich bin Ew.

unterthänigſter Knecht und Fürbitter
bey Gott,
M. Zacharias Quenſtedt.

Lit. F.

P. M.

Ew. Hochfürſtlichen Durchlaucht mit meinen Klagen beſchwerlich zu fallen, ſehe ich mich abermals gemüßigt. Es hat ſich nämlich der Buchdrukker Occam wieder unterfangen, einen meiner Verlagsartikel: Beſchreibung der Holländiſchen Pflanzungen in Weſtindien, auf eine höchſt ungerechte Art, nachzudrukken, und damit meiner Handlung einen ſehr empfindlichen Streich beygebracht.

Deshalb gehet an Höchſtdieſelben meine unthänigſte Bitte, ſolchem Unweſen in Gnaden zu ſteuern, und meine Handlung gegen dergleichen unrechtmäßige Eingriffe in Sicherheit zu ſtellen.

Es hat mir zwar Höchſtdero Etatsminiſter, als ich bey ihm deshalb Beſchwerde führte, zur Antwort ertheilt, daß ein Buchdrucker und Buchhändler eben ſo wohl das Recht hätte, eines andern Werke nachzudrukken, als ein Cattunfabrikant befugt wäre, das Muſter eines andern nachzumachen. Ew. Hochfürſtliche Durchlaucht werden aber wohl ſelbſt ermeſſen, daß dieſe Vergleichung höchſt unſchicklich ſey. Denn dieſer macht nur die Form des andern nach, läßt aber die Materie deſſelben unangetaſtet. Der Nachdrukker raubt aber dem Verleger auch die Materie. Denn die Materie des Buchs iſt der Inhalt deſſelben, die der Verleger mit ſchweren Koſten von dem Schriftſteller erkauft hat. Wenn der Nachdrukker auch die Holländiſchen Pflanzungen in Weſtindien beſchreiben ließ, ſo hätte ich nichts dagegen. Er machte das Muſter nach, ſo wie ein Fabrikant dem andern thut. Wenn er aber die von mir verlegte Beſchreibung druckt, ſo begeht er augenſcheinlich einen Diebſtahl, eben ſo wohl als wenn ein Fabrikant die Garne eines andern wegnehmen und verarbeiten wollte.

Es fügte zwar auch Höchſtdero Miniſter hinzu, daß durch den Nachdruck die Kenntniſſe weit ſchneller verbreitet, und die Aufklärung befördert würde: allein wenn der Nachdruck ſelbſt etwas unerlaubtes iſt, ſo kann er durch das Gute, daß er zufälligerweiſe bewirkt, nicht entſchuldigt werden. Sonſt müßte es überhaupt erlaubt ſeyn, zur Erreichung guter Abſichten, ſchlechte Mittel zu gebrauchen, und ſo hätte auch jener Schuhmacher recht gethan, der das Leder ſtahl, und die daraus verfertigten Schuhe den Armen verſchenkte.

Endlich ſetzte auch Höchſtdero Miniſter hinzu, daß der Nachdruck in Höchſtdero Landen erlaubt werden müſſe, weil durch den Einkauf fremder Schriften zu viel Geld aus dem Lande geſpielt würde. Dieſes aber zu verhindern, hätten ja Ew. Hochfürſtliche Durchlaucht wohl andre Mittel in den Händen. Höchſtdieſelben könnten ja

Schriftſteller in Höchſtdero Lande berufen, deren Werke die Nation aufklärten, und die Einfuhre ausländiſcher Schriften, theils unnöthig machten, theils wieder für dieſelben vertauſcht werden könnten. Oder Höchſtdieſelben könnten die Einfuhre meiner Verlagsartikel gar verbieten, ſo wie die Einfuhr der in unſerm Städtchen fabricirten Strümpfe ohnlängſt verboten worden iſt.

Ew. Hochfürſtliche Durchlaucht haben ja allenthalben den Ruhm eines guten gerechten Regenten: warum ſoll ich denn der Einzige ſeyn, dem Höchſtdieſelben nicht Gerechtigkeit wollen widerfahren laſſen? Zwar habe ich das Glück nicht, Höchſtdero Unterthan zu ſeyn, doch glaube ich berechtigt zu ſeyn, bey Höchſtdenenſelben Klage zu erheben, und gerechte Abſtellung derſelben zu erwarten, wenn ich von einem von Höchſtdero Unterthanen beeinträchtiget werde.

Sollten die Klagen eines ehrlichen, gekränkten, Mannes nicht vermögend ſein, Höchſtdero fürſtliches Herz zu rühren, ſo bin ich ohne Rettung verlohren, und muß, bey meiner ſauern Arbeit, bey aller Treue, mit welcher ich meine Geſchäfte treibe, am Ende verarmen, und ſehen, daß ein anderer die Früchte meiner Arbeit einerndtet. So würden meine, und meines Weibes und meiner Kinder, Seufzer Ew. Hochfürſtliche Durchlaucht treffen, welches Höchſtdenenſelben nicht gut wäre. Mit der aufrichtigſten Ehrfurcht verharre ich

Ew.

unterthänigſter Knecht,
George Fauſt.

Lit. G.

P. M.

Ew. Hochfürſtlichen Durchlaucht zeigen wir Endesbenannten unterthänigſt an, wie gröblich ſich der allhieſige Schuldiener, Nikolaus Krax, in unſerer Stadt Carmin, vergangen habe, indem er die älteſten unſrer Schulmädchen verführt, und zu Vollbringung ſeines ſchändlichen Willens gebracht, auch mit den Kleinern allerhand Unfug getrieben hat.

Ew. Hochfürſtliche Durchlaucht geruhen hochgeneigt zu ermeſſen, was für ein großes Herzleid das für alle Chriſtliche Eltern ſeyn müſſe, wenn ihre Kinder nicht einmal an den Oertern, wo ſie Religion und Tugend lernen, und gegen die künftigen Fallſtricke, die ihrer Jugend werden gelegt werden, Sicherheit bekommen ſollen, gegen Verführung geſchützt ſind.

Wir haben zwar ſchon deshalb bey dem hieſigen Conſiſtorium dringende Vorſtellung gethan, und um ſchleunige Remotion dieſes abſcheulichen Mannes inſtändigſt gebeten, ſind aber mit der Antwort zurückgewieſen worden, daß er Beſſerung angelobet habe, und daß zu beſorgen ſtünde, er möchte, falls ihm ſein Brod genommen würde, katholiſch werden, und ſo ſeine Seele verlohren gehen.

Wenn nun aber die Seele eines ſolchen nichtswürdigen Menſchen ganz gewiß verlohren geht, ſie mag ſich bekennen zu welcher Religion ſie will, es auch beſſer iſt, daß die Seele eines ſolchen abſcheulichen Verbrechers verdammt werde, als daß die Seelen ſo vieler unſchuldigen Kinder verlohren gehen, die früh, da ſie noch nicht wiſſen Böſes und Gutes zu unterſcheiden, zum Laſter angeführt, und in Gefahr zeitlicher und ewiger Unglückſeligkeit geſtürzt werden: Als geht an Ew. Hochfürſtliche Durchlaucht unſere fußfällige

Bitte, daß Höchſtdieſelben ſich über unſere arme Schuljugend in Gnaden zu erbarmen, und unſerm Conſiſtorium aufzulegen, Hochgeneigt geruhen wollen, vorbeſagten Schuldiener, Nikolaus Krax, von ſeinem Amte auf das ſchleunigſte zu removiren.

Die wir mit tiefſter Ehrfurcht erſterben,
Ew.
unterthänigſte Knechte,
Mſtr. Valentin Grau.
Mſtr. Heironymus Dresler.
Mſtr. Gotthard Römme.
Aelteſten der Gemeine St. Barnabæ.

Lit. H.

Lieber Fürſt!

Ich bitte Sie gar ſehr, Ihro Durchlaucht, daß ſie doch Ihren Soldaten mehr Sold geben, damit ſie das Mauſen laſſen. Denn von ſechs Kreuzern den Tag kann ſo ein großer Kerl nicht leben. Und wenn das Mauſen ſo fort geht, da kanns kein Menſch mehr ausſtehen. Zu meines Vaters ſeliger Zeiten hat man von Mauſerey bey uns faſt gar nichts gehöret; nur ſeitdem wir die Compagnie im Quartiere haben, da iſt der Henker los. Die Officiere ſind zwar zum Theil ganz gute Leute, und der Herr Oberſt hat vorige Woche ein paar Kerl, die meinem Nachbar ſeine Pflaumen geſchüttelt hatten, tüchtig durchprügeln laſſen. Was hilft denn aber das alles! Unſer einer kann ja nicht immer die Augen hinten und vornen haben, und Tag und Nacht auf ſeinem Bischen Akker liegen.

Ich bin ein Gärtner und ſitze in ſchwerem Pacht. Wovon ſoll ich denn den Pacht geben, wenn andere die Früchte von den Aekkern tragen? Da wollte ich geſtern meine Kartoffeln und Rüben ausnehmen, aber da ich auf den Akker kam, war über die Hälfte ſchon weggetragen.

Ich habe es dem Herrn Oberſten geſagt, der meynte aber, wenn ich ihm die Kerls nicht nennen könnte, die es gethan hätten, ſo könnte er mir auch nicht helfen. Und daß mag freylich wohl wahr ſeyn. Wenn das Ding aber ſo fort geht, da muß ich, bey meiner Seele, zum Schelme werden.

Ich heiße Heinrich Säbel und wohne in Holningen, gleich der Pfarre gegenüber.

Lit. I.

P. M.

Ew. Hochfürſtliche Durchlaucht erſuche ich unterthänigſt, mir gnädigſt zu erlauben, daß ich das Bürgermeiſteramt, daß ich zeither in Carmin führte, niederlegen, und mein Leben in Ruhe beſchlieſſen darf. Die Grundſätze, nach welchen ſeit einiger Zeit Höchſtdero Land regieret wird, ſind gar nicht nach meinem Sinne, und mein Kopf iſt zu alt, als daß er ſich nach den neuen Grundſätzen formen könnte. Man ſcheint darinne übereingekommen zu ſeyn, daß die höchſte Glückſeligkeit eines Staats in der Menge des Geldes beſtehe, das darinne curſirt, und nimmt daher Leute, deren Charakter und Sitten verabſcheuungswürdig ſind, zu Bürgern und Unterthanen an, wenn Sie nur Geld ins Land bringen.

Ich habe dagegen immer geeifert, und geſagt: das Glück des Staats beſteht nicht in der Menge des Geldes, ſondern in der Tugend, Geſchicklichkeit, Thätigkeit, und Zufriedenheit der Bürger, habe auch die Aufnahme verſchiedener ſchlechten Leute verhindert: aber nun, da ich alt werde, und mein ſeliger College, der Bürgermeiſter Gutmann, geſtorben iſt, achtet man auf meinen Rath nicht mehr.

Noch vorigen Monat habe ich den Verdruß gehabt, daß der lüderlichſte Menſch, den Gottes Erdboden trägt, in Schutz genommen wurde. Er thut nichts, als daß er ſpielt und hurt und Gott läſtert. Seitdem er hier iſt, hat Frechheit und Zügelloſigkeit überhand genommen; Spott über Religion und Unfläthereyen ſind ſchon der bon ton in vielen Geſellſchaften geworden; durch ihn und ſeine müßigen Bedienten werden viele Mädchen verführt, und abſcheuliche Krankheiten ausgebreitet. Aber er verzehrt jährlich 3000 Rthlr. Deswegen überſieht man dieß alles.

Geſetzt nun auch, daß Höchſtdero Chatoulle, durch Aufnahme ſolcher ruchloſen Leute, gewönne, ſo werden doch Höchſtdero Unterthanen dadurch elend gemacht. Und ſollte wohl ein Vater ſeine Kinder ins Elend ſtürzen, um damit jährlich etliche Ducaten zu gewinnen? Ja ich bin auch gewiß überzeugt, daß nicht einmal Höchſtdero Chatoulle dabey gewinne. Die Aufnahme eines reichen Laſterhaften in einen Staat, ſcheint mir eben ſo gegen den Vortheil des Landesherrn zu ſeyn, als wenn man einen Menſchen, der von der Peſt angeſteckt iſt, um der Juwelen willen aufnehmen wollte, die er bey ſich führt.

Doch dem ſey wie ihm wolle, ich verlange nicht länger Bürgermeiſter zu ſeyn. Deswegen lege ich mein Amt unterthänigſt zu Höchſtdero Füßen nieder, und erſterbe, Ew.

unterthänigſter Knecht
Juſti.

Lit. K.

P. M.

Ew. Hochfürſtliche Durchlaucht quittire hiermit dankbarlich über den Empfang von 200 Rthlr. vierteljähriger Penſion. Zugleich aber zeige ich hiermit unterthänigſt an, daß ich mit dem, mir zeither zugeſtandnen, Gehalte fernerhin nicht auskommen kann. Ich ſchränke mich ſo viel als möglich ein, ich halte mir gegenwärtig nicht mehr als zwey Mädchen, und nehme mit Rheinwein vorlieb, auch habe ich den Vorſatz, eine Reiſe durch Frankreich und Italien zu thun, aufgegeben. Dem ohnerachtet ſitze ich ſtark in Schulden, und wenn ich das Wechſelmachen nicht verſtünde, ich glaube, man hätte mich ſchon hingeſetzt.

Wenn Ew. Hochfürſtliche Durchlaucht ſich hochgeneigt erinnern wollen, was für wichtige Dienſte ich Höchſtdenenſelben im letztern Kriege geleiſtet habe; wie ich in Höchſtdero hohe Hände zwey Documente von der größten Wichtigkeit ſpielte, und die geheime Correſpondenz, die unſer Hof mit dem Burzelandiſchen führte, verrieth, wie ich meinen theuren Eid, den ich meinem Landesherrn geſchworen hatte, brach, und meinen Hals der Gefahr, gehenkt zu werden, ausſetzte: ſo werden Höchſtdieſelben es nicht unbillig finden, wenn ich unterthänigſt Anſuchung thue, den mir gnädigſt zugeſtandnen Gehalt zu verdoppeln.

Meine Bitte wird ein noch größeres Gewicht bekommen, wenn Höchſtdieſelben in Erwägung zu ziehen geruhen wollen, was für Dienſte ich Höchſtdenenſelben noch ferner leiſten kann, da das ganze Archiv und die geheime Correſpondenz unſers Hofs ganz in meinen Händen iſt.

In Erwartung einer gnädigen Reſolution auf mein unterthänigſtes Geſuch, bin ich ſo frey, einen accurat aufgenommenen Riß von unſerer Grenzfeſtung Miloe beyzulegen, in welchem alle Schanzen, Minen, unterirdiſche Gänge und Pulverbehältniſſe, getreulich angegeben ſind. Wenn Ew. Hochfürſtliche Durchlaucht den verborgnen mit X bezeichneten Pulverthurm und ſeine Lage gegen die Caſerne N N bemerken wollen, ſo werden Höchſtdieſelben leicht ermeſſen, daß, bey einer etwanigen Belagerung, Höchſtdieſelben, durch eine einzige glücklich geſpielte Bombe, ſich das Vergnügen erkaufen können, vier bis fünfhundert Menſchen in die Luft fliegen zu ſehen. Und ich habe itzo ſchöne Gelegenheit, dergleichen Riſſe von allen Feſtungen unſers ganzen Reichs zu bekommen.

Bey dieſer Gelegenheit thue ich bey Ew. Hochfürſtlichen Durchlaucht noch die Anfrage: ob Höchſtdenenſelben nicht mit dem Verzichtbriefe Fürſt Conrads des Langhalſes, auf die Grafſchaft Helſom, gedient ſey? Ingleichen ob Höchſtdieſelben nicht befehlen, daß ich eine Deduction wegen der Aemter Grimmbach und Krautburg machen ſoll? Ich weis zwar wohl, daß Ew. Hochfürſtliche Durchlaucht darauf eben ſo wenig gerechte

Anſprüche, als ich, zu machen haben, ich hoffe aber doch im Stande zu ſeyn, die Gerechtigkeit von Höchſtdero Anſprüchen ſo deutlich darzuthun, daß niemand etwas dagegen wird ſagen können, zumal wenn Höchſtdero Artillerie in gutem Stande iſt.

Ich glaube nicht unbeſcheiden zu handeln, wenn ich für das erſte 2000, und für das zweyte 3000 Rthlr. unterthänigſt erbitte.

Mit der aufrichtigſten Ehrfurcht verharre allſtets Ew.

unterthänigſter Knecht,
Gotthold Krämer.
Staatsſekretär..

Lit. L.

P. M.

Ew. Hochfürſtliche Durchlaucht haben ohnlängſt die gnädigſte Verfügung zu treffen geruhet, daß führohin keiner ausländiſchen Hure mehr geſtattet werden ſoll, ihr Kind in Höchſtdero Lande zur Welt zu bringen, woferne ſie nicht vermögend ſey, für die Verpflegung deſſelben hinlängliche Caution zu machen.

So weiſe und gerecht nun dieſe Verordnung, und ſo billig es iſt, daß jeder treue Unterthan ſie pünctlich befolge, ſo iſt ſie doch in voriger Woche durch den Rathsherrn Plinki, in unſrer Stadt Carmin, auf eine höchſt barbariſche und himmelſchreyende Art, gemisbraucht worden.

Es hat nämlich eine Magd, Namens Sabine Hackin, aus dem Fürſtenthume Ritterſtadt bürtig, einige Jahre bey einem allhieſigen Bürger in Dienſten geſtanden, iſt von ihm geſchwängert, und da er merkte, daß ihre Entbindung nahe ſey, von ihm ſchändlich verlaſſen worden.

Dieſe Unglückliche miethete ſich bey einer allhieſigen armen Frau ein, um da die Zeit ihrer Niederkunft abzuwarten. Kaum aber erfuhr es vorbeſagter Plinki, ſo befahl er dieſer mitleidigen Frau, die Unglückliche ſogleich, bey Vermeidung ſchwerer Strafe, aus dem Hauſe zu werfen. Sie ſtellte vor, daß dieſe Perſon ihrer Entbindung ſo nahe ſey, daß man beſorgen müſſe, ſie werde auf dem Wege von den Geburtsſchmerzen überfallen werden; und daß es ferner billig ſey, daß eine Stadt das Kind ernähre, deſſen Bürger es erzeugt habe. Sie richtete aber damit ſo wenig aus, daß vielmehr vorbeſagter Plinſki ſeine Bedrohungen verdoppelte.

So mußte alſo dieſe Perſon, da eben die Geburtsſchmerzen eintraten, das Haus, wo ſie Zuflucht geſucht hatte, verlaſſen, und in dem nächſten Winkel, den ſie finden konnte, ihr Kind zur Welt bringen, das, kaum nach Verlauf einer Viertelſtunde, vor Kälte ſtarb. Die Mutter, die in ihrer großen Angſt, Schmerzen und Beklemmung ihres Herzens, ohne alle Hülfe, von allen Menſchen verlaſſen, da lag, würde ohne Zweifel bald nachgefolgt ſeyn, wenn mir dieſer Fall nicht wäre beyzeiten angezeigt worden.

Als Verehrer des Gottes, der es ſich zum Ruhme anrechnet, daß er ſich derer erbarme, die in ihrem Blute liegen, als Prediger der Lehre Jeſu, die Barmherzigkeit gegen alle auszuüben befiehlt, glaubte ich verpflichtet zu ſeyn, mich dieſer Perſon nachdrücklich anzunehmen. Deswegen ließ ich die Frau, bey der die Unglückliche zuvor geweſen war, erſuchen, ſie, auf meine Verantwortung, wieder aufzunehmen, und verſprach ihr ein wöchentliches Geld zu ihrer Verpflegung.

Da nun vorbeſagter Pliski mich dieſerwegen vermuthlich als einen Ungehorſamen und Uebertreter der Geſetze ausſchreyen, auch wohl mit Strafe ankündigen wird: ſo ergeht an Ew. Hochfürſtliche Durchlaucht meine unterthänigſte Bitte, vorbeſagtem Pliski deshalb die nöthige Weiſung zu geben, wie auch, nach Höchſtdero erlauchten Einſichten, ſolche Verfügungen zu treffen, daß führohin Höchſtdero weiſe Landesgeſetze nicht zum Dekkel der Bosheit gebraucht werden können, und verhütet werde, daß nicht das Blut unſchuldiger Kinder über uns zu Gott ſchreye, und nicht mehr Höchſtdero Unterthanen beſtraft werden, um der Werke der Barmherzigkeit willen, die unſer Erlöſer ſelbſt würde verrichtet haben, wenn er noch ſichtbar auf Erden wäre.

Mit tiefſter Ehrfurcht erſterbe

Ew.
unterthänigſter Knecht,
M. Heinrich Bayer,
V. D. M.

Achter Brief.

Von Mauerbrecher an Carln.

Carmin, den 24ſten October.

Mein Beſter!

Ich wollte Ihnen ſchreiben. Ich habe aber in der ganzen Stadt Carmin kein andres Papier bekommen können, als dieſes todtenfahle Zeug, bey deſſen Anblick mir allemal meine verſtorbene Großmutter einfällt. Denn dieſe, da ſie im Sarge lag, ſah eben ſo aus wie dieſer Bogen. Wie das Papier, ſo iſt ganz Carmin. Es iſt da ein Clima, ſo rauh, daß man wenige Wochen des Jahrs den Pelz entbehren kann. Und den Leuten fehlt Verſtand, Geſchmack, Lebensart, mit einem Worte, alles fehlt ihnen. In dem Betragen der Mädchen herrſcht ſo etwas Fades und Einfältiges, daß man bey keiner eine halbe Stunde aushalten kann, wenn man nicht ſeinen Verſtand verleugnen will. Das Rindfleiſch iſt hier ſchlecht, und der Wein taugt nichts. Das Quellwaſſer hat viel Salpeter, und die Fiſche haben einen faulen Geſchmack.

Schon ſeit etlichen Wochen habe ich der menſchlichen Geſellſchaft entſagt, und Troſt in Büchern geſucht. Aber das Gott erbarme! da iſt auch elender Troſt. Nichts als dummes, fades, elendes, wäſſeriges, Zeug wird doch itzo geſchmiert. Wenn ich bedenke, daß ich erſt acht und zwanzig Jahr alt bin, und mir als möglich denke, daß ich noch einmal ſo lange leben könnte, ſo ſtehen mir die Haare zu Berge. Noch acht und zwanzig Jahre auf der Welt auszuhalten; wie iſt das möglich!

Wie leben Sie denn? ohne Zweifel recht vergnügt? Ha! Die Sprache kenne ich ſchon. Die führt auch Wenzel immer — Aber ich kenne das menſchliche Vergnügen, es iſt lauter Betäubung — Verſtellung — ſüßer Traum, und weiter nichts.

Ich muß ſchließen, damit ich nur das fatale graue Papier aus den Augen bekomme.

Ich verbleibe ſtets

der Ihrige,
von Mauerbrecher.

Neunter Brief.

Der Profeſſor Ribonius an den Diakonus Rollow.

Grünau, den 26ſten October.

Mein Theuerſter!

Wozu dient es nun, daß ich Ihnen den Krebsſchaden zeige, der meine Kraft und mein Mark verzehrt? Ich werde bey Ihnen Eckel, vielleicht auch Mitleiden, erregen; aber das Pflaſter wird Ihnen fehlen, den Schaden zu heilen. Doch es ſey drum, weil Sie es nicht anders haben wollen.

Ich liebte, da ich noch Adjunctus der philoſophiſchen Facultät war, ein Mädchen, das, durch ſeine körperlichen Reize ſowohl, als durch ſeinen Verſtand und ſein redliches Herz, mich ganz gefeſſelt hatte, und wurde wieder geliebt. Einen Frühling und einen Sommer brachte ich in ihrem Umgange zu. Noch itzo werde ich begeiſtert, wenn ich an die Wonneſtunden denke, die ich an ihrer Seite, in dem Schatten eines kleinen Birkenwäldchens, zubrachte, wo wir uns täglich, zu einer geſetzten Stunde, fanden, wo ſich unſere Herzen in der reinſten Zärtlichkeit ergoſſen, und einander ewige Treue zuſchworen.

Ihr Vater war arm, und erwarb mit ſeiner Advokatur gerade ſo viel, als zu ſeiner und ſeiner Familie Erhaltung unumgänglich nöthig war. Dieſer Umſtand feuerte unſere Liebe nur noch mehr an, und wir geriethen oft in Entzücken, wenn wir Entwürfe machten, wie wir dem Glücke zum Trotze glücklich ſeyn, uns von den eingebildeten Bedürfniſſen unabhängig machen, und einander, bey eintretenden Kümmerniſſen, durch einen treuen Kuß der Liebe wieder aufrichten wollten.

Gegen das Ende des Sommers wurde eine philoſophiſche Profeſſur vacant, zu welcher ich, als der älteſte Adjunctus, das nächſte Recht hatte. Kaum hatte ich die Nachricht davon erhalten, ſo flog ich zu meiner Luiſe, und verſicherte ſie, in der feurigſten Umarmung, daß wir nun dem Ziele unſerer Wünſche nahe wären.

Von ihr lief ich zu allen, die einigen Einfluß auf die Beſetzung der Profeſſur hatten, bat um ihre Stimme, wurde aber, zu meinem großen Erſtaunen, von allen ſehr kalt empfangen, und die mehreſten ſagten mir, mit Achſelzukken, daß ſich bey der Sache groſſe Schwierigkeiten finden würden, ohne daß mir einer dieſe Schwierigkeiten beſtimmt entdeckt hätte.

Doch erfuhr ich ſie bald, da ſich den folgenden Tag ein gewiſſer Doctor bey mir melden ließ. Nach einigen gleichgültigen Geſprächen, fragte er mich, ob er mir zur philoſophiſchen Profeſſur gratuliren ſolle?

Wollte Gott! ſagte ich, ich könnte die Gratulation annehmen. Bis itzo iſt aber ſehr wenig Anſchein dazu da. Ich habe geglaubt, weil ich drey Jahre mit Beyfall geleſen hätte, und der älteſte Adjunctus wäre, ſo könnte mir die Profeſſur nicht entgehen; es hat mich aber nicht wenig befremdet, da mich geſtern meine Beförderer ganz kalt empfingen, und von Schwierigkeiten redeten, die bey der Sache vorwalteten.

Ja, ſagte er lächelnd, Sie ſcheinen den Weg noch nicht zu kennen, auf welchem man in Grünau zur Profeſſur komt.

J. Welches iſt der? vielleicht Beſtechung? da werde ich nie Profeſſor. Ja! wenn ich durch meine perſönlichen Eigenſchaften kein Amt erlangen kann, ſo will ich es auch nicht mit Gelde erkaufen.

D. Es möchte ja wohl noch andere Wege geben.

J. Welches ſind ſie? welches?

D. Leichte, anmuthige, Wege — Wir haben ja hübſche Profeſſors Töchter. Heyrathen Sie eine! was gilts? es wird beſſer gehen.

J. Das wäre doch ſonderbar! entweder ich habe die Geſchicklichkeit, die man von einem Profeſſor erwartet, oder ich habe ſie nicht. Habe ich ſie: ſo iſt man ja ſchlechterdings, um des Beſtens der Studirenden willen, verbunden, mich zum Profeſſor zu ernennen. Habe ich ſie aber nicht, ſo wird ſie auch die Verbindung mit einer Jungfer Profeſſorin nicht geben, und man handelt alsdenn gewiſſenlos, wenn man mir eine Profeſſur anvertrauet.

D. Das iſt wohl ein ſyllogismus disjunctivus, wenn ich nicht irre? he! he! he!

J. Warum lachen Sie? habe ich etwa unrecht geſchloſſen?

D. Für den Katheder iſt der Schluß vortreflich, aber —

J. Aber? Nu?

D. Aber für das gemeine Leben, taugt er gar nichts. Man handelt nicht nach Syllogiſmen, lieber Freund. Sie ſcheinen noch nicht mit dem Laufe der Dinge bekannt zu ſeyn.

J. Wenigſtens iſt mir es ganz neu, was Sie mir da ſagen. Ich wüßte nicht einmal eine Profeſſors Tochter, die ſich für mich ſchickte —

D. Was haben Sie denn an meines Schwagers, des Rath Biels Tochter, auszuſetzen? iſt ſie etwa nicht ſchön genug? oder nicht reich genug?

J. Ich habe ſie noch nie auf mich referirt. Wenn das Herz ſchon an ein Mädchen gefeſſelt iſt, ſo iſt es gegen andere gleichgültig.

D. Alſo haben Sie ſchon ein Mädchen ſich ausgeſucht?

J. Meine Entſchließung iſt ſo ziemlich beſtimmt.

D. So —

Er brach hierauf ab, lenkte das Geſpräch auf gleichgültige Sachen, und verließ mich ziemlich

lich kalt. Mein Herz war durch dieſe Unterredung in unbeſchreibliche Unruhe geſetzt. In der ſchlafloſen Nacht, die ich nach dieſem Beſuche hatte, giengen hundert Entwürfe durch meinen Kopf, davon ich am Ende einen feſt hielt. Ich entſchloß mich nämlich, mich in das Mädchen verliebt zu ſtellen, ihr Hofnung zur Heyrath zu machen, bis ich die Profeſſur hätte, und dann Luiſen zu ehelichen.

Die Zeit wurde mir lang, ehe der Tag anbrach, und ich meinen glücklichen Einfall ausführen konnte. Kaum war er angebrochen, ſo gieng ich zu den Doctor, und ſagte, daß die Verbindung mit meinem Mädchen keinesweges ſo feſte wäre, daß ich ſie nicht täglich trennen könnte. Wenn ich nur Gelegenheit hätte, der Mademoiſelle Biel Bekanntſchaft zu machen, ſo könnte ich mich leicht entſchlieſſen, mich um ihrer Liebe zu bewerben.

Was brauchts denn für Gelegenheit? antwortete der Doctor. Laſſen Sie ſich doch bey meinem Schwager melden! Ich will alsdann, wie von ohngefähr! auch kommen, und die Sache ſo einleiten, daß Sie zu Tiſche behalten werden: hum?

Vortref

Vortreflich, ſagte ich, es bleibt dabey.

Noch denſelben Tag ließ ich mich melden, und wurde ſehr liebreich empfangen. Der Doctor fand ſich verabredetermaßen auch ein, ich wurde gebeten, zu Tiſche zu bleiben, und in das Speiſezimmer geführt, wo ich die, mir beſtimmte, Braut antraf.

Bey Tiſche nahm ich meinen Platz neben ihr, und es fiel mir gar nicht ſchwer, die Rolle eines Zärtlichen zu ſpielen, weil das Mädchen wirklich viel Reiz hatte, und mit ihrem ſchmachtenden Blikke mein Herz leicht hätte erobern können, wenn Luiſe nicht zu feſt darinne geſeſſen hätte.

Bey dem Glaſe Wein wurden wir immer geſprächiger, und ihr Witz wußte mich ſo an ſich zu ziehen, daß ich nach Tiſche wirklich allerhand verliebte Tändeleyen mit ihr anfieng.

Zwey Tage darauf bat mich und ſie ſchon der Doctor zu ſich, und die Vertraulichkeit nahm noch mehr zu.

So wurden einige Wochen mit Beſuche, und Gegenbeſuchen zugebracht.

Niemand litt dabey mehr, als meine Luiſe, die mir, bald durch Kaltſinn, bald durch Thränen, bald durch Vorwürfe zu erkennen gab, daß ſie nichts Gutes für unſere Liebe ahnde, ohnerachtet ich ihr meinen ganzen Plan mitgetheilt hatte.

Einmal wurde ich auch zu dem Profeſſor Biel gebeten, und fand da eine zahlreiche Geſellſchaft, die aus den nächſten Anverwandten des Profeſſors beſtund. Bey Tiſche bekam ich meinen Platz wieder neben der Jungfer Profeſſorin. Die Geſellſchaft flüſterte ſich in die Ohren, nickte einander zu, ich ſah meine Nachbarin ſchmachtend an, ſie ward roth, ich drückte ihre Hand, ſie drückte wieder, und ich freute mich herzlich, daß mir mein Plan ſo wohl gelang, und man zu glauben ſchien, daß ich im Ernſt ſie zu beſitzen wünſchte. So freute ich mich, wie eine Droſſel ſich freut, wann ſie die Beeren erblickt, die ſie in die Schlinge lokken ſollen.

Ich Elender war der Schlinge näher, als ich es glaubte, und hieng ſchon drinne, ehe ich ſie entdeckte.

Am Ende der Mahlzeit, da aller Herz guter Dinge war, ſtund Profeſſor Biel auf, trat uns gegenüber, und ſagte lächelnd: nun lieber Herr Adjunctus! ich freue mich, daß Sie, als ein ſo braver Mann, um meine Tochter durch meinen Schwager haben anwerben laſſen. Ich bin ein ofner gerader Mann. Ich kenne keinen Mann, an deſſen Seite meine Tochter glücklicher ſeyn könnte, als Sie. Sie iſt die Ihrige. Dein Wille iſt doch dabey, Chriſtiane?

Chriſtianchen verbarg ihr Geſicht ſchamhaft, unter die Serviette.

Warum ſchämſt du dich, liebe Tochter? fragte der Vater. Sprich! glaubſt du nicht mit dem Herrn Adjunctus glücklich zu leben?

Da hieng ſie an meinem Halſe, ein heißer Kuß, und ein zärtliches — mein Beſter! war die Antwort.

Der Doctor nahm ein Glas in die Hand, und rief: es lebe das neue Brautpaar, hoch! und die ganze Geſellſchaft ſtimmte bey.

Stellen Sie ſich die Betäubung vor, in die mich dieſer unerwartete Auftritt verſetzte. Ich wollte reden, aber die Menge von Glückwünſchen, mit denen ich beſtürmt wurde, ließ mich nicht aufkommen.

Aber — ſagte ich ſo bald es ſtille wurde —

Kein aber, erwiederte der Profeſſor, ich habe —

Aber es kommt mir ſo unerwartet —

Es iſt für alles geſorgt, lieber Herr Sohn! Ich richte die Hochzeit aus, ohne daß ſie Ihnen einen Pfennig koſtet. Meine Art iſt nun einmal ſo; wenn ich jemanden Freude machen will, ſo mache ich ſie ihm recht, und unerwartet. Ich gratulire Ihnen alſo auch zugleich zur Profeſſur, die iſt ſo gut als Ihre. Es iſt alles richtig.

Da trank die Geſellſchaft wieder auf die Geſundheit des neuen Profeſſors. Die Freude bemächtigte ſich meiner bey dieſer Nachricht — ich erlag — und mein Herz ward an meiner rechtſchafnen Luiſe untreu.

Nach Tiſche ſchlang Chriſtianchen wollüſtig ihren Arm um meinen Hals, verſicherte mich, daß ihr Herz ſchon lange für mich geſchlagen hätte, und daß ſie ihr Glück von dem heutigen Tage an rechnen würde. Die Zauberin goß wirklich eine brünſtige Liebe in mein Herz.

So ſehr hatte ſie mich bezaubert, daß ich wirklich den folgenden Tag frech genug ſeyn konnte, Luiſen meine neue Verbindung zu melden, und ihr ganz trokken zu ſagen, daß die Umſtände es nicht erlaubt hätten, die Verbindung mit ihr, die ich ſonſt ſehnlichſt gewünſcht hätte, einzugehen.

Und das edle Mädchen fühlte ſeine Würde zu ſehr, als daß es meine Verbindung hätte hindern ſollen. Sie ſchrieb mir weiter nichts, als: Wenn Sie ohne mich glücklich leben können, ſo bin ich es zufrieden.

Eine ſchwere Krankheit aber, in die ſie bald verfiel, bewieß, wie ſehr ſie durch meine Untreue war gekränkt worden.

Fortſetzung.

Meine Hochzeit wurde mit vielen Schwärmereyen gefeyert, und die erſten Wochen meiner Ehe ſehr vergnügt zugebracht. Ich hatte von meinem Schwiegervater eine ſo reichliche Ausſtattung bekommen, daß ich alle meine Zimmer auf das prächtigſte meubliren konnte: dieß und der Witz, die Lebhaftigkeit, und körperlichen Reize meiner Frau, bezauberte mich ſo ſehr, daß ich mich für den glücklichſten Menſchen unter der Sonne hielt.

Dieſer Taumel verlor ſich gegen das Ende des erſten Vierteljahrs völlig. Der bezauberte

Liebhaber verwandelte ſich nach und nach in den vernünftigen Ehemann. Aber dieſe Verwandelung zog auch eine ziemliche Verwandelung meiner Frau, in meinen Augen, nach ſich. Sie, die als Liebhaberin ihres Gleichen nicht zu haben ſchien, kam mir verächtlich vor, wenn ich ſie als Ehefrau betrachtete. Der Vormittag wurde von ihr im Bette und vor der Toilette, der Nachmittag und Abend in Geſellſchaft zugebracht, und die Führung der Wirthſchaft einer Köchin überlaſſen.

Mein neues Amt verwikkelte mich in eine Menge mir ungewohnter Geſchäfte. Wenn ich nun ermüdet ſie aufſuchte, um in ihrem Arm mich aufzuheitern, ſo war ſie ausgegangen, um, wie ſie ſagte, ſich zu zerſtreuen. Und dieß beſtändige Vermiſſen der Perſon, die, meiner Meynung nach, die Erfriſchung bey meinen Arbeiten ſeyn ſollte, verurſachte in meiner Seele eine ſehr traurige Verſtimmung und einen Hang zum Unmuthe.

An einen Morgen, da ſie bey vorzüglich guter Laune zu ſeyn ſchien, faßte ich ihre Hand, ſetzte mich neben ihr auf das Kanapee, und klagte

ihr

ihr, mit ſchmachtendem Blikke, den traurigen Zuſtand meiner Seele. Aber, ſtatt Mitleiden zu finden, erhielt ich die bitterſten Vorwürfe; ſie wußte mir mit vieler Beredſamkeit zu beweiſen, daß ich ein Mann ohne alle Lebensart ſey, der ſeine junge Frau vernachläßige, daß ich es am Ende ſelbſt glaubte. Und da ſie ihre Strafpredigt mit einem Thränenguß ſchloß, ſo erſchütterte mich dieſes ſo ſehr, daß ich ihre Hand an meinen Mund drückte, und um Verzeihung meines bisherigen Betragens bat, die ich endlich, nach vielen wiederholten Bitten erhielt. Sie war ſogar ſo gütig, daß ſie ihren Arm um mich ſchlang, und ihre Zauberkünſte brauchte, die ſo wirkſam waren, daß ich mich vor mir ſelbſt ſchämte, eine ſo zärtliche, liebenswürdige, Frau, durch meine Unfreundlichkeit gekränkt zu haben.

Den andern Tag verlohr aber die Zauberey ihre Kraft. Ich ſah meine Frau wieder in ihrer natürlichen Geſtalt. Ich glaubte noch mehr zu bemerken, daß ſie nämlich alle die Künſte, die ſie ſonſt gegen mich gebraucht hatte, anwendete, andere Mannsperſonen in ihr Netz zu ziehen. In Geſellſchaft ſchien ſie mich nicht zu bemerken, und reichte mir gleichgültig die Hand, wenn ich ſie küſſen wollte. Alle ihre Kräfte arbeiteten aber dahin, die Aufmerkſamkeit anderer Mannsperſonen an ſich zu ziehen, und alle ihre Reize ihnen ſichtbar zu machen. Sahe ſie eine Mannsperſon das erſtemal, ſo ruhte ſie nicht eher, bis ſie ſie an ſich gefeſſelt hatte.

Die Verſtimmung meiner Seele nahm unter ſolchen Umſtänden täglich zu. Die Geſellſchaften wurden mir zum Eckel, und die Einſamkeit unerträglich. Einigemal entſchloß ich mich, ihr deswegen Vorſtellung zu thun, und niemals hatte ich dazu Muth genug.

Endlich wagte ich es doch einmal, und ſpielte wieder eben die lächerliche Rolle, wie das erſtemal. Die Comödie endigte ſich mit Thränen, Abbitte, Verzeihen und Umarmung.

Und den folgenden Tag, fand ſich mein Unmuth wieder ein. Ich hörte einigemal, daß ſie ihre Coquetterie bis ins Unanſtändige trieb, und durch die leichtfertigſten Zweydeutigkeiten, in Geſellſchaft Lachen zu erregen ſuchte.

Ich that deswegen die nachdrücklichſte Vorſtellung, erhielt aber eine weit nachdrücklichere

Strafpredigt. Schwäche des Verſtandes, Narrheit, und andere Fehler wurden mir vorgerückt. Ich grif wieder nach der Hand, die wurde aber ungeſtümm zurückgezogen, und eine lange ſchreckliche Woche, in welcher ich keinen freundlichen Blick bekam, da ſie doch allem, was männlich war, mit ofnem Geſichte und ofnen Armen entgegeneilte, mußte ich wegen meiner Verwegenheit büßen.

Endlich erhielt ich die, ſo lang geſuchte, Verzeihung; es wurde geweint, geküßt, und ich befand mich recht wohl.

Und den folgenden Tag — fühlte ich mich wieder ſo elend, als zuvor. Mein Elend wurde immer größer, da ſie immer frecher und unverſchämter wurde, öftere Beſuche von Studenten annahm, mit Leuten Umgang hielt, die in den ſchlechteſten Ruf waren, und oft nach Mitternacht von ihren Schwärmereyen nach Hauſe kam.

Von dieſer Zeit an, glich ich einem Unglücklichen, der durch ſeine Unvorſichtigkeit in den Strom geſtürzt iſt, ſich herauszuarbeiten ſucht, nach allem greift, was er am Ufer erhaſchen kann, und immer wieder zurückfällt, weil alles losreiſt, was er mit ſeinen Händen faßt.

Der Gedanke, Lebenslang an eine Perſon gefeſſelt zu ſeyn, die mich nicht liebte, vielmehr durch ihre Aufführung ſich und mich verächtlich machte, drückte meinen Geiſt ganz nieder, und hemmte ihn in ſeiner natürlichen Thätigkeit. Ich ſuchte Geſellſchaft um mich zu zerſtreuen, glaubte aber allenthalben Anſpielungen und Spöttereyen über meine zerrüttete Haushaltung zu hören, und fieng an ſie zu meiden. Die Einſamkeit, die Einſamkeit, dachte ich, ſoll dich tröſten. Aber die ſchwarzen Vorſtellungen von dem Elende meines Zuſtandes, verfolgten mich allenthalben, und peinigten mich denn am mehreſten, wenn ich ohne Zeugen war. Deine Kinder dachte ich, ſollen deine Geſellſchaft ſeyn. Aber außerdem, daß es ſehr ſchwer iſt, Vaterliebe gegen die Kinder einer ausſchweifenden Frau zu empfinden, ſo waren ſie, durch die Sorgloſigkeit ihrer Mutter, ſo ſehr vernachläßigt, daß ich ſie ohne Ekel und Abſcheu nicht anſehen konnte. Eins ſchielt, das andere hat krumme Schenkel, das dritte iſt ausgewachſen, und alle ſind ſie kränklich, unflätig und voller Ungezogenheiten. Denn ſie ſind von Ammen erzogen, und außer dem Empfangen und Gebären hat meine Frau nichts dabey gethan.

Die Religion konnte zu meiner Beruhigung nichts thun: denn der habe ich ſchon lange entſagt. Ich kann auch nicht begreifen, wie es mir möglich ſeyn ſollte, Sachen wieder zu glauben, über die ich ſchon unzählichemal geſpottet habe.

Einmal kam ich auf den Einfall, mich, für die mir zugefügten Beleidigungen, durch Vertraulichkeit mit leichtfertigen Mädchen, ſchadlos zu halten. Ich that es, und befand mich einige Wochen wohl dabey. Außer den angenehmen Empfindungen, die man gewöhnlich bey ſolchen Ausſchweifungen hat, hatte ich auch noch die ſüße Vorſtellung, daß jede Ausſchweifung dieſer Art mir Genugthuung, für die mir zugefügten Kränkungen, verſchaffe — Bald aber mußte ich auch dieſer Betäubung entſagen, weil ich fühlte, daß das Spielen der Intriguen, die zu Führung einer ſolchen Lebensart nöthig ſind, ſich nicht mit den mannigfaltigen Geſchäften meines Amts zuſammenreime.

Darauf fieng ich an Brantewein zu trinken, und fand darinne vielen Troſt. So lange der Brantewein wirkte, war ich ſo lebhaft, ſo munter, ſo unfähig niederſchlagender Gedanken, daß ich mich recht ſelig fühlte. Und wenn des Branteweins Wirkung aufhörte, ſo fiel ich in einen tiefen Schlaf. Du willſt, dachte ich alſo, dich dem Trunk ergeben. Dieß iſt das beſte Mittel, dich durch die Mühſeligkeiten dieſes Lebens durchzuarbeiten. Einen Theil deines Lebens biſt du berauſcht, den andern liegſt du im tiefen Schlafe. So kommſt du durch die Welt, wie ein Reiſender, der auf der ordinairen Poſt in ſchlechter Geſellſchaft fährt. Wenn ihm Verdruß anwandelt, ſo ſchnapſt er einmal, dann macht er Poſſen, dann ſchläft er ein, und ſo kommt er, ohne Langeweile und Verdruß zu haben, immer weiter, ſeinem Ziele näher.

Nach einiger Zeit erfuhr ich aber doch, daß dieß Leben etwas mehr, als eine Reiſe auf der ordinairen Poſt, ſey; denn ich fühlte eine große Abſpannung meiner Nerven, und ein gänzliches Unvermögen etwas Zuſammenhängendes zu denken. Wenn ich alſo mich nicht ganz untüchtig zu meinem Amte machen wollte, ſo mußte ich mich auch von meiner lieben Branteweinsflaſche trennen, die mich ſo oft mein Leid vergeſſend machte.

Noch blieben mir zwey Troſtgründe übrig, auf die ich mich ſtützte, wenn ich nicht weiter konnte, die zwar an ſich elend ſind, mit denen ich mich aber doch, weil ich keine beſſern hatte, eine Zeitlang behalf.

Der eine war die Sterblichkeit. Wenn ich bedachte, daß ich nach etlichen Jahren würde von der Natur wieder verarbeitet, und als Moos oder Neſſeln wieder hervorgehen, oder gar als Storch oder Geyer auffliegen; da erholte ich mich wieder und ſammlete eine Stunde lang Kräfte, um die Leiden des folgenden halben Tages zu tragen.

Der andere war der Glaube, daß es andern Männern eben nicht beſſer gieng als mir. Denn der Glaube an die häusliche Glückſeligkeit, die die Romanſchreiber ſo ſchön zu ſchildern pflegen, verlohr ſich immer mehr bey mir. Nur wenige Männer habe ich kennen lernen, die mit ihren Weibern zufrieden leben, die übrigen habe ich faſt eben ſo elend als mich befunden.

Auf dieſen beyden Krükken geſtützt, hinkte ich ohnlängſt nach Richmanns Garten zu. Da kam meine Luiſe gerollt an der Seite des Amtmanns, mit dem ſie, einige Monate nach meiner Untreue, ſich verband, mit drey blühenden Kindern umgeben, auf einem Wagen, der von zwey pechſchwarzen Hengſten gezogen wurde. Sie warf ſich in die Bruſt, ſobald ſie mich erblickte, ließ mich ihre ganze Größe fühlen, und ſchoß einen ſehr triumphirenden Blick auf mich herab. Da zerbrachen meine Krükken, ich ſank nieder, konnte mir nicht weiter helfen, und ſtürzte in den Abgrund hinab, aus dem Sie mich hervorgezogen haben.

Ob ich Ihnen dafür danken ſoll? Weis ich nicht. Gut haben Sie es gemeint, davon bin ich überzeugt, aber — daß es beſſer für mich geweſen wäre, wenn Sie mich hätten ſinken laſſen, das weiß ich auch. Die einzige erfreuliche Ausſicht, die ich vor mir habe, iſt das Grab. Ich war an demſelben, und ſie riſſen mich zurück.

Wenn Ihnen dieſer Brief ein paar traurige Tage machen ſollte, ſo ſchreiben Sie es nicht mir, ſondern ſich ſelbſt zu. Sie wollten es ja nicht anders haben, als daß ich Sie mit alle dem Schrecklichen meiner Lage bekannt machen ſollte. Uebrigens rechne ich auf Ihre Verſchwiegenheit, und bin Ihr Freund

Ribonius.

Zehnter Brief.

Der Diakonus Rollow an Karln.

Grünau, den 28ſten October.

Mein Beſter!

Ihre Unſchuld iſt erwieſen, und nicht nur dieſes, ſondern ich bin nun noch mehr überzeugt, daß Sie ein ſehr edeldenkender, oder vielmehr edelhandelnder Mann ſind, (denn edel denken gar viele Leute, denen man es gar nicht anſieht), der jedem Unglücklichen die Hand bietet, um ihn zu retten. Die Elende, derentwegen man ſie in Verdacht hatte, hat ihre ſchändliche Lebensart gänzlich geändert, und hat dem Arzte, dem ſie ſich anvertraute, verſichert, daß ſie durch ihre Strafpredigt zu dieſem Entſchluſſe ſey gebracht worden. Gott vergelte Ihnen dieſe edle That, die in meinen Augen größern Werth hat, als wenn Sie vierzig Louisd'or einem Armen geſchenkt hätten. Denn wie leicht iſts doch für den, der Geld hat, Geld zu ſchenken! Aber wie ſehr ſchwer, mit Gefahr ſeiner Ehre, eine Perſon zu retten, die in jedermanns Augen ein Scheuſal iſt.

Vielleicht kann ich Sie einigermaßen dafür belohnen, indem ich Ihnen eine Nachricht melde, die Ihnen wohl nicht ganz gleichgültig iſt. Henriettens Vater hat unvermuthet die Verſicherung vom Fürſten erhalten, daß er ihn zum Amtmanne in Gollnau ernannt habe. Wer dieß ausgewirkt habe, wiſſen wir nicht; ſo viel iſt gewiß, daß Grimmlein dazu nichts beygetragen hat: denn dieſer erſchrack, als ich ihm die Nachricht hiervon überbrachte. Da Sie nun Henrietten ein bischen lieb haben, ſo müſſen Sie es doch wohl gerne hören, daß ſie nun ein bequemeres Auskommen hat.

Tauſendmal bitte ich um Vergebung, daß ich Sie in ſo einem ſchändlichen Verdacht gehabt habe. Die Verläumdungsſucht, die in Grünau ſehr ſtark iſt, und die Ehre des Mitbürgers und jeder Mitbürgerin zu begeifern ſucht, iſt es, die dieſen ſchwarzen Verdacht gegen Sie erregt hat.

Auch ich habe ihre Biſſe erfahren, ihr Gift iſt tief in mein Herz gefloſſen, und verurſacht mir unruhige Tage und ſchlafloſe Nächte. O mein Lieber! wie traurig iſt es doch, daß man, auch bey dem rechtſchaffenſten Lebenswandel, in beſtändiger Gefahr iſt, an ſeiner Ehre angegriffen zu werden! Wie traurig, daß Menſchen, davon doch jeder fühlt, das Verletzungen der Ehre ſchmerzhafter ſind, als Verletzungen des Körpers, ihre Freude darinne ſuchen, einander um ihre Ehre zu bringen. Die beſte Entſchuldigung, die ich dieſer teufliſchen Neigung geben kann, iſt dieſe, daß ich ſie aus dem Müſſiggange herleite. Unſer Frauenzimmer iſt faſt ganz geſchäftlos; Haushaltung und Kinderzucht, nebſt allen weiblichen Arbeiten, in denen unſre Großmütter ihre Ehre ſuchten, überläßt es andern. Bloß zum Zeitvertreibe, blos um der Langenweile los zu werden, zerzauſt es alſo die Ehre ſeines Nebenmenſchen. Und die Mannsperſonen, die hier größtentheils nichts gelernt haben, als Studiren und Bücherſchreiben, und in den Stunden der Erholung nicht wiſſen, was ſie vornehmen, und wovon ſie ſprechen ſollen, ſcheinen ſich auch zu freuen, wenn irgend jemandes Ehre Preis gegeben wird; nicht weil ihnen die Kränkung anderer Vergnügen machte, ſondern weil ſie ihnen Zeitvertreib verſchaft: deswegen iſt mir der hieſige Umgang, den ausgenommen, den ich mit meinen vertrauteſten Freunden habe, ſchon lange verhaßt geweſen. Ich habe ihn vermieden, ſo viel ich konnte, weil ich mich gar oft zum Verläumden mit fortreißen ließ, und durch meine voreiligen Urtheile andern oft Schaden zufügte, den ich ihnen vielleicht nie erſetzen kann.

Deswegen habe ich auch ſtets eine deutſche und franzöſiſche Charte in Bereitſchaft, die ich meinen Gäſten zu präſentiren pflege, ſo oft ſie anfangen Abweſenden Uebels nachzureden. Denn ob ich gleich das Chartenſpiel von ganzem Herzen verachte, ſo ſcheint es mir doch ein verdienſtliches Geſchäfte zu ſeyn, wenn man dadurch den Verläumder zum Schweigen bringen, und ſo auch nur eines Menſchen Ehre retten kann.

Ich erwarte nun wichtige Briefe von Ihnen und bin ſtets
Ihr
treuer Freund
Rollow.

Eilfter Brief.

Henriette an Carln.

Keldingen, den 28ſten October.

Mein lieber guter Carl!

Ich habe zeither viel geweint, und es fallen mir auch itzo Thränen auf das Papier, ſo ſehr dauert es es mich, daß ich gegen einen ſo guten edlen Mann einen ſo abſcheuligen Verdacht gehabt habe. Ich ſchäme mich vor mir ſelbſt. Ja ich mögte ſogleich zu Ihnen fliegen, Ihnen um den Hals fallen, und Sie um Verzeihung bitten. Aber ich kann nicht, Sie wohnen zu weit von mir. Ach! verzeihen, verzeihen Sie! Ich habe Ihnen Unrecht gethan, habe Sie zurückgeſtoßen!

Es iſt auch ein recht ſchlimmer Ort das Grünau. Man hört dort von andern ſo wenig Gutes ſprechen, daß ich recht froh bin, daß ich es verlaſſen habe. Wenn ich mit meiner Frau Muhme Kaffee-Viſiten machte, ſo wurde insgemein, ſtatt des Confects, die Ehre eines Frauenzimmers aufgetiſcht. Und jedes grif zu, und riß ein Stück davon herunter. Wenn ich länger an dem Orte geblieben wäre, ich glaube ich wäre auch ſchlimm worden. Itzo ſchon bin ich nicht mehr ſo gut als ſonſt. Ich habe die Menſchen gar nicht mehr ſo lieb, wie ehemals, weil ich ſo gewaltig viel Böſes von ihnen gehört habe. Ich dachte auch immer, machen Sie es ſo mit andern, ſo werden Sie es dir, wenn du abweſend biſt, auch nicht beſſer machen. Aber ich will wieder gut werden, recht gut, damit ich dem lieben Carl frey in die Augen ſehen kann.

Mein guter Vetter Rollow iſt auch ſehr gekränkt worden. In der ganzen Stadt iſt ausgeſprengt, daß er allenthalben ſchuldig wäre, und daß ihn die Schuldner bald von Haus und Hof treiben würden. Der arme Mann! Er iſt ſehr ehrgeizig, und kann ſich, wegen der übeln Nachrede, gar nicht zufrieden geben.

Meine Muhme Friederike iſt krank. Ich habe viel Mühe mit ihr.

Wenn ich doch nun gleich bey Ihnen wäre, da wollte ich Ihnen noch etwas ſagen — mein Vater iſt Amtmann in Gollnau geworden. Und ich? nu ich weis nicht, was aus mir werden wird? wenigſtens keine Frau Hofräthin, das weis ich gewiß.

Ich habe auch den Tag in den Kalender geſchrieben, da ich Antwort von Ihnen erwarte. Daß ſie nur nicht außenbleibt! ſonſt denke ich, Sie wären böſe auf mich. Glauben Sie wohl, daß ich das ausſtehen könnte? Ich bin

Ihre
aufrichtige Freundin,
Henriette.

Zwölfter Brief.

Der Diakonus Rollow an den Kaufmann Colbert.

Gränau, den 29ſten October.

Sie haben nicht gut an mir gehandelt, mein Lieber, daß Sie den Inhalt meines letztern Briefs, in dem ich Ihnen, in der freundſchaftlichſten Vertraulichkeit, meine Verlegenheit entdeckte, haben bekannt werden laſſen. Ich warf mich in Ihre Arme und ſuchte Troſt, und Sie waren ſo grauſam, und ſtießen mir den Dolch in die Bruſt, ſo tief, daß ich die Schmerzen davon mein Lebelang werde fühlen müſſen. Meine Ehre haben Sie mir geraubt. Ich bin der Gegenſtand des öffentlichen Geſprächs worden, in allen Kaffeegeſellſchaften, in allen Wirthshäuſern, ſpricht man von meinen Schulden, und flüſtert ſich in die Ohren, daß ich nächſtens bonis cediren würde. Vor einer Stadt, die eine ſolche Meynung von mir hat, ſoll ich nun auftreten, und reden — ach, wie ſchwer iſt dieß!

Und Sie ſind doch die einzige Urſache von dieſem üblen Rufe, in dem ich itzo ſtehe. Denn außer Ihnen habe ich mich niemanden entdeckt.

Leben Sie wohl! Wenn Sie Ihren Freunden nicht helfen können, ſo ſtoßen Sie ſie wenigſtens nicht noch tiefer ins Elend!

Rollow.

Dreyzehnter Brief.

Der Kaufmann Colbert an den Diakonus Rollow.

Grünau, den 30ſten October.

Mein lieber Herr Diakonus!

Es thut mir leid, daß Sie durch mich in Verlegenheit gekommen ſind: Ich bin ein ehrlicher Mann, und ſuche meinem Nebenmenſchen lieber zu helfen, als zu ſchaden. Die Sache verhält ſich aber ſo. Sehn Sie! den Abend nach Empfang Ihres Schreibens, gehe ich mit meiner Frau zu Bette, und im Einſteigen entfährt mir der Seufzer: ach Gott!

Wie nun halt die Weiber ſind: wo ſie ein Geheimniß merken, da ruhen ſie nicht ehe, bis ſie es heraus haben. Was hat meine Frau zu thun? ſie ſchlingt ihren Arm um mich, ſtreichelt mir die Backen, küßt mich, und da ſie mich ſo recht kirre gemacht hat, fragt ſie: du haſt doch wohl nicht Kummer, Fritzchen? Sag mir, fehlt dir was?

Ich ſagte, du weiſt ja, wie ſchlecht unſre gegenwärtigen Umſtände ſind. Aber, fuhr ſie fort, es iſt doch nicht ſonſt etwas? Du bekamſt heute einen Brief, ſeit der Zeit ſchienſt du unruhig zu werden. Sey doch nicht ſo zurückhaltend! Rede doch, liebes Fritzchen! Und da war denn Fritzchen ſo treuherzig, und ſagte: Der arme Diakonus Rollow hat Schulden, er will von mir borgen, und ich kann ihm nicht helfen. Und nun wurde freylich noch ein halb Stündchen hin und her diſcurirt, bis daß meine Frau alles heraus hatte.

Sehn Sie, lieber Freund, das iſt die wahre Beſchaffenheit der Sache, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin!

Den folgenden Tag hatte meine Frau einen Beſuch von ihrer Schweſter, gegen die mag ſie nun wohl geplappert haben. Denn ſonſt im Uebrigen garantire ich allemal für meine Frau. Die Schweſter iſt nun etwa in eine Kaffeegeſellſchaft gegangen — wie es nun halt da ſo geht. Das wiſſen Sie alles beſſer, lieber Herr Diakonus, als ich es Ihnen ſagen kann.

Sehn Sie, das iſt alles, was ich gethan habe. Habe ich mich denn nun etwa ſo ſehr vergangen? Mein Gott! wenn man nicht einmal im Ehebette ein Wort im Vertrauen ſprechen ſoll — wo denn ſonſt?

Aber warum wollen Sie ſich ſo etwas zu Gemüthe ziehn? Es iſt nun einmal der Lauf der Welt ſo, und es geht andern ehrlichen Leuten eben nicht anders. Dieß Frühjahr graſſirte der Schnupfen, zu Anfange des Herbſtes die Ruhr, und ſeit etlichen Jahren das Stadtklatſchen. Wer kanns ändern? man muß halt mit allem zufrieden ſeyn, was die Zeit mit ſich bringt.

Laſſen Sie ſich keine graue Haare wachſen; es iſt nun einmal nicht anders. So lange unſere Weiber ſich nicht zur Häuslichkeit gewöhnen, kann kein ehrlicher Mann mit ſeiner Frau im Ehebette vertraut ſprechen. Denn die Weiber ſind gute Geſchöpfe, und wir können ſie nicht entbehren; aber Verſchwiegenheit iſt ihre Sache nicht. Das iſt nun einmal nicht anders. Wenn ſie nun halbe Tage zuſammenſitzen, da müſſen ſie doch etwas zu plappern haben. Von Friſuren und

Kopfzeugen können ſie doch nicht immer reden, da müſſen ſie ſich halt auf die Anekdotenjagd legen, und jede ſucht es der andern an Anekdotenkrämerey zuvorzuthun.

Es iſt nun freylich damit eine ſchlimme Sache. Man kann auf die Art gar nicht herzlich mehr mit ſeinem Freunde umgehen, es thäte vielmehr nöthig, daß man den ganzen Tag die Larve vorhätte, und ſie auch mit ins Ehebette nähme; aber, wie geſagt, es iſt nun einmal nicht anders.

Ich bin ein ofner gerader Mann, und kann das zurückhaltende Weſen gar nicht leiden. Wenn mir etwas fehlt, ſo geh ich zu meinem Freunde und ſage: hier ſchmerzt es, da fehlt es mir. Aber ich habe auch ſchon genug deswegen aushalten müſſen. Tröſten Sie ſich alſo mit mir. Ich bin auch genug in der Leute Mäuler geweſen.

Kann ich Ihnen ſonſt meine Dienerſchaft beweiſen, ſo will ich es gerne thun. Aber nur mit Gelde kann ich Ihnen nicht helfen, das habe ich nicht, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin. Uebrigens bin ich noch wie vor

Ihr

ehrlicher Freund,

Colbert.

Vier=

Vierzehnter Brief.

Der Diakonus Rollow an Colberten.

Grünau, den 31. October.

Ich bin heute ſo unmuthig, lieber Freund, daß ich unmöglich zu Ihnen kommen kann. Wenn die gegenwärtige Stimmung meiner Seele ſich nicht bald ändert, ſo kann ich gar nicht mehr unter die Menſchen gehen, weil ich von jedem beſorge, Vorwürfe oder Spöttereyen wegen meiner Schulden hören zu müſſen.

Nach dem, was Sie mir geſchrieben haben, bin ich nicht mehr böſe auf Sie, ob ich es gleich anfänglich geweſen bin. Aber daß ich äußerſt unruhig bin, läugne ich nicht, und ihr Weideſpruch: es iſt nun einmal nicht anders; wirkt ſehr wenig auf mich. Das iſt mir eben das Unangenehmſte, daß es nicht anders iſt, und daß man gar nicht weis, wie man es anders machen ſoll.

Bey der Geſellſchaftlichkeit, wie ſie itzo iſt, erſtirbt alle Herzlichkeit, alle Offenheit. Jeder muß ſeinen Kummer tief in ſeiner Seele verſchließen, und alle Zugänge zu derſelben ſorgfältig, auch für dem beſten Freunde, ja am Ende, wie ſie ſagen, für der Frau im Ehebette, verwahren, wenn er nicht wagen will, daß nach acht Tagen die ganze Stadt ſeine Geheimniſſe wiſſe, und mit einer Menge Zuſätzen vermehre. Unſer Umgang iſt weiter nichts, als Comödie. Niemand ſpricht nach ſeinen Empfindungen, jeder ſagt die Rolle her, die er auswendig gelernt hat. Was für reichhaltigen Stof zu Unterredungen unter Freunden es gäbe, wenn ſie mit einander, von dem Zuſtande ihres Gemüths, von ihren Entwürfen, von ihren häuslichen Angelegenheiten, ſprechen wollten. Da traut aber keiner dem andern. Jeder ſpricht zum andern, mit verlarvtem Geſichte, und verpanzerter Bruſt. Noch vorige Woche habe ich, bey einem meiner Freunde, einen ganzen Abend geſeſſen, und habe mit ihm vom Türkenkriege geſprochen. Und unſerer beyder Mienen ſagten doch, daß wir beyde wichtigere Dinge mit einander zu reden hätten, und daß unſer Herz an dem ganzen Geſpräche keinen Theil hätte.

Bey ſo bewandten Umſtänden unterhielt ich mich nun auch freylich lieber mit Ihnen vom Congreß in Philadelphia, als von meinen geheimen Angelegenheiten. Weil ich aber doch einmal davon

von zu reden angefangen habe, ſo will ich damit fortfahren. Nur ſeyn Sie beſſer auf ihrer Hut, wenn ſie in das Ehebette ſteigen. Können Sie mir nicht 200 Rthlr. bey einem Kapitaliſten, gegen Ausſtellung eines Wechſels, verſchaffen, der in künftiger Oſtermeſſe zahlbar iſt? Ich habe bereits, ſeit dem das Gerücht von meinen Schulden ausgekommen iſt, zwey Mahnbriefe bekommen, und ſo etwas iſt mir unerträglich.

Wovon aber, werden ſie ſagen, wollen Sie wieder bezahlen?

Ich habe ziemlich dafür geſorgt, mein Lieber. Ich arbeite itzo ein Manuſcript durch, das ſchon ſeit ein paar Jahren in meinem Pulte gelegen hat, und habe es bereits an einen Buchhändler verhandelt, der mir dafür eine anſehnliche Summe in der Oſtermeſſe auszahlen wird. Und wenn auch dieſe zur Bezahlung des Wechſels nicht hinreichen ſollte, ſo hoffe ich doch Mittel zu finden, das noch Mangelnde aufzubringen.

Ich erwarte von Ihnen eine baldige Antwort, und bin ſtets Ihr

treuer Freund,
Rollow.

Funf-

Funfzehnter Brief.

Colbert an Rollow.

Grünau, den 1ſten November.

Mein lieber Herr Diakonus!

Ich habe Ihnen bey dem Juden Baruch Löwe die verlangte Geldſumme ausgemacht. Aber freylich nicht anders, als gegen 8 Procent. Gott ſey uns gnädig, wenn wir erſt Wechſel ausſtellen müſſen! Wenn Sie mir den Wechſel, nach beyliegendem Formulare, nach Tiſche zuſchicken, ſo ſollen Sie gegen Abend ihr Geld haben. Darauf können Sie ſich verlaſſen. Ich bin

Ihr

treuer Freund,
Colbert.

Sechszehnter Brief.

Henriette an Luiſen.

Keldingen, den 2ten November.

Beſte Freundin!

Auf dieſe Art könnte doch wohl noch etwas möglich werden, was wir vor etlichen Monaten beyde für unmöglich hielten. Mein Vater iſt, ſeit der Nachricht, daß ihn der Fürſt zum Amtmann in Gollnau ernannt habe, gar herzlich vergnügt. Das iſt immer ſein Wort: Gott ſey Lob und Dank! nun habe ich doch mein Auskommen für mein Alter.

Da er geſtern auch ſo recht vergnügt war, faßte ich ſeine Hand, und ſagte: lieber Vater!

Nu? antwortete er, was haſt du auf dem Herzen? doch wohl eine Heyrath?

Ich, war meine Antwort, bin ja eben ſo begierig nicht auf das Heyrathen. Aber der Herr von Carlsberg — wenn er nun wieder fragte — So ſag ihm: ja! ja! Ich habe ja von allen Orten her Gutes von ihm gehört, und hätte ihn gleich vom Anfange lieber zu meinem Schwiegerſohne gehabt, als den Hofrath Grimmlein.

Wenn nur die Amtmannsſtelle nicht geweſen wäre.

Von meines Vaters Seite wäre alſo keine Hinderniß mehr. Und von meiner? da weis ich ſelbſt noch nicht, ob ſich etwas finden möchte. Nur beſorge ich ſehr — ich beſorge, er wird böſe auf mich ſeyn. Ich habe ihn gar zu ſehr beleidigt; gar zu ſehr zurückgeſtoßen habe ich ihn, da er mir die Hand küſſen wollte. Das klemmt mir das Herz zuſammen, und ich bin ſo bänglich, daß ich nicht zu bleiben weis. Ich will ja eben nicht, daß er mich lieben ſoll, aber böſe ſoll er nur nicht auf mich ſeyn; das iſt mir unausſtehlich.

Wenn ich ihn nur einmal ſprechen, wenn ich es ihm nur abbitten ſollte: möchte es doch hernach mit dem übrigen ſeyn, wie es wollte. Daß ich ihn auf ſeinem Gute überrumpelte, wäre wohl wider den Wohlſtand? nicht wahr? Ich könnte ja wohl meinen Vater bereden, daß er ſeinen Schwager beſuchte, der nicht weit von Carlsberg wohnt, und hernach ſprächen wir im Vorbeygehn bey ihm ein? Was meynen Sie dazu, liebes Mühmchen? Zurückgeſtoßen habe ich ihn doch.

Wäre es denn ſogar unrecht, wenn ich ihm wieder entgegen gienge?

Mit Ihrer Schweſter wird es immer ſchlechter. Sie ſpricht faſt gar nichts, und wirft die Augen gräßlich im Kopfe umher. Bisweilen hat ſie auch Verzukkungen. Geſtern Abend ſaß ich in ihrer Stube, da ſprang ſie aus dem Bette, die Haare flogen ihr um den Kopf herum, ſie faßte mich, ſchüttelte mich, ſahe mich ſtarr an, und rief: Chriſtophel! Chriſtophel! Ich wurde bald ohnmächtig, da ſie ſo ſchrie. Mein Vater hat ſeit der Zeit eine Frau gemiethet, die ſie warten muß.

Fortſetzung.

Das wäre alles, was ich Ihnen zu ſchreiben hätte.

Ich will Ihnen aber doch noch etwas ſchreiben. Unter der Zeit geht wieder ein Stündchen hin, und ich komme wieder ein Stündchen der Antwort von — dem guten Carl näher. Denn ich will es Ihnen nur nicht läugnen, ich habe ihm geſchrieben; habe ihm auch geſchrieben, daß mein Vater Amtmann worden wäre. Nu? habe ich recht gethan? Sie mögen nun dazu ſagen was

Sie wollen, ſo glaube ich doch, daß Sie es eben ſo gemacht hätten, wenn Sie an meiner Stelle geweſen wären. Ueberdieß müſſen Sie nicht vergeſſen, daß ich ihn beleidigt habe, und daß es alſo meine Schuldigkeit war —

Aber da komme ich ſchon wieder auf das vorige Kapitel. Und wenn ich nicht den Augenblick abbreche, ſo ſchreibe ich Ihnen noch den ganzen Bogen von Carln voll. Alſo — Kurz und gut — Punctum! Nicht ein Wort mehr von Carln!

Von einem Krämer wollte ich Ihnen eigentlich ſchreiben. Der rief geſtern zu meiner Stube hinein: brauchen Sie nicht fein Linnenzeug, zu Schürzen, Vorhängen — etwas extrafeines?

J. Ich brauche nichts, mein Freund!

Kr. Gar nichts, ſoll ich es Ihnen nicht zeigen?

(Bey dieſen Worten war er auch ſchon in der Stube)

J. Ich brauche itzo gar nichts. Wofür will er ſich denn bemühn?

Kr. Das iſt ja meine Schuldigkeit. Sehn Sie, ein vortreflich Stück! Ich habe heute erſt an die Frau von Konſtant davon zwanzig Ellen abgeſchnitten.

J. Ja die Waare will ich nicht tadeln. Aber, wie geſagt, vor dießmal kaufe ich nichts.

K. Ich laſſe es wohlfeil.

J. Wenn gleich.

K. So kaufen Sie doch! einmal bin ich ja hier; warum ſoll ich denn weiter gehen?

J. Es werden ſich Liebhaber genug dazu finden.

K. Ich wollte es Ihnen aber gern gönnen. Meiner Seele, ich kann Sie damit verwahren!

J. Nun andere Leute wollen auch verwahrt ſeyn. Ein andermal — ein andermal —

K. Ich wollt' es Ihnen aber gern gönnen. Ich kenne kein ſchöner Frauenzimmer als Sie, und ſage es tauſendmal zu meinem Kamaraden: das ſchönſte Frauenzimmer, im ganzen Umkreiſe, iſt doch die Mamſell Hellwingin. Wollen Sie nicht kaufen?

J. Ja, Freund! wenn nur die rothen Streifen von ächten türkiſchem Garne ſind.

K. Gott bewahre! Ich würde ja ſo ein ſchönes Frauenzimmer nicht betrügen.

J. Es kommt mir wirklich bedenklich vor.

K. Ich ſtehe nicht geſund vor Ihnen, wenn es nicht von dem beſten türkiſchen Garne iſt.

J. Soll ich Waſſer aufs Feuer ſetzen laſſen, und die Probe damit machen?

K. Gleich den Augenblick. Ich will Gottes Angeſicht nicht ſchauen, wenn ich ein unwahres Wort rede.

J. Und wie hoch iſt der Preis von der Elle?

K. Sehn Sie, ich ſchlage Ihnen keinen Heller vor. Das nächſte, wofür ichs laſſen kann, iſt zehn Groſchen. Aber da verdiene ich meiner Seele keinen Kreuzer daran.

J. Zehn Groſchen? ich glaube, er ſieht mich für ein Kind an.

K. Ja liebe Mamſell! Sie müſſen auch nur die Waare anſehn. Ich will Ihnen auch Zeug bringen, zu fünf und ſechs Groſchen; es iſt aber alles darnach. Sehn Sie einmal, wie Ihnen dieß laſſen müßte, zu einem Anzuge im Hauſe.

J. Darauf kann ich nichts bieten. Und kurz — ich bin itzo von dieſer Waare nichts benöthigt.

K. Wie viel bieten Sie mir?

J. Gar nichts.

K. Wie viel bieten Sie mir?

J. Ich ſage nun, ein für allemal, ich biete gar nichts.

K. Wie viel bieten Sie mir? Soll ich weiter gehen?

J. Nur bald, denn ich brauche nichts.

K. Nu ſo leben Sie wohl? Wie viel bieten Sie mir? ich muß Geld haben.

J. Drey Groſchen!

K. Ach das iſt Ihr Scherz. Nun ſehn Sie — für neun Groſchen laſſe ich es Ihnen, aber Gott ſoll mich ſtrafen, da ſetze ich mein eigen Geld zu (und nun maß er es auch ſogleich aus) Hier iſt es! zwölf Ellen ſind es gerade. Das heiſſe ich wohlfeil gekauft!

J. Er bringt ſeine Güte übel an, ich will ſo wohlfeil nicht kaufen. Warum ſollte ich denn einen ehrlichen Mann um ſeinen Gewinſt bringen?

K. Ich muß Geld haben; meine Frau iſt niedergekommen.

J. So eile er doch, daß er in Häuſer kommt, wo mehr Geld iſt, als bey uns!

K. Ich mag Ihr Geld nicht alle haben: wollen Sie nicht für 8 Groſchen? Ich muß Geld für meine Frau ſchaffen.

J. Bey mir findet er es nun gerade nicht.

K. So ſagen Sie kurz und gut, was Sie geben wollen!

J. Drey Groſchen.

K. Wiſſen Sie was, legen Sie noch zwey Groſchen zu! So wohlfeil habe ich in meinem Leben nicht verkauft. Du lieber Gott! Wenn man ſeine Waaren ſo verſchlaudern muß!

J. Nichts lege ich zu. Er ſoll ſeine Waare nicht verſchlaudern! Iſt denn niemand in der Welt, der ſie kaufen könnte, als ich?

K. Wollen Sie auch nicht einen Groſchen zulegen?

J. Nicht einen.

K. So zahlen Sie auf! — anderthalb Thaler. Nein, das iſt zu wenig — Nein, das können Sie nicht verantworten! Bedenken Sie nur einen armen Mann, die Frau zu Hauſe — ein klein Kind — und keinen Heller Geld. Machen Sie nur noch ſechs Groſchen!

Ich warf ſie ihm hin; probirte meine Waare, und ſiehe da — die Farbe gieng ſo ſtark aus, daß das Zeug ſich gar nicht mehr ähnlich ſahe. Ich klagte es einer Weberin, die eben in das Haus kam, die verſicherte, daß das grundfalſch ſey, daß dieſes Mannes Frau niedergekommen ſey; denn er wäre unverheyrathet.

Es muß doch närriſch in der Welt hergehen, wenn der Menſch zu ſolchen niederträchtigen Mitteln ſeine Zuflucht nehmen muß, um ſich ſein Brod zu erwerben. Wenn man auf die Verſicherungen und Eidſchwüre der Menſchen ſich ſo wenig verlaſſen kann, ſo wäre es wohl einem Mädchen nicht zu verdenken, wenn ſie ſich wünſchte unter den Schutz eines rechtſchafnen Mannes zu kommen.

Doch da kommt ſchon wieder etwas vom rechtſchafnen Manne — kein Wort mehr!

Ich bin

Henriette.

Siebenzehnter Brief.

Der Oberſte von Brav an Carln.

Holdersleben, den 2ten November.

Lieber Carl!

Ich bin bey allen deinen Unternehmungen und Schickſalen zwar mehrentheils nur Zuſchauer geweſen, aber doch ein theilnehmender Zuſchauer, und durch einige Briefe, die ich, bald an deine Mutter, bald an den Amtsſchreiber, geſchrieben habe, habe ich doch auch etwas gethan, davon du vielleicht die Wirkung verſpüren wirſt.

Ich könnte dir ja wohl zeigen, daß du da und dort etwas fürſichtiger hätteſt handeln können. Da ich es aber nicht gern gehabt habe, wenn ich mich in der Welt habe herumtummeln, und mit Verſuchungen und Schwierigkeiten kämpfen müſſen, und ein anderer mich, von ſeinem Großvaterſtuhl aus, beobachtet, beurtheilt, und über meine Handlungen Randgloſſen gemacht hat — ſo glaube ich, daß dir mit meinem Moraliſiren auch nicht viel werde gedient ſeyn. Denn im Großvaterſtuhle kommen uns die Sachen allemal anders vor, als wenn man in dem Tummel der Welt iſt.

Wenn du, ſo viel du kannſt, immer nach Vernunft handelſt, und, wenn du gehandelt haſt, über deine Handlungen nachdenkſt, ſo wirſt du wohl von ſelbſt auf manche Unregelmäßigkeit ſtoßen, und ſie zu verbeſſern ſuchen. Fahre fort, alle unſchuldige Mittel zu brauchen, dir die Gunſt und den Beſitz deines Mädchens zu verſchaffen, ſo wird ſie dir werden. Nur erniedrige dich nie ſo ſehr, daß du zu unerlaubten, niederträchtigen, Mitteln ſchreiteſt. Denn auch die beſte Abſicht kann uns durchaus in keinem Falle berechtigen, ſchlecht zu handeln. Wenn wir in Lagen kommen, wo wir uns durch nichts, als unerlaubte Mittel, helfen können, ſo kommt mirs vor, als wenn die Vorſehung einen Schlagbaum vorgezogen hätte, und uns zuriefe: bis hieher ſollſt du kommen, und nicht weiter! Und wer wirklich rechtſchaffen und edel iſt, der reſignirt alsdenn auf ſeine Wünſche ſo lange, bis er einen andern Ausweg entdeckt, den er mit gutem Gewiſſen betreten kann.

Bisweilen habe ich ſehr trübe Stunden, wenn ich in meinen Fingern und Füßen Schmerz fühle, denke an meinen armen Sohn — ach, dann möchte ich verſinken vor Schwermuth und Gram. Doch verſinke ich nicht. Die Ueberzeugung, daß dieß mühſelige Leben ein etwas beſchwerlicher Weg zu einem erwünſchten Ziele ſey, iſt mein Stab, auf den ich mich lehne, wenn ich nicht weiter kann.

Außerdem habe ich noch dreyerley, an dem ich mich freue: den Umgang mit meiner lieben Frau, die an alle meinem Kummer Theil nimmt, und ihren eignen Gram verbirgt, um nur den meinigen mindern zu können; den Anblick der Natur, und des Guten, das ich doch da und dort geſtiftet habe.

Der Anblick der Natur, iſt dir eine gar herrliche Sache! man findet da ſo viele Bilder von Vergänglichkeit, vom Fortſchreiten zur Vollkommenheit, ſo viele Erinnerungen an den Vater, der ſeine milde Hand aufthut, und alles, was lebt, mit Wohlgefallen ſättigt, daß man, auch in den trübſten Stunden, ſich wieder aufheitern kann.

Und noch ein herrlicherer Anblick iſt der Anblick des Guten, das man ſelbſt geſtiftet hat. Den hab ich, Gott ſey Lob und Dank! und der wird mir auch noch einmal mein Sterben leicht machen. Es würde prahleriſch ſeyn, wenn ich dir alle die Pflänzchen beſchreiben wollte, die ich da und dort gepflanzt, mit Mühe gewartet habe, und die nun zum Theil zu fruchtbaren Bäumen geworden ſind. Aber von dem Einärmigen, deſſen Name Nickelſen iſt, und von der Rübnerin, muß ich dir doch noch etwas ſchreiben.

An Beyden habe ich meine Freude. Und wenn es mir bisweilen vorkömmt, als wenn ich zu nichts in der Welt mehr nütze wäre, und ich ſehe dieſe Leute an, ſo ermanne ich mich wieder, und fühle mich groß, fühle mich als den Verſorger von zwey Menſchen.

Die Rübnerin iſt ein fleißiges und folgſames Mädchen. Sie verſteht das Baumwollespinnen, und iſt damit nicht nur meiner Frau nützlich, ſondern erwirbt ſich auch ihren Unterhalt reichlich. Gegen Winke, die ich ihr bisweilen gebe, hat ſie viel Empfänglichkeit. Wenn ich, z. E. merke, daß ihre Augen zu lebhaft, bey dem Anblick ſchöner Mannsperſonen, werden, und ich frage nur: Iſt noch keine Nachricht von deinem Bräutigam eingelaufen? ſo nimt ſie ſich gleich wieder zuſammen, und bemüht ſich, ihr Herz in Ordnung zu bringen. Das Mädchen war verlohren, wenn Du dich ihrer nicht annahmſt — Fühle es!

Ihr Kind macht mir auch manche vergnügte Stunde. Oft nehme ich es auf meinen Schoos, ſpiele und ſcherze mit ihm, vergeſſe meinen Schmerz, und ſchätze mich glücklich, daß ich noch im Stande bin, andern Freude zu machen.

Auch Nickelſen befindet ſich bey mir wohl, und iſt mir nützlich. Er iſt ein ſehr ſtrenger und pünktlicher Aufſeher, und unter ſeiner Aufſicht wird mein Gut weit ordentlicher als ſonſt bebauet. Oft muß ich gar herzlich lachen, wenn ich ihn des Morgens, an der Spitze von 50 bis 60 Arbeitern, mit eben ſo gravitätiſchen Schritten ausmarſchiren ſehe, als wenn er ein Regiment anführte. Wenn ich bettlägerig bin, ſo lieſt er mir vor, und wenn wir auf Stellen kommen, über die wir verſchiedner Meinung ſind, ſo fangen wir auch wohl an zu diſputiren — Da geht es bisweilen ſehr ſcharf, denn er iſt hartnäkkig, und, wenn er in Hitze geräth, wirklich bisweilen etwas unbeſcheiden.

Sein Stekkenpferd iſt die Meinung, daß eine allgemeine Rebellion entſtehen, alle Fürſten fortgejagt und durchgängig eine republikaniſche Regierung eingeführt werden müßte, wenn es beſſer auf der Welt werden ſollte. Dieß Stekkenpferd reutet er mir faſt täglich vor, und mit einer ſolchen Hitze, daß ihm die Augen funkeln.

Vor vierzehn Tagen habe ich aber dieſem Stekkenpferde einen Hieb beygebracht, der es faſt ganz zu Boden geſtreckt hat.

Er las mir eben die Hamburger Zeitung vor, in welcher gemeldet wurde: daß ein gewiſſer Reichsfürſt verſtorben ſey, und ſein zwanzigjähriger Prinz den Thron beſtiegen habe. Er zitterte, indem er dieß las, knirſchte mit den Zähnen, warf die Zeitung auf den Tiſch, und ſagte: da haben wirs!

J. Nu? was haben wir denn?

N. Wieder einen Fürſten ohne Bart.

J. Und darüber ärgern Sie ſich?

N. Und das von Rechtswegen. Gott erbarme dich! Die Wohlfahrt von neunzig bis hunderttauſend Menſchen in den Händen eines unbärtigen Mannes! Glauben Sie wohl, daß ein ſo junger Menſch ſich ſelbſt beherrſchen kann?

J. Das wohl nicht.

N. Wie will er denn andere beherrſchen? Wird er nicht allen ſeinen Leidenſchaften den Zügel laſſen? Werden ſich nicht ſchlechte, niederträchtige, Leute genug finden, die ſich zu ihn drängen und ſeine Leidenſchaften zu befriedigen ſuchen? Werden dieſe Nichtswürdigen nicht hernach den ſchädlichſten Einfluß auf die ganze Regierung des Landes haben? Was kann da Gutes herauskommen! Ich wollte nur ſehen, wenn es Sitte wäre, daß die Direction einer Capelle vom Vater auf den Sohn erbte, daß des Capellmeiſters Sohn allemal wieder Capellmeiſter würde, wenn er auch hierzu weder Talent noch Neigung hätte: Wollte nur ſehen, was aus der Capelle werden würde! Und ich denke, neunzig bis hunderttauſend Menſchen zu regieren, will doch wohl mehr ſagen, als einer Capelle vorſtehen. Was ſagen Sie dazu? Habe ich denn etwa Unrecht?

J. Reden Sie nur weiter.

N. Es ſollte wohl ein alter Graubart, der viele Jahre beobachtet und Erfahrungen geſammlet hätte, ſeine Noth haben, wenn er eine Menge Menſchen in Ordnung erhalten, und ihr öffentliches und Privatglück befördern wollte. Ich wenigſtens ſtelle mir dieß als gar ſchrecklich ſchwer vor. Habe ich denn nicht Recht?

J. Ja, lieber Mann, von der einen Seite haben Sie wohl Recht. Die erbliche Folge in der Regierung hat ihre großen Unbequemlichkeiten.

N. Und alſo habe ich ja, was ich haben will. Die Erbfolge taugt nichts, ſchlechterdings nichts! Der menſchliche Verſtand empört ſich dagegen.

J. Unterdeſſen haben wir doch heute eine gute Mahlzeit gehalten, können uns ruhig zu Bette legen, können die Früchte einerndten, die wir gebauet haben, ohne beſorgen zu dürfen, daß Räuber oder unruhige Nachbarn uns überfallen, und unſere Felder verwüſten werden. Und das alles in einem Lande, wo die Regierung erblich iſt. Was ſagen Sie denn dazu?

N. Und wenn in eben der Stunde, da wir hier ſo ruhig ſitzen, nicht ſechstauſend Menſchen in dieſem einzigen Fürſtenthume ſind, die alle ihr Schickſal verfluchen, ſo will ich nicht ehrlich ſeyn! Was ſagen Sie denn dazu? Iſt denn das auch recht, wenn man ſo phlegmatiſch bey ſeiner Schüſſel voll Suppe ſitzt, und gar nicht an die denkt, die von Kummer und Mangel gedrückt werden?

J. Wozu dient denn nun aber das ganze Raiſonnement? Zeigen Sie mir doch ein Mittel, dieſen Klagen abzuhelfen! So lange dieß nicht da iſt, ſo iſt es doch wohl vernünftiger, wenn man ſeinen Löffel voll Suppe in Ruhe, als in Zorn und Aergerniß, genieſt!

N. Das Mittel iſt ja da — Tauſendmal habe ich es ja ſchon geſagt. Laßt uns unſere Kräfte brauchen, und die Fürſten zum Henker jagen!

J. Und wie viel Menſchen meynen Sie wohl, daß ein ſolches Unternehmen koſten würde?

N. Viel oder wenig; das gilt mir gleich! Laſſen Sie auch eine Million aufgeopfert werden. Iſt das auch der Mühe werth? Ziehen Sie einmal die Rechnung von denen, die der Krieg aufreibt, auf hundert Jahre zuſammen, und ſehen, wie viele Millionen da herauskommen werden. So viele Millionen ſind ſchon ein Opfer des Despotismus geworden: ſollte man nicht auch einmal eine Million der Freyheit aufopfern? Hier, dieſen meinen Arm — wofür habe ich ihn hingegeben? Für eines Menſchen Caprice! Hätte ich ihn für deutſche Freyheit abſchießen laſſen, ſo ſollte dieſer

Stumpf mein Stolz ſeyn, mit dem ich, voll Selbſtgefühl, in jede Geſellſchaft treten wollte. So aber ſchäme ich mich deſſelben.

J. Und wenn nun die Million aufgeopfert wäre, und alle Fürſten wären fortgejagt, was würde denn folgen?

N. Dann würden wir erſt Menſchenglück genießen, wenn die Sclavenfeſſeln weg wären, die wir itzo tragen.

J. Ich beſorge nur immer, wir möchten alsdann einen ewigen Krieg haben.

N. Was wollen Sie damit ſagen?

J. Wir würden wieder in die Zeiten zurückfallen, wo das Fauſtrecht galt. Jeder, der ſich von den andern für beleidigt hielt, würde ihn anfallen und mishandeln, dieſer würde ſich wehren, beyden würden ihre Freunde zu Hülfe eilen: auf dieſe Art hätten wir täglich Krieg, anſtatt daß wir ihn itzo etwa alle zehn Jahre haben.

N. Mein Gott! was Sie doch da reden! Ewige Kriege, Zeiten des Fauſtrechts? Glauben Sie denn nicht, daß nicht gleich andere Obrigkeit da ſeyn würde, ſobald die Fürſten weg wären?

J. Aha! Sie wollen alſo Obrigkeit haben: ſie ſoll nur nicht Fürſt heiſſen?

N. Mein Herr Oberſter! das bitte ich mir aus, Spöttereyen müſſen wegfallen, wenn wir beyſammen bleiben ſollen.

J. Sie müſſen Scherz von Spötterey unterſcheiden. Das iſt doch aber ganz gewiß, daß die neue Obrigkeit eben ſo handeln würde, wie itzo die Fürſten handeln.

N. Quod nego. Denn erſtlich müßte dafür geſorgt werden, daß nicht, wie zeither, ein Kopf, ſondern viele den Staat regierten.

J. Da hätten wir ſtatt einen Fürſten viele Fürſten.

N. Kann ſeyn: nur lauter Fürſten, die es verdienten zu ſeyn. Die weiſeſten, die Gerechteſten müßten das Ruder in ihre Hand bekommen — Männer, deren Herz jede Niedrigkeit verabſcheuete — die durch vieljährige Verwaltung der wichtigſten Aemter ſich Klugheit und Erfahrungen erworben — deren Silberhaar —

J. Nu, lieber Nickelſen, ich weis alles, was noch kommen wird. Ehe Sie aber in Ihrer Declamation weiter fortfahren, ſo ſagen Sie mir nur, wer beſtimmen ſollte, welche die Weiſeſten und Gerechteſten im Staate wären.

N. Das Volk — wer ſonſt, als das Volk? Jeder Bauer, der ſeine Kräfte für den Staat verbraucht, muß auch das Recht haben, ſeine Stimme zur Wahl der Obrigkeit zu geben.

J. Mein lieber Nickelſen! es giebt gar viele Sätze die wahr ſind, ſo lange man darüber ſpeculirt, mit denen man aber nicht auskommt, wenn man ſie in Ausübung bringen will.

N. Was meynen Sie damit?

J. Ich dächte, ich hätte mich deutlich genug erklärt. Aber ich will ihnen doch noch ein Exempel geben. Haben Sie nicht Gemeinen gekannt, wo die Pfarrer durch die Mehrheit der Stimmen erwählt werden?

N. O viele: und was wollen Sie damit ſagen?

J. Da wird wohl immer der Weiſeſte und Gerechteſte ſeyn erwählet werden?

N. Nu, nu — das wohl nicht — es iſt wahr, Sie haben recht: die Wahl fällt oft gerade auf den Schlechteſten.

J. Und ſo würde es auch mit der Wahl der Obrigkeit gehen. So wie itzo gute und ſchlechte

Fürſten untermiſcht ſind, ſo würden dann auch gute und ſchlechte Rathsherren, Landpfleger, oder wie Sie ſie nennen wollen, untermiſcht ſeyn.

N. Die könnte man doch wieder abſetzen, wenn ſie ihren Pflichten nicht nachkämen.

J. Und wenn ſie ſollten abgeſetzt werden, ſo würden ſie ſich doch wohl wehren?

N. Ja das dürfte nicht ſeyn. Jede obrigkeitliche Perſon müßte ſchlechterdings dem Urtheile ſich unterwerfen, ohne alle Widerrede unterwerfen, das die Nation über ſie fällete.

J. Es ſollte gar vieles in der Welt ſeyn, mein lieber Nickelſen, und iſt deswegen doch nicht. Und glauben Sie denn wohl, daß eine Perſon, die nicht länger regiert, als es das Volk erlaubt, bey dem Volke das Anſehen haben werde, das ein Fürſt hat? Werden wohl ihre Geſetze, ihre Verordnungen den Nachdruck haben, den ſie alsdann bekommen, wenn des Fürſten Name drunter geſchrieben wird?

N. Das müßte nicht gut ſeyn, wenn Weisheit, Gerechtigkeit, Unſträflichkeit der Sitten nicht eben ſo viel Anſehen, als die Geburt, geben könnte.

J. Kennen Sie denn ſolche Perſonen, die dieſe Eigenſchaften beſitzen?

N. O, Gott Lob! genug. Nein, an ſolchen Leuten wird es nie fehlen.

J. Und glauben Sie, daß die nachdrücklichſte Vorſtellung von ihnen, bey der Nation ſo viel ausrichten werde, als wenn ein Fürſt ſagt: ſo ſolls ſeyn?

N. Ich glaube allerdings. Itzo freylich, da noch das Vorurtheil —

J. Nun, lieber Nickelſen, ich bekomme wieder Schmerzen in meinen Fuß, ich muß nun zur Ruhe mich begeben. Ich will Ihnen meine kurze Meynung ſagen. Entweder die menſchliche Natur iſt der Vollkommenheit fähig, die wir uns immer träumen, daß die Vorurtheile aufhören, daß der Verſtand immer geſund urtheilt, jede Sache nicht höher und geringer ſchätzt, als ſie werth iſt, daß die Leidenſchaften ſtets dem Verſtande unterworfen ſind, oder ſie iſt dieſer Vollkommenheit nicht fähig. Iſt das letztere, ſo laßt uns ja Gott bitten, daß er unſere Fürſten erhalten wolle. Geſetzt, daß auch mancher ſein Anſehen misbrauchte, und damit Unheil anrichtete, ſo hält doch auch ſein Anſehen wieder den großen Haufen im Zaume, der durch vernünftige Vorſtellungen nicht kann gelenkt werden. Es iſt beſſer, den Ungerechtigkeiten eines Einzigen ausgeſetzt zu ſeyn, denen man doch gewiß noch immer ausweichen kann, als der Wuth von Tauſenden Preis gegeben werden. Sollte aber wirklich einmal die menſchliche Natur dieſe hohe Vollkommenheit erreichen, ſo brauchen wir gar keine Rebellion, ſo giebt es ſich alles von ſelbſt. Wenn der Schmetterling zeitig iſt, ſo ſtreift er ſeine Hülſe ab, ohne daß man nöthig hat, gewaltſame Mittel zu brauchen.

Daß Sie aber ja nicht das Federmeſſer nehmen und ihn ausſchälen, ehe er ſeine Zeitigung erreicht hat, ſonſt wird er gewiß ein Krüppel, und crepirt nach einigen Minuten. Gute Nacht, lieber Nickelſen! ſchlafen Sie ruhig, und preiſen Gott, der uns dieſe Ruhe gegeben hat!

Fortſetzung.

Den folgenden Tag kam Nickelſen ſehr vergnügt zu Tiſche, und ich ſchloß aus ſeinem Lächeln, er habe wieder einen neuen Beweis für ſeinen Satz gefunden, mit dem er mich unterhalten wollte. Weil ich aber hiervon bey Tiſche am wenigſten gern ſpreche, weil der gute Mann darüber zu ſehr im Affect geräth, ich auch oft ärgerlich werde, und doch glaube, es ſey für die menſchliche Geſundheit zuträglicher, wenn man ſeine Mahlzeit mit ruhigem Gemüthe genießt, ſo ſuchte ich ihm auszuweichen, und brachte in Vorſchlag, ob es nicht möglich ſey, daß wir aus einem Theil der Cartoffeln, mit denen wir dieß Jahr ſehr reichlich geſegnet ſind, Stärke machen könnten? Das erregte die Geſprächigkeit meiner Frau, die noch verſchiedne andere Vorſchläge that, wie wir die Producte unſers Guts beſſer benutzen könnten, und dadurch wurde Nickelſen einige Zeit abgehalten, mit ſeinem Steckenpferde zu paradiren.

Bey der erſten Pauſe aber kam er damit einher getrabt. Heute Morgen, ſagte er, habe ich doch eine Nachricht geleſen, die mir Freude macht.

J. Und welche?

N. Die Fürſten fangen nach der Hand ſelbſt an einzuſehen, daß es beſſer ſey, wenn die Menſchen frey, als wenn ſie Sclaven ſind. Die Bürgerſchaft in Marnewitz hat zeither bey dem Fürſten Evilmerodach ſo viele Beſchwerden über ſeine Verordnungen geführt, daß er ſich endlich entſchloſſen hat, ihr, gegen Erlegung einer jährlichen Abgabe, vollkommene Freyheit, ſich ſelbſt zu regieren, zu geſtatten. Hören Sie nur das vortrefliche Reſcript, daß er an ſie entlaſſen hat:

Lieben Getreuen!

Da ich zeither ſehr misfällig vernommen habe, daß ihr mit meiner Regierung ſehr unzufrieden ſeyd, und in allen Verordnungen, die ich zum Beſten meines Landes mache, etwas zu tadeln findet, ich aber wünſche, daß Jederman, unter der von Gott mir anvertrauten Regierung, glücklich und zufrieden leben ſoll: ſo iſt mein ernſtlicher Wille, daß ihr von nun an den Landesgeſetzen, und den Verordnungen und Einrichtungen, die ich zeither für mein Land gemacht habe, und künftig machen werde, nicht mehr unterworfen ſeyn, ſondern vollkommne Freyheit haben ſollt, die Regierung eurer Stadt ſelbſt ſo einzurichten, wie ihr glaubt, daß ſie für euch die erſprießlichſte, und für eure und eurer Kinder Wohlfahrt die nützlichſte ſey.

Da ich aber dem ohngeachtet geſonnen bin, euch auch führohin in meinem landesväterlichen

Schutze zu behalten, und euch, bey eintretenden Kriegen und andern Unruhen, mit meiner Macht Sicherheit zu verſchaffen, und es daher billig iſt, daß ihr auch etwas zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit beytragt: ſo verlange ich, daß ihr mir jährlich eine Abgabe von 20000 Rthlr. entrichtet; überlaſſe es aber euch ſelbſt, wie, und auf was Art, ihr dieſes Geld aufbringen wollet. Gegeben in meiner Reſidenz Kolchis, den 15ten October a. c.

Evilmerobach,
Fürſt.

Nickelſen funkelten die Augen, da er dieß las, und da er es geleſen hatte, warf er das Blatt auf den Tiſch, und ſagte: das nenne ich doch ein Reſcript, das einem Fürſten Ehre macht. Das verdient eine Ehrenſäule. Und denken Sie an mich, Herr Oberſter, es macht Epoche. Epoche macht es, ſo wahr ich vor Ihnen ſitze. Und ich wette, ſo viel Sie wollen, binnen hier und 50 Jahren muß Marnewitz eine Stadt ſeyn, die ihres gleichen in Deutſchland nicht hat. Wer Zufriedenheit, wer den Genuß wahrer Menſchenglückſeligkeit ſucht, der wird ſich künftig um das Bürgerrecht in Marnewitz bewerben.

J. Wiſſen Sie denn aber, daß jeder Bürger in Marnewitz ſich ſelbſt beherrſchen kann?

N. Das kann ich nun nicht ſagen, ich habe daſelbſt keine große Bekanntſchaft.

J. Herr Nickelſen! Herr Nickelſen! ſo lange Sie mir nicht beweiſen können, daß die Bürger in Marnewitz ganz vorzüglich in der Selbſtbeherrſchung geübt ſind, ſo lange verſpreche ich mir von dieſer Veränderung gar nichts, ſchlechterdings gar nichts. Denn wer ſich ſelbſt nicht beherrſchen kann, iſt auch ungeſchickt andere ſo zu beherrſchen, daß ſie unter ſeiner Herrſchaft glücklich ſind; er iſt auch nicht geneigt, ſich von andern beherrſchen zu laſſen, wenn dieſe nicht immer die Peitſche in der Hand haben. Und ich beſorge —

N. Was beſorgen Sie denn wieder?

J. Ich beſorge, das ganze Reſcript iſt weiter nichts als eine Falle für die Marnewitzer Bürgerſchaft.

N. Wie ſo?

J. So wie ein Vater bisweilen dem Kinde das Meſſer giebt, wenn es ängſtlich darnach reicht, und glaubt, als wenn ihm unrecht geſchähe, wenn er es zurückhält, damit es ſich ſchneiden, und durch ſein eignes Gefühl überzeugt werden ſoll, daß ihm das Meſſer nichts nütze ſey.

N. Aber ſind denn die Bürger in Marnewitz Kinder?

J. Wollen ſehen, lieber Nickelſen, wollen ſehen. Binnen hier und einem Jahre —

N. Ich kann Ihnen nicht bergen, lieber Herr Oberſter, den Ablauf des Jahres kann ich nicht abwarten. Ich möchte itzo dort ſeyn, ich möchte ſehen, wie ein Staat, der, wie ich gewiß weiß, der vollkommenſte werden wird, ſich aus ſeinem Keime entwikkelt. Und wenn Sie mir erlaubten —

J. So wollten Sie wohl eine Reiſe dahin thun?

N. Ja, wenn Sie es erlaubten, morgen ſchon.

Ich erlaubte es ihm nicht nur gern, ſondern kam ſogar auf den Einfall, ihm Geſellſchaft zu leiſten. Den folgenden Tag ließ ich meinen Wagen anſpannen, und fuhr mit ihm fort.

Auf dem Wege verſuchte er einigemal, das Geſpräch auf ſeine Lieblingsmaterie zu lenken, wurde aber von mir allemal mit den Worten zurückgewieſen: wir ſind nun bald nach Marnewitz, da wird ſich alles aufklären.

Wir übernachteten in einem Städtchen, drey Meilen von Marnewitz. Als wir da unſere Abendmahlzeit einnahmen, fragte der Wirth: Wo denken Sie denn hinaus?

Nach Marnewitz, war meine Antwort.

W. Was wollen Sie denn da thun? da werden Sie auch ſchlechte Freude haben. Da iſt ein ſchreckliches Unglück!

J. Wie ſo? Was giebt es da?

W. Rebellion — nichts als Rebellion! Vorige Woche hat ſich die Bürgerſchaft Rathsherren erwählt: nun ſind andre da, die hätten auch gern Rathsherren werden mögen, die wiegeln alles gegen den Rath auf.

J. Sind denn aber die Marnewitzer ſo einfältig, daß ſie ſich aufwiegeln laſſen?

W. Wie es halt ſo geht! wenn man einem in die Haare will, ſo kann man immer einen Vorwand dazu finden. Der Rath hat Auflagen auf die Bürgerſchaft gemacht, weil er, wie Sie wohl werden gehört haben, 20,000 Rthlr. jährlich an den Fürſten entrichten muß: da glaubt nun jeder, es wäre ihm zu viel aufgelegt worden. Erſt haben den ſie die Rathsherren überlaufen und gelamentirt, daß ſie ihnen die Auflage wieder abnehmen ſollten: da das nichts half, und die Feinde des neuen Raths das Volk noch mehr aufhetzten, da kam es zu einem Aufſtande, und es ſollte mich ſehr wundern, wenn es nicht zum Blutvergießen käme.

Ich ſahe Nickelſen bedenklich an. Er ſchlug ſeine Augen nieder. Endlich fuhr er auf und ſagte: ha! es kann lange rebellirt werden, ehe ſo viel Menſchenblut fließt, als eine einzige Schlacht koſtet.

Dieß war die Loſung zu einer neuen Diſputation, die aber durch die Ankunft von zwey Fremden verhindert wurde. Sie traten in die Stube, und, ohne uns zu bemerken, ohne uns einen guten Abend oder eine geſegnete Mahlzeit zu wünſchen, ſtürzten ſie einander in die Arme, und weinten, giengen wieder auseinander, und liefen wieder zuſammen, und das ſo etliche mal, ohne daß wir von ihnen etwas hören konnten, als Schluchzen und, mein Hartwich! mein Huldrich!

Wir ſahen dieſem Auftritte eine zeitlang zu, endlich, da er ſich gar nicht endigen wollte, ſondern immer von vorne wieder anfing, fragte ich:

meine Herren! iſt Ihnen etwas Widriges begegnet? iſt Ihnen etwa der Vater, die Mutter, oder einem von beyden die Braut geſtorben?

Ach! nichts von alle dem: mein Hartwich, mein Huldrich — dieß war die ganze Antwort, die ich erhalten konnte. —

Da ich nun ſahe, daß ich gar nicht bemerkt, und als eine ganz überflüßige Perſon betrachtet wurde, auch beſorgen mußte, daß der Hammelbraten, der auf dem Tiſche ſtund, kalt werden möchte, ſo zerlegte ich ihn, und aß, und ermunterte Nikkelſen ein gleiches zu thun.

Die Umarmungen der Fremden dauerten noch einige Zeit, dann ſetzten ſie ſich, und ſprachen zu einander mit ſchmachtenden Blikken.

Nikkelſen brachte unterdeſſen mein Flaſchenfutter bey, und füllte die Gläſer. Das erſte leerte ich auf die Geſundheit der Fremden aus, und bat ſie, an der Mahlzeit Theil zu nehmen, weil ſie doch, als Fußgänger, nicht mit Weine würden verſehen ſeyn : !

Wir ſind geſättigt, mein Herr! antwortete Hartwich, vollkommen geſättigt. Hohen Genuß haben wir gehabt — der Freundſchaft, der Liebe: Nektar haben wir in uns geſogen.

J. Nun, ich bin auch Freund und liebe auch, habe alſo der Freundſchaft und Liebe Nektar auch in mich geſogen: es iſt aber von dieſem Nektar niemals etwas in den Magen gekommen. Nur das Herz wurde damit angefüllt.

H. O mein Herr! ſagen Sie nicht von Freundſchaft und Liebe. Nur ein Huldrich iſt in der Welt, ſo wahr Gott lebt, nur einer, und wenn Sie Huldrichs Freundſchaft nicht geſchmeckt haben, ſo ſagen Sie nicht, daß Sie den hohen Genuß der Freundſchaft gehabt haben, der unſre Seelen ſättigt.

J. So!

H. So eine reine, ſo eine edle, ſo eine Engels-Seele, iſt nur einmal auf der Welt. Gott zerſchlug den Form, in dem er ſie gebildet hatte.

J. Das iſt doch wirklich Schade drum. Dieſe Engels-Seele hat auch wohl ſchon Engelsthaten gethan? darf ich Sie nicht wiſſen?

H. Alles was er thut, iſt wie wenn es ein Engel thäte. Wenn er den Mund öfnet, ſo ſpricht der Engel, wenn er blickt, ſo blickt der Engel aus ihm, wenn er handelt, ſo iſt, wie wenn ein Engel handelte. Oh!

J. Wenn dieſer Herr ein Engel iſt, ſo ſind Sie es ohne Zweifel auch. Denn der hohe Genuß der Liebe und Freundſchaft, den Sie haben, kann nur zwiſchen zwey Engeln ſtatt finden. Ich darf Sie alſo wohl nicht zu meinem Hammelbraten und zu meinem Weine nöthigen, weil ſo etwas für Engel zu körperlich wäre. Wir ſind weiter nichts als ehrliche Leute, thun halt alle Tage, was ein ehrlicher Kerl thun muß, und am Abend freuen wir uns unſers Tagewerks bey unſerer Mahlzeit, und ſagen: Wir ſind unnütze Knechte; wir haben gethan, was wir zu thun ſchuldig waren.

Mit dieſer Sprache wollte ich die Unterredung abbrechen, und mich mit Nikkelſen unterhalten. Dieſer hatte aber das Beleidigende, das in dem Betragen dieſer Fremden war, weit ſtärker, als ich, gefühlt.

Er ſprang von der Tafel auf, ſtellte ſich vor die Fremden hin, und ſagte: Ich glaube es, meine Herren, daß Sie Engel ſind, ihre Blikke, ihre Umarmungen, ihr hoher Geiſtes-Genuß beweiſen es. Aber hier, (indem er auf mich zeigte) hier iſt mehr als Engel! Glauben Sie ja nicht, als wenn er weiter nichts wäre, als ein ehrlicher Mann. Das iſt ein bloſſer Schleier, den er vorhängt, um die hohen Strahlen zu mäßigen, die von ſeinem himmliſchen ſeraphiſchen Antlitz ausfließen. Er iſt ein Erzengel, meine Herren; ein Seraph iſt er. Sehn Sie ſeinen Blick! iſt er nicht wie Feuerflammen? Hören Sie ſeine Rede, iſt ſie nicht wie das Rauſchen eines gewaltigen Donners? Aus dieſem Tone ſprach er wohl eine Viertelſtunde lang, ſo, daß ich an das Fenſter treten mußte, um das Lachen zu verbergen, und die Fremden zu einem gewiſſen Stillſchweigen gebracht wurden.

Hierauf plauderte ich mit Nickelſen, bey einem Glaſe Weine, noch allerley, die Fremden aber ſetzten ſich in einen Winkel, drückten einander die Hände und flüſterten einander in die Ohren.

Zehn Uhr giengen wir zu Bette, oder vielmehr zur Streue, weil, nach der Verſicherung des Wirths, alle Zimmer und Betten beſezt waren. Ich kam zwiſchen Nickelſen und Hartwich zu liegen.

Mein Kutſcher kam bald früh und forderte Geld, weil er das eine Pferd müſſe beſchlagen laſſen,

ſen, welches auf der Reiſe ſein Hufeiſen verlohren hätte. Ich grif nach meiner Börſe, um es ihm zu geben, die war aber fort. Ohne etwas Böſes zu muthmaßen, nahm ich das Licht, durchſuchte die Streue, wo ich ſie glaubte verlohren zu haben; aber alle mein Suchen war umſonſt. Nun fing ich an zu murren. Das iſt doch ſonderbar, ſagte ich, daß meine Börſe nicht da iſt. Bei dem Schlafengehen hatte ich ſie doch noch, und in die Stube iſt ja niemand weiter gekommen.

Nickelſen murrte auch, aber etwas ſtärker. Die Börſe, ſagte er, muß bey, ſie mag ſtekken wo ſie will. Es darf kein Menſch aus der Stube gehen, ohne ſich viſitiren zu laſſen. Hier, Herr Oberſter, ſind meine Taſchen, durchſuchen Sie ſie, wie Sie wollen. Ich ziehe, wenn es nöthig iſt, auch die Beinkleider aus. Aber was iſt denn das? ich ſehe ja den Engel nicht — Wie hieß er? Wie hieß er? Wo iſt er?

Sie fragen nach meinen Freund Huldrich, ſagte Hartwich!

Ja, ja, ſagte Nickelſen, nach der Engelsſeele frage ich. Wo iſt ſie? Wo iſt ſie?

Sie iſt fort, ſagte Hartwich, entwichen iſt ſie, entgangen allen Nachforſchungen.

N. Das iſt ja dumm und einfältig, fortzuſchleichen, ohne Jemanden etwas zu ſagen, ohne Abſchied zu nehmen. Und, Herr! was brauchen wir da lange Complimente zu machen? Die Börſe muß bey, die der Oberſte vermißt, oder wir geben ſie ihrer Engelsſeele auf den Kopf Schuld, und Sie, wenn Sie die Börſe nicht auf der Stelle ſchaffen, Sie laſſen wir auf der Stelle in Arreſt führen. Herr! was wirds? reden Sie!

Mir lief die Galle auch über, ich faßte Hartwichen bey der Bruſt, und ſagte, ohne alle Umſtände: die Börſe beygeſchaft, oder ich nehme hier meinen Stock, und prügle Sie ſo lange, bis Sie die Börſe von ſich geben.

H. Das wird mir ſo wohl thun, als ein Balſam auf mein Haupt. Jede Strieme, jede Beule, die Sie mir ſchlagen, wird ein Monument der Freundſchaft ſeyn, daß ich ſtets mit ſüßem Wonnegefühl betrachten werde.

J. Kein Wort verſtehe ich, weis gar nicht, was das Gewäſch heißen ſoll. Die Börſe will ich! Nickelſen, meinen Stock her!

H. Darf ich reden? Darf ich meines Herzens Drang Luft machen? Darf ich die Wahrheit laſſen hervorgehen, nakket, ohne Schleier?

J. Heraus damit! (ich ließ ſeine Bruſt fahren, und er ſtürzte vor mir auf die Knie.)

H. Mein Herr! ich habe heute die edelſte That meines Lebens gethan. Meinen Freund, meinen Pylades, habe ich gerettet.

J. Doch nicht mit meiner Börſe?

H. Vernehmen Sie, mein Herr, dann urtheilen Sie!

J. Nur etwas geſchwind — nur den Bombaſt weggelaſſen, und die Wahrheit, ohne Schleier, vorgeführt!

H. Meine That iſt ſo beſchaffen, daß ſie von kalten, harten, Seelen, als ein Verbrechen wird verſchrien werden. Aber mein Herz, das der Freundſchaft hoher Drang hebt, ſolch ein Herz — und ſo ein Herz haben Sie gewiß, mein Herr!

J. Ich will wiſſen, wo meine Börſe iſt, und weiter gar nichts. Reden Sie, Herr! oder bey meiner Ehre, es ſetzt Prügel!

H. So vernehmen Sie alſo! Mein Freund, Huldrich, die Engelsſeele, deren Unſchuld iſt glänwie der Schnee, hatte einen Wechſel ausgeſtellt, der heute zahlbar war. Er war ausgegangen, um zu entweichen, — weil er kein Geld aufbringen konnte; ich begleitete ihn, ich umarmte ihn, und vermiſchte der Freundſchaft theure Zähren mit den Seinigen. Da kam ich neben Ihnen zu liegen, mein Herr, fühlte Ihre Börſe, zog ſie heraus, und ſteckte ſie meinem Freunde zu. So habe ich meines Freundes Ehre gerettet. Und nun, mein Herr, hier iſt die Bruſt, (er riß ſie auf) hier iſt die Bruſt, wo das Herz ſchlägt, das ſolch einer That fähig war. Stoſſen Sie den Dolch herein, laſſen Sie mein Blut vor Ihren Füßen ſprudeln — mein Tod wird Wolluſt, Himmelsvorgenuß wird er ſeyn, denn er iſt Opfer für den Freund, für Huldrich.

J. Ihr ſeyd ein Narr, Herr! Und Narren ſtraft man nicht am Leben. Niklas! den Augenblick reitet fort, nach Marnewitz zu, und ſeht, ob ihr nicht einen Kerl finden könnt, mit grünem Rock, rothſammter Weſte, langem Haarzopf, und einem bleichen hagern Geſichte! bringt ihn zurück, und wenn er nicht will, ſo zwingt ihn dazu mit Prügeln.

Niklas eilte fort.

Und ich ſagte, Nickelſen, geh zum Officier, der hier liegt, laß mir Huſaren geben, und reite zum andern Thore hinaus.

So wie er es geſagt hatte, war er auch ſchon fort, und ich blieb mit der andern Engelsſeele allein. Er wollte in ſeinem gewöhnlichen declamatoriſchen Tone Entſchuldigungen ſeines Verbrechens vorbringen, ich ſagte ihm aber: Herr! kein Wort mehr! Sie haben einen einfältigen Streich gemacht. Vermuthlich haben Sie Romanen geleſen, und irgend einen Don Quixot zum Helden gewählt, nach dem Sie ſich bilden wollen. Ich ſage Ihnen aber, man muß die Romanenwelt von der wirklichen Welt unterſcheiden. In der wirklichen Welt kommen Sie mit Ihren übertriebnen Don-Quixots-Ideen nicht aus. Wenn ich Ihre Schwäche nicht ſchonte, wenn ich meinen Zorn nicht zu beherrſchen wüßte, ich prügelte Sie itzo, daß Sie vor mir kriechen ſollten. Und an das Halseiſen kann ich Sie noch immer ſtellen laſſen.

Dieß wird, war ſeine Antwort, für mich Schmuck ſeyn. Sich ans Halseiſen ſtellen laſſen, um ſeinen Freund zu retten, bringt mehr wahre

Ehre, als durch Treuloſigkeit gegen den Freund ſich einen Orden erwerben.

Ich wandte mich unwillig von ihm, und antwortete ihm nichts mehr, weil ich vorausſah, daß doch alle Vorſtellung bey ihm umſonſt ſeyn würde.

Jtzo kam Millas zurück, und brachte den Elenden, der meine Börſe hatte, mit ſich. Er war ſo beſchämt, daß er ſich nicht unterſtand die Augen aufzuſchlagen, ſondern ganz ſtille die Börſe auf den Tiſch legte.

Herr, ſagte ich zu ihm, wie können Sie ſich ſo weit verirren, daß Sie zu ſo niederträchtigen Mitteln Ihre Zuflucht nehmen, um Ihre Ehre zu retten? Hatten Sie keinen Freund, dem Sie ſich entdekken, den Sie um Vorſchuß bitten konnten?

Keinen, als dieſen Hartwich, und dieſer iſt ſelbſt arm, gab er mir ſehr wehmüthig zur Antwort.

J. Wie ſtark iſt die Summe, die Sie bezahlen müſſen?

H. Funfzig Thaler, und ich weiß nicht funfzig Groſchen aufzubringen.

J. Wenn Sie ſich immer als ehrlichen Mann gezeigt hätten, ſo würde ſich gewiß ein Freund gefunden haben, der Ihnen dieß Bagatell vorgeſchoſſen hätte. So aber wollten Sie den Engel machen — und wer wird denn Engeln borgen, ehe man ſich verſieht, ſo ſind ſie verſchwunden.

H. O würdiger Mann! ich habe gefehlt, ich habe Ihre Vorwürfe verdient, meine Ehre und mein ganzes Glück iſt itzo in Ihren Händen, machen Sie mit mir was Sie wollen. Aber ganz zu Boden werden Sie mich doch nicht werfen. Nein, dazu ſind Sie zu groſmüthig.

J. Ich will Sie nicht nur nicht zu Boden werfen, ſondern ich würde Sie zu retten geſucht haben, wenn Sie nicht ein Schwärmer wären. So aber iſts unmöglich. Wenn ich Ihnen auch gleich die funfzig Thaler hinzahlen wollte, ſo würde Ihre Schwärmerey gewiß bald einen Vorwand finden, unter dem Sie mich betrügen, und Ihrem Betruge das Anſehen einer edeln That geben könnten.

J. Wie können Sie mir ſolchen Undank — ſolch eine ſchwarze Geſinnung zutrauen!

J. Deswegen, weil Sie ſie haben. Wer das Entwenden einer Geldbörſe für die edelſte That ſeines Lebens hält, und das, dadurch verdiente Halseiſen, als Schmuck, als Ehrenzeichen betrachtet, der macht ſich auch kein Gewiſſen, ſeinen Wohlthäter zu betrügen. Und ſo denkt hier Ihr Freund! alſo, wahrſcheinlicher Weiſe, Sie auch. Und kurz von der Sache zu kommen, ich bedaure Sie, ich würde Ihnen mit Vergnügen 50, wohl 100 Rthlr. vorſtrekken. Unter dieſen Umſtänden kann ich es aber nicht. Meiner Familie würde ich dieß Geld entziehen, und Sie in Ihrer Schwärmerey nur noch mehr beſtärken. Gehen Sie alſo! Dulden Sie alles, was der Leichtſinn verdient, der Wechſel ausſtellt, ohne zu wiſſen, wovon er ſie bezahlen will! Wenn Sie aber dadurch gebeſſert, und zur geſunden Vernunft zurückgeführt werden, und brauchen dann meine Hülfe, ſo ſage ich Ihnen, ich heiße von Brav, und bin auf meinem Landgute Holdersleben zu finden. Bemüht euch erſt, ihr Herren, ehrliche Leute zu ſeyn, ehe ihr Engelsheiligkeit affectiren wollt!

Sie nahmen beſchämt ihre Hüte und Stökke, zauderten aber, und wollten nicht gehen.

Und warum gehen Sie nicht? fragte ich ſie, warum zaudern Sie ſo lange? Sehn Sie nicht, daß ich im Affect bin? Ich werde Ihnen noch viel Unangenehmes ſagen, wenn Sie ſich nicht den Augenblick entfernen.

Huldrich weinte. Wir können es Ihnen nicht verbergen, edler Mann! ſagte er, wir haben nicht ſo viel bey uns, daß wir das Schlafgeld bezahlen, nicht ſo viel, daß wir uns einen Biſſen Brod geben laſſen können.

Hier iſt, ſagte ich, ein Louisd'or.

Sie fielen vor mir auf die Knie, als ich ihnen denſelben gab. Ich lief aber zur Stube hinaus, und ſagte: ihr ſeyd noch nicht curirt, wie ich wohl ſehe. Welcher vernünftiger Menſch wird vor einem andern, um eines Louisd'or willen, auf die Knie fallen?

Fortſetzung.

Um vor ihren Verfolgungen ſicher zu ſeyn, retirirte ich mich in des Wirths Stube. Kaum war ich da, ſo kamen einige Knaben und brachten ein Bahrtuch, ein Crucifix und noch verſchiednes, das man bey Beerdigungen zu brauchen pflegt.

Iſt jemand im Hauſe geſtorben? fragte ich den Wirth.

W. Nein, wir ſind, Gott Lob! noch alle geſund, aber geſtern iſt einer aus unſrer Innung begraben worden, da habe ich das Leichengeräthe herausgeben müſſen, welches ich in Verwahrung habe, weil ich Obermeiſter bin. Er hatte ein ſchönes Leichenbegängniß, bey meiner Ehre, ein herrliches Leichenbegängniß!

J. Wie ſo?

W. Er wurde in die Kirche gelegt und —

J. In die Kirche? Begraben ſie denn hier die Todten noch in die Kirche?

W. Und warum denn nicht? kommt Ihnen denn das ſo ſeltſam vor?

J. Nicht ſeltſam, albern kommt es mir vor. Denn woran ſtarb denn der Todte?

W. Am Fleckfieber.

J. Nun, das Fleckfieber iſt doch wahrhaftig eine ſchreckliche Krankheit. Wollte er wohl ſo eine Leiche in der Nähe um ſich haben?

W. Nicht eine Viertelſtunde. Aber wenn die Leiche in die Kirche gelegt wird, da iſt es ja etwas ganz anders, es wird ja Erde darüber

geſchüt-

geſchüttet, und noch ein großer Stein darauf gemauert. Ach das ſchadet nichts, das iſt, bey meines Vaters und Großvaters ſeliger Zeiten, ſo geweſen, und hat niemals jemand darüber geklagt, daß es ihm geſchadet hätte.

H. Hat er aber noch nicht angemerkt, daß man einen Körper, der in Fäulniß geht, ſehr weit riechen kann?

W. Je, das verſteht ſich. Den vorigen Sommer, da wir die größte Hitze hatten, begruben ſie unſern Herrn Bürgermeiſter. Er war ein corpulenter Mann. Er kriegte eine Leichenpredigt, und wurde unter der Kanzel niedergeſetzt und aufgedeckt. Da war es auch, bey meiner Treue, ein ſo abſcheulicher Geruch, daß vielen Leuten übel wurde. Aber der war auch noch nicht eingeſcharrt.

J. Stunden denn die Leute ſo nahe am Sarge, daß ſie den üblen Geruch empfinden konnten?

W. Ach, wo denken Sie denn hin? die ganze Kirche, der Kirchhof war mit Geſtank angefüllt. Weit auf der Straße konnte man es riechen.

J. Nun da muß doch etwas von dem faulenden Körper in die Naſe gekommen ſeyn?

W. Es ſcheint faſt ſo. Ich wüßte aber nicht was? man ſahe ja nichts.

J. Das will ich ihm ſagen. Von jedem faulen Körper gehen beſtändig Ausdünſtungen aus, die verbreiten ſich in der Luft eben ſo, wie ein Tropfen rother Wein, den man in ein Glas voll Waſſer fallen läßt, das ganze Glas färbt. So wie ich nun den Wein mit hinunterſchlukke, wenn ich das Waſſer trinke, ſo ziehe ich auch die Ausdünſtungen von dem faulen Körper mit in die Naſe und in die Lunge, wenn ich rieche und Athemhole.

W. Das wäre der Henker!

J. Ja ſo iſt es aber. Wenn nun auch gleich der todte Körper in die Erde geſcharrt und zugemauert wird, ſo dringen doch die ſubtilen Ausdünſtungen immer durch, und füllen nach und nach die ganze Luft an, die in die Kirche eingeſchloſſen iſt.

W. Der Wetter hole! das habe ich mein Lebtage noch nicht gehört.

J. So iſt es aber. Wenn man alſo in ſo eine Kirche geht, ſo zieht man ja lauter Theilchen von Todten in ſich, die am Fleckfieber, Pokken und dergleichen, geſtorben ſind. Das kann ja unmöglich geſund ſeyn.

W. Da möchte man es ja ſchier verreden, wieder einen Fuß in die Kirche zu ſetzen.

J. Beſſer wäre es wohl, wenn er es dahin zu bringen ſuchte, daß keine Todten mehr in die Kirche gelegt würden. Es iſt ja vernünftiger, daß die Todten den Lebendigen, als daß die Lebendigen den Todten weichen.

W. Ja, lieber Gott, das iſt wohl alles gut! wie will denn aber unſere Kirche beſtehen, wenn keine Todten mehr hineingelegt werden? das Geld von den Leichen, die in Kirche kommen, iſt ja die ſtärkſte Einnahme, die unſere Kirche hat.

J. Alſo muß es bezahlt werden, wenn man ſeinen Leichnam in die Kirche legen laſſen will?

W. Das verſteht ſich. Unter zehn Gulden kommt keiner in die Kirche.

J. Auf dieſe Art kommen nicht die Beſten und Redlichſten in die Kirche, ſondern die nur, die es bezahlen können?

W. Ja freylich. Sie ſind vielleicht ein Ausländer?

J. Ich bin nicht aus der hieſigen Herrſchaft.

W. Drum ich dachte es ja wohl. Nein, wenn einer ſein Geld zahlt, da kommt er in die

Kirche, er mag übrigens gelebt haben, wie er will. Da iſt der Meiſter Wittig, den wir geſtern begruben: ich wüßte mich nicht zu erinnern, daß er ſo außerordentlich redlich geweſen wäre. Er ſtach ſein Schwein ſo gut als ein anderer, prellte die Leute im Handel, ſo gut als ein anderer, und hackte ſeine Schöpſen-Lungen und Lebern, und füllte ſein Rindsblut ſo gut in die Würſte, als ein anderer. Nein, da iſt nicht dran zu gedenken, daß da auf beſondere Redlichkeit geſehen würde. Aber im vergangnen Kriege hatte er die Lieferungen an die Armee, da hat er ſich mit dem Schweinshandel ein hübſches Stück Geld gemacht. Ja, ſelbigesmal, Herr, war etwas zu verdienen! Rindsblut, Schöpſenblut, Schöpſengehänge, Schöpsſack, ſumma ſummarum, alles wurde zuſammengehackt und in die Würſte gefüllt. Und das verſtund Meiſter Wittich vor einen Meiſter. Daher hatte er auch ſeinen Reichthum.

J. Alſo, wenn Meiſter Wittich ſeine Würſte gewiſſenhafter gemacht hätte, hätte er wohl nicht in die Kirche können begraben werden?

W. Freylich nicht.

J. Auf die Art ſcheint es hier eine Ehrenerklärung zu ſeyn, wenn man weit von der Stadt unter irgend einen Baum begraben wird. Doch wir kommen zu tief ins Geſpräch! Lieber Mann, ſey er ſo gut und ſage, was ich ſchuldig bin?

W. Das wird meine Frau wiſſen. Fragen Sie ſie! Ich will nur geſchwinde noch einen Weg gehn.

Er gieng fort, und ſeine Frau war nicht da. Nachdem ich eine ziemliche Zeit gewartet hatte, trat ſie erſt in die Stube. Wie viel bin ich ſchuldig, Frau Wirthin? fragte ich.

Ehe ſie mir aber antworten konnte, kam ihr Mann zurück. Sie lief ihm ein paar Schritte entgegen, und fragte ängſtlich: iſts was?

Wieder nichts, antwortete ihr Mann, mit zerſtreutem Blikke.

Die Frau erblaßte, ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen, und ſeufzte. Herr Jeſu, erbarme dich! Nun iſt kein Rath, keine Hülfe mehr.

Was giebt es denn? fragte ich.

Gar nichts, gar nichts, gab mir der Wirth zur Antwort; wir ſind verlohren, gnädiger Herr! Aber den eigentlichen Grund und die eigentliche Urſache kann ich Sie nicht ſagen.

J. Wenn es nicht kann geſagt werden, da will ich es auch nicht wiſſen. So ſage er mir wenigſtens, wie viel ich ſchuldig bin!

W. Drey Louis d'or, gnädiger Herr!

J. Er hat ſich wohl verſprochen; vielleicht will er ſagen, drey Thaler.

W. Nein, gnädiger Herr, ich habe mich gar nicht verſprochen. Drey Louis d'or muß ich haben, anders kann es nicht ſeyn.

J. Das wäre ſchrecklich. Wie hoch rechnet er denn ſeinen Hammelbraten?

W. Auf die Rechnung kann ich mich nicht einlaſſen, gnädiger Herr; drey Louis d'or muß ich haben, da hilft nichts vor! Die da oben logirt haben, ſollen auch ſchon zahlen. Heute geht es nicht anders; heute muß ich Geld haben, und ſollte ich es vom Altare nehmen.

J. Wie komme ich denn aber dazu, daß ich viel zahlen ſoll, weil er viel braucht? was hat er denn? was fehlt ihm denn?

W. Ich muß es nur ſagen, gnädiger Herr! ſeit fünf Jahren ſpiele ich in dem verfluchten Lottoſpiele, und habe Haus und Hof darinne verſpielt. Meine Frau hat 1500 baare Gulden, ſo wahr ich vor Ihnen ſtehe, zu mir gebracht, die hat der Henker alle geholt. Ich habe den hübſchen Gaſthof, und eine Hufe Land, von dem Beſten, das in der Flur iſt, geerbt, das iſt alles verpfändet, alles in das Lotto geſetzt worden. Und habe nicht mehr als ein einziges mal eine lauſige Ambe gewonnen. Ich dachte, ich wollte es erzwingen, und wollte es erzwingen, und wollte nur ein einziges mal eine einzige Quarterne gewinnen; ich nahm alles Geld, ſo wie ich es von den Gäſten einkriegte, und trug es zu den ſakkermentſchen Collecteurs, bezahlte weder Bekker noch Brauer; keinen Menſchen bezahlte ich. Wenn du nur eine Quaterne kriegſt, dachte ich, da iſt alles bezahlt. Ja Quaterne da! heute, dachte ich, müßte ich ſie haben. Aber es iſt wieder nichts. Ich habe die Nummern ſelbſt gezogen, die ich beſetzen wollte; ich habe ſie durch Hurkinder, durch Waiſenkinder ziehen laſſen, ich habe die Nummern genommen, die mir des Morgens zuerſt in die Gedanken kamen, ich habe die Bibel aufgeſchlagen, und die Nummern beſetzt, die eben auf den Blättern ſtunden; hat alles nichts geholfen. Endlich gab mir ein Collecteur den Rath, ich ſollte einen Kreuzvogel nehmen, ihm die Nummern

verlevorlegen, und die beſetzen, auf die er pickte; ich habe es gethan, und dachte es ſollte und müßte helfen — half alles nichts, ich bin wieder durchgefallen.

J. Wie kann er denn aber ſo ein Thor ſeyn, und ſein baares Geld, von dem er ſein gewiſſes Auskommen hätte haben können, in ſo einen Strudel werfen? denn das Lotto iſt ja eben nichts anders, als ein Meerſtrudel, der alles verſchlingt, was ſich ihm nähert, ohne daß man erfährt, wo es hinkömmt. War denn gar niemand, der ihn davon abzuhalten ſuchte?

W. Ich wüßte nicht, wer es hätte thun ſollen. Unſer ganzer Ort iſt von der Lottoſucht ſo angeſteckt, daß die Leute nichts als Ternen und Quaternen im Kopfe haben. Der Taglöhner, die Magd, der Handwerksburſch, alles iſt davon angeſteckt. Alle Groſchen, die ſie walkelnd machen können, ſcharren ſie zuſammen, und tragen ſie in das Lotto, und hungern hernach, daß ihnen die Schwarte knakt.

J. Das iſt ja eine ſchreckliche Landplage. Das ich ja eben ſo gut, wie wenn eine feindliche Armee da läge, und das Land in Brandſchatzung ſetzte.

W. Es iſt tauſendmal ſchlimmer. Denn im Kriege giebts doch Nahrung, es iſt da Handel und Wandel; wer ſich ein Bischen regt, kann auch ſein Stück' Geld wieder verdienen. Dieß fällt aber alles hier weg.

J. Ich kann aber gar nicht begreifen, wie ganze Gemeinen, ganze Städte auf einmal ſo närriſch werden können.

W. Das will ich Ihnen ſagen. Da ſind die Teufels Collecteurs, die poſaunen es allemal aus, wenn eine Terne oder Quaterne iſt gewonnen worden, und rechnen den Leuten vor, was ſo ein Gewinnſt für ein ſchreklicher Haufen Geld wäre. Da fährt es denn den Leuten durch die Köpfe. So gut, denken ſie, als ein anderer, kannſt du ja auch wohl eine Quaterne bekommen; die Collecturs ſchicken ihnen auch wohl Looſe ins Haus — ſehn Sie, gnädiger Herr, ſo iſt es mit der Sache.

J. Haben denn etwa ſchon einige Leute im Orte große Gewinnſte bekommen?

W. Ach was wollten Sie bekommen haben. Nicht eine Terne, geſchweige eine Quaterne, iſt hierher gekommen. Drey Amben ohngefähr, das iſt der ganze Plunder, der hier iſt gewonnen worden. Wenn das Ding ſo fortgeht, gnädiger

Herr, ſo wahr ich vor Ihnen ſtehe, ſo müſſen wir alle, wie wir hier wohnen, den Bettelſtab nehmen, und damit zum Thore hinausgehen, und das Armenhaus, das von dem Lotto ſoll errichtet werden, wird lange nicht hinreichen, alle die aufzunehmen, die dadurch zu Bettlern ſind gemacht worden.

J. Alſo ſoll von dem Gelde, das das Lotto verſchluckt, ein Armenhaus gebaut werden?

W. Freylich. Aber wie geſagt, es mag ſo groß werden, als es will, ſo wird es doch nimmermehr ſo groß, daß die Leute darinne Platz hätten, die das Lotto zu Bettlern macht.

J. Freund, er ſpricht ſehr verſtändig; wie kommt es aber, daß er nicht darnach thut?

W. Ja, lieber Herr, es iſt ein ganz anderes Ding, verſtändig ſprechen, ein anderes, verſtändig handeln. Es können gar viele Leute verſtändig ſprechen, wenn es aber zum Thun kommt, da hapert es. Aber nun will ich auch verſtändig handeln. Von der Stunde, das habe ich geſchworen, in meiner Frau und aller meiner Leute Gegenwart, habe ich es geſchworen, ſoll der Groſchen verflucht ſeyn, den ich wieder in das

Lotto ſetze. Helfen Sie mir nur itzo mit drey Louisd'or. Ich bin dem Bekker und Brauer viel ſchuldig, weil ich alles Geld, das ich ihnen zahlen ſollte, in das Lotto getragen habe. Ich habe ſie vertröſtet, auf die Quaterne, die ich heute gewinnen würde. Nun, da die auſſengeblieben iſt, werde ich gewiß ausgeklagt.

J. Dafür kann ich nicht. Ich habe Arme um mich, die ohne ihre Schuld verarmt ſind, und meiner Hülfe bedürfen; ſoll ich denn dieſen die Unterſtützung entziehen, die ich ihnen beſtimmt habe, und einem Manne geben, der das Seinige verſpielt hat?

W. Gnädiger Herr! Sie müſſen mir helfen. Ich ſoll und muß drey Louisd'or von Ihnen haben.

J. Und ich will und kann ihm nicht mehr geben, als einen Louisd'or, hier iſt er.

W. Auch nicht noch einen? auch nicht noch einen halben?

J. Keinen Kreuzer mehr. Wenn er von der Lottoſeuche noch nicht geheilt iſt, ſo werde ich ihm nicht helfen können, wenn ich ihm auch meine ganze Börſe geben wollte. Iſt er aber geheilt, ſo wird er ſich auch retten können, ohne daß er mich prellt.

Itzo kam Nikkelſen, und ſein erſtes Wort, das er vorbrachte, war: Iſt die Engelsſeele eingebracht worden? und er war herzlich erfreut, da ich es ihm verſicherte.

Fortſetzung.

Wir fuhren nun nach Marnewitz zu, und unterhielten uns auf dem Wege von den traurigen Wirkungen der Schwärmerey, und von der Freyſtatt, den die unſinnigſten Vorurtheile oft bey der Religion und Politik fänden. Gegen die Schwärmerey ſprach Nikkelſen vorzüglich heftig. Wenn der Menſch, ſagte er, einmal dahin gerathen iſt, daß er ſchwärmt, oder, daß er an eine Sache ſein Herz ſo heftig hängt, daß ſie ihm ſein Alles wird, und alles Uebrige in ſeinen Augen den Werth verliehrt, ſo iſt er zu den größten Raſereyen und Bosheiten aufgelegt, die heiligſten Geſetze tritt er unter die Füße, und erlaubt ſich die ſchändlichſten Mittel, wenn er nur dadurch zu ſeinen Abſichten kommen kann.

Recht, ſagte ich, mögen Sie wohl haben. Ich glaube aber, daß faſt jeder Menſch einen

Hang zur Schwärmerey habe, und in Gefahr iſt, ein Schwärmer zu werden, wenn er nicht immer auf ſeiner Hut iſt. Die declamiren oft gegen die Schwärmerey am ſtärkſten, die ihr am nächſten ſind. Wenn man z. E. für Freyheit und republicaniſche Verfaſſung ſo ſtark eingenommen iſt, daß man das Bürgerblut, das um dieſelbe willen vergoſſen wird, daß man alle Empörungen und Unruhen, die deswegen entſtehen, für Kleinigkeiten, für nichts hält, ſo iſt man doch, dünkt mir, ſo gar weit nicht von der Schwärmerey entfernt.

Er ſchlug ſich an die Stirne, und nachdem er ſich einige Minuten bedacht hatte, ſagte er: Sie mögen wohl recht haben, umſonſt ſoll dieſer Wink nicht geweſen ſeyn.

Der Wink that ſeine völlige Wirkung, als wir in Marnewitz ankamen.

Schon im Thore hörten wir ein ſehr wildes Geſchrey. Wir ſpannten unſere Pferde im nächſten Gaſthofe aus, und eilten nach dem Markte zu, von welchem das Geſchrey kam. Da war ein groſſer Haufe zuſammengelaufnes Volk damit beſchäftigt, das Haus eines der neuerwählten Rathsherren zu plündern. Die Fenſter waren ſchon alle eingeſchlagen, und itzo warf man Gläſer, Krüge und Porcellan, heraus, zerſtach die Betten, und ſchüttelte die Federn auf die Gaſſe, und der, vor der Thüre verſammelte, Pöbel ſchlug darüber ein wildes Gelächter auf. Bald darauf kamen Weiber aus dem Hauſe, die einige Körbe voll Weinbouteillen hatten, dieſer bemeiſterten ſich die Rebellen, und leerten ſie auf den Untergang des ſämtlichen Raths aus. Hierdurch wurde das bischen Verſtand, das ſie noch übrig hatten, vollends gar ertränkt, und man erlaubte ſich alle Unverſchämtheiten, und alle unzüchtigen Lieder, die man nur einem Raſenden verzeihen kann.

Wir waren eine ziemliche Zeit Augenzeugen von dieſen Raſereyen, bis uns ein Betrunkner bemerkte. Wer ſind, ſagt er, die Kerls da? das ſind Spione, Spione ſind es. Schmeißt ſie darnieder, die Canaillen, die Spione! Schießt ihnen ein paar Kugeln vor den Kopf, wie den tollen Hunden! — Und gleich brüllte alles: Spione! Spione!

Wir hielten es, bey ſo bewandten Umſtänden, nicht vor rathſam, länger zu warten, ſondern flohen, und ein Regen von Steinen folgte uns.

Nachdem wir beyde ziemlich geſteinigt worden waren, kamen wir an ein großes Haus, deſſen Thür verſchloſſen war. In der Angſt traten wir aber mit ſolchem Ungeſtüm dafür, daß die Thür aufſprang. Wir drangen ein, ſchloſſen die Thür wieder zu, legten einen Riegel vor dieſelbe, der daneben ſtund, und ſtiegen die Treppe hinauf.

Aus dem Saale hörten wir wieder ein abſcheuliches Lärmen. Wir öfneten das Zimmer, aus welchem der Lärmen kam, und fanden da den ganzen hochedlen und hochweiſen Rath in Schlachtordnung geſtellt. Sämmtliche Rathsglieder waren ſo erbittert auf einander, daß ſie uns gar nicht zu bemerken ſchienen. Sie forderten erſt einander durch die ſchrecklichſten Vorwürfe und Schimpfreden zur Schlacht auf, dann gieng bald das Treffen los. Der eine ertheilte durch eine Maulſchelle, die er ſeinem Kollegen gab, das Signal, und nun fielen beyde Partheyen einander an. In wenig Minuten war der Boden mit Perukken beſäet, Tiſche und Stühle umgeworfen, und die freygewordnen Rathsherren zogen einander bey den Haaren auf der Erde herum.

Wir ſprangen aus einem Winkel in den andern, um nicht auch in die Schlacht verwikkelt zu werden.

Denn weiter konnten wir doch nichts thun. Mir bebte das Herz, weil ich nicht anders vermuthen konnte, als daß einige dieſer Athleten ihr Leben einbüßen würden. Da aber meine Furcht aufs höchſte geſtiegen war, hörte ich ein ſtarkes Trappeln von Pferden, und noch ein ſtärkeres Vivatrufen. Ich fuhr an das Fenſter, und ſahe, daß ein Trupp Huſaren vor dem Rathhauſe hielt.

Ohne weiter zu unterſuchen, was dieß zu bedeuten habe, rief ich mit vollem Halſe in das champ de bataille, der Fürſt iſt da! der Fürſt iſt da!

Dieſer Zuruf hatte eine Zauberkraft. Alles rief mir nach: der Fürſt iſt da! der Fürſt iſt da! und alles raffte ſich auf, ſtürzte die Treppe herunter und öfnete die Thür.

Der Fürſt war wirklich da, ſo wie ich es vermuthet hatte. Er warf einen grimmigen Blick auf den Rath und gieng in Begleitung deſſelben die Treppe hinauf.

So ſehr ich und Nikkelſen uns zuvor geängſtigt hatten, ſo ſehr mußten wir itzo lachen, da wir den comiſchen Aufzug ſahen. Der ganze Rath war ohne Perukken, und mit Staub bedeckt, einige Rathsherren waren auch blutrünſtig.

Sobald der Zug in der Rathsſtube angekommen war, nahm alles eine ſehr ehrerbietige Stellung an, und erwartete des Fürſten Vortrag.

Sind das, fragte er, mit bitterm Lächeln, ſind das die Früchte der Freyheit?

Ihro Durchlaucht! Ihro Durchlaucht verzeihen, Ihro Durchlaucht geruhen! Ihro Durchlaucht nehmen nicht ungnädig — ſo riefen ſie unordentlich durch einander her.

Ich will euch nur kurz und gut meine Meynung ſagen, antwortete der Fürſt, ihr ſeyd alleſamt nichts werth. Von mir wollt ihr euch keine Vorſchriften geben laſſen, und ihr ſelbſt ſeyd doch nicht im Stande ſelbſt Vorſchriften zu geben und ſie bey der Bürgerſchaft geltend zu machen. Wenn ihr die Leute wäret, die durch ihren eignen Verſtand und durch ihre eigne Kraft ſich erhalten, und Anſehen verſchaffen könnten, ſo wäre euch die Unabhängigkeit vielleicht gut. So lange aber das nicht iſt, könnt ihr das Anſehn, das der fürſtliche Stand bey den Unterthanen hat, nicht entbehren, und ihr müßt Gott danken, wenn euch der Fürſt ſeinen Schutz gönnt. Das habe ich euch ſchon vielmal zu verſtehen gegeben, ihr habt mir aber nicht geglaubt. Nun, denke ich, werdet ihr es glauben. Ihr macht einander entweder ſelbſt todt, oder werdet von den Bürgern todt gemacht, wenn ich mich nicht dazwiſchen ſchlage. Und kurz und gut, ihr geht itzo gleich nach Hauſe und ſeyd ruhig! Ich habe ein paar Juſtizräthe mitgebracht, die ſollen die ganze Sache unterſuchen, und eine Schwadron Huſaren, die ſollen in der Stadt bleiben, bis alles ruhig iſt. Und von dieſer Stunde an nehme ich euch eure Freyheit wieder, und ſetze alles wieder auf alten Fuß.

Sie beantworteten den Vortrag mit einer tiefen Verbeugung, der Fürſt ſchwang ſich auf das Pferd und ritt fort, und die Rathsherren ſuchten ihre Perukken zuſammen, ſetzten ſie auf und giengen nach Hauſe. Der ganze Pöbel zerſtreuete ſich nun, ſobald er fürſtliche Huſaren ſahe.

Wir giengen in das Wirthshaus, ließen uns eine Mahlzeit bereiten, und verzehrten die Suppe ohne ein Wort zu ſprechen. Nikkelſen ſahe immer gerade vor ſich hin. Endlich unterbrach ich das Stillſchweigen und fragte: na, Nikkelſen, wie ſteht es itzo um die Freyheitsliebe?

Schlecht, antwortete er. Es treibt ſich in meinem Kopfe herum, ich ſchwanke bald da bald dort hin und kann nichts finden, worauf ich fuße. Recht habe ich aber doch. Es wäre doch beſſer, wenn immer der Weiſeſte und Rechtſchaffenſte —

Da kommen Sie nun ſchon wieder, ſagte ich, mit Ihrem Weiſeſten und Rechtſchaffenſten. Ich habe Ihnen ja das tauſendmal widerlegt. Ich habe es Ihnen ja geſagt, daß jeder glaube der weiſeſte und rechtſchaffenſte zu ſeyn. Sie haben ja mit Ihren eignen Augen geſehen, was daraus entſteht, wenn ein Staat den Weiſeſten und Rechtſchaffenſten wählen will. Und doch —

Laſſen ſie mich nur ausreden, fuhr er fort; ich habe allerdings recht: es wäre beſſer, wenn der Weiſeſte und Rechtſchaffenſte immer regierte, da müßten wir aber auch Menſchen haben, die den Werth der Weisheit und Rechtſchaffenheit fühlten. So lange uns aber die fehlen, und Stand und Reichthum der Maasſtab ſind, nach dem man den Werth des Menſchen beſtimmt, ſo lange iſt es beſſer, daß es bey dem Alten bleibe. Und nachdem ich dieſen Auftritt mit angeſehen habe, will ich hinführo mit größerer Andacht, als zeither geſchehen iſt, ſingen:

Gieb unſerm Fürſten und aller Obrigkeit
Fried und gut Regiment!
Daß wir unter ihnen
Ein geruhig und ſtilles Leben führen mögen,
In aller Gottſeligkeit
Und Ehrbarkeit —

Fortſetzung.

Da wären wir alſo vollkommen einig, ſagte ich, ließ Niklaſen anſpannen, bezahlte den Wirth, und fuhr mit Nikkelſen wieder fort.

Wir nahmen das Nachtquartier wieder in dem Städtchen und in dem Gaſthofe, wo wir den Tag zuvor geblieben waren.

Bey unſerm Eintritt in die Stube, trafen wir einen ſonderbaren Mann an. Er ſah uns ſtarr in die Augen, ohne uns zu grüßen, oder ein Wort zu reden. Erſt da wir ihm unſer Compliment gemacht, und ihm einen guten Abend geboten hatten, machte er uns eine kleine Verbeugung, wendete ſich aber bald wieder von uns, legte die Hand vor die Stirn, und gieng in tiefen Gedanken die Stube auf und ab. Er hieß, wie ich hernach erfuhr, Magiſter Heerbrand.

Nikkelſen wollte die Abendmahlzeit beſtellen und fragte ihn, ob er in unſrer Geſellſchaft ſpeiſen wollte?

Gehorſamer Diener, gehorſamer Diener, ſagte er, wenn Sie die Gütigkeit haben wollen, es wird viel Ehre für Sie ſeyn.

Nikkelſen zog die Naſe, beſtellte die Mahlzeit, wir ſetzten uns, aßen und ſprachen nichts. Heerbrand ſaß ſtets in tiefen Gedanken, verſchluckte die mehreſten Speiſen ungekauet, und trank ein Glas Wein nach dem andern aus. Da er etwas über ein Nößel mochte getrunken haben, und ich merkte, daß ſeine Stirne heiterer, und ſein Blick feuriger wurde, glaubte ich, daß der Augenblick da ſey, da er zur Sprache könnte gebracht werden, und fragte ihn, wie er den Wein fände?

J. Der Wein? der, ja der iſt recht gut.

J. Wofür halten Sie ihn denn?

H. Ich — ich ihn halten? wahrhaftig — iſts nicht Madera?

J. Weit gefehlt, Herr Magiſter! Es iſt nichts als ein ehrlicher Medok. Der Madera-Wein ſieht ja nicht roth aus.

H. Sieht er nicht roth aus, der Madera-Wein? das hab ich nicht gedacht.

J. Sie haben ihn aber doch wohl getrunken?

H. Habe ich ihn getrunken, oder habe ich ihn nicht getrunken, das weis ich ſelber nicht.

J. Ich würde doch wiſſen, was ich trinke. Ich glaube wirklich Sie wiſſen auch nicht, Herr Magiſter, was wir itzo für einen Braten gegeſſen haben.

H. Ja das dürfen Sie mich nicht fragen. War es nicht Hammelbraten?

J. Herr Magiſter! Herr Magiſter! wo haben Sie Ihre Gedanken! es waren ja Rebhüner.

(Er rieb ſich die Stirne, trank wieder ein Glas Wein aus, ſetzte ſich in Poſitur, räuſperte und ſchneutzte ſich, dann fieng er an:)

Ja lieben Freunde, Sie müſſen mit mir Geduld haben, ich bin ein ſehr armer unglüklicher Mann. Ich ſcheine in der Welt zu ſeyn, bin aber wirklich nicht da, bin immer abweſend. Stellen Sie ſich einen Menſchen vor, der immer die Augen auf den großen Bär, die Caſſiopea und die Haare der Berenice richtet, und alle die Veilchen, die vor ſeinen Füßen blühen, ohne ſie zu bemerken, zerquetſcht, ſo haben Sie ein richtiges Bild von mir. Ich eſſe und trinke, aber ſchmekke nichts, wandle durch die ſchönſten Gärten, und ſehe nichts, bin in Geſellſchaft, im Concerte, in der Comödie, und höre nichts. O Gott! ich bin auch meines Lebens ſo ſatt, ſo überdrüſſig, daß ich keinen Tag ſehnlicher erwarte, als meinen Todestag. Denn was hilft mir denn alles Schöne und Gute in der Welt, wenn ich es nicht empfinde? Ich gehe durch die Welt, wie ein Blinder durch eine Bildergallerie.

J. Sie reden mir unbegreifliche Worte. Sie haben doch, ſo viel ich ſehe, Mund, Augen, Naſe und Ohren, ſo gut wie andre Menſchen.

H. Das iſt wohl gut, aber meine Gedanken ſind immer abweſend. Während der Zeit, da Sie hier geſpeiſt haben, war ich in Sparta, und betrachtete dort die Bemühungen der Spartaner, ihre Kinder früh genug zur Ertragung der Beſchwerlichkeiten dieſes Lebens zu gewöhnen.

Ach mein Herr! das iſt ein Elend, ein ſchreckliches Elend, das im verborgnen ſchleicht, und weit mehr Schaden thut, als alle Landplagen. Wenn ich mir die menſchliche Geſellſchaft, wie einen Baum vorſtelle, ſo ſind Deſpotismus, Pokken, Krieg und alle übrige Plagen, weiter nichts, als Raupen und andre Inſekten, die das Aeußerliche des Baums beſchädigen, die Blätter oder Rinde. Aber die Abweſenheit der Gedanken, iſt ein Wurm der an der Wurzel, oder inwendig im Kerne nagt, und macht, daß der Baum immer klein und ſchwach bleibt. Denn wenn die Menſchen mit ihren Gedanken abweſend ſind, ſo hören ſie nicht recht, riechen nicht recht, ſchmekken nicht recht; alle ihre Arbeiten thun ſie nur mit halber Kraft. Was iſt das? Was kann dabey Guts herauskommen? Und es iſt nur noch gut, wenn es dabey bleibt. Gemeiniglich bilden ſich aber Leute, die dieſe Krankheit haben, ihre eigne chimäriſche Welt, und wandeln darinne und ängſtigen ſich, unter lauter Schreckbildern, die ihre Einbildungskraft erzeugt.

J. Mir ſcheint es aber, als wenn Sie zu ſehr von ſich auf andere ſchlöſſen, mein lieber Herr Magiſter. Wenn nun Sie und vielleicht noch zehn andere dieſe Krankheit haben, ſo können Sie ſie deswegen noch nicht als eine Krankheit des menſchlichen Geſchlechts anſehen.

H. Dafür will ich ſie auch geradezu nicht angeſehen wiſſen. Die Claſſe der Gelehrten iſt eigentlich damit angeſteckt. Weil aber das Menſchengeſchlecht ſeine mehreſten Kenntniſſe von den Gelehrten bekommt, ſo muß es auch darunter leiden, wenn dieſe krank ſind.

J. Alſo glauben Sie, daß alle Gelehrte dieſe Krankheit haben?

H. Beynahe alle. Nur immer einer mehr, der andere weniger.

J. Wunder wäre es nun freylich nicht. Denn wenn man auf die Art ſieht, wie ihr Gelehrten erzogen werdet —

H. Ganz recht! ganz recht. Da bringen Sie mich auf den rechten Punct. Die ganze Erziehung, die wir genießen, ſcheint dahin abzuzwekken, uns zur Abweſenheit der Gedanken zu gewöhnen. Wenn ich als Knabe, auf das merkte, was um mich vorgieng, ſo bekam ich Schläge, und wenn ich hingegen meine Sinne betäubte, und mich im Geiſte nach Italien, Griechenland oder Paläſtina, verſetzte, ſo wurde ich gelobt, und meinen Mitſchülern zum Muſter vorgeſtellt. Nothwendig mußte dadurch bey mir die Begierde angeflammt werden, gegen meine Natur zu kämpfen, und es ſo weit zu bringen, daß ich in der Welt ſeyn könnte, ohne das, was in ihr vorgeht, zu bemerken.

J. Auf dieſe Art ſind Sie ja zur Gelehrſamkeit gebracht worden, wie die Finken zum ſingen.

H. Wie bringt man dieſe zum ſingen?

J. Man macht ſie blind, damit ſie ihre ganze Aufmerkſamkeit auf ihren Geſang richten ſollen.

H. Dieß Gleichniß iſt ſehr paſſend. Und nun ſtellen Sie ſich vor, wie ſich ein ſolcher blinder Finke befinden muß, wenn er in den Wald unter die übrigen Finken kommt, ſo können Sie leicht begreifen, wie elend daß ich, in der menſchlichen Geſellſchaft, ſeyn muß, da mir nicht nur die Augen, ſondern alle meine Sinnen beynahe fühllos gemacht ſind.

J. Armer Mann! ich habe lange ſchon ähnliche Gedanken gehabt. Ich habe aber meine Gedanken bey mir behalten, weil ich kein Gelehrter von Profeſſion bin. Mit dem Unterrichte auf Univerſitäten —

H. Iſts eben nicht beſſer. Wir gehen, um die Natur kennen zu lernen, aus der Natur heraus ins Auditorium, und lernen abſtracte Begriffe, ehe wir concrete haben.

J. Das iſt mir zu hoch, Herr Magiſter. Sie müſſen ſich deutlicher erklären.

H. Das will ich gleich thun. Sehn Sie die Vorſtellung von einer einzelnen Sache, das iſt ein concreter Begrif, und die Vorſtellung von dem, was viele einzelne Sachen mit einander gemein haben, das iſt ein abſtracter Begrif. Z. E. itzo ſtelle ich mir ihre Naſe, nun meine Naſe, nun die Naſe des Herrn vor, der nur einen Arm hat — lauter concrete Begriffe. Aber nun denke ich mir das, was alle menſchliche Naſen mit einander gemein haben, einen erhabnen Theil des menſchlichen Geſichts, mit zwey Löchern, in denen das Vermögen liegt, die Ausdünſtungen der Körper zu empfinden — da habe ich den abſtracten Begrif. Verſtehn Sie mich?

J. Vollkommen.

H. Wenn ich nun abſtracte Begriffe haben will, was muß ich da wohl thun?

J. Das liegt ja am Tage. Ich muß concrete Begriffe mit einander vergleichen, und ſuchen, was ſie mit einander gemein haben.

H. Vollkommen richtig. Und wenn wir dazu von Jugend auf angehalten würden, ſo lernten wir auf das, was da iſt, aufmerkſam ſeyn. Ich habe aber eine ganze Menge abſtracte Begriffe bekommen, ehe ich deutliche concrete hatte. Denn mein Lehrer ſagte mir jene vor, und überhob mich ſo der Mühe, ſie mir ſelbſt zu erwerben. Ich wußte ſchon von Geiſt, Cörper, Raum und dergleichen zu plaudern, ehe ich mich und die Dinge, die um mich waren, recht kannte. Dadurch kam es mit mir ſo weit, daß ich auf nichts concretes mehr achtete, und immer in der abſtracten Welt herumwandelte. Ich habe, ſo wahr ich vor Ihnen ſitze, über die Merkmale diſputirt, wodurch die Perſonen in der Gottheit von einander unterſchieden ſind, ehe ich die Merkmale kannte, wodurch ein Apfelbaum, von einem Birnbaum: ſich unterſcheidet.

J. Wahrhaftig ſehr traurig. Und noch einen Fehler habe ich bey der Erziehung der Gelehrten zu bemerken geglaubt.

H. Ich wohl noch hundert. Welchen haben Sie aber bemerkt?

J. Daß Sie nur immer zum Denken, und gar nicht zum Handeln angeführt werden. Wenn jeder ein gewiſſes Geſchäfte triebe, es möchte nun

Gartenbau, oder Buchbinden, oder ſeyn was es wollte, ſo müßte er doch ſeine Gedanken bey dem Geſchäfte haben, und würde dadurch an die gegenwärtige Welt gefeſſelt. Wenn aber das nicht iſt, ſo iſts ja kein Wunder, wenn er mit ſeinen Gedanken ganz von der Welt wegkommt.

H. Mehr als zu wahr. Daher kommts denn auch, daß wir gemeiniglich uns gar nicht zu helfen wiſſen. Ich z. E. kann keinen Nagel einſchlagen, keine Kohlpflanze ziehen. Wenn ich nicht immer drey bis vier Leute um mich habe, die für mich handeln, ſo kann ich nichts wirken. Ich bin ein Krüppel, deſſen Sehnen zerſchnitten ſind, der beſtändig die Barmherzigkeit der andern anflehen muß, wenn er etwas gethan haben will.

J. Wenn Sie nun aber wiſſen, daß die Abweſenheit der Gedanken ein ſo großes Uebel iſt, warum bemühen Sie ſich denn nicht, davon abzukommen?

H. Lieber Herr! das iſt geſchehen, vielmal geſchehen: wenn aber der geblendete Finke wieder wird ſehen lernen, ſo werde ich auch wieder lernen mit meinen Gedanken gegenwärtig ſeyn. Seit meinem zehnten Jahre iſt mein Wandel ſchon außerhalb der wirklichen Welt geweſen: meine Gedanken ſind alſo bereits vierzig Jahre an dieſen

Wandel gewöhnt; nun läßt ſich die Sache nicht mehr ändern, ſie iſt zur andern Natur geworden. Ich habe ſo viele Verſuche gemacht, die mir mislungen ſind, daß ſich nun die Luſt verlohren hat, dieſe Verſuche zu wiederholen. Einigemal habe ich den Verſuch gemacht, etwas Handarbeit zu treiben, es hat aber nicht gehen wollen.

J. Vielleicht wählten Sie gerade eine ſolche, die zu künſtlich war, und zu viel Uebung vorausſetzte.

H. Ganz und gar nicht. Ich wählte das Holzſägen. Wenn ich aber ein Paar Züge mit der Säge gethan hatte, ſo waren meine Gedanken auch ſchon abgeſprungen, die Hand bewegte ſich fort, ohne daß die Seele auf ihre Bewegung gemerket und ſie dirigirt hätte. Da ſägte ich dann ſchief, das Sägeblatt wurde verbogen, ich mußte es zurückziehen, und wieder von einer andern Seite einſägen. Einmal vergaß ich ſogar Holz auf den Sägebock zu legen, durchſchnitt den Sägebock ſelbſt, und da dieſer zuſammen fiel, fiel ich über denſelben her, und ſtürzte ſo ſtark auf das Geſichte, daß mir das Blut zum Munde und zur Naſe heraus lief. Seit der Zeit habe ich keine Säge wieder angerührt.

J. Wenn

J. Wenn Sie aber Ihre Verſuche wiederholten, ſo dächte ich doch, daß es Ihnen am Ende gelingen müßte. Sie haben doch nun eine ziemliche Zeit mit mir ſo ordentlich und zuſammenhängend geſprochen, daß ich auch nicht ein einzigesmal bemerkt habe, daß Ihre Gedanken abweſend wären.

H. So ordentlich habe ich auch ſeit einem halben Jahre nicht geredet. Sie können nun wieder funfzig mal mit mir ſpeiſen, ehe Sie vermögend ſind, mich wieder zu ſo einer Unterredung zu bringen.

Ja, Freund! das iſt wahres Elend. Dieſe Art des Elends aus der Welt wegzubringen, ſollten ſich vorzüglich die Pädagogen angelegen ſeyn laſſen. Sie ſollten Mittel finden, die Aufmerkſamkeit ihrer Zöglinge an die Natur und die gegenwärtige Welt zu feſſeln, durch die Betrachtung derſelben ihre Kenntniſſe ſich zu ſammlen, und abſtracte Begriffe zu formiren. Sie ſollten ſie früh zur Geſchäftigkeit bringen, und durch Geſchäftigkeit, ſich Geſchicklichkeiten erwerben laſſen. Herr! das wäre Pädagogik. Und dahin ſoll und muß es auch kommen, wenn man ſagen will, daß die Pädagogik gebeſſert ſey.

Denn wer waren die erſten Pädagogen Deutſchlands? Pfaffen waren es, die die Verbindung mit der Welt und die Thätigkeit für ſündlich hielten, und es ſich für Heiligkeit anrechneten, wenn ſie ihre Gedanken von der Welt abziehen konnten. Dieſe waren die erſten Stifter unſrer Schulen und Erziehungsanſtalten. Daher haben alle hohe und niedrige Schulen in Deutſchland eine Pfäffiſche Form bekommen, und haben ſie noch, und das Publikum iſt ſo daran gewöhnt, daß wenn man eine Schule projectirte, wo man angeführt würde, zu handeln, ſeine körperlichen Kräfte auszubilden, und die Wirkungen der Natur zu beobachten, man für blödſinnig würde gehalten werden.

Deswegen mache ich auch gar nichts aus allen Pädagogen, Rektoren, und allem, was ſich mit Erziehung und Unterricht beſchäftigt: denn ich weis, daß dieſe Leute die Welt unglücklich machen. Die Klöſter haben wir niedergeriſſen, aber die klöſterlichen Vorurtheile beybehalten.

J. Wenn Sie alſo eine Schule zu dirigiren bekommen, ſo würde es wohl bald anders werden, und die Pädagogik würde die Vollkommenheit bekommen, die ſie haben ſollte.

H. Ey, was geht mich die Pädagogik an! Ich habe mich nie damit abgegeben. Und ich zweifle auch, daß eine Schule auf dieſen Fuß kann reformirt werden. Das Verderben iſt zu tief gewurzelt, ganz in das innere der Schulen hineingewebt. Was für Lärmen würde da entſtehen, wie viele Schwierigkeiten mir in den Weg gelegt werden, wie viele Verfolgungen würde ich aushalten müſſen!

J. Warum ſind Sie denn alſo ſo aufgebracht gegen andre, wenn Sie es eben nicht weiter bringen, als Sie es unter ihren Umſtänden bringen würden?

H. Sie haben recht.

J. Sie haben im Affecte geſprochen, lieber Herr Magiſter, und deswegen verzeihe ich es Ihnen. Denn im Affecte iſt man freylich geneigt, die Fehler einer Perſon dem ganzen Stande, und die Mängel einer gewiſſen Verfaſſung allen denen zur Laſt zu legen, die in dieſer Verfaſſung leben. Mir geht es auch bisweilen ſo. Wenn man aber mit kaltem Blute die Sache anſieht, ſo muß man doch fühlen, daß es unrecht iſt. Wenn Pfaffen unſern Schulanſtalten die erſte Form gegeben haben, was können denn die ehrlichen Leute dazu, die itzo in unſern Schulanſtalten arbeiten, daß ſie dieſe Form haben? Sie arbeiten nach dem Plane, den ſie vor ſich finden: mehr kann von ihnen nicht gefordert werden. Verfaſſungen und Einrichtungen, die viele Jahrhunderte gedauert haben, umzuſtoßen, iſt nur des Reformators Werk. Und zum Reformators-Werke gehört auch ein Reformators-Muth und Kopf und Kraft, lieber Herr Magiſter. Und das kann ſich niemand ſelbſt geben. Wenn ich Ihnen alſo gleich zugebe, daß alle unſre Univerſitäten und Schulen, ſammt und ſonders, noch klöſterliche Form haben, indem dadurch junge Leute der Welt und der Arbeit entzogen, und zum Denken und Wandel außerhalb der wirklichen Welt angeleitet werden, ſo wollte ich doch, daß Sie mit mehrerer Achtung von den Perſonen ſprächen, die in dieſen klöſterlichen Anſtalten arbeiten. Wollen Sie das thun, Herr Magiſter?

Mein Herr Magiſter war aber mit ſeinen Gedanken wieder abgeſprungen. Er ſahe gerade vor ſich hin. Herr Magiſter! Herr Magiſter! riefen ich und Nickelſen, ſchüttelten ihn, er gab aber lauter gebrochne Antworten von ſich. Noch ein Glas Wein, ſagte Nickelſen, zu Ehren der

Gegenwart der Gedanken! Herr Magiſter, die Gegenwart der Gedanken ſoll leben!

Ja, ja, antwortete er, wenn Sie ſo befehlen.

Da wir nun ſahen, daß nichts weiter mit ihm anzufangen war, verließen wir ihn und verfügten uns zur Ruhe.

Den folgenden Morgen ließen wir ihn bitten, mit uns zu frühſtükken, er ließ ſich aber damit entſchuldigen, daß er zur Geſellſchaftlichkeit nicht aufgelegt wäre. Wir mußten alſo abreiſen, ohne von ihm Abſchied nehmen zu können.

Uebrigens iſt mir dieſe Reiſe ſehr nützlich geweſen, weil ſie Nickelſen von ſeinem Irrthume abgebracht, und ſeinen Umgang um etwas merkliches angenehmer gemacht hat.

Das war doch einmal ein Briefchen! Meine Finger ſind aber auch zeither recht geſund geweſen, und ich habe deswegen die Zeit zu nutzen geſucht, und ſeit meiner Zurückkunft faſt nichts gethan, als Briefe geſchrieben. Ob ich lange dieſe Freude haben werde? weis ich nicht. Ich bin ſtets

Dein

Dich liebender

Brav.

Neunzehnter Brief.

Fritz von Roſewitz an ſeinen Vater.

Troppenheim, den 6ten Nov.

Lieber Papa!

Sie haben mich in die Troppenheimer Schule geſchickt, daß ich was Guts lernen ſoll. Aber es geht mir gar ſchlecht. Ich ſehe faſt nichts, als böſe Beyſpiele. Ich will Ihnen einmal eins erzählen. Bedenken Sie einmal, wie der Rektor in der Schule war, jagten einige große Schüler die Truthüner und andere Hüner alle in ſeine Stube. Wie der Rektor in die Stube kam, ſo flogen Sie alle in die Höhe und zerbrachen die Fenſter und Gläſer. Der Rektor wollte gern wiſſen, wer es wäre geweſen, da ſagte ich es ihm, weil ich es wußte, wer es war geweſen. Da kriegten ſie ihre Strafe. Aber nun waren ſie ſo böſe auf mich, daß ſie die Nacht drauf bey mein Bette mit einem Tuche kamen, mich einwickelten und mich unter die Plumpe trugen, und plumpten mich ganz und gar naß. Dann liefen ſie fort und ließen mich unter der Plumpe liegen. Endlich wickelte ich mich wieder raus, und war ganz erſtarrt. Ich mußte dann wieder in das Bette kriechen und kriegte bald darauf das Fieber. Seyn Sie doch ja ſo gut und bringen mich aus der Schule. Ich bin

Ihr Sohn
Fritz von Roſewitz.

Zwanzigſter Brief.

Wilhelm von Roſewitz an ſeinen Vater.

Troppenheim den 6. Nov.

Lieber Papa!

Sie haben uns hierher geſchickt, um was zu lernen. Aber wir haben mehr Böſes als Gutes gelernt. Wenn die Schule angeht, machen die Großen lauter dummes Zeug. Letzthin, da der Rektor Stunde hielt, jagten ſie unterdeſſen die

Hüner in ſeine Stube, da flogen ſie herum und zerbrachen alles: hernach wollte der Rektor wiſſen, wer es geweſen wäre, da ſagten wir es ihm, da thaten ſie uns allen Tort an. Mir haben ſie ein todtes Schwein in das Bette gelegt. Darüber bin ich ſo ſehr erſchrokken, daß ich krank bin. Nehmen Sie uns ja von dieſer Schule weg, denn wir lernen mehr Böſes als Gutes. Ich bin, lieber Papa,

Ihr
gehorſamſter Sohn,
Wilhelm von Roſewitz.

Ein und zwanzigſter Brief.

Carl an Henrietten.

Carlsberg, den 7ten Nov.

Meine theureſte, mir unentbehrliche,
Henriette!

Ihren lieben Brief empfieng ich in einer ſehr trüben Stunde, da ich durch lauter bängliche Zweifel und Vorſtellungen gepeinigt wurde. Mit zitternder Hand erbrach ich ihn. O erwarten Sie nicht von mir, daß ich Ihnen die Empfindungen ausdrükke, die ich bey dem Durchleſen deſſelben hatte. Es iſt mir ſchlechterdings unmöglich. Alle meine Beſorgniſſe benehmen Sie mir mit einemmale, liebes, gutes Mädchen. Wenn ich doch nur eine Stunde, nur eine, bey Ihnen ſeyn, und Sie in meinen Arm ſchließen könnte, dann wollte ich Ihnen meine Freude lebhafter ausdrükken, als es in einem Briefe möglich iſt. Sie halten mich für unſchuldig? Gott ſey gelobt dafür. Lernen Sie mich erſt näher kennen, ſehen Sie in mein Innerſtes, dann ſollen Sie immer mehr überzeugt werden, daß ich der ehrliche Carl bin, für den Sie mich itzo halten. Bitten Sie doch ja nicht um Verzeihung, Sie haben mich ja nicht beleidigt. Ihr Zorn macht Ihnen Ehre. Ich würde Sie weniger hochſchätzen, wenn Sie wenigter böſe auf mich geweſen wären.

Daß ihr Herr Vater die Amtmanns-Stelle erhalten hat, macht wohl niemanden mehr Freude als mir. Um Ihretwegen, meine Geliebte, aber freylich auch um meinetwegen. Nun denke ich dem Ziele, auf welches zeither alle meine Wünſche gerichtet waren, näher zu ſeyn. Iſts nicht wahr?

Itzo will ich noch einen ſtarken Schritt thun, um das Ziel ganz zu erreichen. Ich reiſe ab, um meine Mutter aufzuſuchen. Leben Sie unterdeſſen wohl, und verſagen Ihre Liebe nicht

Ihrem

beſtändigen Verehrer

Carlsberg.

Zwey und zwanzigſter Brief.

Der Profeſſor Ribonius an den Diakonus Rollow.

Grünau, den 9ten November.

Sie haben meinen Brief nicht beantwortet, vermuthlich deswegen, weil Sie nicht wußten, was Sie darauf antworten ſollten. Itzo bedarf ich Ihres Raths nicht ferner. Wenn Sie dieſen Brief erhalten, ſo bin ich nicht mehr. Mein Elend hat die höchſte Stufe erreicht. Meine Frau hat mir eine veneriſche Krankheit mitgetheilt, die ſchon meinen ganzen Körper durchdrungen hat, und in meinem Innerſten wüthet. Nun iſt doch wohl die Rolle ausgeſpielt? Nun darf ich doch abtreten? Ich ſoll gewiß erſt verweſen, ehe ich ſterbe? Nein, ich will erſt ſterben, und dann verweſen. Die Piſtole iſt geladen — der Hahn aufgezogen — Adieu!

Drey und zwanzigſter Brief.

Doctor Feldland an den Diakonus Rollow.

Koldingen, den 11. November.

Mein lieber Herr Diakonus!

Ihrem Auftrage gemäs habe ich Ihre Schwägerinn beſucht, und ſie in ſehr traurigen Umſtänden gefunden. Ihr ganzer Körper iſt zerrüttet. Sie hat die ſchmerzhafteſten Krämpfe und hyſteriſchen Zufälle. Bisweilen auch Anfälle von der Epilepſie. Ihre ganze Einbildungskraft iſt verwirrt, und zu gewiſſen Zeiten äußert ſich wirklich Wahnwitz. Ich will an ihr thun, was mir möglich iſt, um ihren Zuſtand einigermaßen erträglich zu machen. Helfen kann ich ihr aber nicht, das ſage ich voraus. Einen ſo ſehr zerrütteten Körper wieder herzuſtellen, iſt mir ſo unmöglich, als einem alten grauen Kopfe die jugendliche Munterkeit wieder zu verſchaffen. Durch vieles Zureden habe ich ſie endlich dahin gebracht, daß ſie mir cauſam morbi entdeckt hat. Sie war die nämliche, die ich gleich anfänglich argwohnte. Sie hat ſich nämlich dieſes Elend zugezogen, indem ſie — — — — —

— — — — —

Bey dieſer Gelegenheit muß ich Ihnen doch ſagen, lieber Herr Diakonus, daß dieſes Uebel immer weiter um ſich greift, und im Stillen die größten Verwüſtungen unter dem weiblichen Geſchlechte anrichtet. Ein großer, vielleicht der größte Theil der weiblichen Krankheiten, Melancholie, Empfindeley, Launen, die ſo viele Ehen unglücklich machen, entſpringen daraus. Die vielen ſchwächlichen Kinder, die in unſerm Jahrhundert auf die Welt treten, ſchreibe ich großentheils dieſem Uebel zu. Denn wie kann ein zerrütteter Körper einen geſunden und ſtarken hervorbringen? Ja, ſo wie ein Inſtrument, deſſen Saiten theils zu hoch, theils zu niedrig geſpannt ſind, immer falſch anſpricht, wenn auch der Spieler immer richtig greift, ſo empfindet auch ein Frauenzimmer, deſſen Nerven in einer ſo kläglichen Zerrüttung ſich befinden, immer falſch. Und ich weiß nicht, ob ich recht habe, ich ſchreibe die Fühlloſigkeit gegen das wirklich Schöne, Edle und Gute, und die Neigung zum Grotesken und Fratzenhaften, die oft nur allzuſichtbar iſt, großentheils auf die Rechnung dieſes Uebels.

Was mich am mehreſten dauert, das iſt, daß dieß Uebel faſt immer von der großen Unwiſſenheit herrührt, in der unſre Mädchen aufwachſen. Sie lernen den Katechiſmus und Spruchbuch, und, wenn ſie vornehm erzogen werden, Tanzen, Muſik, Franzöſiſch und etwas Geographie. Wo ſind aber die, die ſie mit der Beſchaffenheit, der hohen Beſtimmung ihres Körpers, und mit den Gefahren, denen er ausgeſetzt iſt, bekannt machen?

Man ſage mir nur nicht von Aufklärung, ſo lange die Mittel noch nicht da ſind, dieſem Uebel abzuhelfen. Die Entdeckung von Südindien, die Erfindung des Luftſchifs, die Wegräumung vieler Vorurtheile, in der Theologie und der Staatsverfaſſung, das hilft warlich alles wenig, ſo lange die Geſundheit unſerer Mädchen, in deren Armen unſre Jünglinge ihre Zufriedenheit ſuchen, und die uns die künftigen Bürger des Staats liefern ſollen, nicht hinlänglich geſichert iſt. Ich wollte lieber, daß meine Töchter, Hexen, Geſpenſter, Nixen und Kobolde, glaubten, und dabei geſund wären, als daß ſie das alles nicht glaubten, und durch ihren zerrütteten Körper ihre künftigen Männer und Kinder unglücklich machten.

Woher kommt aber dieſe himmelſchreyende Verwahrloſung? So viel ich bemerkt habe, aus der falſchen Schamhaftigkeit und der großen Unverſchämtverſchämtheit, die zu gleicher Zeit ſich allenthalben ausbreiten. Man will nicht von der Natur reden, wie ſie iſt, zugleich iſt man aber außerordentlich ſinnreich, auf die unverſchämteſte Art, die Einbildungskraft junger Leute ſo zu erhitzen, daß ſie ihnen die Natur in einem Reize zeigt, den ſie nie hat.

Glauben Sie mir, lieber Herr Diakonus, auf mein Wort, als einem erfahrnen Arzte, wenn wir unſern Kindern die Natur beſchrieben, wie ſie iſt, ſie würden tauſendmal enthaltſamer ſeyn. Ein Bild, das man richtig ſich vorſtellt, thut beyweitem die Wirkung nicht, die erfolgt, wenn eben dieß Bild durch die Einbildungskraft hervorgebracht wird. Völlige Nacktheit iſt nie ſo gefährlich, als wenn ihr ein Schleier umgehängt wird. Ich will ohne Bedenken jedem Frauenzimmer eine umſtändliche Beſchreibung von den verſchiednen Theilen des menſchlichen Körpers, und ihrer Beſtimmung in die Hände geben: ich würde aber für ihre Wohlfahrt zittern, wenn ich ſie bey einem wollüſtigen Gedichte anträfe.

Wenn Gott, der Allerheiligſte, ſich nicht geſchämt hat unſern Körper ſo zu bilden, wie er iſt, ſo ſollten wir armen Sünder uns nicht ſchämen ihn ſo zu beſchreiben, wie er iſt. Gottes Werk kann nie ſchändlich ſeyn. Das gezierte, verblümte, Reden kommt wohl noch von dem alten Pfaffengeiſte her, der einſt in aller Propheten Munde war, und die Leute überredete, das heilige Geſchäfte der Erzeugung des Menſchen, und alles, was darauf Beziehung hat, ſey ein Werk des Teufels. Die Bibel hat nie ſo geredet. Nehmen Sie mir es nicht übel, lieber Herr Diakonus, daß ich Ihnen dieß alles ſo ſchreibe, ich hielt mich dazu als ein gewiſſenhafter Arzt für verbunden. Und Sie, als ein gewiſſenhafter Geiſtlicher, ſind verbunden an Wegſchaffung dieſes Uebels zu arbeiten.

Aber freylich — wie Sie das anfangen ſollten weis ich nicht. Ich glaube man verböte Ihnen die Kanzel, wenn Sie ſo etwas unternehmen wollten. Leute von Ihrem Stande müſſen ſich ja immer ſtellen, als wenn Sie nicht wüßten, daß es zweyerley Geſchlechte gebe. Ich bin

Ihr
ergebenſter Diener,
D. Feldland. (*)

(*) Wenn dieſer Brief etwas räthſelhaft iſt, ſo lege man es dem guten Doctor nicht zur Laſt. Ich habe

Vier und zwanzigſter Brief.

Luiſe Helwingin an Henrietten.

Grünau, den 12. November.

Viel Glück, liebes Jettchen, zur Amtmanns-ſtelle! Viel Glück auch zu deinem Carl! der dir hoffentlich nun nicht entgehen wird, da alles eine ſo glückliche Wendung genommen hat.

Da nun alles eine ſo glückliche Wendung genommen hat, ſo wirſt du es mir hoffentlich nicht verdenken, daß ich geſucht habe, von dieſer glücklichen Wendung ſo viel zu profitiren, als unter dieſen Umſtänden zu profitiren möglich war. Dein lieber Hofrath Grimmlein iſt mir zugefallen. Er hat kurz und gut bei mir angefragt, ob ich nicht Luſt hätte ſeine Frau zu werden? und ich habe ihm kurz und gut geantwortet, daß ich davon nicht abgeneigt wäre. Künftige Woche werden wir ohne alles Gepränge getrauet. Ich verbitte alle Spöttereyen, liebes Jettchen! Wenn es lächerlich geweſen wäre, wenn er ſich mit dir

---

ſeinen Brief umändern müſſen, um der Delicateſſe gewiſſer Leſer zu ſchonen. Eben deswegen iſt auch eine Stelle ausgeſtrichen. 1684 wird ſo etwas ſchon nicht mehr nöthig ſeyn.

verbunden hätte, ſo iſt deswegen ſeine Verbindung mit mir noch nicht lächerlich, da ich um ein ziemliches älter als du bin. Ich geſtehe es dir aufrichtig, daß ich gegen ihn die Neigung nicht empfinde, die du gegen deinen Karl haben wirſt, daß wenn ich unter hundert Männern hätte wählen ſollen, die Wahl vielleicht auf ihn zuletzt gefallen wäre. Auch leugne ich gar nicht, daß ich zurückbebte, da er mir den erſten Kuß gab (und das iſt doch ſonſt meine Art gar nicht) und daß ich mir in ſeinem Umgange wenig oder kein Vergnügen verſpreche. Aber was ſoll ich thun? Einen Mann muß ich doch haben. Denn ein Frauenzimmer, von meinen Jahren, ohne Mann, kömmt mir vor, wie ein Weinſtock, der keine Stange finden kann, an der er ſich in die Höhe windet, der auf der Erde hinwächſet, und von den Vorübergehenden zertreten wird.

Und ein Mann iſt er ja, und ſo viel ich weis, ein ehrlicher, rechtſchafner, Mann. Das Sonderbare in ſeinem Betragen vergebe ich ihm gerne. Es iſt eine Folge des Studirens, ſo wie harte Hände eine Folge des Schmiedens und blaue Hände eine Folge der Färberey ſind.

Wenn ich freylich — Doch was hilft das wenn und wenn und wenn alles. — Genug, unter meinen Umſtänden konnte ich keinen andern bekommen, als Grimmlein, daher will ich mir Mühe geben, mit ihm zufrieden zu ſeyn. Man muß, wie mein ſeliger Vater ſagte, die Feſte feyern, wie ſie fallen.

Zur Hochzeit bitte ich dich nicht, weil wir miteinander eins geworden ſind, gar niemanden zu bitten. Nach der Hochzeit wird mir aber dein Beſuch groſſe Freude machen. Ich bin ſtets

Deine

Freundin
Luiſe.

Fünf und zwanzigſter Brief.

Der Diakonus Rollow an Carln.

Grünau, den 14. Nov.

Mein Beſter!

Wenn ſie gleich meinen letzten Brief unbeantwortet gelaſſen haben, ſo argwohne ich doch nichts Böſes, weil ich ſchon einigemal bin überzeugt worden, daß man ſich irre, wenn man Böſes von Ihnen argwohnet.

Ich bin ſeit etlichen Tagen, wegen verſchiedner Verdrüßlichkeiten, die mir begegnet ſind, nicht ausgegangen, und habe mein Herz gegen Niemanden ausſchütten können. Da es nun ganz voll iſt, ſo erlauben Sie mir, daß es ſich in dieſem Briefe ergießen darf.

Nibonius hat ſich doch noch durch einen Piſtolenſchuß entleibt. Er ſchrieb mir, kurz vor der That, noch eine ſehr traurige Schilderung ſeines Zuſtandes, ehe ich ihm aber darauf antworten konnte, hatte er ſein Leben abgekürzt. Dieſer Fall hat mich durchaus erſchüttert. Ich bin dadurch in der Meynung noch mehr befeſtigt worden, daß die Einrichtung unſerer Geſellſchaften ganz ſchreckliche Fehler haben muß, weil Menſchen ſich ſelbſt entleiben können, damit ſie nur aus dieſen Geſellſchaften herauskommen. Und wenn der Grund vom Selbſtmorde wirklich in der Beſchaffenheit des Bluts läge, ſo iſts doch Schande, daß wir die Menſchen nicht ſo zu erziehen wiſſen, daß ſie beſſer Blut bekommen. Und, wenn die Beſchaffenheit des Bluts die Urſache von manchen chem Selbſtmorde iſt, ſo iſts eben ſo gewiß, daß mancher Selbſtmord, durch die Beſchaffenheit des Bluts, verhindert wird. Denn ich kenne gar manchen, der ſich längſt würde erſchoſſen haben, wenn er den damit verknüpften Schmerz nicht geſcheuet hätte. Es muß, mein Beſter, ſchreckliches Elend im menſchlichen Leben ſeyn, wenn Menſchen, durch das Gefühl deſſelben, können bewogen werden, ihr Leben mit Füßen zu treten, und Ihrem Schöpfer gleichſam zurück zu ſtoßen.

Er hat ein ehrliches Begräbniß bekommen. Dieß hat mich mit unſern gegenwärtigen Zeitgenoſſen einigermaßen wieder ausgeſöhnt. Vor funfzig Jahren hätte man wohl dem Unglücklichen ſepulturam aſininam zuerkannt.

Ich bin auch ſehr mismuthig, ob ich gleich weiß, daß die Grundſätze meiner Religion es verhindern werden, daß mein Mismuth nie bis zum Selbſtmord mich treiben wird. Je länger ich mein Amt treibe, deſto läſtiger wird es mir. Ich predige mir ſelbſt alle Tage den Grundſatz vor, daß jeder Menſch auf dem Poſten, wohin ihn Gott geſtellt hat, mit möglichſter Treue arbeiten müſſe, und thue es auch, ſo viel an mir iſt. Aber Gott weis es, wie ſauer es mir wird. Entweder ich muß meinen Einſichten ganz entſagen, und meine Art zu handeln und zu denken, nach altem Gebrauche und Herkommen formen, oder ich muß in beſtändigem Streite mit meinen Collegen leben.

Zum Exempel. Da wurde ein gewiſſer Schneider, Namens Rittiger, verklagt, daß er mit einigen Bürgern Erbauungsſtunden hielt, und die mehreſten meiner Collegen ſahen es als ein Verbrechen an. Und ich, der ich immer dafür ſtimme, daß jeder Menſch die Freyheit haben müſſe, die er, ohne die öffentliche Ruhe zu ſtören, haben kann, ſehe darinne gar nichts Sträfliches. Demohnerachtet war die Reihe an mir, die Sache nebſt einem andern Geiſtlichen, unter dem Vorſitze unſers Superintendenten, zu unterſuchen. Hier iſt ein kleines Gemählde von dieſer Unterſuchung.

S. Nu mein lieber Meiſter, was muß ich denn von ihm hören?

R. Ich hoffe, Ihro Hochwürden, nichts als Liebes und Gutes.

S. Man hat mir ja aber geſagt, daß er heimliche Zuſammenkünfte in ſeinem Hauſe hielte.

R. Da ſind Sie falſch berichtet, Ihro Hochwürden.

S. Alſo will er Sünde auf Sünde häufen? Will auch noch leugnen? Soll ich ihm Zeugen aufſtellen?

R. Das haben Sie gar nicht nöthig. Was wahr iſt, das geſteh ich, ohne daß Zeugen brauchen abgehört zu werden, und was nicht wahr iſt, das laſſe ich nicht auf mich kommen, und wenn die ganze Stadt gegen mich zeugte.

S. Kann er es denn leugnen, daß die Bürger X. Y. und Z. bey ihm zuſammenkommen?

R. Das will ich gar nicht in Abrede ſeyn. Aber das leugne ich nur, daß das heimliche Zuſammenkünfte ſind. Es kann ja dazu kommen wer da will, und wenn Ihre Hochwürden morgen mir die Ehre thun und der Verſamlung beywohnen wollen, ſo ſoll ihnen mein Haus offen ſtehen.

S. Dazu fühle ich nun eben keinen Beruf, daß ich mein Amt vernachläſſigen und von Meiſter Rittigern ein Zuhörer werden ſoll. He! He! He! Aber was ſchafft er denn, wenn er Zuſammenkünfte hält.

R. Alles Gutes. Erſt ſingen wir ein gutes Lied, dann leſe ich oder ein andrer Meiſter eine

Betrachtung aus einem geiſtlichen Buche, hernach ſingen wir wieder ein paar Verſe, und ermuntern einander, daß wir ehrlich und rechtſchaffen handeln wollen, ſo wie es uns unſer lieber Heiland gelehrt hat.

S. Das iſt ja aber Unordnung. Das könnte ja alles in der Kirche geſchehen.

R. Die Kirche verſäumen wir nicht, Ihro Hochwürden. Aber Sie ſind ja bisweilen in groſſen Geſellſchaften, auf Kindtaufen, und Hochzeiten, reden Sie denn da ſo wie es ihnen ums Herz iſt?

S. Was das für eine Frage iſt! Es iſt ja die Rede nicht von Kindtaufen und Hochzeiten, ſondern von den öffentlichen gottesdienſtlichen Verſammlungen der Chriſten. Was will er denn mit der Frage da?

R. Es iſt nur ſo ein einfältiges Gleichniß. Aber darinne habe ich doch wohl recht, daß Sie viel offenherziger reden, wenn Sie unter Ihrer Familie und unter lauter guten Freunden, als wenn Sie in einer Geſellſchaft ſind, wo Crethi und Plethi zuſammenkommt.

S. Das erfordert ja die chriſtliche Klugheit. Was will er aber mit der Frage ſagen?

R. Sehn Sie! unſere gottesdienſtlichen Verſammlungen gemahnen mich eben ſo, wie eine Geſellſchaft wo Crethi und Plethi zuſammen kommt. Da kommt einer, weil es Sonntag iſt, dort ein anderer, um ſein neues Kleid zu zeigen, da wieder ein anderer, um die jungen Weiber zu beſehen. Man kann da keine rechte Andacht haben. Wenn aber wir zuſammen kommen, ſo iſts, wie wenn ein Herz und eine Seele zuſammen kämen. Wir kommen alle um uns zu erbauen, und aus Gottes Wort Rath und Troſt zu holen. Und da werden Sie wohl ſelbſt einſehen, daß da weit mehr Herzlichkeit iſt, als in einer Geſellſchaft, wohin Crethi und Plethi kommt.

S. Alſo glaubt er doch wohl, daß er andern aus Gottes Wort guten Rath und Troſt geben könne? He! He! He! ich dächte er bliebe bey ſeiner Nadel, Meiſter Rittiger! wäre beſſer! viel beſſer!

R. Da hätte aber auch der Apoſtel Petrus bey ſeinem Hamen bleiben müſſen?

S. Es iſt ſchrecklich. Da glaubt er doch alſo, daß er eben ſo viel ſey, als der Apoſtel Petrus?

R. Das wohl nicht. Ich meyne nur, wenn der Apoſtel Petrus, als ein Fiſcher, andern guten

ten Rath und Troſt geben konnte, ſo könnte ichs auch, als ein Schneider. Sie müſſen mich nur recht verſtehen, Ihro Hochwürden.

S. Weis er denn aber nicht, daß der Apoſtel Petrus die Gabe des heiligen Geiſtes empfangen hatte?

R. Das weis ich wohl. Was verſtehn Sie aber durch die Gabe des heiligen Geiſtes.

S. Wenn er andern aus Gottes Wort guten Rath und Troſt geben will, ſo ſollte er ja das längſt wiſſen, Meiſter Rittiger. Es ſind die Wundergaben, die in der erſten Kirche waren.

R. Aber haben Sie denn dieſe Wundergaben?

S. Es iſt ſchrecklich.

R. Ich will aber nur wiſſen, ob Sie ſie haben?

S. Freylich nicht.

R. Und geben doch aus Gottes Wort guten Rath und Troſt? Warum ſoll ich es denn nicht auch thun dürfen?

S. Dafür habe ich ja aber ſtudirt, und bin ein berufner Diener des göttlichen Worts.

R. Die Bücher, die ich vorleſe, und daraus ich guten Rath und Troſt ertheile, ſind ja aber

aber auch von Studirten und Dienern des göttlichen Worts geſchrieben.

S. Meiſter Rittiger! Iſts nicht wahr, der Arzt iſt verordnet die Kranken zu heilen, und es wird keinem Schneider erlaubt zu curiren?

R. Oeffentlich zu curiren iſt ihm ſo wenig erlaubt, als öffentlich zu lehren. Können Sie mir es denn aber verwehren, wenn ich meinen Freunden und Anverwandten Arzney gebe?

S. Wie denn aber da, wenn ſie von der Arzney ſterben?

R. Da habe ich es auf meinem Gewiſſen, da muß ich Rechenſchaft davon geben. Und wenn ich meinen Freunden in meinen Erbauungsſtunden einen falſchen Weg zeige, ſo habe ich es auch zu verantworten.

S. Man ſieht ja wohl, was bey den Winkelzuſammenkünften herauskommt. Da haben wir erſt vor kurzem das Exempel an dem berüchtigten Roſenfeld.

R. Nehmen Sie mir es nicht vor übel, Ihro Hochwürden, das war keine hübſche Vergleichung. Roſenfeld war ein Schelm, und ich bin ein ehrlicher Mann. Wie würde es Ihnen denn gefallen, wenn ich Sie mit dem Doctor Dodd vergleichen wollte. Da haben wir ja das Exempel, was bisweilen für Leute unter den Geiſtlichen ſind. Der wurde ja gar gehängt, weil er falſche Wechſel gemacht hatte.

S. Das iſt ja abſcheulich — denkt einmal! mich mit dem Doctor Dodd zu vergleichen. Da ſieht man, was dabey herauskommt, wenn die Handwerksleute ſich über ihre Werkſtatt erheben. Kurz von der Sache zu kommen, das Hochehrwürdige Conſiſtorium verweiſt ihm hiermit ſeinen Vorwitz, und, falls er ſich wieder betreten läßt, daß er Winkelzuſammenkünfte hält, ſo wird man deswegen bey der weltlichen Obrigkeit Anſuchung thun, daß er mit Gefängnißſtrafe belegt wird.

R. Das will ich doch wohl ſehen, wer mir verwehren will, Gottes Wort zu reden. Hat nicht der Apoſtel Paulus geſagt: lehret und ermahnet einander mit Pſalmen und Lobgeſängen, und mit geiſtlichen lieblichen Liedern! Darnach werde ich mich richten, und auch denken: man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menſchen.

Mit dieſen Worten gieng er trotzig fort.

Ich hatte bis itzo geſchwiegen, um dem Anſehen des Superintendenten nicht zu nahe zu treten. Kaum war aber der Schneider abgetreten, ſo bezeigte ich mein Misfallen an dem gefällten Urtheile, und ſagte, daß ich es für äußerſt intolerant hielte. Chriſten hätten allerdings die Freyheit, einander zu belehren und zu berathen. Wenn ihre Zuſammenkünfte Aufſehen erregten, ſo könnten ihnen die Geiſtlichen wohl deswegen eine Erinnerung geben, aber ſie zu verbieten, oder gar ſie deswegen zu beſtrafen, käme weder den Geiſtlichen, noch der Obrigkeit, ſchlechterdings nicht zu.

Hierüber gerieth ich mit dem Superintendenten in einen Wortwechſel, der ſo heftig wurde, daß ich mich am Ende entfernen mußte, um nicht etwa in der Hitze Worte auszuſtoßen, die mir Verantwortung hätten zuziehen können.

Ich denke, ich werde aber die Folgen dieſes Wortwechſels zu ſeiner Zeit ſchon noch fühlen müſſen.

Daß doch alles darauf losarbeitet, andere Menſchen von ſich abhängig zu machen! Daß man doch ſo ſelten Redliche findet, die die Freyheit, die jeder Erdebewohner zu fordern berechtigt iſt, zu befördern ſuchten!

Fortſetzung.

Nach dieſem unangenehmen Auftritte, der mich in die heftigſte Unruhe verſetzt hatte, hatte ich einen andern, der mir meine Gemüthsruhe wieder ſchenkte.

Ich wurde nemlich zu dem Geiſtlichen gerufen, der Sie ohnlängſt durch ſeine Predigt erbaute, um ein Zeuge ſeines Abſchieds von unſerer Erde zu ſeyn. Er war ſehr ſchwach, und die Züge des Todes waren ſchon auf ſeinem Geſichte ſichtbar. Aber ſein Gemüth war ſo ruhig und ſo heiter, als wenn es ſchon den Vorſchmack des künftigen Lebens hätte.

Lächelnd reichte er mir die Hand. Und da ich ihm einige Sprüche zu ſeinem Troſte ſagen wollte, antwortete er: „ich habe Sie nicht rufen laſſen, um von Ihnen Troſt zu nehmen, ſondern um Ihnen Troſt zu geben. Ich bedarf des Troſtes nicht mehr, lieber Herr College, ich habe einen guten Kampf gekämſt, ich habe Glauben gehalten, ich habe den Lauf vollendet, hinfort iſt mir beygelegt die Krone der Gerechtigkeit. Sie aber haben noch manchen ſchweren

Kampf vor ſich und manchen ermüdenden Lauf. Sehn Sie mich ſterben! Sehn Sie, wie ruhig man von der Welt treten und dem Richterſtuhle Jeſu Chriſti entgegen gehen kann, wenn man unter den Trübſalen nach Gottes Willen ausgehalten, und ſeine Pflicht gethan hat.»

Er erzählte mir hierauf die deutlichen Spuren der göttlichen Vorſehung, die Beweiſe von Erhörung des Gebets, die Proben vom göttlichen Beyſtande in der Verſuchung, und vom Troſte in der Trübſal, die er erhalten habe; ſagte mir auch von der Hofnung beßrer Zeiten, die er mit aus der Welt nähme, und überreichte mir ein verſiegeltes Papier, das ich, ihm zum Andenken, behalten ſollte.

So ſprach er bis gegen Abend, und ich fühlte mich ſo ſelig, das menſchliche Elend ſchien mir ſo gering, des Lebens Weg ſo kurz, daß ich mir alle mögliche Trübſale auszuhalten trauete, wenn ich dies Gefühl immer recht lebhaft behalten könnte.

Gegen acht Uhr verließ ihn die Sprache, und er redete nur durch Minen, gegen zehn Uhr aber entſchlief er, und meine, und die Thränen einer zahlreichen Familie fielen auf ſeinen Leichnam und erzählten ſein Lob.

Ich ſchreibe Ihnen dies nicht ohne Abſicht, lieber Herr von Carlsberg! denn auch Ihrer warten Widerwärtigkeiten, die Sie aber alle überwinden werden, wenn Sie oft an das Ziel denken, das unſern Widerwärtigkeiten geſetzt iſt.

Hier haben Sie auch die Copie von der verſiegelten Schrift, die mir der Sterbende überreichte, die Ihnen, in vielerley Rückſichten, wichtig ſeyn muß.

„Als ich einſt von einer langen Kinderlehre ermüdet mich auf mein Lager warf, und die groſſen Fehler überdachte, die der Unterricht und die Erziehung unſerer armen Kinder haben, fiel ich in einen ſanften Schlaf. Und ſiehe, da ſtund ein Mann vor mir, der hatte einen leinenen Leibrock an, und ſeine Geſtalt war faſt ſchön. Ich erſchrack ob dem Geſichte.

Er aber that ſeinen Mund auf und ſprach: Warum iſt deine Seele ſo betrübt, und dein Geſicht ſo voll Unmuths.

Und ich antwortete und ſprach zu ihm: Ach Herr! Herr! wie kann ich frölich ſeyn! Siehe die Kinder meines Volks haben Gottes Weg verlaſſen, und Wege geſucht, die nicht gut ſind. Es iſt gekommen Jeſus in die Welt, als das wahrhaftige Licht, das alle Menſchen erleuchtet, die in dieſe Welt kommen, aber mein Volk hat ihn verworfen. Es hat ſich von ihm abgewendet, und iſt zurückgekehrt zum Moſes, und lehrt ihn in den Schulen und prediget ihn auf den Kanzeln. Es hat ſeine Ohren abgewandt von dem Worte Jeſu, das köſtlicher iſt, denn viel tauſend Stück Goldes und Silbers, und ſie gerichtet auf die Auslegungen der Schriftgelehrten, die nicht gut ſind, und weder Gerechtigkeit noch Frieden unſern Seelen zu verſchaffen vermögen. Dazu wird der Name Gottes bey uns verläſtert. Die Kinder, die Gott geſchaffen hat, und die uns Jeſus zum Vorbilde ſtellte, werden in ein übles Gerücht gebracht, als wenn ſie Kinder des Teufels wären, und als wenn der heilige Vater, der Aller ſeiner Werke ſich erbarmet, und den Raben und Nachteulen und Rohrdommeln in der Wüſten gut gemacht hat, allein die Menſchen böſe gemacht hätte. Und ob ſchon das Bild Gottes in jedem Säuglinge uns anlacht, ſo ſchreyet man doch, das ſey das Bild des alten Drachen, der vom Himmel ausgeworfen iſt. Und die Kinder meines

Volks werden geſchlagen und mit Ruthen gehauen, und mein Volk muß Sünder ſeyn. Darum wird des Uebertretens immer mehr auf Erden, und die Laſten, unter dem mein Volk krächzet, werden groß wie Berge Gottes. Ach, daß die Hülfe aus Zion über Iſrael käme, und der Herr ſein Volk erlöſete!

Und der Mann, der mit mir redete, erhob ſeine Stimme und ſprach: ſey getroſt und fürchte dich nicht! es iſt noch um eine Zeit und zwey Zeiten und eine halbe Zeit, ſo wird die Sonne der Gerechtigkeit aufgehen, und das Kind des Unverſtandes offenbar und verworfen werden.

Und ich hob meine Augen auf und ſahe, und ſiehe, da war ein großes Volk, wie Sand am Meere, das hatte Aſche geſtreuet auf ſeine Häupter, und ſeine Kleider zerriſſen und Säkke um ſeine Lenden gegürtet. Und es erhob ſeine Stimme und weinte faſt ſehr, und klagte laut und ſprach: Ach Herr, du gerechter Gott, erbarme dich unſer, und ſey deinen Knechten gnädig! denn unſere Sünden ſind ſchwer und unſre Miſſethat iſt groß bis in den Himmel. Denn wir haben deinen heiligen Namen geläſtert dadurch, daß wir die Säuglinge, aus deren Mund du dir ein Lob zubereitet haſt, verſchrieen, ihnen ein böſes Gerücht bey allen Menſchenkindern gemacht haben, als wenn ſie voll Haß gegen dich, und voll Bosheit gebohren würden. So ſie doch dein Werk ſind, und das Bild deiner göttlichen Güte an ſich tragen. Und nun, Herr! Herr! wir erkennen und bekennen es, daß wir thöricht gehandelt, und durch unſre eigne Gottloſigkeit, und verkehrte Erziehung, dein Werk verderbt haben. Wir ſchlagen an unſre Brüſte und ſeufzen: Gott, ſey uns armen Sündern gnädig! Und fortan wollen wir nicht die Schuld von den Sünden unſerer Kinder ihnen, ſondern uns ſelbſt und unſerm Unverſtande beymeſſen. Auch wollen wir nicht mehr unſern Kindern blos zurufen: ſeht auf uns! ſondern wir wollen männiglich die Stimme deines Sohnes hören, und umkehren und werden, wie die Kinder.

Und ich hörete eine Stimme, wie einer ſtarken Poſaune, die rief und ſprach: kommt zu Hauſe, alle die ihr auf Erden wohnt und fern am Meere! Eure Miſſethat iſt zwar faſt groß, und die Thränen unſchuldiger Kinder, die eure Verkehrtheit ausgepreſt hat, ſind durch die Wolken gedrungen! Weil ihr aber euch vor Gott demüthiget und das Bekenntniß ablegt, daß ihr durch eurem groſſen Unverſtand die Kinder verderbt, auch verſprochen habt, von nun an, euch nach den Kindern zu bilden, darum wird euch auch der Herr gnädig ſeyn, und euch Kinder ſchenken, an denen ihr eure Luſt ſehen, und die euch tröſten werden in eurem Alter.

Und die Stimme redete weiter und ſprach: ſo es euch ein Ernſt iſt, und ihr von ganzem Herzen auf des Herrn Wege wandeln wollt, ſo thut von euch alles, wodurch zeither eure armen Kinder ſind verwirrt, und tückiſch und boshaft gemacht, und zum Ungehorſam ſind gereizt worden.

Bringt zu Hauſe alle Katechiſmen, die ihr zeither eure Kinder zu lernen zwangt, und werft ſie in das Feuer. Denn meine Kinder haben gefühlt, daß dieſe Bücher für ſie unſchicklich ſind, und ihr Herz hat ſich dagegen empört, und iſt ſo des Ungehorſams und des Uebertretens faſt viel worden auf Erden. Und von nun an ſoll es geſchehen, daß die Kinder der Chriſten nicht mehr ſollen unterwieſen werden, nach dem Geſetze, das Iſrael empfieng, da es aus dem Dienſthauſe geführt wurde, und noch den knechtiſchen Geiſt hatte, den es im Dienſthauſe annahm, ſondern nach der Anweiſung Jeſu, der einen kindlichen

Geiſt ſeinem Volke mitgetheilt hat; auch ſollen die Kinder nicht mehr angeleitet werden zu betrachten die Werke der Schriftgelehrten, die Zank und Zwietracht, Rotten und Aufruhr gebahren, ſondern ſie werden betrachten die Werke Gottes männiglich, und ſich drob freuen, und preiſen den allmächtigen, weiſen und guten Herrn, der dies alles gemacht hat. Auch wird ihr Fürwitz nicht mehr gelenkt werden auf Dinge, die im Himmel ſind, und die Niemand begreifen kann, als der vom Himmel kommen iſt, ſondern ſie werden ihre Aufmerkſamkeit richten, auf das, was auf Erden iſt.

Und die Stimme ertönte abermals und ſprach: Bringt herbey alle Vokabelbücher aus allerley Sprachen und Zungen, die eure Kinder auswendig zu lernen gezwungen wurden und verbrennt ſie mit Feuer. Denn dadurch iſt die Liebe zur Weisheit, die ihnen der Schöpfer Himmels und der Erde einpflanzte, getödtet, und Haß und Abſcheu gegen alles Lernen beygebracht worden. Und von nun an wird man mehr lernen, was die Dinge ſind, weder wie ſie genannt werden. Und gleichwie zu Adam alle Thiere geführet wurden, daß man ſähe, wie er ſie nennte, alſo werden den Kindlein auch erſt die Sachen, hernach ihre Namen bekannt gemacht werden.

Und ich ſahe ein großes Getümmel über den ganzen Erdkreis. Jedermann war willig von ſich zu thun alle Bücher, die zeither die Kindlein verwirrt hatten, und man brachte ſie zu Hauſe, und es entſtund daraus ein Gebirge, das ſich erſtreckte von Warthus bis an das Mittelländiſche Meer, und deſſen Spitze reichte bis an den Himmel. Und man zündete das Gebirge an und machte einen ſehr großen Brand, ſo daß Europa bedeckt wurde mit den Funken und der Aſche von Katechiſmen und Vokabeln. Und alles Volk frolockte, und alle Kinder klopften in die Hände und freueten ſich und hüpften, da ſie ſahen alles, was da geſchahe.

Noch einmal erſchallte die Stimme vom Himmel und ſprach: Bringt zu Hauſe alle Stökke und Ruthen, mit denen zeither die unſchuldigen Kinder gepeitſcht und blutrünſtig geſchlagen wurden, daß ihrer nicht mehr gedacht werde. Denn gleichwie die Blumen des Feldes, und die Vögel des Himmels und die Fiſche im Meer und alles Thier, das auf Erden kreucht, wächſt und gedeihet, und frölich iſt, ohne daß es geſchlagen wird; alſo ſoll auch fortan der Menſch, der nach Gottes Bilde gemacht iſt, wachſen, gedeihen und frölich ſeyn, ohne durch Schläge dazu gezwungen zu werden. Und fortan ſoll es nicht mehr geduldet werden, daß die Kinder der Menſchen, die zu Herren der Erde gemacht ſind, geſchlagen werden, wie im Aegyptiſchen Dienſthauſe, ſondern ſie ſollen frey ſeyn, und jeder wird in ſeinem Kinde erkennen das Bild Gottes, der es gemacht hat, und es hochſchätzen und ehren.

Und einer aus dem Volke trat hervor und that ſeinen Mund auf und ſprach: Ach Herr! Herr! zürne nicht, daß ich rede und den Kummer meines Herzens vor dir ausſchütte. Siehe, deine Knechte, die zeither in den Schulen arbeiteten, vermochten nicht den unſchuldigen Haufen zu zähmen, ob ſie gleich mit Fäuſten um ſich ſchlugen und ihre Hände bewafnet hatten mit Stöcken und Ruthen. Wo ſollen wir denn bleiben, wenn unſre Waffen uns entriſſen werden! Deine Knechte werden ausgeziſcht und geſteinigt und mit Erdenklöſen geworfen werden. Darum wolleſt du mein Angeſicht nicht beſchämen, und deinen Knechten erlauben, förderhin ſich gegen die Mishandlungen der Jugend zu bewafnen mit Stöcken und Ruthen.

Und die Stimme antwortete ihm zorniglich und ſprach: Siehe, du biſt auch einer von denen, die die unſchuldigen Kindlein verderbt haben, und deine Sprache verräth dich. Sollteſt du dich nicht ſchämen, einen unſchlachtigen Haufen zu nennen die unſchuldigen, die Gott gemacht hat? Siehe, du ſelbſt, und diejenigen, die deines Gleichen ſind, ſind es, die die Werke Gottes verderbt haben. Beſſert an euch, ſo werden auch eure Kinder beſſer werden. Lernt euch regieren, ſo werdet ihr leicht auch die Kinder regieren. Laßt ſie nicht handeln nach den Satzungen der Menſchen, ſondern nach den Weiſungen ihres Schöpfers, die in ihr Herz geſchrieben ſind, ſo werden ſie williglich folgen, und ſie werden euch lieben und euch küſſen, und um euch tanzen, wenn ihr fortan aufhöret ſie zu peitſchen und zu raufen und mit Fäuſten zu ſchlagen.

Da ward das Herz alles Volks gewandelt, und alle Stökke und Ruthen wurden zerbrochen und ins Feuer geworfen und verbrannten, und ihre Aſche wurde vermiſcht mit der Aſche der Katechismen und Vokabeln.

Und der ganze Erdkreis ward frölich und ſang mit lauter Stimme: Frolockt dem Herrn alle

Völker, und preiſet ihn alle Geſchlechte der Erden! Denn er hat erhört das Winſeln der jammernden Unſchuld, und ſeine Ohren geneigt zu den Thränen der Kinder ſeines Volks; und hat zerbrochen das ſchwere Joch des Katechismus und von dem Nakken der Unmündigen genommen die Laſt der Vokabel. Den Stecken des Treibers hat er zerbrochen, und ins Feuer geworfen die Ruthe des zornigen Mannes. Aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hat er ſich ein Lob zugerichtet, daß er vertilge den Feind und den Rachgierigen. Ihre Klagen hat er verwandelt in einen Reihen und ihre Thränen in Loblieder. Das werde geſchrieben auf die Nachkommen, und das Volk, das geſchaffen ſoll werden, wird den Herrn loben.

Und ich wandte mich und ſahe, und ſiehe, alle Lehrer bemüheten ſich wegzuſtreichen alle Runzeln, die zeither ihr Angeſicht unfreundlich und mürriſch gemacht hatten, und ihre Blikke wurden heiter, wie die Sonne in ihrem Aufgange. Und ſie miſchten ſich in die Geſellſchaften der Kinder, und liefen mit ihnen nach dem Ziele, ſchlugen mit ihnen den Ballen, und lehrten ſie treiben den Kräuſel. Deß freueten ſich die Kinder faſt ſehr, und ſchlangen ihre Arme um ihre Hälſe, und herzeten ſie und küßten ſie. Auch ſahe ich herbeyführen große Laſtwagen voll Aepfel und Birn und Nüſſe, und Semmelmehl, um daraus zu backen allerley köſtliches und liebliches Backwerk, und Aepfel und Birn und Nüſſe wurden gegeben je zwier und zwier, denen, die am willigſten waren, zu hören auf die Stimme ihres Lehrers, dazu auch allerley köſtliches und liebliches Backwerk. Und alle Kinder beeiferten ſich zu hören die Stimme des Lehrers, und wegzuthun, was in ſeinen Augen mißfällig war

Und ich ſahe die Lehrer mit ihren Schülern durchwandeln die Felder, und erſtiegen die Berge und beſahen die Blumen des Feldes, und Vögel des Himmels und die Fiſche im Waſſer, und alles Thier, das auf Erden kreucht, und alle Werke, die der Herr Herr gemacht hat. Und ſie kehrten wieder zurück, und freueten ſich ob alles deſſen, das ſie geſehen und gehört hatten.

Und es ward abermal ein großes Getümmel über den ganzen Erdkreis. Die Menſchenkinder durchſchiften die Luft, und wandelten auf dem Meere, und fuhren bis in die unterſten Oerter der Erde. Und die ganze Geſtalt der Erde veränderte ſich. Durch die Sandwüſten ergoſſen ſich Bäche und in Einöden, wo ſonſt die Feldteufel hauſeten, grüneten fruchtbare Bäume. Und alle Menſchenkinder waren geſund und fröhlich wie die Rehe und wie die Hindin auf dem Felde.

Und ich antwortete und ſprach: Herr, was iſt das?

Und er antwortete und ſprach zu mir, das iſts, was alsdenn geſchehen wird, wenn die Kinder der Menſchen nicht mehr zu Sklaven ſondern zu Menſchen erzogen werden, und wenn ſie nicht mehr gezwungen werden zu gehorchen dem Unverſtande ihrer Triebe, ſondern Freyheit haben zu handeln, nach dem, was in ihr Herz geſchrieben iſt, und ihre Aufmerkſamkeit nicht ſo ſehr richten auf die Bücher der Menſchen, als auf das große Buch, das Gott vor ihnen allen aufgeſchlagen hat. ꝛc.

Was halten Sie von dieſem Traume? mir ſcheint er ſehr viel Wahrheit zu enthalten. Denn wenn es einmal dahin kommen ſollte, daß die Menſchen anfiengen, den Grund von allen Unarten und Bosheiten ihrer Kinder in ſich ſelbſt, und allen denen zu ſuchen, die ihren Kindern nahe ſind; wenn ſie von Jugend auf angeführt würden, mehr die Werke Gottes als die Werke der Menſchen zu betrachten, mehr in Gottes Buche, als in menſchlichen Büchern zu leſen; wenn ihnen von Jugend auf der Geiſt des Chriſtenthums beygebracht würde, und man aufhörte die Meynungen der Theologen ihnen als göttlich anzupreiſen, ſo müßte nothwendig eine Revolution erfolgen, die die ganze menſchliche Geſellſchaft, und die Geſtalt der Erde, ſo umänderte, wie die Rückkehr des Frühlings.

Dies alles bleibt aber unter uns, lieber Herr von Carlsberg. Gegen andere davon zu ſprechen, halte ich nicht für rathſam. Unſere Zeitgenoſſenſchaft gleicht einem Embryo, der ſeiner Geburt nahe iſt. Er fühlt die Unbequemlichkeit ſeiner Lage, alle ſeine Kräfte arbeiten dahin, ſie zu verändern; gleichwohl kann er ſich die Möglichkeit einer freyern Lage ſo wenig denken, daß es ihm wie Mährlein vorkommen würde, wenn man ihm davon etwas ſagen wollte.

Eine glückliche Verbindung mit Henrietten wünſche ich von Herzen, und werde ſie aufs möglichſte zu befördern ſuchen. Mit der aufrichtigſten Hochachtung verbleibe ich

der Ihrige
Rollow.

Sechs und zwanzigſter Brief.

Carl an den Oberſten von Brav.

Carlsberg, den 20ſten Nov.

Ich ritt, liebſter Herr Vetter, die vorige Woche nach dem Gute meiner Mutter, um zu verſuchen, ob es nicht möglich ſey, ihre Einwilligung zu meiner Verbindung mit Henrietten zu erhalten, und da ich ſie nicht fand, ſondern verſichert wurde, ſie hielte ſich itzo in Kolchis auf, ſo ritt ich nach dieſer Stadt zu, wurde aber durch ein Ebentheuer verhindert hinein zu kommen.

Da ich den Wald erreicht hatte, der nahe bey der Stadt Krolau liegt, fiel die Nacht ein, und ich ſahe ein ſchreckliches Feuer aufgehen, welches, wie ich hernach erfuhr, in Krolau ſelbſt war.

Beydes machte mich ſo ängſtlich, daß ich die Aufmerkſamkeit auf den Weg, und bald den Weg ſelbſt verlohr. Ich gerieth mit meinem Pferde in ſo dikkes Buſchwerk, daß ich nicht weiter konnte, ſondern wieder zurück und hin und her reuten mußte, um nur etwas zu finden, das einem Wege ähnlich wäre. Meine Verlegenheit wurde aber noch größer, da ein ſolcher Platzregen einfiel, daß ich in wenigen Minuten bis auf den bloſſen Leib naß wurde. Ich ſtieg ab, führte mein Pferd, arbeitete mich durch das naſſe Buſchwerk eine geraume Zeit, ohne einen Ausgang zu finden. Von Kälte erſtart blieb ich endlich ſtehen, unentſchloſſen, was ich thun wollte. Da hörte ich ein ängſtliches Winſeln einer weiblichen Stimme. Sogleich fühlte ich neue Kraft. Du biſt, dachte ich, vielleicht deswegen hierher verſchlagen, daß du der Retter einer Unglücklichen werden ſollſt. Ich merkte den Ort, von welchem das Winſeln herkam, arbeitete nach demſelben zu, und fand eine ſchwarz und weiß gekleidete, weibliche Geſtalt unter einem Baume ſitzend. Kaum erblickte ſie mich, ſo ſchrie ſie, Jeſus! Maria! ſprang auf, wollte entfliehen, fiel aber bald wieder kraftlos nieder. Ich ſchloß ſie in meine Arme. Unglückliche, ſagte ich, wer Sie auch ſind, erſchrekken Sie nicht! Sie ſind in den Armen eines rechtſchaffnen Mannes, dem Sie ſich ohne alles Bedenken anvertrauen können, und der bereit iſt, Ihnen mit ſeinem Blute zu dienen. Wer ſind Sie? Sagen Sie mir die Wahrheit, ohne Zurückhaltung!

Ich erhielt aber keine andere Antwort, als Thränen. Nach vielen Bitten und Betheuerungen von meiner Redlichkeit gewann ich endlich ihr Zutrauen. Ich bin, ſagte ſie, doch verlohren, und muß dieſe Nacht hier mein Leben endigen. Ich wills wagen, ich will mich Ihnen entdekken, vielleicht ſind Sie ein rechtſchaffner Mann, der ſo viel Gewiſſen hat, daß er ein leidendes Mädel in ſeinen Schutz nimmt. Ich bin eine Kloſterjungfer aus Trolau. Schon vor meinem Eingang in das Kloſter liebte ich einen jungen Adelichen, und ſetzte mein Liebesverſtändniß mit ihm durch Briefe, die wir einander durch allerley verborgene Wege beybrachten, auch im Kloſter noch fort. Er forderte mich endlich auf, zu entfliehen, und mich mit ihm, in einem proteſtantiſchen Lande, zu verbinden. Mein Herz gab nach, es vergaß das Gelübde, das es der Mutter Gottes gethan hatte, es wurden alle Anſtalten zur Flucht gemacht, er verſchafte mir eine Strickleiter, durch Hülfe derſelben kam ich aus dem Kloſter über die Stadtmauer, wo er mich zu erwarten verſprochen hatte. Da ich unter Todesangſt die Mauer herabgekommen war, ſahe ich mich nach meinen Erretter um, um mich in ſeine Arme zu werfen. Aber — ach Jeſus! Maria! da war kein Menſch zu hören noch zu ſehen. Ich empfahl meine arme Seele der Mutter Gottes, betete einen Roſenkranz und lief in das freye Feld. Da kam ich in dieſen Wald, bin nun vier und zwanzig Stunden da, habe keinen Biſſen in der Zeit gegeſſen, bin durchaus naß — ach! Himmel! ach heilige Mutter Gottes! ich bin verlohren, verlohren bin ich!

J. So geben Sie mir doch den Arm, und laſſen uns ein Haus ſuchen, wo Sie ihre Kleider verändern und ſich erholen können.

Sie. Hilf Jeſus! wenn ich nun mich ſehen laſſe, ſo bin ich ja verrathen, ſo bringt man mich wieder ins Kloſter, und legt mir Pönitenz auf.

J. Das will ich zu verhindern ſuchen, ſo viel ich kann. Geſetzt aber, Sie müßten wieder in das Kloſter, ſo iſt es doch beſſer, als daß Sie hier ſterben. Kommen Sie getroſt meine Liebe!

Sie gab mir ihre Hand, die ſo heftig zitterte, daß ich beſorgte, ſie möchte Convulſionen bekommen. Und nun wadeten wir durch Waſſer und Schlamm, unter beſtändigem Platzregen, wieder nach dem Orte zu, wo ich mein Pferd hatte ſtehen laſſen. Ich ſetzte ſie drauf, ermunterte ſie, ſich an dem Sattelknopfe feſt zu halten, und bahnte mir, ſo gut ich konnte, einen Weg durch die Sträuche, nach der Gegend zu, wo das Feuer war. Nach vieler und langer Arbeit kam ich endlich durch den Wald, und gieng nach der brennenden Stadt zu. Die arme Unglückliche that einen lauten Schrey, als ſie Krolau ſahe, und bat mich, ſie lieber umkommen zu laſſen, als nach der Stadt zurück zu führen.

Ich fühlte das Schreckliche ihrer Lage ganz, und blieb voller Unentſchloſſenheit, was ich thun, oder wohin ich mich wenden ſollte, ſtehen. Da erblickte ich in einiger Entfernung von der Stadt ein Licht, zeigte es ihr und fragte, ob ſie mir nicht wenigſtens erlauben wollte, ſie nach dieſem Lichte zu führen, das vermuthlich in einem Hauſe wäre, das außerhalb der Stadt läge? Sie gab ihre Einwilligung dazu mit Thränen!

Als wir bey das Licht kamen, ſahen wir, daß es ſich in einem Hauſe befand, welches auf einem großen mit einer Mauer umzogenen Platze lag. Da faſt ganz Krolau katholiſch iſt, ſo konnte ich freylich hier niemanden, als Katholiken, erwarten, die ſich über den Anblick einer entlaufnen Nonne entſetzen, im heiligen Eifer ſie angreifen und wieder in die fürchterlichen Kloſtermauern zurück führen würden. Aber dieſer Gefahr auszuweichen ſahe ich keine Möglichkeit. Die Finſterniß war groß, die Wege mir unbekannt, wir beyde waren ſo erkältet, daß wir uns kaum noch regen konnten, und ich hätte wenigſtens noch zwey Meilen reiſen müſſen, wenn ich die Gränze des Bisthumes Krolau hätte erreichen wollen. Ich mußte mich alſo entſchließen, mich mit meiner Unglücklichen in die Gefahr zu wagen. Schöpfen Sie Muth, ſagte ich zu ihr, meine Liebe, und folgen mir, wir wandeln unter Gottes Augen, deſſen Hülfe am nächſten iſt, wenn alle Rettung verlohren zu ſeyn ſcheint.

Gott gebe es, und ſtehe mir bey! ſagte ſie, ſtieg vom Pferde ab, und folgte mir, nachdem ich mein Pferd angebunden hatte, durch die Pforte, die zu dem Platze führte. Es war, wie wir aus den Leichenſteinen, an die wir uns ſtießen, ſchlieſſen konnten, ein Kirchhof. Dies vermehrte die Furcht meines Mädchens noch mehr. Sie faßte meinen Arm mit beyden Händen feſte, und gieng mit bebendem Schritte, zwiſchen Leichenſteinen und Gräbern, nach dem Hauſe zu, wo ſich das Licht befand.

Das Maaß von Angſt und Schrekken, das uns für den heutigen Tag beſtimmt war, ſchien aber noch nicht voll zu ſeyn. Wir hatten einen neuen ſchrecklichen Zufall, der auch wohl den Beherzteſten hätte ängſtlich machen ſollen. Ich ſtürzte in ein ofnes Grab, zog die Nonne, die ſich feſt an mich geſchloſſen hatte, nach mir, und fiel auf einen menſchlichen Körper. Von Grauſen und Entſetzen durchdrungen, ſprang ich aus dem Grabe heraus, bot meiner Nonne die Hand, um ſie nachzuziehen, da dieſe aber aus allen Kräften auf den menſchlichen Körper trat, erwachte dieſer: O Mei! O Mei! was giebts? was iſt da? richtete ſich auf und hängte ſich an die Kleider der Nonne. Dieſe erlag unter dem Entſetzen, ſank ohnmächtig ins Grab, und ich ſprang ohne Bewußtſeyn einige Schritte zurück.

Wo bin ich? wer iſt da? Schmul! Schmul! biſt du nicht da? Giebſt du keine Jeſchube? — So rief es aus dem Grabe, dann kam eine weiſſe menſchliche Geſtalt hervor geſtiegen.

Jetzo fühlte ich das erſtemal recht lebhaft, was Grauſen und Entſetzen ſey. Mein Mund wurde trokken, eiskalter Schauer floß durch alle meine Glieder, ich wollte ſchreyen und konnte nicht, ich wollte laufen und konnte nicht. Die Geſtalt, die aus dem Grabe kam, wandelte auf mich los, verurſachte wirklich eine Anwandlung von einer Ohnmacht, die auch gewiß würde erfolgt ſeyn, wenn ich mich nicht wieder erinnert hätte, was mir mein Freund Wenzel von Geſpenſtern und vom Verhalten gegen dieſelben geſagt hätte.

Dies gab mir wieder ſo viel Kraft, daß ich, wiewohl mit bebender Stimme, fragte: wer biſt du?

Und wer biſt du denn? antwortete das Geſpenſt.

J. Ich bin ein rechtſchaffner Mann, der mit Wiſſen keine lebendige Seele kränkt, vielmehr allen Menſchen hilft, ſo viel er nur kann.

G. Und ich bin die Eſther.

J. Eſther? was denn für eine Eſther?

G. Die Eſther, Schimmens Tochter. Kennſt du mich nicht?

J. Alſo wohl eine Jüdin?

G. Ey freylich, wohne in der Kolchiſer Straße.

J. Aber, mein Gott! wie kommſt du denn hieher ins Grab?

G. Ins Grab? ins Grab? bin ich denn im Grabe geweſen?

J. Du ſiehſt es ja. Da iſt ja ein Kirchhof, da ſind ja Leichenſteine —

G. Gott erbarme dich! im Grabe bin ich geweſen? wie komme ich denn dazu?

J. Das weiß ich nicht. Komm mit! laß uns in dies Haus gehen, da wird ſich alles aufklären. Gieb mir die Hand!

G. O Mei! magſt wohl ein böſer Geiſt ſeyn.

J. So fühle doch meine Hand, mein Fleiſch, meine Knochen!

Sie ſchrie laut, da ich ihr die Hand gab, und nur durch vieles Zureden und Schmeicheln konnte ich ſie bereden, mir zu folgen. Ich öfnete die Hausthüre, tappte im Dunkeln durch das Haus, und fand nach vielem Suchen die Stubenthür. Als ich ſie öfnete, ſahe ich zwey Weibsperſonen, die gerade uns ſchrien, ſobald ſie uns erblickten, und, ohne auf das zu hören, was ich ſagen wollte, ſogleich zum Fenſter hinausſprangen.

Da ſtund ich nun mit meinem Geſpenſte allein. Es war ein herrliches, reizendes, Mädchen. Wir gaften einander beyde einige Minuten an, ohne daß wir im Stande geweſen wären, etwas zu ſagen. Endlich verwandelte ſich meine Furcht, ich weiß ſelbſt nicht, wie es zugieng, in Lachen. Aber, ſagte ich, um des Himmels willen, ſagen Sie mir doch, was die ganze Comödie vorſtellen ſoll?

Ich weiß von gar nichts, antwortete ſie, träume ich, oder wache ich, ich weiß nicht.

J. Beſinnen Sie ſich denn gar nicht, was mit Ihnen vorgegangen iſt?

Sie. Weiß von nichts, als daß ich krank war.

J. Sie ſind alſo krank geweſen? nun kann ich das Räthſel ſo ziemlich löſen. Vermuthlich fielen Sie in eine Ohnmacht, man hielt Sie für todt, und begrub Sie lebendig.

S. Gott erbarme dich! ich glaube es ſelbſt.

J. Aber da müſſen die Anſtalten bey Ihnen ſehr ſchlecht ſeyn, wenn man in Gefahr iſt, lebendig begraben zu werden. Bleiben denn die verſtorbenen Juden nicht zwey Tage liegen, ehe man ſie beerdigt?

S. Ach Gott! nein. Wiſſen Sie denn nicht, daß die Leiber der Todten unter der Gewalt der böſen Geiſter ſind, ſo lange ſie über der Erde liegen? daß ſie ſie martern und quälen?

J. Davon weiß ich kein Wort.

S. Ja, die Nozrim glauben gar wenig. Aber es iſt doch wahr. Unſere Anverwandten können uns keine größre Wohlthat erzeigen, als wenn ſie uns recht bald beerdigen. Denn höchſtens ſechs Stunden, länger bleibt bey uns niemand länger über der Erde, ſobald man ihn für todt hält.

J. Wie? nach drey, höchſtens ſechs Stunden begraben Sie Ihre Todten? Iſt das wirklich wahr?

S. So wahr ich Eſther heiſſe.

J. Und bey uns Nozrim, die wir mehrentheils die Todten erſt nach vier und zwanzig Stunden beerdigen, haben wir Exempel, daß welche lebendig ſind begraben worden. Wie viele Juden mögen wohl lebendig begraben werden?

S. Kann wohl ſeyn. Ich weiß ſelbſt, daß einmal eine Frau ſollte begraben werden, und ſich wieder aufrichtete, da man ſie abwuſch.

J. Und was machte man mit ihr?

S. Sie fiel bald wieder zurück. Da wartete man eine Stunde, hernach ſcharrte man ſie ein.

J. Barmherziger Gott! was höre ich! Wenn Sie nicht ein ſo ehrliches Geſicht hätten, ſo glaubte ich Ihnen nicht. Aber hört man denn nicht bey Ihnen, daß bisweilen die Todten in den Gräbern pochen?

S. Wie ſollen ſie denn pochen? Man legt ſie ja nicht in Särge, wie die Nozrim zu thun gewohnt ſind. Wir legen nur unten ein Bret und zwey an die Seite. Dann werfen wir Erde drauf, da müſſen ſie ja ſterben, wenn ſie auch wirklich noch lebten.

J. Gott erbarme dich! auf dieſe Art ſind vielleicht viele hunderte deiner Kinder durch den Aberglauben lebendig beerdigt worden.

Fortſetzung.

Wir ſtunden itzo gegen einander und klapperten vor Kälte, daß die Zähne zuſammenſchlugen. Der Ofen, der noch einige Hitze von ſich gab, war beyweitem nicht hinreichend unſre Kleider durchzutrocknen, und unſre erſtarrten Glieder zu erwärmen. Ich gieng alſo zur Stube hinaus, um mehr Holz aufzulegen, und itzo erſt, da ich einige derbe Stükken Holz in den Ofen geſchoben hatte, fiel mir meine Nonne ein, die noch im Grabe lag, und die ich vor groſſer Beſtürzung ganz vergeſſen hatte.

Zum Glück fand ich in der Stube eine Handlaterne, mit einem Lichte, das ich geſchwind anzündete, und ängſtlich nach dem Grabe lief, in welches das arme Mädchen geſtürzt war. Sie lag leblos da, mit dem untern Theile im Grabe, mit dem obern am Rande deſſelben. Ich zog ſie mit vieler Mühe heraus, ſchüttelte ſie, und, da dies nichts helfen wollte, ſchnitt ich mit einem Scheerchen, das ich in meinem Etui hatte, mir ein Büſchel Haar ab, zündete es an der Laterne an, rieb es ihr unter die Naſe, und brachte es durch dies Mittel ſo weit, daß ſie erſt ſchnaubte, dann wieder auflebte.

Wo bin ich? fragte ſie ängſtlich. In den Armen des Mannes, war meine Antwort, der ſich verbindlich gemacht hat, Sie zu retten.

Aber wo iſt, fragte ſie weiter, das Geſpenſt, das mich bey den Füßen hielt, und ins Grab hinab zog? wo iſt? wo iſt es?

Es iſt verſchwunden, ſagte ich. Und alle ihre Beſorgniſſe ſind verſchwunden. Wir haben hier keine Zeugen — Sie ſind in den Händen eines ehrlichen Mannes, folgen Sie mir getroſt. Sie that es zitternd. Aber kaum waren wir in die

Stube getreten, ſo ſank ſie wieder nieder, als ſie das Judenmädchen in Todtenkleidern erblickte.

Ich bat das Judenmädchen, das über den Anblick auch halb todt war, zurück zu treten, und brachte ſie mit vieler Mühe ins Leben zurück.

Da war das Geſpenſt! da war es! Jeſus! Maria, da war es! Alle gute Geiſter loben Gott den Herrn! So ſtammelte ſie, als ſie wieder erwacht war.

Fürchten Sie ja nichts, ſagte ich, es iſt kein Geſpenſt hier. Das iſt verbannet, ſo war ich ehrlich bin. Denn ich bin bey den Jeſuiten in die Schule gegangen, und habe das Geiſterbannen recht gut gelernt. Die Perſon, die Sie hier ſahen, lebt ſo gut, wie Sie. Faſſen Sie ſich, ſie ſoll wiederkommen. Da winkte ich dem Judenmädchen, das ſchüchtern herbey trat. Jeſus! Maria! ſchrie die Nonne wieder, das iſt ja ein leibhaftes Geſpenſt! Ich faßte aber das Geſpenſt bey der Hand, ſchlang meinen Arm um ſeinen Hals, und ſagte: wie könnte ich denn das wagen, wenn dieſe Perſon ein Geſpenſt wäre? Dadurch machte ich ihr wieder einigen Muth, konnte aber durch alle mein Zureden es nicht dahin bringen, daß ſie dem Mädchen die Hand gegeben hätte.

Da war ich nun zwiſchen zwey Perſonen, davon jede die andre fürchtete, beyde von Hunger und Kälte entkräftet waren.

Nachdem wir einige Minuten einander ſprachlos betrachtet hatten, ſagte ich, wir ſind alle verlohren, wenn wir in dieſen naſſen Kleidern länger bleiben, nahm das Licht, gieng in die Kammer, und da ich darinne einen Schrank voll Manns- und Weiberkleider, und eine Kiſte voll Wäſche fand, nahm ich heraus, ſoviel ich für uns für nöthig hielt, und trug es in die Stube. Hier ſind, ſagte ich, für uns alle Kleider, nehmen Sie, lieben Mädchen, ſie ohne Bedenken an, und laſſen Sie uns die naſſen Kleider ablegen. Nach vielen Zureden nahmen ſie ſie an, und die Umkleidung gieng vor ſich.

Ob es mit den Geſetzen der ſtrengſten Ehrbarkeit beſtehen könnte, daß eine junge Mannsperſon, nebſt zwey jungen Mädchen, ſich in einer Stube nakket entkleideten, will ich nicht entſcheiden. Wir mußten es thun, wenn wir nicht alle der Todesgefahr uns ausſetzen wollten, und das Gefühl von Hunger und Kälte verſcheuchte alle Gedanken, die, zu einer andern Zeit, unter dieſen Umſtänden, bey uns hätten rege werden können, Die Umkleidung gab uns allen einen ſehr poſſierlichen Anſtand. Ich ſtack in den Kleidern eines alten Juden, und die Mädchen in den Kleidern einer alten Jüdin. Zu einer andern Zeit würden wir vielleicht alle über einander gelacht haben, aber itzo ließ das Gefühl des Hungers keine Frölichkeit aufkommen.

Ich ſterbe, ſagte die Nonne, wenn ich nicht augenblicklich etwas zu eſſen bekomme. Und ich auch, ſagte die Jüdin. Mein eignes Gefühl ſtimmte ihnen bey.

In dieſer Verlegenheit fiel mir bey, daß ich einige Lebensmittel in meinen Mantelſack gepackt hatte. Deswegen zündete ich eine Laterne an, zog mein Pferd in die Schuppe, die ich hier erbauet fand, legte ihm vor das Gras, welches hier auf einem Haufen zuſammen lag, ſchnallte den Mantelſack ab, und trug ihn in die Stube. Bey Oefnung deſſelben fand ich einen herrlichen Kalbesbraten und ein ziemliches Brod, welches mir mein Verwalter eingepackt hatte. Voller Freuden, ja ich ſage nicht zu viel, voll Entzückung, packte ich es aus, griff nach den Tellern und Meſſern, die ich da aufgeſtellt fand, ſetzte und legte ſie auf den Tiſch und ſagte: Nun, meine lieben Mädchen, laßt uns unſer ausgeſtandnes Ungemach vergeſſen und frölich ſeyn! Wir waren alle am Rande des Grabes, und Gott rettete unſer Leben; wir erſtarrten vor Kälte, und Gott ſchenkte uns eine warme Stube; wir wollten verhungern, und der allbarmherzige Gott beſcherte uns eine gute Mahlzeit. Laßt uns eſſen und frölich ſeyn! Wie groß war aber mein Erſtaunen, da ich ſahe, daß beyde Mädchen vor dem Kalbesbraten zurückbebten, wie ich in meiner Kindheit vor einer Kröte, oder vor einer Spinne, zurückzubeben pflegte! Ich kann nicht eſſen: ſagte die Nonne, ich auch nicht, ſagte die Jüdin.

Und warum wollt Ihr denn nicht eſſen, fragte ich etwas heftig, Ihr habt ja eben itzo zu verſtehen gegeben, daß Ihr in Gefahr wäret zu verhungern. Warum wollt Ihr denn nicht eſſen?

Ich darf heute kein Fleiſch eſſen, ſagte die Nonne, denn es iſt Samſtag.

Und ich auch nicht, antwortete die Jüdin, denn es iſt nicht koſcher.

J. Nicht koſcher? Sie glauben vielleicht es wäre Schweinebraten? ich verpfände Ihnen aber meine Ehre, daß es die Keule von einem geſunden, wohl ausgeſchlachteten, Kalbe iſt.

Jüd. Ja, wenn gleich. Unſere Nation iſt nicht von dem hintern Theile der Thiere.

J. Auch nicht von reinen Thieren?

Jüd. Von gar keinem.

J. Das finde ich doch aber wirklich ſehr ſonderbar. Sie müſſen doch dazu einen ſehr wichtigen Grund haben. Das hintere Theil der Schöpſe, Hirſche, Kälber und Rinder iſt ja gerade das fleiſchigſte und ſchmackhafteſte.

Jüd. Den haben wir auch. Wiſſen Sie denn nicht, daß der Engel, da er mit dem Jekeph rang, ſeine Hüfte rührte und lähmte?

J. Das iſt der Grund? Weil alſo der Engel des Jekephs Hüfte gerührt hat, ſo folgt daraus, daß ſeine Nachkommen keine Kalbes- und Schöpſenkeulen eſſen dürfen. Wie das zuſammenhänge, das begreife ich warlich nicht. Wenn ich ſo ſchlieſſen will, ſo darf ich auch keinen Kalbeskopf und keinen Schweinskopf eſſen, denn mein Vater hat einmal, in einem Scharmützel, einen Hieb über den Kopf bekommen.

Jüd. Sie ſpotten? ich muß es wohl leiden, dann ich bin in ihrer Gewalt.

J. Gott bewahre mich, daß ich ſpotten ſollte! Aber das iſt doch wirklich zu arg, weil des Stammvaters Hüfte gelähmt wurde, ſo wollen die Nachkommen keine Kalbeskeule eſſen. Hum! Hum!

Jüd. Und überdies iſt ja Butter an dem Braten! Wiſſen Sie denn nicht, daß das bey unſerer Nation die größte Sünde iſt, Butter an das Fleiſch zu bringen? Wiſſen Sie denn nicht, daß wir keinen Löffel an das Fleiſch bringen dürfen, wenn Butter drinne geweſen iſt? Wiſſen Sie denn nicht, daß wir, wenn wir Fleiſch gegeſſen haben, ſechs Stunden warten müſſen, ehe wir Butter eſſen dürfen?

J. Ich glaube Sie ſind noch krank.

Jüd. Ich habe, gelobt ſey Gott! meinen vollkommnen Verſtand!

J. So bitte ich, um des Himmels willen, ſagen Sie mir doch nur einen vernünftigen Grund, warum Sie es für Sünde halten, den Braten mit Butter zu begießen?

Jüd. Wiſſen Sie denn nicht, daß es in der Thore verboten iſt? Iſt denn das nicht Grund genug?

J. Ich habe doch wahrhaftig die Thore auch geleſen, aber daß verboten wäre, den Braten mit Butter zu begießen, das erinnere ich mich doch nicht geleſen zu haben, ſo wahr ich ehrlich bin.

Jüd. Sie haben aber doch wohl geleſen, daß wir das Böcklein nicht kochen dürfen in ſeiner Mutter Milch?

J. Das wohl, was gehört denn aber das hieher?

Jüd. Nu?

J. Nu? iſt denn hier ein Böcklein? iſt denn hier die Milch von des Böckleins Mutter? Hier iſt ja Kalbesbraten, mit Butter begoſſen.

Jüd. Wenn gleich.

J. Alſo ſchließen Sie, weil man das Böcklein nicht kochen darf in ſeiner Mutter Milch, folglich — — darf man auch den Kalbesbraten nicht mit Butter begießen.

Jüd. Das machen Sie mit den Rebbinern aus. Genug ich eſſe nicht, und wenn ich ſterben ſollte.

M. Ich auch nicht.

J. Aber warum wollen Sie denn nicht eſſen. Iſts denn in Ihrer Kirche auch verbaten, den Kalbesbraten mit Butter zu begießen?

M. Das wohl nicht. Wir haben heute aber Faſttag.

J. Da dürfen Sie gar nicht eſſen?

M. Ey bewahre Gott! eſſen dürfen wir wohl, aber nur kein Fleiſch.

J. Aber Gemüß?

M. Warum nicht?

J. Und Fiſch?

M. Auch.

J. Und Torte?

M. Das wollte ich meynen.

J. Und dürfen auch wohl Wein trinken?

M. Soviel wir wollen.

J. Wenn ich Ihnen alſo eine Schüſſel voll Erbſen und Stockfiſch, Aal und Forellen, Torte und Wein auftrüge, ſo wollten Sie das alles genießen?

M. Nur geſchwinde damit her.

J. Und das wollten Sie faſten nennen?

M. Ey warum denn nicht?

J. Alſo kann man wohl trinken, daß man den Verſtand verlieret, und doch ſagen, daß man gefaſtet habe, wenn man nur kein Fleiſch gegeſſen hat!

M. Allerdings.

Ich legte betäubt meinen Kopf auf den Tiſch, und ſchämte mich vor mir ſelbſt, daß ich zu einer

Klaſſe von Geſchöpfen gehörte, die ſolche Trugſchlüſſe machen kann. Die Religionsſpötter ſind mir nun weniger verhaßt. Denn wenn das, was die Lehrer der Religion Religion nennen, den Menſchen zu ſolchen Trugſchlüſſen verleiten und ihn dahin bringen kann, daß er dem Gebrauche ſeiner geſunden Vernunft gänzlich entſagt, und ſich wie ein kleines unmündiges Kind behandeln und den Genuß der unſchädlichſten Dinge unterſagen läßt, ſo iſts wahrlich ſchwer, ſich des Spottes über Religion zu enthalten. Nach einigem Beſinnen richtete ich mich auf, und ſagte: Lieben Mädchen! laßt euch doch verſtändigen! Wenn ihr itzo zu mir in mein Haus kämet, und könntet nach einer Viertelſtunde in euren eignen Häuſern eſſen, ſo verſichere ich euch, auf meine Ehre, daß ich kein Wort verlichren wollte, um euch zu bereden, etwas zu genießen, das eure Religion verbietet. Aber itzo iſt es ja etwas ganz anders. Ihr ſeyd in Gefahr zu verhungern, und Hunger kennt kein Geſetz. Ich verabſcheue auch das Fleiſch von Pferden und Hunden. Wenn mich aber das Schickſal zu der Hütte eines Tataren oder Otaheititen führte, der Hunger plagte mich, und er ſetzte mir einen Pferde- oder Hunde-Braten vor, ſo würde ich ihn, ohne Bedenken, genießen.

Jüd. Ich eſſe nicht, und wenn ich verhungern ſollte.

N. Ich auch nicht.

J. Nun ſo kann ich euch nicht helfen. Ich habe nicht Luſt zu verhungern.

Und ſo griff ich denn zu, und ließ es mir wohl ſchmekken. Die armen Mädchen ſetzten ſich in die Winkel der Stube und weinten ſo bitterlich, daß mir das Herz vor Wehmuth hätte zerſpringen mögen.

Da ich geſättigt war, fiel mir ein, ob nicht etwa in dieſem Hauſe etwas zu finden ſey, das dieſe Unglücklichen genießen könnten. Ich zündete ein Licht an, durchſuchte das Haus, und kam zu meiner großen Freude in eine Kammer, wo ich eine Butterbüchſe, einige Käſe, Brod, und zwey Bouteillen Wein antraf. Wer war froher, als ich! ich packte alles zuſammen, trug es in die Stube, und ſagte: hier, ihr lieben Mädchen, hier iſt etwas, das ihr beyde ohne Bedenken genießen könnt.

Sie fielen mit unbeſchreiblicher Begierde an, und aßen; ich beſorgte Gläſer, ſchenkte Wein ein, den ſie ſich beyde, ſo wie ich auch, ſehr wohlſchmekken ließen. Bey dem Gläschen Wein fiengen wir alle an geſprächiger und vertraulicher zu werden. Die Nonne ſchilderte mir mit groſſer Beredſamkeit das Elend des Kloſterlebens, und erzählte mir Ausſchweifungen der Nonnen, die ich mich ſchämte anzuhören, und die ich mich ſchäme niederzuſchreiben. Die Lebensgeiſter der Mädchen wurden auſſerordentlich lebendig. Die Nonne ſchenkte ſich und der Jüdin und mir ein Gläschen nach dem andern ein. Sie ſagte ganz dreuſt, wie es denn möglich wäre, daß ein Mädchen ohne Mann glücklich ſeyn könnte? Die Jüdin ſtimmte bey, und aus beyder Augen loderte ein Feuer, das mir anfieng gefährlich zu werden. Denn bey alle dem grotesken Anzuge, in dem ſie ſtacken, leuchtete doch noch ihre Schönheit und Reiz hervor.

Du mußt bald abbrechen, dachte ich, wenn du deine Unſchuld erhalten willſt. Ich ſahe mich alſo nach einem Ruheplatze um, fand aber nicht mehr als ein zweyſchläfriges Bette.

Voller Verwirrung trat ich an das Fenſter, und — mein Entſchluß war bald gefaßt! Es iſt uns allen, ſagte ich, Ruhe nöthig, ich dächte wir ſuchten ſie. Ja, das dächte ich auch, ſagte die Nonne lächelnd.

Ich nahm die Betten, warf ſie auf die Erde, und ſagte, ſo ernſthaft ich konnte, hier iſt Platz für uns alle. Wir legten uns nieder.

Und ich — empfahl mich, mit einem kurzen Seufzer, denn mehr konnte ich itzo wirklich nicht thun, dem göttlichen Schutze, und ſchlief ein.

Fortſetzung.

Von den ausgeſtandnen Beſchwerlichkeiten ermüdet, ſchlief ich ſo feſte, daß ich erſt erwachte, da es völlig Tag war. Ich ſah mich zwiſchen zwey jungen Mädchen, die beyde ſo vielen weiblichen Reiz hatten, daß ich nicht wußte, welcher von beyden ich den Vorzug geben ſollte. Einige Minuten weidete ich meine Augen an dem Anblikke, dann aber ſtieg ich auf, und trat an das Fenſter, weil ich es aus vielerley Urſachen gar nicht für rathſam hielt, länger liegen zu bleiben. Die Ausſicht vom Fenſter gieng auf den Kirchhof, und war, bey meiner dermaligen Lage, die beſte. Sie erweckte in mir das Andenken an Tod und Unſterblichkeit, welches gar mancherley Bildern, die der Anblick der ſchönen, jungen Mädchen in meiner Einbildungskraft hervorgebracht hatte, ziemlich das Gegengewicht hielt. Aber doch nicht ganz. Ich war noch immer unentſchloſſen, wie ich mich in meiner kritiſchen Lage nehmen ſollte. Und wirklich, wenn die Mädchen erwacht wären, und hätten mir etwa, mit vielen Händedrükken, ihre Dankbarkeit verſichert, ich glaube, ſie hätten mehr auf mich gewirkt, als viele Leichenſteine.

Aber gerade da die Nonne ihre blauen Augen aufthat, und mit einem unbeſchreiblichen Schmachten nach mir ſahe, traten zwölf Juden in corpore in die Stube.

O Mei! riefen ſie, was iſt denn das? was ſoll denn das bedeuten!

J. Lieben Freunde! ich kann es ſelbſt nicht ſagen, es wird ſich aber alles aufklären, wenn wir mit Gelaſſenheit davon ſprechen. Kennen Sie die Perſon, die Sie hier liegen ſehen?

Jud. Das wollten wir meynen, es iſt ja die Eſther, die wir begraben haben.

J. Und warum haben Sie das Grab offen gelaſſen?

Jud. O Mei! es war ja ein großer Brand in der Stadt, da erſchraken wir und liefen davon, und vergaßen die Eſther und ihr Begräbniß.

J. Und ich kam als ein Reiſender mit dieſem Frauenzimmer hierher, und ſuchte eine Herberge in dieſem Hauſe, und da ich über den Kirchhof gieng, ſtürzte ich in das Grab der Eſther, davon erwachte die Eſther!

Jud. Gott erbarme dich!

J. Iſt großer Schaden in Krolau geſchehen?

Jud. Faſt die ganze Stadt iſt niedergebrannt. Wir haben alle unſere Häuſer eingebüßt.

J. Das iſt doch traurig. Sind denn ſo ſchlechte Feueranſtalten in Krolau?

Jud. Die Anſtalten ſind ja wohl gut. Aber es iſt da alles gebauet Haus an Haus, wie wenn die Erde für die Menſchen nicht groß genug wäre. Wenn da ein Haus anbrennt, ſo iſt faſt an kein Retten zu denken.

J. Aber das iſt doch himmelſchreyend, daß ihr Leute die Menſchen lebendig begrabt. Das muß ich dem Biſchof anzeigen, damit er euch durch Geſetze zwingt, eure Todten länger über der Erde zu laſſen.

Jud. O thue es der Herr um Gottes willen nicht. Wir brauchen bey unſern Todten alle mögliche Sorgfalt, und haben beſondere Leute dazu beſtellt, die die Todten ſorgfältig unterſuchen müſſen, ob auch noch Leben in ihnen iſt.

J. Die müſſen doch wohl ihre Sachen ſchlecht verſtehen, denn ſonſt hätten ſie ja die Eſther nicht begraben, in der noch Leben iſt, wie Ihr wohl ſehet.

Jud. Das iſt auch das erſte Exempel, das wir erlebt haben.

J. Kann alles wohl ſeyn, denn Ihr legt die Verſtorbenen nicht in Särge, Ihr werft ihnen Steine und Erde auf den Mund, und belaſtet damit ihren Körper. Da muß ihnen ja freylich wohl das Schreyen und Pochen und Lebendigwerden vergehen. Aber das iſt doch eine unerhörte Grauſamkeit. Das muß ich doch anzeigen.

Jud. (knieend) Um Gottes willen thue es der Herr nicht! Unſere Religion fordert es, daß wir unſre Todten früh begraben. Kränke uns der Herr nicht in dem Glauben unſerer Väter!

J. Das iſt aber doch eine ſchreckliche Religion, die verlangt, daß man die Menſchen lebendig begraben ſoll.

Jud. Um Gottes willen thue es der Herr nicht. Wir ſind alle verlohren. Wir müſſen ſo

uner.

unerhörte Abgaben entrichten, wenn nun die Geiſtlichen ſo etwas auf uns bringen könnten, ſo zögen ſie uns gar das Fell über die Ohren.

J. (nach einigem Beſinnen) Gut ich will ſchweigen. Aber, Ihr könnt mir auch eine Gefälligkeit erweiſen. Seyd Ihr dazu bereit?

Jud. Von Herzen gern. Und wenn wir dem Herrn mit unſerm Blute dienen könnten, ſo wollten wir es thun, wenn wir nur wiſſen, daß der Herr ſchweigt.

J. Dieſes Frauenzimmer, das ich bey mir habe, iſt aus dem Kloſter entwichen. Wolit Ihr mir wohl Kleider verſchaffen, die ſie mit ihren Kloſterkleidern verwechſeln, und Kutſche und Pferde, mit denen ich davon fahren kann?

(Sie ſahen einander bedenklich an, und ſchlugen in die Hände.)

J. Was bedenkt Ihr Euch lange? ich bezahle alles.

Jud. Ach, das iſt eine bedenkliche Sache: Wenn das verrathen würde, ſo würden wir alle aus dem Lande verjagt.

J. Durch mich wird es nie verrathen.

Wenn es aber der Herr bezahlen will, ſagte ein alter Graubart, warum ſollten wir ihm denn nicht helfen? Ich beſorge alles, ich nehme alles auf mich. Binnen einer Stunde hat der Herr Antwort.

So gieng er fort, und ehe noch die Stunde verſtrichen war, kamen ſchon einige Jüdinnen, die verſchiedene weibliche Anzüge unter ihren Mänteln brachten. Ich wählte einen ſolchen, unter dem meine Nonne vor ein Kammermädchen paſſiren konnte, gab ihn ihr, und ſie legte ihn im Nebenzimmer an. Bald darauf kam eine Kutſche mit 4 Pferden. Ich bezahlte alles, nach der Forderung, die ſie an mich thaten, die ganz mäſſig war, ſetzte mich mit der Nonne ein, ließ mein Pferd durch einen Judenjungen verreuten, und ſo gieng es mit verhängtem Zügel nach meinem Landgute zu.

Auf dieſe Art habe ich nun ein Mädchen im Hauſe, das mir gefährlich iſt. Bis itzo weiß ich noch nicht, was ich mit ihr anfangen ſoll. Vielleicht kann ich es Ihnen nächſtens ſchreiben. Von ganzem Herzen bin ich

Ihr

Carl.

Sieben und zwanzigſter Brief.

Carl an Henrietten.

Carlsberg, den 22ten Nov.

Ich habe meine Mutter aufgeſucht, um mit ihr die größte Angelegenheit meines Herzens in Ordnung zu bringen, und Ihnen, meine, über alles geliebte, Henriette! melden zu können, daß die letzte Schwierigkeit gehoben ſey, die der ſo ſehnlich gewünſchten Verbindung mit Ihnen im Wege ſteht. Noch habe ich ſie aber nicht finden können. Aber der Wagen iſt ſchon angeſpannt, in dem ich nach Kolchis fahren werde, wo ich ſie gewiß zu finden hoffe. Dann melde ich Ihnen — doch nein, ich ſage Ihnen unter den feurigſten Umarmungen ſelbſt, daß ich bis an den letzten Hauch meines Lebens ganz bin

der Ihrige
Carlsberg.

Acht und zwanzigſter Brief.

Carl an den Oberſten von Brav.

Kolchis, den 25ſten Nov.

Mein Beſter Herr Vetter!

Ich bin mit dem Wagen, den ich einmal verdingt hatte, nach Kolchis gefahren, um meine Mutter aufzuſuchen, und bin nun hier.

Ich kehrte im Hôtel de Crolau ein, und kaum hatte ich den folgenden Tag mein Frühſtück eingenommen, ſo gieng ich aus, um das Haus aufzuſuchen, in dem meine Mutter abzuſteigen pflegt.

Da ich aber über den Markt gieng, hatte ich abermals einen Anblick, vor dem meine Menſchheit zurück bebte, und den ich mich ſchäme nieder zu ſchreiben. Ein Bataillon von der hieſigen Garniſon ſtund auf dem Markte, der, wie Sie wiſſen, ziemlich groß iſt, und hatte eine Gaſſe formirt. Jeder Soldat hielt im linken Arme ſein Gewehr, und in der rechten Hand eine Spiesgerte. Ein junger wohlgewachsner Menſch wurde durch zwey Corporals, die die Spitzen ihrer Spondons nach ihm zugekehrt hatten, durch dieſe ſcheusliche Gaſſe, die ich eher in Japan, als in Kolchis vermuthet hätte, geführt. Er war nackt bis auf den Gürtel, ſeine Hände waren mit einem Strikke zuſammen gebunden, und ſeine Haare unter den Hut geſtopft. Jeder ſeiner Cameraden gab ihm, ſo oft er vorbey gieng, einen Hieb mit der Spiesgerte auf den entblößten Rükken. Kaum war er zweymal durch, ſo ward der Rükken blau und ſchwoll auf, dann floß das Blut herunter in die Beinkleider, endlich hieng die Haut umher, und ich ſah, wie ſie an den Spiesgerten kleben blieb. Der Schaum trat dem Elenden vor den Mund, er hob ſeine Hände gen Himmel, als wenn er auf Gottes Gerechtigkeit provocirte. Er fiel auf die Knie, wurde aber wieder in die Höhe geriſſen, und ſo lange gepeitſcht, bis er weiter gieng.

Gott im Himmel! dachte ich, wo iſt deine Barmherzigkeit, wenn du zuſehen kannſt, daß dein Werk, das du gemacht haſt, ſo grauſam behandelt, ſo ſchrecklich zu tode gemartert wird?

Wild ſahe ich umher, ob ich nicht einen, nicht einen Menſchen finden könnte, dem ich meine Empfindungen mittheilte, aber — ich fand ihn nicht.

Ich ſah nach den oberſten Etagen der Häuſer, und ſah ſie durchaus beſetzt mit friſirten Köpfen, die Tebak ſchnupften und rauchten, Chokolate tranken, und bons mots machten, einander in die Ohren pflüſterten, und lachten, daß ſie ſich hätten ausſchütten mögen.

Verzeihen Sie mir, lieber Herr Vetter, daß ich Ihnen die menſchliche Natur ſo male, ich habe ſie ſo geſehen. Ich zweifle daran, daß, ſeitdem Bäre und Wölfe exiſtiren, jemals Bäre und Wölfe mit ſo kaltem Blute ihrem Mitbäre und Mitwolfe ein Stück Fleiſch nach dem andern vom Leibe geriſſen, und ſich dazu gekützelt haben, wie hier geſchahe. Und ich fühlte mich geneigt, der menſchlichen Natur zu fluchen, wenn ich nicht durch den Erfolg auf andere Gedanken wäre gebracht worden.

Ein Ungeheuer von Menſchen, mit gepudertem Kopfe, Uniform, und Degen in der Hand, das man Oberſtlieutenant nannte, ritt an der mit Menſchenblut befleckten Gaſſe auf und ab und ſchrie: Haut zu Ihr Hundeſeelen! Haut zu! der Kerl hat Ochſenleder, das muß durchgegerbt werden. So! recht! bravo! immer zugehauen!

Und wenn er einen ſah, der Menſch genug war, um das Barbariſche der Handlung zu fühlen, ſo gab er ihm mit der flachen Seite ſeines Degens einige Hiebe.

Endlich kam er doch an einen, der, ſo ſehr er auch vom Pöbel war, doch die Würde der menſchlichen Natur ganz fühlte.

Wüthend rennte er an ihn. Teufelskerl, ſagte er, du ſchlägſt ja nicht zu, und verſetzte ihm etliche derbe Hiebe.

Aber er war an den rechten Mann gekommen. Der Schwarzkopf warf ſeine Gerte zur Erde, ſtamfte mit ſeinem Gewehre grimmiglich nieder und ſagte: meynt denn der Herr! daß ich ſein Schinderknecht bin? Meynt er denn, daß ich an meinem braven Cameraden zum Schinderknechte werden ſoll? Wenn der Herr Menſchen hinrakkern will, ſo kann er ja ſelbſt hintreten und Schinderknecht werden. Herr zum Schinderknechte bin ich nicht gemacht.

Der Barbar war niedergeworfen durch die ſtarke Sprache der Wahrheit und Menſchheit, er ward blas und ſtammelte:

Wa — wa — was nimmt ſich der Kerl da heraus, denk einmal! denk einmal! iſt kein

Subordination mehr? Kein Kriegsrecht? wa — wa — wa — was iſt das? Herr Lieutenant von Silkowitz, führen Sie doch den Kerl in Arreſt!

Das laß ich wohl bleiben, ſagte der brave Lieutenant. Ich habe ſchon lange das Barbariſche des Spießruthens gefühlt. Kaum werden Negerſklaven ſo behandelt, als unſere freygebohrnen Brüder. Ich ſchäme mich vor mir ſelbſt, daß dieſer gemeine Menſch mir zuvorgekommen iſt, und ſo laut geſagt hat, was ich nur gedacht habe. Und — ehe ich dieſen braven Kerl will in Arreſt führen, ehe zerbreche ich hier meinen Degen.

Geſagt! gethan! Er zerbrach den Degen, und warf das Gefäß dem Oberſtlieutenannt an die Bruſt. Alle Officiere ſtanden um ihn, und — kaum hatte er den Degen zerbrochen, ſo zerbrachen ſie auch die ihrigen, und der elende Menſch wurde mit einem Platzregen von Degengefäßen bedeckt. Er gab ſeinem Pferde die Spornen und ſprengte fort.

Kaum ſahe dies das Bataillon, ſo warf jeder ſein Gewehr und ſeine Gerte hin und ſchrie, ſo laut er konnte: ich bin auch kein Schinderknecht!

knecht! ich bin auch kein Schinderknecht! ich auch nicht! ich auch nicht! ich auch nicht! und ſo entſtund ein wildes Getümmel.

So ſehr mich auch dies labte, ſo nahm ich doch daran weiter keinen Antheil, ſondern heftete meine Augen ganz auf den armen Geſpießrutheten, der da nackt, zerfleiſcht, mit Blut überdeckt, mit gebundnen Händen ganz zuſammen gekrümmt, und zitternd ſtund. Ich fühlte es ganz, daß ich ein Menſch war, gieng betrübt zu ihm und bedauerte ihn, unterdeſſen daß einer ſeiner Cameraden ſein Taſchenmeſſer heraus holte, und den Strick zerſchnitt, mit dem er gebunden war. Armer Menſch! ſagte ich, warum mishandelt man dich ſo?

Er. Weiß nicht — weiß nicht — weiß nicht.

J. Du mußt doch etwas gethan haben, das der Spießruthen werth iſt.

E. Weiß nicht — weiß nicht. Ach Herr Jeſu Chriſte! erbarme dich! ach! ach!

J. Armer Menſch! Scheinſt viel Schmerzen zu haben —

E. Herr Jeſu Chriſte! ach! ach! a weh!

J. Sey getroſt! dein armer wunder Rücken ſoll geheilt werden.

E. Schießen Sie mir nur eine Kugel vor den Kopf! geſchwind! geſchwind! eine Kugel vor den Kopf!

Während dieſes Geſpräches hatte ſich alles um mich gedrängt, und alles bedauerte ihn. Ach! beſter Herr Vetter! die Menſchen haben Gefühl für die Wahrheit, wenn dieſe nur immer Kraft genug hätte, ihre Stimme zu erheben.

Gern hätte ich mich mit dem Geſpiesrutheten länger unterhalten, und von ihm erfahren, in wieferne er dieſe harte Strafe verdient habe. Ich ſahe aber wohl, daß ihm der Schmerz nicht erlaubte, mir etwas Vernünftiges zu antworten. Deswegen verließ ich ihn, und ſuchte den Lieutenant auf, der die Rechte der Menſchheit ſo männlich vertheidigt hatte. Er gieng auf dem Markte mit funkelnden Augen auf und ab, und bemerkte mich nicht, ob ich ihm gleich einigemal ſehr nahe kam.

Endlich faßte ich ſeine Hand und ſagte: ich muß Ihnen danken, edler Mann, Sie haben —

L. Warum denn danken? habe ich mehr gethan, als meine Schuldigkeit? ich habe im Namen der ſeufzenden Menſchheit gehandelt.

J. Und ich — ich — danke Ihnen im Namen der ſeufzenden Menſchheit. Denn es iſt doch wirklich grauſam einen Menſchen ſo zu quälen —

L. Ach mein Herr! die Qual, die ſo ein Elender duldet, iſt das Wenigſte, was mich erbittert. Er hat doch mehrentheils einige Schuld, und Schuld und Strafe können freylich nicht immer mit einander in richtiger Proportion ſtehen, weil der Richter nicht ins Herz ſehen kann — weil er nicht beurtheilen kann, wie viel ein Verbrecher wahre Schuld hat.

J. Und was hat Sie ſonſt ſo ſehr aufgebracht?

L. Das Verderben der Moralität, das daraus entſteht. Die menſchliche Natur wird durch ſolche Grauſamkeiten verſchoben und verſchroben. Sie wird dadurch gewöhnt, Menſchenblut, Menſchenblut, Herr! Menſchenblut, das jedem, der Menſch iſt, theuer ſeyn ſollte, fließen zu ſehen, ohne etwas dabey zu fühlen, Menſchenblut zu vergießen. Der Soldat wird gezwungen, oft ſeinen beſten Freund zu peitſchen, und ſein Herz gegen ſein Seufzen, ſein Zähneknirſchen, ſeine Convulſionen zu verhärten. Herr! was für Menſchen muß das geben! zu welchen Schandthaten muß ein Menſch aufgelegt ſeyn, der fühllos ſeinen Bruder bis zu Verzukkungen peinigen kann!

J. Wahr iſt es! denn wenn ich mir Menſchen gedenke, die einem Hund, der ſie etwa beleidigt hätte, das Fell langſam durchhauen wollten, bis er durchaus mit Blute befloſſen wäre — wie grauſam müßten die ſeyn!

L. Ey freylich. Herr! ich bin Vater — ich habe drey Kinder und dulde es nicht, daß ſie einen Käfer peinigen. Denn der Käfer iſt mein Mitgeſchöpf, und Leiden, die ich ihm ohne Noth zufüge, entehren das Werk Gottes. Und ich, Vater, der ich es meinen Kindern verweiſe, wenn ſie einen Käfer peinigen, ich ſoll Menſchen martern helfen! welcher Contraſt!

Das iſt wohl alles wahr, ſagte einer von den Officieren, die neben uns den Markt auf und abgiengen, was Sie da vorbringen, es iſt alles wahr, ich habe es längſt gefühlt, aber geben Sie mir doch ein ander Mittel an, einen ſolchen Schwarm Leute, die mehrentheils vom niedrigſten Pöbel ſind, im Zaume zu halten!

L. Ein ander Mittel? dies will ich Ihnen gleich ſagen. Erklären Sie ſich nur erſt, was die Beſtimmung des Soldaten ſey? ſo will ich Ihnen auch gleich die Mittel angeben, wie er dahin kann gebracht werden, ſeiner Beſtimmung gemäß zu leben.

O. Was für eine andere Beſtimmung des Soldaten kann ich mir denken, als blinden Gehorſam gegen ſeine Vorgeſetzten?

L. So? ſo wollen Sie alſo, daß der Menſch, der eben ſowohl Menſch als ſeine Vorgeſetzten iſt, oft noch mehr Menſch iſt, als ſie, Maſchine werden, ſeiner Vernunft, allem Nachdenken entſagen, und ſich blos nach dem Winke ſeiner Vorgeſetzten bewegen ſoll?

O. Ey das wollte ich meynen!

L. Und da muß ich Ihnen ſagen, daß Sie einen Kerl, der wirklich Menſch iſt, der nur noch einiges Gefühl für die Rechte der Menſchheit hat, nie dahin bringen werden, daß er Maſchine wird. Sie mögen ihm Spiesruthen oder die Knut geben; er bleibt immer Menſch! Er leidet, ſo lange er ſich zu ſchwach fühlt, das Joch abzuſchütteln, ſobald aber die Gelegenheit kommt, ſich in Freyheit zu ſetzen, ſo thut er es, und wenn auch darüber alle ſeine Treiber zu Boden getreten werden ſollten.

O. Aber ſagen Sie mir, wie das Vaterland vertheidigt werden ſoll? —

L. Das Vaterland vertheidigt werden? Und ſagen Sie mir, ob Sie glauben, daß der Menſch durch Spiesruthen dazu müſſe gepeitſcht werden, ſein Blut für ſein Eigenthum, für ſeine Eltern für ſein Weib und Kind aufzuopfern? Glauben Sie denn nicht, daß ihn die Natur dazu treibe?

O. Man ſieht es ja wohl wie es geht, ſobald wir zu Felde ziehen? Sie erinnern ſich wohl nicht mehr, daß uns im letztern Feldzuge die beſten Leute zu Hunderten durchgegangen ſind?

L. O ich erinnre mich gar wohl, und das beſtätigt eben meinen Satz. Unſere Leute werden ja geſpiesruthet, daß ſie oft auf der Stelle liegen bleiben, was helfen dann alſo die Spiesruthen, wenn ſie doch durchgehen?

O. Was würde nun erſt aus uns werden, wenn wir die Spiesruthen abſchaften?

L. Das kommt mir eben ſo vor, als wenn Sie ſagten, wenn der Menſch ſeine Vorgeſetzten nicht liebt, wenn ſie ihn bis auf die Ribben peitſchen, wie will er ſie denn lieben, wenn ſie ihn gelinde behandeln! Ich muß es ihnen aber ſagen, daß der gröſte Theil unſerer Armee gar nicht fürs Vaterland ſtreite, dann er beſteht ja aus Ausländern. Und was liegt denn den Ausländern daran, ob Kolchis unſerm Fürſten, oder dem Fürſten in Ritterſtadt gehöre. Sind denn nicht Leute genug in unſerm Lande es zu vertheidigen, wozu brauchen wir denn die Ausländer?

O. Dieſe haben ſich aber doch verbindlich gemacht, daß ſie unter unſerer Fahne ſtreiten wollen, haben darauf Handgeld genommen, haben Sold gezogen, ſind das nun nicht Schurken, die ihr Wort brechen, und das Geld, das ſie vom Fürſten zogen, entwenden? Muß für ſolche Schurken nicht eine harte Strafe beſtimmt werden? und können Sie mir eine ſchicklichere nennen, als Spiesruthen?

L. Daß die Schurken ſind, die Geld unter der Bedingung nehmen, daß ſie gewiſſe Dienſte leiſten wollen, und hernach untreu werden, will ich gar nicht leugnen. Aber wer macht ſie denn zu Schurken? ſind wir es denn nicht ſelbſt? Warum fordern wir denn, warum laſſen wir uns denn verſprechen ſolche Dinge, die zu erfüllen die menſchlichen Kräfte überſteigt? welcher vernünftige Menſch wird ſich denn entſchlieſſen können, für einige Kreuzer, die ihm täglich gereicht werden, ein Land, mit der ſtrengſten Subordination, zu bewachen, das ihn nichts angeht? ſein Blut für ein Land aufzuopfern, wo er weder Vater noch Mutter, weder Weib noch Kind hat? Wir fordern es von ihnen, machen wir da die Leute nicht ſelbſt zu Schurken?

O. Aber zwingen wir ſie denn etwa zu unſerm Dienſte? iſts denn nicht ihr freyer Wille? —

L. Ich bitte Sie um Gottes willen, ſchweigen Sie mit Ihrem freyen Willen! Ich bin auch ſechs Jahre auf Werbung geweſen, und kenne den freyen Willen derer ſchon, die ſich entſchlieſſen, Soldaten zu werden. Kein Ausländer, das ſage ich Ihnen gerade dazu, wird bey uns freywillig Soldat. Entweder der Hunger zwingt ihn dazu, und da iſts grauſam, wenn man einen freyen Menſchen durch das Gefühl des Hungers in die Falle lockt, wo er lebenslang ſeine Freyheit verliert. Oder die Verzweiflung, in die er ſich durch Schulden, oder jugendliche Ausſchweifungen, oder eine misvergnügte Ehe geſtürzt hat, jagt ihn uns zu. Wie können Sie denn ſagen, daß der frey handle, der in den Abgrund ſinken will, und in der Angſt den einzigen Aſt ergreift, den er noch ergreifen kann? Oder er hat ein Verbrechen in ſeinem Vaterlande begangen, und ſuchet deswegen bey uns eine Freyſtatt. Da ſage ich nun wieder, daß der nicht frey handle, dem die Todesfurcht eine Entſchließung auspreßt. Und wie können wir denn von Leuten Treue erwarten, die ihrem eignen Vaterlande untreu waren? Wollen wir ſie ihnen vielleicht durch Spiesruthen einprügeln? Endlich werden auch viele durch unſere Lügen hintergangen. Wir machen ihnen Hofnung zur Freyheit, ob gleich unſere Lebensart die größte Sklaverey iſt; verſprechen ihnen Avancement, wenn wir gleich wiſſen, daß ein Bürgerlicher darauf nicht rechnen darf, capituliren mit ihnen und halten die Capitulation nicht; ſo betrügen wir die Leute, ſetzen ſie durch unſere falſchen Vorſpiegelungen in die Nothwendigkeit, ſich mit uns zu verbinden. Handeln denn nun dieſe Leute frey? Wenn ſie in der Folge einſehen, daß ſie gefehlt haben, und ſich wieder die Freyheit wünſchen, dann ſind freylich ſolche barbariſche Mittel nöthig, ihnen dieſen Wunſch zu benehmen, dergleichen die Spiesruthen ſind.

O. Wer zwingt denn aber die Deſerteurs zu uns zu kommen?

L. Die Härte ihrer Officiers.

O. Und dafür bin ich Ihnen Bürge, daß die mehreſten blos durch die Begierde nach dem Handgelde ſich verleiten laſſen, zu uns über zu gehen. Dieſe handeln doch wohl frey?

L. Um des Friedens willen will ich Ihnen zugeſtehen, daß dieſe frey handeln. Aber ſind wir denn nicht Thoren, wenn wir Leuten Handgeld geben, von denen wir gewiß wiſſen, daß ſie ihren vorigen Herrn um daſſelbe betrogen haben? Welcher vernünftige Herr nimmt denn einen Bedienten an, von dem er weiß, daß er ſeinen vorigen Herrn beſtohl? Und ich bitte Sie um alles, was heilig iſt, ſagen Sie mir nur, ob Sie wirklich glauben, daß wir durch Spießruthen, Kantſchuhe, Podokken, Knut, oder wie ſonſt die Ueberbleibſel heiſſen, die wir von unſern rohen, unwiſſenden, barbariſchen Vorfahren geerbt haben, vermögend ſind, den wirklichen Schurken zu beſſern?

O. Um die Beſſerung bekümmert ſich der Soldat nicht. Wenn wir nur den gemeinen Mann dahin bringen, daß er ſeine Schuldigkeit thut, ſo iſts gut. Und dazu ſind doch die Spießruthen noch immer das beſte Mittel.

L. Aber was iſt denn des Soldaten Schuldigkeit? Iſts die, daß er ſich wie eine Wanduhr, oder eine andere Maſchine behandeln laſſe, ohne ſeine Vernunft zu gebrauchen; ſo ſchwöre ich Ihnen zu, daß wir niemanden, der nicht von Natur Maſchine iſt, dahin bringen. Iſts aber Vertheidigung des Vaterlandes, ſo iſt ja das närriſch, daß wir von Ausländern fordern, das Vaterland zu vertheidigen. Unſer Land iſt ja des Ausländers Vaterland nicht, und wenn wir ihn in unſerm Lande krumm und lahm ſchlagen, ſo wirds doch ſein Vaterland nicht, und wenn wir ihm die Ribben zuſammentreten, ſo werden wir ihn doch nicht dahin bringen, daß er glaube unſer Land ſey ſein Vaterland. Des Krolauers Vaterland iſt und bleibt Krolau, und des Ritterſtädters Vaterland Ritterſtadt.

O. Wenn ich Ihnen dies auch alles zugebe, ſo ſind doch die Landskinder noch übrig.

L. Und haben die Landskinder etwa nöthig, durch Spießruthen zur Vertheidigung des Vaterlands gezwungen zu werden? Läßt nicht der Wolf für ſeine Jungen ſein Leben, ohne daß man ihn dieſe Pflicht durch Spießruthen lehrt, warum nicht auch der Menſch?

O. Schöne Worte! ein witziges Gleichniß! Schade nur, daß die Erfahrung damit nicht übereinſtimmt. Sie erinnern ſich wohl gar nicht mehr, daß wir gegen 6000 Landskinder im vorigen Kriege gezählt haben. —

L. Liebſter Mann! mit dem vorigen Kriege kommen Sie mir ja nicht! Das war ein Eroberungskrieg, kein Krieg fürs Vaterland. Wenn wirklich das Vaterland angegriffen und vertheidigt wird, ſo thut jeder Bürger, wenn er nicht von Haus aus ein ausgezeichneter Schurke iſt, ſeine Schuldigkeit, ohne daß man ihn ſpießruthet. Wenn er aber Blut und Leben aufopfern ſoll, um ſeines Fürſten Titel um einen Daumen breit zu vergrößern, ſo will ihm dies freylich nicht behagen, und man muß zu den unnatürlichſten Mitteln ſeine Zuflucht nehmen, um unnatürliche Pflichten ihn zu lehren. Und wenn ich Ihnen alles heraus ſagen ſoll, wie ich es auf dem Herzen habe —

Er ſah mich mit einer bedenklichen Miene an, und brach das Geſpräch ab. Da ich nun merkte, daß meine Geſellſchaft ihm läſtig wäre, entfernte ich mich. Den andern Tag gieng ich aus, um meine Mutter aufzuſuchen.

Aber ein heftiger Lermen, der durch eine Menge Trommeln verurſacht wurde, zog mich an ſich. Ich lief nach dem Orte zu, von dem der Schall herkam.

Das Rühren der Trommel war ein Signal, daß die ganze Garniſon ſich auf dem Markte verſammlen ſollte. Sie kam bald zuſammen, ſtellte ſich in Ordnung, und, bey alle dem Widerwillen, den ich gegen den Soldatenſtand gefaßt hatte, mußte ich doch die Pünktlichkeit bewundern, mit welcher jeder ſeinen Platz ſuchte und fand. In der That bekam ich hohe Begriffe von der ganzen militäriſchen Einrichtung, da ich ſah, wie durch den Ruf und den Wink eines Einzigen ein Paar tauſend Mann eben ſo leicht gelenkt wurden, wie meine Seele ihre Finger lenkt, wenn ſie auf dem Klaviere ſpielt.

Sobald alles in Ordnung ſtund, wurde wieder durch die Trommel das Zeichen zur Stille und Aufmerkſamkeit gegeben, worauf eine ſo unglaubliche Stille erfolgte, daß ein Blinder würde gemeynt haben, er ſey ganz einſam auf dem Markte.

Ein fürſtlicher Bevollmächtigter trat hervor, und verlas, mit durchdringender Stimme, folgendes fürſtliche Reſcript, das ich für Sie habe kopiren laſſen:

„Ich habe mit groſſem Misfallen vernommen, daß das zweyte Bataillon vom Krollmanniſchen Grenadierregimente gegen den Obriſtlieutenant von Schurr einen Aufſtand erregt, ihn ſogar gemishandelt habe, und daß, welches unglaublich iſt, die Officiers daran Theil genommen haben. Ich würde dieſen Ungehorſamen meine ganze Ungnade fühlen laſſen, wenn ich nicht wüßte, daß dieſe Irregularität blos von dem Abſcheue gegen die Spießruthen, und durch das Mitleiden gegen den Unglücklichen, der ſie fühlen mußte, wäre veranlaßt worden.

Schon längſt habe ich das Abſcheuliche, Grauſame und Unmenſchliche dieſer Gewohnheit gefühlt, die ich nicht eingeführt, ſondern von meinen Vorfahren eingeführt gefunden habe, und die vermuthlich in den Zeiten entſtanden iſt, da man noch die alten Weiber verbrannte, den Gefangnen Naſen und Ohren abſchnitt, und die Unſchuld der Menſchen durch die Feuerprobe zu erforſchen ſuchte. Schon ſeit einiger Zeit habe ich den Vorſatz gefaßt, dieſe ſchändliche Gewohnheit bey meiner Armee abzuſtellen, weil ich weiß, daß ſie vorzüglich zur Abſicht hat, das Mitleiden bey den Soldaten zu erſticken, ſie hart und grauſam zu machen, und ſie darinne zu üben, Menſchenblut ohne Rührung fließen ſehen zu können, welches doch für unſre aufgeklärte Zeiten gar nicht mehr ſchicklich iſt. Allein bis itzo bin ich es noch nicht im Stande geweſen, weil die Spießruthen ein Hauptrad in einer großen Maſchine ſind, die ſtille ſtehen würde, ſobald man dieſes Rad heraus nehmen wollte.

Je ernſtlicher ich nun geſonnen bin, das Scheuſal der Spießrutherey, ſobald es ſchicklich iſt, gänzlich aufzuheben; deſto misfälliger iſt es mir geweſen, daß man mir, auf eine höchſt unregelmäßige Art, hierinne vorgegriffen hat.

Deßwegen declarire ich über den letztern unangenehmen Vorfall allen meinen Unterthanen, meiner ganzen Armee, vorzüglich aber dem zweyten Bataillon des Krollmanniſchen Grenadierregiments meine unabänderliche Meinung.

1. Der Obriſtlieutenant von Schurr hat nichts gethan, das ſtrafwürdig wäre, weil er in allem meiner ihm gegebnen Inſtruction gemäß gehandelt hat. Weil aber doch durch dieſen traurigen Vorfall allgemeiner Widerwille gegen ihn entſtanden iſt: ſo ſoll er, theils zu ſeiner Schadloshaltung, theils um größeres Unglück zu verhüten, von nun an Kommandant in Carmin, und von hieſiger Stadt entfernet werden.

2. Der Soldat, der zuerſt gegen ſeine Vorgeſetzten ſich empörte, ſoll, weil die Menſchenliebe aus ihm ſprach, von der Todesſtrafe, die ihm das Kriegsrecht zuerkennt, losgezählt ſeyn. Um aber ein Exempel zu ſtatuiren, und dergleichen Exceſſen ein für allemal vorzubeugen, ſoll er acht Tage bey Waſſer und Brod geſchloſſen ſitzen.

3. Den Lieutenant von Silkowitz, in Betracht, daß er aus Menſchenliebe gehandelt hat,

ſpreche ich ebenfalls von der verwirkten Todesſtrafe los. Um aber für die Zukunft dergleichen Irregularitäten zu ſteuern, ſoll er zum Fähndrich degradirt ſeyn.

4. Die Beſtrafung der übrigen Officiers behalte ich mir vor.

5. Ermahne ich landesväterlich alle meine lieben Unterthanen, und vorzüglich meine Armee, daß ſie nimmermehr ſolcher Ausſchweifungen, die ich allezeit auf das ſtrengſte ahnden werde, ſich ſchuldig machen. Wer Fehler in meiner Regierung bemerkt, hat die Erlaubniß, ſie mir, ohne Zurückhaltung, anzuzeigen. Und da ich vor Gott dem Allwiſſenden das unverbrüchliche Gelübde gethan habe, daß ich mein ganzes Leben, das mir Gott noch gönnt, dazu anwenden will, die Fehler meiner Regierung abzuſtellen: ſo kann jeder ſicher darauf rechnen, daß ich auf jede, bey mir einlaufende, Klage ſorgfältig merken, und ihr, falls ich ſie gegründet finde, abzuhelfen ſuchen werde.

Aber Forderungen, die an mich mit Sturm geſchehen, werde ich auf das ſtrengſte ahnden.

Dieſe Pflicht bin ich nicht nur mir und meiner Familie, ſondern auch vorzüglich der Sicherheit meines Landes ſchuldig, das mir Gott zur Regierung anvertrauet hat. Denn was wollte aus meinen lieben Unterthanen werden, wenn jeder Enthuſiaſt die Erlaubniß haben ſollte, ſeine Empfindungen mit dem Degen in der Fauſt, oder mit aufgepflanztem Bajonette gültig zu machen! Gegeben in meiner Reſidenzſtadt Kolchis.

Ewilmerodoch

Fürſt.»

Auf die Verleſung dieſes Reſcripts folgte eine minutenlange Pauſe. Dann hob der Lieutenant von Silkowitz ſeinen Hut in die Höhe, und rief, ſo laut er rufen konnte: ich bekenne, daß ich zu voreilig gehandelt, und damit ein böſes Exempel gegeben habe. Ich unterwerfe mich der mir gnädigſt zuerkannten Strafe. Gott ſegne unſern gnädigſten Fürſten Ewilmerodoch!

Die ganze Verſammlung ſtimmte ihm bey. Und ſelbſt der Schwarzkopf, der zuerſt den Ton zur Empörung angegeben hatte, ſchloß ſich nicht aus, und ſchwenkte den Hut, da man ihn zu ſeinem Arreſt abführte.

Ich hoffe, Sie werden mit dieſer Declaration des würdigen Fürſten zufrieden ſeyn. Ich wenigſtens wüßte nicht, was in dieſem verwikkelten Falle Vernünftigeres hätte können geſagt werden.

Morgen werde ich nach Carmin abreiſen, um einmal meine Mutter zu finden, und mit ihr meine wichtigſte Angelegenheit in Ordnung zu bringen. Ich bin

Ihr
Carl.

Neun und zwanzigſter Brief.

Carl an den Oberſten von Brav.

Kolchis, den 30ſten Nov.

Liebſter Herr Vetter!

Ich bin krank, ſehr krank, und weiß nicht was es mit meiner Krankheit für einen Ausgang nehmen wird.

Die Urſache von meiner Krankheit iſt ſehr ſonderbar. Ich will Ihnen doch, weil ich eine heitere Stunde habe, die Geſchichte davon beſchreiben. Gleich bey meinem Eintritte in das Hôtel de Crolau kam mir ein abſcheulicher Geruch, von den daſelbſt befindlichen heimlichen Gemächern, entgegen, ſo daß es mir übel wurde. Ich gieng in das Zimmer, das mir angewieſen wurde, und fand es durchaus von Urin und andern menſchlichen Excretionen parfumirt. Die Hofnung, bald dieſes Hôtel zu verlaſſen, half mir den heftigen Ekel, den ich gefaßt hatte, überwinden.

Den Tag aber, nach der Verleſung des Reſcripts, das ich Ihnen überſchickt habe, empfand ich bey dem Aufſtehen den abſcheulichen Geruch ſtärker als jemals. Ich wuſch mich, trocknete mich an der Handquele ab, und fand ſie auch parfumirt. Der Kaffee wurde aufgetragen, ich nahm mit Widerwillen die erſte Taſſe in die Hand, meine Einbildungskraft wurde lebhaft, und ſtellte mir alle die Unſauberkeiten vor, die wohl in dieſem Hôtel ſeyn möchten. Unter dieſen Vorſtellungen nahm ich die erſte Taſſe zu mir, mit eben den Empfindungen, mit denen ich ſonſt Rhabarber zu nehmen pflege. Kaum hatte ich ſie einige Minuten bey mir, ſo fühlte ich ein Schaudern durch meinen ganzen Körper. Es erfolgte ein ſtarkes Erbrechen, und ich ſank halb ohnmächtig auf den Lehnſtuhl, der ſich auf meiner Stube befand.

Kurz darauf überbrachte mir der Hausknecht ein Billet von dem Lieutenant von Silkowitz, in dem er mich auf das dringendſte einlud, bey ihm zu Mittage zu ſpeiſen.

Ich hätte die Einladung nicht annehmen ſollen, theils weil ich dadurch in der Beſorgniß meiner allerwichtigſten Angelegenheit aufgehalten wurde, theils weil ich hätte fühlen ſollen, daß unter gegenwärtigen Umſtänden mir nichts zuträglicher, als eine Reiſe, ſey. Aber meine Natur war zu ſchwach, den geringſten Widerſtand zu thun. Ich nahm die Einladung an.

Gegen eilf Uhr war ſchon der gefällige Lieutenant da, und forderte mich auf, ihn in ſein Logis zu begleiten. Und da ich ihm meine Unpäslichkeit klagte, ſchlug er mir einen Spatziergang vor. Der Vorſchlag wurde angenommen, und wir giengen durch die Lindenallee, die um die Stadt geht, bis an das Waiſenhaus. Hier blieb der Lieutenant ſtehen.

Hätten Sie, fragte er, nicht Luſt, das Naturalienkabinet zu beſehen, das hier befindlich iſt? Ich verſichere Sie zum voraus, daß es Ihnen nicht gereuen wird, es geſehen zu haben.

Ich gehe mit, war meine Antwort, wohin Sie mich führen. Der Waiſenhausinſpektor empfing uns ſehr liebreich, und führte uns in einen groſſen Saal, in welchem ſich eine ziemlich vollſtändige Sammlung von den Producten der Natur befand. Ich ſah da einen ziemlichen Vorrath von Mineralien, Steinen, Petrefacten, ein vortrefliches herbarium vivum, eine ſchöne Inſekten- Muſchel- und Schneckenſammlung, eine Menge ſauber ausgeſtopfte Vögel, aufgeleimte Fiſche, Schlangen, Amphibien und Würmer in Spiritus, von den vierfüßigen Thieren die ſchönſten Abbildungen in Kupferſtichen. Die Freude, die ich darüber empfand, war ſo lebhaft, daß ſich mein Ekel verlohr und ich zu geneſen glaubte.

Bey dem Weggehen erblickte ich an der Thüre eine Büchſe befeſtigt, mit der Ueberſchrift: zum Beſten des Waiſenhauſes! Ohne mich zu bedenken, ſteckte ich einen Ducaten hinein, druckte dem Inſpektor die Hand, und ſagte: Dank ſey Ihnen für die Freude, die Sie mir gemacht haben. Sie haben mir nicht nur Gelegenheit gegeben, einen groſſen Theil der Werke Gottes zu überſehen, ſondern Sie haben mir auch ein ſehr ſchädliches Vorurtheil benommen.

Inſp. Und welches dann?

J. Das Vorurtheil, das ich gegen die Waiſenhäuſer hatte. Denken Sie nur! ich habe zeither einen wahren Abſcheu gegen alle Waiſenhäuſer gehabt, und habe ſie als Gefängniſſe angeſehen, wo die Menſchen von Gott, der Natur und der menſchlichen Geſellſchaft abgezogen, und krank, dumm und boshaft gemacht würden. Nun ſehe ich aber das Gegentheil. Ein Naturalienkabinet bey einem Waiſenhauſe! Welch herrlicher Gedanke! Was da die Kinder für eine Menge praktiſcher Kenntniſſe ſich erwerben, wie ſie hier ihren Verſtand, ihre Unterſcheidungskraft üben, was für würdige Vorſtellungen von dem Allvater ſie bekommen können! Von der Stunde an will ich auch meine Meynung von den Waiſenhäuſern ändern.

Inſp. Ja, ja, man thun halt an den elenden Kindern, was man thun kann.

J. Werden dieſe armen Kinder oft in das Naturalienkabinet geführt?

Inſp. Wer? die Waiſenkinder? es iſt noch keines mit einem Fuße herein gekommen. Da würde das Kabinet lange beſtehen, wenn man ſolche rohe Leute einlaſſen wollte.

J. Vermuthlich tragen Sie alſo die Stükke einzeln in ihre Stube, und erklären ſie ihnen?

Insp. Ey wo denken Sie denn hin? Was hilft der Kuh Muskaten, ſie frißt wohl Haberſtroh. Wir wollen ja keine Gelehrten aus den Kindern ziehen. Bauern, Taglöhner, Dienſtboten, höchſtens Weber und Schuhmacher ſollen ſie werden. Und was nützt denn ſolchen die Naturgeſchichte? Wenn dieſe ihre ſechs Hauptſtükke lernen, und lernen ihren Faden ziehen, ſo iſt es ja gut.

J. Aber, beſter Mann, wenn Sie nun ein Kind von vorzüglichen Talenten hätten, wollten Sie das auch zur Handarbeit verdammen?

Insp. Ey das verſteht ſich! da müßte das Waiſenhaus viel Geld haben, wenn es da jedem zur Excolirung ſeiner Talente Unterſtützung geben ſollte. Nein, daraus wird nichts! Iſt es denn nicht Barmherzigkeit genug, daß man dieſen elenden Kindern das Leben erhält?

J. Ich denke aber, es ſey nicht genug daß man lebt, man muß auch glücklich leben. Und glauben Sie, daß ein Menſch glücklich ſeyn kann, der in ſich Kraft zu großen Unternehmungen fühlt, und zum Leiſten oder Spaten verdammt iſt? So wenig als ein Zeiſig, der beſtändig von Flugkraft gereizt wird, und an ein Kettchen geſchloſſen, in einen ſpannelangen Keſich geſperrt, gezwungen iſt, Waſſer zu ziehen.

Inſp. Schaffen Sie nur Kapitale bey, ſo wollen wir es ja gerne thun.

J. Kapitale? Ziehen Sie doch gute und glückliche Menſchen, ſo haben Sie ja Kapitale genug. Und wenn die Hälfte davon undankbar wäre, ſo iſt doch gewiß die Hälfte dankbar. Barmherziger Gott! wenn ich nur zehn Menſchen hätte, die ihr Glück von mir bekommen hätten, und dankbar wären! Ich wollte damit mehr als mit einer halben Tonne Geldes ausrichten.

Inſp. Ja, ja, es iſt ja halt ſo.

J. Und geſetzt, daß nun alle Waiſenkinder zur Handarbeit verdammt ſeyn ſollten, gehören denn die Werke Gottes allein dem Gelehrten, nicht auch dem Bauer und Handwerksmann zu? Hat Gott nicht ſeine Werke für alle zur Belehrung gemacht, die fünf Sinne und Verſtand haben?

Inſp. Man darf den Pöbel nicht zu klug machen, mein lieber Herr, ſonſt will er nicht mehr gehorchen.

J. Und wenn Sie alſo dieſen jeſuitiſchen Grundſatz haben, warum legen Sie denn bey dem Waiſenhauſe ein Naturalienkabinet an?

Inſp. Es iſt blos geſchehen, um dem Waiſenhauſe mehr Revenüen zu verſchaffen.

J. So, ſo. Leben Sie wohl! und verzeihen Sie mir, daß ich mich in Ihrer Perſon geirrt habe. Meine vorige Meynung von den Waiſenhäuſern iſt mir nicht benommen, ſondern ich bin darinnen beſtärkt worden.

Wenzel mag wohl recht haben, wenn er ſagt, daß der menſchliche Verſtand verſchroben ſey.

Itzo kam ich in das Haus, in dem der Lieutenant logirt. Sobald ich in die mittlere Etage kam, die der Lieutenant bewohnt, kam mir wieder eben der Geruch, der mich in dem Hôtel de Crolau krank gemacht hatte, in einem weit ſtärkern Grade entgegen. Ein Nachtſtuhl, der in einer Ekke des Saals ſtund, erfüllte mit ſeinen Ausdünſtungen die ganze Etage. Und ob gleich ein ziemlich großer pot pourri in dem Speiſezimmer ſtund, in das ich geführt wurde, ſo war er doch viel zu ſchwach, um ſeinen ungleich kräftiger wirkenden Rival, den Nachtſtuhl, zu beſiegen. Ich fühlte wieder eine Anwandelung von Erbrechen, welches ich zu unterdrücken ſuchte.

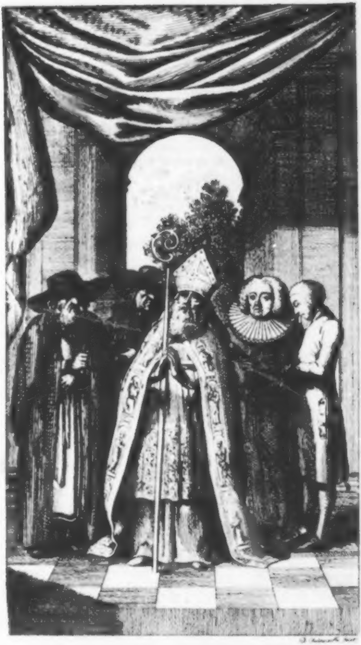
Kaum aber hatte ich einige Löffel voll Suppe hinunter gewürgt, ſo mußte ich mich entfernen, und dem Erbrechen freyen Lauf laſſen. Ich war ſo ſchwach, daß ich den Lieutenant um eine Porte-Chaiſe bitten mußte, um mich in das Hôtel de Crolau ſchaffen zu laſſen, die er mir auch verwilligte.

Es iſt doch eine ſonderbare Menſchenart in Kolchis, die in ihren Wohnungen ſolche Unflätereyen duldet, für welche ſelbſt eine Bauernnaſe ſich zuſammenziehen möchte.

Gott weiß, was aus mir werden wird. Ich kann keinen Biſſen eſſen, und bin zu kraftlos, als daß ich weiter reiſen könnte. Mein Fieber ſtellt — ſich ein, — ich muß — ſchlieſſen —

Carl.

Ende des dritten Theils.



Carl von Carlsberg
oder über das
# menſchliche Elend,
von
Chriſtian Gotthilf Salzmann.

Vierter Theil.

Leipzig,
bey Siegfried Lebrecht Cruſius,
1785.

Erſter Brief.

Henriette an die Hofräthin Grimmlein.

Koldingen den 5ten Decemb.

Unſere Friderike iſt tod, liebſte Frau Muhme. Es flieſſen mir die Thränen über die Wangen indem ich dieſes ſchreibe, nicht deswegen weil ſie von uns iſt, denn ach ſie hat uns alle gar zu ſehr geplagt, ſo ſehr, daß es mir faſt noch lieber iſt, daß wir ſie nicht mehr bey uns haben, ſondern um deswegen, weil ich beſorge, daß ſie in ihrem gegenwärtigen Zuſtande ſich nicht gar wohl befinde.

Woher ich das wiſſe? ach das kann ich ſelbſt nicht ſagen. Mein Herz fühlt aber ſo etwas. Ich denke einem kranken Körper wäre nicht wohl, er möchte auf den Bergen oder in den Thälern, in Norden oder in Süden ſeyn, und ſo wäre es auch mit einer kranken, zerrütteten, Seele.

Ihr Beichtvater macht zwar gute Hoffnung, ich kann aber nur nicht recht daran glauben. Sie ſelbſt hoffte recht mit Freuden. Aber — doch ich will ihnen den Ausgang ihrer Krankheit erzählen, und Sie ſelbſt darüber urtheilen laſſen!

Im Anfange der Krankheit war ſie nicht nur ungeduldig, ach liebe Frau Muhme, wenn ich die Wahrheit erzählen ſoll, ſo muß ich es ſagen wie es wirklich war, ſie war auch wild, gar ſchrecklich wild. Sie ſchimpfte ihre Wärterin, ſchlug wohl nach ihr, und da ich ſie einmal an die Güte und Weisheit Gottes erinnern, und ſie zur Geduld und zum Vertrauen auf Gott ermahnen wollte, reckte ſie die Zunge heraus, ſo weit ſie konnte.

Ich erſchrack ſo ſehr über dieſen Anblick, daß ich mich entfernen mußte, und mich in einigen Tagen nicht wieder zu ihr wagte.

Da kam ihr Beichtvater, und verlangte zu ihr eingelaſſen zu werden, weil er gehört habe, daß ſie gefährlich krank ſey. Ich begleitete ihn zu ihr.

Sie ſahe ihn mit ſtarren Augen an, ſobald er eintrat, dann ſchlug ſie die Augen

nieieder, und unterſtüzte den Kopf mit ihrer Hand.

„In Chriſto unſerm Seelen Bräutigam, geliebte Freundin,“ fing er an, „die Zukunft Jeſu unſers Seelen Bräutigams iſt dreyerley: Die Zukunft ins Fleiſch, die Zukunft in die Herzen der Menſchen, und die Zukunft zum Gericht.“

Er ermahnte ſie darauf an die Zukunft Jeſu in das Fleiſch zu glauben, ſo werde Er auch, als der rechte Adventskönig, in ihrem Herzen ſeinen Einzug halten, und ſie werde einſt bey ſeiner Zukunft zum Gerichte nicht erſchrecken dürfen, ſondern, mit den klugen Jungfrauen ihr Lämplein ſchmücken, und ihm als ihrem Ehren- und Adventskönig entgegen gehen, und in himmliſcher Glorie und Herrlichkeit mit ihm ewig, ewig, ewig die Hochzeit halten können, dann ſchloß er mit den Worten:

Schmücke ihm dein Haus!
Und gieb ihm in deinem Herzen Ruh!
Und was er dich heiſt das thu!
So wirſt du ſeine allerliebſte ſeyn!
In heilger Zierde geben Schein,
Und mit ihm ewig ſeyn ohne Pein.

Bey dem Schluſſe dieſer Worte, faßte ſie ſeine Hand, küßte ſie brünſtig, und ſagte:

O daß du ſelber kämeſt bald,
Ich zähl die Augenblicke.
Ach komm eh mir das Herz erkalt
Und ſich zum Sterben ſchicke.
Komm doch in deiner Herrlichkeit,
Schau deine Braut hat ſich bereit,
Die Lenden ſind umgürtet.

Der Prediger ſahe dieſes Betragen als ein Zeichen der Wiedergeburt an, faltete ſeine Hände und dankte unſerm Erlöſer recht herzlich, daß er ihn gewürdigt habe, ihm eine Braut zuzuführen. Und die Kranke faßte ſeine Hand, und bat ihn, ja täglich ſeine Beſuche zu wiederholen.

Er that es, und ſprach jedesmal von Liebe, Hochzeit, Bräutigam, Braut, Innwohnung, und betete dazu Verſe, weis ſelbſt nicht mehr was es für Verſe waren. Ich verſtund ſie nicht, ich wurde aber doch roth, wenn ich ſie mit anhören mußte.

So iſt ſie geſtorben. Ich bin kein gelehrtes Frauenzimmer, liebſte Frau Muhme, ich kann alſo meine Gedanken nicht ſo recht ausdrücken, wie ich wünſche, aber ich fühle es doch, daß ich nicht ſo ſterben möchte. Vor ihrem Tode machte ſie ein Teſtament. Die Kirche in Koldingen bedachte ſie am beſten. Dieſer vermachte ſie 50 Thlr. doch, mit der Bedingung, daß alle Jahre, den Sonntag vor ihrem Todestage, das Lied geſungen würde: **Iſt dieſer nicht des Höchſten Sohn.**

Liebſte Frau Muhme, leſen Sie doch das Lied durch, und ſchreiben mir, was ſie davon halten.

Und nun, da ſie tod iſt, müſſen wir trauern, dieß ſcheint mir eine ſehr alberne Gewohnheit zu ſeyn, denn wenn ich es ſo recht bedenke um wen ſoll man denn trauern? um Anverwandte. Und da iſt ſo recht vorgeſchrieben und abgemeſſen, wie weit die Trauer in jedem Grade gehen ſoll. Als wenn die Liebe ſich nach den Graden der Verwandſchaft abmeſſen lieſe. Wenn mir mein Carl ſtürbe, Gott im Himmel verhüte es, ſo dürfte ich nicht um ihn trauern, weil er nicht mit mir verwand iſt. Da aber die liebe Jungfer Muhme ſtirbt, die mich mein Lebtage ſo ſehr gepeinigt hat, ſoll ich über ihren

Verluſt Trauer anlegen. Iſt denn das nicht Heucheley?

Doch wenn es auch die größte Heucheley wäre, ſo muß ich doch daran Theil nehmen, weil ſie einmal Mode iſt. Wollte ich die Mode nicht mit machen, ſo würde das ganze Städtchen meiner ſpotten, und wenn ich auch denken wollte, laßt die Narren ſpotten, ja da iſt noch jemand in der Welt, deſſen Meinung über die Trauer ich noch nicht weiß und dem ich doch nicht gern misfallen möchte. Dieſer jemand hat mir zu einem baldigen Beſuche Hoffnung gemacht. Wenn dieſer nun für die Trauer wäre, und fände mich ohne dieſelbe, da würde er mich für ein leichtſinniges Mädchen halten, und das kann ich doch unmöglich geſchehen laſſen. Sie haben mir auch ohnlängſt, da ich um den ſeligen Rollow einige Wochen trauerte, geſagt, daß die Trauerkleider mir recht gut ließen — Alſo muß ich wohl auf alle Fälle trauern.

Aber nur bitte ich Sie um alles, liebſte Frau Muhme, nehmen Sie doch ja für mich aus, was ich nöthig habe. Sie wiſſen ja ſelbſt, daß ich von Trauerkleidern entblößt bin, weil ich ſie einem Juden verkauft habe. Sie ſelbſt riethen mir dazu und ſagten, wenn die Trauerzeit vorbey ſey, ſo wären die Trauerkleider verbraucht, es wäre Thorheit ſie aufzuheben, weil ſie doch, wenn eine neue Trauer vorfiele, aus der Mode wären. Die dürftigen Umſtände meines Vaters kennen ſie auch, da er die Amtmanns-Beſoldung noch nicht hat. Sobald er dieſe erhält, wird er alles mit Dank bezahlen. Schlagen Sie mir meine Bitte ja nicht ab!

Ich bin von ganzem Herzen
Ihre
treue
Henriette.

Anderer Brief.

Die Frau Hofräthin Grimmlein an Henrietten.

Grünau den 7. Decemb.

Liebes Henriettchen!

Ich habe meiner unglücklichen Schweſter einige Thränen geweint, weil ich glaube, daß jeder Unglückliche verdient beweint zu werden. Ach und ſie war ſo unglücklich! Von den mannigfaltigen Lebensfreuden, die Gott uns gegönnet hat, genoß ſie nur wenige, aber an ihrem Herzen nagte ein ewiger Gram. Es war krank, Freude des Nebenmenſchen verurſachte ihm Misvergnügen, ſo wie eine kräftige Mahlzeit einem ſchwachen Magen Ueblichkeit erregt. Kann ſeyn daß ſie ſelbſt die Urſache ihres Elends war, ich will es nicht weiter unterſuchen. Sie war aber doch elend, und deswegen war ſie der Thränen werth.

Ja liebe Henriette, jeder Elende, jeder Leidende iſt der Thränen werth. Dieß behaupte ich jetzo eifriger als jemals, weil ich gern möchte, daß auch über mich da und dort ein fühlendes Herz ein Thränchen flieſſen ließe. Denn Thränen verdiene ich doch wirklich auch, weil ich ebenfalls vieles leiden muß. Ich glaubte ein erwachsnes Mädchen ohne Mann könnte nicht glücklich ſeyn. Lange ſchmachtete alſo mein Herz nach einem jungen liebenswürdigen Manne, war oft dem Punkte nahe, wo ſeine Sehnſucht ſollte befriediget werden, aber immer grief ich nach dem Schatten. Da dachte ich endlich: wenn du keinen liebenswürdigen Mann haben kannſt, ſo willſt du dich doch wenigſtens mit einem Manne verbinden. Ich verband mich mit ihm, wie du gar wohl weißt.

Aber ach! beſtes Jettchen! Ich wünſche jezo nichts mehr, als daß ich mich nicht mit ihm verbunden hätte. Ich will dir ſeine vielen und großen Fehler gar nicht erzählen, denn ich weiß daß ich auch nicht fehlerfrey bin, und daß eine Ehegatte verbunden iſt, die Fehler des andern auf das ſorgfältigſte zu verheelen. Einen ſeiner Fehler kann ich dir aber doch nicht verſchweigen, weil ich voraus ſehe, daß er mir mein bischen Lebensfreuden ganz rauben wird, und ich doch wenigſtens einige Erleichterung fühle, wenn ich mein Herz gegen jemanden ausſchütten kann. Mein Mann iſt eiferſüchtig.

Alle andere Fehler vermuthete ich von ihm eher, als dieſen. Da er, dachte ich, ſein Leben in einer beſtändigen Zerſtreuung zubringt, ſo wird er auf dich gar nicht merken, und du haſt Freyheit mit Mannsperſonen umzugehen, ohne die bittern Vorwürfe, die wenigſtens einen Drittheil unſers Geſchlechts unglücklich machen, beſorgen zu dürfen.

Gefehlt liebes Jettchen! Mein Mann fühlt daß er alt iſt, und dieß Gefühl erregt bey ihm eine Menge ganz ungegründeter Beſorgniſſe. So oft ich vor den Spiegel trete, ſo oft ich etwas anlege, das er noch nicht an mir geſehen hat, ſo oft mich jemand freundlich grüßt oder ein Brief an mich einläuft, runzelt er ſeine Stirne, thut verfängliche Fragen an mich, und läßt Worte fahren, die mein Herz durchſchneiden.

Denk nur, da dein Brief ankam, gieng er tiefſinnig in der Stube auf und ab, reuſperte ſich, ſahe ſtarr vor ſich hin, und ſagte endlich: wieder einen Brief? haben ſie doch faſt mehr Correſpondenz als ich.

Das ärgerte mich, ich wickelte den Brief zuſammen, verſteckte ihn, ſtund auf und ſagte: das ſollte ich nicht meynen.

Da ward er wild, ſahe wüthend um ſich her und ſagte: eine Frau darf für ihren Mann keine Heimlichkeit haben.

Beynahe hätte ich ihm die Spitze geboten, und durch Vernichtung des Briefs ihm gezeigt, daß ich allerdings geneigt ſey, für ihn Heimlichkeiten zu haben, beſann mich aber doch eines andern, zeigte ihm deinen Namen, das ſchwarze Siegel, und den Anfang deines Briefes, das Ende wollte ich ihm, aus Urſachen, die du leicht errathen kannſt, nicht ſehen laſſen.

Damit war er aber nicht zufrieden, murmelte, da ich das Blat nicht umwenden wollte, und ging trotzig fort. Ging, ach daß er doch nie gegangen wäre, ging auf meine Stube, fand den Schlüſſel an meinem Schreibeſchranke, öffnete ihn, traf da alle Briefe an, die ich von Zelnik und meinen übrigen ehemaligen Liebhabern bekommen hatte — ach Jettchen, Jettchen! ich möchte verſinken, da ich dieß ſchreibe.

Mit dieſer Correſpondenz unter dem Arme, kam er wieder zu mir. Sein Blick, ſein Tritt, der Ton mit dem er mich anredete, und das verwünſchte Packetchen, das er unter dem Arme trug, das alles brachte mich aus aller Faſſung.

Was, was, was, fragte er, was für Briefe ſind denn das? Vortreflich! eine ſchöne Lukretia! bin ſchöne verwahrt worden, dachte, ich wollte eine treue Hausfrau eine —

J. Was wollen Sie denn von mir?

E. Was ich will? was ich will? weis ſelbſt wahrhaftig nicht. Was ſoll man mit ſo einem Weibsbilde —

J. Weibsbild? Mann was reden Sie? Weibsbild iſt ein Nahme, den man nur nichtswürdigen, liederlichen Weibsperſonen beylegt —

E. Ganz Recht. Was ſoll man mit ſo einem Weibsbilde anfangen?

J. Alſo wäre ich ein liederliches Weibsbild?

E. Weis nicht. Weis gar nicht. Will es gar nicht behaupten. Aber die Briefe ſagen es doch. Was, was, was ſoll man denn halten von einem Weibsbilde, das mit allen Studenten Liebesbriefe wechſelt? Ha? iſt das auch zu verantworten? Madame Lukretia!

J. Lieber Mann!

E. Geh Schlange, mit deinen —

J. Beſter, lieber Mann, nur eine Bitte —

E. Was, was für Bitte? Bitte hin und Bitte her, ich will keine Bitte hören. Was für Bitte? Bitte da von ſo einem —

J. Von deiner Frau, von deiner (hier ergoſſen ſich Thränen, mit denen überhaupt die gütige Natur gegen unſer Geſchlecht ſehr freygebig geweſen iſt) von deiner rechtſchaffnen Frau —

E. Rechtſchaffen hin, rechtſchaffen her, Thränen hin, Thränen her, hilft alles nichts — Frau! ſind die Briefe nicht an ſie? ſind's nicht Liebesbriefe? von Studenten? He?

Ich umarmte ihn, glaubte durch Küſſe, Thränen und Schmeicheleyen ihn beſänftigen zu können, aber umſonſt, er ſtieß mich ſo heftig zurück, daß ich auf das Kanapee ſank, ging fort, und ſchlug im Fortgehen die Thür mit größter Heftigkeit zu.

Wohl eine Stunde lang lag ich ſinnlos da. Sobald ich mich erhohlt hatte, beſorgte ich die verlangte Trauer, die du hierbey erhältſt, und ſchrieb dieſen Brief.

Seit dieſer liebreichen Unterredung habe ich ihn nicht wiedergeſehen. Ich zittre vor dem Augenblicke, da ich ihn wieder ſehen muß. Welche Vorwürfe werde ich anhören müſſen! Wie will ich mich verantworten! Die Briefe, die er von mir hat, ſind doch wirkliche Liebesbriefe! Ach! ich fühle es, mein bischen Lebensglück iſt dahin, ganz dahin. Jeden Brief den ich erhalte, wird er für eine Liebeserklärung, jeden jungen Mann, der mir die Hand küßt, für einen Nebenbuhler halten. Gott ſtehe mir bey! Ich bin ſtets

Deine

Dich liebende

Luiſe.

Dritter Brief.

Henriette an Carln.

Koldingen den 8. Decemb

Mein lieber guter Carl!

Es iſt mir gewaltig ängſtlich um das Herz, aber es wird mir wieder leicht, da ich die Feder ergreife, um an Sie zu ſchreiben.

Meine Tante Friederike hat uns verlaſſen und iſt in die Ewigkeit gegangen. Seit der Zeit bin ich ſo unruhig, daß ich gar nicht weis was ich anfangen ſoll. Alle Zimmer ſind mir zu enge, die Spatziergänge ſind mir verſperrt, weil ſie mit Schnee bedeckt ſind, der Appetit zum Eſſen hat ſich verlohren, und der Schlaf fliehet mich. Es iſt ja freylich wahr, daß mich das Mädchen ſehr gequält hat, und daß nun alle dieſe Quaal mit ihrem Tode aufhört. Aber es iſt doch immer etwas ſchauriges, eine Perſon, die man ſo gut gekennt hat, kalt im Sarge neben ſich liegen zu ſehen.

Genug ich bin durchaus unruhig, und kann mir es ſelbſt nicht erklären, wie es damit zugehe. Wenn Sie mich noch ein bischen lieben, ſo ſollten Sie doch kommen und mich tröſten. Sie haben nichts zu befürchten. Meine Tante iſt an keiner anſteckenden Krankheit geſtorben, und wenn Sie kommen, ſo iſt ſie längſt beerdigt. Ziehen Sie ſich nur, wenn Sie ſich zur Reiſe entſchlieſen, fein warm an, damit Ihnen der kalte Wind nicht ſchade.

Sehnlich erwartet Sie

Ihre

treue
Henriette.

Vierter Brief.

Henriette an die Frau Hofräthin Grimmlein.

Koldingen den 9. Decemb.

Liebſte Frau Muhme!

Ihr Brief hat mir eine ſchlafloſe Nacht gemacht. Wenn ſolche Auftritte im Eheſtande ſind, ſo möchte uns beynahe die Luſt vergehen, in denſelben zu treten. Carl wird wohl keine andere Liebesbriefe, als von ſeiner eignen Hand, bey mir finden. Aber mit dem allen iſt es doch nun ſo, gut kann ich doch nicht dafür ſeyn, daß nicht bisweilen von da und dorther ein freundlicher Blick oder ein bedeutender Händedruck kommt. Wenn er nun gleich deswegen maulen wollte — wahrhaftig über den Punkt, muß ich mich mit ihm beſprechen, wenn er nur erſt einmal zu mir — Doch meine Beſorgniſſe und Wünſche wollen Sie ja nicht wiſſen. Sie verlangen Theilnehmung an Ihrem Leiden, Rath, Troſt. — Herzlichen Antheil nehme ich, beſte Frau Muhme! das glauben Sie mir gewiß. Aber Rath? Troſt? wie können Sie den von ſo einem unerfahrnen Mädchen, wie ich bin, erwarten? Wenden Sie ſich doch an meinen Vetter Rollow! entdecken Sie ihm Ihr ganzes Herz! das iſt alles, was ich Ihnen rathen kann.

Ihre Schweſter iſt beerdigt. Sie hat eine Leichenpredigt bekommen, die ſo ſchön und lobpreiſend war, als ich ſie wohl ſchwerlich bekommen werde.

Der Prediger redete über die Worte: **Selig ſind die Todten, die in dem Herrn ſterben, von nun an, ja der Geiſt ſpricht, daß ſie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach.**

Am Schluſſe der Predigt wendete er alles auf Ihre verſtorbne Schweſter an. Sie iſt tod, ſagte er, (darinne mochte er wohl recht haben,) ſie iſt in den Herrn geſtorben, denn ihr ganzes Herz war bey dem Herrn, (hier führte er zum Beweiſe alle die Verſe an, die ſie bei ſeinen Beſuchen gebetet hatte,) ihre Werke folgen ihr nach. (Zu den Werken, die ihr nachfolgten, rechnete er, daß ſie dem Vergnügen des Eheſtandes entſagt, um ihrem redlichen Bruder in ſeinem traurigen Witwerſtande beyzuſtehen, und ſeine einzige innigſt geliebte

Jungfer Tochter groß zu ziehen und nach ſich bilden zu können, und daß ſie noch im Tode einen Theil ihres Vermögens zum Beſten der Kirche und ihrer Diener beſtimmt habe.)

Ich habe viel gelitten, bey dieſer Predigt, liebſte Frau Muhme. Wenn auch, ſo dachte ich, nirgends mehr die Wahrheit geredet würde, ſo ſollte es doch auf der Kanzel geſchehen, wo man gleichſam in des lieben Gottes Namen ſpricht. Von dem aber, was da der Pfarrer ſprach, war doch faſt kein Wort wahr. Ich habe nicht ſtudirt, und iſt mir nie in den Sinn gekommen, die Bibel zu erklären, aber ich dächte doch, wenn man in dem Herren ſterben wollte, ſo müßte man noch etwas mehr thun, als Lieder aus dem Geſangbuche beten. Sonſt könnten ja auch die Diebe, Räuber, Verleumder, Ehebrecher und alle andere gottloſen Leute in dem Herrn ſterben. Wenn unſere Werke uns nachfolgen ſollen, ſo folgen ja meiner Jungfer Muhme auch die Kränkungen nach, die ſie mir und vielen andern unſchuldigen Menſchen zugefügt hat. Lieber Gott, wenn ein Menſch lebte, dem ich nur halb ſo viel Thränen ausgepreßt hätte, als meine Jungfer Muhme mir auspreßte — ich wüßte nicht, ob ich ruhig würde ſterben können.

Fortſetzung.

Ich muß Ihnen doch noch den Ausgang dieſer traurigen Feyerlichkeit beſchreiben, vielleicht werden Sie dadurch einige Minuten von ihren trüben Gedanken abgezogen.

Es iſt bey uns gewöhnlich, daß nach geendigter Beerdigung ein Leideſſen gegeben wird, daran die Anverwandten des Toden und der Prediger Theil nehmen. Dieß ſcheint mir eine alberne Gewohnheit zu ſeyn. Wie kann man denn ohne Ekel in einem Hauße eſſen, wo vor kurzen die Hände mit Todesſchweiße beſchmuzt waren. Iſts denn nicht Entehrung des Todten, wenn man bey ſeinem Grabe lacht und ſcherzt? Denn Scherz und Lachen ſind doch immer der Ausgang der Schmauſereyen.

Genug aber die Leideſſen ſind bey uns gewöhnlich! Carl ſezt ſich wohl über alberne Gewohnheiten weg. Ich glaube daß ich es auch einmal werde thun können, izo aber konnte ich es nicht, und mein Vater konnte es auch nicht.

Da der Prediger kam, dankten ihm viele Leichenbegleiter für die ſchöne erbauliche Predigt, die er gehalten hätte. Sie hatten es auch Urſache. Denn es iſt doch wirklich erbaulich und troſtreich, wenn man die Hoffnung bekommt, daß man mit ſeinem ganzen Sündenwuſte in dem Herrn ſterben, und bey aller Bosheit die Krone des Lebens erlangen kann, von der ich immer glaube, nach meiner Einfalt, ſie müſſe erkämpft werden.

Ich werde doch nicht zu bitter? es iſt mir faſt ſo. Ich will alſo nicht mehr ſchreiben, was ich dabey gedacht habe.

Aber ich will Ihnen doch noch ſchreiben, was die Frau dabey dachte, die die Verſtorbene gewartet hatte. Die mußte wohl wiſſen, ob ſie in dem Herrn geſtorben ſey, weil ſie alle ihre Reden mit angehört, auch einigemal Ohrfeigen von ihr bekommen hatte.

Sie redete den Prediger an und ſagte: Ich danke auch ehrwürdiger Herr, für den Troſt, den Sie mir heute gegeben haben.

P. Es iſt ja mein Amt, daß ich lehren und tröſten ſoll. Danke Sie nicht, es iſt ja mein Amt.

W. Es fiel mir immer meine liebe ſelige Mutter dabey ein. Ach du lieber barmherziger Gott, was das für eine gute kreuz brave Frau war. Iſts nicht wahr, ehrwürdiger Herr?

P. Das war ſie auch.

W. Sie ſtarb auch in dem Herrn. Wiſſen Sie es noch? Wiſſen Sie noch, wie wir armen Kinder um ihr Bette ſtunden, und heulten und ſchrieen, und wie ſie da die Hände zuſammenſchlug und betete: Ich hab in Gottes Herz und Sinn mein Herz und Sinn ergeben: Herr, nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe! Siehe, Herr, hie bin ich und die du mir gegeben haſt? Wiſſen Sie es noch, ehrwürdiger Herr?

P. Ich weis es gar wohl. Nun ſie wird auch itzo im Herrn ruhen. Gönnt ihr ihre Ruhe!

W. Und was die Frau für eine ſchöne Nachrede hinterlaſſen hat. Beſinnen Sie ſich noch auf meinen Vater, den lahmen Hans Chriſtoph?

P. Ach gar wohl.

W. Wie der arme Mann Jahr und Tag an der reißenden Gicht lag, und meine Mutter ihn wartete und pflegte? Wiſſen Sie noch, daß ſie manchmal arbeitete, daß das Blut an den Händen herunter lief, um ſo viel zu erwerben, daß ſie den kranken Mann laben konnte?

P. Ja, ich weis es gar wohl.

W. Wiſſen Sie es noch, was ſie an uns armen Kindern gethan hat? Sechs arme Waiſen zog ſie groß, und hielt uns zur Kirche und Schule an, und kaufte einem jeden eine Bibel und Katechiſſen? eine Frau? eine arme Wittwe?

P. Das iſt ja recht ſchön. Das wird ihr Gott vergelten.

W. Das wird er auch, das weis ich ganz gewiß. Und wiſſen Sie auch noch, daß ſie die kleine Marie annahm, da ſie Vater und Mutter in der theuren Zeit verlohr, und ſie groß zog, und den letzten Biſſen mit ihr theilte?

P. Ja, ja liebe Frau, ich weis alles.

W. Und nahm das Scheffelchen Korn, das ſie von ihren Aeckern geerntet hatte, brachte es Ihro Ehrwürden zur Decimation, und erhielt uns mit Spinnen?

P. Es iſt wahr, ſie war eine brave Frau.

W. Nun bitte ich Sie aber um hundert tauſend Gottes willen, warum haben Sie denn meiner Mutter keine Leichenpredigt gehalten?

P. Liebe Frau! wenn der Prediger allen Leuten Leichenpredigten halten wollte, wo wollten da die Kräfte herkommen! Viel Predigen macht den Leib müde, ſagt der Prediger Salomo.

W. Wenn Sie nur ſolchen Leuten Leichenpredigten halten, die ſo gut und ehrlich ſind, wie meine ſelige Mutter war, da wird Ihr Leib nicht müde werden, Ihro Ehrwürden.

P. wendete ſich nach mir zu, und wollte die Unterredung abbrechen: aber das Weib faßte ſeinen Ermel, und fuhr fort:

W. Und ich habe Sie doch um Gottes willen gebeten, daß Sie der ſeligen Frau doch unter der Erde eine Ehre anthun ſollten.

Der Prediger nahm eine Priſe Tabak, und wendete ſich weg.

Die aufgebrachte Frau faßte mich aber bey der Hand, und ſagte: Ja, liebe Jungfer Helwingin, wenn ich dem Herrn Pfarrer einen harten Thaler in die Hände hätte drucken können, da würde er wohl auch meine Mutter gelobt haben. Wer in Koldingen dem Pfarrer einen harten Thaler zahlen läßt, wenn er ſtirbt, der ſtirbt in dem Herrn, und ſeine Werke folgen ihm nach. Wer das aber nicht kann, der wird ganz im Stillen eingeſcharrt. Wenn Sie im Herrn ſterben wollen, und wenn Ihnen ihre Werke nachfolgen ſollen, ſo vermachen Sie dem Herrn Pfarrer nur ein Paar ganze Thaler. Da können Sie ſonſt leben wie Sie wollen, die Leute turbiren und vexiren, und Ohrfeigen austheilen, und alles thun, was Sie wollen, Sie ſterben doch im Herrn, ha! ha! ha! und Ihre Werke werden Ihnen auch nachfolgen, wenigſtens bis auf die Canzel.

Ich wußte nicht, was ich darauf antworten ſollte. Ich dachte aber, die Frau mag wohl recht haben.

Was denken Sie denn davon?

Ich bin

Ihre

aufrichtige Freundin.

Henriette.

Fünfter Brief.

Carl, an den Oberſten von Brav.

Kolchis, den 10ten Dec.

Noch bin ich krank, liebſter Herr Vetter, und weis nicht, was es mit meiner Krankheit für einen Ausgang nehmen wird, denn das Fieber findet ſich noch immer zur geſezten Zeit wieder ein.

Meine Mutter iſt noch nicht von Carmin zurück, und ich bin alſo ganz unthätig hier. Da mir nun die Unthätigkeit unerträglich iſt, ſo thue ich was ich kann, und ſchreibe Ihnen die vorzüglichſten Merkwürdigkeiten, die ſich, während meines Aufenthalts in Kolchis, zugetragen.

Gleich den Tag darauf, da ich bey dem Lieutenant, nunmehrigen Fähndrich, von Silkowitz krank geworden war, nahm ich meine Kräfte zuſammen und machte einen Spatziergang, um zu verſuchen, ob ich mir nicht durch Bewegung meine Geſundheit wieder verſchaffen könnte. Der Spaziergang wurde mir ſehr ſauer, ich vergaß aber meine Kraftloſigkeit, da ich in die Kellnergaſſe kam, wo ich einen ſehr ſonderbaren Auftritt antraf. Ein Trupp von ohngefehr zwölf Knaben mit blauen Mänteln zog durch die Straße und ſang Kirchenlieder.

Was iſt denn das? fragte ich den erſten Bürger der mir begegnete. Es iſt, antwortete er, die Currente. Und nun wollte er weiter gehen.

Aber Freund, ſagte ich, indem ich ihn zurück hielt, was iſt denn das die Currente?

Es ſind, antwortete er, arme Kinder, die wöchentlich zweymal durch die Stadt ziehen und ſingen.

Aber warum ziehen ſie denn durch die Stadt? warum ſingen ſie denn?

Sie bekommen, ſagte er, vor jedem Hauſe, wo ſie ſingen etwas, einen Pfennig, einen Kreutzer, einen Bündel Schwefelfaden, eine Semmel, wie es halt ſo fällt, und das wird hernach unter ſie getheilt.

Indem er ſo mit mir redete, blieben dieſe Knaben vor einem Bierhauſe ſtehen, aus welchem ihnen einige Kannen Bier gereicht wurden, die ſie auf der Stelle austranken. Sobald die Kannen ausgeleert waren, ſtimmten ſie an:

Sey Lob und Ehr, mit hohem Preiß,
Um dieſer Gutthat willen;
Gott Vater, Sohn und heilger Geiſt,
Der woll' in uns erfüllen
Was er in uns angefangen hat,
Zu Ehren ſeiner Majeſtät,
Daß geheiliget werde ſein Name u. ſ. w.

Das Irreguläre dieſer Handlung fiel mir ſo ſtark auf, daß ich ganz von Lachen durchſchüttert wurde. Mein Begleiter ward böſe und fragte: was lachen Sie denn?

Ach ich weis ſelbſt nicht, was ich lache, war meine Antwort. Aber wer hat denn den Kindern geheiſen, daß ſie dieß ſchöne Lied vor dem Bierhauſe ſingen müſſen?

Es iſt ein alter Gebrauch, war ſeine Antwort, der ſchon üblich war, da ich in die Currente ging. Von jedem Gebraue Bier kriegt die Currente etliche Kannen, und wenn ſie die getrunken hat, ſo ſingt ſie das Lied. Warum lachen Sie darüber?

Ich konnte ihm vor lachen nicht antworten, und er verließ mich, mit deutlichen Zeichen des Unwillens.

Wenn der Bierbrauer dieß angeordnet hätte, ſo wäre es doch wirklich Phariſaismus, der unter Geſang und Klang ſein bischen Gutthaten austheilt, da aber dieß unwahrſcheinlich iſt, ſo kann man doch daraus ſehen, mit wie weniger Theilnehmung und Aufmerkſamkeit die mehreſten Menſchen durch das Leben gehen, ſo, daß die albernſten Misbräuche Jahrhunderte beſtehen können, ohne daß es jemanden nur einfällt, daß es Misbräuche ſind.

Fortſetzung.

Da ich wieder zurück über den Markt gieng, traf ich den Fähndrich von Silkowitz an. Er gieng ſehr eilfertig, und da ich ihn fragte, wohin er ſo geſchwind wollte? gab er mir zur Antwort: er wolle den armen Geſpiesrutheten beſuchen, und ſehen, ob er nicht etwas zur Linderung ſeines Elends beytragen könnte. Ich bat ihn um die Erlaubnis ihn begleiten zu dürfen, und erhielt ſie.

Der arme Menſch lag hier halb gedankenlos auf einer elenden Matratze, wimmerte und kratzte vor Schmerzen an der Bettſtelle.

Wie gehts, armer Camarad? fragte ihn der Fahndrich.

Schlecht, antwortete er mit gebrochener Stimme: ich glaube wohl, daß der kalte Brand dazu ſchlagen wird.

Was iſt er für ein Landsmann? fragte ich.

E. Ich bin ein Ritterſtädter.

J. Hat er eine Profeſſion gelernt?

E. Wollte es meynen. Bin — bin ein Schreiner.

J. Und warum iſt er denn ſo ein Thor, und wird Soldat, wenn er von ſeiner Profeſſion leben könnte?

E. Bin gezwungen worden, lieber Herr! Soldatenleben, ein armſeliges Leben! ach Herr Jeſu Chriſte!

J. Und warum hat man ihn denn geſpießruthet?

E. Bin deſertirt, lieber Herr! deſertirt bin ich. Habe ein Mädchen — Die Ehe habe ich ihr verſprochen.

J. Und wo wohnt ſein Mädchen?

E. In Grünau, lieber Herr!

J. Und heißt?

E. Charlotte Rübnerin!

J. Wie? Charlotte Rübnerin? ſo heißt er vermuthlich Selbiger?

E. (mich ſtarr anſehend) Kennen Sie mich denn?

J. Ihn nicht, aber ſein Mädchen.

Freude und Argwohn, Furcht, Hofnung und Liebe kämpften in ſeiner Seele, und waren in ſeinem Geſichte ausgedrückt. Er ſchwieg eine Zeitlang; dann weinete er und fragte: wie geht es denn meiner Lotte?

J. Wohl! wohl! mein Freund! ſey er getroſt! ſeiner Lotte und ſeinem Kinde geht es wohl. Sie hat ſich lange nach ihm geſehnt und ihn aufgeſucht.

E. Iſt's möglich? Iſts möglich?

J. Er kann ſich drauf verlaſſen. Und wenn er ſie wiederfinden ſollte, was wollte er wohl thun?

E. Ey heyrathen wollte ich ſie, heyrathen, das verſteht ſich. Ich habe keine frohe Stunde gehabt, ſeitdem — ach Gott!

J. Er ſoll ſie haben!

E. Ich? meine Lotte haben? Aber ach ich bin ja Soldat. Als Soldat kann und mag ich ſie nicht haben; wenn ich eine Frau nehme, ſo nehme ich ſie für mich allein.

J. Er ſoll ſie haben — und ſoll nicht mehr Soldat ſeyn, darauf verlaſſe er ſich.

Da hob er ſeine gefalteten Hände ſo hoch, als ihm die Schmerzen ſie zu heben erlaubten, und dankte Gott. Drauf grif er nach meiner Hand, die ich ihm reichte, und die er feurig küßte.

Kurz und gut, ſagte ich, ſey er gutes Muths, laſſe er ſich gut curiren, und ſobald er curirt iſt, iſt er frey und bey ſeiner Lotte. Drauf gab ich ihm zu ſeiner Recreation einen Gulden, der Fähndrich von Silkowitz that ein Gleiches, und wir entfernten uns. Sobald wir vor die Thüre kamen, fiel mir der Fähndrich um den Hals, und ſagte: ich danke —

Was danken? war meine Antwort; verdient man auch wohl Dank, wenn man ſeine Schuldigkeit thut? Da küßte er mich mit einer ſtillen Umarmung.

Ich fragte ihn, wie hoch es wohl kommen möchte, wenn man dieſen ehrlichen Menſchen los kaufen wollte.

Für fünf Louisd'or, antwortete er, iſt er gewiß frey.

Und dieſe hatte ich ihm denn beſtimmt. Ich hatte 6 Louisd'or einer neuen Uhr gewidmet, nun kann es aber damit noch eine Zeitlang Anſtand haben. Es iſt ja beſſer, daß ein Menſch eine Uhr vermiſſe, als daß ein anderer, der eben ſo gut Menſch iſt, ſeine Freyheit, Frau und Kind, entbehren muß.

Bald haben Sie alſo Selbigern bey ſich, und ich bin im voraus überzeugt, daß Sie ſein ferneres Glück auf das möglichſte beſorgen werden. Dann wird auch die Freude Ihnen zu Theil werden, die ich itzo empfinde.

Gott! wie gut biſt du! Bey allen meinen Leiden zeigſt du mir doch noch immer Gelegenheit, des Wohlthuns Freuden zu ſchmecken! Mit fünf Louisd'or bin ich im Stande die Zufriedenheit von drey Unglücklichen zu erkaufen. Drey Unglückliche dem Laſterwege zu entreiſen! wenn ich ſie einmal zuſammen ſehen, wenn ich aus ihren Augen ihren Dank leſen werde, das wird mir wahrlich mehr Freude machen, als eine goldne Repetiruhr.

Der Fähndrich brach, da wir noch einige Zeit miteinander giengen, in die bitterſten Klagen über die Werbungen aus, wurde heftig, und ſchwur, daß ihm der Menſchenhandel, der auf der Küſte von Guinea getrieben würde nicht ſo abſcheulich ſey, als der Menſchenhandel, den man auf den mehreſten deutſchen Werbeplätzen triebe. Dort, ſagte er, handelt man mit Menſchen, die faſt nicht beſſer als Vieh ſind, und die von dem Menſchen faſt nichts, als die äuſſerliche Geſtalt, an ſich haben, aber hier, hier handelt man mit Menſchen die wirklich Menſchen ſind, die Gefühl für Ehre und Freyheit und Vorſtellung von Menſchenglück haben. Die Intriguen, die dabey geſpielt werden, ſind ſchändlich. Wir verſprechen, wir machen Hoffnungen, ohne daß es uns in den Sinn kommt, daß wir unſer Verſprechen halten, und die gemachten Hoffnungen erfüllen wollen. Und iſt das Schickſal unſers gemeinen Soldaten, wenn es nicht durch die Vaterlandsliebe gemildert wird, nicht wenigſtens eben ſo traurig, als das Schickſal des Negerſclaven? Es iſt wahr unſer Soldat bekommt mehr Lohn, und weniger Prügel. Aber er kennt auch mehr Bedürfniſſe, und wenn ſeine Suppe, ſeine Kanne Bier und ſeine Pfeife Tobak ihm fehlen, welcher Fall leider gar oft eintritt, ſo iſt er eben ſo elend, als der Neger, wenn er Hunger leiden muß, und ein Stockſchlag thut einem deutſchen Manne ſo wehe, als dem Neger es thut, wenn er blutrünſtig gepeitſcht wird. Die Freyheit des einen iſt ſo eingeſchränkt, als die Freyheit des andern, keiner darf ſich weiter bewegen, als ſeine Vorgeſetzten es ihm erlauben. Ich will wenigſtens 200 Mann unter der hieſigen Garniſon zählen, die ſeit fünf Jahren keinen Fuß vors Thor geſezt haben, als wenn ſie zur Revüe marſchirten.

Mit dieſen Worten wollte er mich verlaſſen, drückte mir die Hand und ſagte: künftig ein Mehreres. Wenn ich Ihnen alle das Elend erzählen ſollte, was der arme Soldat empfindet, ich würde heute nicht fertig, denn bedenken Sie nur: jeder erwachſene, geſunde Menſch, iſt doch zum Eheſtande von Gott beſtimmt, der in unſere Natur ſo heftigen Trieb dazu gelegt hat, den kein Aberglaube, kein Despotismus, nichts in der ganzen Welt, gar nichts ausrotten kann. Wenn man nun dieſen heftigen Trieb nicht befriedigen darf, und entweder gar keine oder ſehr ſchwache Hoffnung hat, ihn zu befriedigen, glauben Sie denn wohl, daß man da glücklich ſeyn kann?

J. Nicht wohl.

F. Nicht wohl? ach ſagen Sie doch nur gerade heraus, was ihre bluhende Farbe, und ihre ſchalkhaften Augen mir geſtehen: Man kann in einer ſolchen unnatürlichen, verſchrobnen Lage ſchlechterdings nicht glücklich ſeyn. Um Verzeihung, kennen Sie nicht ein Mädchen, bey deſſen Anblik das Herz etwas geſchwinder ſchlägt? deſſen Beſitz Sie zu Ihrem Glück für nöthig halten?

J. Könnte wohl ſeyn!

F. Wenn Ihnen nun die Erreichung dieſes Glücks verboten würde! wie da?

J. Da wäre ich auf das Aeußerſte gebracht. Ich glaube aber nicht daß irgend ein Fürſt den Despotismus ſo weit treiben werde, daß er mir dieſe Freyheit, die Gott und die Natur mir zugeſtanden haben, verſage.

F. Das geſchieht ja aber bey den Soldaten. Die Erlaubniß ſich zu verehelichen wird ja als eine große Gnade angeſehen, um die man lamentiren muß, wie um eine Penſion.

J. So arg iſts ja aber doch wohl nicht.

F. Nicht ſo arg? Ha! ich ſehe wohl, daß Sie unſere militäriſche Verfaſſung noch nicht kennen. Es iſt ja ein ausdrücklicher Befehl da, daß kein Soldat, ohne höhere Erlaubnis zu haben, ſich verehelichen darf; und das iſt doch, bey meiner Ehre! ein offenbahrer Eingrif in die Rechte der Menſchheit. Und wenn dieſer Befehl auch nicht buchſtäblich da wäre, ſo haben wir einen andern, der mit eiſernem Griffel in unſer Herz gekrazt iſt, der uns das Heyrathen unterſagt, das iſt, unſere Armuth. Denn jeder andere freye Menſch kann doch einen Plan machen, wie er ſich Einnahme verſchaffen will. Dazu iſt uns aber alle Gelegenheit abgeſchnitten, uns, die wir nicht von unſerm, ſondern von unſerer Obern Willen gänzlich abhängen. Wenn ich etwas anfangen wollte, von deſſen Ausführung mein ganzes Glück abhienge, zu deſſen Vollendung die pünktliche Verrichtung von einigen Geſchäften nöthig wäre, und die Trommel würde gerührt — ja gute Nacht Plan — ich müßte fort, und wenn ich darüber tauſend Thaler einbüßen ſollte. Wie kann denn alſo der arme Soldat heyrathen, wenn ihm alle Mittel abgeſchnitten ſind, Frau und Kinder zu ernähren?

J. Sie ſind ja aber verheyrathet?

F.

F. Ja das bin ich, denn ich habe jährlich von meinen eignen Gütern 600 Rthlr. zu verzehren. Sind denn aber noch viele die eine ſolche Einnahme haben? dieſe müſſen entweder Geld heyrathen, um das Mädchen zu nehmen — was das für Ehen geben muß, werden ſie leicht ſich vorſtellen. Denn ſo ein großer Freund des Eheſtandes ich auch bin, ſo wollte ich ihn doch lieber auf Lebenslang feyerlich verſchwören, als ein Frauenzimmer ehelichen, das ich nicht von ganzem Herzen liebe. Habe ich etwa Unrecht?

J. Sie haben vollkommen Recht.

F. Oder ſie müſſen ihrer Neigung folgen, und Lebenslang mit Jammer und Brodſorgen kämpfen, oder ſo leben, wie halt der Soldat lebt. Hum! hum! ſo leben, ſo leben, daß ſich die unverderbte Natur dagegen empört. Denn, Freund, wenn Sie alle Greuel, alle Schandthaten zuſammen ſehen wollen, zu denen der Menſch aufgelegt iſt, ſo müſſen Sie zum Regimente gehen, oder — ins Kloſter. Denn die Kaſernen und die Klöſter, das ſind die wahren hohen Schulen aller Greuel und Schandthaten, die die Menſchheit entehren. Da ſind die Menſchen in der unnatürlichſten Lage. Und ſobald der Menſch in eine unnatürliche Lage kommt, ſo wird er ſelbſt unnatürlich, bekommt unnatürliche Begierden, und begeht unnatürliche Sünden.

J. Wahr mag es wohl ſeyn. Es wundert mich aber, daß Sie gegen das eheloſe Leben der Soldaten ſo ſtark ſprechen, da Sie doch Ehemann ſind, und, wie ich hoffe, ein glücklicher Ehemann.

F. Wie lange denn, lieber Herr? wie lange denn? ſo bekomme ich Ordre nach Amerika, nach der Ukraine, und Gott weis wohin zu marſchiren. Herr! wie meinen Sie da daß einem Manne, der wirklich Menſch iſt, zu Muthe ſeyn muß? Weib und Kind verlaſſen müſſen — Herr! iſt das nicht ſchrecklich? Wo lebt der Taglöhner, dem man ſo etwas zumuthet?

J. Aber das Vaterland erfordert doch Aufopferung.

F. Das Vaterland? das Vaterland? Hier Freund, hier iſt das Vaterland! für dieſes müſſen wir unſerer Freyheit entſagen, ſterben, oder uns zu Krüppeln ſchieſen laſſen. Bey dieſen Worten zeigte er ſeine Börſe und verließ mich mit einem bittern Lächeln.

Fortſetzung.

Seit dieſer Unterredung bin ich nicht ausgekommen. Meine Kraftloſigkeit und mein Mismuth ſind mit jedem Tage gewachſen, und haben mich von aller Geſellſchaft abgeneigt gemacht. Die Unannehmlichkeit der Atmosphäre, in der ich wandle, empfinde ich nicht mehr: entweder, weil ich gar keinen Geruch mehr habe, oder weil meine Naſe daran gewöhnt iſt. Nur geſtern, da ich mich niederlegen wollte, wurde ich durch das Lärmen der Trommel und das Stürmen der Glocken, das der Stadt die traurige Nachricht von dem Ausbruche eines Feuers gab, aus meiner Zelle herausgepreſcht. Das Schrecken überhaupt, und das Gefühl der Pflicht, meinen leidenden Brüdern beyſpringen zu müſſen, gab meinen Kräften eine ungewöhnliche Spannung, und machte mich meiner Krankheit vergeſſend.

Sobald ich mich ein wenig zuſammen gerafft hatte, ſprang ich die Treppe herunter, lief in die Küche, nahm einen Eimer, und eilte mit möglichſter Geſchwindigkeit nach dem Markte zu.

Hier fand ich ſchon die ganze Garniſon aufmarſchirt. Ich war auſer mir vor Freuden über die Pünktlichkeit, die ohne Zweifel dieſe Claſſe von Menſchen weit über alle andere hinauf ſezt, und über die Behendigkeit, mit der ſie ihren Mitbürgern, von denen ſie Brod und Wohnung hat, in ihrem Unglück beyzuſpringen ſuchte.

Taumelnd vor Freuden ſuchte ich meinen Fähndrich auf, um auf eine freundſchaftliche Art ihm die Härte zu verweiſen, mit der er von dem Soldatenſtande, geurtheilt hatte. Ich fand ihn — umarmte ihn — und ſagte: Nu? behaupten Sie denn noch, daß Sie nicht dem Vaterlande dienten? Schätzen Sie das für nichts, daß eine leidende Bürgerſchaft -- in ihrer Garniſon ihre Schutzengel findet? Sind ſie nicht die Schutzengel, die den Flammen wehren, die jezo über ihre Mitbürger, ſo wie ehemals über Sadrach, Meſach und Abednego, zuſammen ſchlagen?

Da trat er ein paar Schritte zurück und brach in ein helles Gelächter aus. Ich glaube, ſagte er, Sie denken, wir wären zuſammen gekommen um das Feuer zu löſchen.

J.

J. Und warum denn ſonſt?

E. Ha! Ha! Ha! Das Feuer zu löſchen!

J. Doch wenigſtens um Waſſer beyzutragen, oder die Güter der Verunglückten zu retten.

E. Ach! Herr von Carlsberg! He! He! Hi! was für Begriffe machen Sie ſich doch von uns?

J. Nu! warum lachen Sie denn? Ihre Zuſammenkunft muß doch eine Abſicht haben?

E. Die hat ſie ja freylich, He! He! Hi!

J. Und welche Abſicht kann ich denn ſonſt von ihnen vermuthen, als den Verunglückten beyzuſtehen? Sind ſie vielleicht gekommen, um auf die, die löſchen wollen, Feuer zu geben?

E. Das wohl nicht: Ha! He! Hi! aber gehn Sie nur ich bitte Sie — gehn Sie Herr von Carlsberg mit Ihrem Eimer und löſchen ſo viel Sie wollen. Es ſoll niemand auf Sie feuren.

J. Ich will aber doch wiſſen —

E. So gehn Sie doch — ſpringen Sie — löſchen Sie!

J. Ich will aber doch erſt wiſſen, warum ſie ſich hier verſammlet haben?

E. Ich ſage, gehn Sie doch und löſchen!

J. Und ich gehe durchaus nicht eher, bis ich weis, warum ſie ſich hier verſammlet haben.

E. Wenn Sie es durchaus wiſſen wollen, ſo will ich es Ihnen nur ſagen: Wir ſind hier, um zu ſehen, was es mit dem Feuer für einen Ausgang nehmen werde.

J. Wenn es nun gelöſcht wird?

E. So gehen wir wieder in unſere Quartiere.

J. Wenn es aber weiter um ſich greift?

E. So ziehen wir zum Thore hinaus.

J. Wie? ſo ziehen ſie zum Thore hinaus?

E. Ey das verſteht ſich. Wenn wir unſern Soldaten erlauben wollten, mit zu löſchen, ſo wäre morgenfrüh die Hälfte zum Guckauck gegangen! Gehn Sie! gehn Sie! und löſchen!

J. So gehen Sie doch wenigſtens mit! Hören Sie dort das Jammern, das Winſeln und Wehklagen Ihrer Mitbürger? Sehen Sie hier dieß Weib mit fliegenden Haaren, das ihr Kind ſucht? Wollen Sie wohl bey dem allgemeinen Jammer, ein bloſer Zuſchauer ſeyn?

E. Zum Henker, ſtellen Sie ihr philoſophiren ein! das iſt gerade der Zeitpunkt zum Philoſophiren, wenn das Feuer über dem Kopfe zuſammen ſchlagen will! Sie denken gewiß Sie redeten zu einem freyen Menſchen? Nein, mein Herr! Sie reden zu einem Soldaten, der jezo weiter keine Pflicht kennt, als ſeine Kammeraden zu bewachen, und der morgen gefangen ſizt, wenn durch ſeine Nachläſſigkeit dieſe Nacht ein einziger entwiſcht.

Ich ſprang halb verwirrt nach dem Orte zu, wohin der Zug des Volks ging. Hier traf ich eine Menge Menſchen, und einige recht große Feuerſprüzen an, die das Haus, in dem es brannte, umgaben. Aber alles war unthätig, lamentirte und räſonnirte.

Warum, fragte ich den Mann, der neben mir ſtund, iſt denn aber alles ſo unthätig?

Wir können, ſagte er jezo weiter nichts thun. Wir müſſen abwarten bis das Feuer ausbricht —

Jezo brach es aus, und alles wurde in Thätigkeit geſezt. Es wurde Waſſer beygetragen, geſprüzt, die benachbarten Häuſer niedergeriſſen, und im Kurzen war das Feuer gelöſcht. Gott Lob und Dank, ſagte ich, da die Gefahr vorbey war, daß kein größer Unglück geſchehen iſt.

Iſt denn das kein Unglück, ſagte mir ein vorbeygehender Mann, mit einer weiſſen Feder auf dem Hute, iſt denn das kein Unglück, wenn ein Haus abbrennt, und zwey weggeriſſen, und ſo drey Familien zu Bettlern gemacht werden?

J. Freylich iſt es ein Unglück. Wer kann es denn aber ändern?

E. Wir! Wir! wir können es ändern?

J. Und wie denn? haben Sie wohl an den hieſigen Feueranſtalten etwas auszuſetzen?

E. Nichts, gar nichts, als daß dabey keine Subordination iſt. Wenn es aufs Morden los geht, ſo iſt die ſtrengſte Subordination, da muß jeder ſchieſen, ohne daß er gefragt wird, ob der Schuß den Vater, Sohn oder Bruder treffe. Wenn es aber auf das Retten ankommt — ja da iſt es eine ganz andere Sache, da will kein Menſch gehorchen. Ich bin Feuercommiſſarius, mein Herr, ich ſoll anordnen, — aber — kein Menſch will meine Anordnung befolgen. Wenigſtens zwölfmal

mal bin ich bey Feuersbrünſten geweſen, und habe commandiren wollen, aber oft war kein Menſch da, den ich hätte commandiren können. Wenn denn nach und nach aus dem und jenem Winkel etwas herbey gelaufen kam, ſo wollte niemand gehorchen. Ich commandirte, und niemand hörte mich, ich fluchte, und man murrete, ich ſchlug drein, da warf man mir die Eimer vor die Füße und lief davon. Sind das auch Feueranſtalten?

Er ſetzte trotzig den Hut in die Augen und ging fort.

Ich blieb noch kurze Zeit ſtehen, dann verfügte ich mich zur Ruhe.

Sie war ſanft, aber mein Wachen iſt deſto unruhiger. Ohne Genuß und Thätigkeit, ja ohne gewiſſe Ausſichten in die Zukunft, ſtreicht jezo mein Leben dahin. Mein Troſt iſt der, daß meine gegenwärtige Lage ein Verhängniß iſt, das ich nicht verſchuldet habe.

Schreiben Sie mir denn nicht auch bald? Ihr Brief würde gewiß vieles zu meiner Aufheiterung beytragen. Von ganzen Herzen bin ich

Ihr

Carl.

Sechſter Brief.

Der Oberſte von Brav an Carln.

Holdersleben, den 13. Decemb.

Armer Carl!

Ich bedaure herzlich, daß du krank biſt, und bitte Dich um nichts mehr, als daß Du bey Deiner Krankheit Deinen Muth nicht ſinken läſſeſt, ſondern Deine Kräfte zuſammen zu nehmen ſucheſt, und der Krankheit trotz bieteſt. Denn ſobald man ſich zurück zieht, in Betten und warmen Zimmern ſeine Zuflucht ſucht, ſo bekommt die Krankheit Kraft, wirft uns unter ſich, ſchüttelt und rüttelt uns, bis ſie uns entweder den Garaus macht, oder des Schüttelns müde wird. Wenn man ihr aber trotz bietet, ſich ſtark macht, ausgeht, reiſet, ſich vergnügt ꝛc. wie wenn man nicht krank wäre, ſo ſiegt man faſt allemal. Faſt allemal ſage ich, denn immer geht es freylich nicht, wie ich dieß aus meiner eignen traurigen Erfahrung weis.

Mehrentheils geht es aber, wie mich ebenfalls die Erfahrung gelehrt hat. Sey alſo ein Mann, verlaß das ekelhafte hôtel de Crolau, reiſe nach Carmin, hungere auf der Reiſe, und genieße etwas von den bittern Tropfen, die du von mir bekommen haſt, da, denke ich wird alles gut gehen. Tu ne cede malis! tu contra audentius ito! Muß doch auch zeigen, daß ich mein Latein nicht ganz vergeſſen habe. Weil du Unterhaltung verlangſt, ſo erzähle ich dir eine kleine Reiſe, die ich vorige Woche gemacht habe.

Es wurde mir von Ritterſtadt aus gemeldet, daß dort ein Luftſchif aufſteigen ſollte. Ich zitterte vor Freuden, da ich es laß. Denn da nach meinem Gefühle die Kräfte des Menſchen kein menſchlicher Verſtand zu berechnen vermag; da, nach meiner Meynung, von den Kräften, die in uns liegen, bis jetzo die wenigſten entwickelt ſind, und der Menſch zum Herrn über alle Kräfte der Natur beſtimmt iſt, ſo hüpft mir allemal das Herz, wenn ich höre, daß eine neue Kraft ſich in dem Menſchen entwickelt, und ein unternehmender Kopf etwas wagt, eine neue Kraft der Natur der Bothmäßigkeit des menſchlichen Verſtandes zu unterwerfen.

Meine Freude über dieſe Unternehmung war ſo groß, daß ich mich entſchloß nach Ritterſtadt zu reiſen, um ſelbſt ein Augenzeuge von dem kühnen Aufſtreben des menſchlichen Verſtandes zu ſeyn, das unſerm Jahrhunderte ſo viel Ehre macht, und das Menſchengeſchlecht im neunzehnten Jahrhunderte wieder ein paar Stufen höher heben wird.

Bey meiner Ankunft in Ritterſtadt waren die Gaſthöfe ſchon ſo voll von Fremden, daß ich froh ſeyn mußte, daß ich noch einen kleinen Winkel, von dem die Ausſicht auf den Hof ging, zur Herberge bekommen konnte.

Den andern Morgen neun Uhr, verfügte ich mich auf den Paradeplatz, wo die Luftſchiffahrt angeſtellt werden ſollte. Der Sekretär Helſing war der kühne Unternehmer der Luftreiſe, die er theils durch die Beyträge der Bürger, mehrentheils aber auf ſeine eignen Koſten, veranſtaltet hatte.

Bey meiner Ankunft war der Plaz ſchon ſo mit Menſchen angefüllt, daß ich Noth hatte, durchzukommen. Das ganze Unternehmen würde wohl gar durch das ſtarcke Zudrängen des Volcks vereitelt worden ſeyn, wenn der Fürſt nicht durch ſeine Grenadiers einen Kreis um den Platz hätte ſchließen laſſen, wo der Secretär Zurüſtung zu ſeiner Reiſe machte.

Während derſelben murmelten ſo viele alberne und abgeſchmackte Urtheile und Scherze um mich herum, daß ich vor Ungeduld hätte vergehen mögen. Ich hatte keine Luſt zum Diſputiren, ſchwieg alſo ſo lange es möglich war. Da ich es aber nicht länger aushalten konnte, faßte ich meines Nachbars Arm, und fragte, um Vergebung mein Herr! wie viel koſtet die Elle von dem Tuche, das Sie zu Ihrem Oberrocke haben? Er beantwortete meine Frage, ich lobte ſein Tuch, verſicherte aber, daß er es zu theuer bezahlt habe. Dieß gab Anlaß, zu einem kleinen Diſpute, der uns ſo lange aufhielt, bis alles ſchrie: jezo ſteigt das Luftſchif.

Es erhob ſich wirklich, weil es aber von den beyden Stricken, an welche es befeſtigt war, nicht zu gleicher Zeit losgelaſſen wurde, ſo verlohr es gleich anfänglich das Gleichgewicht, und kaum war es zwanzig Schuhe über der Erde, ſo ſchlug es um, der Secretär ſtürzte herab, und die ganze Maſchine gerieth in Brand.

Erſchrocken ſprang ich bey, richtete den guten Mann auf, fragte ob er beſchädigt ſey? er war aber ſo aus der Faſſung, daß er mir nicht ein Wort antworten konnte.

Anfänglich herrſchte unter der Verſammlung eine große Stille, da ſie aber ſahe, daß der gute Secretär den Hals nicht gebrochen habe, ſondern unbeſchädigt davon gekommen ſey, ſo entſtund ein lautes Gelächter, und der ganze Witz bey dem vornehmſten ſowohl als bey dem geringſten Pöbel wurde rege, und ſuchte durch Spöttereyen ſich hervorzuthun. Der unglückliche Secretär ſchien durch den Spott mehr als durch den Umſchlag ſeines Plans niedergedruckt zu werden, er ſchlug die Augen nieder, alle ſeine Glieder zitterten, und war nicht vermögend nur ein Wort zu ſeiner Vertheidigung zu ſagen.

Ich glaubte ſo gut verbunden zu ſeyn, mich ſeiner anzunehmen, wie wenn er unter die Mörder gefallen wäre; ja noch etwas mehr. Denn die Vertheidigung eines wehrloſen gegen Mörder zu übernehmen, finden ſich noch immer Leute, weil ihr natürliches Gefühl ſie dazu treibt, und ſie gewiß darauf rechnen können, daß ihr Muth werde bemerkt, und als eine edle

That, als Wirkung der Menſchenliebe und des Patriotismus in allen öffentlichen Blättern ausposaunt werden. Wo ſind aber die, die den unternehmenden Kopf, wenn ſein Plan nicht ſo gleich gelingt, gegen die Spöttereyen der Unköpfichten zu ſchützen ſuchen? Er hat von Glück zu ſagen, wenn da und dort, durch ein mitleidiges Achſelzucken einige Theilnehmung bezeigt wird. Alſo, wie geſagt, ich fühlte bey mir die Pflicht, mich dieſes Mannes anzunehmen, ergrif ſeine Hand und ſagte: was ſtehen Sie hier? warum wollen Sie ſich den Spöttereyen dieſes Haufens ausſetzen? Herr! ſie ſind ein Mann, ſie haben etwas unternommen, was einem Knaben nicht im Traume in Sinn kommt, ſie ſind aber geſtrauchelt, und haben das Unglück unter den Augen eines Haufens von Knaben geſtrauchelt zu ſeyn, der immer die Gewohnheit hat, in ein Gelächter auszubrechen, wenn er einen Mann ſieht, dem der Wind den Hut nimmt, oder der auf dem Wege ausglitſcht, und ſich mit Gaſſenkoth beſudelt. Kommen Sie! ſeyn Sie ferner ein Mann! und verachten alles, was Knabe genug iſt, über Sie zu lachen.

Ich hatte nicht umſonſt geredet, mein Secretär faßte trotzig ſeinen Hut, ſetzte ihn in die Augen, und ſagte: wahr iſt es! Alle das Geſchmeis, das hier lacht, hat nicht ſo viel Kraft daß es ein Luftſchif träumen, geſchweige denn machen könne. Wollen es halt verachten! Und nun ſchloß er ſich an mich an, gieng durch den Haufen durch, und beantwortete alle die Spöttereyen, die ihm nachgerufen wurden, mit Lachen.

Das war brav, ſagte ich, da wir uns durch den dickſten Haufen gearbeitet hatten. Sie haben ſich heute als Mann, als Patriot gezeigt, ſie haben Ehre und Geld daran gewagt, um die Menſchheit eine Stufe höher zu bringen! Wäre Ihnen Ihr Unternehmen gelungen, ſo würde alles das Maul auf geſperrt und Ihnen nachgegaft haben. Und eben die Knaben, die Sie jezo verſpotten, würden zuſammen gelegt und Ihnen ein Denkmal errichtet, ja jeder würde behauptet haben, daß er ſo etwas längſt in ſeinem Kopfe gehabt, daß ihm aber nur Zeit und Gelegenheit gemangelt hätten, es auszuführen: Da aber Ihr Luftſchif umgeſchlagen iſt, ſo iſt es ganz etwas anders. Dieß darf

Sie aber nicht befremden, lieber Mann, es iſt dieß nun einmal des Pöbels Art ſo. Ihr Unternehmen bleibt dem ohnerachtet nicht unbelohnt. Der Beyfall der wenigen Verſtändigen, und der Beyfall Ihres eignen Gewiſſens. —

Ein Laufer, der halb auſer Odem zu uns kam, und den Secretär anredete, unterbrach mich, und meldete ihm, daß der Graf Orkan Verlangen hätte, ihn zu ſprechen, und ihn erſuchen ließe, ſeiner hier zu erwarten.

Kaum hatte er ausgeredet, ſo ſtund auch ſchon des Grafen ſechsſpänniger Wagen da. Er ſprang aus dem Wagen heraus, umarmte den Secretär und ſagte: Sie haben etwas auſſerordentliches gewagt, Sie verdienen auſſerordentliche Ehre. Ich kann jezo Ihnen keine andere als dieſe anthun, daß Sie ſich zu mir in meinen Wagen ſetzen, und mit mir durch die Jungens fahren, die über Sie gelacht haben. Ich kann Ihnen vor dießmal keinen andern Beweis meiner Dankbarkeit geben, aber dieſen kleinen Beweis bitte ich anzunehmen. Kommen Sie, ſetzen Sie ſich ohne Bedenken zu mir!

Der Secretär ſtieg freudig ein, nachdem er mich zuvor umarmt hatte.

Fortſetzung.

Dieſer Auftritt hielt mich für den Verdruß, den mir das vorige Räſonnement verurſacht hatte, ziemlich ſchadlos. Ich wandelte beruhigt nach der Herberge zu.

Zur Zeit des Mittagsesſens, wurde ich befragt, ob ich auf dem Zimmer, oder in Geſellſchaft ſpeiſen wollte? In Geſellſchaft antwortete ich, ohne Bedenken, weil mir mein Herz ſagte, daß es da wieder manchen comiſchen Auftritt geben würde.

Ich irrte mich nicht. Denn bey meinem Eintritte in das Speiſezimmer kam ich in eine ſehr große Geſellſchaft, die von nichts als von dem Luftſchiffe ſprach. Ich könnte dir einige Bogen ſchreiben, wenn ich alle die mannichfaltigen und widerſprechenden Urtheile, die darüber gefällt wurden, aufzeichnen wollte. Ich redete anfänglich gar nichts dazu, ſondern hörte nur, und machte zu dem, was ich hörte, in Gedanken meine Randgloſſen.

Bey Tiſche aber konnte ich doch nicht länger mehr an mich halten. Ein junger Menſch, deſſen Kopf voll Friſur, aber ganz leer von eignen Gedanken war, urtheilte ſo dreiſt und entſcheidend von dem Unternehmen des Secretärs, daß der gute Mann wenigſtens für einen Narren erklärt wurde.

Es war halt ein Luftſchif, ſagte er, und wird wohl ein Luftſchif bleiben. Man hat ſchon lange alle Chimären, alle Unmöglichkeiten, Luftſchiffe genannt. Wir werden wohl keine Urſache haben dieſe Benennung zu ändern. Denn wenn ein Luftſchiff möglich war, warum erfanden es denn nicht unſre Vorfahren? Die Welt ſteht ſo lange, es hat darinne ſo viele große Köpfe gegeben, warum erfanden denn dieſe nicht das Luftſchif? Iſts nicht närriſch, daß der arme Secretär klüger, als alle dieſe großen Leute zu ſeyn glaubt?

J. So werden gerade Fauſtens Zeitgenoſſen geurtheilt haben, da er ſich merken ließ, daß er im Sinne habe dreytauſend Bücher zu drucken, in der Zeit, da ſonſt kaum eins geſchrieben wurde.

E. Ja eine Buchdruckerey iſt kein Luftſchif, mein Herr! ha! ha! ha! die Buchdrukkerey, die iſt da, die iſt etwas mögliches, aber ein Luftſchif — mein Gott, man muß ja im Kopfe verrückt ſeyn, wenn man ſo etwas als möglich denken will.

J. Herr! ich denke mir es als möglich. Was ſagen Sie dazu?

E. Ich bitte um Verzeihung, wenn ich vielleicht zu allgemein geſprochen habe. Aber das müſſen Sie mir doch zugeben, daß ein Luftſchif keine Buchdruckerey iſt.

J. Ich ſage aber ein Luftſchif iſt gewiſſermaſen eine Buchdruckerey; denn ſo lange das Luftſchif und die Buchdruckerey noch nicht wirklich da ſind, wird über die Möglichkeit beyder gelacht, gewitzelt und geſpöttelt. Wenn ſie aber wirklich da ſind, ja dann, da weis ein jeder — ihre Möglichkeit zu begreifen.

E. Wie kann denn aber ein Luftſchif mit der Buchdruckerey verglichen werden? Daß es möglich ſey, Buchſtaben auszuſchneiden oder zu gieſen, zuſammenzuſetzen und einige tauſendmal abzudrucken, iſt doch nichts widerſprechendes. Aber daß die Luft, ein ſo leichter Körper, Schiffe, Menſchen und Waaren tragen ſollte, nein, das müſſen Sie mir doch zugeben, darwider empört ſich doch die geſunde Vernunft!

J. Freylich ſo wie gegen die Buchdruckerey, ſo lange ſie noch nicht erfunden iſt. Wenn eine Sache erfunden iſt, ſo weis man, wie es damit zugehe; ſo lange ſie aber noch nicht erfunden iſt, weiß man das noch nicht. Die Vernunft mancher Menſchen kann es nicht begreifen, wie es damit zugehe, hält es deswegen für unmöglich, und da ein jeder, er ſey wer er wolle, ſeine Vernunft für geſund hält, ſo pflegt man zu ſagen, die geſunde Vernunft empöre ſich dagegen. Verſtehen Sie mich, mein Herr?

E. Recht wohl. Ich kann es Ihnen aber aus Gründen beweiſen, daß ein Luftſchif ſeiner Natur nach unmöglich ſey.

J. Die Gründe möchte ich doch hören.

E. Ich ſage, entweder ein Luftſchif iſt ein feſter Körper oder nicht. Iſt das erſtere, ſo kann es die Luft nicht tragen; iſt aber das leztere, ſo kann man ja nichts darein laden, ſo bleibts ein Kinderſpiel, wie die Drachen, ha! ha! ha!

J. Nu Kinderſpiele können auch wichtig werden, wie man das gerade an den Drachen ſieht, die Franklin zu einem Mittel brauchte, dem Donner die Kraft zu nehmen. Und überdieß iſt das Luftſchif da, es iſt ja in Paris geſtiegen, hat ziemliche Laſten getragen, wie können Sie denn ſagen, daß ein Luftſchif unmöglich ſey?

E. Und wenn ich Ihnen das auch alles zugebe, ſo ſehe ich doch nicht ein, wie man ſich in ſo einer hohen Entfernung von der Erde, zu der das Luftſchif ſteigt, wo es doch, wie Sie wohl wiſſen werden, immer ſehr kalt iſt, erwärmen, und wie man das Schiff regieren will. Kommt mir gerade ſo vor, wie wenn ich mich in ein Boot ſetzen, und ohne Ruder den Meereswellen überlaſſen wollte.

Ein Luftſchif iſt ja alſo doch nichts weiter, als ein Boot ohne Steuerruder, ein unnützes Ding iſt es.

J. Was meynen Sie wohl, was das erſte Boot geweſen iſt?

E. Das weis ich nun wohl nicht.

J. So will ich es Ihnen ſagen. Das erſte Boot war ohne Zweifel ein Baum, der ins Waſſer fiel, auf den der Zufall einen Menſchen führte, der darauf von einem Ufer des Stroms zum andern ſchwamm. Daraus wurde nach und nach ein Kahn, ferner ein Boot, dann ein Schifchen, am Ende das Schif, auf dem Cook die Welt umſegelte. Wenn dazumal, da der erſte Kahn verfertiget wurde, jemand die Möglichkeit eines Kahns behauptet hätte, auf dem man die Welt umſchiffen könnte, ſo würden witzige Köpfe dagegen alle die Gründe haben vorbringen können, die Sie, mein Herr, jetzo gegen das Luftſchiff gebraucht haben. Was für ein Kahn muß das ſeyn, konnte man ſagen, auf dem man die Welt umſchiffen will! Wo ſoll man Lebensmittel, wo trinkbares Waſſer herbekommen auf dem Meere! ha! ha! wie will man die Kälte und Hitze aushalten, der man ſich auf einer ſo langen Reiſe ausſetzen muß! Wie will man dann den Weg finden auf dem Waſſer, wo kein Weg zu finden, kein Wegweiſer zu haben iſt! Gleichwohl ſind alle dieſe Schwierigkeiten überwunden, die Welt iſt umſchift worden, wie Sie, mein Herr wohl wiſſen werden. Seitdem der menſchliche Verſtand dieſes und tauſend andre Dinge möglich gemacht hat, iſts doch wahrlich Schande, wenn man über eine neue Unternehmung ſpotten, und ſie deswegen geradezu für unmöglich erkären will, weil man die Möglichkeit davon nicht begreifen kann.

E. Ja das iſt wohl etwas. Aber demohnerachtet iſts doch ein wahrer Narrenſtreich, daß dieſer Secretär die Sache unternommen hat. So eine Unternehmung gehört für Fürſten. So lange Fürſten —

J. Um Vergebung, mein Herr! dieſen Satz müſſen Sie fahren laſſen, wenn Sie mich nicht zum Gegner haben wollen. Ich ehre die Fürſten, gehorche Ihnen und erkenne ihre Nothwendigkeit. Aber ein Fürſt, an ſich, iſt ein Menſch ſo wie Sie und ich, und wer alles Heil der Menſchen von Fürſten erwartet, der ſchändet den Menſchenverſtand. Nicht Geld noch Würde, ſondern Verſtand regiert die Welt, ſchaft und wirkt darinne was er will. Wer die Kraft ſeines Verſtandes fühlt, der glaubt es. Wer hat den Compas erfunden? Wer Amerika entdeckt? Wer iſt der Erfinder der Buchdruckerkunſt? Wer hat die Welt reformirt? Wer dem Donner ſeine Kraft zuerſt benommen? Wer den Glauben an Hexen verbannt? Fürſten? He?

Mein Gegner wurde confus, fragte ſeinen Nachbar, ob er mit in die Aſſemblee gehen wollte? und verließ die Geſellſchaft voller Verwirrung.

Ich gieng auch bald weg, freuete mich aber doch, daß ich dem elenden Schwätzer das Maul geſtopft hatte. Denn es iſt doch wirklich nöthig, daß man gegen dieſe Art Leute, die ſelbſt nichts thut, und doch über alle Unternehmungen thätiger Menſchen ſpöttelt, bisweilen etwas nachdrücklich ſpricht.

Fortſetzung.

Den ganzen Tag brachte ich mit Speculationen über dieſe Begebenheit zu, und kam am Ende auf den Gedanken, daß es unſerm Geſchlechte ſo, wie einzelnen Menſchen, gehe, die wenn ſie ihre Zeitlang gelebt haben, wieder zu kleinen Kindern werden, furchtſam am Stabe umher ſchleichen, alles verachten, was zu ihren Zeiten nicht geweſen iſt, und über jede männliche Unternehmung lachen.

Wer noch einen Tropfen männliches Blut in ſeinen Adern fühlt, wer noch einige Begriffe von der unermeßlichen Kraft des Menſchen hat, der ſollte doch wirklich auf die Unternehmungen des Mongolfier und ſeiner Conſorten, die doch eine ganz neue Epoche vermuthen laſſen, aufmerkſam ſeyn. Wenn er auch ſelbſt nichts dabey thun könnte, ſo ſollte er doch mit Gelaſſenheit und Aufmerkſamkeit die Entwickelung abwarten. Da ſteht aber faſt alles dabey, wie die alten zuſammengekrümmten zahnloſen Männer, die über alles, was jüngere Männer thun, lachen, wie wenn es Kinderey wäre.

Den andern Tag ließ ich mein Pferd bald früh ſatteln, und trabte gelaſſen nach meinem Gute zu. Bald aber war ich genöthigt ihm die Spornen zu geben.

Ach du allbarmherziger Gott! ach erbarme dich! Hülfe! Hülfe! Hülfe!

So rief eine weibliche Stimme am Ende eines Dorfs, vor dem ich vorbey ritt. Ich ſprengte nach dem Orte zu, woher die Stimme kam, und traf da ein Weib in bloſem Hemde, mit fliegenden Haaren an, das die Hände von ſich ſtreckte und ſchrie ſo laut ſie konnte: Hülfe! Hülfe!

J. Was fehlt euch Weib? was iſt es? was giebt es da?

W. Ach gnädiger Herr Hülfe!

J. So redet doch! was wollt ihr denn?

W. Ach! ach! wer mir das Pferd nimt, der nimt mir das Brod, der nimmt mir das Leben!

J. Was Henker! was iſt das für ein Geſchwätz! was wollt ihr denn?

W. Mein Mann, ach du lieber Herr Jeſus, der liegt auf dem Stroh, und habe drey lebendige Kinder, und nimt mir der Kerl da auch das Pferd noch!

J. Wer? Wer nimt euch denn das Pferd?

W. Dort reutet ja der Spitzbube über die Wieſe weg! Sehn Sie ihn nicht? hat mir das Pferd aus dem Stalle genommen.

Ich ſahe nach der Gegend zu, wohin ſie wieß, und erblickte da wirklich einen Reuter. Iſt er das? fragte ich. Ja, antwortete ſie, das iſt der Spitzbube.

Sogleich wurde auf ihn los galloppirt. Halt! rief ich, da ich ihm nahe kam; er ſahe ſich um und galloppirte auch, da er mich erblickte.

Halt! Halt! Halt! rief ich noch einigemal, und da alles Rufen nicht helfen wollte, ſo ſchoß ich eine Piſtole, aber vorſezlich ſo, los, daß die Kugel über ihn weggehen mußte. Er ſprengte noch ſtärker, da zog ich die zweite, ſchoß und traf ihn in das linke Schulterblatt.

Nun ließ er den Zügel fahren, das Pferd verließ den Weg, galloppirte über die Aekker und ſtürzte endlich in einem Graben.

Sogleich ſezte ich ab, ergrief den Elenden, der mit ſeinem Blute bedeckt unter dem Pferde lag, machte ihn biegelfrey, und fragte: Kerl wer biſt du?

Statt der Antwort, rief er: Hülfe!

Hülfe willſt du rufen, ſagte ich, Straßenräuber?

Jezo kam Querfeld ein ein Trupp Bauern, die mit Stöcken bewaffnet waren. Da ſagte ich, will ich dich bald feſte machen laſſen, du Räuber du! will dir lernen den Wittwen die Pferde ſtehlen.

Hier! Hier! ſagte ich, da die Bauern kamen — Statt des Beyſtands aber, den ich erwartete, bekam ich einen Schlag der die Loſung war, daß alle über mich herfielen und mich ſo ſchrecklich durchprügelten, daß ich noch jezo nicht gerade gehen kann. Ich bat, lamentirte, ſchimpfte, half alles nichts, und ich würde halb tod geſchlagen worden ſeyn, wenn nicht am Ende der Pferdedieb ſelbſt ſich meiner angenommen hätte.

Halt! halt! rief er, mit kläglicher Stimme, halt Leute um Gottes willen, es iſt ja der Herr Oberſte von Brav.

Sogleich ſtunden alle ſtille zogen die Hüte ab, und gaften mich an.

Ey, und wenn es der römiſche Kayſer wäre, ſagte der eine, das ſchiert mich nichts.

Und was habe ich euch gethan, fragte ich, daß ihr mich —

Und wer heißt den Herrn, antwortete ein anderer, auf unſers gnädigen Herrn Leute Feuer geben?

Und was habe ich gethan, antwortete der Bleſſirte, daß Sie auf mich ſchießen?

Ich ſtund da auſſer aller Faſſung, wußte nicht ob ich unter Narren oder Dieben war. Wer biſt du, fragte ich endlich, Menſch! wer biſt du? wer giebt dir ein Recht Pferde zu ſtehlen?

Kennen Sie mich denn nicht Herr Oberſter, war ſeine Antwort, ich bin ja der Secretär Marx bey dem Herrn von Dintel, Ihrem

Herrn Neveu. Ich habe ja auf ſeine Ordre das Pferd wegreuten müſſen.

Wie? antwortete ich in Affekt, auf meines Neveu Ordre! Seit wenn iſt mein Neveu ein Pferdedieb geworden?

Er that den Mund auf, um mir zu antworten, aber eine anwandelnde Ohnmacht, warf ihn nieder.

Jezo, ſagte ich zu den Bauern, wißt ihr wer ich bin, ich bin eures Gerichtsherrn Oncle. Verpflegt dieſen Menſchen, holt einen Barbierer bey, der ihn verbinde, ich bezahle alles. Ich reute zu meinen Neveu, um die ganze Sache genauer zu unterſuchen.

Sie ließen mich reuten und ich machte einen Umweg nach Dintels Landgute zu.

Er empfing mich mit offnen Armen, führte mich, mit herzlichem Händedrücken die Treppe hinauf, und ſtellte mich ſeiner Frau vor.

Ich war aber ganz kalt gegen ihn, murrete, und warf trotzig meinen Hut auf den Tiſch.

Nu Herr Oncle, fragte er, warum ſo unmuthig? womit habe ich Sie beleidigt?

J. Wer unrecht thut beleidigt mich. Neveu! bey meiner Ehre! Rechtſchaffenheit allein iſt der wahre Adel.

N. Ich bitte Sie Herr Oncle, bedenken Sie, daß Sie in meinem Hauſe ſind. Was wollen Sie? wer iſt nicht rechtſchaffen?

J. Herr! wer läßt den Leuten die Pferde ſtehlen?

N. Herr Oncle! ſolche Complimente verſtehe ich nicht. Erklaren Sie ſich! was wollen Sie von mir?

J. Haben Sie nicht Ihren Secretär heute ein Pferd rauben laſſen? einer Witwe? einer Frau, deren Mann auf dem Stroh liegt?

N. Nu? was habe ich da Unrechts gethan?

J. So? Wenn das nicht Unrecht iſt, wenn man Witwen beraubt, Witwen Thränen auf ſich ladet, was denn ſonſt?

N. Sie wiſſen vielleicht nicht, daß ich Erb- und Gerichtsherr von Philingen bin?

J. Ey das weis ich wohl.

N. Und daß ich deswegen berechtigt bin, ſo oft einer meiner Unterthanen ſtirbt, das beſte Stück Vieh von ſeinem Hofe nehmen zu laſſen?

J. Wie?

N. Ja wie geſagt, das beſte Stück Vieh kann ich wegnehmen laſſen. Hat er ein gut Pferd, ſo nehme ich das Pferd, hat er dieſes nicht, ſo nehme ich einen Ochſen, oder eine Kuh, oder einen Hammel, oder ein Schwein, und wenn das alles nicht da iſt, ſo nehme ich die beſte Gans oder die beſte Henne.

J. Und Sie wollen Gerichtsherr von Philingen ſeyn?

N. Ey das verſteht ſich, und eben deswegen thue ich es.

J. So ſind Sie ja Gerichtsherr über Ihre Bauern, wie der Habicht einmal König über die Tauben war. Ich dächte ein Gerichtsherr müßte die Unterthanen, vorzüglich Witwen und Wayſen ſchützen. Sie plündern ſie ja aber —

N. Ein für allemal Herr Oncle, alle harte Ausdrücke verbitte ich. Ich habe das Gut Philingen, mit allen darauf haftenden Gerechtigkeiten, wie Sie wohl wiſſen, an mich gekauft. Eine vorzügliche Gerechtigkeit dieſes Guts iſt ja aber, daß ich von jeden Unterthan, der mit Tode abgeht, das beſte Stück Vieh erbe. Warum ſoll ich denn mich der Gerechtigkeit nicht bedienen, die ich theuer habe bezahlen müſſen?

J. Das iſt keine Gerechtigkeit. Das iſt eine Ungerechtigkeit. Es könnte ja wohl auf Ihrem Gute das Ius primae noctis ruhen, wollten Sie ſich wohl deſſelben bedienen?

N. Wenigſtens könnte ich es.

Wir kamen bald näher zuſammen. Ich fühlte, daß ich im Affecte war, in welchen mich erſt das Lamentiren und die Thränen des Weibes, hernach die Prügel der Bauern gejagt hatten, und gab deswegen nach. Und er ließ ſich durch mein Zureden leicht ſo weit bringen, daß er, wenigſtens vor dießmal, der armen Frau das Pferd zurück zu geben verſprach.

Nachdem der Friede geſchloſſen war, mußte er ſeinen Wagen anſpannen, den armen Verwundeten herbey ſchaffen, und ſeine Wunde unterſuchen laſſen, die, zu meiner großen Beruhigung, nicht gefährlich war. Ich ließ meinen durchprügelten Rücken mit Brandwein auswaſchen, und bereuete meine Uebereilung. Denn Uebereilung war es doch allemal, daß ich durch Weiberthränen mich in ſo ſchrecklichen

Affect bringen ließ, daß ich einen unſchuldigen Menſchen beynahe getödtet hätte. Das Pferd hätte ja wohl auch der Verſtorbene von meinem Neveu können gekauft und nicht bezahlt haben. Das Weib würde auch in dieſem Falle eben ſo heftig geweſen ſeyn.

Unterdeſſen iſts doch traurig, daß ſolche Ueberbleibsel aus den alten barbariſchen Zeiten, wo noch Fauſtrecht und Leibeigenſchaft gewöhnlich waren, ſich in unſerm aufgeklärten Jahrhunderte erhalten.

Mein Neveu überredete mich bey ihm zu bleiben, und ich redete gegen ihn von dieſer Sache ohne alle Leidenſchaft, aber ſtark und nachdrücklich, und brachte ihn am Ende dahin, daß er erſt verſprach, dieſe grauſame Gewohnheit abzuſtellen, und ſich lieber durch einige Frohndienſte, die er ſeinen Bauern noch aufſ legte, ſchadlos zu halten.

Aber, da ich ihn überzeugte, daß er durch die Abſtellung des Viehraubs gar keinen Schaden litte, indem ſeine Unterthanen ihr Vieh weit beſſer pflegen und warten würden, wenn ſie wüßten, daß es ihnen gegen Raub geſichert ſey, daß ſie alsdenn weit beſſer ihre Dienſte thun und ihre Abgaben entrichten könnten, ſo gab er mir treuherzig die Hand und ſagte: Hier Herr Oncle, haben Sie mein Wort, ich ſtelle dieſe barbariſche Gewohnheit ab. Schreiben Sie die bisherige Beybehaltung derſelben nicht der Habſucht oder Grauſamkeit, ſondern blos dem Mangel am Nachdenken zu. Ich habe noch nie darüber nachgedacht. Denn wir Menſchen ſind ja nun einmal ſo, daß wir an den Anblick der größten Grauſamkeiten und Thorheiten uns gewöhnen können, wenn wir ſie oft ſehen, und, aus Trägheit oder wegen vieler Zerſtreuung, das Nachdencken über dieſelben unterlaſſen. Wie wäre es ſonſt möglich, daß man ſein Haar abſchneiden, und ſtatt deßen Ziegen- und Pferde-Haar aufſetzen könnte!

Dieß gab Veranlaſſung zu einem launigen Geſpräche über die Peruquen, womit wir uns den ganzen Abend unterhielten, und am Ende darinne übereinſtimmten, daß eine Peruque eben ſo eine ſchwere Sünde, gegen den guten Geſchmack, als die Beraubung einer traurenden Witwe, eine Sünde gegen die Moral und Politik ſey; daß es aber gar wohl möglich wäre, daß ein Mann von Geſchmack eine Peruque tragen, und ein moraliſcher Mann, von Rechtswegen, eine Witwe plündern könne, wann beyde die Gewohnheiten, die ſie bey ihrem Eintritte in die Welt vorfanden, annähmen, ohne darüber nachzudencken.

Itzo bin ich wieder hier, und ſorge nun um nichts mehr, als was ich mit meinem Ferdinand anfangen ſoll. Er beſſert ſich zwar, aber ſein Leben iſt mehr Pflanzen- als Menſchen-Leben. Keine Theilnehmung, keine Aufſtrebung jugendlicher Kraft, keine Ueberſicht des Ganzen, nichts von alle dem iſt in ſeinen Briefen zu finden. Ach Gott!

Schreibe du mir, lieber Carl, daß du recht geſund wieder biſt! dieß erwartet ſehnlich

Dein

Brav.

N. S. Selbigers Ankunft wird mir große Freude machen. Ich habe ſeiner Lotte noch nichts merken laſſen, daß Du ihn entdecket habeſt.

Sieben-

Siebender Brief.

Die Hofräthin Namur an Carolinen Menzerin.

Grünau den 15. Decemb.

Thuſt du doch als wenn Du gar keine Schweſter mehr hätteſt. Ich glaube es iſt ein Vierteljahr, daß Du mir nicht geſchrieben haſt. Würdeſt mir wohl ſchreiben, wenn Du meinen Troſt ſo nöthig hätteſt, als ich den Deinigen.

Mein Herz iſt beklommen, liebe Schweſter, ſo beklommen, daß ich nothwendig jemanden haben muß, gegen den ich es ergieße. Und wer ſchickt ſich dazu wohl beſſer als meine Schweſter?

Ach liebe, beſte Schweſter! ich habe meinen Mann wieder, den Treuloſen, gegen den ſich mein ganzes Herz empört, bin dazu verdammt an ſeiner Seite zu leben, und meinen Kindern Ehrfurcht und Liebe gegen ihn zu predigen, den ich von ganzem Herzen verachte.

Von dem letztern Urthel, von dem ich dir ſchrieb, hatte ich appellirt, und bekam darauf ein anderes, das meinen Mann für einen Ehebrecher erkannte, und mir die Trennung von ihm zugeſtund. Sobald ich es angehört hatte eilte ich nach Hauſe, umarmte meine Kinder, küßte ſie, und überlegte, wie ich ſie künftig, ohne ihrem Vater, ernähren und erziehen wollte. Denn mein Mutterherz war feſt entſchloſſen, keines meinem treuloſen Manne auszuliefern. Wer gegen ſeine redliche Frau untreu iſt, ſagte es, der iſt auch gegen ſeine Kinder untreu.

Gegen Abend zog ich mich in die Einſamkeit auf mein Stübchen zurück, und überließ mich meinen Empfindungen.

Da ich hier ſo ganz von einer ſüßen Melancholie eingewiegt war, mit mancherley Erinnerungen, Ausſichten und Hofnungen mich ſchlug, pochte jemand an meiner Thür, öfnete ſie, und ſiehe da, mein Mann trat herein. Ich ſprang auf und fragte heftig, was wollen Sie hier?

M. Nichts, als mein edles, rechtſchafnes, Weib um Verzeihung bitten.

J. So? verzeiht ein edles Weib auch wohl einem ehrvergeßnen Ehebrecher? Kann die Gefühl für Ehre haben, die eine Frau eines ehrloſen Mannes bleibt?

M. Fahren Sie nur immer fort. Ich höre alles an, denn ich habe es verdient.

J. Sie haben ſchon alles gehört. Wollen Sie noch mehr hören?

M. Das wünſche ich. Laſſen Sie mich nur Ihren ganzen Zorn empfinden.

J. Verräther! entferne dich, ich glaube du willſt ſpotten.

M. Ich Elender, ſpotten! nein, ich will nur meine Sünde recht fühlen, fühlen will ich es wie dum̄, — wie treulos gegen mich ſelbſt, ich gehandelt habe, da ich einem ſo ſchönen, ehrlichen, lieben Weibe untreu wurde. Hum! Hum! (Hier fieng der Heuchler an, laut zu weinen. Ich weinte wirklich mit.)

J. Haben Sie es noch nicht genug gefühlt?

M. Ach edles Weib!

J. Ich verlange kein edles Weib zu ſeyn. Aber ein rechtſchafnes Weib, eine redliche Mutter —

M. Das iſts ja eben, was mich zur Verzweiflung bringt. Hätte ich eine Närrin zur Frau gehabt, ach dann wüßte ich wohl, womit ich mich beruhigen ſollte. Aber ſo — ſo muß ich mich ſelbſt als den unbeſonnenſten Menſchen anklagen. Sagen Sie mir, ob Sie im Ernſte glauben, daß ich mich von Ihnen trennen — daß ich leben und wiſſen kann, daß meine edle Frau lebt, und ich Sie nicht mehr darf —

J. O gehen Sie, elender Mann! Das erſte Gaſſenmädchen, das Ihnen begegnet, wird Sie vollkommen für meinen Verluſt ſchadlos halten.

M. Und das glauben Sie wirklich von mir?

J. Wer hat michs glaubend gemacht, als Sie? Nichtswürdiger!

M. Glauben Sie denn wirklich, daß ich Ihre Verdienſte verkannt? daß ich Sie nicht geliebt habe?

J. Eine ſonderbare Frage!

M. Ich bitte aber um ihre Beantwortung. Ein leichtfertiger, ſinnlicher, Menſch bin ich geweſen, dieſes geſtehe ich. Glauben Sie aber wirklich, daß ich jemals aufgehört habe, Sie zu lieben?

J. Sehr ſonderbar! wahrhaftig! Der Menſch wirft ſich in die Arme lüderlicher Weibsperſonen, erzeugt Kinder mit ihnen, erzieht ſie von meinem Gelde, fügt mir dadurch Kränkungen zu, die mich um alle Lebensfreuden gebracht haben, und tritt dahin, und verſichert mich von ſeiner Liebe. Sehr ſonderbar! Nun ich empfehle mich Ihnen, lieber Herr Hofrath. Ich werde Sie zwar lebenslang meiden, es kann ſeyn, daß ich nächſtens meine Hand einem andern gebe, aber demohnerachtet können Sie ſich verſichert halten, daß ich recht aufrichtig Sie liebe und hochſchätze. Leben Sie wohl!

M. Alſo ſoll ich wirklich ohne Sie leben?

J. Leben Sie recht wohl!

M. Soll die edle, rechtſchafne Wilhelmine, in deren Arme, —

J. Leben Sie wohl.

(Ich wollte itzo fortgehen, und ihn verlaſſen, er faßte aber meine Hand, und fragte:)

M. Alſo ſoll keine Reue, keine Abbitte, keine Beſſerung, gar nichts in Anſchlag kommen?

J. Gar nichts!

M. So leb wohl, Du edles Weib, Du treue Mutter meiner Kinder, Gott ſegne Dich! Eine Bitte nur erlaube mir noch! Es iſt vermuthlich die letzte.

J. Welche?

M. Entlaſſe mich nicht im Zorne.

(Bey dieſen Worten hatte er meine Hand an ſeinem Munde, ließ Thränen darauf fallen, ſchlang ſeinen Arm um meinen Hals, raubte mir einen Kuß, zwey, zehen, und Gott weis wie viele. Er brauchte alle Ränke, um meine weibliche Schwachheit zu benutzen, das Andenken an die ſüßen Stunden, die ich in dem erſten Jahre meines Eheſtandes, in ſeinen Armen, genoſſen hatte, meine ganze Sinnlichkeit erwachte —

Ach! liebe Schweſter, Sankt Paulus mag wohl recht haben, wenn er uns ſchwache Werkzeuge nennt. Ich war wirklich ſo ſchwach, daß ich dem Nichtswürdigen, gegen den ſich mein ganzes Herz empörte, und noch jetzo empört, erlaubte, was eine rechtſchaffene Frau nur ihrem Manne erlaubt.

Er gieng fort, und fragte lächelnd, alſo ziehe ich doch wieder zu dir, liebes Minchen?

Nein! ſagte ich zornig. Du haſt ja auf Lebenslang Abſchied genommen.

Wird ſich alles geben! antwortete er und verließ mich.

Fortſetzung.

Die ſchreckliche Lage, in der ſich mein Herz nach dieſem fatalen rendez-vous befand, kann ich dir nicht beſchreiben. Schaam und Zorn, Liebe und Haß, brennten meine Seele. Eine Stunde ſtund ich wohl am Fenſter, und litt, handeln konnt ich gar nicht. Meine kleine Tochter kam endlich, faßte meine Hand und ſagte: iſt aufgedecket Tiſch, ſteht Schinken, und Butter und Käſe, drauf. Recht viel ſteht drauf. Willſt du nicht mit eſſen?

Ich folgte ihr, und hoffte in meiner Kinder Geſellſchaft Erholung zu finden. Schon oft fand ich ſie da, nur dießmal nicht.

Ich ſaß immer in tiefen Gedancken, jedes Gewäſch, jeder Scherz, jede Bitte, ſtörte und ärgerte mich, ich fuhr ſie haſtig an, und hätte ſie beynahe geſchlagen.

In dieſer traurigen Verſtimmung gieng der ganze folgende Tag hin. Gegen Abend ſtund ich am Fenſter, und — ſiehe, da kam mein Mann wieder auf mein Hauß losgegangen.

Sobald ich ihn erblickte klingelte ich meiner Magd, und trug ihr auf ihn abzuweiſen und zu ſagen, daß ich nicht zu Hauſe wäre. Sie that es und befreyete mich für dießmal von ſeinem Beſuche.

Itzo wünſche ich, daß ich ihn möchte angenommen haben. Denn höre nur was die Sache für eine Wendung bekam!

Denſelbigen Abend noch bekam ich eine Citation, den folgenden Tag vor dem Conſiſtorium zu erſcheinen. Ich erbrach Sie mit Freuden, weil ich gar nichts erwartete, als, daß nun die völlige Eheſcheidung vor ſich gehen würde. Weit gefehlt!

Da ich im Conſiſtorium ankam mußte ich wieder die Anhörung einiger Partheyen abwarten.

Erſt trat ein junger Dorfpfarrer herein, ſo munter, wie dein Rollow.

Treten Sie näher, ſagte der Superintendent, da er ihn erblickte, es iſt Beſchwerde gegen Sie eingelaufen.

Pf. Doch wohl ungegründete, will ich hoffen, Ihro Hochwürden.

S. Soll mir lieb ſeyn, wenn Sie ungegründet iſt. Ich höre immer lieber Gutes als Böſes, von den Herren Geiſtlichen. Aber ſagen Sie mir doch, Herr Pfarrer, Sie laſſen ja halt ſo allerley Reime in Ihrer Schule lernen, und laſſen Sie gar von den Schulkindern ſingen. Iſt denn das wahr?

Pf. Es iſt allerdings wahr, Ihro Hochwürden. Ich habe mir eine kleine Sammlung aus unſern beſten Dichtern gemacht, daraus laſſe ich nun meine Schulkinder immer etwas lernen, und ſingen, das ſich zu der Wahrheit ſchickt, die ihnen iſt vorgetragen worden.

S. Und wer ſind denn dieſe Liederdichter?

Pf. Gellert, Weiſſe, Cramer, Funk, Sturm, Overbeck, und gar viele andere, deren Namen mir nicht gleich beyfallen.

S. Seht doch! da iſt Ihnen alſo unſer Grünauiſches Geſangbuch zu ſchlecht? Wiſſen Sie nicht, daß es gleichſam liber ſymbolicus iſt?

Pf. Ich habe ſchon an den eigentlichen Symboliſchen Büchern — doch, ja Ihro Hochwürden, ich laſſe allerdings auch aus unſerm Grünauiſchen Geſangbuche bisweilen etwas lernen.

S. Bisweilen? etwas? vortreflich! — Da glauben Sie doch wirklich, das Sie klüger wären, als ein Luther, ein Riſt, ein Gerhard, ein Petrus Dresdenſis, und dergleichen fromme und ehrwürdige Männer, die durch das Feuer der Trübſal bewährt wurden?

Pf. Das glaube ich gar nicht. Ich finde aber im Grünauiſchen Geſangbuche ſehr ſelten etwas, das zu meinen Abſichten ſchicklich iſt. Es iſt ja faſt lauter Dogmatik.

S. Ey das iſts eben, was unſer Geſangbuch zu einem köſtlichen Kleinode macht. Wollen Sie ihren Kindern vielleicht etwas anders lehren, als Dogmatik? Wiſſen Sie nicht, daß die Dogmatik der Grund unſers Heils und aller unſerer Hoffnung iſt?

Pf. Ich dachte, ich wollte meine Schulkinder zu guten Menſchen bilden.

S. Vortreflich! Hat auch gute Menſchen unter den Juden und Heyden, unter den Socinianern und Muhammedanern gegeben. Wenn das ſo fortgeht, ſo wird ja aus unſerer Lutheriſchen Kirche ein Babel. Herr Pfarrer, nicht gute Menſchen, Chriſten ſollen Sie bilden.

Pf. Und was iſt ein Chriſt anders, als ein Menſch, der den Willen thut ſeines Vaters im Himmel? ein guter Menſch?

S. Das iſt mir ganz etwas neues. Ein Chriſt iſt ein Menſch, der auf Chriſtum getauft iſt, an Chriſtum glaubt, mit Chriſto lebet, mit Chriſto leidet, und auf Chriſtum ſelig zu ſterben hoffet.

Pf. —

S. Und was muß ich von Ihnen hören, Sie ſchaffen ja die zehen Gebote in Ihrer Schule ab?

Pf. Ganz habe ich ſie nicht abgeſchafft. Ich laſſe nur, ſtatt der zehen Gebote, Ausſprüche unſers Erlöſers lernen, weil ich glaube, daß Moſes Lehre für die Juden, und Jeſu Lehre für die Chriſten gehöre.

S. Wiſſen Sie denn aber nicht, daß die zehen Gebote im Katechiſmus ſtehen? und daß der Katechiſmus ein ſymboliſches Buch iſt? Wiſſen Sie wohl, was ein Geiſtlicher verwirkt, wenn er von den ſymboliſchen Büchern abweicht?

Pf. Was ich von den zehen Geboten behaupte, glauben itzo alle aufgeklärte Theologen. Haben Ihro Hochwürden nicht die Abhandlung geleſen, die ohnlängſt der Herr D. Hufnagel über die zehen Gebote geſchrieben hat? ſie iſt ſehr gründlich abgefaßt.

S. Ey was geht uns Hufnagel an? Sie haben nicht auf Hufnageln, ſondern auf die ſymboliſchen Bücher geſchworen. Und wir halten Sie bey Ihrem Eide.

Pf. Sollte dieß aber nicht Gewiſſenszwang ſeyn?

S. Ganz und gar nicht. Das Hochehrwürdige Conſiſtorium zwingt gar niemandes Gewiſſen, ganz und gar nicht. Sie können ja lehren wo ſie wollen, unter den Socinianern oder unter den Muhammedanern. Aber ein Lutheriſcher Lehrer können Sie nicht mehr ſeyn, wenn Sie nicht feſt an unſerm Geſangbuche und Katechiſmus halten. Iſt denn das Gewiſſenszwang?

Pf. Wenn ich aber nicht mehr Lutheriſcher Lehrer ſeyn ſoll, ſo nehmen Sie mir ja mein Brod. Und ich habe eine Frau und drey Kinder —

S. Darum bekümmert ſich ein hochehrwürdiges Conſiſtorium nicht. Ein hochehrwürdiges Conſiſtorium iſt von Ihro Hochfürſtlichen Durchlaucht gnädigſt dazu verordnet, über die Reinigkeit der Lehre zu wachen, und bekümmert ſich übrigens gar nicht —

Pf. Was verlangen denn Ihro Hochwürden eigentlich von mir?

S. Gar nichts weiter, als daß Sie bey unſerm Grünauiſchen Geſangbuche und Katechiſmus bleiben ſollen.

Pf. Wenn es weiter nichts iſt, ſo will ich gern Folge leiſten.

Er gieng fort, und murmelte etwas zwiſchen den Zähnen, das ſo klang, als wenn er ſagte: Was thut man nicht um Frau und Kinder zu ernähren!

Sobald er abgetreten war, hielt der Superintendent noch eine ſehr nachdrückliche Ermahnung an das ganze Hochehrwürdige Conſiſtorium, in der er die große Gefahr vorſtellte, in der ſich die Lutheriſche Kirche, bey den vielen Neuerungen, befände, einige Sprüche aus der Bibel anführte, am Ende auf den Tiſch ſchlug, und verſicherte, daß nothwendig das Hochehrwürdige Conſiſtorium an den Neulingen ein Exempel ſtatuiren müſſe. Denn es ſagte ja der Apoſtel Paulus ausdrücklich, ein Biſchoff ſolle nicht ſeyn ein Neuling, ſondern, der ob dem Worte halte.

Rollow holte indeſſen ſeine Doſe heraus, präſentirte ſie lächelnd ſeinem Nachbar, und viele ſeiner Kollegen thaten ein Gleiches.

Fortſetzung.

Nun wurde die andere Parthey herein gerufen. Es war ein Brautpaar — Gott ſey bey uns!

Alſo beſteht ſie noch darauf, fragte der Superintendent, daß ſie den Meiſter Heinitz zu ihren ehelichen Gemahl haben will.

W. Ich laſſe nicht von ihm.

S. Und er Meiſter Heinitz, will er ſich noch nicht fügen? Will er das Verſprechen nicht erfüllen, das er ſeiner Braut gethan hat?

H. Ey da wäre ich ein ſchlechter Menſch, und müßte nicht für einen Pfennig Ehre im Leibe haben.

S. Aber es heißt ja, ein ehrlicher Mann hält ſein Wort? Will er denn kein ehrlicher Mann ſeyn? Hat er ihr nicht ſein Wort gegeben, und ſie dadurch verleitet, ihm zu Willen zu ſeyn?

H. Ey mein Wort hätte ich gehalten, ich hätte mein Leben für ſie gelaſſen, ſo lieb hatte ich die Kröte. Aber nun — da die Kreide ſo ſchreibt —

S. Und wie ſchreibt denn die Kreide?

H. Das habe ich ia letzthin ſchon geſagt, mit allen lüderlichen Kerlen lauft ſie ja.

S. Nu, nu, ſeine Braut iſt jung, wenn ſie einen verſtändigen Mann kriegt —

H. Ja, dafür danke ich, es wird mancher verſtändiger Mann Hahnrey, der ein ehrlich Mädchen nimmt, geſchweige denn, wenn er ſo ein Gretchen freyen ſollte. Und kurz und gut, Herr Superintendent, ich verlang und begehre ſie nicht. Machen Sie mit mir, was Sie wollen.

S. Nun ſo wird denn das Hochehrwürdige Conſiſtorium, ſeine, ihm von Gott und Ihro Hochfürſtlichen Durchlaucht anvertraute, Macht gebrauchen, und ihn zwingen, ſein Wort zu halten.

H. Den will ich doch ſehen, der mich zwingen will, eine Hure zu nehmen.

S. Wird ſich alles geben. Er ſtellt ſich jetzo, Meiſter Heinitz, an die Seite ſeiner Braut, und läßt ſich mit ihr trauen.

H. Das laſſe ich wohl bleiben. Und wenn Sie vier Pferde an mich ſpannen, ſo kriegen ſie mich nicht bey.

S. Johannes, rufe er einmal den Kirchner, Herrn Laurentii bey. (Er war ſogleich bey der Hand), Herr Laurentii, Sie ſind ſo gut, und geben dieſer Weibesperſon die Hand, und laſſen ſich in die Seele des Meiſter Heinitzens mit ihr trauen. Und Ihro Hochwohlehrwürden, der Herr Diakonus Rollow, ſind ſo gütig, und vollziehen die Trauung.

Ich trauete meinen Augen nicht, glaubte, ich träumte, weil ich dergleichen Ungereimtheiten noch nie geſehen hatte. Es war aber wirklich ſo, Herr Laurentii trat friſch bey, und gab dem Weibsbilde ſeine Hand; Rollow runzelte die Stirne, reuſperte ſich, ſchneuzte ſich, Ihro Hochwürden, ſagte er endlich, die Ehe iſt ein Vertrag, und jeder Vertrag muß freywillig ſeyn, wenn nun der Menſch die Perſon durchaus nicht heyrathen will.

Das laſſen Ihro Hochwohlehrwürden nur an ſeinen Orte geſtellet ſeyn! ſagte der Superintendent.

Aber, fuhr Rollow fort, was ſoll denn das für eine Ehe, für eine Kinderzucht geben, wenn die Gemüther gegen einander eine ſolche Abneigung haben?

Darum bekümmern ſich Ihro Hochwohlehrwürden, jetzo gar nicht, erwiederte der Superintendent. Sie verrichten nur die Trauung.

Gut, antwortete Rollow, ich verrichte Sie, ſo wie ſich der Kirchner trauen läßt, in Ihro Hochwürden Seele.

So gieng denn die Trauung wirklich vor ſich, unterdeſſen daß Meiſter Heinitz mit den Zähnen knirſchte, und mit den Füßen ſtampfte.

Sobald der Actus geendigt war, ſagte Heinitz zum Kirchner, nun Herr Laurentii, wenn Sie eine Hure geheyrathet haben, ſo können Sie ſie auch ernähren, und alle ihre Hurkinder dazu!

Er ſagte es ſo laut, daß es die ganze Verſammlung hören konnte! der Superintendent ſtellte ſich aber doch, als wenn er es nicht gehöret habe. Nun lieber Meiſter Heinitz, ſagte er, der liebe Gott, der die Ehe im Paradieſe geſtiftet hat, der wolle denn auch auf ſeine chriſtliche Ehe ſeinen reichen Seegen legen, daß er —

Ey, antwortete Heinitz, ich weis von keiner Ehe etwas. Und Ihro Hochwürden, ehe ich die Hure an meiner Seite laſſe kommen, ſo ſoll mich der Teufel holen, ich gehe nach Caſſel, und laſſe mich unter die Amerikaner anwerben.

Das kann er nun halten wie er will, darum bekümmert ſich ein Hochehrwürdiges Conſiſtorium nicht. Ein Hochehrwürdiges Conſiſtorium thut ſeine Pflicht, und läßt denn das übrige ſo gehen.

Heinitz gieng fort, brummte wie ein Bär, der vom Honigbaume kommt, ſeine Braut aber folgte ihm mit frechen Lachen nach.

Da ſieht man, ſagte der Superintendent, die Früchte von den Neuerungen. Der Perlewiziſche Prediger, bey dem dieſer hartnäckige, boshafte, Menſch eingepfarret iſt, iſt auch ſo einer, der weder warm noch kalt iſt, läßt auch Reime lernen, von Gellert, Weiſſe, und wer weis, wie die Leute alle heiſen. Da ſieht man es! Der Mann ſoll ſo weit gehen, daß er am vier und zwanzigſten poſt Trinitatis drey Leute auf einmal abſolviret hat. Iſt ganz unerhört. Ein Hochehrwürdiges Conſiſtorium kann unmöglich zu ſolchen Neuerungen lange ſchweigen.

Das Hochehrwürdige Conſiſtorium ſchwieg aber wirklich dazu, bis auf dem Pfarrer Prenzlow, der mit beſorglicher Miene anzeigte, daß dieſer Prediger, ſogar einen Wiſch in der Schule eingeführt habe, der den Titel führe: Anweiſung zur Glückſeligkeit nach der Lehre Jeſu.

Da haben wir es, ſagte der Superintendent alles ſoll zur Glückſeligkeit geführt werden, von Buſſe und Glauben. —

Fortſetzung.

Eine dritte Parthey, die herein trat, unterbrach den Superintendenten. Es war wieder ein junger Menſch nebſt einer jungen Weibsperſon, die ein kleines wohlgebildetes Kind auf dem Arme hielt.

Was iſt denn euer Anbringen? fragte der Superintendent.

Ich wollte Sie gar zu herzlich bitten, Ihro Ehrwürden, daß Sie ſich doch meiner erbarmten, und mir zu meiner Ehre und zu einem Stückchen Brod wieder hülfen.

S. Ey das ſind ja wunderliche Zumuthungen. Ihr habt ja ſelbſt Verſtand, ſeyd in die Schule gegangen, und habt das ſechſte Gebot gelernt. Warum habt ihr euch denn den Satan bethören laſſen? Nun kann ein hochehrwürdiges Conſiſtorium nicht helfen. Vorgethan und nachbetracht, hat manchen in Schaden und Leid gebracht. Wißt ihr das nicht?

W. Das weiß ich ja alles, und habe es dem lieben Gott hunderttauſendmal abgebeten.

Aber was ſoll ich denn mit dem unſchuldigen Wurme thun? Es iſt ja mein Fleiſch und Blut, ich kann ihn ja nicht verſchmachten laſſen. Sehn Sie einmal Herr Superintendent, das allerliebſte Kind! wie es Sie anlacht!

S. Ihr ſcheint nicht weit her zu ſeyn! Thränen, bittre Thränen ſolltet ihr vergießen wenn ihr an eure Sünden gedächtet, und nicht damit euern Scherz treiben. Die Narren treiben ihr Geſpött mit der Sünde, ſagt die Schrift.

W. Lieber Gott, mein armes unſchuldiges Kind iſt ja keine Sünde. Und Martin, (indem ſie ſich an die Mannsperſon wendete,) du kannſt ſo ganz wie ein Stock dabey ſtehen? Haſt du denn gar keinen Tropfen menſchliches Blut in deinem Herzen?

M. Ich weis nicht was das Weibsbild von mir haben will. Ich habe nie ein Wort mit ihr gewechſelt.

W. Du lieber barmherziger Gott! wie ſich doch der Menſch verſtellen kann! Biſt du mir nicht voriges Jahr auf allen Tritten nachgegangen?

M. Ich weis kein Wort davon.

W. Haſt du mir nicht dort unter der groſſen Pappel die beſten Wörterchen gegeben?

M. Ha! Ha!

W. Haſt du mir nicht die Ehe verſprochen?

M. Das belohnte ſich auch der Mühe, ſo einem Mädchen, wie ihr ſeyd, die Ehe zu verſprechen.

W. Haſt du mich nicht ſo lange geneckt, bis ich deinen Willen gethan habe?

M. Ihro Ehrwürden, ich bitte Sie um alles in der Welt, verbieten Sie dem Menſche das Maul. Kurz von der Sache zu kommen, ich ſchwöre, und damit iſt es gut.

S. Habt ihr auch ein Atteſtat vom Beichtvater?

M. Ja hier iſt es.

S. Recht gut, iſt atteſtirt, daß ihr das heilige Abendmahl ordentlich empfangen habt, und des Meineids verwarnt worden ſeyd. Macht euch alſo fertig zum Schwören! Herr Secretär Sie belieben den Eid abzuleſen.

W. Herr Superintendent! um Gotteswillen, wollen Sie den Menſchen ſchwören laſſen? Ich kann ja Zeugen anführen, daß er ſich hat verlauten laſſen, daß er Vater zum Kinde ſey!

S. Ja Zeugen! Es giebt auch falſche Zeugen. Ein hochehrwürdiges Conſiſtorium kann ſich in ſolche Weitläuftigkeiten nicht einlaſſen. Der Eid iſt ein Ende alles Haders.

Herr Secretär Sie leſen jezo, und ihr, Martin, hebt die vordern Finger an der rechten Hand in die Höhe, und reckt die rechte Hand aus, ſo wie ich es hier mache, ſo. Und nun ſagt ihr nach, was hier der Herr Secretär vorlieſt.

W. Martin — noch ein Wort — Martin, (indem ſie die empor gehobne Hand zurück zog, mit wehmüthigen Thränen;) ſchwöre nicht. Sieh! wenn ich Dir zu ſchlecht bin, und willſt mich nicht haben, ſo verlaß nur den armen Wurm nicht. Nur zwölf, nur acht Thaler, ſetz mir das Jahr lang für ihn aus, daß ich ihm nur das liebe Leben erhalte. Martin, fürchte den lieben Gott, der um alles weis. Gieb Achtung! Gieb Achtung, der findet dich! Wenn Dirs einmal nicht wohl geht, da denk, daß du es an mir und deinem armen Kinde verdienet haſt.

Martin wurde bleich wie eine Leiche, und zitterte. Die Sprache der Unſchuld und Wahrheit fühlten alle. Verſchiedene Beyſitzer runzelten die Stirne, und gaben einander ihren Unwillen zu erkennen, der Superintendent ſelbſt verſtummte. Nach einer kleinen Pauſe fragte er aber doch.

S. Wollt ihr denn noch ſchwören Martin?

M. Ja, ja Ihro — Ehr — Ehrwürden. (ſo ſtammelte er)

S. So leſen Sie den Eid vor, Herr Secretär!

Sec. Ich.

M. Ich.

W. Martin! Martin!

Sec. Martin Billing

M. Martin Billing

W. Gott erbarme ſich deiner armen Seele!

Sec. Schwöre

M. Sch . . ſch . . ſchwöre

Hier konnte ſich Rollow nicht länger halten, er ſtieg auf und rief, Martin, tretet hierher!

Martin bebte zu ihm.

Die Augen aufgeſchlagen! mich frey angeſehen, wie es einem rechtſchaffenen Manne zukommt.

Er verſuchte es einigemal, war aber nicht vermögend, den feurigen Blick des Diakonus auszuhalten.

Und ihr wollt noch läugnen? ihr ſeyd ja gebrandmarcket! Das böſe Gewiſſen iſt euch ja an die Stirne geſchrieben. Iſts denn nicht beſſer, daß ihr eurem armen Kinde etwas ausſetzt, als daß ihr euch um euer frohes Gewiſſen bringt, und am Ende ins Zuchthaus komt? Denn ins Zuchthaus, ins Zuchthaus kommen die Meineidigen. Sagt gleich, wie viel verwilligt ihr eurem Kinde jährlich?

Er weinte. Wenn ich, ſagte er, mit einem halben Dutzend Thaler davon kommen könnte, ich habe ja ſelbſt nicht viel.

Alſo geſteht ihr doch ein, fragte Rollow weiter, daß ihr der Vater des Kindes ſeyd?

M. Ich kann es ja freylich nicht leugnen.

R. Herr Secretär, Sie protocolliren es!

Der Superintendent war durch dieſen unerwarteten Auftritt in ſolche Verlegenheit geſetzt; daß er ſich nicht zu helfen wußte. Erſt nach einigem Beſinnen erholte er ſich von ſeiner

Verwirrung, und ſagte: jezo könnt ihr gehen und erwarten, was das hochehrwürdige Conſiſtorium weiter verfügen wird.

Sie traten ab.

Nach einer kleinen Pauſe fieng der Superintendent an: Was für Fug haben aber Ihro Hochwohlehrwürden, mir in mein Amt zu greifen? Wiſſen Sie nicht —

R. Ihro Hochwürden, wenn ich nicht geredet hätte, ſo hätte der Menſch geſchworen, hätte ſeine Gemüths Ruhe auf Lebenslang verlohren, und das unglückliche Mädchen hätte mit ihrem Kinde verzweifeln müſſen. Dieß ſcheint mir Entſchuldigung genug zu ſeyn. Ich erwarte deswegen keine Vorwürfe.

S. Wie können Sie aber einem Hochehrwürdigen Conſiſtorio zumuthen, daß es ſolche ſchmutzige Sachen unterſuchen ſoll? Es läßt halt ſchwören; will jemand falſch ſchwören? habeat ſibi! Das Hochehrwürdige Conſiſtorium nimmt keinen Theil daran.

R. Das habe ich ja längſt geſagt, daß das Conſiſtorium ſo eine Menge ſchmuzige Geſchichte nicht unterſuchen kann. Wir haben die Stadt, und dreyhundert Dörfer un-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

ter uns. Wie iſts möglich, daß wir alle dergleichen Dinge nach der größten Genauigkeit unterſuchen können? Die mehreſten Perſonen kennen wir ja gar nicht, wiſſen von ihrem Charakter, Lebensart, Verhältniſſen, und den kleinen unwichtig ſcheinenden Umſtänden gar nichts. Wie können wir alſo gewiſſenhaft über ſie urtheilen? Daher kommen die liſtigſten und unverſchämteſten, und die am beſten ſchwören können, bey uns immer am beſten weg. Die größten Böſewichter ſchwören aber immer am zuverſichtlichſten. Wir könnten daher mit Recht über dieß Zimmer, ſtatt des Wahlſpruchs, ſetzen, (hier ſagte er einige lateiniſche Worte, die ich nicht verſtund. *)

S. Es iſt entſetzlich, wie weit die Unverſchämtheit in dieſen Tagen geht. Habe ich doch, ſo lange ich mein Amt führe, ſolche Läſterungen nicht gehört, gegen ein ganzes Collegium.

R. Wahrheit iſt nie Läſterung. Weil aber bey delictis carnis alles genau, nach allen beſondern kleinen Umſtänden unterſucht werden muß,

---

*) Vermuthlich: emittit corvos, tangit cenſura columbas.

muß, ſo ſollten wir uns mit ſolchen Dingen gar nicht befangen, ſondern die Unterſuchung in der Gemeine vornehmen laſſen, wo die That geſchehen iſt, und wo der Charackter, Lebensart und Verhältniſſe, der ſtreitenden Partheyen hinlänglich bekannt ſind.

S. Das ſind doch ſonderbare Vorſchläge. Wo blieben da die Gerechtſame des Hochehrwürdigen Conſiſtoriums? Wiſſen Sie, ich bin Oberhaupt, Repräſentant dieſes Collegiums, und ich kann den Gerechtſamen deſſelben nicht um ein Haar breit vergeben.

R. Und ich den Rechten der Menſchheit nicht.

Da er dieß geſagt hatte, ſtund er auf und gieng fort.

Fortſetzung.

Sobald der Diakonus abgetreten war, hielt ihm der Superintendent noch eine lange Nachrede, in welcher ſehr vieles von den letzten Zeiten, Heterodoxie, Neuerungen, Verfall der Kirchenzucht, u. d. gl. geſagt wurde. Ich war aber durch das, was zeither vorgefallen war, ſo betäubt geworden, daß ich nicht vermögend war, etwas im Zuſammenhang zu vernehmen. In dieſer Betäubung forderte mich der Conſiſtorial-Diener auf, zu dem Tiſche zu treten, an welchem der Superintendent ſaß. Da ich dahin kam, ſtund ich, jetzo bemerkte ich es erſt, an der Seite meines Mannes.

Das Hochehrwürdige Conſiſtorium, ſo redete mich der Superintendent an, hat eine gar herzliche Freude darüber, daß die Frau Hofräthin, als eine Chriſtin, ihrem lieben Eheherrn vergeben haben.

Ich machte eine Verbeugung.

Sie ſind alſo ſo gütig, und geben zum Zeichen der Verſöhnung, ihrem Eheherrn die Hand.

Ich gab ſie ihm in der Betäubung hin.

S. Iſt immer beſſer vergeben, als zürnen. Nun, das Hochehrwürdige Conſiſtorium wünſcht herzlich, daß alles bisher vorgefallene vergeben und vergeſſen ſeyn, und daß ſie viele Jahre eine recht glücklich und vergnügte Ehe führen mögen.

J. Wie? ich? eine Ehe führen? mit wem denn?

S. Mit wem denn etwa anders, als mit ihrem bisherigen lieben Eheherrn?

J. Ich weis von keinem Eheherrn etwas.

S. Nicht? kennen Sie da Ihren lieben Eheherrn, den Herrn Hofrath Namur nicht?

J. Der ſoll mein Eheherr ſeyn? Habe ich nicht ehegeſtern ein Urtheil bekommen, nach welchem ich von ihm ſoll geſchieden werden?

S. Das haben Sie freylich wohl. Sie haben ihm ja aber vergeben.

J. Ey vergeben habe ich ihm lange. Ich will ihm nie ſchaden, das verſpreche ich, und wenn ich ihm jemals kann Gefälligkeiten erzeigen, ſo will ich es thun. Iſt denn deswegen ein Mann, dem ich vergeben habe, mein Eheherr?

S. Nu! nu! Sie haben ihm ja nicht blos als Chriſtin, ſondern auch als Ehefrau vergeben.

J. Wie? Was? wie verſtehen Sie das?

S. Die Frau Hofräthin werden ja wohl noch wiſſen, was ehegeſtern Abend auf Ihrem Zimmer vorgefallen iſt.

Ach beſte Schweſter! ſtelle Dir die Empfindung vor, wenn es möglich iſt, in der ich mich befand, da ich meine Schwachheit verrathen

then ſahe! Ich ſahe meinen Mann an, er lächelte. Mit geballter Fauſt ſtieß ich ihn in die Seite, und ſagte: Schurke! Dann verbarg ich mein Geſicht hinter das Schnupftuch, und gieng fort.

Wäre ich frech genung geweſen, die ganze Sache abzuleugnen, ſo hätte ich den Sieg erhalten. Da dieß aber meine Ehrlichkeit nicht zuließ, ſo behielt ich Unrecht.

Den folgenden Tag kam mein Mann zu mir, und umarmte mich. Ich ſtieß ihn zurück, und empfieng ihn mit alle den bittern Reden, die mir der Zorn eingab. Da er aber mich verſicherte, daß, wofern ich ihn nicht annähme, der ganze Vorfall wieder an eine auswärtige Univerſität würde berichtet werden, auch Reue bezeigte, und Beſſerung verſprach: ſo war ich genöthiget, ihn wieder zum Manne anzunehmen.

Rollow, zu dem ich ſogleich nach meines Mannes Ankunft gieng, ſagte: er könne nun mir keinen beſſern Rath, als dieſen geben, daß ich das vorgefallene zu vergeſſen, und der Liebe meines Mannes, durch Treue, Gefälligkeit und Sanftmuth, mich zu verſichern ſuchte.

Das will ich nun alles gern thun. Wenn ich doch nur meine Ehre wieder hätte! Schweſter! beſte Schweſter! meine Ehre verſchaffe mir wieder! Die iſt unwiederbringlich verlohren! Die ganze Stadt weis ja meine Schwachheit. Und dieſe Schwachheit, die ich, bey aller meiner Ehrlichkeit, begangen habe, wird mir höher angerechnet, und weit mehr verſpottet, als wenn ich mit ein halb Dutzend Männern in heimlichen Verſtändniſſe gelebt, und durch bosbafte Klätſchereyen die halbe Stadt an einander gehetzt hätte.

Ach Schweſter! beſte Schweſter! hilf mir! Ich kann in keine Geſellſchaft mehr gehen. Wer mich ſieht, rümpft die Naſe. Ewig bin ich.

Deine

treue Schweſter

Namur.

Achter Brief.

Carl an den Oberſten von Brav.

Kolchis, den 18ten Dec

Liebſter Herr Vetter!

Ihre Erzählung von der Luftſchiffarth, habe ich mit Vergnügen geleſen. Es war mir auch immer ſo, als wenn wir dem Zeitpunkt uns näherten, wo die Menſchheit eine neue Stufe der Vollkommenheit erſteigen ſollte, aber das beſtändige Quikeln und Quakeln der Menſchen, unter denen ich wandelte, ſchwächte meinen Glauben.

Viele unſerer Zeitgenoſſen ſcheinen wirklich zu entnervt zu ſeyn, als daß ſie einen Gedanken denken könnten, der das Alltägliche überſteigt. Ungewöhnliche Unternehmungen ſcheinen Ihnen zu nichts zu nützen, als daß ſie ihnen die müſſigen Stunden, deren ſie, nach dem gewöhnlichen Wohlſtande, viele haben, verkürzen. Deſto nöthiger iſt es, daß Männer, wie Sie ſind, ihren entnervten Zeitgenoſſen bisweilen die Spornen fühlen laſſen.

Für Ihren gütigen Rath, zur Wiederherſtellung meiner Geſundheit, danke ich Ihnen. Er kam aber zu einer Zeit, da ich deſſelben nicht mehr bedurfte. Denn nun, da ich Ihren lieben Brief erhalte, bin ich ſchon wieder ſo geſund, daß ich nichts, als verliebte Auftritte denke.

Ehe es aber dahin kam, hatte ich verſchiedene Ebentheuer, davon ich Ihnen doch einen kurzen, aber treuen, Auszug mittheilen will.

Mein Wirth, der mich täglich beſuchte, drang ſo in mich, einen Arzt zu brauchen, daß ich ihm endlich nachgeben mußte.

Unvermuthet trat eine Geſtalt herein, in der ich mit vieler Mühe den Menſchen erkannte.

Sie hatte Pelzſtiefeln an, und legte unter vielem Krächzen einen ſchweren Fuchspelz und Bärenmuff ab, unter der ſie einen Rock und Weſte trug, die beyde mit Haſenfellen gefüttert waren, und die ein wollenes Camiſol, das unter der Weſte verborgen war, nicht ganz bedeckten.

Wer ſind Sie mein Herr? fragte ich, mit einigem Erſtaunen.

Er. Ich bin ein Arzt, der Doctor Horſt.

J.. Sie ſcherzen. Sie handeln ja gegen die erſten Regeln der Geſundheit.

E. Wie ſo?

J. Sie haben ja der friſchen Luft, die zur Erhaltung unſerer Geſundheit ſo unumgänglich nöthig iſt, allen Zugang zu ihrem Körper verſperrt. Sie haben ja ihrem Körper alle Kanäle der Ausdünſtung abgeſchnitten.

E. Ja mein Lieber, wenn Sie erſt in meine Jahre kommen, da werden Sie auch anders ſingen. In der Jugend bedenkt man freylich nicht alles.

J. Und wie alt ſind ſie denn?

E. Funfzig Jahr, mein Herr!

J. Funfzig Jahr? In dieſem Alter hoffe ich noch in meiner völligen Kraft zu ſeyn.

E. Ja, ja, es läßt ſich leicht davon reden. Ich habe gar einen ſchwächlichen Körper, und glaube verbunden zu ſeyn, meinen Kindern einen alten Vater zu ſparen.

J. Wie können Sie denn da ein Arzt ſeyn? Wie können Sie verlangen, daß man Zutrauen zu Ihnen haben ſoll, wenn Sie ſelbſt ſchwächlich ſind?

E. Haben Sie vielleicht Medicin ſtudiert?

J.

J. Ich? keinen Augenblick. Ich habe nie ein medicinisches Buch geleſen.

E. Drum, drum. In dieſem Falle muß man Ihnen ſchon etwas zu Gute halten Sehen Sie, wer den Bau des menſchlichen Körpers ſtudiert hat, der urtheilt freylich ganz anders.

J. Nu? wie urtheilt er denn? welches iſt denn der Bau des menſchlichen Körpers?

E. Sehen Sie, der menſchliche Körper iſt eine Maſchine.

J. Ja das weis ich.

E. Und in jeder Maſchine giebt es Unrath. Gehen Sie, z. E. in eine Mühle, da finden Sie allenthalben Staubmehl; dieſer Unrath muß nun fleißig abgeputzt werden. Denn wenn er ſich in die Räder ſetzt, ſo entſtehen Stockungen. Verſtehen Sie das?

J. Sehen Sie mich doch nicht für ein Kind an. Aber was wollen Sie eigentlich damit ſagen? In dem menſchlichen Körper giebt es vielleicht auch Staubmehl und Unrath?

E. Ey das wollte ich meynen! Staubmehl die Hülle und die Fülle. Der halbe Menſch iſt Staubmehl.

J. Was können wir aber dabey weiter thun?

E. Ja, das iſt eben die Frage! Ha! ha! Da muß eben der Artzt ſeine Kunſt beweiſen. Sehen Sie! die Natur hat über unſern Körper ein feines löcheriges Gewebe gemacht, wodurch ſie das Staubmehl abtreibt, dieſe Löcher nennen wir poros. Nun merken Sie wohl auf! Dieſe Auswerfung des Staubmehls, nennen wir die Transſpiration. Dieſe müſſen wir nun ſorgfältig zu erhalten ſuchen durch Wärme. Sobald die kalte Luft auf die poros fällt, ſo ziehen Sie ſich zuſammen, weg iſt hernach die Transſpiration, und da geht hernach das Wehklagen an. Glauben Sie mir, mein Herr, die Urſache von allen Krankheiten liegt in zurückgetretener Transſpiration. Hinc illae lachrymae! Da habe ich jetzo einen candidatum mortis, ich glaube nicht, daß er den morgenden Tag erleben wird; der Menſch muß blos ſterben, weil er die Transſpiration nicht ordentlich abgewartet hat. Da iſt ſie denn zurückgetreten, das [illegible] tum iſt auf die Inteſtina gefallen, und iſt corroſiv geworden. Nun liegt er da. Ich habe evacuantia, mercurialia, antispasmomotica gebraucht, hilft alles nichts. Ehe vier und zwanzig Stunden verſtreichen, da ſegelt er ab, denken Sie an mich!

J. Das iſt ſehr traurig. Wenn nun aber die Hemmung der Transſpiration ſo gefährlich iſt, was hat man dann zu thun?

E. Die Transſpiration abwarten. Das predige ich meinen Patienten täglich. Was ihr thut, lieben Leute, ſage ich: Wartet nur die Transſpiration ab. Eßt lieber ein Gericht weniger, legt lieber ein, oder das andere Amt nieder, und transſpirirt nur ordentlich.

J. Aber auf dieſe Art wäre ja die Beſtimmung des Menſchen die Transſpiration?

E. So iſts auch. Wer gut transſpirirt, der verdauet gut, und lebt gut, und arbeitet gut, und geht alles gut mit ihm.

J. Davon habe ich im Spalding kein Wort geleſen.

E. Hat Spalding auch von der Transſpiration geſchrieben?

J. Von der Transſpiration nicht, aber von der Beſtimmung des Menſchen. Davon wollen wir aber weiter nicht reden. Nur einen Zweifel habe ich gegen Ihre Theorie, mein lieber Herr Doctor, wenn ſie mir den löſen, ſo will ich heute mir noch Pelzſtiefeln und einen Fuchspelz machen laßen, und ſchweistreibende Mittel brauchen.

E. Ich will Ihnen gleich ein Recept ſchreiben haben Sie Dinte und Feder bey der Hand? Und was das Pelzwerk anbetrift, da wenden Sie ſich nur an Meiſter Renzeln, der hat das beſte Pelzwerk, ich habe es ſelbſt genau durchſucht. Haben Sie Dinte und Feder bey der Hand?

J. Das wohl, löſen Sie mir nur aber erſt meinen Zweifel, lieber Herr Doctor! Gerade die Leute, die ſich am wenigſten um Abwartung der Transſpiration bekümmern, ſind die geſundeſten, ſtärkſten und thätigſten, und die am mehrſten transſpiriren, ſind die kräncklichſten, ſchwächlichſten und unthätigſten. Was ſagen Sie dazu?

E. Er nahm eine Priſe Tobak. Und ich ward bey der Gelegenheit noch mehr davon überzeugt, daß eine Tobacksdoſe einem Manne, der oft durch die Wahrheit in Drang gebracht wird eine ſehr unentbehrliche Sache ſey.

E. Es iſt noch nicht aller Tage Abend, lieber Herr! Der Krug geht ſo lange zum Waſſer, bis er zerbricht. Der Patiente, der dieſe Nacht abſegeln wird, ſprach ſonſt auch ſo. In fine videtur cuius ſit toni.

J. Da müſſen wir halt den finem abwarten.

E. Haben Sie Dinte und Feder bey der Hand?

J. Dieß iſt wohl da. Ich will Sie aber nicht bemühen, lieber Herr Doktor, wir ſtimmen in unſern Grundſätzen noch nicht hinlänglich überein.

E. Ich kann es mir wohl gefallen laſſen. Die Reue wird, denk ich, wohl noch kommen. Das will ich mir aber nur ausbitten, daß Sie nicht etwa, wenn die Seele ausgehen will, erſt zu mir ſchicken, und nach Mitternacht mich heraus klingeln laſſen. Denn transſpiriren muß ich, wenn ich die Pflichten gegen das Publikum, und meine Familie erfüllen will.

J. Meinetwegen können Sie ruhig transſpiriren. Ich werde Sie nie in Ihrer Tranſpiration ſtöhren.

Er packte zuſammen, vermummelte ſich wieder, und gieng ab.

Fortſetzung.

Statt ſeiner trat bald darauf der Wirth herein, und machte mir, wegen der Art, wie ich dieſen Arzt behandelt hatte, bittere Vorwürfe. Er brauche, wie er verſicherte, dieſen Mann für ſich und ſeine ganze Familie, und ſeitdem er ihn brauche, habe er ſchon vielen ſchweren Kranckheiten vorgebeugt, und wären ihm nicht mehr als drey Kinder geſtorben.

Dagegen wendete ich ein, daß dieſe Krankheiten, vielleicht auch ohne den Arzt, nicht würden eingetreten ſeyn, und daß ich glaubte, ein Kind, das geſund gebohren wäre, dürfe eigentlich gar nicht ſterben, bevor es das Ziel des menſchlichen Lebens erreicht hätte, wenn nicht ein Unglücksfall ihm das Leben raube.

Dieß gab zu einem ziemlich heftigen Wortwechſel Anlaß, der durch den Beſuch des Fähndrich von Silkowitz unterbrochen wurde.

Und Sie ſind noch immer krank? fragte er mit großer Verlegenheit. Was haben Sie für einen Arzt?

Ich? ich habe keinen. Ich hoffe die Natur ſoll ſich ſelbſt helfen.

Er machte mir dagegen ſo viele Einwendungen, ſtellte mir die Gefahr, in der ich mich befände, ſo lebhaft vor, und prieß mir die Geſchicklichkeit ſeines Leibarztes ſo eifrig an, daß ich am Ende nachgeben, und ihm verſprechen mußte, ſeinen Arzt, den er mir zuzuſchicken verſicherte, um Rath zu fragen.

Nach zwey Stunden war er da. Er befühlte meinen Puls, ſahe mich bedenklich an, fragte, wie mein Appetit wäre, und ob ich offnen Leib hätte? Da ich ihm ſeine Fragen hinlänglich beantwortet hatte, ſahe er tiefſinnig vor ſich, gieng in der Stube auf und ab, rieb ſich die Stirne, dann fuhr er heftig auf: du Canaille! wart, wart, ich will dich kriegen! Haſt mir ſchon viele Händel gemacht, aber — wart; wart nur!

Ich war über dieſes ſonderbare Betragen betreten, und fragte, was er denn damit haben wolle?

Statt der Antwort aber wurde er noch heftiger, und ſagte: die Beſtie, die! Was mir die ſchon für Arbeit gemacht hat, das kann ich nicht beſchreiben, aber wart, wart nur mein Tobaksklistier, das ſoll dich ſchon mürbe machen. Wart nur, du Beſtie du!

Von was für einer Canaille und Beſtie reden Sie denn? fragte ich heftig.

Die Beſtie da! war ſeine Antwort.

So ſagen Sie doch, fragte ich weiter, wer iſt denn die Beſtie, über die Sie ſich ſo ereifern?

Ja, mein Herr! war ſeine Antwort, Sie wiſſen nicht, wie gefährlich Ihr Zuſtand ſey, Sie haben den Bandwurm, den Bandwurm haben Sie! die Beſtie hat mir nun ſeit zehn Jahren bey meinen Patienten Händel gemacht, aber ſie ſoll weichen, darauf gebe ich Ihnen mein Wort!

J. Wie kömmen Sie aber glauben, daß ich den Bandwurm habe? ich bin ja, ſeitdem ich zu denken weis, immer geſund und ſtark geweſen. Nur jezo, ſeit der Zeit da ich —

A. Ja ich kenne ſchon die Schlangengänge, die die Beſtie nimmt, zehn, zwanzig Jahre iſt ſie ruhig, am Ende verräth ſie ſich doch. Seyn Sie ruhig! morgen, geliebts Gott, wollen wir unſere Cur anfangen.

J.

J. Und worinne ſoll denn dieſe Cur beſtehen?

A. Sie iſt ganz leichte. Sie genießen in 24 Stunden weiter nichts als reines Brunnen-Waſſer, und das genug, dann applicire ich ihnen mein Tobaksklyſtier, da muß es ſich dann bald offenbaren.

J. Ich bitte Sie aber, wie können Sie mir denn ſo etwas zumuthen? Mein Magen iſt ja geſchwächt, das fühle ich. Er bedarf Stärkung. Wenn ich nun eine ſolche Menge Waſſer in den leeren Magen ſchicke, ſo wird er ja noch mehr geſchwächt. Wie will ich denn das aushalten?

A. Ja nun! auf ein paar Ohnmachten und etwas Convulſionen muſſen Sie ſich gefaßt machen. Wer Hülfe haben will, muß ſich ſo etwas ſchon gefallen laſſen.

J. Gott bewahre! Ohnmachten? Convulſionen ſoll ich aushalten? dazu kann ich mich nicht verſtehen.

A. Und da ſage ich Ihnen geradezu, daß ich Ihnen nicht helfen kann.

J. So mag es denn ſeyn! Ich glaube überhaupt nicht, daß ich den Bandwurm habe!

A. Sie hätten den Bandwurm nicht? Herr! mein Leben will ich verwetten, Sie haben ihn. Wenn ſie die Bücher geleſen hätten, die ich geleſen habe, Sie würden aus einem ganz andern Tone ſprechen. Seit zehen Jahren habe ich gar nichts anders geleſen, als Bücher, die vom Bandwurme handeln.

J. Wenn es Ihnen nur nicht geht, wie mir in meiner Jugend, mit den Hexen und Geſpenſterbüchern!

A. Wie ging es Ihnen denn da?

J. So lange ich dieſe Bücher las, ſahe ich nichts, als Hexen und Geſpenſter. Begegnete mir ein altes Weib, ſo wich ich ihr um 3 Schritte aus, damit ſie mich nicht behexen möchte, und ſahe ich in der Nacht einen Baum oder Strauch, ſo glaubte ich es ſey der Teufel, oder wenigſtens einer ſeiner Abgeſandten.

A. Da haben Sie nun gefehlt, lieber Herr! denn ich glaube auch weder Hexen noch Geſpenſter. Aber Bandwürmer, Bandwürmer, die glaube ich. Ein Bandwurm iſt keine Hexe, kein Geſpenſt. Wenn Sie die Beſtien ſehen ſollten, die ich zu Hauſe im Spiritus habe — ach glauben Sie mir zwey Drittheile der hieſigen

gen Einwohner haben den Bandwurm. Da klagen ſie immer über Kopfſchmerz, Ueblichkeit Melancholie, febriliſche Zufälle, Verſtopfungen, Hämorohoiden — der Grund von alle dem, der iſt, die Beſtie, der Bandwurm.

J. Das iſt traurig. Ich bedaure aber, daß ich Ihre Cur nicht aushalten kann.

A. Und warum nicht?

J. Weil ich weiter reiſen muß.

A. Sie werden doch aber die Beſtie nicht mit nehmen wollen? Es iſt um 8 Tage zu thun.

J. Dieſe acht Tage kann ich aber nicht abmüſigen.

A. Nun ſo hätten Sie mich auch nicht rufen laſſen ſollen. Es will alles Ding ſeine Zeit und Weile haben. Leben Sie wohl!

Fortſetzung.

Ich war froh, daß ich ihn los war, und entſchloß mich feſt, den folgenden Tag Kolchis zu verlaſſen, um gegen die Zudringlichkeit der Aerzte geſichert zu ſeyn.

Des Abends peinigte mich aber die Langeweile ſo ſehr, daß ich herunter in die Gaſtſtube gieng, um zu verſuchen, ob da nicht einige Zerſtreuung zu finden ſey.

Ich traf da gegen dreyßig Perſonen an, aber keine, die mir Aufheiterung hätte verſchaffen können. Einige ſpielten Pharao, bey deſſen Anblik mir die Haut ſchauert, andere ſpielten l'hombre, wozu ich mich nicht geſtimmt fühlte, und die übrigen ſcherzten, ſo fad und obſcön, daß ich zurück treten mußte. Zum Glück traf ich einen Lehnſtuhl an, in den ich ſank, um mich meiner Melancholie zu überlaſſen.

Eine halbe Stunde mochte ich wohl geſeſſen haben, als jemand meine Hand faßte und mich fragte, warum ſo traurig Freund?

Ich ſchlug die Augen auf, und ſahe einen jungen, geſunden, wohlgebildeten Mann vor mir ſtehen, deſſen offne Miene ſogleich mein Herz gewann. Ich druckte ihm die Hand wieder, und ſagte: Warum ſo traurig? Warum fragen Sie darnach?

Warum? war ſeine Antwort, weil ich ein Menſch bin, und leide, wenn ich meinen Mitmenſchen leiden ſehe.

J. Sehr edel! aber —
E. Nu? aber!
J. Sie können mir doch nicht helfen.

E. Möglich könnte es ſeyn; möglich aber auch, daß ich im Stande wäre, ihren Kummer zu lindern, wo nicht zu heben! Nu! heraus damit! was wurmt Ihnen im Kopfe, etwa ein Wechſelchen?

J. Gottlob! ich habe noch nicht nöthig gehabt, einen Wechſel auszuſtellen.

E. Deſto beſſer! Da paſſirt gewiß etwas in puncto amoris? He? habe ich es getroffen?

J. O gar nicht. Um Ihnen das Rathen zu erſparen, ſo will ich es Ihnen nur gerade heraus ſagen: ich habe das Fieber.

E. Das Fieber? Ha! ha! ha!

J. Warum lachen Sie denn darüber? Iſt denn das Fieber etwa etwas lächerliches? Was hilft mir denn die ganze Welt, wenn mich das Fieber unfähig macht, ſie zu genießen?

E. Das mag wohl ſeyn. Haben Sie aber nicht einen Arzt conſulirt?

J. Nicht einen, zwey habe ich conſulirt.

E. Und haben doch noch das Fieber? Ha! ha! ha!

J. Leider! ſchlechter Ruhm für die Aerzte!

E. Nu! was haben Sie Ihnen denn gerathen?

J. Ich habe gleich in der erſten Viertelſtunde, da ich mich mit ihnen unterredete, eine ſolche Abneigung gegen ſie bekommen, daß ich gar keinen Rath von ihnen verlangte.

E. Ha! ha! ha! Warum bekamen ſie denn Abneigung gegen ſie?

J. Da kam der eine herein getreten, mit einem groſſen Fuchspelze, einem Bärenmuffe, und Pelzſtiefeln, klagte über Schwächlichkeit des Cörpers, und erbot ſich mir zu helfen. —

E. Ha! Ha! He! Hi! wollte Ihnen helfen? Da werden Sie wohl gedacht haben: Arzt hilf dir ſelber! und der andere? der hatte vielleicht ein ſpaniſches Fliegenpflaſter im Nacken?

J. Das wohl nicht, aber er behauptete, ich hätte den Bandwurm.

E. Den Bandwurm? Ha! Ha! He! Hi! Hi! den Bandwurm? Und was wollen Sie thun?

J. Ich? gar nichts weiter, als daß ich alle Aerzte meiden, und mich den Wirkungen der Natur überlaſſen will.

E. Bravo! da thun Sie auch wohl dran! Morgen habe ich Luſt auszureuten, leiſten

ſten Sie mir Geſellſchaft, da wollen wir Arzt, Fuchspelz, Pelzſtiefeln und Bandwurm, vergeſſen! Nu?

J. Ich glaube, daß ich dazu zu ſchwach bin.

E. Zu ſchwach? Ha! Ha! Ha! Da wollen wir den dritten Arzt holen laſſen, der bringt Ihnen vielleicht ein Vomitiv mit.

J. Um Gottes Willen nicht!

E. Nu! da reuten Sie mit, wenn Sie dieß nicht wollen. Morgen acht Uhr ſteht ein Pferd für Sie und ein anderes für mich vor Ihrer Thür. Wollen Sie?

J. Wenn Sie meynen.

E. Ja ich meyne es. Gute Nacht, ſchlafen Sie wohl! Weder heute noch Morgen haben Sie etwas vom Fieber zu befürchten! Schlafen Sie wohl!

Ich ſehe wohl daß die Beſchreibung des weitern Erfolgs für einen Brief zu weitläuftig ſeyn würde, deswegen verſpare ich die Fortſetzung bis zum nächſten Poſttage, und bin ſtets

Ihr

Carl.

Neunter Brief.

Carl, an den Oberſten von Brav.

Kolchis den 21. Decemb.

Beſter Herr Vetter!

Hier haben Sie die Fortſetzung meiner Krankengeſchichte!

Den andern Morgen trat mein Mann, mit eben der muntern und ſcherzhaften Miene, wieder auf mein Zimmer, mit der er mich den vorigen Abend verlaſſen hatte. Nu, ſagte er, was macht das Fieber?

Ich habe, antwortete ich, noch keinen Anfall wieder davon gehabt, ich beſorge aber, daß es nun bald wieder eintreten wird.

So machen Sie geſchwind, geſchwind, daß Sie auf das Pferd kommen, damit das Fieber, wenn es einen Einfall thun will, Sie nicht zu Hauſe finde. Zog mich fort, und ich folgte ihm, weil ich bereits geſtiefelt und geſpornt war.

Da wir vor die Stube kamen, nahm er ein Stück Kreide aus der Taſche, fragte mich nach meinem Namen, dann ſchrieb er über die

Thür: Wenn's Fieber kommt, Carlsberg iſt nicht zu Haus. Dann ſprang er mit hellem Gelächter die Treppe hinab, ich folgte ihm nach, und ſobald ich zu Pferde ſaß, trabte er fort, anfänglich ganz ſanfte, dann ſtärker, am Ende ſo ſtark, daß ich Mühe hatte ihm nachzukommen. Wir kamen bey einige Dörfer. So oft wir eines erreicht hatten, freuete ich mich, und glaubte, daß er nun abſteigen würde. Statt abzuſteigen, ſahe er ſich aber allemal nach mir um, lachte, und gab ſeinem Pferde die Spornen.

Erſt Nachmittags, da der Schaum auf dem Pferde ſtund, hielt er vor einem Wirthhsſe an, ließ die Pferde füttern, und gieng mit mir in die Stube.

Wollen wir nicht einmal ſchnapſen? fragte er, holte ſogleich etwas Zwieback aus ſeiner Taſche, bot es mir an, und gab mir darauf einen Trank, der, wegen ſeiner Bitterkeit, mir den ganzen Mund zuſammen zog, und den ich, ſo ſehr ich auch dagegen proteſtirte, austrinken mußte.

Er ſelbſt genoß etwas Schincken, den er bey ſich geſteckt hatte, trank einige Gläſer

Bier, lachte und ſcherzte, und nöthigte mich am Ende, wieder das Pferd zu beſteigen.

Sobald ich wieder zu Pferde war, gieng es wieder im vorigen Trabe fort, bis wir in ſpäter Nacht in dem Städtchen Mirkow ankamen, wo er mich in ein gutes Quartier brachte.

Als wir da angekommen waren, faßte er lächelnd meine Hand, und fragte: alſo haben Sie, Freund, das Fieber gehabt? Wiſſen Sie nicht, woher es entſtanden iſt?

Vom Eckel. Ich kam in das hôtel de Colau, und fand da, von den Ausdünſtungen der heimlichen Gemächer, alles ſo parfümirt, daß ich alles mit Widerwillen genaß, und am Ende vomiren mußte.

E. Ja, Ja, das iſt ſo etwas. Wir aufgeklärten Leute, nehmen bey Anlegung unſerer Gebäude, bey der Wahl unſers Anputzes und bey unſern Geſchäften, Luſtbarkeiten, der Zubereitung unſerer Nahrungsmittel, auf alles mögliche Rückſicht, nur nicht auf die Geſundheit. Wenn einmal ein wirklich aufgeklärter Mann, unſere Baukunſt, Kleidermoden, Vergnügungen, Gaſtereyen, kurz, unſere ganze Verfaſſung, in Rückſicht auf die Geſundheit, beurtheilen ſollte, ſo müßte er uns alle für Schildbürger anſehen. Ha! Ha! Ha! Das iſt aber freylich ſehr gut.

J. Sie ſind mir ein ſehr lieber, aber eben ſo räthſelhafter Mann. Wie können Sie denn über den Anblick ſo vieles Elends lachen? wie können Sie denn ſagen, daß es gut ſey?

E. Ja wenn es nicht ſo albern in der Welt eingerichtet wäre, ſo würde ja niemand krank, wovon wollten wir Aertzte denn leben?

J. So ſind Sie alſo ein Artzt?

E. Ey das wollte ich meynen, und noch dazu ein Promotus. Ha! Ha! Ha!

J. Um Gottes willen!

E. Nu, nu, erſchrecken Sie nicht, Sie ſehen, daß ich weder Fuchspelz, noch Pelzſtiefeln habe, auch Ihnen den Bandwurm nicht Schuld geben will.

J. Aber vielleicht eine Inflammation der Lunge, eine Nervenkrankheit, oder die Hämorhoiden.

E. Ha! Ha! He! Hi! nicht doch. Ich declarire Sie vielmehr für geſund, ich ſpreche Sie nicht nur vom Bandwurme, ſondern auch vom Fieber, und allen möglichen Kranckheiten frey, verlangen Sie denn mehr?

J. Das iſt mehr, als ich erwarten konnte. Kann ich mich aber auch auf dieſe Verſicherung verlaſſen?

E. Haben Sie nichts gefühlt, da Sie die Tropfen verſchluckten, die ich Ihnen im nächſten Wirthshauſe gab?

J. Freylich habe ich genug gefühlt, der Magen wurde erwärmt, und die Kraft davon, ſchien in alle Glieder zu dringen.

E. Nu! da haben Sie es ja! das Fieber wurde fortgejagt.

J. Da müſſen Sie wohl ein reicher Mann werden wenn Sie Ihren Krancken ſo geſchwind helfen können.

E. Ein reicher Mann? Ha, Ha, Ha! Wenn ich nicht andere Mittel hätte, mir Geld zu erwerben, ſo müßte ich bey meiner Praxis verhungern.

J. Das iſt mir doch unbegreiflich.

E. Unbegreiflich? Bedenken Sie ſelbſt ob es wohl anders ſeyn kann! Wenn ich zu einen Kranken gerufen werde, und er gimelt mir etwas vor, ſo lache ich ihm insgemein ins Geſichte, denn das Lachen kann ich nun einmal mir nicht abgewöhnen, weil mir alle Augenblicke

blicke Vorurtheile und Gewohnheiten vorkommen, die ich lächerlich finde, dann ſage ich: Was ſoll denn das lamentiren? ihr ſeyd ja nicht krank! heraus aus dem Bette und aus der warmen Stube! heraus in die freye Luft! macht euch Bewegung! ſetzt ein paarmal das Eſſen aus! ſammlet euch die oder jene Kräuter und Wurzeln ein! kocht ſie ab, und trinkt das decoctum, da geht es mir nun gemeiniglich wie dem Propheten Eliſa, ha! ha! ha! da er dem auſſätzigen Naeman rieth, ſich im Jordan zu baden. Meine Kranken werden unwillig und ſuchen einen andern Arzt. Daß ich in dieſem Falle keine Bezahlung bekomme, können Sie leicht denken. Geſetzt aber, daß mir einer oder der andere folgt und geneſet, ſo glaubt er nun, weil er nicht krank geweſen wäre, ſo brauchte er mir auch, für die geleiſtete Hülfe nichts zu zahlen, und entläßt mich mit einem herzlichen Dank für den gegebenen guten Rath. Ohne Windmacherey, richtet man bey unſern lieben Mitbürgern nichts aus, lieber Herr. Da habe ich einen Bruder, der auch ein Artzt iſt, der verſteht ſein Handwerck beſſer. Wenn er zu einen Kranken kömmt, ſo befühlt er den Puls, beſieht den Urin, zuckt die Achſeln, ſtellt die Gefahr, in der ſich der Kranke fände, recht groß vor, dann verſchreibt er eine Menge Sachen, in einer Sprache, die der Kranke nicht verſteht, macht ihn auch wohl, wenn keine Gefahr da iſt, noch etwas kränker, und wenn er curirt iſt, braucht er noch eine Nachcur. Für dieſe Rettung aus einer ſo grosßen Gefahr, und für die viele gehabte Mühe kann man denn leicht etliche Louisdor anſetzen. Ha, Ha, Ha! Mein lieber Herr, mundus vult decipi.

J. Wenn nun alles wirklich ſo iſt, ſo dächte ich, Sie ſetzten noch hinzu: decipiatur ergo! und behandelten die Menſchen nach ihren Vorurtheilen.

E. Das kann ich nicht. Und ſollte ich bey Salz und Brod leben, ſo werde ich mich doch zur Windmacherei nie entſchlieſen können.

J. So ſagen Sie mir aber nur, wie das Vorurtheil, in die Welt gekommen iſt, daß der Arzt, wenn er, als Freund und Rathgeber, den Kranken auf den geraden Weg leiten will, nicht geachtet und ein anderer geſucht wird, der recht viel Schnickſchnak machen kann.

E. He, ha, he! Wer will die erſte Quelle von allen Vorurtheilen und Thorheiten ergründen, die ſich in das menſchliche Gehirn geniſtet haben! So wahrſcheinlicher Weiſe errathe ich es wohl.

J. Nu?

E. Ich denke, jeder Menſch ſollte ſein eigner Arzt ſeyn, ſo wie jedes Thier es iſt, das ſich in Freyheit befindet. Dieſes leitet der Inſtinct allemal zu der Pflanze, die das Mittel zu ſeiner Geneſung enthält — Haben wir nicht ſo gut Inſtincte, wie ein Hirſch oder Storch? Haben wir nicht über dieß Vernunft, die dem Inſtincte zur Fackel dienen kann? Wenn jeder ſich ſelbſt zu helfen ſuchte, ſo würde es ganz anders gehen. Bey der Anwandlung einer Krankheit, würde jeder, ſtatt zu lamentiren, nachdenken, wie er ſich helfen könne, der Krankheit Trotz bieten und ihr wirkſame Mittel entgegen ſtellen. Da würden bald die Krankengeſchichten ſeltener werden. Denn ſobald der Menſch ſeine Kräfte braucht, muß ihm faſt jede Krankheit weichen. Er kann, wenn er frühe dazu gewöhnt wird, beynahe eben eine ſo große Herrſchaft über die Muskeln ſeines Ma-

Magens, ſeiner Lunge und anderer Eingeweide, wie über die Muskeln bekommen, durch die ſeine Finger bey dem Schreiben, Malen und Klavierſpielen, in Thätigkeit geſetzt werden.

An das alles iſt aber itzo, bey der Verſtimmung unſrer Zeitgenoſſen, gar nicht zu denken. Bey eintretender Krankheit winſelt jeder, zieht ſich zurück, ſtatt zu handeln leidet er, ſtatt ſeine Kräfte zu brauchen, erwartet er Hülfe von fremden Kräften. Nothwendig muß ihm alſo ein Mann willkommen ſeyn, der ihn nach ſeinen Vorurtheilen behandelt, ihm die Nothwendigkeit der fremden Hülfe recht lebhaft vorſtellt, und ſie ihm in Schütteltränken, Pulvern, Vomitiven, Blaſenpflaſtern, Kliſtiren, und Gott weis worinne noch, applicirt.

Ich weis nicht ob Sie mich verſtehen? Ich will Ihnen aber die Sache mit einem Exempel erläutern. Nehmen Sie an, daß ein wohlerzognes Kind auf einen ſchmalen Steg kommt, das lächelt, und ſchlüpft darüber weg. Nun laſſen ſie aber ein anders kommen, das verhetſchelt iſt! das bleibt am Stege ſtehen, wird von einem Schauder befallen, weint — jezo kommt ein Mann der fragt, was weinſt du denn Närrchen? Kannſt nicht über den Steg? Ha! Ha! Ha! er iſt ja breit genug! Komm, gieb mir die Hand, und folge mir nach! da wird ſich das Kind zuſammen ziehen, ſchreyen: ach Herr Jemine! Ha! Ach! das kann ich nicht, ach ich falle ins Waſſer! ach, ach!

Da läßt denn der Mann das Kind ſtehen.

Bald kommt ein Geck, der ſpricht: du armes Kind, kannſt nicht über den Steg? das iſt gut, daß du dich nicht darauf gewagt haſt, hätteſt ins Waſſer fallen können! du armes Kind! da hätten wir dich morgen begraben müſſen, dort auf den Kirchhof, wo die ſchwarzen Kreuze ſtehen, da hätten dich denn die Würmer gefreſſen. Komm auf meinen Arm ich will dich hinüber tragen.

Da klammert ſich denn das Kind an des Gekken Hals an, herzt und küßt ihn, wenn es hinüber iſt, und giebt ihm, wenn er es verlangt, ſeine ganze Baarſchaft.

Denken Sie ſich unter dem ſchmalen Stege eine Krankheit, unter dem wohlgezognen Kinde einen Menſchen, der ſo viel Zutrauen zu ſich ſelbſt hat, daß er ſein eigner Arzt ſeyn könne, unter dem verhetſchelten einen ſolchen, der ohne

Arzt ſo wenig ſubſiſtiren kann, als ein accidens praedicamentale ohne ſubjecto und unter den Männern, die über den Steg helfen ſollen, Aerzte, ſo werden Sie mich vollkommen verſtehen, ha! ha! ha!

J. Ich habe Sie vollkommen verſtanden aber —

Fortſetzung.

Meine Herren! iſts gefällig zu ſpeiſen? der Tiſch iſt gedeckt.

So unterbrach uns der Wirth, der jezo herein trat, und wir waren ſehr geneigt ſeine Einladung anzunehmen, weil wir Beyde Hunger hatten.

Da wir in das Zimmer kamen, welches während unſers Geſprächs für uns war geheizt worden, fanden wir den Tiſch gedeckt, und mit Bratwürſten beſezt.

Mein Arzt ſahe ſie, rümpfte die Naſe, und bezeigte ſeinen Unwillen über den Wirth, der uns eine Speiſe zugerichtet hatte, die von ihm nicht war beſtellt worden.

Unterdeſſen, ſagte er, will ich davon etwas genieſſen. Ihnen rathe ich aber nicht dazu, für Sie iſt ein anderes Gericht beſtellt.

Sobald er aber den erſten Biſſen in den Mund genommen hatte, verzog er das Geſicht, trat an das Fenſter, ſpuckte ihn wieder aus, und ſchob den Teller unwillig zurück.

Was für Gemengſel hat er uns da aufgefiſcht Herr Wirth? fragte er, da der Wirth wieder in die Stube trat, das ſchmeckt ja wie wenn die Ueberbleibſel aus allen Fleiſchbänken zuſammengekratzt und zuſammengehackt wären?

W. Dafür kann ich nicht. Ich kann die Bratwürſte nicht beſſer geben, als ſie der Metzger macht.

A. Wenn nun aber ſein Metzger nicht im Stande iſt, eine gute Bratwurſt zu machen, warum trägt er uns denn welche auf? Habe ich ſie beſtellt?

W. Das iſt nun aber bey mir nicht anders. Wer bey mir ſpeiſt, und wenn es der Kaiſer wäre, der muß eine Bratwurſt mitnehmen.

A. Das iſt mir ein ſonderbarer Wirth! Was hat er denn aber für ein Recht ſeinen Gäſten zuzumuthen ſolchen Quark zu genieſſen?

W. Das verlange ich ja ganz und gar nicht, daß ſie den Quark genießen ſollen. Ich trage die Bratwürſte gar nicht auf, daß ſie ſollen gegeſſen, ſondern nur daß ſie ſollen bezahlt werden.

A. Ha! Ha! Ha! Ha! Da ſollen alſo die Gäſte bezahlen, was ſie nicht genoſſen haben?

W. Da kann ich nicht für. Es iſt nun einmal die Einrichtung bey uns nicht anders.

A. Die Einrichtung? Was iſt denn das für eine Einrichtung?

W. Wiſſen ſie denn nicht, daß ſeit Walpurgis die Bratwürſte bey uns verpachtet ſind?

A. Ha! Ha! Ha! Die Bratwürſte verpachtet? Wer hat ſie denn gepachtet? Wie viel wird denn davon Pacht gegeben?

W. Um andere Ortſchaften habe ich mich ſo eben nicht bekümmert, in unſerm Städtchen hat ſie aber ein Metzger für 400 Thlr. gepachtet.

A. Ha! Ha! Ha! Vierhundert Thlr. Pacht für Bratwürſte! Aber was geht uns denn der Pacht an? Warum ſollen wir denn, die verpachteten Bratwürſte uns auftiſchen laſſen?

W.

W. Vergangnen Winter iſt ein Seelenregiſter über das ganze Land, und auch über unſer Städtchen gemacht worden. Da das geſchehen war, wurde ein Patent von der Kanzel verleſen, daß jedes Hauß ſo viele Bratwurſte wöchentlich nehmen ſollte, als Köpfe im Hauſe wären, und für Stück vor Stück einen Groſchen bezahlen, und jeder Gaſtwirth ſollte wöchentlich dritthalb Thaler zahlen, und dafür ein Schock Bratwürſte nehmen. Wo will ich nun mit den Bratwürſten hin? Meine Gäſte müſſen ſie ſich auftragen laſſen und bezahlen. Eſſen ſie ſie oder eſſen ſie ſie nicht. das geht mich weiter nichts an.

A. Ha! Ha! He! Aber wenn nun die Gäſte die Bratwürſte nicht eſſen, was thut er denn damit?

W. Ich habe ein paar Jagdhunde in der Koſt, die füttere ich damit.

A. Ha! Ha! Hi! Der da, der die Schnauze auf den Tiſch leget, iſt wohl einer davon?

W. Ja er iſt ſchon ſo abgerichtet, daß er allemal eine Schüſſel voll Bratwürſte bekommt, wenn auf dieſer Stube geſpeiſt wird. Der andere Hund hält ſich zu jener Stube.

A. Nun da komm denn mein guter Hund! ich will dir dein Accidens nicht entziehen! Laß dir es wohl bekommen!

Er ſetzte ihm die Schüſſel hin, die augenblicklich ausgeleert war, der Wirth trat ab, und wir verzehrten ein Fricaſſee von Kalbfleiſch, das mein guter Arzt für mich beſtellt hatte. Dieſes, und das bittre Bier, das hier gebrauet wird, gaben mir neues Leben.

Fortſetzung.

Wir ſchloſſen unſer voriges Geſpräch mit einem aber, fieng mein Arzt an, was wollten Sie damit ſagen?

J. Aber, meynte ich, woher kömmt es denn, daß die Menſchen ſo muthlos ſind, ſich nicht ſelbſt zu helfen trauen, ſondern alle Hülfe vom Arzte erwarten?

A. Das iſt nun kein Wunder. So bald ſie auf die Welt kommen, werden ja ihre eignen Kräfte zerknickt, und an deren Statt die Kräfte des Arztes und der Arzneyen ſubſtituirt. In der Geburtsſtunde wird ſchon an dem Kinde gequackſalbert und die Natur verhindert, ihre eignen Kräfte zu brauchen. Von dieſem Zeitpunkte an geht es immer ſo fort. So oft die

Natur ſich regt, und Unreinigkeit abführen will, wird der Arzt gerufen, der mit ſeinen Arzneyen an die Stelle der Natur treten, und ſeinen hocus pocus machen muß. Wie kann es denn da anders kommen, als daß Leute, die ſo erzogen ſind, ohne Arzt nicht ſubſiſtiren können?

J. Wenn aber jeder ſich ſelbſt helfen könnte, wozu brauchten wir denn die Aerzte? da wären ſie ja ganz unnütze?

E. Ha! Ha! Ha! Ich bin ſelbſt ein Arzt, wenn ich es Ihnen aber aufrichtig ſagen ſoll, ſo bedarf ein Menſch, der von Jugend auf gewöhnt wurde, ſich ſelbſt zu helfen, des Arztes ſo wenig, als ein geſunder Menſch einer Magd, die ihn gangelt.

J. Aber der geſunde Menſch kann doch fallen?

E. Nu? was iſts denn nun? Da ſteht er halt wieder auf. Ha! Ha! Ha!

J. Wenn er aber den Fuß zerbrochen oder verſtaucht hat, ſo iſt doch wohl jemand nöthig, der ihm wieder aufhilft, den Fuß wieder einrichtet und heilet.

E. Ich verſtehe was Sie ſagen wollen. Ich gebe es Ihnen alſo zu, daß jeder in Lagen kommen kann, wo er ſich nicht zu helfen weis, und alſo des Raths eines andern bedarf. Daß alſo wirklich Aerzte nöthig ſind. Aber wenn die Aerzte wirklich das ſeyn ſollten, was ſie ihrer Beſtimmung nach ſeyn müßten, ſo müßten ganz andere Anſtalten gemacht werden.

J. Und welche denn? werden denn nicht auf allen Univerſitäten mediciniſche Collegia geleſen? Haben wir nicht eine Menge mediciniſche Bücher? Hat man nicht auf den mehreſten Univerſitäten, Anatomien und Botaniſche Gärten?

E. He! Ha! Ha! He! Hi! herrliche Anſtalten! Ha! Ha! He!

Es iſt aber gegen zehn Uhr, lieber Mann, laſſen ſie uns die Ruhe ſuchen, die wir beyde bedürfen.

Ich ſtund auf, indem ich aber die Spornen abſchnallte, fragte ich noch einmal: Was haben Sie denn an alle dieſen Anſtalten auszuſetzen? Sie haben mir ſo viel Gutes heute ſchon geſagt, warum wollen Sie mir denn dieſes verſchweigen?

E.

E. So ſagen Sie mir einmal, ob Sie glauben, daß ein Menſch ohne Genie, durch die ſchönſte Theorie der ſchönen Wiſſenſchaften, und durch das Leſen der beſten Dichter, jemals werde zum Dichter gemacht werden können?

J. Unmöglich.

E. Nu? da haben Sie es ja! iſts denn mit den Aerzten nicht eben ſo? wer keine Anlage zum Arzte hat, der wirds nicht, und wenn er Hunde, Fröſche, Menſchen und aller Welt Aeſer anatomirt, und aller Welt botaniſche Gärten beſucht, und Galen, Hippokrates, Tiſſot, Boerhave, Zimmermann und Baldinger lieſt. Doctor kann er wohl werden, aber Arzt warlich nicht. Er hat kein Gefühl für alles das Gute, das er bey dieſen Gelegenheiten lernen könnte. Mein lieber Herr es ſind mancherley Gaben. Der eine hat eine Gabe zu dichten, der andere zu muſiciren, der dritte Hufeiſen zu verfertigen, der vierte geſund zu machen, und wer die Gabe hat, und nur einige Anweiſung und Gelegenheit bekommt, ſie auszubilden, der bringt ſie bald zu einiger Vollkommenheit. Homer wurde Dichter, ohne über eine Theorie der ſchönen Wiſſenſchaften gehört zu haben, und wem der Schöpfer die Gabe geſund zu machen verliehen hat, dem ſagt ſchon ſein Gefühl, was jedem Kranken fehle und wie ihm zu helfen ſey, und ſein ſcharfes Auge entdeckt allenthalben die Mittel die der Schöpfer zur Erhaltung der menſchlichen Geſundheit verordnet hat, und er wird Arzt, ein herrlicher Arzt, wenn er nur einige Anweiſung bekommt.

J. Auf dieſe Art würde alſo wohl aller Unterricht in der Heilungskunſt unnöthig ſeyn?

E. Ey das will ich nicht behaupten. Wo Talent iſt, da wird es durch Unterricht vollkommner. Es iſt ja faſt keine Univerſität, die nicht die beſten Aerzte gebildet hätte. Wenn aber bey allen unſern guten Anſtalten lauter gute Aerzte ſolten gezogen werden, ſo dürfte man niemanden zu unſern mediciniſchen Myſterien laſſen, als ſolche, die die Gabe geſund zumachen, oder wenn Ihnen dieſer Ausdruck misfällt, mediciniſches Talent beſitzen, ſonſt werden allemal unter hundert Doctorn fünf und neunzig Pfuſcher gebildet, davon der eine alles auf den Bandwurm, der andere auf die güldene Ader, der dritte auf Krämpfe, der vierte auf Nervenkrankheiten curiert. Wollen Sie glauben, binnen hier und acht Tagen, will ich Sie völlig hypochondriſch machen?

J. Das will ich höchlich verbitten. Wie wollten Sie es aber anfangen?

E. Ich wollte Ihnen nur etliche Bücher zu leſen geben, die von der Hypochondrie handeln. Und wie es Ihnen gehen würde, ſo geht es allen, die Aerzte ſeyn wollen, und doch keine Anlage dazu haben. Fällt ihnen ein Buch in die Hände, das von der güldnen Ader handelt, ſo ſehen ſie, bey allen ihren Patienten, nichts als güldne Ader, entdecken ſie in einem Cadaver einen Bandwurm, ſo fährt er ihnen ins Gehirn, und ſie finden bey allen ihren Kranken Spuren davon. Gott im Himmel ſey dem gnädig, der in ſolcher Aerzte Hände fällt.

Gute Nacht Herr von Carlsberg! ſchlafen Sie wohl! Ha! Ha! Ha!

So ſprang er lachend in das Bette, und nöthigte mich ein gleiches zu thun.

Ich genoß einen unbeſchreiblich ſüßen Schlaf, fühlte bey meinem Erwachen mich ungemein geſtärkt, und trabte wieder eben ſo ſtark, vielleicht noch etwas ſtärker, nach Kolchis, als ich ausgetrabt war. Mein lieber Arzt ſchrieb mir eine Diät vor, die ich noch befolgen ſollte, und rieth mir meine Reiſe noch bis morgen zu verſparen, da ich Sie gewiß antreten werde. Ich habe heute dem lieben Arzte zwey Louisd'or in die Hände gedruckt, die er gar nicht annehmen wollte. Endlich nahm er ſie aber doch, umarmte mich und ſagte: lieber Mann, ich muß Ihr Geld wohl annehmen, denn ich habe keine Beſoldung. Faſt alles, was dem Staate dient, vom Miniſter bis zum Thorſchreiber, hat Beſoldung, nur der Mann nicht. der es ſich zur Pflicht macht, ſeiner Mitbürger Leben zu retten. Und wenn er da und dort eine Beſoldung hat, ſo iſt ſie ſo kümmerlich, daß er in der dringendſten Verſuchung iſt ein Windmacher zu werden. Leben Sie wohl und ſchenken mir Ihre Liebe, dieſe wird mir, ſo ſchätzbar mir auch dieſes Geſchenk iſt, noch weit ſchätzbarer ſeyn.

Eben der Mann, der bisher immer gelacht hatte, weinte itzo wirklich. Ich wurde auch wehmüthig, dachte bey mir ſelbſt, zwey Louisd'or ſind wohl zu wenig für einen ſo verſtändiſtändigen, edlen Mann, der deine Geſundheit, durch ſo leichte Mittel, wieder hergeſtellt hat: Einem andern der dich ſechs Wochen gepeinigt und geängſtigt, ehe er dir zur Geſundheit geholfen hätte, würdeſt du gern ſechs Louisd'or gezahlt haben.

Da er alſo ſchon die Thür in der Hand hatte, ſprang ich wieder auf ihn los, umarmte ihn auch mit naſſen Augen, druckte ihm die Hand und ſagte: ein Wort im Vertrauen! ſind Sie vielleicht in Geldverlegenheit?

Da ſtieß er mich, mit einem edeln Stolze von ſich, und ſagte: Leben Sie wohl!

Was doch der Menſch für ein räthſelhaftes Geſchöpf iſt! So heis meine Liebe zu Henrietten war, ſo ſehr wurde ſie durchs Fieber abgekühlt. Meine Seele glich während demſelben einem Spiegel, der auf der untern Seite einen großen Theil Queckſilber verlohren hat, der die ſchönſten Bilder, und wenn man ſie ihm noch ſo nahe bringt, verſtümmelt zurück wirft.

Itzo erſt lebt das Bild der liebenswürdigen Henriette in mir wieder auf, und der erſte Brief, den ich ſchreibe, iſt gewiß an ſie.

Behalten Sie lieb

Ihren

Carl.

Zehnter Brief.

Henriette an Carln.

Koldingen den 24. Decemb.

Lieber Carl!

Es iſt lange, daß Sie mir nicht geantwortet haben. Der Datum, da ich Ihnen meinen letzten Brief ſchrieb, iſt in meinem Kalender zweymal unterſtrichen. Sind Sie denn geſtorben? oder krank? oder lieben mich nicht mehr? Ich weiß wirklich nicht, welches unter den dreyen mir das ſchrecklichſte wäre.

In der Beklemmung meines Herzens ſchreibe ich Ihnen noch einmal, damit ich doch erfahre, warum ich bisher keine Antwort erhalten habe.

Aber was ſoll ich Ihnen denn ſchreiben? Verſicherungen vor — —? Klagen über — —? Das thät ich freylich am liebſten. Es hat mir aber jemand geſagt, es wäre nicht gut, wenn Mädchen an junge Herren Verſicherungen vor — — und Klagen über — — ſchrieben. Ich will alſo den Rath befolgen.

Wenn Sie, lieber Herr Carl von Carlsberg ſich noch wohl befinden, ſo iſt es mir angenehm, wir ſind, Gott ſey Dank, noch alle recht geſund und wohl.

Geſtern bin ich Gevatter geweſen, bey dem Kinde des Schulmeiſters in Perlewitz, der im vorigen Jahre bey meinem Vater Schreiber war.

Nachdem die Taufe vollzogen war, wurde erſt Kaffee, dann eine Abendmahlzeit genoſſen. Bey der Mahlzeit bekam ich meinen Sitz bey dem Herrn Pfarrer, der ein junger, ſehr wohlgebildeter, Mann iſt. Er hat ſchwarze Augen, die etwas ſchalkhaft ſind, eine friſche Farbe, und trägt ſein eignes Haar. Er iſt noch unverheyrathet. —

Während der Mahlzeit ſagte er verſchiednes zu meinem Lobe, das ich, wie ſich's verfleht immer ablehnte. Er druckte mir auch dreymal, unter dem Tiſchtuche, die Hand. Das drittemal druckte ich es ihm wieder, welches Sie mir hoffentlich nicht für übel nehmen werden.

Um aber durch den weitern Händedrücken vorzubeugen, zog ich die Hand herauf, und machte die Kaſtanien auf, die mir vorgeſezt waren. Ich habe, ſagte ich, mir heute eine ſchwere Verantwortung, zugezogen.

Pf. Wie ſo?

J. Ich habe heute in meines Pathchens Namen ſagen müſſen, es glaube an Gott den Vater, Sohn und heiligen Geiſt.

Pf. Was für Verantwortung kann Ihnen denn das zuziehen?

J. Ey viele! Wenn nun mein Pathchen einmal groß würde, und glaubte nicht an Gott den Vater Sohn und heiligen Geiſt?

Pf. Da könnten Sie nichts dazu.

J. Das Pathchen könnte aber doch ſagen, wer hat dir denn geheiſen, in meinem Namen zu ſagen, ich glaube an Gott den Vater, Sohn und heiligen Geiſt? du hätteſt ja auch wohl ſagen können: ich glaube an Marien oder an Moſes, ich hätte es mir müſſen gefallen laſſen, denn ich verſtund ja von der Frage ganz und gar nichts.

Pf. Der Einwurf iſt noch von niemanden gemacht worden, Sie haben alſo nicht zu beſorgen, daß er Ihnen werde gemacht werden.

J. Aber lieber Herr Pfarrer, in Perlewitz wohnen ja viele Juden. Man ſagt daß die Taufe der kleinen Kinder große Wirkung habe, ſpüren Sie denn wirklich, daß ein Chriſtenkind, ehe es Unterricht genoſſen hat, beſſer iſt als ein Judenkind, das die Judenſchule noch nicht beſuchte?

Pf. St!

J. Und was wollen Sie mit dem St?

Gar nichts — war ſeine Antwort. Es wurde von der Mahlzeit aufgeſtanden, und ich verhindert, weiter zu fragen.

Nach Tiſche wußte es der Herr Pfarrer, ſeines ſchwarzen Rocks und ſeines Schlepchens ohngeachtet dahin zu leiten, daß er mich von der Geſellſchaft abzog, und mit mir beſonders ſprach. Beynahe, ſagte er, indem er mir die Hand drückte, bedaure ich es, daß ich ein Geiſtlicher geworden bin.

J. Wie ſo?

Pf. Wie ſo? Wie ſo? Weil gerade die liebenswürdigſten Mädchen am mehreſten abgeneigt ſind auf das Land zu ziehen.

J. Wie ſo?

Da er mir eben antworten wollte, wurde er durch eine jämmerliche Wehklage unterbrochen, die ſich um das Bette der Wöchnerin erhob. Gott erbarme dich! es iſt alle! ſie ſtirbt! ſo rief Mann, Schweſter, Wehemutter, und alles, was um das Bette ſtand. Wir ſprangen hinzu — ach Gott! ſie hatte wirklich Verzuckungen, die gute Frau, und, ehe jemand von der Geſellſchaft ein Mittel, ſie zu retten, erfinden konnte, verſchied ſie!

Da können Sie leicht denken, lieber Herr von Carlsberg, wie mir und uns allen zu Muthe war. Alles klagte und weinte, und aller Scherz hörte auf einmal auf.

Der Pfarrer war der vernünftigſte in der ganzen Geſellſchaft, er ließ ſogleich eine Frau rufen, der ihr ſäugendes Kind geſtorben war, gerade an dieſem Tage, dieſe bat er, ſich des kleinen Waiſen anzunehmen, und wußte es ihr ſo lebhaft vorzuſtellen, daß ihr der liebe Gott vergelten würde, was ſie an dem armen Kinde thäte, daß ſie es recht herzlich in ihre Arme ſchloß, küßte und ſagte: komm liebes Kind! ſollſt mein Kind ſeyn! Dir fehlt eine Mutter, und mir ein Kind. Schicken uns gut zuſammen.

Der Pfarrer legte ſeine Hand auf des Weibes Haupt und ſagte: Seegen Gottes über euch. Bey euch müſſe es auch einmal heiſen: Was ihr gethan habt dem Geringſten meiner Brüder, das habt ihr mir gethan.

Die ganze Geſellſchaft vergoß Thränen bey dieſem Auftritte, und alle ſegneten den guten Pfarrer und die mitleidige Frau.

Nun machte man Anſtalten, zur Entkleidung der Verſtorbenen. Der Pfarer ſahe mich an und ſagte: Hier ſind wir doch länger nichts nütze. Darf ich Sie nach Hauſe begleiten?

Ich konnte es ihm ja nicht abſchlagen, da er ein ſo gar lieber und guter Mann war, bot ihm alſo meinen Arm, gieng mit ihm fort, und der liebe Mond leuchtete uns.

Ich bin ſo erſchrocken, ſagte ich, als wir in das Feld kamen, daß es mir in allen Gliedern liegt.

Pf. Ich nicht weniger. Wer kann ſo etwas mit anſehen, und gleichgültig bleiben? Der Mann verliehrt ſeine Gehülfin, der Säugling ſeine Mutter. Guter Gott!

J. Und was mag der guten Frau wohl gefehlt haben?

Pf. Nichts, gar nichts.

J. Wenn ihr aber nichts fehlte, wie konte ſie denn ſterben?

Pf. Liebe Mademoiſelle! Sie ſind eine Jungfer, das können Sie ſich aber doch wohl leicht vorſtellen, daß jede Wöchnerin krank iſt?

J. Das glaube ich freylich wohl.

Pf Und eine ſo ſchwache Frau, die von der Geburth ganz entkräftet iſt, bedarf doch wohl Wartung und Pflege?

J. Nun freylich. Hat die gute Frau nicht die nöthige Wartung gehabt? Ihr Mann iſt doch immer ein guter und redlicher Menſch geweſen.

Pf. Ey daß iſt er auch noch. Wie kann denn aber der beſte Mann die nöthige Sorge für ſeine kranke Frau tragen, bey ſo einem Tumulte, dergleichen allemal bey der Taufe iſt? Es werden doch dabey allerhand Anſtalten gemacht, es werden Gevattern gebeten, es wird auf Ausſchmückung des Kindes gedacht, es wird für die Bewirthung der Fremden geſorgt. Sie ſollten nur einmal in ein Haus kommen, wo ein Kind ſoll getauft werden, was da für ein Lärmen und Laufen und Commandiren, Kochen, Braten, Backen und Mörſeln iſt! Unterdeſſen liegt insgemein die gute Wöchnerin und ſchmachtet. Während dem Schmauſe wird die Geſellſchaft luſtig und denkt an die Kranke gar nicht mehr. Dieſe liegt vernachläſſigt auf ihrem Schmerzenslager, ein Dampf von Gewürzen, Gebacknen und Wein, dringt in ihre Naſe, nothwendig wird ſie lüſtern, und läßt ſich bald durch dieſe, bald durch jene, Perſon etwas Gewürztes oder Gebacknes, oder wohl gar ein Gläschen Wein beybringen, welches alles für eine Wöchnerin Gift iſt! darf man ſich da wohl wundern, wenn ſo eine arme Frau plötzlich dahin ſtirbt? das iſt liebe Mademoiſelle, das dritte mal, daß ich in meinem Amte den Jammer erlebe, daß junge, ſtarke Wöchnerinnen dahin ſterben. Und ich behaupte ſteif und feſte, ſie ſind von den Kindtaufſchmäuſen geſtorben.

J. Da ſollten Sie dieſe Schmäuſe abzubringen ſuchen.

Pf. Dazu bin ich zu wenig: Und — Der Menſch iſt nun einmal ſo. Wenn ihm bey ſeinen vielen Arbeiten einmal eine Freude begegnet, dergleichen die glückliche Ankunft eines geſunden Kindes iſt, ſo will er die Freude gern mit ſeinen Freunden theilen, will auch gern beſſer als ſonſt ſpeiſen, und ein Glas Wein dazu trincken. Wer will das verbieten!

J. So ſollten Sie die Kinder nicht ſo früh taufen?

Pf. Nicht ſo frühe taufen? Liebſte Mademoiſelle, wiſſen Sie denn die Landesordnung nicht? Wiſſen Sie denn nicht, daß das Conſiſtorium jedem Vater bey drey Thaler Strafe auferleget hat, ſein Kind nicht über vier und zwanzig Stunden liegen zu laſſen, ohne Taufe? Wiſſen Sie denn nicht, daß wir Prediger die Strafe erlegen müſſen, wenn mit unſerm Vorwiſſen die Taufe verzögert wird?

J. Das finde ich doch ſehr ſonderbar.

Pf. Ich auch, ſo ſonderbar, als überhaupt die Kindertaufe.

J. Nu? die Kindertaufe werden Sie doch wohl nicht verwerfen?

Er ſtund ſtille, hielt meine Hand an ſein Herz, und ſahe mir, bey dem Lichte des Mondes, ſchalckhaft in die Augen.

Fortſetzung.

Das iſt das erſtemal, daß ich mich in einen theologiſchen Streit eingelaſſen habe. Weil es aber einmal geſchehen iſt, und ich doch einmal davon zu ſchreiben angefangen habe, ſo muß ich doch erzählen, wie es weiter damit gegangen iſt.

Alſo, da er mir ſchalckhaft in die Augen geſehen, und meine Hand an ſein Herz gelegt hatte, fragte er: Das ſagen Sie? Das Frauenzimmer, das vor einer Stunde ſich ein Gewiſſen daraus machte, daß es im Namen eines kleinen Kindes ein Glaubensbekenntniß habe ablegen müſſen?

J. Ey! eine Taufe iſt kein Glaubensbekenntniß. Das weis ich wohl, daß ein kleines Kind kein Glaubensbekenntniß ablegen kan, deswegen kann es aber doch getauft werden.

Pf. Ey nu, ich kann es mir auch gefallen laſſen. Ich habe ja, ſeit dem ich Prediger bin, niemanden als kleine Kinder getauft.

J. Alſo wollen Sie ſich die Kindertaufe blos gefallen laſſen? Sie ſind nicht von ihrer Nothwendigkeit überzeugt?

Pf. Ey, wenn Sie wollen, ſo bin ich auch davon überzeugt.

J. Sie ſind ein ſehr gefälliger Mann. Ich dächte aber, ein Herr, der ſo fleißig die Bibel läſe, wie die Herren Geiſtlichen thun —

Pf. Nu! Nu! ich glaube, Sie wollen gar mit mir diſputiren?

J. Davon bin ich nun eben keine Freundinn, aber es ſteht doch in der Bibel, daß alle Heyden und Völcker ſollen getauft werden?

Pf. Ey das wohl! Steht denn aber nicht auch in der Bibel, daß alles Volck Gott gelobt, und Pſalmen geſungen hätte? Glauben Sie denn wohl, daß die Säuglinge mit an die Pulte getreten ſind, und geſungen haben? Sie gehören ja auch mit zum Volcke.

J. Was wollen Sie denn damit? Säuglinge können ja noch nicht ſingen.

Pf. Alſo ſang wohl nur, was ſingen konnte. Und wenn unſer Erlöſer ſpricht: taufet alle Völcker, ſo verſteht er auch nur die, die der Taufe fähig ſind.

J. Alſo auch kleine Kinder. Denn ſind ſie der Taufe nicht fähig?

Pf. Ey warum denn das nicht? ich will ja gar darüber nicht ſtreiten. Ich habe ja ſchon mehr als ein hundert Kinder getauft, das ſagt mein Kirchenbuch aus, ſie müſſen ja alſo freylich der Taufe fähig ſeyn. Sie haben ja alle die Fähigkeit mit Tauf-Waſſer beſprengt zu werden.

J. Alſo hätte ich doch Recht.

Pf. Ey freylich, wer wollte denn ſo einem liebenswürdigen Frauenzimmer nicht Recht geben.

J. Loſer Mann! Sie ſollen mir aber nicht Recht geben, weil ich ein Frauenzimmer bin, ſondern weil ich Recht habe.

Pf. Ein ſo artiges Frauenzimmer hat allemal Recht.

J. Sie ſind ſehr complaiſant, lieber Herr Pfarrer! Aber Scherz bey Seite! Stellen Sie ſich vor, ich wäre eine Mannsperſon, müſſen Sie mir nicht auch alsdenn zugeben, daß die Kinder der Taufe fähig ſind?

Pf. Sobald Sie eine Mannsperſon ſeyn wollen, ſo ſage ich Ihnen geradezu — nein, die Kinder ſind der Taufe nicht fähig. Iſt die Taufe nicht eine ſinnliche Handlung, durch welche man der Sünde entſagt, und dem Erlöſer huldigt?

J. So ſcheint es freylich.

Pf. So ſcheint es nicht nur, ſo iſts wirklich. Deswegen führten die erſten Chriſten den Gebrauch ein, daß der Täufling allemal vor der Taufe ein Glaubensbekenntniß ablegen und verſichern mußte, ein frommes Leben zu führen. Wie kann denn das ein Kind thun, das weder von der Sünde, noch von der Frömmigkeit, noch von dem Erlöſer, einen Begriff hat?

J. Da fangen ſie nun an zu philoſophiren, und ich muß freylich nachgeben. Ich denke aber in Glaubensſachen muß man ſich allein an die Bibel halten.

Pf. So!

J. Sie ſagen ſo? glauben Sie denn nicht an die Bibel? ein Geiſtlicher?

Pf. So!

J. Und können Sie es denn leugnen, daß die Bibel ausdrücklich befiehlt, daß alle Heyden und Völcker getauft werden ſollten? und daß ſie ſagt, daß die Apoſtel Hausväter mit ihrer ganzen Familie getauft haben?

Pf. So!

J. So! alſo geſtehen Sie mir doch zu, daß die Kindertaufe, nach der Bibel, nöthig iſt?

Pf. Wenn Sie nun gar keine Ruhe halten wollen, ſo ſage ich Ihnen gerade zu, daß die Kindertaufe ſchlechterdings gegen die Bibel iſt.

J. Um Gottes willen, Herr Pfarrer, was reden Sie da?

Pf. Ich kann nicht anders. Steht denn nicht ausdrücklich in der Bibel, lehret alle Heyden, und dann taufet ſie? Können Sie mir einen einzigen Menſchen nennen, der, nach der Bibliſchen Geſchichte, ohne Unterricht wäre getauft worden?

J. Von einem Mädchen, wie ich bin, kann man eine ſo große Bibelkenntniß nicht erwarten.

Pf. Ey ich diſputire itzo nicht mit einem Mädchen, ſondern mit einer Mannsperſon. Nun halte ich Sie feſt. Müſſen Sie mir nicht zugeſtehen —

Zum größten Glück ſtunden wir itzo an unſerer Gartenthür. Ich wand mich alſo von ihm los, und bat ihn, mit bey meinen Vater einzuſprechen. Er nahm aber die Einladung nicht an, ſondern küßte mir züchtiglich die Hand, und gieng wieder nach Hauſe.

Und nun mein lieber Herr von Carlsberg, empfehle ich mich Ihnen auch. Ich habe vielleicht in meinem Leben einen ſo langen Brief nicht geſchrieben, als jetzo. Beantworten Sie auch dieſen nicht ſo — Ja — ſo — ich weis nicht was ich dazu ſetzen ſoll. Glauben Sie denn nicht, daß man leidet, wenn man ſo lange von der Perſon keine Nachricht hat, die man ſo — Doch ich fühle, daß ich zu offenherzig werde.

Leben Sie wohl lieber Carl, und glauben mir, daß ich ſtets bin

Ihre
treue
Henriette.

N. S.

Ich ſollte Ihnen ein Weynachtsgeſchenk überſchicken. Ich habe aber keines, als dieß Vergiß mein nicht, das ich mit meiner eigenen Hand verfertigt habe. Wenn dieß Ihnen nicht lieb iſt — nun, da kann ich weiter nicht. Was ich ſonſt noch geben konnte, haben Sie ja weg. Mein Herz, mein Herz, o grauſamer Carl! wenn Ihnen dieß Herz nichts werth iſt, ſo machen Sie, daß ich es zurück bekomme!

Eilfter Brief.

Die Frau von Roſewitz an die Hofräthin Grimmlein.

Grünau, den 27ſten Dec.

Meine liebe Luiſe!

Sie hatten ja, da Sie in meinem Hauſe waren, ein ſo gutes Pulver für das Ungeziefer. Dieß iſt mir ausgegangen. Ich habe mich nun ſeit einem Monat nicht kämmen können, und es wird auf meinem Kopfe ſo lebendig, daß ich mich nicht mehr behelfen kann. Das Stochern mit der Zitternadel will nicht mehr helfen. Schicken Sie mir doch ja eine gute Portion von dieſem Pulver.

Wie geht es ſonſt? recht wohl? Sie bitten mich doch zu Gevatter?

Ich bin

Ihre
aufrichtige
v. Roſewitz,
geb. von Sandſtein.

Zwölf-

Zwölfter Brief.

Zelnick an die Hofräthin Grimmlein.

Treppenheim den 31ſten Decemb.

Meine theuerſte, unvergeßlichſte Freundin!

Sie ſind alſo nun, wie ich gehört habe, wirklich verehelicht? Mir entriſſen? ewig entriſſen? Gott was habe ich gethan! Habe die Hand einer ſo redlichen, treuen, aufgeklärten Seele fahren laſſen — Blos deswegen fahren laſſen, weil ſie eine Schwachheit an ſich hatte, von der vielleicht nur wenige Menſchen frey ſind. Die Liebe zum Unnatürlichen.

Ich habe Ihnen Unrecht gethan, meine Beſte, ich habe von Ihnen, als einem Frauenzimmer, eine Stärke verlangt, deren die wenigſten Männer fähig ſind. Ich bin genug dafür beſtraft, Reue wird mich foltern, ſo lange ich lebe.

Sobald ich die Nachricht von Ihrer Verheyrathung bekam, fiel es mir auf das Herz, und ich gerieth in eine ſolche Melancholie, daß ich faſt zu allen Geſchäften untüchtig wurde.

Mei

Meine Freunde bemüheten ſich, mich zu zerſtreuen, und in Geſellſchaft zu bringen, aber umſonſt. Unter dem Vorwande ich ſey krank, flohe ich die Geſellſchaften, und entzog mich meinen Amtsgeſchäften. O beſte Luiſe, Sie ſind gerächt an mir! mein Starrſinn iſt beſtraft! Ihr Bild ſchwebt Tag und Nacht vor mir, und mit alle meinem Beſtreben bin ich nicht vermögend, es von mir zu entfernen.

In dieſer unangenehmen Lage fiel mir eine Bibliothek in die Hände, in welcher unter andern auch die Titel der neueſten Schulſchriften angezeigt waren. Ich fand darunter auch eine lateiniſche Schrift von dem Rector Califorſnius, deren Titel im deutſchen etwa alſo lautet: daß die Griechen und Römer die beſten Muſter ſind, nach welchen junge Leute ihren Geſchmack bilden können. Sobald ich den Titel las, ward ich für den Mann eingenommen. Da iſt doch noch einer in der Welt, dachte ich, der mit dir ſympathiſirt! denn ich ſchätze die Griechen und Römer, nicht deswegen weil ſie Alte ſind, ſondern weil ich glaube, daß ſie der Natur treuer, als wir waren. Und wie es halt bey uns Menſchen geht, wir wiſſen ſelten die Mittelſtraße zu halten, meine Melancholie verwandelte ſich in eine ausſchweifende Freude. Ich beſtellte ein Pferd, und ritt auf Troppenheim, in der feſten Hoffnung, da den Mann zu finden, der Gefühl für das Natürliche habe, das faſt aus allen Werken der Alten hervorſchimmert. Ich ſage faſt, denn wenn die Alten immer der Natur treu geblieben wären, ſo wären ſie Engel und wir kleine Kinder.

Die Begierde, dieſen würdigen Mann zu ſehen, mußte mein Pferd ſtark fühlen, denn es trof vom Schweiſe da ich in Troppenheim ankam.

Hier iſt mein Pferd, ſagte ich, da ich in das Wirthshaus kam, zum Wirthe. Gebe er ihm etwas Heu, aber unter einer Stunde keinen Haſer, es iſt, wie er ſieht, warm geritten. Und wo wohnt der Herr Rector Californius?

Er wohnte gleich gegen über, und ich eilte, ſo geſchwind ich konnte, zu ihn.

Ach meine Beſte! wie hatte ich mich betrogen! Ich erwartete einen Mann, aus deſſen Anzuge und Betragen wenigſtens etwas von geläutertem Geſchmacke hervorleuchtete. Aber — da kam mir ein Mann mit einer großen ſchwarzen Perucke von Pferdehaaren und einer ſchrecklich finſtern Miene entgegen. Sind Sie, fragte ich, der Herr Rector Californius?

Ja ich bin es, antwortete er, aber ich gehe eben itzo in die Kirche, um mit meinen Schülern meine Andacht zu haben. Ich kann Sie alſo nicht anhören.

So darf ich Sie doch wenigſtens begleiten? ſagte ich.

Ja ja, antwortete er, das können Sie, und trippelte ängſtlich herum.

Itzo verſammlete ſich ein Trupp, von ohngefehr dreyßig jungen Leuten, um ihn herum, die mehreſten blas, kraftlos, mit zerſtreutem Blicke, und alle mit Perucken und langen Mänteln. Um Verzeihung, ſagte ich, was ſind das für Leute?

C. Das iſt mein Weinberg, in dem ich arbeite, meine Schüler ſind es.

J. Sie ſcherzen. Sind ſie denn nicht der würdige Mann, der ohnlängſt bewieſen hat, daß die Griechen und Römer die beſten Muſter ſind, nach welchen junge Leute ihren Geſchmack bilden können?

C. (Lächelnd) Ja der bin ich. Haben Sie meine Schrift geleſen?

J. Den Titel nur. Schon dieſer hat meine Hochachtung gegen Sie erregt. Aber, ich bitte Sie, haben denn dieſe jungen Leute auch die Griechen und Römer ſtudirt?

C. Ey das wollte ich meynen, ich habe, ohne daß ich mich rühmen will, unter ihnen Leute gezogen, die ganze Stellen aus dem Homer, Heſiodus, Virgilius, Horatius, Ovidius und Cicero herzuſagen wiſſen. Der dort, dem die Perucke etwas ſchief ſteht, macht einen recht netten lateiniſchen Vers, und ſchreibt, ſo wahr der Herr lebt, einen Styl, deſſen Cicero ſich nicht ſchämen darf.

J. Unbegreiflich! Man ſieht doch an alle den Leuten nicht die geringſte Spur von Bildung nach Griechen und Römern. Ich habe mir dieſe immer als ſtarke, ſchöne, thätige, flinke, Leute gedacht. Wenn ich nun dieſe Schaar anſehe —

C. Thut nichts lieber Herr. Homer war blind, und Horaz hatte triefende Augen.

J. Ey das waren Fehler, gegen die man ſeine Schüler verwahren muß. Sind denn Blindheit und triefende Augen das, worinne Sie das Muſterhafte der Griechen und Römer ſetzen?

C.

C. Gar nicht, aber es gehört doch auch mit zu den Griechen und Römern.

J. Ich glaube ganz und gar nicht. Sonſt müßte ja auch ein Deutſcher, wenn er ſeine Nation als Muſter anpreiſen wollte, Buckel, Kröpfe, Tobackrauchen, Chartenſpielen u. d. gl. empfehlen. Und wie kann denn ein junger Menſch der nach Griechen und Römern ſich bildet, eine Perucke tragen?

C. Ich will doch nicht hoffen, daß Sie die Perucken tadeln wollen? dieſe trägt man ja, um deſto geſchwinder —

J. So könnte man im bloſen Kopfe gehen.

C. Was reden Sie hier! ich bin Vater von meinen Schülern, und kann ſolch junges zartes Blut, um dieſes und jenes ſeiner Einfälle willen, nicht der Todesgefahr ausſetzen. Trage ich nicht ſelbſt eine Perucke? tragen ſie nicht ſo viele würdige Männer?

J. Ey ich habe für alle Männer die Perucken tragen, wenn ſie wirklich Verdienſte haben, alle Hochachtung. Ich bin der Mann gar nicht, der den Werth des Menſchen, nach ſeinem Kopfputze, abmißt. Aber die Griechen und Römer trugen doch keine Perucken, und ich dächte junge Leute, die Griechen und Römer zu ihren Muſtern wählen, dürften ſchlechterdings nicht Perucken tragen. Und wozu ſollen Leuten in der Blühte ihrer Jahre Mäntel?

C. Wiſſen Sie nicht, daß die Römer auch Mäntel trugen?

J. Ja, ſoviel ich weis, Soldaten, wenn ſie zu Felde zogen, um ſich damit zu bedecken, wenn ſie Monathe lang Wind, Regen und Schnee, im freyen Felde aushalten mußten. Das ſind ja aber junge Leute, die von einer Stube in die andere gehen, und tragen doch Mäntel! und da ſehe ich gar zwey mit Schlafröcken!

C. Ich weis gar nicht was Sie da wollen. Ein Schüler bedarf ja den Mantel weit mehr, als ein Soldat. Ein Schüler iſt ein junger Menſch, den man warm halten muß, damit er —

J. Warm halten muß? einen jungen Menſchen der ſich zu bereiten ſoll, die Beſchwerlichkeiten des Lebens zu ertragen? Dieſe Leute, die in Schlafröcke und Mäntel gehüllt ſind, ſehen ja alle aus wie die Leichen! Beynahe vermuthe ich — Beynahe, beynahe, lieber Herr Rector, ſage ich es mit Gewisheit, daß ein vorzüglicher Grund von ihrer Bläſſe in ihren Mänteln und Schlafröcken zu ſuchen ſey.

E. Ja, ja, ich weis ſchon was ſie ſagen wollen. Ohnlängſt hat mir ein Oberſter, der ſeinen Sohn bey mir hatte, auch ſo etwas geſchrieben. Aber ein chriſtlicher Schuldiener darf ſolche Läſterungen nicht achten. Es iſt doch ein alter chriſtlöblicher Gebrauch, daß die Schüler in Mänteln gehen.

J. Ein Mönchs⸗ ein Jeſuitiſcher Gebrauch wollen Sie ſagen. Denn das Chriſtenthum fordert, ſoviel ich weis, nicht, daß Knaben und Jünglinge Mäntel tragen ſollen. Wie iſts denn möglich, daß ein junger Menſch, im Mantel und Schlafrocke, laufen, ſpringen, kämpfen, ſpielen kann?

E. Gott! was höre ich!

J. Und das muß doch ſeyn. Wie kann denn ohne Laufen, Springen und jugendliche Beluſtigungen, ein junger Menſch ſeine Kräfte üben? Sie ſehen ja die betrübten Folgen von den Mänteln und Schlafröcken an Ihren Schülern! Was dieſe für einen ſchlumpichten Gang haben! Wie wenn ſie in Pantoffeln gien-

gen,

gen. Ob Griechen und Römer, in dieſen Jahren, auch wohl ſo gegangen ſeyn mögen!

C. Ich kann mich auf ihre Spitzfindigkeiten nicht weiter einlaſſen. Ich habe meine Andacht, und muß alſo meine Gedanken von der Welt auf meinen Heyland richten.

J. In dieſem Geſchäfte will ich Sie gar nicht ſtöhren. Aber Theilnehmer Ihrer Andacht muß ich doch ſeyn!

Fortſetzung.

Ich begleitete unſern Californius zur Kirche und ſtellte mich neben ihm.

Bald nach unſrer Ankunft wurde ein Bußlied geſungen, dann trat der Prediger heraus und las ein Kapitel aus den Büchern der Makkabäer:

J. Was ſoll denn die Geſchichte der Makkabäer, in einer chriſtlichen Andachtsſtunde?

C. Iſt nach der Landesordnung. Iſt ſehr weislich eingerichtet. Mancher rohe Sünder kann dadurch gebeſſert werden, wenn er von den Zorngerichten hört, die Gott über die verſtockten Juden verhängt hat.

J. Ich kann nicht glauben, daß der wahre Gott zürnen könne.

C. So ſind Sie ein Naturaliſt?

Ein neuer ſonderbarer Auftritt verhinderte mich darauf zu antworten. Da die Makkabäiſche Geſchichte, an deren Aechtheit die mehreſten Chriſten zweifeln, war verleſen worden, ſtimmte der Chor an: **Plötzlich rede ich wider ein Volk und Königreich, daß ichs ausrotten, zerbrechen und verderben wolle;** der Diskant fuhr fort: **Wenn ſichs aber bekehret von ſeiner Bosheit,** unterdeſſen, daß der Bas ſang:

Straf mich nicht in deinem Zorn!
Großer Gott verſchone!
Ach laß mich nicht ſeyn verlohrn,
Nach Verdienſt nicht lohne!
Hat die Sünd
Dich entzünd:
Löſch ab in dem Lamme
Deines Grimmes Flamme!

Endlich ſtimmte der Chor wieder an: **ſo ſoll mich auch reuen, alles das Uebel, das ich ihm gedachte zu thun.**

Ich bebte zurück, empfand bey dieſen Irregularitäten, da ein ganzer Chor, im Nahmen einer Perſon, ſang und ein Chriſt vor Gott flehete, daß er ſeines Grimms Flamme ablöſchen ſolle, eben ſo viel unangenehmes, als wenn ich ſonſt ein, zur Mutter beſtimmtes, Frauenzimmer mit friſirten Haaren, und einer Schnürbruſt ſahe.

Wer hat, fragte ich den Rector, dieſe Muſik verordnet?

C. Ich. Iſt ſie nicht ſchön? Ach Gott, ſtraf auch mich nicht in deinem Zorn.

Ehe ich antworten konnte, ſtimmte der Prediger vor dem Altare an:

Ich bin der allmächtige Gott! und der Chor antwortete: Wandle vor mir, und ſey fromm!

Ich brauche Ihnen wohl nicht zu ſagen, daß dieſe ganze Intonation ganz geſchmacklos war, daß es Unſinn ſey, wenn ein Prediger, der doch allemal ſeine Gemeine vorſtellt, ſingt: ich bin der allmächtige Gott, und zwanzig bis dreyßig Stimmen antworteten: wandle vor mir und ſey fromm.

Genug ich fühlte es ganz, und fragte voll Unwillen den Rector: Wer iſt der Prediger, der da ſingt?

Er iſt, antwortete er, auch mein Schüler geweſen. Ein vortreflicher Mann! Schreibt einen vortreflichen ciceronianiſchen Styl, und hat den Suetonius edirt.

So, antwortete ich, ich wünſche Ihnen Gottes Seegen zu ihrem heiligen Vorhaben.

Nun gieng ich voller Unwillen fort.

Dieß alles ſchreibe ich Ihnen nun, um mich, wegen meiner Uebereilung zu beſtrafen. Wenn Männer, die in der Meynung ſtehen, daß ſie die erſten Quellen des guten Geſchmaks entdeckt hätten, ſo groſſe Neigung zum Unnatürlichen haben; wie konnte ich denn einem ſo redlichen, tugendhaften, aufgeklärten, Frauenzimmer deswegen meine Liebe verſagen, daß ſie eben ſo, wie dieſe Männer dachte?

Stets bin ich

Ihr

treuvoller

Zelnick.

Dreyzehnter Brief.

Carl an Henrietten.

Kelchis, den 1ſten Jänner.

Glück zum neuen Jahre! meine liebe Traute! aller Gram und Kummer endige ſich mit dem alten Jahre, und aller Seegen komme über Sie, mit dem neuen, den eine ſo reine edle Seele verdient!

Ich beſtrebe mich itzo ſehr, recht gut zu werden, um mir den Beſitz eines ſo edeln Mädchens zu verdienen. Und mein Herz ſagt mir, daß ich dieſe Belohnung erhalten werde. Dieſes Jahr hoffe ich, Sie als die Meinige umarmen, und unter Küſſen der reinſten Liebe, Ihnen von neuen meine Treue geloben zu können.

Es iſt ja freylich noch ein großes Hinderniß vorhanden. Meiner lieben Mutter Einwilligung zu unſerer Verbindung habe ich noch nicht, weil ich ſie noch nicht habe finden können. Sie reiſt von einem Orte zum andern. Aber laſſen Sie uns nur immer gut, und einander treu bleiben, ſo wird die Vorſehung, die Ihres Herrn Vaters Kummer endigte, und ſie von jenem Plagegeiſte befreyete, uns auch Mittel zeigen, dieſes Hinderniß wegzuſchaffen.

Ich kenne die Pflichten, die Eltern von ihren Kindern fordern können, und daß man bey ſeiner Verehelichung allerdings auf ihren Willen Rückſicht nehmen muß. Ihr Wille darf aber nur nicht Eigenſinn ſeyn.

Das Vergiß mein Nichtchen iſt mir ein gar ſchäzbares Geſchenk geweſen. Sie ſind mir zwar noch nie aus den Gedanken gekommen.

men, aber es iſt doch, als wenn ihr Bild noch weit lebhafter ſich mir darſtellte, ſo oft ich das Blümchen anſehe. Deswegen ſehe ich es den Tag über recht vielmal an. Hier haben Sie meine Silhouette. Möchte ſie doch bey Ihnen nur halb ſo viel Wirkung thun, als bey mir das Vergiß mein Nichtchen!

Wenn ich wirklich ſo glücklich bin, Ihr Herz zu beſitzen, ſo iſt es vollkommen geſichert, weil Sie dagegen das Meinige haben.

Die Urſache, warum ich Ihnen ſo lange nicht geſchrieben habe, war, ich will es Ihnen nun nur geſtehen, eine kleine Unpäßlichkeit, die aber nun ganz vorbey iſt. Ich beſorgte, ich möchte Sie bekümmern, wenn ich Ihnen davon etwas meldete.

Die Unterredung, die Sie mit dem Herrn Pfarrer von Perlewitz gehabt haben, iſt mir ſehr merkwürdig geweſen. Beynahe wäre ich über ihn eiferſüchtig geworden, wenn ich in meiner Seele Henrietten und Wankelmuth denken könnte. Vielleicht haben Sie auch da und dort ein Zuſätzchen gemacht, und dem guten Manne ſagen und thun laſſen, was Sie wohl aus ſeinen Augen haben leſen können, um mich ein wenig für mein langes Stillſchweigen zu züchtigen. Es mag nun ſeyn wie es will, ſo iſts mir unmöglich länger ſo weit von Ihnen zu ſeyn.

Er mag wohl ein aufgeklärter Mann ſeyn, und beynahe muß ich ihm Recht geben. Die Vorurtheile, die nach und nach in unſere Seelen eingewurzelt ſind, ſind zahllos, und manche haben, wegen ihres Alterthums, ein ſo heiliges Anſehen, und werden durch die Landesgeſetze ſo geſchützt, daß man es beynahe gar nicht wagt, an ihrer Wahrheit zu zweifeln. Und oft ſind da die gröbſten Vorurtheile, wo man von nichts als Aufklärung ſpricht.

Wohl uns, wenn Gott uns in die Stille des Landlebens zuſammen führt, und uns auf eine Anhöhe ſtellt, wo wir keinen Richter als den Allwiſſenden und unſer eignes Gewiſſen haben, und mit Mitleid auf diejenigen herab ſehen können, die das Vorurtheil elend macht.

Bald, bald, hoffe ich Ihnen die Verſicherung hiervon überbringen zu können. Dann werden Sie von Woche zu Woche mehr überzeugt werden, daß ich ſey

Ihr

treuer

Carl.

Vierzehenter Brief.

Carl, an den Oberſten von Brav.

Kolchis den 2ten Jenner.

Beſter Herr Vetter!

Noch bin ich in Kolchis. Ich habe zwar die Reiſe nach Carmin angetreten gehabt, bin aber durch einen ſonderbaren Zufall wieder nach Kolchis zurück geführt worden.

Da ich ausritt, fiel ein ſo ſtarkes Schneegeſtöber ein, daß ich nicht zwey Schritte vor mich ſehen konnte, der Weg mit Schnee bedeckt wurde, und ich, ohngefehr nach einer halben Stunde, nicht mehr wußte wo ich war. Ich ritt alſo gerade aus, ſtürzte einigemal und fiel in Graben, die Nacht brach ein — ich ritt immer fort, ohne zu wiſſen, wo ich ſey, und wohin ich reiſe. Ohngefehr 2 Stunden ritt ich ſo in der Nacht, und die Beſorgniß, daß ich mein Leben in einem Graben würde beſchließen müſſen, wurde immer größer

Ich empfahl meine Seele, Henrietten und Sie, der göttlichen Vorſorge, und nahm von der Welt Abſchied.

Damals fühlte ich recht den Werth der chriſtlichen Religion, die uns ſo nachdrücklich von Gottes Liebe, von ſeiner Vorſehung, von der Unſterblichkeit des menſchlichen Geiſtes, verſichert. Ich ſchämte mich, ſo bald ich die Grundſätze derſelben bey mir erneuerte, vor mir ſelbſt, daß ich durch ein bischen Schnee und Nacht, mich ſo kleinmüthig hatte machen laſſen, ſtreckte meine Hände gen Himmel und ſagte: ich ſey auch wo ich ſey, ſo bin ich doch in deinem Arme: Allwiſſender! Vater! Willſt du mein Leben friſten, ſo ſind Millionen Mittel dazu in deinem Händen! Willſt du mich der Erde entreiſen — wohl ſo falle ich doch wieder in deinem Arm. Ich habe dich geliebt, verehrt, dir gehorcht — freylich auch gefehlt — aber Vater, verlangſt du wohl von deinem Kinde, ſo lange es noch Kind iſt, die Vollkommenheit eines Engels? Eines Jünglings? Ich bin noch Kind — und wenn ich ein Kind hätte, das in der Unwiſſenheit mich fragte, oder etwas zerbräche, ich verſtieſe es deswegen nicht. Und du biſt ja der rechte Vater, über alles was Kinder heiſt, im Himmel und auf Erden. Sollteſt du mich wohl verſtoßen können?

Bey dieſem Gebete ward meine Seele heiter, Tod und Leben wurden mir eines ſo werth als das andere. Allenthalben ſahe ich den allgegenwärtigen Vater, und erwartete ruhig, was er über mich beſchließen würde.

Da erblickte ich ein Licht — der Anblick rührte mich ſo lebhaft, als wenn Gott ſelbſt mir zugerufen hätte: du ſollſt nicht ſterben ſondern leben.

Mein Pferd bekam die Spornen, und wir beyden ſtrengten noch alle Kräfte an, die uns Hunger und Kälte übrig gelaſſen hatten, um bey das Licht zu kommen.

Itzo waren wir, nachdem ich mit Lebensgefahr über einen zugefrornen Strom geritten war, bey dem Lichte, und ich ſahe, daß es in dem letzten Hauſe eines ziemlich großen Dorfs brannte.

Gott ſey gelobt, dachte ich, der dich bis hieher gebracht hat. Ich pochte an dem Hauſe, wo das Licht war, an — ein Mann öfnete das Fenſter halb, fragte ängſtlich: Wer da?

Gut Freund, ſagte ich, will er mir nicht den Gefallen thun, und mich nach dem Wirthshauſe bringen?

Aha Krömschen! war ſeine Antwort, ich kenne dich ſchon. Kannſt lange warten, ehe du mich dran kriegſt.

Mit dieſen Worten ſchob er das Fenſter zu, nahm ſein Licht, und lief nach der obern Stube.

Ich pochte, lamentirte, ſchrie, wurde heftig, es half alles nichts, ich mußte weiter reuten.

Da begegnete mir ein anderer Mann. Wie heißt das Dorf? fragte ich.

Liliensleben war ſeine Antwort.

Will er mir nicht die Gefälligkeit erzeigen, ſagte ich, und mich gegen ein Biergeld nach dem Wirthshauſe bringen?

Warum denn das nicht! war ſeine Antwort. Er führte mich wirklich nach einer Hütte hin, von der er verſicherte, daß ſie das Wirthshaus ſey.

Ich gab ihm das verſprochene Biergeld und ſtieg ab.

Was will er? fragte mich eine grämliche, unflätige, Frau, die ich ohne Eckel nicht anſehen konnte.

Kann ich hier, war meine Antwort, nicht ein Nachtquartier haben?

Hum! ſagte ſie, ein Nachtquartier? ich will es meinem Mann ſagen. Wo kommt denn der Herr her?

Von — wollte ich ſagen, aber ohne meine Antwort zu erwarten, gieng ſie nach der Stube zu. Bald darauf kam ihr Mann, mit wenigſtens zwanzig Bauern heraus, die mich umzingelten. Wo kommt denn der Herr her? war des Wirths Frage.

J. Von Kolchis.

W. Wo will er denn hin?

J. Nach Carmin.

W. Tauſend Schwernoth! da iſt er unrecht gekommen.

J. Das weis ich wohl.

W. Er hätte weiter links reuten ſollen.

J. Kann alles ſeyn. Aber itzo will ich nur ein Nachtquartier.

W. (nachdem er mit einigen Bauern die Sache überlegt hatte) Dahier kann der Herr kein Nachtquartier haben.

J. Und warum nicht? Iſt hier nicht das Wirthshaus?

W. Das wohl. Wir können aber niemanden herbergen.

J. Niemanden herbergen? in einem Wirthshauſe? Ich bezahle ja alles —

W. Da müßte ich halt das Pferd in den Panzen ſtellen.

J. Ey ſtelle er es doch wohin er will, gebe er mir nur Quartier.

Da nahm er mir denn endlich das Pferd ab, und ſeine Frau brachte mich in eine kleine niedrige, mit Tobaksdampf angefüllte, und von Bauern ſo vollgeſtopfte, Stube, daß ich mich kaum bewegen konnte.

Fortſetzung.

Aller Bauern Augen waren nun auf mich gerichtet, und forſchten, wer ich wäre.

Endlich unterbrach einer das Stillſchweigen und fragte: nach Carmin hat der Herr gewollt?

J. Ey freylich.

B. Ja, Ja. Es iſt ſchon mehrern ſo gegangen. Siehſt du Michel daß ich recht habe? Vorige Woche zerbrach da auch ein Fuhrmann ſein Rad, und dankte dem lieben Gott, daß er noch hierher kam.

J. Und was war die Urſache davon?

B. Ja! was ſollte die Urſache ſeyn! Nicht wahr Michel, wir wiſſen ſchon ein Liedchen davon zu ſingen.

J. Ich weis keine andere Urſache von meiner Verirrung, als das Schneegeſtöber.

B. Ja guten Morgen! mit dem Schneegeſtöber hat es gute Wege. Selbiges mal da ich mit Micheln mich verirrte, war kein Schneegeſtöber, Ha, Ha, Ha!

J. Und was verführte ihn denn ſonſt?

B. Ja das weis ich wohl und Michel.

J. Darf ich es denn nicht auch wiſſen?

B. Ja das wohl. Es hat einmal in alten Zeiten eine Stunde von hier ein Kloſter geſtanden.

J. Nu?

B. Und da geht noch immer ein Mönch herum und verſtimmt die Reiſenden. Nicht wahr Michel? weißt du noch?

Michel und alle Bauern betheuerten es. Ich ſahe mich überſtimmt, wendete mich von den Bauern weg, und bat die Wirthin mir etwas zu eſſen zu bringen.

W. Ich habe nichts zu eſſen.

J. Ich verlange keine koſtbare Mahlzeit, wenn ich etwas Wurſt oder Schinken bekomme, ſo bin ich zufrieden.

W. Wo wollten wir Wurſt und Schinken her bekommen! Wir ſchlachten acht Tage nach dem neuen Jahre.

J. Nun ſo bringe ſie mir etwas Butter und Käſe.

W. Butter und Käſe? Unſere Kuh hat noch nicht gekalbt. Habt ihr denn etwas im Hauſe, Nachbar Michel?

M. Wie komme ich und Butter und Käſe zuſammen! Meine Kuh hat auch noch nicht gekalbt.

J. So bringe ſie mir etwas Bier und Brod.

Dieß erhielt ich endlich, und genoß es mit unbeſchreiblichem Ekel. Das Brod war wahrer Klos, und das Bier ſo dick und gelbe, daß ich es zu einer andern Zeit, da ich nicht ſo entkräftet als gegenwärtig war, gewiß würde zum Fenſter hinausgeſchüttet haben. Jtzo mußte ich es wohl genießen, weil ich nichts beſſers hatte.

Kaum hatte ich meinen Hunger befriedigt, als der Wirth hereintrat, und mich fragte:

Was ſoll ich denn dem Pferde zu freſſen geben?

J. Erſt Heu.

W. Wo hat er denn das Heu?

J. Ich habe keines bey mir.

W. Und ich noch weniger.

J. Ein Wirth hat kein Heu? So gebe er ihm ein Haberbündel.

W. Das müßte ich halt thun. Es wird ja ſoviel noch da ſeyn.

J. Und hernach eine Metze Haſer.

W. Hat er ihn bey ſich?

J. Wie kann er doch glauben, daß ein Reuter Haſer bey ſich haben werde?

W. Nu und ich habe auch keinen.

Damit das Pferd nicht verhungern möchte, gab ich ihm, nach einer Stunde, eine Schüſſel voll Brod und Bier. Der ganze Abend war für mich ſehr traurig, indem ich ihn in einer Stube, die mehr einem Viehſtalle, als einer menſchlichen Wohnung, ähnlich ſahe, unter einer Geſellſchaft von Menſchen, zubringen mußte, die noch die gröbſten Vorurtheile für Wahrheiten hielten.

Den ganzen Abend wurde von nichts, als Geſpenſtern, Zaubereyen und Schatzgraben, erzählt. Man verſicherte einſtimmig, daß an dem Orte, wo ſonſt ein Kloſter geſtanden hätte, ein Schatz von zwey Millionen alten Thalern vergraben wäre, der aber nicht anders, als mit einem ſchwarzen Bocke, der kein weiß Fleckchen an ſich hätte, gehoben werden könnte. Vor hundert Jahren hätte einmal der Schulze ihn mit ſo einem Bocke heben wollen, der Teufel wäre auch zugegen geweſen, habe den Bock in tauſend Stücke zerriſſen, der Schatz wäre ſchon durch ſechs Geiſter in die Höhe gebracht worden, da hätte der Schulze den albernen Streich gemacht und gerufen: Alle Hader das Geld alle! auf einmal wäre Teufel, Geiſter, Schatz und alles verſchwunden.

Ich habe, ſagte Michel, ſchon lange ſo einer Kröte, einem ſchwarzen Bocke, nachgeſpürt, wenn ich einmal einen bekommen ſollte, ſo wollte ich mich ſchon beſſer in acht nehmen.

Alle dieß Geſchwätz hatte ich bis jetzo gelaſſen angehört. Nun riß aber meine Geduld. Glaubt ihr denn, fragte ich Micheln, wirklich ſolch einfältiges Zeug?

M. Warum ſollten wir es denn nicht glauben? es ſind ja geſchehene Dinge.

J. Habt ihr es denn wirklich geſehen?

M. Ey das wohl nicht, aber alle Leute im Dorfe reden ja davon.

J. Es könnte wohl ſeyn, daß ihnen ein loſer Vogel eine Lügen aufgebunden hätte.

M. Damit hat es gute Wege. Wir ſind hier ſo leichtgläubig nicht, lieber Herr! aber, kurz und gut, was die Augen ſehen, das glaubt das Herz. Ich habe mit meinen ſichtlichen Augen auf dem Flecke ein Lichtchen brennen ſehen.

J. Ich habe ja in meinem Leben wohl hundert tauſend Lichter brennen ſehen. Glaubt ihr denn, daß allemal da ein Schatz ſtehen müſſe, wo ein Licht brennt?

M. Ja, lieber Herr, das verſteht Er nicht. Licht und Licht iſt zweyerley. Wo ſoll denn aufs Feld ein Licht kommen?

J. Vielleicht war es eine Laterne oder ein Irrwiſch?

M. Guten Morgen! damit hat es gute Wege, unſer eins weis ſchon, was Laterne oder Irrwiſch iſt.

J. Nun ſagt mir doch, wer hat denn wohl dieſen Schatz in Verwahrung?

M. Doch der Böſe, Gott ſey bey uns!

J. Und wer regieret denn die Welt?

M. Wer denn anders, als der liebe Gott?

J. Und ihr wollt doch gleichwohl euer Glück nicht von dem guten lieben Gott, der die Welt gemacht hat und regieret, ſondern vom Teufel erwarten?

M. Ja was macht denn der Racker mit ſo vielem Gelde? Unſer eins kann es ja wohl beſſer brauchen. Ha! Ha! Ha!

Ha! Ha! Ha! Schrien alle Bauren und ich ſchwieg, und hieng meinen Gedanken nach.

Die wahre Chriſtus Religion iſt, ſo lange man ſolchen Unſinn hören muß, bey weiten ſo ausgebreitet nicht, als man glaubt. Taufe und Abendmahl iſt zwar weit und breit zu finden; aber wenn der helle aufgeklärte Chriſtus Sinn — Beſter Herr Vetter, daß ächte Merkmahl der Chriſten ſeyn ſoll, ſo könnte wohl ein Städtchen, wie Grünau, die ganze Chriſtliche Kirche umfaſſen.

Das Ha! Ha! Ha! muß doch ein ſehr ſtarkes Argument ſeyn. Vom aufgeklärteſten

Frauenzimmer, bis zum roheſten Bauer, nimmt alles dahin ſeine Zuflucht. Wenn es durch die ſtärkſten Gründe ſo in die Enge getrieben iſt, daß es nicht weiter kann, ſo krähet es Ha! Ha! Ha! und damit iſt es denn gut.

Fortſetzung.

Es mochte wohl gegen zwölf Uhr ſeyn, da die Geſellſchaft aus einander gieng, nachdem ſie eine Menge Unſinn erzählt hatte, von der ich kaum glaubte, daß ihn ein Menſchenkopf träumen könnte.

Halb ſchlaftrunken taumelte ich zum Wirthe, und fragte, wo iſt mein Bette?

W. Ein Bette? Wo käme ich und ein Bette zuſammen. Wenn ich nur immer Stroh genug hätte, meine Läuſe zu verbrennen!

J. Er wird doch wenigſtens ein paar Schütten Stroh haben, und mir eine Streue in der Oberſtube machen können.

W. Da müßte ich ſie ins Taubenhaus machen, denn ſonſt habe ich keine Oberſtube. Und Schütten Stroh habe ich nicht. Wenn Er ein Haberbündel haben will.

J. Iſt denn hier nicht das Wirthshaus?

W. Wo denn ſonſt?

J. Da iſt ja aber elende Wirthſchaft, es iſt da keine Stube für die Fremden, kein Stall für die Pferde, kein Heu, kein Haber, nichts zu Eſſen noch zu Trinken. —

W. Ey wem es da nicht gefällt, der kann ſich ja hinaus ſcheeren, ich halte keinen Menſchen auf.

J. Das kann ja freylich jeder. Wer hat ihn denn aber zum Wirthe gemacht?

W. Ich mich ſelber. Ich habe das Wirthshaus für hundert Gülden gekauft. Und da hat mir nun kein Menſch in meine Wirthſchaft etwas zu reden. Weis ers?

J. Gute Nacht ſchlaf er wohl!

So ſagte ich, legte meinen Mantelſack, ſtatt des Kopfküſſens, auf die Bank, mich oben drauf, und breitete meinen Mantel über mich.

Wirth und Wirthin entkleideten ſich in meiner Gegenwart, beſtiegen das Neſt, denn Bette kann ich es nicht wohl nennen, das in der Stube ſtand, und ich entſchlief. Meine Ermattung diente mir ſtatt des Pfühls und der Matratze.

Dieſes, und ähnliche Wirthshäuſer ſcheinen mir aber doch wirklich wahre Schandſäulen für unſere Aufklärung zu ſeyn. Wären wir ſo weit, daß wir die Beförderung der menſchlichen Zufriedenheit, die doch immer das Hauptwerk der menſchlichen Geſellſchaft iſt, zu unſerer Hauptabſicht machten, ſo müßte doch jedes Dorf ein Haus haben, wo der abgemattete Reiſende ſein Schlafzimmer, ſein Strohlager wenigſtens, gutes Brod und Bier, Stallung und Futter für ſeine Pferde, fände. So dürfte niemand das Recht haben, Fremde zu beherbergen, als wer ſich deſſelben durch Ordnung, Reinlichkeit, Rechtſchaffenheit und Gefälligkeit, würdig gemacht hätte. Ich glaube ein heterodoxer Prediger, wenn er ſonſt ein thätiger und rechtſchaffener Mann iſt, bringt nicht ſo viele Seufzer über ſeine Gemeine, als ein lüderlicher, unflätiger, mürriſcher Gaſtwirth.

Doch wir ſollen uns ja gewöhnen, die Beſchwerlichkeiten des menſchlichen Lebens zu ertragen. Und wo kann man dieß beſſer lernen, als in ſolchen Löchern? Ich wenigſtens habe in dieſer löblichen Gewöhnung wohl vor dießmal einen ſtarken Fortſchritt gethan. Ich ſchlief ſo ſanft, wie auf Pflaumfedern, erwachte erſt gegen ſieben Uhr, und würde vielleicht noch nicht erwacht ſeyn, wenn ich nicht durch die Bauern, die ſich hier verſammleten, um Brandwein zu trinken, wäre ermuntert worden.

Sie ſezten das Geſpräch des vorigen Abends fort.

Da ich ſchon von dieſer Materie hinlänglich geſättigt war, ſo wollte ich fortgehn, um nach meinem Pferde zu ſehen.

Aber ein neuer ſonderbarer Auftritt hielt mich noch zurück. Ein Bauer, der eben izt ſich ſein Glas Brandwein hatte einſchencken laſſen, und mit beſonderer Theilnehmung die Erzählungen von Geſpenſtern, Hexen, Kobolden und dergleichen Ungeheuern anhörte, nahm das Wort.

Könnt ihr euch vorſtellen, wie es mir geſtern gegangen iſt? Da ſitze ich und leſe in der Hiſtorie vom Rübezahl. Zeit meines Lebens will ich dran dencken. Da ich am beſten leſe — poch! poch! poch! Da klopft etwas an das Fenſter. Alle Haare pfiffen mir auf dem Kopfe! ich ſchlich nach dem Fenſter zu — meiner Seele! da war Krömschen da, auf einem pechſchwarzen Rappen, und hatte einen rothen Mantel um, Wollte doch gleichwohl haben, daß ich heraus kommen und ihm das Wirthshaus weiſen ſollte. Tauſend Fickerment! wie ſchmiß ich das Fenſter zu, warf den Rübezahl unter die Banck, und machte, das ich in mein Bette kam. Das mal im Rübezahl geleſen, und in meinem Leben nicht wieder.

Die ganze Verſammlung hörte mit ofnen Mäulern zu.

Ich aber nahm lächelnd meinen rothen Mantel, hieng ihn um und fragte: Sah denn der Rübezahl etwa ſo aus?

B. Faſt ſo, nur daß er noch Hörner hatte.

J. Aber wenn ich ihm nun ſage, daß ich wirklich der Rübezahl geweſen bin, der geſtern an ſein Fenſter pochte, daß ich ihn auf das inſtändigſte bat, mir den Weg zum Wirthshauſe zu zeigen, was ſagt er dazu?

B. Ja ich glaubte es ſchier, wenn der Rübezahl nicht Hörner gehabt hätte.

J. Die hat er ſich eingebildet.

B. Eingebildet! Ha! Ha! ich werde doch wohl wiſſen was ich ſehe.

Der Wirth, der eben herein trat, verhinderte mich, das Geſpräch weiter fort zuſetzen. Iſt mein Pferd, fragte ich geſattelt, daß ich weiter reiſen kann?

W. Sein Pferd das iſt zum Teufel.

J. Was ſoll daß heiſen? iſts crevirt?

W. Geſtohlen iſt es. Meiner Seele dieſe Nacht iſt ein Gaudieb da geweſen, und hat es zum Henker geritten.

J. Hat er denn das Thor nicht verſchloſſen gehabt?

W. Da verſchließe ſich der Menſch müde! ich habe ja kein Thor an meinem Hofe!

J. Ein Wirthshauß ohne Thor! Das iſt kläglich.

Ich gieng voller Verdruß nach dem Orte zu, wo das Pferd geſtanden hatte, ohne eigentlich zu wiſſen warum. Die ganze Brandeweingeſellſchaft begleitete mich. Es wurden mancherley Urtheile gefällt, mancherley Diebesgeſchichte erzählt, die aber alle auf mich wenig Eindruck machten. Endlich fieng ein Bauer, der mir immer, wegen ſeines grauen Kopfs, und wegen ſeiner vernünftigen Urtheile, vorzüglich werth geweſen war, und ſagte: das müßte doch vom Henker ſeyn, wenn wir den Pferdedieb nicht herausbekommen ſollten. Es liegt ja Schnee, es iſt ja dieſe Nacht kein Geſtöber geweſen, laßt uns doch der Spur nachgehen, da muß es ſich ja gleich zeigen, wohin der Pferdedieb geritten iſt.

Ey das iſt auch wahr! ſagten ich und alle. Sie beobachteten die Spur, giengen ihr nach, und fanden, daß ſie gerade nach Kolchis zu gieng. Ohne mich länger aufzuhalten bezahlte ich meinem Wirthe, für die ausgeſtandenen Unbequemlichkeiten und die Entwendung meines Pferds, einen Thaler und zwölf Groſchen, und trat zu Fuße meinen Weg nach Kolchis an.

Fortſetzung.

Einige Schritte vor dem Thore begegnete mir der Fähndrich von Silkowitz zu Pferde.

Wohin mein Lieber? fragte ich ihn.

S. Will eine kleine Promenade machen.

J. Vermuthlich um Bewegung zu haben. Die Herren Officiers, die in Garniſon ſtehen, haben die Bewegung nöthig.

S. Das iſt wahr. Ich habe aber itzt noch eine andere Abſicht.

J. Und dieſe iſt?

S. Dieß Pferd zu prüfen, das ich eben itzo im Handel habe.

J. Wie? Sie haben das Pferd im Handel? von wem? (ich that die Augen auf und ſahe daß es mein Pferd war.)

S. Von einem Bauer. Wer er iſt und woher er iſt, das weis ich ſelbſt nicht.

J. Beſter! Wollen Sie mich hören?

S. Ey warum nicht?

J. Gerade dieß Pferd habe ich geſtern geritten, es iſt mir dieſe Nacht entwendet worden.

S. Ich bitte Sie!

J. So wahr ich ehrlich bin. Sattelzeug, die Blume vor der Stirn, alles dieß trift mit dem mir geſtohlnen Pferde überein. Geben Sie mir nur guten Rath, wie ich es wieder bekomme!

S. (Nach einigem Beſinnen) das ſollte wohl nicht ſchwer ſeyn. Ich will mich mit dem Bauer in Unterhandlung einlaſſen, Sie gehen unterdeſſen bey den Mann, der Ihnen das Pferd vermiethet hat, laſſen es beſehen, und wenn er es für das Seinige erkennt, und verſpricht, es eidlich zu erhärten, ſo laſſen wir den Bauer arretiren.

Wir thaten es, der Pferdevermiether nicht nur, ſondern auch ſeine Nachbarn, verſicherten daß das Pferd ihm zugehöre. Wir zeigten es der Obrigkeit an, und nachmittags gegen vier Uhr war unſer Bauer arretirt.

Einige Tage wurde er verhört, ich ſowohl als der Eigenthümer des Pferds wurden mit ihm confrontirt. Endlich ward der Beweiß gegen ihn ſo ſtark, daß er den Diebſtahl eingeſtehen mußte, zur Erlegung der aufgelaufnen Gerichtskoſten und fünfjähriger Gefängnisſtrafe condemnirt wurde.

Den Tag nach ſeiner Gefangennehmung bekam ich von ihm ein ſehr wehmüthiges Schreiben, in dem er mich, um alles was heilig iſt, bat mich ſeiner zu erbarmen, und bey dem Fürſten ein Fürwort einzulegen, daß ſein Gefängnis erleichtert würde.

Ich warf ſein Papier unwillig unter den Tiſch, und beharrete auf dem Entſchluße, den ich einmal gefaßt hatte, den folgenden Tag nach Carmin abzureiſen.

Nach Mitternacht aber erwachte ich, meine Gedanken waren ſehr lebhaft, ſo lebhaft daß ich glaubte den Gefangenen mit gefeſſelten Händen, um Barmherzigkeit flehend, vor mir zu ſehen.

Er iſt ein Menſch, dachte ich, vermuthlich ein ſchlecht erzogner, ein verirreter, Menſch. Du bitteſt Gott täglich, daß er dir die Fehler deiner Erziehung und deiner Verirrungen verzeihen ſoll, wie kann dir Gott verzeihen, wenn du nicht auch deinem Nebenmenſchen verzeiheſt?

Den folgenden Morgen entſchloß ich mich den Elenden ſelbſt zu ſprechen, um zu erfahren, in wieferne er der Gnade werth oder unwerth ſey. Deswegen gieng ich zu den Gerichts-Director, und erbat mir hierzu die Erlaubniß.

Ich werde, war ſeine Antwort, gegen zehn Uhr ſelbſt nach dem Gefängniße gehen, um daſelbſt verſchiedene Anordnungen zu machen. Wenn Sie mich da begleiten wollen, ſo ſoll es mir lieb ſeyn.

Gegen zehn Uhr begab ich mich mit ihm hin, nach der Wohnung der Thränen und Klagen, des Winſelns, des Läſterns und der Verzweiflung. Der Kerkermeiſter kam bey unſerer Ankunft uns mit einem ſchweren Bunde großer Schlüßeln entgegen, öfnete eine dicke, mit Eiſen ſtark beſchlagene, Thür an welcher wir warten mußten, bis er den Weg, den wir paſſiren ſollten, mit Wachholderbeeren durchräuchert hatte.

Nun wird ja, ſagte der Gerichts Director, der üble Geruch ſo ziemlich gedämpft ſeyn, folgen ſie mir nach!

Ich folgte ihm, und wurde nach einer dunkeln Stiege tief unter die Erde geführt. Ein kalter Schauer überfiel mich, und ich fragte ängſtlich: Mein lieber Herr, ſitzen denn die Gefangnen unter der Erde?

G. Ey freylich!

J. Die armen Leute! ich dächte da müßten ſie alle krank werden.

G. Das werden ſie auch. Wer kann es aber ändern, es ſind halt Gefangene!

J. Das iſt wahr. Ich glaube auch gern daß ſie das Gefängniß verdient haben. Aber es ſind doch Menſchen liebſter Herr Gerichts-Director, ſind doch Gottes Kinder, folglich immer noch unſere Brüder. Iſts wohl recht daß ein Bruder den andern ſo hart behandelt?

G. O ſchweigen Sie ja, mein Lieber, ſehen Sie erſt die Elenden ſelbſt, hernach laſſen Sie uns über dieß Pünctchen ein Bischen ſprechen.

Der Kerkermeiſter öfnete itzo die Thür des einen Gefängniſſes, und meine Neugier, die daſelbſt verſchloßnen zu ſehen, war ſo groß, daß ich ſogleich hineindringen wollte. Der Gerichtsdirector hielt mich aber zurück und ſagte, ich könnte vor Ekel des Todes ſeyn, wenn ich eher hinein gehen wollte, als das Gefängnis durchräuchert wäre. Ich empfand ſogleich, wie nöthig und wohlgemeynt dieſe Warnung geweſen ſey, denn ob ich gleich einige Schritte von der Thür zurück getreten war, ſo zog mir doch ein ſo abſcheulicher Geſtank entgegen, daß er eine Anwandlung von Erbrechen erregte.

Nach etlichen Minuten giengen wir hinein. Der Kerkermeiſter ſtund vor uns, hielt eine Pfanne mit Kohlen, warf eine Hand voll Wachholderbeeren nach der andern darauf, und machte einen Dampf, daß man hätte erſticken mögen. Dem ohnerachtet aber war er nicht vermögend, den entſezlichen Geſtank ganz zu unterdrücken, von dem dieſe ſchreckliche Höle durchdrungen war. Ich hatte nicht nöthig mich nach der Quelle dieſes abſcheulichen Geruchs zu erkundigen. Sie fiel mir von ſelbſt in die Augen. Zehn Menſchen ſaſen hier Tag und Nacht verſchloſſen, allen ihren Ausdünſtungen war der Ausgang verſperrt, die kleinen dunkeln Fenſter, die ſich an der Decke des Gefängniſſes befanden, konnten nicht geöffnet werden, und waren mit eiſernen Stäben ſtark verwahrt, an den Mauern floß der Brodem tropfenweiſe herab und, es iſt ekelhaft, aber ich muß es doch ſchreiben, wenn das ſchreckliche Gemählde vollſtändig werden ſoll — in einem Winkel ſtand das Gefäß, deſſen ſie ſich zur Erleichterung des Körpers bedienten. Der Anblick der Elenden, die dieſe Höle bewohnten, war beynahe ſo grauerlich, als die Atmosphäre, in der ſie wandelten, abſcheulich war. Ihre Augen waren verfallen, ihr Blick war gräßlich, ihre Farbe bleich und todengelb, das Geſicht aufgedunſet und die Füße geſchwollen.

Sobald wir herein traten, ſahen ſie uns ſchüchtern an, dann ließen ſie den Kopf ſinken und ſezten ihre Arbeiten fort, welche darinne beſtunden, daß ſie Marmor ſägeten.

Ich wurde ſo wehmüthig, daß ich mich wirklich wegwenden mußte, um meine Thränen zu verbergen Menſchen, ſeine Brüder, ſo ganz elend zu ſehen, mit unermeßlichen Kräften vom Schöpfer beſchenkt angekettet und zu einer Arbeit verdammt, die eine gedankenloſe Maſchine verrichten kann, mit Sinnen für alle Freuden der Natur begabt, hinabgeſtoßen in den grauenvolleſten Aufenthalt, wo ſelbſt der Hund leiden würde, und beraubt des milden Sonnenlichts, deſſen der Wurm und der geringſte Käfer ſich freuet — ſo ein Anblick nun der verdient doch warlich Thränen. Mag es doch ſeyn, daß ſie kein beſſeres Schickſal zu verdienen ſcheinen. Was iſt die erſte Urſache ihrer Laſterhaftigkeit? Wüßten wir dieſe — ich glaube wir würden auch den größten Verbrecher nicht haſſen können, ſondern ſeinen Fall beweinen, ſo wie Jeſus weinte, wenn er die Bosheiten ſeiner Nation überſahe.

Mein Begleiter entdeckte meine Thränen, faßte mich bey der Hand, und bat mich, weg zu gehen, weil ich nicht dazu ſchiene gemacht zu ſeyn, Gefängniſſe zu beſuchen. Da ich ihm aber ſagte, daß ich gern den Pferdedieb ſprechen möchte, ſo rief er ihm zu: Melchior! Da iſt ein Herr, der euch ſprechen will!

Melchior verſuchte es einigemal mich anzuſehen, das Gewiſſen ließ es aber nicht zu, und zog immer ſeinen Blick gegen die Erde nieder. Ach das Gott erbarme, ſagte er, ich glaube Sie bemühen ſich ſelbſt daher.

J. Ich wollte doch ſelbſt ſehen wie ihr euch befändet.

M. Von Herzen ſchlecht lieber Herr, ſehen Sie nur das Loch, in das ſie mich geſteckt haben.

J. Es iſt freylich ein trauriger Auffenthalt, aber ihr habt ihn ja verdient. Bedenkt doch ihr ſtört ja die öffentliche Sicherheit, und habt es alſo ſelbſt nothwendig gemacht, daß man euch einſperren muß.

M. Du lieber Gott, wir ſind ja alle arme Sünder, ich habe ein Pferd geſtohlen, das iſt wahr, aber es iſt ja doch nur ein Vieh. Ich dächte es wäre doch zu hart um eines Viehs willen einen Chriſtenmenſchen ſo hart zu halten.

J. Ey um des Viehes willen werdet ihr nicht geſtraft, ſondern um der Menſchen willen, die ihr beraubt habt.

M. Und wenn auch. Es leben ſo viele vornehme Leute in der Welt, die andere um tauſend und mehrere Thaler gebracht haben, da kräht kein Hahn darüber. Da ich aber das Pferd weggeritten habe, das aufs höchſte vier Piſtolets werth war, da muß ich büſen. Du lieber barmherziger Gott!

Gerichts-D. Ihr ſeyd ein harter verſtockter Menſch, Melchior, daß ihr eure Bosheit und Verbrechen noch ſo zu entſchuldigen ſucht. Und wenn andere noch zehn mal gröſſere Böſewichter wären, ſo entſchuldigt dieß doch eure böſe That im Geringſten nicht.

M. Vergeb Sie es der liebe Gott, daß Sie mich ſo hart anlaſſen, ich bin immer ein frommer und chriſtlicher Menſch geweſen, habe alle Morgen gebetet und geſungen.

G. Ey das macht die Frömmigkeit noch nicht aus.

M. Und habe keine Kirche verſäumt.

G. Gut, Gut, das übrige weis ich ſchon, und ſeyd fleiſſig zur Beichte und zum Abendmahle gegangen.

M. Alle Vierteljahre lieber Herr. Und bin ſo ein eifriger evangelicher Chriſt — vor etlichen Jahren diente ich unter den Crolauern, da hat mir der Feldpater die beſten Wörterchen gegeben, daß ich Katholiſch werden ſollte, verſprach mir die Feldwebelſtelle, ich thats aber durchaus nicht, und dachte: lieber ein Stückchen Salz und Brod mit gutem Gewiſſen, als große Ehre mit böſem Gewiſſen. Gott verſchworen ewig verlohren.

G. (Zu mir) Kommen Sie, das iſt ein verruchter Böſewicht, der keines Mitleids werth iſt. Wer böſes thut, der iſt ein böſer Menſch, wer aber böſes thut, und ſich noch dazu für einen eifrigen Chriſten hält, alle ſeine Schelmenſtreiche zu entſchuldigen weis, das iſt ein eingefleiſchter Teufel. Wenn wir uns noch länger aufhalten, ſo wird uns der Kerl noch aus bibliſchen Geſchichten und Stellen zu beweiſen ſuchen, daß ſein Diebſtahl eine löbliche That ſey.

M. Um tauſend Gottes Willen, Herr Gerichtsdirector, Sie werden doch nicht ſo mit mir reden?

G. Ich will gar nichts mehr mit euch reden.

M. Und Herr von Carlsberg, Sie haben mich eben ins Unglück gebracht, und wollen ſich meiner nicht annehmen?

J. Eines ſo böſen Menſchen nehme ich mich nicht an.

Fortſetzung.

Wir giengen fort, und kamen zu einem andern Gefängniſſe, welches mit eben der Fürſicht wie das vorige geöffnet wurde.

Es war eben ſo fürchterlich, eben ſo ekelhaft und parfümirt, wie jenes, nur daß es mit Weibspersonen beſetzt war, die noch weit mehr geſchwollen und ungeſund waren, als die Mannsperſonen. Vermuthlich deswegen, weil ſie noch weniger Bewegung hatten, indem alle ihre Geſchäfte in Wollenſpinnen beſtunden.

Nu was wirds denn Herr Gerichtsdirector? fragte die eine, komme ich denn nicht bald aus dem Hundeloche?

G. Seyd nur ruhig! die Umſtände können ſich bald ändern.

W. Das iſt die ewige Leyer, die habe ich zwey Jahre hören müſſen. Und kurz und gut, ich habe es ſatt das Leben, ich beſtehe nun abſolut darauf, es ſoll und muß anders werden. Ich werde der Sache ein Loch machen. Es koſtet mich einen Brief an den Kaiſer, wiſſen Sie es? ja warten Sie nur, wenn Sie mir nicht gutwillig helfen wollen, ſo ſollen ganz andere Anſtalten gemacht werden. In Jahr und Tag fahre ich mit Kutſche und Pferden, mit ſechs Rappen, vorne ein Kutſcher auf dem Bocke, mit einem großen Schnurrbarte, und hinten zwey Bediente mit Handebreiten Treſſen auf dem Hute. Heiſa! und hernach Herr Gerichtsdirectorchen, herunter mit dir in das Lauſeneſt, daß du es doch auch fühlſt, wie es einem Menſchen zu Muthe iſt, wenn er auf der Pritſche ſchlafen muß.

G. Das Drohen hilft nun alles nichts! liebe Frau!

W. Es ſoll aber helfen, und muß helfen wenn ganz Kolchis darüber zu Grunde und zu Boden gehen ſollte.

G. So beruhige Sie ſich doch, ich will ja Ihren Zuſtand gern lindern, ſo viel an mir iſt.

W. Ey was lindern hin, was lindern her. Ich will ganz und gar heraus aus dem Hundeloche. Schlechterdings heraus! Bin ich nicht eine ehrliche Bürgersfrau?

G. Ey das weis ich wohl.

W. Bin ich eine Hure? eine Diebin? eine Betrügerin?

G. Ganz und gar nicht. Ich habe Sie immer als eine ehrliche und rechtſchaffene Frau gekannt, die ihrem Mann treu geweſen iſt, ihre Kinder gut erzogen, und mit allen Menſchen friedlich und einig gelebt hat. Das weis ich alles wohl liebe Frau!

W. Und nun ſagen Sie mir einmal, ob Sie es wohl vor Gottes Richterſtuhle verantworten können, daß Sie mich ehrliche Frau von meinem Manne und meinen Kindern reiſſen, und ſtecken mich da in das Stinkloch, unter das Geſchmeis da — Wie wenn ich —

G. Liebe Frau begreiſe Sie ſich doch nur. Sie iſt in ihren Gedancken etwas irre, da beſorgt nun die Obrigkeit —

W. (heftig aufſchreyend) Ach Gott im Himmel erbarme Dich! Das iſt ja eben mein Unglück! Das weis ich wohl! aber in dem Loche werde ich ja gar närriſch — raſend werde ich — und wenn Sie mir nicht bald helfen —

G. Nur ruhig liebe Frau! Sie hat Recht. Ich will thun was ich kann, um Sie zu befreyen.

W. Da wird es der liebe Gott auch Ihren Kindern vergelten, wenn Sie das an mir thun.

Was war denn das? fragte ich ganz betreten, da ich vor das Gefängniß kam.

Nichts, ſagte der Gerichtsdirector trotzig.

J. Aber war denn das arme Weib wirklich unſchuldig?

G. Freylich.

J. Und warum haben Sie denn die unglückliche Perſon hierher bringen laſſen.

G. Wa! Wa! Wa!

J. Und Sie ſcheinen ſo ein vernünftiger Mann zu ſeyn.

G. Hum!

J. Das iſt mir doch wirklich unbegreiflich.

G. Was kann ich denn dazu? (in dem er mit dem Stocke heftig aufſtampfte und den Hut tief in die Augen ſetzte.)

J. Ach Gott! Was muß man für Dinge ſehen. In einer ſo cultivirten Stadt, wie Kolchis iſt, eine rechtſchaffene Perſon, die der Richter ſelbſt für unſchuldig erkennt, mitten unter Dieben, in dem abſcheuligſten Kerker zu finden.

G. Kann ich denn etwas dazu? (mit groſſer Heftigkeit.)

J. Das weiß ich nicht. Aber, lieber Mann, es ſcheint doch als wenn Sie die Perſon hierher hätten bringen laſſen.

G. Ey freylich. Die Frau iſt tiefſinnig, man muß beſorgen, daß ſie einmal das Haus anſteckt, oder ſonſt ein Unglück anrichtet. Wenn ich ſie nicht hätte einſperren laſſen, und es wäre hernach ſo etwas geſchehen, ſo würde jedermann die Schuld davon mir beygemeſſen haben. Die Frau dauert mich. Wer kann es aber ändern.

J. Eingeſperrt mußte ſie unter dieſen Umſtänden freylich werden, warum denn aber in einem ſo ungeſunden, abſcheulichen Behältniße? unter Dieben?

G. Mein lieber Herr! Sie ſind ein Fremder, gegen den man die Mängel ſeiner Stadt ſo lange als möglich verbergen muß. Und wenn ich es recht überlegt hätte, ſo hätte ich Sie gar nicht mit hierher genommen. Da es aber nun einmal geſchehen iſt, ſo will ich es Ihnen nur ſagen, wir haben keinen Ort, wo wir die Unglücklichen, die in ihrem Verſtande irre werden, hinſperren können. Dieß Haus iſt für unſere Stadt das, was für ein Gebäude der Klonkſtollen iſt. Alles was im Wege iſt, alles was einen unangenehmen Anblik verurſacht, wird da hinein geworfen, ohne daß man ſich hernach viel darum bekümmert, was daraus werde. Diebe, Huren, Meineidige, ungehorſame Kinder, Melancholiſche, alles wird hierher gebracht.

J. Auf dieſe Art verderbet wohl eins das andere noch mehr.

G. Ey das können Sie leicht denken. Wer nicht närriſch iſt, der wird es hier. Ich habe ſchon vielmal bey der Kammer Vorſtellung gethan, daß Sie doch Einſehen haben, und ein Haus und fond verſchaffen ſoll, daß die Unglücklichen, die im Kopfe ſchwach ſind, können verwahrt, verpflegt, und zu rechte gebracht werden. Da hat aber niemand Ohren dazu.

Er murmelte noch etwas für ſich, daß ich nicht verſtehen konnte, und ſtieg noch eine Stiege tiefer unter die Erde.

Wo wollen Sie hin? fragte ich ängſtlich.

G. Zu den übrigen Gefangenen.

J. Wie? Sind denn da unten auch noch Menſchen befindlich?

G. Ey freylich! Aber, lieber Freund! ich dächte, Sie blieben oben. Was wollen Sie bey den elenden Leuten thun? Mich treibt mein Beruf hier her — aber Sie? wozu wollen Sie ſich ſo vielem Eckel ausſetzen? Bleiben Sie zurück! ich bitte nochmals.

J. Es kann ja doch dort unten nicht viel ſchlimmer, als in den obern Gefängnißen ſeyn. Und — wenn man das Elend der Menſchen lindern will, ſo iſt es ja wohl unſere Schuldigkeit, daß wir es uns erſt bekannt machen. Aber, wer ſind die Verbrecher, die hier unten ſich befinden?

G. Das ſind ſolche, die das Leben verwirkt, und Gnade bekommen haben. Balzer! (zum Kerkermeiſter) habt ihr noch Wachholdern genug? Schließt da No. 5 auf, und werft 2 Hände voll Wachholdern auf die Kohlen.

Balzer ſchloß itzo mit gräßlichem Gepraſſel ſechs große Schlöſſer auf, die vor einer dicken, ſtarck verriegelten Thür lagen, machte die Thür auf, und gieng mit ſeiner Rauchpfanne voraus. Ich folgte ihm mit bebendem Schritte nach, fuhr aber bald wieder zurück, und ſchrie: um Gottes Willen, Herr Gerichtsdirector! wo führen Sie mich hin!

Habe ich es Ihnen doch geſagt, war ſeine Antwort, daß Sie zurück bleiben ſollten. Und ich bitte nochmals, bleiben Sie zurück! Warum wollen Sie ſich denn der Gefahr ausſetzen, hier Kranckheit und Tod zu holen? Es iſt ja ihr Beruf nicht.

Wirklich blieb ich zurück, lehnte mich wankend an die Mauer, der Gefängnißthür gegen über, um die Zurükkunft meines Begleiters zu erwarten. Die Neugier behielt aber doch endlich die Oberhand, und trieb mich wieder in das Allerheiligſte des Grauſens und der Verzweifiung zu gehen. Hier ſahe ich — o beſter Herr Vetter, wenn Sie ſich nicht ſtarck genug fühlen, das ſcheuslichſte Gemählde von Unmenſchlichkeit anzuſehen, das ich hier zeichne, ſo überſchlagen Sie lieber dieſe ganze Stelle. — Hier ſahe ich zwey meiner Mitmenſchen, die mit mir von einem Vater herſtammen, und mit mir gleiche Beſtimmung haben, in Eiſen geſchmiedet. Um den Hals war ein eiſerner Rincken gelegt, der an einer Kette geſchmiedet war, die durch die Mauer gieng; um den Leib war ebenfals ein ſolcher Rinken auf gleiche Art angebracht; jede Hand und jeder Fuß war in eine ähnliche Feſſel geſchlagen, und von jeder ſolchen Feſſel gieng eine beſondere Kette durch die Mauer. Die menſchliche Grauſamkeit ſchien durch dieſe teufliſchen Quaalen noch nicht geſättigt zu ſeyn, ſie hatte auch noch die Feſſeln der beyden Hände an einen eiſernen Stab geſchmiedet, und ſo verhütet, daß der Elende ſeine Hände nicht zu einander bringen konnte.

Durch dieſe barbariſche Behandlung waren dieſe Elenden ſo zu Grunde gerichtet worden, daß es ſchwer hielt, einen Zug von Menſchheit an ihnen zu finden. Das Haar ſtund empor, und lebte von Ungeziefer, das Geſichte war mit einem gräßlichen Barte bewachſen, und da, wo noch einige Blöſe war, lag die Haut unter einer dicken Hülſe von Schmutz verſteckt.

Wo ſeyd ihr her, unglücklicher Menſch fragte ich den einen Gefangenen. Er aber antwortete nicht.

Sie müſſen ſtärker reden, gnädiger Herr, ſagte Balzer, es iſt ihm vor die Ohren getreten.

B. Kilian! hört doch!

K. (mit unglaublich ſchwacher Stimme) He?

B. Der Herr da will wiſſen, wo ihr her ſeyd?

K. He?

B. Aus welchem Dorfe ihr ſeyd? Kilian! verſteht ihrs denn nicht?

K. Sonnabend.

B. Es ſcheint als wenn auch nach und nach der Verſtand wegginge. Es wird am längſten mit ihm gewährt haben.

Mit größter Beklemmung des Herzens wendete ich mich von ihm und trat zu den Mitgenoſſen ſeines Elends, der ſeine ganze Kraft noch ſchien zuſammen zu haben, und mich mit einem ſo gräßlich wilden Blick anſahe, daß ich nicht vermögend war, ihn auszuhalten.

Wie lange ſeyd ihr hier, armer Menſch? fragte ich ihn.

G. Sechs Wochen, das Gott erbarme!

J. Ihr ſcheint viel zu leiden.

G. Das wollte ich meynen. Und Herr Gerichtsdirector ich wollte daß Sie und die

Obrigkeit, und den Fürſten alle zuſammen der T. holte, mit ihrer verfluchten Gnade! Warum haben Sie mir mein Recht nicht angethan? Warum haben Sie mir nicht laſſen den Kopf vor die Füße legen? itzo wäre es überſtanden, ich lege auf dem Rade und die Sonne ſchien durch mich weg. Wäre denn das nicht hundert tauſendmal beſſer, als daß ich hier ſo langſam crepiren muß? Denn crepiren muß ich in dem Teufelsloche doch! das ſoll nun eine Gnade ſeyn, daß man mich fünf bis ſechs Jahre martert, bis mir die Gliedmaßen abfaulen und das Fleiſch vom Leibe fällt.

G. Geduld! Geduld!

Gf. Hol ihn doch der Henker mit ſeiner Geduld! Ha ich werde nicht lange fackeln. Ich will doch noch aufs Rad kommen es mag koſten was es will.

G. Und wie wollt ihr das anfangen?

Gf. Da müßte ich ein Schafkopf ſeyn, wenn ich das ſagte. Aber die Hände über den Kopf ſollt ihr noch zu ſammen ſchlagen! denkt an mich.

J. Unglücklicher Mann, was ſagt ihr da? denkt doch daß das menſchliche Leben ſehr kurz iſt, und im Tode alle Plage aufhört, wenn man ſich dadurch hat beſſern laſſen. Glaubt ihr denn nicht, daß auch in der Ewigkeit noch Strafen ſind, in welche die verfallen, die ungebeſſert aus der Welt gehen?

Statt der Antwort knirſchte und ſchäumte er, und ſtieß ſo entſezliche Läſterungen wider Gott und Chriſtum aus, daß ich ſie Ihnen unmöglich herſchreiben kann. Meinen Begleiter und mich überfiel ein ſolches Entſezen, daß wir nicht länger bleiben konnten, ſondern uns eiligſt aus dem Gefängniſſe herausbegaben.

Schließt nun No. 6. auf! ſagte der Gerichtsdirector zu Baltzern, nachdem er No. 5. verrammelt hatte.

Er fieng an aufzuſchließen. Ich hatte aber nicht die geringſte Luſt mehr weiter zu gehen, weil ich durch die Anblicke ſolcher Unmenſchlichkeiten ſchon ſo niedergebeugt war, daß ich mich für zu ſchwach hielt, neue ſchreckliche Anblicke auszuhalten. Deswegen wankte ich nach der Stiege zu, lehnte mich an, und wollte da, des Gerichtsdirectors Zurückkunft erwarten.

Aber ein ſtarker Schrey, den der Kerkermeiſter that, brachte mich auf einmal wieder auf die Füße.

Erſchrocken ſprang ich bey und fragte: Was giebts?

Je kann man es wohl toller denken antwortete der Kerkermeiſter, da hat ſich meiner Seele der Kerl gehenkt!

Abermal ein lieblicher Anblick! wirklich hatte der Elende, wer weis mit wie vieler Mühe und Anſtrengung, es möglich gemacht, eine Kette um ſeinen Hals zu ſchlingen, und ſich ſo zu erdroſſeln.

Der Gerichts-Director ſtund eine zeitlang ſtumm und unbeweglich da, dann befahl er, daß das Cadaver losgeſchloſſen würde.

Iſt er auch wirklich tod? Fragte er.

Ach da iſt kein Leben mehr, ſagte Balzer, er iſt raſſel hart.

Nun ſo geht hin und beſtellt den Schinder, daß er ihn dieſen Nachmittag abholt, und unter den Galgen begräbe.

Der Kerl hat wohl gethan, murmelte der Gerichts-Director, indem wir fortgiengen, daß er es ſo gemacht hat. Ich wollte das jene beyde ihm bald nach folgten, ſo wären ſie ihre Quaal, ich meinen Verdruß, und das Publikum die Unkoſten los.

So murmelte er. Wir giengen hernach weiter, jeder ſahe ſtarr vor ſich hin, ohne ein Wort zu reden. Erſt am Ende des Markts fragte der Gerichts-Director: iſts gefällig dieſen Mittag einen Löffel voll Suppe mit mir zu ſpeiſen?

Vermuthlich war dieß nur ein Compliment, da ich aber ſo ſehr betäubt war, daß ich das hierher gehörige Gegencompliment nicht finden konnte, ſo ſagte ich, ohne etwas dabey zu denken: Wenn Sie erlauben.

So will ich nur bitten, fuhr er fort, daß Sie erſt wieder in den Gaſthof gehen, und ſich ein wenig umkleiden. Denn Ihre und meine Kleider ſind von dem modrigen Geſtanke, der in dem Gefängniß herrſcht, ſo durchdrungen, daß man uns ſechs Schritte weit riecht. Sie empfinden nichts mehr davon, weil Sie die Naſe voll haben. Hengen Sie Ihre Kleider nur fein an die Luft, damit die darauf klebenden Ausdünſtungen bald weggewehet werden. Ich mache es eben ſo, und habe meine beſondere Kleidung, die ſie hier an mir ſehen, die zur Beſuchung der Gefangnen beſtimmt iſt. Ich nenne ſie nur den Peſtilenz Habit! kommen Sie bald! ich pflege zwölf Uhr zu ſpeiſen.

Noch gar vieles habe ich Ihnen zu ſchreiben, liebſter Herr Vetter! weil aber mein Brief ohnedieß ſchon ſo weitläuftig geworden iſt, ſo muß ich das Uebrige bis zum nächſten Briefe verſparen. Stets bin ich

Ihr

treuer

Carl.

Funfzehnter Brief.

Der Kaufmann Kolbert an Carln.

Grünau den 5. Jenner

Hochwohlgebohrner Herr!

Gnädiger Herr!

Es iſt mir ein fataler Streich paſſiret Herr von Carlsberg. Ich habe als ehrlicher Mann mit meinen Creditoren contrahirt, und ihnen verſprochen, daß ich alles von Heller zu Pfennig ab-

abzahlen will, in gewiſſen Terminen, wenn Sie mir nur Zeit lieſſen mein Waarenlager zu verkaufen, und meine ausſtehenden Schulden einzutreiben. Das haben Sie mir auch zugeſtanden. Ich habe auch mit dem Herrn von Melnich, der bey mir mit 3000 Rthlr. in Reſten iſt, den Accord geſchloſſen, daß ich ſein Debet ſtreichen, und ihm noch 6000 Rthlr. darauf zahlen wollte, und daß er mir dagegen ſein Landgütgen abtreten ſollte, daß ich da als ehrlicher Mann mein Leben in Ruhe beſchließen könnte.

Das würde nun alles recht gut gegangen ſeyn, da mein actives Vermögen die paſſiva noch immer weit überſteigt, und ich auch bey dieſer Gelegenheit zu meinen 3000 Thlr. gekommen wäre, die ich beynahe verlohren gab.

Aber da hören ſie nur wie es mir geht. Da ich mein Waarenlager größten Theils verſilbert habe, und den Kaufbrief über das Gut ausfertigen laſſen will, macht man mir bey der Regierung die Einwendung, daß ein Kaufmann kein Landgut kaufen dürfe.

Wer will es mir denn wehren, antwortete ich, wenn ich Geld habe, es zu bezahlen, und der Beſitzer des Guts, mir es überlaſſen will?

Wir haben eine Landesherrliche Verordnung ſagte der Präſident, welche dem Adel den ausſchließenden Beſitz der Landgüter zuerkennt, und ein für allemal den Ausſpruch thut, daß den Kaufleuten nicht erlaubt ſeyn ſolle, Landgüter an ſich zu kaufen.

Dieſe Verordnung möchte ich doch ſehen, ſagte ich, und der Präſident las ſie mir vor.

J. Wenn das Ding ſo iſt, Herr Präſident, wer will denn das Vaterland noch lieb haben?

P. Wie ſo?

J. Wie kann mann denn ein Land lieb haben, wo man als Fremdling behandelt wird? wo man keine Erlaubniß hat ſich anzukaufen?

P. Ey wer wehrt Ihnen denn ſich anzukaufen? Das Land iſt ja groß genug, es giebt ja ſchoßbare Aecker genug, deren Ankauf Ihnen unverwehret iſt. Gehen Sie doch nach Perlewitz, da ſtehen über 600 Aecker ſub haſta, da können Sie ja kaufen, ſo viel Sie wollen. Ich habe ſelbſt bey einem meiner Debitoren Imiſſion thun laſſen. Vielleicht wäre da etwas für Sie zu thun. Er hat ein recht ſchönes Haus, Scheuer, Stallung, Gärten, vortrefliche Wieſen, und Aecker von der beſten Lage.

J. Alſo ſoll uns Kaufleuten nur erlaubt ſeyn, Güter zu beſitzen, die mit Steuern, Geſchoſſen, Erbzinſen, Frohnen und andern Oneribus belaſtet ſind, und die beſten Grundſtücke, mit welchen Jagd, Fiſcherey, Braugerechtigkeit, und andere Freyheiten und Gerechtſame verknüpft ſind, ſollen dem Adel gehören?

P. Und das von Rechts wegen.

J. Wenn alſo die Vormünder des zweyjährigen Junckers von Brünlow, das Gut für ihn kaufen wollten, die hätten wohl dazu Erlaubniß.

P. Ey freylich, der iſt ja von guter Familie.

J. Das iſt doch ſonderbar. Wer als ehrlicher Mann in der Welt arbeitet, und ſichs ſauer werden läßt, einen Groſchen Geld zu verdienen, der ſoll keinen Theil an den Landgütern haben. Wer aber das Geld erbt, wenn er auch —

P. Wiſſen Sie was Herr Kolbert, gehn Sie auf ihr Comtoir, und laſſen ſich um die Geſetzgebung ganz unbekümmert. Aus dem Ankaufe des Guts wird doch nichts weil die landesherrliche Verordnung dagegen iſt.

J. Da müßte ich mir es halt gefallen laſſen.

P. Da thun Sie auch wohl dran.

So ſtehen die Sachen, lieber Herr von Carlsberg. Was ſoll ich nun thun? Wenn ich das Gut nicht bekomme, ſo kriege ich keine Bezahlung, und der Herr von Melnich iſt auch übel dran, weil der hieſige Adel durch den letztern Krieg ſo ruinirt iſt, daß kein adelicher da iſt, der eine ſolche Summe Geld abmüßigen könnte.

Ich wollte Sie alſo bitten, Herr von Carlsberg, thun Sie mir doch die Gefälligkeit, und kaufen das Gut auf Ihren Namen, und ſtellen mir einen Revers aus, daß es mir zugehöre.

Ich handle freylich lieber offen und gerade, und bin gar kein Freund von Ränken und Intriguen, aber vor dießmal will es ſich nicht anders thun laſſen, als daß ich ein bischen von dem geraden Wege abgehe.

Ich dächte übrigens daß es gar wohl angienge. Es iſt ja auch ein Landesherrlicher Befehl da, daß kein Reformirter in unſerm Lande ſich ankaufen ſoll. Und doch kaufen die Reformirten ein Haus und Garten nach dem andern, bezahlen und beſitzen es, nur mit der Vorſicht daß ein Lutheraner ſeinen Namen zum Kaufe hergeben muß.

Mir kömmt es ja freylich ſo vor, als wenn durch ſolche Verordnungen der ehrliche Mann gedrückt und zu Cabalen und Intriguen verleitet würde, wer kann es aber ändern!

Erzeigen Sie mir dieſe Gefälligkeit, lieber Herr von Carlsberg, ich will Ihnen gern bey jeder andern Gelegenheit wieder gefällig ſeyn, und meine Dienſtſchaft beweiſen. Der ich verharre,

Ew.

ergebenſter Diener
Kolbert.

Sechzehnter Brief.

Zelnik an Carln.

Traubenberg den 7. Jenner.

Mein Theuerſter!

Bedauern Sie mich! ich bin in der ſchrecklichſten Lage die denkbar iſt. Nicht Feinde, nicht Nahrungsſorgen, nicht Widerwärtigkeiten ſind es, die mich unglücklich machen, über das alles dächte ich noch durch Klugheit, Muth und Beſtändigkeit, triumphiren zu können. Der Zerſtörer meiner Zufriedenheit bin ich ſelbſt. Mein Feind iſt bey mir, folgt mir auf mein Lager, ſtört meinen Schlaf durch ſchreckliche Träume, macht mir Vorwürfe, ſobald ich erwache. Wohin ich fliehen möchte würde ich mich ſelbſt finden und mein eigner Peiniger ſeyn.

Ach mein Beſter! ich habe die Unſchuld verführt, die heiligen Rechte der Gaſtfreyheit verlezt, und über ein Haus, wo Tugend und Zufriedenheit wohnte, Schande und Herzeleid gebracht.

Doch damit Sie mich nicht gar verabſcheuen, ſondern wenigſtens bey meinem groſſem Elende Ihr Mitleiden ſchenken, muß ich Ihnen meine ganze traurige Geſchichte erzählen.

Ich liebte, wie Sie wohl werden gemerkt haben, die ehemalige Mademoiſelle Helwing, nunmehrige Hofräthin Grimmlein, und liebte unglücklich. Wir waren über einige Punkte verſchiedener Meynung. Durch Beharrlichkeit glaubte ich ſie dahin zu bringen, daß ſie meiner Meynung beyträte; aber ich hatte mich geirrt — das Mädchen beharrete auf ſeinem Sinne, und gab ſeine Hand dem Hofrath Grimmlein. Das Herz werde ich freylich noch haben, und das macht mich deſto unruhiger.

So bald ich dieſe Nachricht erhielt, verfiel ich in eine Melancholie, die weder ich, noch meine Freunde, zerſtreuen konnten. Gleich einem Wanderer, der ſich verirrt hat, im dunkeln wandelt, die Hoffnung aufgiebt, das Ziel ſeiner Reiſe erreichen zu können, und nun jedem Scheine, jedem Irrlichte folgt, ohne ſich lange zu beſinnen ob es ihn nach Norden oder Süden führe, folgte ich jedem Winke zur

Zerſtreuung und fiel von einem Extremum auf das andere.

So reiſte ich auch nach Troppenheim, in Hofnung da Aufheiterung zu finden, aber fand ſie nicht.

In einem Anfalle von Unmuth ſetzte ich mich, ſchrieb einen Brief an die Hofräthin, und machte ihr eine Schilderung von meinem traurigen Gemüths-Zuſtande, trug den Brief nach der Poſt, und wollte wieder nach Hauſe reiſen.

Da begegnete mir ein Antiquarius. Kauft der Herr ſchöne Bücher? ſagte er, ſind alle noch neu, wohl conditionirt.

Izo nicht mein Freund, ich bin zum leſen nicht aufgelegt.

A. Auch nicht Helmers Lehrgedichte?

J. Nichts.

A. Auch nicht Kraskis Charlotte? es iſt noch ganz neu, es iſt noch nicht drinne geleſen. Schauen Sie!

So gebe er her, ſagte ich, gab ihm die zwölf Groſchen, die er foderte, und gieng nach der Poſt zu.

Hier traf ich eine Kaleſche an, die eben angeſchirrt wurde, und die, wie mich der Poſtillon verſicherte, ledig nach Carlsberg gieng.

Grund genug für mich, mich in dieſelbe zu ſetzen, und nach Carlsberg zu fahren, weil ich gewiß glaubte, daß ich in Ihrem Umgange wenigſtens einige Beruhigung finden würde.

Während der Reiſe holte ich Kraskis Charlotte bey, las ſie und — ach zog den Gift alle in mich, der in derſelben unter dem Zucker verborgen liegt. Die körperliche Wolluſt iſt in dieſem gefährlichen Buche mit ſo reizenden Farben geſchildert, die traurigen Folgen derſelben ſind ſo künſtlich verborgen, über Keuſchheit und eheliche Treue wird ſo leichtſinnig geurtheilt, alles, was man ſonſt für heilige unverletzliche Pflicht des Eheſtands hielt, ſo lächerlich gemacht, daß meine ganze Vorſtellungskraft dadurch verwirrt wurde.

Und da mich meine guten Grundſätze, die mich ſonſt leiteten, ſchon verlaſſen hatten, ſo hielt mich nichts ab, die ſchlüpfrigen Bilder auszumahlen, zu welchen in dieſen Buche die Grundzüge gegeben wurden.

Dieß hatte für mich eine ſehr gefährliche Wirkung. Die körperliche Wolluſt erſchien mir als die höchſte Glückſeligkeit des Menſchen, die Begierde erwachte, wurde heftig, und ſo unbändig, daß die ſchwachen Bemühungen, die ich anwendete, ſie zu brechen, ganz umſonſt waren.

Mit dieſer unglücklichen Stimmung kam ich auf Ihrem Landgute an, fand Sie nicht, mein guter, braver, Freund, ſtatt Ihrer fand ich vielmehr das Frauenzimmer, das Sie großmüthig unter ihren Schutz genommen haben, und deſſen Unſchuld unter Ihrem Schutze, ſo ſicher war.

Das Uebrige können Sie leicht ſelbſt errathen.

Ach ich unglüklicher Menſch was ſoll ich anfangen! Wohin mich wenden, um den Vorwürfen des Gewiſſens auszuweichen, das mich als einen Verführer der Unſchuld, und einen Zerſtöhrer der Zufriedenheit und Glückſeligkeit anklagt!

Was daß ſchrecklichſte iſt, ſo iſt ja das Mädchen eine Verlobte, welches ſie mir nachher geſtanden hat. Was ſoll ich thun? ſoll ich ihrem Bräutigam mein Verbrechen geſtehen, und ſo eine Leidenſchaft bey ihm erregen, die vielleicht mein und des Mädchens Untergang iſt? oder ſoll ich ſchweigen und ſo einen, vielleicht ſehr rechtſchaffnen, Mann betrügen und ſein Lebensglück in die Hände einer treuloſen legen laſſen?

Wie ſinnreich doch die Menſchen ſind, einander die Freuden zu verbittern, die der Schöpfer ſo milde über die ganze Natur ausgießt, und die Triebe, die er in uns legte, und die die Erhalter unſers Geſchlechts ſind, zu vergiften und ſie in Quellen des Grams und der Verzweiflung zu verwandeln.

Auf der einen Seite iſt alles geſchäftig, dieſe wohlthätigen Triebe, die vielleicht nicht eher erwachen würden, bis es die Umſtände erlauben, ſie zu befriedigen, durch Wolluſt athmende Gemählde, ſchlüpfrige Gedichte, Romane und Erzählungen, vor der Zeit zu erwecken, ihnen eine unnatürliche Stärke zu geben, und den Zaum zu zernagen, der ſie noch im Zügel halten könnte; auf der andern Seite arbeitet man eben ſo ſinnreich den Eheſtand zu erſchweren, und die erlaubte Befriedigung dieſer Triebe unmöglich zu machen. In eben dem Verhältniſſe, in dem die Regungen zur Wolluſt ſich in der bürgerlichen Geſellſchaft vermehren, wächſt auch die Unmöglichkeit ſich zu verheyrathen! Wer vermag alle das Herzeleid zu berühren, das durch eine einzige ſolche Schrift, wie Kraskis Charlotte iſt, in die Welt gebracht wird! und wie ſehr muß ein Schriftſteller geſunken ſeyn, der ſo ein Buch ſchreiben kann! Doch vielleicht denken ſolche Schriftſteller, die an ihrem Schreibepulte alle ihre wollüſtigen Vorſtellungen in ihre Schriften übertragen, nicht an die ſchädlichen Wirkungen, die ſie für die Welt haben. Hätte Herr Kraski voraus gewußt, daß er die Glückſeligkeit nur von drey Perſonen, (und ihrer ſind vielleicht hundert, die mit mir ähnliches Schickſal haben) durch ſeine Charlotte zu Grunde richten würde, ſo traue ich ihm doch, ſo viel Rechtſchaffenheit zu, daß er ſie würde ungeſchrieben gelaſſen haben.

Ich habe es daher für meine Pflicht gehalten, ihm den Brief zu ſchreiben, den ich hier beygeſchlagen habe.

Und nun mein Beſter! Schreiben Sie mir doch ja, ſobald Sie meinen Brief erhalten haben! Bemühen Sie ſich doch von dem Herrn von Raus, dem Verlobten meiner Entehrten, genaue Kundſchaft einzuziehen, und ſeine gegenwärtige Geſinnung gegen ſein Mädchen zu erfahren. Möchte er doch ein recht treuloſer, ehrenvergeßner Mann ſeyn! dieß wäre das einzige, was mein verwundetes Gewiſſen wieder in etwas heilen, und mich in den Stand ſetzen könnte, der Entehrten, wegen des zugefügten Unrechts, Genugthuung zu geben.

Ich bin von ganzen Herzen

Ihr

aufrichtigſt ergebner

Zelnick.

Siebenzehnter Brief.

Zelnick an Herrn Kraski.

Traubenberg, d. 7. Jenner.

Mein theuerſter Herr!

Ich habe Ihre Charlotte geleſen, und den muntern Witz, die ſchalkhafte Laune, und die treffenden Schilderungen von den Verirrungen des menſchlichen Herzens, die durch das ganze Buch ſichtbar ſind bewundern müſſen. Wiſſen Sie aber wohl was die Wirkung von meinem Leſen war? ein wollüſtiger Wahnſinn, der in wenigen Stunden ſo heftig wurde, daß er die Stimme der Vernunft und des Gewiſſens erſtickte, und mich verleitete, mit eben der Wuth ein unſchuldiges Mädchen anzufallen, mit welcher der hungrige Tiger das Lamm anfällt und würgt. Das Mädchen iſt verlobt, und ich habe alſo in der Narrheit ein Verbrechen begangen, das die Zufriedenheit von dreyen Perſonen, vermuthlich auf ihre ganze Lebenszeit, geſtöhrt hat.

Mein Schickſal iſt ohne Zweifel das Schickſal von hunderten ihrer Leſer. Denn wenn mir ſo etwas begegnen konnte, der ich doch ſonſt einen ziemlich feſten Charakter habe, was wird aus denen werden, die weniger Feſtigkeit und einen gröſſern Hang zur Wolluſt haben! Sollten Sie alle die Thränen, den Gram, das Händeringen ſehen, daß ihr Buch bey denen angerichtet hat, die durch daſſelbe vergiftet worden — glauben Sie wohl, daß Sie den Anblik würden aushalten können.

Haben Sie dieß wohl bedacht, da Sie Ihre Charlotte ſchrieben? unmöglich kann ich Ihnen ſo einen Frevel zutrauen. Sie wären ja auf dieſe Art boshafter als ein Weinverfälſcher, der durch ſüßen Gift ſeinen verdorbenen Weinen einen angenehmen Geſchmack zu geben ſucht, und ſo im Stillen ſeine Mitbürger langſam tödtet. Ich habe vielmehr das Zutrauen zu ihnen, daß Muthwille ihre Feder geleitet hat, der nicht ſo wohl das Verderben, als die Unterhaltung, ſeiner Mitbürger zur Abſicht hatte.

Ja ich traue Ihnen noch mehr zu, daß Sie, wenn Sie die traurigen Wirkungen, die ihr Buch hervorbringt, ſich vorſtellen, künftig mit mehrerer Behutſamkeit ſchreiben werden.

Die Triebe der beyden Geſchlechter gegen einander ſind ja ohne dieß ſtark genug, und bedürfen keiner Anfachung. Da unſere bürgerliche Verfaſſung uns aus dem Stande der Natur herausgehoben und in ſolche Lage geſezt hat, wo die wenigſte Gelegenheit haben ihre Neigung zum andern Geſchlecht auf eine erlaubte und unſchädliche Art zu befriedigen: ſo iſt die Pflicht des Menſchenfreundes alles zu entfernen, was zur Erweckung dieſes Triebes bey ſeinen Mitbürgern beytragen könne, und vielmehr die Reizungen der Wolluſt, ſo lange als möglich, ihnen zu verbergen, als auszumahlen. Wer das Gegentheil thut, und, ſo wie Sie, die Wolluſt mit allen ihren Reizungen darſtellt, ſie durch Erdichtungen vergrößert, und die traurigen Folgen, die ſie für die menſchliche Zufriedenheit hat, liſtig verbirgt, der erregt Begierden, denen die Befriedigung verſagt iſt, erhöhet ſie zu Leidenſchaften, und giebt ihnen eine ſolche unnatürliche Stärke, die weder durch Religion noch Geſetze kann gemäßigt werden, und allenthalben Misvergnügen und Gram verbreitet.

Bedenken Sie das wohl mein lieber Herr Kraski. Man hat mir geſagt, Sie wären ein ſehr menſchenfreundlicher Mann, thäten den Armen Gutes, tröſteten die Wittwen und unterſtützten die Waiſen. Wie reimt ſich nun dieſe Menſchenliebe mit ihrer üppigen Schreibart? glauben Sie, daß Sie wohl im Stande ſind, mit aller ihrer Milde, ihr ganzes Leben hindurch, ſo vielen Perſonen zu ihrer Zufriedenheit helfen, als ſie durch ſo ein einziges Buch unglücklich machen?

Ich bitte meine Errinnerung wohl aufzunehmen. Sie kam aus gutem Herzen.

Ich bin

Ihr

unbekannter Freund

Z.

Achtzehnter Brief.

Carl, an den Oberſten von Brav.

Carmin d. 8. Jenner.

Geſtern Abend bin ich endlich hier angekommen. Ehe ich aber Ihnen, liebſter Herr

Vetter, von hier etwas ſchreiben kann, muß ich Ihnen doch noch etwas von Kolchis melden.

Der Gerichtsdirector hatte mich, wie ich Ihnen in meinem letzten Briefe ſchrieb, zu Tiſche gebeten. Da ich zu ihm kam, traf ich ein Frauenzimmer bey ihm an, daß ich, wegen ſeiner blühenden Farbe und ſeiner jugendlichen Kleidung, auf achtzehn bis zwanzig Jahr ſchätzte.

Das iſt wohl, fragte ich, ſobald ſie ſich entfernt hatte, Ihre Mademoiſelle Tochter?

Meine Tochter? antwortete er lächelnd, es iſt meine Frau.

J. Ihre Frau Liebſte? und iſt noch ſo jung?

G. Wie alt ſchätzen Sie ſie denn?

J. Doch nicht höher als zwanzig Jahr.

G. Setzen Sie noch zwanzig dazu!

J. Sie ſcherzen. Eine Frau von vierzig Jahren, mit ſo einer blühenden Farbe?

G. Sie denken vielleicht die Farbe, die Sie in meiner Frau ihrem Geſichte ſehen, wäre ihre eigne Farbe? Es iſt Schminke.

J. Schminke? So —

G. Das befremdet Sie?

J. Ich weis ſelbſt nicht, was ich dazu ſagen ſoll. Ihre Frau Liebſte hat vermuthlich ihre guten Urſachen dazu.

G. Keine andere weiter, als die Mode. Wir Kolchiſer haben nun einmal die Mode ſo, daß wir nichts laſſen wie es uns die liebe Natur giebt. Den Pferden hauen wir die Schweiſe ab, die Nachtigallen ſperren wir in Käfiche ein, die Bäume ſchneiden wir zu Kugeln und zu Pyramiden, und, weil nun das Weib in der ſichtbaren Welt ohne Zweifel das Schönſte iſt, ſo iſt die Mode auch am ſinnreichſten geweſen, ihre ganze Kunſt an dem Weibe zu beweiſen. An meiner Frau hat die Mode ein Meiſterſtück gemacht, und iſt ſo glücklich geweſen, die Natur gänzlich zu verdrengen. So wie die Conchylien, die lange in der Erde liegen, ſich nach und nach verzehren, und in die Steinmaſſe verwandeln, die ihnen am nächſten liegt, ſo iſt meine Frau, ſo wie ſie aus den Händen der Natur kam, nach und nach verſchwunden, und iſt durch die Mode umgebildet worden.

J. Wie verſtehen Sie das?

G. Wie ich das verſtehe? das will ich Ihnen gleich ſagen. Die Natur machte mein Frau vier Fuß hoch, die Mode ſetzte noch, mit Hülfe der Friſur und der hohen Abſätze, einen Schuh dazu. Die Natur ließ ihre Haare wachſen, die Mode friſirte ſie weg, und ſetzte ihr falſches Haar an; die Natur gab ihr ein recht ſchönes kaſtanien braunes Haar, die Mode färbte es weis; die Natur gab ihr das Vermögen ihre Geſichtsfarbe zu verändern, und ich errinnere mich noch mit vielem Vergnügen an die Wolluſt, die ich ſonſt empfand, wenn ich die anmuthigſte Röthe, ſich über ihre Wangen verbreiten ſahe, ſo oft ich ihr eine kleine Schmeicheley ſagte, die Mode hat ihr dieß Vermögen geraubt, man mag ſie ſchimpfen oder ihr ſchmeicheln, oder Zweydeutigkeiten vorſagen, ſie wird ihre Farbe nie verändern. Die Natur gab meiner Frau Milch in die Brüſte, die Mode hat ſie vertrieben; die Natur bildete meine Frau ſchlank, wie eine Fichte, die Mode hat ihr die Geſtalt eines Lateiniſchen S gegeben; die Natur verſahe ſie mit Hüften, die gegen den Bau des Körpers ein ſehr richtiges Verhältniß hatten, die Mode hat Poſchen dran geſetzt, und ihr ſo ein Anſehen gegeben, daß man ſie vor alles andre eher, als vor eine menſchliche Figur halten ſollte. Die Natur gab ihr einen geſunden niedlichen Fuß, die Mode beſetzte ihn mit Hüneraugen; die Natur umgab ſie mit einer Atmosphäre, die für mich ſo vielen Reitz hatte, daß ich immer zu ihr hingezogen wurde, wie wenn ſie magnetiſch wäre, die Mode hat einen Dunſtkreis von Lavendelgeruch um ſie gegoſſen, der ihre natürliche Atmosphäre verſchlungen hat.

J. Haben Sie Kinder?

G. Die Natur gab mir welche, die Mode hat ſie mir wieder genommen.

J. Wie war denn das möglich?

G. Die Natur hatte meiner Frau einen Körper gegeben, der zum Kinderzeugen ſehr geſchickt war, die Mode hat ihn aber ſo zuſammen geſchnürt, daß kein Kind mehr darinne Platz hatte, wenn alſo die Kinder zur Welt kamen, ſo waren ſie ſchwächlich, die Mutter hatte keine Nahrung in den Brüſten, und da ich dem einen eine Amme hielt, ſo bekam es von ihr eine veneriſche Krankheit. Itzo ſind ſie alle todt.

J. Das iſt ja entſetzlich! auf dieſe Art ſcheinen Sie eine ſehr misvergnügte Ehe zu führen.

G. Ich führe gar keine Ehe mehr. Meine liebe Frau, die mir die Natur gab, liebte ich ſehr zärtlich, die Mode hat ſie mir ausgetauſcht. Und nun kommt es mir vor, als wenn ich ihr untreu würde, wenn ich einer andern, die mir die Mode an ihrer Statt ins Bette gelegt hat, mein Herz ſchenken wollte.

Wir wurden itzo zu Tiſche gerufen, fanden ein klein Tiſchchen mit zwey Couverts beſetzt, aber keine Frau von Hauſe.

Ihre Frau Liebſte, ſagte ich, ſcheint heute nicht mit uns ſpeiſen zu wollen?

Wie Sie wohl ſehen, war ſeine Antwort, die Natur wollte, daß die Frau für den Mann leben, ihn aufheitern und ſeine häuslichen Geſchäfte beſorgen ſollte, die Mode will, daß ſie für die Geſellſchaft leben ſoll. Meine Frau ſpeiſt heute in einem Kränzchen. Tranſeat! Laſſen Sie uns von etwas anders reden. Was ſagen Sie zu unſern Gefängniſſen?

J. Mir ſchaudert die Haut wenn ich dran gedenke. Die Gefangenen ſind doch Menſchen, und gleichwohl geht man mit ihnen grauſamer als wie mit Thieren um. Strafe muß ja freylich ſeyn —

G. Ey male! male! daß Strafe ſeyn muß. Der Menſch iſt von Natur ein ſehr gutartiges Geſchöpf, das durch Vorſtellungen ſich lenken läßt. Wenn er aber freylich etliche Jahre in der bürgerlichen Geſellſchaft gelebt hat, ſo wird er oft ein ſolches Ungeheur, das mit der Peutſche und dem Gefängniſſe zu ſeiner Pflicht gebracht werden muß. Die Einrichtung unſerer bürgerlichen Geſellſchaft, muß alſo äuſerſt fehlerhaft ſeyn. Wenn ich in eine Schule komme, wo die Knaben über die Bank gezogen, und mit Schlägen auf den Hintern gezüchtiget werden, ſo ſage ich gerade zu: Hier iſt eine ſchlechte Kinderzucht. Mit eben dem Rechte kann man von einem Staate, wo noch Gefängniſſe und Leibesſtrafen, nöthig ſind ſagen: Hier ſind ſchlechte Anſtalten für die menſchliche Glückſeligkeit gemacht.

J. Aber auf dieſe Art wären ja in keinem Staate gute Anſtalten, denn man mag ja reiſen wohin man will, da trift man Gefängniſſe, auch wohl Galgen und Räder an.

G. Ja nu freylich. Gehen Sie auch nur hin wohin Sie wollen und erkundigen ſich, wie es mit den Anſtalten zur Beförderung der menſchlichen Glückſeligkeit ſtehn, ſie werden faſt durchgängig finden, daß man darum äußerſt ſorglos iſt.

J. Aber es wird doch aus manchen Ländern ſo viel von weiſen Verfügungen und Anſtalten geſchrieben.

G. Und nun geben ſie genau Achtung, was dieſe zur Abſicht haben! Ausbreitung des Handels, Vervielfältigung und Verfeinerung der Naturproducte, Vermehrung der Einkünfte und Verſtärkung der Armee. Wo ſind aber Anſtalten den Menſchen zu beſſern?

J. Davon lieſen ſich doch wohl Exempel anführen.

G. Ey freylich. Was aber der oder jener Fürſt, der oder jener Privatmann gethan hat, das iſt alles weiter nichts als etliche Tropfen Honig, die man in das Mittelländiſche Meer fallen läßt. Die Vorurtheile ſind zu tief in unſer politiſches und religiöſes Syſtem verwebt, als daß die Bemühungen einzelner, edeldenkender, Menſchen ſie davon abſondern, und viel auf das ganze wirken könnten.

J. So lange nun keine zweckmäßigen Anſtalten, die Menſchen zu beſſern da ſind —

G. So lange, wollen Sie ſagen, können wir auch die Gefängniſſe und Leibesſtrafen nicht entbehren? darinne ſtimme ich ihnen vollkommen bey. Wenn doch aber nur bey Anlegung der Gefängniße, und Behandlung der Gefangnen mehr geſunde Vernunft gebraucht würde.

J. Das ſollte freylich ſeyn. Denn in den ſchmutzigen feuchten Hölen, wohin man die Gefangenen ſperrt, müſſen ja die Unglücklichen nothwendig ihre Geſundheit verliehren.

G. Daß iſt noch das wenigſte, ſie verliehren auch das bischen moraliſche Gefühl, daß ſie noch mit in die Gefängniſſe brachten.

J. Das kommt mir auch ſo vor. Denn den Funken von Gewiſſen und Tugendliebe, den der eine mitbringt, löſchen die andern, die im Böſen noch verhärteter ſind, durch ihre Exempel und ihre frechen Reden aus.

G. Und das iſt wieder nicht das einzige. Mit unſern bürgerlichen Strafen iſt eine gewiſſe Art von Infamie verbunden, die die Unglücklichen, die ſie dulden mußten, unfähig macht, ihr Glück in der bürgerlichen Geſellſchaft weiter zu finden. Wenn ein Gefangner auf freyen Fuß geſtellt wird, ſo weicht ihm alles aus, niemand will mit ihm umgehen, niemand will ihm etwas anvertrauen, keine Familie will ſich mit ihm verbinden; dieß treibt den Unglücklichen endlich ſo weit, daß er das Gefühl für Ehre und Schande tödten, und mit frecher Stirne aller Verachtung trotz bieten muß. Iſt dieſes geſchehen, ſo iſt der Schurke, der Räuber, der Mordbrenner fertig. Glauben Sie mir lieber Herr, die mehreſten Böſewichter werden in unſern Gefängniſſen gebildet, dieſe rauben den Menſchen die Ehre, iſt dieſe verlohren ſo erſtirbt die Ehrliebe, und mit derſelben, der kleine Reſt von Tugend der noch übrig war.

J. Das wird aber doch wohl nicht abgeändert werden können.

G. Und warum denn nicht? Warum wird denn der Soldat am Leibe geſtraft, ohne daß dabey ſeine Ehre leidet? Heute kriegt er ſeine Bellerte, morgen geht er wieder in das Bierhaus, und keiner ſeiner Cammeraden trägt Bedenken, mit ihm aus einer Kanne zu trinken.

Fortſetzung.

Itzo kam der Bediente und fragte, ob das Decret, wegen des Frucht-Diebes ausgefertigt ſey.

Dort liegt es, ſagte der Gerichts-Director unwillig, auf meinem Schreibepulte.

J. Sie laſſen alſo vermuthlich wieder einen arretiren?

G. Gar nicht, ich laſſe einen Kerl, der ſeines Nachbars Fruchtboden beſtohlen hatte, wieder in Freyheit ſetzen.

J. Und darüber ſind Sie ſo unwillig?

G. Und das mit Recht, denn ich ſehe es zum voraus, daß der Kerl nun erſt ein Gaudieb werden wird. Er hat während ſeiner Gefangenſchaft ſolche Beweiſe von Tücke und Bosheit gegeben, daß ich alle Bubenſtücke ihm zutraue.

J. Und ſetzen ihn doch in Freyheit?

G. Muß ich denn nicht, lieber Herr, muß ich denn nicht? Das Urtheil hat ihm ja ſechsmonatliche Gefängnißſtrafe zuerkannt, dieſe iſt mit dem vorigen December zu Ende. Wir ſehen bey unſern Strafen nicht darauf, daß der Geſtrafte gebeſſert, ſondern nur daß er geſtraft werde.

J. Da ſcheint alſo die Regel nicht zu gelten, Sapiens non punit, quia eſt peccatum, ſed ne peccetur.

G. Ja wenn Sie unſere Juſtiz nach der

Regel prüfen wollen, ſo erſcheinet ſie in einer noch armſeligern Geſtalt. Erinnern Sie ſich noch an die Elenden, die in Eiſen geſchmiedet waren? Mit aller der Quaal, die ſie dulden müßen, wird weder für ſie noch für die Welt etwas Gutes geleiſtet. Für ſie nicht, denn ſie verzweifeln und werden Gotteslästerer, und für die Welt nicht, denn es erfähret ja niemand etwas von ihren Strafen. Wenn ſie noch öffentliche Arbeiten thun müßten, ſo könnte vielleicht ihr Anblick auf den und jenen Eindruck machen. Da ſie aber unten in der Erde verfaulen — ſo bitte ich Sie, was hat dieſes für andere warnendes und abſchreckendes? So wenig ich ein Patron der Todesſtrafen bin, ſo frage ich doch: Wäre es nicht vernünftiger und billiger, ſolche Elende öffentlich, mit einer Viertelſtündigen Angſt zu tödten, als ſie heimlich einen ſcheuslichen fünf bis zehnjährigen Tod ſterben zu laſſen?

J. Wahrhaftig ſchlechte Ehre für unſere Aufklärung! Aber die Art wie man hier die Wahnſinnigen behandelt, ſcheint mir noch ein größerer Schandfleck für ſie zu ſeyn. Dieſe haben ihr trauriges Schickſal nicht einmal verdient, und gleichwohl glaube ich, daß diejenigen, die einmal das Unglück haben in dieſen Pfuhl zu verſinken, wohl niemals wieder aus demſelben erlöſet werden.

G. Bisweilen geſchieht es doch. Wenn ſie eine zeitlang unter Dieben und Räubern ſind eingekerkert geweſen, ſo werden ſie gemeiniglich tolle. Dann werden ſie in ein anderes Behältniß gebracht, das der Tollkoben heiſt, wo man ſie an Ketten legt.

J. Gott erbarme dich! Die Unſchuldigen an Ketten?

G. Da nicht anders. Nun dem Uebel hoffe ich doch in etwas abhelfen zu können. Ich will dieſe Woche noch durch milde Beyträge ſo viel Geld zuſammen zu bringen ſuchen, daß ich für Verirrte ein beſonderes Haus erkaufen, und ihnen Verpflegung verſchaffen kann.

J. Gott ſegne Sie dafür!

G. Das iſt aber noch immer das wenigſte Wenn ich nur auch ein Mittel wüßte, die Unglücklichen, die ſich mit ihren Gedanken verirrt haben, wieder zu rechte zu bringen. Wir können Uhren repariren, ſchadhafte Häuſer wieder herſtellen, wenn aber in dem menſchlichen Gehirne etwas ſchadhaft wird, ſo hört unſere Weisheit auf. So oft ich einen ſolchen Unglückliche ſehe, und die fruchtloſen Bemühungen der Aerzte, ihn wieder herzuſtellen bemerke, ſo oft fällt mir ein: o quantum eſt, quod neſcimus!

Das Täfelchen wurde itzo abgedeckt, und Caffee aufgetragen. Zugleich trat auch ein Prediger vom Lande herein, der ſehr demüthig bat, daß doch der Gerichts-Director die Gewogenheit haben, und ſeinem Sohne ein vacant gewordnes Stipendium ertheilen möchte.

Wie viel Kinder haben Sie, lieber Herr Pfarrer? fragte der Gerichtsdirector.

Pf. Fünf lebendige Kinder mein lieber Herr Gerichtsdirector.

G. Alle noch zu Hauſe?

Pf. Ich bitte um Vergebung! die älteſte Tochter hat den Actuarius Mondheim in Carmin.

G. So gratulire ich! Es iſt doch allemal Freude für einen Vater, wenn er eines ſeiner Kinder verſorgt ſieht.

Pf. Es iſt ja ſo eine Verſorgung! Der

alte Vater wird dabey noch immer in Contribution geſetzt.

G. Wie ſo? Haben die jungen Leute nicht ihr Auskommen?

Pf. Sie könnten es ja wohl haben! mein Schwiegerſohn dient præter propter auf zwey hundert Thaler. Wie aber die heutige Welt iſt! es will halt itzo alles auf einen hohen Fuß leben. Von dem Verschen, das mir mein ſeliger Vater oft ſagte: Strecke dich nach der Decke! will heutiges Tages niemand mehr etwas wiſſen. Da gehts denn hernach ſo. Wenn ich die Decimation eingenommen, wenn ich ein Paar Schweinichen habe ſchlachten laſſen ja --- da beſucht mich immer die Frau Tochter und klagt, daß ſie kein Mehl, keinen Speck im Hauſe hätte. Was will man denn da anfangen? die Kinder kann man ja nicht Noth leiden ſehen.

G. Hum! Und die übrigen Kinder?

Pf. Meine andere Tochter, die Luiſe, habe ich verwichenen Herbſt auch ausgeſtattet. Sie hat den Rector in Kolchis bekommen. Das drückt mich noch ſehr hart.

G. Wie ſo?

Pf. Ich habe mich in Schulden ſtecken

müſſen. Für drey hundert Thaler habe ich im Laden zur Kleidung und Wäſche ausgenommen, und hundert Thaler, habe ich auf einen Wechſel aufnehmen müſſen.

G. Aber, lieber Mann, warum haben ſie denn das gethan?

Pf. Die erſte Tochter hatte ſoviel gekriegt, ſo konnte ich es ja der andern auch nicht vorenthalten. Man will ja nicht gern in der Welt zu Schanden werden.

G. Da dächte ich dürfte man nicht borgen. Denn lieber Herr Pfarrer, wenn Sie die Schulden nun nicht bezahlen könnten?

Pf. Das wolte Gott nicht!

G. Nu! und wie ſtehts mit den übrigen Kindern?

Pf. Zwey Söhne ſtudiren itzo noch in Grünau. Die haben mich ſchwer Geld gekoſtet. Ich habe ſo wahr ich vor ihnen ſitze, ſeitdem ſie in Grünau ſind, nicht mehr als einmal Fleiſch in der Woche gegeſſen, und habe mir keinen neuen Faden geſchaft, alles Geld, wie ich es eingenommen habe, habe ich zuſammen gepackt und nach Grünau geſchickt. Und nun ſchreiben ſie mir doch noch, daß ich ihnen einen Abſchieds-Wechſel ſchicken ſoll. Ich weis in meinem Leibe keinen Rath, wo ich das Geld noch alle her nehmen will.

G. Alſo kommen ſie bald zurück?

Pf. Oſtern, wills Gott! aber was iſts, wenn ſie zurück kommen? da liegen ſie ein paar Jahre wieder und zehren, und wenn ſie mit Angſt und Noth eine Condition bekommen, ſo wollen ſie wieder equippirt ſeyn, lieber Gott!

G. Und wie alt ſind die Herren Söhne?

Pf. Der eine iſt zu Lichtmeſſe drey und zwanzig Jahr geworden, und der andere wird auf Simon Judä ein und zwanzig.

G. Und Sie?

Pf. Johannis trete ich mein fünf und ſechzigſtes an.

G. So muß alſo der fünf und ſechzig jährige Vater, die zwanzig jährigen Kinder ernähren? das iſt ja die verkehrte Welt.

Pf. Es iſt ja nun einmal nicht anders.

G. Und das fünfte Kind iſt vermuthlich der Sohn, für den Sie das Stipendium verlangen?

Pf. Ja, das iſt mein Jüngſter, zu Oſtern, wills Gott, ſoll er auch nach Grünau gehen;

G. Ja, lieber Herr Pfarrer, das Stipendium, das Sie verlangen, beläuft ſich jährlich auf dreyßig Gülden. Glauben Sie wohl, daß ihr Sohn davon wird leben können?

Pf. Es iſt doch ein Zuſchuß, lieber Herr Gerichts-Director.

G. Und Sie werden wieder den Hauptzuſchuß thun müſſen?

Pf. Freylich wird es nicht anders ſeyn!

G. Armer Mann! Auf dieſe Art werden Sie ja ihres Lebens nicht froh? Ihr tägliches Geſchäfte ſcheint ja Sorge und Kummer zu ſeyn?

Pf. Das iſts auch! ich habe mannichmal ſo meine Gedanken darüber. Wenn ich mein ganzes Leben anſehe, ſo muß ich, mit dem Verfaſſer des neunzigſten Pſalms ſagen: wenn es köſtlich geweſen iſt, ſo iſt es Mühe und Arbeit geweſen. Bis in mein fünf und dreyßigſtes Jahr habe ich mich unter fremden Leuten herum ſchlagen müſſen. Nach vielen Suppliciren kriegte ich endlich eine Pfarre. Da mußte ich fünfhundert Thaler Schulden machen, um die Koſten für das Examen, die Ordination, und Inveſtitur, und meinem Anteceſſor die Melioration der Aecker zu bezahlen. Hernach wurde mir ein Mädchen mit tauſend Thalern recommendirt. Sie ſtund mir freylich nicht recht an, aber um der tauſend Thaler willen mußte ich ein Auge zu thun. Nun kamen kleine Kinder, da habe ich es an keiner Wartung und Pflege, an keinem Aufwande fehlen laſſen, und habe immer der Hofnung gelebt, daß ſie mir einmal, wenn ich alt wäre, unter die Arme greifen ſollten. Aber ich ſehe nun wohl, daß es wahr iſt: kleine Kinder kleine Sorgen! große Kinder große Sorgen! ach Gott!

G. Ich bedaure Sie von ganzen Herzen.

Pf. Und was das ſchlimmſte iſt, ſo werde ich ſeit einiger Zeit auf Gottes Wort mistrauiſch. Da ſteht doch ausdrücklich: Wie die Pfeile in der Hand eines Starken, alſo gerathen die jungen Knaben. Wohl dem, der derſelben ſeinen Köcher voll hat! die werden nicht zu Schanden, wenn ſie mit ihren Feinden handeln im Thor. Das trift ja nicht mehr ein. Wenn ich einmal zu Schanden werde, vor meinen Feinden, ſo werde ich es blos durch meine Kinder. Und gleichwohl kann ich doch von keinem ſagen, daß es ungerathen wäre.

G. Das macht lieber Herr Pfarrer, daß wir den Weg der Natur verlaſſen haben. Wenn wir immer den Weg giengen, den uns die Natur zeigt, ſo müßte jedes Kind, wenigſtens vom achtzehnten oder zwanzigſten Jahre an, ſich ſelbſt ernähren, und der alte Vater könnte denn unter ihnen und ſeinen Enkeln ſitzen, und ſich freuen, wie man ſich freuet in der Ernte. Und wenn er kraftlos würde, könnte er ſich auf ſeine Familie ſtützen. So aber, wenn ein ehrlicher Mann des Tages Laſt und Hitze getragen hat, ſo freſſen ihn ſeine Kinder auf, ſo wie es bey verſchiedenen wilden Nationen gewöhnlich iſt. Nur mit dem Unterſchiede, daß der Wilde ſeine Eltern erſt nach dem Tode, aber unſere cultivirte Jugend ihre Eltern, bey ihrem Leben auffrißt.

Pf. Aber was ſoll ich nun dabey thun?

G. Sie und ich können weiter nichts dabey thun, als daß wir alles gehen laſſen, wie es geht. Ich will Ihnen unterdeſſen beyſtehen, wie ich kann. Das verlangte Stipendium verſpreche ich Ihnen, und zu einem andern, von funfzig Gülden, das auf Michael vacant wird, mache ich Ihnen Hoffnung.

Der Pfarrer wurde dadurch ſo gerührt, daß er des Direktors Hand faßte, und ſie küſſen wollte. Dieſer aber zog ſie zurück und ſagte: keine Dankſagung lieber Herr Pfarrer, ich gebe das Geld nicht aus meinem Beutel. Mit den Stipendien, die ich zu vergeben habe, rechtſchaffener Eltern Sorgen mindern, iſt meine Schuldigkeit.

Ein Amtsgeſchäfte, das, wie er ſagte, ſeiner wartete, nöthigte ihn, uns zu entlaſſen, und wir ſchieden beyde von ihm, mit Hochachtung für die Einſichten und die edele Geſinnung, die aus allen ſeinen Geſprächen hervorleuchteten.

Die übrige Zeit meines Aufenthalts in Kolchis, wendete ich dazu an, dem armen Selbiger zu ſeiner Freyheit zu verhelfen.

Nach des Fähndrichs von Silkowitz Rath wendete ich mich an den Fürſten ſelbſt, und erhielt bey ihm mehr als ich ſuchte. Da ich die ganze Geſchichte des armen Menſchen erzählte, ſchien der Fürſt gerührt zu ſeyn, und gab

Ordre, daß man ihn ganz unentgeldlich dimittiren ſollte.

Ich dankte ihm für dieſe Gütigkeit, mit herzlicher Rührung. Aber noch weit gerührter wurde ich den folgenden Tag, da Selbiger ſelbſt in mein Quartier kam. Der gute Menſch weinte, und wollte danken, aber die Worte zur Dankſagung fehlten ihm. In meinem Leben kann ich es Ihnen nicht vergelten, ſagte er, lieber Herr von Carlsberg, was Sie an mir gethan haben.

Ich wünſche nur, ſagte ich, daß ihr mit Eurer Braut recht glücklich leben möget, dieß wird mich für die kleine Bemühung, die ich um euretwillen angewendet habe, tauſendfältig belohnen. Aber wie ſtehts mit dem Reiſegelde?

S. Das habe ich genug. Der gute Fürſt hat mir zehen Gulden auszahlen laſſen, und noch dazu die ganze Montirung geſchenckt.

I. Das hat der Fürſt gethan?

S. Ja wirklich, lieber Herr, ſehn Sie die ganze Taſche habe ich voll Viergroſchenſtücke. Ich bin auch dem Herrn ſo gut geworden, daß es mich ordentlicher weiſe dauert, daß ich aus ſeinem Dienſte gehen ſoll. Und wenn meine Lotte nicht thäte, ſo war ich ehrlich bin, ich diente ihm Zeit meines Lebens.

Ich habe ihm die Anweiſung gegeben, daß er einſtweilen auf mein Gut gehen, und mich daſelbſt erwarten ſollte, damit ich mit ihm, wegen ſeines weitern Fortkommens, Ueberlegung treffen könnte. Denn ich kann es nicht läugnen, daß ich ſelbſt gern dabey ſeyn möchte, wenn Selbiger das erſtemal wieder zu ſeiner Lotte käme.

Ich bitte Sie, unterdeſſen ſelbſt zu überlegen, wie wir wohl am beſten dieſen ehrlichen Menſchen verſorgen könnten. Von ganzen Herzen bin ich

Ihr

treuer

Carl.

Neunzehnter Brief.

Carl an den Oberſten von Brav.

Carmin den 9ten Jenner.

Beſter Herr Vetter!

Ich kam ehegeſtern mit dem Einbruche der Nacht hier an.

Da ich in dem Gaſthofe abſtieg, wo ich mein Pferd einziehen wollte, traf ich einen Trupp Leute an, die einen jungen Menſchen bedauerten, und ſagten, es ſey ewig Schade um ihn, weil er ſo gar ſchön und wohlgewachſen geweſen wäre, und noch nicht das fünf und dreißigſte Jahr zurückgelegt hätte.

Was giebt es hier? fragte ich den Hausknecht, der mir das Pferd abnahm.

H. Sie haben heute einen Soldaten erſchoßen.

J. Erſchoßen? was hatte denn der arme Menſch gethan?

H. Er hatte ſein Kind tod gemacht. Man ſollte nicht meynen, daß es möglich wäre, hatte es bey den Füßen gekriegt, und mit dem

Kopfe gegen den Ofen geſchlagen, daß das Gehirne umher geſprizt war.

J. Gott! Was höre ich! der Vater hat das Kind todgeſchlagen? Iſt denn der Menſch närriſch geweſen?

H. Das nicht. Aber was thut der Menſch nicht in der Deſperation? Der arme Teufel hatte eine Frau und drey Kinder und fünf Kreuzer Gage. Das war zum Leben zu wenig und zum Crepiren zu viel. Da iſt der arme Schelm ſeines Lebens endlich ſatt geworden und hat ſein Kind tod gemacht, damit er nur auch tod gemacht würde.

J. Sollte man meynen, daß der Menſch ſich ſo weit verirren könnte!

H. Ach das iſt bey uns nichts ſeltenes. Es vergeht faſt keine Woche, da ſich nicht ein Soldat erhängt, erſchießt, erſäuft, oder ein andres ums Leben bringt. Wir haben immer drauf gehoft, daß es Krieg, und etwas Beute geben ſollte. Aber wie die Zeitungen ſchreiben, ſo iſt nun an keinen Krieg zu denken. Nun ſind die Leute vollends deſperat. Ich will nur ſehen was es noch am Ende daraus werden ſoll.

.Verſorge er mein Pferd, ſagte ich, und führe mich zum Feldprediger Wenzel.

Das Verlangen den Mann wieder zu umarmen, dem ich meine ganze Bildung zu verdanken habe, war ſo lebhaft, daß die ſchreckliche Schilderung vom Soldatenelende, die mir dieſer Menſch gemacht hatte, ſich nicht in meine Seele eindrücken konnte. Ich ſtürzte, da ich auf meines lieben Wenzels Zimmer kam, in ſeine Arme, und fühlte die Verbindlichkeit ganz, die ich dem treuen Führer und Rathgeber meiner Jugend ſchuldig war, und er ſchien es auch ſehr lebhaft zu empfinden, was es für Freude ſey, Früchte von einer langen und mühevollen Arbeit zu ſehen.

Das erſte, wornach er ſich bey mir erkundigte, war meine Verbindung mit Henrietten. Er machte mir wenig Hoffnung, daß ich meiner Mutter Einwilligung dazu erhalten würde, und ſagte: Sie wären die einzige Perſon, die in dieſem Falle etwas für mich thun könnte. Im übrigen ſprach er von der ganzen Sache mit ſo vieler Weisheit, in ſeinem gewöhnlichen zuverſichtlichen und herzlichen Tone, daß mein Herz ganz beruhigt wurde.

Unſer Schickſal, ſagte er, iſt ja von dem guten und weiſen Regierer der Welt beſtimmt. Iſts bey dem entſchieden, daß Ihre Verbindung für Ihre und Henriettens Glückſeligkeit, und für das Wohl des Ganzen, gut iſt, ſo werden alle Hinderniſſe weichen müſſen. Die Schwierigkeiten, die der Erreichung Ihres Wunſches in den Weg gelegt werden, ſind wahre Wohlthaten. Denn Schwierigkeiten ſind weiter nichts, für einen edeldenkenden, als Spornen ſeine Kräfte zu brauchen und zu üben. Sie machen uns weiſe und ſtark, lehren uns Geduld und Mäßigung. Das menſchliche Geſchlecht würde noch auf der unterſten Stufe ſtehen, wenn es ſich nicht, ſeit ſeinem Entſtehen, durch ſo zahlloſe Schwierigkeiten hätte arbeiten müſſen, um zu ſeinen Zwecken zu kommen. Und — je größer die Schwierigkeiten waren, die man überwinden mußte, deſto ſüßer iſt auch hernach der Genuß!

Wohl mir, wenn ich vermögend wäre, die weiſen Grundſätze dieſes Mannes immer lebhaft in meiner Seele zu erhalten! Dann trauete ich mir unter allen Stürmen der Widerwärtigkeiten gelaſſen zu bleiben, und ohne Entſehen dem Untergange unſers Planeten zuzuſehen.

Nachdem er mich vollkommen beruhigt ſahe, öffnete er mir auch ſein Herz bey einem Glas Weine. Es iſt, ſagte er, bey mir eine gewiſſe Leere, die beſtändig ein heimliches Trauern unterhält. Ich fühle das Bedürfniß der Liebe, ich bin überzeugt, daß ein Menſch, der unbeweibt aus der Welt geht, einen Theil ſeiner Beſtimmung nicht erreicht. Und gleichwohl — ſo lange ich bey dem Regimente bin, kann ich, nach den Begriffen, die ich vom Frauenzimmer, Soldatenſtande, häuslicher Glückſeligkeit u. d gl. habe, mich unmöglich verheyrathen. Ich muß meine Bruſt gegen alle Eindrücke, die weibliche Vollkommenheit auf ſie macht, verſtählen, und gegen die unſchuldigſten Neigungen kämpfen, wie wenn ſie laſterhaft wären.

Er kam darauf auf ſein Verhältniß zu reden, in dem er jezo gegen den Fürſten ſtünde, verſicherte mich, daß er, ſeit jener freymüthigen Unterredung mit ihm, ſein ganzes Zutrauen erhalten habe, und zeigte mir einige Briefe, die der Fürſt eigenhändig an ihn geſchrieben hatte.

Der merkwürdigſte war der, in dem der Fürſt ihn aufforderte, einige Vorſchläge zu thun, wie ſeine Regierung ſo könnte eingerichtet werden, daß unter derſelben die Unterthanen ein höheres Maas von Glückſeligkeit genießen könnten.

Er zeigte mir hierauf die Vorſchläge, die er ihm gethan habe, und da ſie mir ſehr merkwürdig ſchienen, ſo habe ich mir die Kopie davon ausgebeten, und ſchlieſe ſie hier ſub Lit. A. bey.

Unausgeſezt bin ich

Ihr

treuer

Carl.

Lit. A.

Durchlauchtigſter Fürſt und Herr!

Das gnädige Zutrauen, das Ew. Durchl. gegen mich beweiſen, ſezt mich in nicht geringe Verlegenheit, indem ich nur zu ſehr fühle, daß mir die Kräfte und Fähigkeiten fehlen, die Sie mir zutrauen. Die ausgebreiteten Kenntniſſe

niſſe habe ich bey weiten nicht, die ein Mann beſitzen muß, der es unternimt, die innere und äußerliche Glückſeligkeit eines Staats zu gründen. Mein Geſchäfte war die moraliſche Beſſerung der Menſchen. Dieſe hat mir ſoviel Zeit und Kraft weggenommen, daß ich um andere Dinge, die darauf nicht eine unmittelbare Beziehung haben, mich wenig oder nicht bekümmern konnte.

Um unterdeſſen Ew. Durchlaucht gnädigen Befehl ſoviel zu befolgen, als meine Kräfte erlauben, ſo bin ich ſo frey Ew. Durchlaucht auf ein Uebel aufmerkſam zu machen, das wie die Peſt im Finſtern ſchleicht, Bürger gegen Bürger wafnet, gegen den Fürſten Meuterey, und gegen den Unterthan Despotismus, erregt. Das iſt — der Phariſäismus.

Was dieſer für ein ſchreckliches Uebel ſey, können Ew. Durchlaucht ſchon aus der Art ſchlieſen, wie ihn unſer Erlöſer, deſſen Lehre Ihnen gewiß heilig iſt, behandelt hat. Gegen alle Verirrungen des Verſtandes und des Herzens war er äuſerſt tolerant, und hatte beſtändig eine Gefolge von Leuten um ſich, davon der gröſſere Theil groſſe Sünder geweſen waren.

Nur wenn er gegen den Phariſäiſmus redete, verließ ihn die gewöhnliche Sanftmuth, und er behandelte ihn ohne alle Schonung. Schon hieraus können Ew. Durchlaucht ſich überzeugen, daß der Phariſäiſmus ein Uebel ſeyn müſſe, gegen den ſich die ganze Natur eines Mannes empören muß, dem die Sache Gottes und der Menſchen am Herzen liegt.

Was iſt aber der Phariſäiſmus? werden Ew. Durchlaucht fragen. Die Antwort iſt etwas ſchwer. Das Ungeheur zeigt ſich in hundert tauſenderley Geſtalten, es nimmt den Charakter jeder Nation und jedes Jahrhunderts an, wo es umher ſchleicht. Es flucht dem Eheſtande, wo man das eheloſe Leben für heilig hält, und ſpielt den guten Ehemann und Hausvater, wo des Eheſtands Würde erkannt wird. Es predigt bald Glauben, bald gute Werke, je nachdem eines davon nach dem Geſchmack ſeines Publikums iſt.

Wie ſchwer iſts alſo ein Ding zu beſchreiben, daß faſt alle Jahrzehende in einer andern Geſtalt auftritt!

Ich glaube, die beſte Beſchreibung, die davon kann gegeben werden, haben wir in den

Worten unſers Erlöſers: Ihr Heuchler! ihr verzinſet die Münze, Till und Kümmel, und laßt dahinten das ſchwerſte (das Wichtigſte) im Geſetz, die Barmherzigkeit und das Gericht, (die Gerechtigkeit) und den Glauben.

Barmherzigkeit, Gerechtigkeit und Glauben oder Vertrauen zu Gott, ſind die Hauptmerkmahle eines jeden guten Menſchen, ſind das Ziel, nach welchen uns jede, wirklich göttliche, Religion leiten muß. Verzinſen des Tills und Kümmels iſt dagegen eine Poſſe, ein wahres Nichts, das man thun kann und dabey der gröſte Schurke bleiben. Phariſäismus beſtünde alſo in der Kunſt, ſtatt Pflicht, Gerechtigkeit und Vertrauen zu Gott, ein Nichts zu ſetzen, und demſelben ein ſo ehrwürdiges Anſehen zu geben, daß man dabey die Rolle eines pflichtergebenen, gerechten und frommen Mannes ſpielen kann.

Es giebt politiſchen, philoſophiſchen, pädagogiſchen, juriſtiſchen, mediciniſchen, und religiöſen Phariſäismus. Ich ſchräncke mich blos auf den letztern ein, weil ich über dieſen am mehreſten nachgedacht habe. Der Religiöſe Phariſäismus macht dem Publikum allerley Poſſenwerk vor, bemüht ſich es zu überzeugen, daß dieß das weſentliche der Religion ſey, erwirbt ſich dadurch bald den Ruhm des Religionseifers und der Heiligkeit, und verübt unter dieſer Maſke die größten Bubenſtücke.

Da unſer Erlöſer die Welt belehrte, gieng der Phariſäismus in Judäa herum, in einer Kleidung, die einen gewiſſen beſtimmten Schnitt hatte, band die zehen Gebote vor die Stirn und auf die Hand, faſtete, wenn er merkte, daß er beobachtet wurde, verzehende ſeine Einkünfte, und was denn dergleichen Poſſenſpiel mehr war. Dadurch erwarb er ſich bald den Ruhm der Heiligkeit, unterdrückte im Verborgenen die Unſchuld, und plünderte die Wittwen und Waiſen, ja, wußte durch ſein Gaukelſpiel es dahin zu bringen, daß die Nation den edelſten, der je unſern Planeten belehrte, als einen Verbrecher anſahe, behandelte, und an das Creutz ſchlug.

So wie aber alles Ding ſeine Zeit und Weiſe hat, hatte es auch dieſe Rolle. Das Judenthum ſank, und die Wittwen und Wayſen wurden ſeltener, die man, mit den zehen Geboten auf der Hand, plündern konnte. Der Phariſäismus glaubte alſo, daß es ſeiner Convenienz gemäß ſey, zum Chriſtenthume über zu gehen.

Dieſe weiſe, göttliche Einrichtung, die zur Abſicht hat, dem Menſchen die höchſte Vollkommenheit zu verſchaffen, deren ſeine Natur fähig iſt, ihm zur Herrſchaft über ſeine Begierden, zur Aufrichtigkeit, Barmherzigkeit, Sanftmuth und Thätigkeit zu leiten, ſchien ſeiner Natur nach dem Phariſäismus ganz entgegen zu ſtehen. Gleichwohl wußte er etwas aus demſelben zu finden, das er als Maske, oder, wie unſer Erlöſer ſpricht, als Kalk, mit dem man ekelhafte Oerter übertüncht, oder als Schaafspelz, brauchen, unter demſelben die Rolle des Chriſten ſpielen, bis zum Heiligen ſich erheben und ſeine Bubenſtücke vollbringen konnte. Der Erlöſer hatte uns ſehr weislich belehrt, daß wir mehr für die Ausbildung unſerer Seele, als für die Erwerbung des Irrdiſchen ſorgen, daß wir unſere Begierden beherrſchen, und uns von denſelben unabhängig machen ſollten. Der Phariſäismus nahm dieſe göttlichen Grundſätze, verdrehete ſie, und ſchuf ſich einen Schaafpelz daraus. Wenn ihr der Verdammniß entgehen wollt, predigte er: ſo müßt ihr das Irrdiſche verlaſſen und freywillige Armuth wählen, ihr dürft nicht ehelich werden, denn im Eheſtande werden die Begierden genährt! Er ſelbſt zog in Einöden und flohe den Eheſtand, faullenzte und verzehrte in Unthätigkeit die Früchte des Fleißes ſeiner Mitbürger, trieb unnatürliche Sünden, und wurde als Heilig bewundert und geprießen. Ein großer Theil der Heiligen, die ſeit vielen Jahrhunderten die Chriſten verehrten, haben ſich gewiß die Ehre der Anbetung durch nichts, als durch Faulheit, und durch unnatürliche Ausſchweifungen, die ihnen den Eheſtand entbehrlich machten, erworben. Unter dieſer Maske konnte er nun ungeſtraft die Verbrechen vollbringen, wegen welcher ihn ſonſt die Geſetze würden verfolgt haben, konnte wieder der Wittwen Häuſer freſſen, verwaiſter Kinder Erbtheil an ſich ziehen, die Unſchuld unterdrücken und die Tugend verfolgen.

Da es ihm einmahl gelungen war, ſich unter die Chriſten einzuſchleichen, ſo war es ihm leicht noch allerley Firlefanz zu erfinden, um ſeinen Schaafpelz zu verbrämen. Er erdachte eine Menge Ceremonien, wovon das Chriſtenthum nichts weis, ſchob ſie nach und nach ſtatt der Lehre Jeſu unter, und erwarb ſich damit unter den Chriſten ein ſolches Anſehen, wie ehemals mit ſeinen Denkzedeln unter den Juden.

Der kühnſte Streich, den er geſpielt hat, iſt dieſer, daß er den Biſchöflichen Stuhl zu Rom beſtieg, durch mancherley Kabalen die Chriſtenheit glaubend machte, er ſey Gottes Stadthalter auf Erden, ſeine Ausſprüche wären Göttliche Befehle, und ſein Hofſtaat, die Kirche Jeſu; daß er ganze Heere in ſeinen Dienſt aufnahm, und ſie in Biſchoffsmützen und Mönchskutten in der Welt umher ſendete, um ſeine Herrſchaft über den ganzen Erdboden auszubreiten.

Nun konnte er ungeſtraft der Wittwen Häuſer freſſen, die Unſchuld unterdrücken, und den Wahrheitsfreund zum Scheiterhaufen ſchleppen. Jedes Bubenſtück war unter dieſer Maske eine löbliche That, und Verbrechen, die an andern wenigſtens mit dem Rade würden ſeyn beſtraft worden, konnten den Weg zur Ehre der göttlichen Anbetung bahnen.

Wenn Ew. Durchlaucht die Grundſätze des Römiſchen Hofs prüfen wollen, ſo werden ſie ohne Ausnahme alles, alles darauf anwenden können, was Jeſus gegen den Phariſäismus ſagte. Sie werden unter der Biſchoffsmütze und Mönchskutte faſt immer den Heuchler wieder finden, der Till und Kümmel verzehendet, und dahinten läßt das ſchwereſte im Geſetz, die Barmherzigkeit, und das Gericht und den Glauben.

Luther wagte es das hundertköpfige Ungeheuer anzugreifen, und wurde durch Gott ſo geſtärkt, daß er ſeine Herrſchafft in vielen Ländern zerſtörte.

Aber vertilgen konnte er es nicht. Er hatte ihm den Schaafpelz ausgezogen und zerriſſen, es flohe, kam aber bald zurück mit einem neuen Schaafspelze, den es ſich aus Lutheriſchen Grundſätzen zuſammen geflickt hatte, beſtieg in demſelben die Kanzeln, und trieb ſeinen vorigen Unfug wieder fort.

Da Luther zu lehren anfieng, beſtund das Chriſtenthum der mehreſten, in der Beobachtung von mancherley Ceremonien, die man damals gute Werke nannte. Durch dieſe liſtige

Erfindung des Phariſäismus ward der niederträchtigſte, pflichtvergeſſendſte, in den Stand geſetzt, ſo viele gute Werke zu thun, daß er einen Theil davon wieder an andere verhandeln konnte. Luther eiferte dagegen. Der entlarvte Phariſäismus hörte ihm von ferne zu, dann trat er hervor, und ſtimmte Luthern bey. Man öfnete ihm die chriſtlichen Lehrſtühle, und er declamirte mit dem größten Eifer gegen die guten Werke. Nur wußte er den Begriff von guten Werken ſo durch einander zu wickeln, daß am Ende die ganze chriſtliche Tugend mit darunter begriffen wurde, und daß er nun mit der größten Feyerlichkeit, im Nahmen Jeſu, unter Anrufung Gottes, den Werth der chriſtlichen Tugend, deren Beförderung doch der Hauptzweck der chriſtlichen Lehrr iſt, recht tief herabſetzen, und betheuern konnte, daß dieſe in Gottes Augen gar nichts gölte, ſo daß bey den mehreſten Chriſten alle Neigung eigne Gerechtigkeit ſich zu erwerben, erſtikt wurde.

Die Proteſtanten fiengen an Glaubensbekenntniſſe, ohne Zweifel in der Abſicht aufzuſetzen, daß ihre Feinde überzeugt würden, daß die Beſchuldigung, als wenn unter ihnen gotteslästerliche Sätze vorgetragen würden, ungegründet ſey.

Dieſe Glaubensbekenntniſſe gaben nun dem Phariſäismus wieder herrlichen Stof, ſich daraus einen Schaafpelz zu verfertigen, in welchem er mit ungebeſſerten Herzen den Ruhm der Frömmigkeit erlangen, mit einem Herzen voll Bosheit die Rolle eines Eiferers für die Religion ſpielen, und alle den Unfug wieder fortſetzen konnte, den er zu Zeiten des Welterlöſers getrieben hatte.

Er ließ ſich nun ſehr angelegen ſeyn, den großen Werth dieſer Glaubensbekenntniſſe, die im Grunde nichts anders, als eine Sammlung von Erklärungen ſind, die dem Irrthum unterworfene Menſchen von einigen Ausſprüchen Jeſu und ſeiner Apoſtel gegeben haben, heraus zu ſtreichen, ihnen Untrüglichkeit beyzulegen, und von dem Glauben an dieſelben die Seligkeit der Menſchen abhängig zu machen, ſo recht im Geiſte des heil. Athanaſius, der ſeinen Speculationen den Machtſpruch beyfügt: Das iſt der wahre einige Glaube, wer denſelben nicht feſt und treulich hält, der kann nicht ſelig werden.

Dieſe Anhänglichkeit und Eifer für die menſchlichen Erklärungen nannte er Orthodoxie. Und eben dieſe Orthodoxie iſt die Maske, unter der der Phariſäismus in unſern Tagen hauptſächlich ſeine Rolle ſpielt.

Ich will damit gar nicht ſagen, als wenn alle diejenigen, die die Erklärungen eines Athanaſius, Luthers, Calvins, u. d. g. von Herzen glauben, Phariſäer wären. Eine ſolche Liebloſigkeit ſey ferne von mir! Es giebt unter allen Religionspartheyen der Chriſten, ſehr gute und rechtſchaffene Leute, ſo wie auch jede ihre Heuchler hat! Das Glaubensbekenntniß iſt ſchlechterdings nicht der Probierſtein, an dem man den Rechtſchaffenen erkennen kann! Aber dann iſt die Orthodoxie wahrer Phariſäismus, wenn man das Glaubensbekenntniß, das man annimmt, es rühre vom heil. Athanaſius oder Socinus her, als untrügliche Wahrheit betrachtet, an den Glauben an daſſelbe die Seligkeit der Menſchen knüpft, und es zur Hauptſache in der Religion macht. Von Orthodoxie in dieſem Verſtande kann man eben das ſagen, was Chriſtus von den Phariſäern ſagte, ihr verzehentet Münze, Till und Kümmel,

mel, und laſſet dahinten das ſchwereſte im Geſetz, nämlich die Barmherzigkeit, und das Gericht, und den Glauben.

Denn das Annehmen gewiſſer menſchlichen Meynungen, hat das mehrern Werth als das Verzinſen der Münze, des Tills und Kümmels? macht es uns etwa weiſer? oder beſſer? giebts uns vor Gott einen Werth? Kann man im Ernſt ſich ſo weit verirren, daß man glaubt, der Weltrichter werde einſt die Speculationen eines Athanaſius, Luthers, Calvins oder Socins, bey Beurtheilung der Menſchen zum Grunde legen? Sagt uns nicht Bibel und Vernunft, daß Gott alle die glücklich machen werde, die ſeinen Willen gethan haben, ohne auf ihr Glaubensbekenntniß im geringſten mehr Rückſicht zu nehmen, als auf die Kümmelbündelchen, die ehedem die Phariſäer auf den Altar legten?

Bey der Orthodoxie im ſtrengen Verſtande bleibt auch gemeiniglich die Barmherzigkeit, das Gericht und der Glaube dahinten. Unverſtändliche Sachen zu erklären, ungewiſſe Meynungen zu beweiſen, das nimmt gemeiniglich ſo viel Zeit weg, daß für die Barmherzigkeit, das Gericht und den Glauben wenig mehr übrig bleibt.

Wenn Ew. Durchlaucht geruhen wollen, das bisher gewöhnliche Geſangbuch zu durchblättern, ſo werden ſie meine Behauptung bewieſen finden. Es iſt da faſt nichts als Dogmatik, nichts als Speculation über des Erlöſers Geburt, Leiden, Tod, Auferſtehung, Taufe, und Abendmahl u. ſ. w.; Barmherzigkeit und Gericht ſind beynahe vergeſſen, indem äuſſerſt wenige Lieder darinne zu finden ſind, die von der eigentlichen chriſtlichen Tugend handeln. Wenn Gerhards und Luthers Lieder nicht darinne wären, ſo fehlte beynahe auch der Glaube, indem außer dieſen, ſehr wenige Gottanſtändige Vorſtellungen von ſeinen Eigenſchaften ſich darinne befinden.

Die Orthodoxie, in dem Verſtande, wie ich ſie hier nehme, führt auch den Menſchen ihrer Natur nach dahin, daß er in ſeinem Lebenswandel die Barmherzigkeit, das Gericht und den Glauben, oder, daß ich mich kürzer ausdrücke, die ganze chriſtliche Tugend dahinten läßt. Sie hat eben die Wirkungen, die ehedem der Zehente von der Münze, die Denkzettel, das heilige Scapulier und der Roſenkranz hatten, ſie ſchiebt ſtatt chriſtliche Tugend ein Nichts unter, und giebt dem einen ſo hohen Werth, daß die chriſtliche Tugend dabey vergeſſen wird.

Wer den Glauben hat, daß die Seligkeit der Menſchen an die Annehmung gewiſſer menſchlichen Meynungen geknüpft ſey, der wird ſich wenig um Erwerbung der Vollkommenheiten bemühen, zu denen uns die chriſtliche Lehre leiten ſoll. Daher werden Ew. Durchlaucht insgemein finden, daß die eigentlichen Orthodoxen (ich erinnere nochmals, daß ich dadurch nicht die Bekenner des proteſtantiſchen Glaubensbekenntniſſes, ſondern die verſtehe, die die Orthodoxie zur Hauptſache machen) insgemein ohne Mitleiden gegen das Leiden ihrer Brüder, in ihren Urtheilen lieblos, gegen Beleidigungen unverſöhnlich, zu edeln Handlungen ungeſchickt, und alſo gerade das Gegentheil von dem ſind, was der Menſch nach der Abſicht Jeſu ſeyn ſoll; daß hingegen faſt alle diejenigen, die ſich durch wirklich chriſtliche Tugenden ausgezeichnet haben, zu allen Zeiten als Heterodoxe ſind verſchrieen worden. Das Oberhaupt der Heterodoxen iſt unſer Erlöſer, den die Orthodoxen für einen Samariter erklärten.

Der Schade, der dadurch dem Staate zuwächſt, iſt unermeßlich groß.

Die Orthodoxie iſt die vorzüglichſte Urſache, warum im geiſtlichen Stande ſo viele ſchlechte, niederträchtige, ihr Amt entehrende, Leute gefunden werden. Denn man nimmt, bey Beſetzung der geiſtlichen Aemter, insgemein mehr auf Orthodoxie als auf den moraliſchen Werth des Menſchen Rückſicht. Wenn Ew. Durchlaucht einen Verſuch machen, und bey der erſten Vacanz einen orthodoxen Verleumder, und einen Heterodoxen rechtſchaffenen Mann dem Conſiſtorium präſentiren wollen, ſo wird gewiß der letztere abgewieſen werden. Wo Orthodoxie herrſcht, muß Jeſu Lehre weichen. Man hört da wenig mehr von allgemeiner Bruderliebe, Verſöhnlichkeit, Selbſtbeherrſchung, Wohlthätigkeit und Rechtſchaffenheit, aber deſtomehr von den beyden Naturen Jeſu, von der Gegenwart ſeines Leibes und Blutes im Abendmahle, von dem Werthe der Taufe, und was dergleichen mehr iſt, predigen. Ja die Orthodoxie weis auf eine ſehr liſtige Art, ganz unchriſtliche, gotteslästerliche Sätze in ihren Vortrag einzuweben, redet z. E. von einem erzürnten Gott, und ſtellt den allgemeinen Vater der Menſchen, der ſeine Sonne läßt ſcheinen über Böſe und Gute, und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte, ſo vor, als wenn er nur ein Gott der Lutheraner oder der Reformirten ſey. Zweifeln Ew. Durchlaucht hieran? ſo berufe ich mich auf eine Predigt, die noch im vergangenen Jahre ein Geiſtlicher in Ihrem Lande, über die Worte Jeſu: Was ihr den Vater bitten werdet, in meinem Namen, das wird er euch geben, gehalten, und daraus vorgeſtellt hat, daß nur ein Lutheraner zu Gott erhörlich beten könne. Woraus ja nothwendig folgt, daß Gott nur ein Vater der Lutheraner ſey, und daß er alle die andern Millionen Menſchen, wie ein unmoraliſcher Stiefvater behandele, und auf ihr Bitten und Flehen nicht Rückſicht nehme.

Der Mann hat recht. So muß der Orthodoxe ſprechen, wenn er ſeinem Syſtem gemäß reden will. Wer den Leuten nicht glaubt, die mein Glaubensbekenntniß verfertigten, den kann Gott nicht erhören, oder, mit den Worten des heiligen Athanaſius zu reden, der kann nicht ſelig werden.

So lange alſo dieſe Art Orthodoxie nicht geſtürzt wird, ſo kann umöglich wahre Bruder-Liebe, ſo wie ſie Jeſus empfiehlt, ſtatt finden. Die anſtatt der Lehre Jeſu eingeſchobene Orthodoxie wird immer Haß und Verfolgung predigen, und den ſelig preiſen, der gegen heterodoxe Brüder der grauſamſte iſt. Zwar wüthet ſie itzo nicht mehr ſo unverſchämt, wie ſonſt, und unter Ihres Durchl. Hrn. Grosvaters Regierung, da ſie Millionen unſchuldige Menſchen aus Frankreich verjagte, und gegen diejenigen, die in hieſigem Lande Zuflucht ſuchten, von allen Canzeln eiferte, und Fürſten und Bürger bey Gott beſchwor, die Verjagten weiter zu jagen, aber ſie beweißt doch ihre Tücken, wo ſie kann.

Sie nennt z. E. die Meynungen dieſes oder jenes Mannes, die ins Glaubensbekenntniß gekommen ſind, Grundartikel des Chriſtlichen Glaubens, und ſchilt diejenigen unglaubig, die ſich nur an Jeſum halten wollen, und ſich nicht entſchlieſen können, an den heiligen Athanaſius oder einen andern Glaubensvater zu glauben. Sie erlaubt kaum, daß ihre Bekenner mit den Bekennern anderer Glaubensbekenntniſſe beten dürfen: das Abendmahl mit ihnen

nen zu halten, erlaubt ſie ihnen ſehr ſelten, und in manchen Provinzen gar nicht. Daher müſſen die Reformirten, die in Lutheriſchen Ländern, und die Lutheraner, die in Reformirten Ländern wohnen, oft viele Meilen weit reiſen, wenn ſie das Abendmahl genieſen wollen. Gleichſam als wenn das Abendmahl zum Gedächtniſſe Luthers oder Calvins, und nicht zum Gedächtniſſe Jeſu geſtiftet, als wenn er nur der Erlöſer der Lutheraner oder der Reformirten, und nicht der Welt-Erlöſer wäre.

Ich brauche wohl Ew. Durchlaucht nicht zu beweiſen, daß die Lehre Jeſu die beſten und glücklichſten Bürger bilde. Da nun die Orthodoxie die Wirkſamkeit der Lehre Jeſu verhindert, und, wenn ihr nicht beſtändig ein Gebiß in den Mund gelegt wird, ſie ganz verdränget: ſo wäre mein ohnmasgeblicher Vorſchlag, den ich, nach meinen wenigen Einſichten, zur Verbeſſerung Ihres Staats thue, dieſer: daß Ew. Durchlaucht auf wirkſame Mittel dächten, die Orthodoxie in Ihrem Lande gänzlich zu ſtürzen.

Da nun Ew. Durchlaucht ohne Zweifel mir befehlen werden, Vorſchläge zu thun, wie dieſes anzufangen ſey: ſo bin ich ſo frey dasjenige hier nieder zu ſchreiben, was ich über dieſen Punct gedacht habe.

1. Glaube ich, daß kein Schritt dürfe gethan werden, der die menſchliche Freyheit einſchränkt. Denn der Menſch muß durchaus in Religionsſachen ſeine Freyheit behalten. Und wenn ſich jemand von Ew. Durchlaucht Unterthanen wollte beſchneiden laſſen, ſo glaube ich nicht, daß es ihm verwehrt werden könne. Es muß alſo durchaus jeder Unterthan die Freyheit behalten, nicht mehr und nicht weniger zu glauben, als er nach ſeinen Einſichten für wahr hält.

2. Deswegen rathe ich gar nicht dazu, daß ein neues Glaubensbekenntniß aufgeſetzt werde, denn dieß wäre Stoff zu einem neuen Schaafspelze für den Phariſäismus. Nicht die Annehmung des Lutheriſchen, Calviniſchen, Sociniſchen oder Katholiſchen Glaubensbekenntniſſes, ſondern der Wahn, als wenn die Annehmung eines gewiſſen Glaubensbekenntniſſes das Hauptwerk in der Religion, und als wenn die Seligkeit der Menſchen daran geknüpft ſey, iſt Orthodoxie. Ich bin davon ſo weit entfernt, daß ich Ew. Durchlaucht unterthänig bitte, im

Fall, daß das Project, das itzo geſchmiedet wird, für Proteſtanten und Katholiken ein gemeinſchaftliches Glaubensbekenntniß zu verfertigen, noch ausgeführt würde, ſich nach den Ihnen von Gott verliehenen Kräſten ernſtlich dagegen zu ſetzen. Denn es iſt dies weiter nichts als ein neuer Kniſ des Phariſäismus. Da die Wahrheit immer mächtiger wirkt, ſo kommt die Orthodoxie ins Gedränge. Die Proteſtantiſchen und Katholiſchen Orthodoxen ſcheinen alſo ſich dahin vereinigt zu haben, daß ſie künftig für einen Mann ſtehen wollen, welches ihnen ungemein leicht iſt, weil ein Orthodoxer Türke und ein Orthodoxer Chriſt, ein Orthodoxer Lutheraner und ein Orthodoxer Katholik, im Grunde einerley Grundſätze haben. Daß von dieſem Projecte die Jeſuiten, die ſich itzo in alle große Geſellſchaften einſchleichen, die Erfinder ſind, iſt höchſt wahrſcheinlich.

Möchten wir doch ſtets in die Fußtapfen unſers Erlöſers und ſeiner Apoſtel treten, die kein Glaubensbekenntniß aufſetzten, ſondern nur immer auf Beſſerung drangen, und allen die Freyheit ließen, ſich von unbegreiflichen Dingen Vorſtellungen zu machen, wie ſie nur ſelbſt wollten. Denn daß das ſogenannte Apoſtoliſche Glaubensbekenntniß von den Apoſteln herrühre, iſt nicht erwieſen. Wenn nun Jeſus unſer Erlöſer kein Glaubensbekenntniß aufſetzte, wer berechtigt denn die gewöhnlichen, vom Irrthum geblendeten, und von Leidenſchaften beherrſchte Menſchen, ihren Brüdern vorzuſchreiben, was ſie glauben ſollen?

3. Wäre es wohl nöthig, daß Ihre Durchlaucht, bey Vermeidung Ihrer Ungnade, befählen, daß hinführo niemand mehr die Vermeſſenheit haben ſollte, einen andern zu der Annehmung eines Glaubensbekenntniſſes zu verpflichten. Dieß iſt keinesweges Eingriff in die Chriſtliche Freyheit, ſondern vielmehr Unterſtützung derſelben. Denn das Glaubensbekenntniß bleibt ja; und die Freyheit zu glauben, was er will, bleibt jedem unverwehrt.

4. Da ihre Conſiſtoria dagegen ſupplicando einkommen und einwenden werden, daß künftig ſo verſchiedene Meynungen auf die Kanzeln würden gebracht werden, daß die Chriſten dadurch irre gemacht würden: ſo wäre mein ohnmasgeblicher Vorſchlag dieſer, daß Sie ein Landesväterliches Schreiben an Ihre

ſämtliche Geiſtlichkeit ergehen lieſen, in welchem Sie dieſelbe in milden Ausdrücken ermahnten, künftig in ihren Vorträgen alle Lehrſätze und Erklärungen der Theologen weg zu laſſen, und blos die bibliſche Lehre Jeſu, in ſo fern ſie auf Beſſerung und Beruhigung der Menſchen Beziehung hat, zu predigen; wegen des Aufſchluſſes mancher Dunkelheiten aber, ihre Zuhörer auf die Zukunft zu vertröſten, wo wir von Angeſicht zu Angeſicht ſehen würden, was wir itzo nur wie durch einen Spiegel in einem dunkeln Worte erkennen. Der erſte Erfolg davon wird freylich ſeyn, daß nun der Phariſäismus mit weit größerm Eifer die Dogmatik lehren, größern Beyfall erhalten, in Kupfer geſtochen und auf Denkmünzen abgebildet werden wird; dieß iſt aber nur ein vorübergehendes Donnerwetter. Es wird nicht an redlichen aufgeklärten Geiſtlichen fehlen, die mit Freuden dieſe Gelegenheit ergreifen werden, das Joch der Orthodoxie abzuſchütteln und die Sache Gottes mit Ernſt zu betreiben. Und die eifrigen Orthodoxen — die ſind ja ſterblich.

5. Wäre es wohl gut, wenn Ew. Durchlaucht eine Kirche beſtimmten, wo weder Luthe-

riſch noch Reformirt, weder Katholiſch noch Sociniſch, ſondern — Chriſtlich Gott verehret, und mit Beyſeitſetzung aller theologiſchen Speculationen, die Chriſten geradezu angeführet würden, ſich nach der Anweiſung Jeſu zu beſſern und ſo glücklicher zu werden. Es kann ja freylich wohl ſeyn, daß der Phariſäismus anfänglich den Pöbel reizt, die Fenſter dieſer Kirche einigemal einzuwerfen. Ew. Durchlaucht haben ja aber ſo viel Geld, daß Sie die Fenſter wieder können machen laſſen. Und wenn es Ihnen beliebte, Ihre Schloßkirche dazu herzugeben, ſo hätten Sie auch dieſen Unfug nicht zu beſorgen, denn bey der Schloßkirche ſteht ja eine Schildwache.

6. Wäre es auch ſehr nützlich, wenn Ew. Durchlaucht in eben dieſer Kirche das Abendmahl, weder nach Katholiſcher noch nach Lutheriſcher noch nach Calviniſcher Art, ſondern geradezu nach der Vorſchrift des Welterlöſers halten, und alle Ihre Unterthanen, ohne Unterſchied des Religionsbekenntniſſes, zur Theilnehmung an demſelben einladen ließen. Sie haben ja unter Ihrem Hofſtaate und ihrer Armee Leute von allen chriſtlichen Religionspartheyen,

wenn Ew. Durchlaucht mit gutem Exempel vorgiengen, und in dieſer Kirche communicirten, ſo würden gewiß die mehreſten Ihrer im Solde ſtehenden Unterthanen nachfolgen. Und wenn die Chriſten ſich erſt daran gewöhnen, mit einander gemeinſchaftlich Gott und Jeſum zu verehren, ſo iſt der Orthodoxie ihre Wirkſamkeit ſchon ziemlich benommen. Es würde noch gröſſern Eindruck machen, wenn der Gottesdienſt bald durch einen aufgeklärten Katholiken, bald durch einen eben ſo aufgeklärten Lutheraner, Calvinianer oder Socinianer gehalten würde. Aber freylich dürfte niemand gezwungen werden, daran Theil zu nehmen. Wenn der Musquetir oder der Küchenjunge ſich ein Gewiſſen daraus machte, einem ſolchen Gottesdienſte beyzuwohnen, ſo müßte ihm erlaubt ſeyn, davon zu bleiben.

Sollte Gott Ew. Durchlaucht dieſe Unternehmung gelingen laſſen, ſo würden Sie gewiß zur Glückſeligkeit Ihrer Unterthanen einen ſehr dauerhaften Grund legen. Die wahre Chriſtus-Lehre, die zeither durch die menſchlichen Zuſätze ſo ſehr verhunzt wurde, würde ihre wohlthätigen Wirkungen weit ſichtbarer äuſſern, Ihre Unterthanen würden weit zufriedener, thätiger und rechtſchafner werden, wenn ſie die wenigen faßlichen und annehmungswürdigen Grundſätze, die uns unſer Erlöſer mitgetheilt hat, herzlicher annähmen und befolgten. Denn bey der dermaligen Lage ſind die Gemüther der Chriſten in einer ſehr traurigen Verwirrung: einige hängen noch an den Meynungen der Theologen ſo feſt, daß ſie die Lehre Jeſu nicht faßen, und ſie alſo auch bey ihnen nicht wirken kann. Andere ſehen das falſche ein, das in vielen theologiſchen Behauptungen iſt: weil ſie aber nicht im Stande ſind, die Sätze Jeſu von den Zuſätzen der Menſchen zu unterſcheiden, ſo verwerfen ſie beyde mit einander, und glauben gar nichts mehr; und ſo kann denn das Chriſtenthum ſehr wenig zur Gründung der Glükſeligkeit einzelner Menſchen und ganzer Staaten wirken.

Ew. Durchlaucht werden durch dieſe Unternehmung ſich gewiß einen recht dauerhaften Ruhm erwerben, die Ehre unſers Jahrhunderts retten, und uns gegen die Vorwürfe ſchützen, die uns unſere klügern Nachkommen mit Recht machen könnten. Denn es kann doch nichts ungereimters gefunden werden, als daß Menſchen ſich unterſtehen ihre Meynungen als untrüglich auszugeben, ſie als das ne plus ultra der Unterſuchungen des menſchlichen Verſtandes anpreiſen, und ſogar ſo verwegen ſind, daß ſie behaupten, der Weltrichter werde ſie einſt bey Beurtheilung der menſchlichen Handlungen zum Grund legen. Nichts kann ſo ſehr gegen den Geiſt des Chriſtenthums ſeyn, als die Trennung der Chriſten in verſchiedene Partheyen, die lediglich durch die Glaubensbekenntniſſe iſt erzeugt und erhalten worden, da unſer Erlöſer ausdrücklich ſagt: Ihr ſollt euch nicht Rabbi nennen laßen, denn einer iſt euer Meiſter. Unſere Nachkommen müßen alſo nothwendig eine ſehr ungünſtige Meynung von unſerm Verſtande bekommen wenn ſie leſen, daß noch im Jahr 1780 die Chriſten ſind angehalten worden, dem Gebrauch ihrer eignen Vernunft zu entſagen und zu glauben, was andere als Wahrheit feſt geſetzt hatten. Und daß noch im Jahr 1780 iſt geprediget worden, Jeſus ſey ein Heyland aller Menſchen, und doch die Bekenner deſſelben ſich in eine Menge Partheyen getheilt, und Bedenken getragen haben, den gemeinſchaftlichen Erlöſer, gemeinſchaftlich zu verehren.

Freylich wird dieſer Schritt nicht vermögend ſeyn, die traurigen Wirkungen der Orthodoxie ſogleich aufzuheben, Sie machen doch aber damit den Anfang zu einer Reformation, nach der ſich die Redlichen ſchon lange geſehnt haben, und ich zweifle nicht, daß dieſer Anfang einen geſegneten Fortgang haben werde. Die Nachkommenſchaft wird Ew. Durchlaucht dafür ſegnen, und Sie als einen weiſen Fürſten preiſen, der über die Vorurtheile ſeiner Zeit weit erhoben geweſen iſt.

Mit der aufrichtigſten Verehrung verbleibe ich

Ew. Durchlaucht.

unterthänigſter

Wenzel.

Zwanzigſter Brief.

Caroline Menzerin an die Hofräthin Namur.

Ritterſtadt, den 9ten Jenner.

Beſte Schweſter!

Dein Schickſal dauert mich unendlich. Was ſoll ich aber dabey thun? helfen? das erwarteſt du wohl nicht einmal von mir. Rathen? ach beſte Schweſter, ich kann dir keinen vernünftigern Rath geben, als den, den du von Rollow bekommen haſt. Schickſale, die nicht zu ändern ſind, muß man ſich halt ſo erträglich, als möglich zu machen ſuchen. Auf meine ſchweſterliche Theilnehmung kanſt Du übrigens ſicher rechnen, ich will dich bedauern, und, wenn Gott mir einmal die Barmherzigkeit erzeigt, mich vom Zwange des Hoflebens zu befreyen, ſo will ich Dich tröſten, und Dir beyſtehen ſo viel ich kann.

Die Geſetze, nach denen wir gerichtet werden, haben Männer gemacht, darum iſt auch darinne ſo wenig Billigkeit gegen uns, ſo wenig Kentniß unſerer Natur ſichtbar, und iſt faſt alles zum Vortheile der Männer eingerichtet.

Wir ſind von Natur ſchwächer und reizbarer als das Männliche Geſchlecht, eine kleine Schmeicheley, eine vortheilhafte Bildung und Miene, kann uns aus aller Faſſung bringen; gleichwohl hat das männliche Geſchlecht die Erlaubniß, ſich auf unſere Unſchuld alle mögliche Anfälle und Ränke, die nicht offenbar unverſchämt ſind, zu erlauben. Sind wir denn nicht beklagenswürdig, wenn uns die Verſuchung beſiegt? Wollte doch einmal ſehen, wenn wir die Freyheit hätten den armen Wichten Schmeicheleyen zu ſagen, ihre Hände zu drücken, zu küſſen, auf unſre Bruſt zu legen, unſern Arm um den Hals zu ſchlingen, ihnen die Backen zu ſtreicheln, und Küſſe zu rauben, u. ſ. w. was aus den Wichten werden ſollte! Ob wohl einer im Stande wäre uns zu widerſtehen!

Gleichwohl wenn wir uns überliſten laſſen, fällt der Jammer auf uns wie ein Berg Gottes, und der Verführer hat tauſenderley Mittel ungeſtraft davon zu kommen.

Ich bin izo auch in der Klemme, liebe

Schweſter, und weis mir nicht zu rathen noch zu helfen. Von allen Seiten wird auf meine Unſchuld Jagd gemacht.

Mein gefährlichſter Feind iſt der Kammerherr von Briſtol, der mich nach und nach ſo in ſein Garn gewebet hat, daß ich mich kaum noch regen kann. Anfänglich bin ich gegen den Tropf gar nicht auf meiner Hut geweſen, weil er die Rolle des Gleichgültigen ſpielte. Nun aber merke ich leider, daß er dieſe Rolle nur ſo lange geſpielt hat, bis er die ſchwache Seite entdeckte, von der er mir beykommen konnte. Sobald dies geſchehen war, fieng er vor einigen Wochen ſeine Operationen an.

Er wartete meiner Prinzeſſin auf, und, nachdem er den gewöhnlichen Weihrauch angezündet hatte, heftete er die Augen auf die Kupferſtiche vnd Zeichnungen, mit welchen meine Prinzeſſin ihr Zimmer aufgeputzt hat. Bey jedem wußte er etwas ſchmeichelhaftes für ihren Geſchmack zu ſagen. Da er aber auf eine von meinen Zeichnungen kam, ſtund er, wie begeiſtert da, und ſagte: das wäre eine göttliche Zeichnung, die könne in Deutſchland nicht verfertigt ſeyn.

Die Prinzeſſin lächelte und verſicherte, ſie wäre nicht nur in Deutſchland, ſondern ſogar in Ritterſtadt verfertigt.

Mit einer tiefen Verbeugung verſicherte er, daß wenn Jhro Durchlaucht dieß nicht geſagt hätten, er niemanden in der Welt es würde geglaubt haben.

Da ſteht ja der Meiſter, ſagte die Prinzeſſin, meine Caroline hat es verfertigt.

Er lobte wieder auf eine ſehr ſchmeichleriſche Art, die bewundernswürdige Gabe, die die Prinzeſſin hätte, alle Talente, die anderer Aufmerkſamkeit entwiſchten, auszuſpähen, und machte mir eine verbindliche Verbeugung.

Der Schurcke mochte aber wohl aus meiner Farbe, und meinem ganzen Betragen geſehen haben, daß mein Herz eine gefährliche Breſche bekommen hatte — den andern Tag, da die Prinzeſſin kaum bey Tafel war, war er ſchon auf meinem Zimmer, und bat mich auf eine ſehr dringende Art, daß ich ihm die Copie von dieſer Zeichnung verfertigen ſollte. Nu, du weiſt liebe Schweſter, was für ſchwache Werkzeuge wir ſind, wenn unſerer Eitelkeit geſchmeichelt wird. Ohne Bedencken geſtund ich ihm ſeine Bitte zu.

Nun hatte er Gelegenheit, mich, ſo oft die Prinzeſſin bey Tafel war, zu beſuchen, ſich alle meine Zeichnungen zeigen zu laſſen, um bey jeder etwas verbindliches zu ſagen, meine Hand zu faſſen, zu drücken, zu küſſen, und ſich von Tage zu Tage mehr Freyheiten zu erlauben.

Er hat mich nun ganz gefeſſelt. Faſt täglich iſt er bey mir, ſeine Aufführung wird immer freyer, mein Widerſtand ſchwächer, rette mich Schweſter, rette mich! Ich muß mich beſiegen laſſen oder fliehen — ein anderer Ausweg iſt mir nicht übrig.

Ich bin — Gottlob und Dank! die Prinzeſſin hat mir eben itzo angekündiget, daß ich mich auf morgen zu einer Reiſe gefaßt machen ſoll. Dieſe Reiſe wird mir doch einige Tage wenigſtens, Zeit ſchaffen, meine Vernunft wieder wircken zu laſſen. Leb wohl, liebe beſte Schweſter! Mit Sehnſucht erwartet den Augenblik deiner Umarmung,

Deine

Caroline.

Ein und zwanzigſter Brief.

Carl an Zelnick.

Carmin den 10ten Jenner.

Mein lieber Zelnick,

Ihr Brief hat mir große Unruhe verurſacht, und beynahe hätte ich Luſt, Ihnen, wegen Ihrer unüberlegten Sinnlichkeit, bittere Vorwürfe zu machen. Damit würde denn aber freylich das Geſchehene nicht wieder gut gemacht. Alles was ich dadurch bey Ihnen bewirken könnte, wäre Reue, und dieſe haben Sie ja ſchon ohne dieß.

Auch bey Ihrer großen Verwirrung erkenne ich noch die Züge der Redlichkeit, deren Stimme zwar eine Zeitlang durch die Sinnlichkeit unterdrückt wurde, die aber bald ihre Rechte wieder behauptete, und Sie itzo die Unregelmäſigkeit Ihres Verhaltens fühlen läßt!

Gott gebe, daß die unangenehmen Folgen die für Sie und das unglückliche Mädchen nothwendig aus ihrer Handlung entſpringen müſſen, aufs möglichſte gemildert werden.

Der Herr von R., der Liebhaber des Mädchens, iſt den Tag vor ihrer Entweichung aus dem Kloſter, in einem Duell erſchoſſen worden. Das Mädchen war alſo damals, da Sie ſie verführten, frey, und Sie ſind nun im Stande, das ihr zugefügte Unrecht wieder gut zu machen. Ich habe zu Ihrer Rechtſchaffenheit das feſte Vertrauen, daß Sie ihr die möglichſte Satisfaction geben, und mich nicht nöthigen werden, Sie zu erinnern, daß ich, nachdem ſie in meiner Hütte Zuflucht geſucht hat, ihr Bruder bin, und als ihr Bruder ſie ſchützen und vertheidigen werde.

Ich erwarte hierüber von Ihnen in Kurzen eine beſtimmte Erklärung. Freylich kann ich Ihnen von einer Verbindung, die blos durch das Uebergewichte der Sinnlichkeit veranlaßt wurde, die Freuden nicht verſprechen, die aus der Harmonie der Geſinnungen entſpringen. Dafür kann ich aber nichts. Es iſt doch beſſer für Ihre Gemüthsruhe, daß Sie den begangenen Fehltritt ſo gut als möglich zu verbeſſern ſuchen, als daß Sie den ſchrecklichen Vorwurf auf Ihr Gewiſſen laden, daß eine unſchuldige Perſon auf der Welt lebe, die

durch Sie wäre unglücklich gemacht worden.
Ich bin

der Ihrige

Carlsberg.

Zwey und Zwanzigſter Brief.

Carl an den Oberſten von Brav.

Carmin den 10. Jenner.

Es iſt, wie wenn mich das Schickſal dazu beſtimmt hätte, ein irrender Ritter zu werden. Meine Mutter iſt wieder weiter, zur Frau von H. nach Zelchow gereiſt. Ich würde ihr ſogleich nachgeritten ſeyn, wenn mir nicht wäre verſichert worden, daß man ihre Zurückkunft ſtündlich erwarte, und daß ich in Gefahr liefe, ſie auf dem Wege zu verfehlen.

Der Major von Stampul, bey dem ſie logirt hat, ließ mich heute mit meinem lieben Feldprediger zu Tiſche bitten, wo wir noch einige Officiere, nebſt ihren Weibern, antrafen. Es wurde da vieles geſcherzt und geſprochen, und ich bemerckte mit Vergnügen, daß die mehreſten Officiere ſehr geſund und gründlich urtheilten, und mit unſern beſten teutſchen und franzöſiſchen Schriftſtellern bekannt waren. Ich erfuhr auch von Ihnen, daß ſie eine Bibliothek zu Ihrem gemeinſchaftlichen Gebrauch angelegt hätten, in welche ſie keine andere Schriften, als ſolche, aufnähmen, die zur Berichtigung und Erweiterung ihrer Kenntniſſe, Verfeinerung des Geſchmacks, und Veredlung des Herzens dienen konnten. Auch der Major verrieth große Beleſenheit, nur ſchien es mir, als wenn derjenige Sinn, den Wenzel Gefühl für Wahrheit nennt, nicht geſchärft genug bey ihm wäre. Wenigſtens ſchien mir dieß das Geſpräch zu beweiſen, das er mit dem Feldprediger anſtellte:

M. Wie ſtehts Herr Feldprediger? Was macht die Soldatenſchule?

F. Der Keim zur Soldatenſchule, wollen der Herr Major ſagen, denn weiter iſt es bis itzo noch nichts.

M. Alſo der Keim! Wie ſtehts damit? entwickelt er ſich gut?

F. So ziemlich, und er wird ſich noch beſſer entwickeln, wenn er nur fein begoſſen wird. Ich hoffe immer die Herrn Officiers ſollen einmal ihre Börſen öfnen, und —

M. Hum! Wenn ſie ſonſt keinen fond haben, ſo möchte der Keim bald verdorren. Der Officier hat ſelbſt nicht viel übrig. Und was mich betrift, ſo kann ich gar nichts dazu geben, weil ich mit der ganzen Einrichtung nicht zufrieden bin.

F. Das bedaure ich ſehr. Aber dürfte ich Ihre Gründe wiſſen?

M. Wenn Sie blos Anſtalten machten, daß die Soldatenkinder etwas leſen und ſchreiben, und ihren Katechiſmus lernten, ſo hätte ich nichts dagegen, und es käme mir auf einen Vierteljährigen Beytrag von etlichen Gulden nicht an. So aber wollen Sie die Jungen aufklären, Ha! Ha! Ha! Lieber Feldprediger, ich glaube es gern daß Sie es herzlich gut meynen mögen, aber Sie ſind mit unſerer militairiſchen Verfaſſung noch nicht genug bekannt. Der gemeine Mann darf ſchlechterdings nicht aufgeklärt

klärt werden, am wenigſten der gemeine Soldat.

F. Vielleicht verſtehen mich der Herr Major unrecht, ich will den Kindern gar keine gelehrten Kenntniſſe beybringen, nur etwas Geographie und Matheſis, nur das Gefühl für Recht und Unrecht, das Wahrheitsgefühl ſoll bey ihnen geſchärft werden.

M. Daß ſie mir giengen mit ihrem Wahrheitsgefühl! Immer Wahrheitsgefühl! Gott bewahre mich für einer Compagnie Soldaten, voll Wahrheitsgefühl. Ich mag ihr Anführer nicht ſeyn. Der Pöbel iſt ein wüthend Thier, das beſtändig das Gebiß im Munde haben muß, wenn es ſeine Schuldigkeit thun ſoll. Haben wir aber ein beſſeres Gebiß als die Unwiſſenheit und Vorurtheile? Was thun Sie alſo, wenn Sie dieſe Leute aufklären? Sie nehmen ihnen das Gebiß ab. Und dann mag ich nicht mehr da ſeyn, wenn kein Mittel mehr da iſt, den Pöbel im Zaum zu halten. Da haben wir ja das Exempel an den Wallachen! Die menſchliche Natur entſetzt ſich ja, wenn ſie die Schandthaten lieſt, die dieſe Leute unter Anführung des Horja vollbracht haben, geſengt, gebrennt, geſchändet, die Adelichen zum Fenſter heraus geworfen. Haben Sie denn das letzte Stück Hamburger Zeitung nicht geleſen?

F. Ich habe es wohl geleſen. Aber das müſſen mir doch der Herr Major zugeben, daß dieſe Leute nicht durch die Aufklärung zur Empörung ſind gereitzt worden. Die Leute ſind ja vollkommen roh. Wenn ſie mehr Wahrheitsgefühl hätten, ſo wären ſie ſolcher Grauſamkeiten unfähig geweſen. Stellen ſich der Herr Major ein Regiment Soldaten, ein Dorf voll Bauern, oder eine Nation vor, die nach der, von mir projectirten, Methode wäre erzogen worden, iſts wohl denkbar, daß dieſe ſolche Grauſamkeiten begehen, und den Adel zum Fenſter herab werfen werde?

M. Nu zum Fenſter herabwerfen eben nicht, aber —

F. Ich bin begierig was der Herr Major von einer Geſellſchaft beſorgen, die ihr Gefuhl für Wahrheit, für Recht und Unrecht geſchärft hat.

M. Sie wird ihre Schuldigkeit nicht mehr thun, ſie wird nicht mehr gehorchen wollen. Bey den Soldaten wenigſtens iſt das gewiß. Ich bin gar kein Feind von Aufklärung, mein lieber Feldprediger, das wiſſen Sie, und ſuche ſie zu befördern, ſoviel ich kann. Aber nur muß das ſuum cuique dabey nicht vergeſſen werden. Der befehlende Theil muß aufgeklärt ſeyn, der gehorchende muß in Unwiſſenheit bleiben.

F. Wenn ſich nur die Grenzlinien zwiſchen dem befehlenden und gehorchenden Theile genau beſtimmen ließen. Jeder Gehorchende iſt ja in andern Rückſichten wieder Befehlender, und jeder Befehlende gehorcht auch. Ich habe die Klaſſificirung der Menſchen, nach Verhältniſſen, nie recht verdauen können. Es kommt mir, Sie verzeihen mir, daß ich mich dieſes Gleichniſſes bediene, die Eintheilung der Menſchen in den Befehlenden und Gehorchenden Theil, eben ſo vor, als wenn man die Aepfelbäume in ſolche eintheilen wollte, die entweder zu Kugeln, oder zu Pyramiden geſchnitten wären. Das iſt ja keine weſentliche Eigenſchaft. Das iſt nur eine Figur, die ſo lange dauert, als die Scheere gebraucht wird.

M. Das wollen wir jezo bey Seite ſetzen. Genug ich habe die Probe gemacht, und habe in meinem dreyßigjährigen Dienſte erfahren, daß die Aufklärung für den gemeinen Soldaten, ſchlechterdings nicht tauge. In meiner Jugend ſtund ich als Lieutenant unter den Morlachen, und das heiſe ich Soldaten. So ein Regiment Kerls zu kommandiren, das müßte eine Luſt ſeyn. Im Feuer geſtanden wie die Mauern! und wenn ich zu ſo einem Kerl ſagte: fort Camerad, ſchieße dort die Schildwache tod, die auf der Batterie bey der Kanone ſteht, ſo gieng er, ohne die Miene zu verändern.

Es konnte aber auch keiner weder ſchreiben noch leſen, und ihre ganze Religion beſtund darinne, daß ſie des Morgens ſich mit dem Creutz bezeichneten, und ihren Roſenkranz beteten.

Wenn ich aber unſere Leute nehme, die ſind ja wahre Weiber dagegen. Wenn ſie eine Batterie ſehen, ſo fallen ihnen auch ſchon die Kanonen ein, die drauf ſtehen, und wann ſie die Kanonen erblicken, ſo denken ſie auch an die Kugeln die darinne ſtecken, und da fällt denn hernach der Muth, und ſie wollen nicht recht anbeiſen.

Unſere Leute ſelbſt haben ſich ſeit zehen Jahren gewaltig abgeändert. Iſts nicht wahr, Herr Hauptmann Gellwig, wir haben die Leute nicht mehr, die wir in dem letzten Kriege hatten. Es iſt gar der Muth, die Unerſchrockenheit, die Luſt zu fechten, nicht mehr da, die ſonſt unſere Soldaten ſo berühmt machte. Aber woher kommts? ſie ſind aufgeklärter. Der gemeine Mann trift da und dort bey ſeinem Hauswirthe ein Buch an, lieſt es, und räumt dadurch nach und nach in ſeinem Kopfe auf. Das war ſonſt alles nicht. Da konnte man eine halbe Straße durchſuchen, ehe man in einem Hauſe ein anderes Buch als eine Bibel, Kalender und Poſtille, antraf.

F. Ich möchte doch nicht alles ſo ganz auf Rechnung der Aufklärung ſchreiben. Die Veneriſchen Krankheiten, müſſen auch wohl mit in Anſchlag gebracht werden. Dieſe reiſen ja, wie der Herr Major wiſſen, unter unſern Soldaten nicht ab, die ſaugen ihnen das Mark aus den Knochen. Wo ſoll da Muth her kommen!

M. Die ſind immer unter den Soldaten geweſen, aber in der Aufklärung müſſen wir den eigentlichen Grund von der Abnahme der Tapferkeit ſuchen. Stellen Sie ſich vor, mein lieber Feldprediger, daß itzo eine Batterie ſoll erſtiegen, oder ein Moraſt paſſirt werden: Je damals ja ausgemacht, daß erſt ein Regiment zuſammengeſchoſſen werden muß, ehe nur einer von unſern Leuten zum Schuſſe kommt, und daß ein paar Bataillons erſt ſincken müſſen, damit die andern drüber gehen können. Nun geben Sie mir ein Corps recht dumme Leute! Sie werden drauf losgehen, und nicht eher an die Gefahr dencken, bis ſie liegen. Das läßt mir aber der aufgeklärte Soldat wohl bleiben. Wenn der commandirt wird, ſo fängt er an zu räſonniren, berechnet, wie hoch die Batterie wohl ſeyn möchte, die erſtiegen werden ſoll, wie viel dabey wohl Leute fallen möchten, wie tief der Moraſt wohl ſey, wie viel Mann erfordert werden, ihn zu füllen. Wo ſoll denn die Courage herkommen? Wenns in Krieg gehen ſoll, ſo räſonnirt er über die Rechtmäſigkeit oder Unrechtmäſigkeit deſſelben! Was geht das dem gemeinen Manne an. Mag doch der Krieg rechtmäßig oder unrechtmäßig ſeyn, darnach hat er nichts zu fragen. Er iſt weiter nichts als eine Kanone, die die Kugel dahin ſpielen muß, wohin ich ſie richte, ohne daß ſie fragen darf, was ich dabey für eine Abſicht habe.

F.

F. Ich dächte aber doch, ein Menſch wäre etwas mehr als Kanone. Wenn die Kanone trift, ſo liegt der Grund nicht in ihr, ſondern in dem Kopfe des Mannes, der ſie ladete und richtete. Die menſchliche Vernunft iſt das mächtigſte, das wir kennen. Je aufgeklärter ſie iſt, deſto mächtiger muß ſie auch ſeyn. Ich ſollte alſo meynen, ein aufgeklärter Soldat müßte allezeit mehr ausrichten können, als ein unaufgeklärter.

M. Ey, halb haben Sie recht, lieber Feldprediger, aber nicht ganz. Wenn Sie von Officieren reden, ſo ſtimme ich Ihnen vollkommen bey, je aufgeklärter der Soldat iſt, deſto mehr kann er ausrichten. Der gemeine Mann darf es aber nicht ſeyn. Der hat keine Vernunft nöthig, wenn der gute Knochen, Behendigkeit und blinden Gehorſam beſitzt, ſo iſt man mit ihm zufrieden. Bedencken Sie doch nur um Gottes Willen die Beſtimmung des Soldaten, lieber Feldprediger!

F. Und die iſt?

M. Morden, verwüſten, verbrennen. Wird denn dazu nicht ſchlechterdings ein gewiſſer Grad von Barbarey, und Rohheit erfodert?

Da würden wir mit einer Armee voll Wahrheitsgefühl weit kommen. Wenn ſie morden ſollte, ſo würde ſie wollen verbinden, wenn ſie zum anſtecken commandiret würde, ſo würde ſie wollen löſchen, und wenn ſie Befehl bekäme, ein Mehlmagazin ins Waſſer zu ſchütten, ſo würde ſie ſagen, es wäre Schade um die edle Gottesgabe! Der Feind möchte vielleicht hungern, wenn man ihm ſeinen Vorrath verderbte. Solche Befehle zu vollziehen, verlangt man Barbaren, aber keine Aufklärung.

F. Und doch glaubte ich, daß auch der aufgeklärte Mann hart ſeyn würde, wenn das Beſte des Vaterlands ihm dieſe Härte nothwendig machte.

M. Ja, das iſt wahr. Ich mercke ſchon was ſie ſagen wollen. Das iſt ja aber unter uns allen ausgemacht, daß wir nicht eher als alle hundert Jahre einen Krieg fürs Vaterland haben, und daß die mehreſten Kriege nur geführt werden, um die Einnahmen und den Titel der Fürſten zu vergrößern. Das darf aber der gemeine Mann nicht wiſſen. Bey dem muß immer Religion und Vaterland die Looſung ſeyn. Wie iſt das nun bey zunehmender Aufklärung möglich?

Noch im letztern Kriege habe ich die Wirkung der Aufklärung recht mit eigenen Augen geſehen. Wenn ſonſt der General rief, Kinder, haltet euch gut! es geht für die Religion und das Vaterland, ſo wirkte es wie ein elektriſcher Schlag durch die ganze Armee, alle Augen funkelten, alle ſtampften, vor Begierde zu fechten. Im letzten Kriege wollte der General Prellwitz auch ſo etwas verſuchen, ritt, ehe es zum Angriffe gieng, vor der Fronte auf und ab, ſprach den Soldaten Muth ein: „Kinder! ſagte er! wir haben heute einen warmen Tag! haltet euch gut! Denkt, es gilt das Vaterland. Ein braver Soldat läßt ſein Leben gern für das Land, das ihn ernährete! folgt mir! denkt ans Vaterland! Vaterland! Vaterland! Werdet eurem Vaterlande nicht untreu!„ Dieſe Rede that nicht die geringſte Wirkung. Die mehreſten Soldaten lachten dem General ins Geſichte, und ich hörte mit meinen eigenen Ohren, daß einer zu ſeinen Cameraden ſagte: der General muß uns vor erſtaunlich dumm anſehen, wenn er glaubt, daß wir das Fürſtenthum Ritzhagen, daß wir für den Fürſten erobern ſollen, zu unſerm Vaterlande rechneten.

F. Wenn ich ihnen nun auch das alles zugebe, ſo folgt doch aus allem, was der Herr Major geſagt haben, weiter nichts, als daß Krieg und Aufklärung nicht miteinander beſtehen können, und daß eines dem andern weichen müſſe. Da fragt ſich nun welches von beyden?

M. Wenn es auf das Wünſchen ankäme, ſo wünſchte ich freylich, daß der Krieg aufhöre, hätte auch alsdenn nichts dagegen, wenn mit der gehörigen Klugheit der gemeine Mann etwas klüger gemacht würde. Aber was hilft denn das Wünſchen? genug der Krieg iſt da und wird bleiben, und iſt auch ſchlechterdings nothwendig —

F. Quod nego Herr Major! wenn die Landleute können ohne Balgereyen und Schlägereyen zuſammen leben, warum nicht auch die Fürſten?

M. Ey ein Fürſt iſt kein Bauer.

F. Aber doch ein Menſch. Und die Erfahrung lehrt doch daß ſeit dem die Landleute mehr Cultur bekommen haben, die Schlägereyen unter ihnen faſt gänzlich aufhören, ſo daß es Dörfer giebt, wo man in einem halben

Jahrhunderte von keiner Schlägerey etwas gehöret hat. Wenn nun der Menſch im Landmanne den Grad von Cultur bekommen kann, daß er die Schlägereyen verabſcheut, warum nicht auch im Fürſten?

M. Der Fürſt hat keinen Oberherren, deſſen Strafe er fürchten dürfe.

F. Und den hat er allerdings — ſein Gewiſſen, ſein moraliſches Gefühl. Jemehr dieſes verfeinert wird, deſto mehr wächſt die Verabſcheuung des Kriegs. Beſtätiget dieß nicht Erfahrung? Ueberſehen der Herr Major ganz Europa! erblicken ſie einen Eroberer auf allen Fürſtenſtühlen? ſind nicht ſo gar die ehemaligen Krieger friedfertiger geworden?

M. Ja das iſt wahr, und die mehreſten Fürſten ſuchen itzo mehr ihre Ehre in Erhaltung des Friedens, als in Führung des Kriegs. Aber bey alle dem wird doch Krieg bleiben, und ſo lange der bleibt muß die Aufklärung bey dem gemeinen Soldaten verhindert werden.

F. Ich dächte noch mehr befördert, damit die Führung des Kriegs unmöglich gemacht würde. Doch liebſter Herr Major, ich habe Ihnen vielleicht ſchon zu ſtark widerſprochen.

Verzeihen Sie mir. Genug ich thue meine Pflicht auf dem Poſten wohin mich Gott geſtellt hat, und überlaſſe es der Vorſehung, wie ſie meine Arbeiten für das Beſte des Ganzen brauchen will. Die Aufklärung und moraliſche Beſſerung der Soldaten-Kinder liegt wohl niemanden mehr ob, als dem Feldprediger. Folglich muß ich die Beſorgung derſelben übernehmen, und nicht zugeben, daß irgend eine menſchliche Kraft zerknickt und unbrauchbar gemacht werde.

M. Sie meynen es gut, lieber Feldprediger, und ich ſchätze Ihr gutes Herz. Sie müſſen die Sachen aber nur nicht von einer Seite anſehen, Sie müſſen ſie im Zuſammenhange betrachten lernen. Wenn man die Sachen an ſich ohne Rückſicht auf das Ganze betrachtet, ſo ſcheint es ja freylich, als wenn keine Kraft, die Gott gemacht hat, von uns dürfe zerknickt werden, daß wir allen Kräften zu ihrer Entwickelung behülflich ſeyn müßten, aber wenn man auf das Ganze ſieht, ſo überzeugt man ſich leicht, daß nicht alle Kräfte entwickelt werden dürfen, daß auch manche um des gemeinen Beſtens willen zerknickt werden müſſen, ſonſt dürften wir auch unſere Hausthiere nicht caſtriren.

F. Erlauben mir der Hr. Major! ein Menſch iſt kein Hausthier — zwiſchen der Seelenkraft eines Menſchen und dem Zeugungs-Vermögen eines Thieres iſt ein unermeßlicher Unterſchied. Der Menſch hat ein Recht das Zeugungs-Vermögen bey ſeinen Hausthieren zu zernichten, weil ſie ſein Eigenthum ſind, und er durch ihre Caſtrirung leichter zu ſeinen Abſichten kommen kann. Aber nie, nie, kann ein Menſch ſo des andern Eigenthum werden wie ein Hausthier es iſt, nie hat alſo ein Menſch ein Recht die Kräfte des andern zu zerknicken, damit er durch ihn ſeine Abſichten deſto beſſer erreiche. Zwiſchen dem einfältigſten Bauer und ſeinem beſten Hammel bleibt allezeit ein größerer Abſtand, als zwiſchen dem mächtigſten Monarchen und einem Negerſclaven. Jener iſt Herr des Hammels, dieſer hört nie auf Bruder des Sclaven zu ſeyn.

Nicht alſo das Wohl des Ganzen, nicht das allgemeine Beſte, ſondern der Despotismus macht es nöthig, daß die menſchlichen Kräfte zerknickt werden, und einem großen

Theile der Menſchen die Aufklärung verſagt werde, damit er ſeine Brüder deſto kühner unterjochen und ſie zu ſeinen Hämmeln und Laſtthieren und Zugviehe machen könne; oder wie Zollikofer ſpricht: Nur dem Betrüger, nur dem Tyrannen im Staat und in der Kirche kann daran gelegen, kann es zur Erreichung ſeiner herſchſüchtigen Abſichten nöthig ſeyn, die Menſchen im Irrthum und in der Blindheit zu erhalten, und das Licht von ihnen zu entfernen, das ſeine Geſinnungen und Thaten enthüllen würde. Wer Boſes will und Böſes thut, mag es auch hier heiſen, der kommt nicht an das Licht und verwehrt auch andern, ſo viel an ihm liegt, den Zutritt zum Lichte.

Haben der Herr Major die zollikoferſche Predigt, vom Werthe der gröſſern Aufklärung der Menſchen, noch nicht geleſen?

M. Nein.

F. Die ſollten Sie wirklich leſen, ſie ſteht im zweyten Bande ſeiner Predigten, von der Würde des Menſchen. Ich bin ſo frey dieß Buch Ihnen dieſen Abend zuzuſchicken. Ich hoffe, wenn Sie einige Blätter darinne geleſen ha haben, daß Sie den folgenden Tag es für die Militär-Bibliothek werden kommen laſſen.

Der Major brach das Geſpräch ab, lenkte es auf gleichgültige Dinge, konnte es aber doch nicht verbergen, daß er den Kürzern gezogen habe.

Nach aufgehobener Tafel kam die Rede, auf die Redouten, wobey viel gelächelt und in die Ohren geyflüſtert wurde. Da der Feldprediger und ich nun dabey überflüßig zu ſeyn ſchienen, ſo yflüſterte ich ihn auch in das Ohr, daß es mir lieb wäre, wenn wir uns wegbegäben.

Mein Vorſchlag wurde angenommen, wir ſchlichen uns fort, und ich ſetzte mich, bey meiner Zurückkunft, ſogleich nieder, um dieſen Brief an Sie zu ſchreiben.

Ich bin aber während dem Schreiben ſehr unterbrochen worden, weil alle Augenblicke Trödler und Trödlerinnen an die Thür klopften, und mir allerley Kleidungsſtücke, Uhren, Tabatiern, Bücher und dergleichen zum Verkauf anboten. Der Feldprediger verſicherte mich, daß dieſe Sachen alle von ſolchen Leuten kämen, die dieſen Abend die Redoute beſuchen wollten, und das dazu nöthige Geld nicht aufbringen könnten.

Ich habe bey dieſer Gelegenheit die ſchöne Zweybrückſche Edition von Rouſſeau Wercken, und die Mülleriſche Ausgabe vom Linnée, beyde zuſammen für einen Louisd'or gekauft.

Bey dieſer allgemeinen Sehnſucht nach den Redouten, iſt auch bey mir die Luſt erwacht, einmal an denſelben Theil zu nehmen. Ich werde ſie alſo dieſen Abend beſuchen, und muß eben deswegen meinen Brief ſchließen, damit ich zu meiner Umkleidung Zeit behalte. Stets bin ich

Ihr

treuer

Carl.

Drey und zwanzigſter Brief.

Die Hofräthin Grimmlein an Zelnick.

Grünau den 11. Jenner.

Was haben Sie aber mein Lieber, bey Ihrem Briefe eigentlich zur Abſicht? Etwa mir die Gröſe meines Verluſts recht fühlbar zu machen? Bey der dermaligen Lage der Dinge iſt wohl für uns beyde kein anderer Weg da, wieder zu unſerer Gemüthsruhe zu kommen, als dieſer — daß wir uns bemühen einander zu vergeſſen. Ich bitte alſo mir von Ihnen die Freundſchaft aus mich nie wieder durch einen Brief an Sie zu errinnern. Und damit Sie meine Bitte deſto eher laſſen Statt finden, ſo muß ich Ihnen ſagen, daß mein Mann im höchſten Grade eiferſüchtig iſt, und daß mir ein unermeßliches Unglück bevorſtünde, wenn er erführe, daß ich mit Ihnen, den Briefwechſel noch fortſetzte. Denn Ihre vorigen Briefe ſind meinem Manne bereits in die Hände gefallen, und haben mir unbeſchreibliche Leiden verurſacht, die ich niemanden als Gott klagen kann. Leben Sie wohl und vergeſſen

Ihre

Louiſe.

Vier und zwanzigſter Brief.

Carl an den Oberſten von Brav.

Carmin den 12. Jenner.

Beſter Herr Vetter!

Geſtern ſchon ſetzte ich die Feder an, um Ihnen die Abentheuer zu melden, die ich bey der

Nachtſchwärmerey angetroffen habe, war aber nicht vermögend einen vernünftigen Gedanken zuſammen zu bringen. Mein ganzes Ideenmagazin kam mir vor, wie ein Buchdruckerkaſten, in dem alle Schriften durch einander geworfen und gerittelt ſind, ſo daß man Viertelſtunden lang ſuchen muß, ehe man den Buchſtaben findet, den man verlangt. Wenn ich mit vieler Mühe einige Gedanken zuſammen gebracht hatte, und wollte ſie nieder ſchreiben, ſo fielen mir die Augen zu, und eine Menge groteſke Figuren gaukelten vor mir vorbey, ſo daß ich das Ding endlich überdrüßig bekam, mich gegen zehn Uhr vormittags zu Bette legte, und bis vier Uhr nachmittags ſchlief.

Auf dieſe Art habe ich einen ganzen Tag, von den wenigen, die mir hier zu leben beſtimmt ſind, verloren, und ich habe dadurch eine ſolche Abneigung gegen dieſe Art von Beluſtigung bekommen, daß ich wohl ſchwerlich jemals wieder Theil daran nehmen werde.

Ich fuhr als Officier gekleidet nach dem Redouten-Saale. Bey meinem Eintritte ſtrömten eine ſolche Menge unerwarteter Bilder in meine Seele, daß ich einige Minuten nöthig hatte, mein Bewußtſeyn wieder zu erlangen und mich von der Betäubung wieder zu erholen den mir die Menge ungewohnter Empfindungen verurſacht hatte.

Da ich wieder zu mir ſelbſt kam, war das mein erſtes Geſchäfte, daß ich im Saale auf und ab gieng, und die Masken betrachtete. Es iſt wahr, daß ich ohne Vergnügen und Lachen nicht zuſehen konnte, wenn Mönch und Türkin, Jude und Nonne, Officier und Zigeunerin, u. d. g. mit einander tanzten, und ich empfand bey dieſen lächerlichen Irreguläritäten wirklich einen wollüſtigen Kützel, der etwa eine halbe Stunde dauerte. Sobald ich aber ein Bischen zu räſonniren anfieng verlohr er ſich. Ich bemerkte Masken, die ſo ſcheuslich und ſo geſchmacklos gewählt waren, daß man nothwendig über die Roheit derer, die darinne ſtaken, ſich ärgern mußte; andere machten ihren Erfindern deſto mehr Ehre, man bemerkte daran durchgängige Harmonie, und ſahe, deß jede Schleife, jede Schnalle abſichtlich ſo und nicht anders geſtellt war. Dieß machte mir Freude, die aber auch nicht lange dauerte. Denn, wenn ich bedachte, wie viel Zeit und Geld zur Verfertigung eines ſolchen Anzugs wohl nöthig geweſen ſey, und was mit dieſem Aufwande von Zeit und Geld wohl hätte Gutes geſtiftet werden können, ſo konnte ich ihn nicht anders, als mit Widerwillen anſehen.

Das gieng ſo weit, daß ich wirklich einen ziemlichen Anfall von übler Laune bekam, und bey alle dem Geräuſche, daß um mich her war, doch immer einſamer wurde. Ja ich würde gewiß mich haben entfernen müſſen, wenn ich nicht durch einen unerwarteten Auftritt wieder zur Fröhlichkeit wäre geſtimmt worden. Eine Maske erſchien als Invalid, hatte ein Zählbret angeſchnallt, auf welchen die Worte ſtunden: **Zum Unterrichte der Soldatenkinder**, und gieng langſam im Saale auf und ab.

Kaum erblikte ich ſie, ſo zog ich meine Börſe, und ſchüttete, ich weis es ſelbſt nicht, wie viel in das Zählbret. Ein Jude, der neben mir ſtund, that ein gleiches, ein Franziſcaner folgte nach, und in etlichen Minuten drängten ſich die Masken von allen Seiten bey, und contribuirten ſo reichlich, daß der Invalid, welcher, wie es ſich hernach auswies, der Major von Stampul war, das Zählbret zweymal ausleeren mußte.

Bey dieſer Gelegenheit zog eine weiß und ſchwarz gekleidete Nonne meine Aufmerkſamkeit auf ſich, die 2 Dukaten aus ihrer Börſe holte, und dem Invaliden in ſein Zählbret ſteckte. Schon ihr Gang, ihre Taille, und der mit Geſchmak gewählte Anzug hatten meine Augen auf ſie gezogen; da ich aber aus dieſer Milde, auch auf eine edle Seele ſchloß, ſo zog ſie auch mein Herz an ſich. Kaum waren die Dukaten aus dem Händchen geſchlüpft, ſo faßte ich es, und forderte ſie zum Tanze auf.

Verzeihen Sie mir, mein Herr, ſagte ſie, ich werde heute nicht tanzen!

J. Vielleicht nur mit mir nicht.

Sie. Mit Niemanden. Wenn Sie mich mit einer andern Maske tanzen ſehen, ſo ſollen Sie es als eine Beleidigung annehmen.

J. Und ich habe immer geglaubt das größte Vergnügen bey der Maskerade wäre der Tanz. Ohne Tanz hat man wohl Langeweile.

S. Sie mögen Recht haben. Aber es hängt nicht von meiner Entſchließung ab, daß ich hier bin. Wenn ich meiner Neigung hätte folgen dürfen, ſo ſäße ich itzo ganz einſam und überließ mich meinen Gedanken.

J. Sie ſind doch nicht krank?

S. Krank? ja und nein, wie Sie wollen. In Anſehung des Tanzes bin ich wirklich krank — wenn das Herz traurig iſt, hilft keine äußerliche Freude.

J. Doch bisweilen. Wenigſtens zieht ſie eine Zeitlang unſere Gedanken von den unangenehmen Gegenſtänden ab, die uns verdrüßlich machen. Ich bitte nochmals!

S. Setzen Sie mich doch nicht in die Nothwendigkeit Ihnen abſchlägliche Antwort geben zu müſſen.

J. Und machen Sie mich doch nicht mißvergnügt. Ich werde mich den Augenblick, voll Verdruß entfernen, wenn die Perſon, die gute Anſtalten ſo milde unterſtützt, mich nicht für würdig hielt —

S. Wie? Was?

J. Sie denken gewiß ich habe nichts geſehen? Kommen Sie meine Beſte! Sie mögen Ihr Anliegen haben, aber wer Gutes thun kann, kann nicht unglücklich ſeyn.

Und ſo zog ich ſie denn, mit einiger Weigerung, zum Tanze zu, tanzte mit ihr erſt Menuet, und da ſie einmal in Gang war, Engliſch. Da der zweyte Engliſche Tanz geendigt war, ſagte ſie mit feſter Entſchloſſenheit, nun ſey es genug, nun keinen Schritt weiter. Sie hängen blos von Ihren Entſchließungen ab, antwortete ich, ließ aber doch die Hand, die ſich immer loswinden wollte, nicht los, ſondern folgte ihr nach und ſetzte mich neben ſie.

Ich brachte ſie bald zu einem Geſpräche über die Unvollkommenheit der menſchlichen Glückſeligkeit, über die Bitterkeit fehlgeſchlagener Wünſche, und Sie ſprach über dieſe Sachen ſo vernünftig, daß ich mich ganz vergaß, in der Entzückung ihre Hand ergriff, und ſagte: noch eine Bitte, meine Beſte!

S. Und die heißt?

J. Daß Sie mir die Freundſchaft erzeigen, und mit mir in das nächſte Zimmer gehen, um ſich zu demaskiren.

S. Wofür ſehen Sie mich an mein Herr?

J. Für ein ſehr vernünftiges und edeldenkendes Frauenzimmer: Aber wofür halten Sie mich?

S. Das weis ich nicht. Es ſcheint mir aber indiskret zu ſeyn, wenn ein Unbekannter einem Frauenzimmer, bey der erſten Unterredung, einen ſo hohen Grad von Zutrauen abfordert.

J. Sezt denn das zu großes Zutrauen voraus, wenn man ſich in die Augen ſehen läßt? Morgen geſtehen Sie der ganzen Welt die Gefälligkeit zu, um die ich itzo ſo inſtändig bitte.

S. (nach einigen Beſinnen) Ich weis ja gar nicht mit wem ich die Ehre habe zu ſprechen. Wie iſt Ihr Name?

J. Carlsberg.

S. Carlsberg? Wo haben Sie ſich denn zeither aufgehalten?

J. Vorigen Sommer in Grünau, itzo lebe ich auf meinem Landguthe.

S. In Grünau? wo wohnten Sie denn?

J. Im Grimmleinſchen Hauſe.

Sobald ich dieß geſagt hatte, ſchlang ſie vertraulich ihren Arm um den Meinigen, zog mich nach einem Zimmer zu, und ſagte, für einen ſo braven Mann ſich zu demaſkiren, darf kein Frauenzimmer Bedenken tragen.

Ich folgte ihr voller Erwartung.

Kaum waren wir von Zuſchauern entfernt, ſo erblickte ich — Carolinen Menzerin, das liebe Mädchen, das ihres Liebhabers auf eine ſo unmenſchliche Art war beraubt worden.

Meine Freude über dieſe Entdeckung war unbeſchreiblich, und die ihrige ſchien nicht geringer zu ſeyn. Ich ließ ſogleich Punſch herbeybringen, und unſere Vertraulichkeit erreichte bey derſelben einen ſehr hohen Grad. Ich beſchrieb ihr, ohne Zurückhaltung meine gegenwärtige Lage, in der ich mich gegen Henrietten befinde, und ſie hingegen klagte mir mit größter Offenherzigkeit den Zwang, dem ſie ſich bey Hofe unterziehen müßte. Am Ende wurde ſie ſo vertraut, daß ſie meine Hand faßte, und ſagte: Nun lieber Herr von Carlsberg, ich habe Ihnen heute keine Bitte abgeſchlagen, wenn ich nun bitte?

J. So iſt Ihnen alles zugeſtanden. Bitten Sie doch recht viel!

S. Ho! Ho! bedenken Sie ſich!

J. Alles iſt bedacht! heraus mit der Bitte!

E. Ihre Hand!

J. Hier iſt ſie!

E. Wenn nun Henriette die Ihrige iſt — doch ich bitte zu viel, eine abſchlägliche Antwort würde mich zu ſehr demüthigen.

J. Von mir dürfen Sie keine abſchlägliche Antwort beſorgen. Heraus mit der Bitte.

S. Wenn nun Henriette die Ihrige wäre.

J. Nu?

S. Wollten Sie wohl Henriettens Freundin erlauben, bey ihr zu leben?

Liebe, Mitleiden, Bereitwilligkeit zu dienen und — Punſch hatten mich ſo begeiſtert, daß ich die Grenzen des gewöhnlichen Wohlſtandes überſchritt, das Mädchen umarmte, und ſie verſicherte, daß die beſten Zimmer auf meinem Landgute zu ihren Dienſten ſtünden.

Wenn es ihr Ernſt iſt, ſagte ſie, indem ſie ſich von mir los wand, ſo verlaſſen Sie mich augenblicklich, gehen allein zur Geſellſchaft, und ſind mir nun ganz fremd. Meine Prinzeſſin, die mit auf dem Balle iſt, ſucht mich itzo gewiß auf, und wenn ſie mich bey Ihnen findet, ſo iſt mein ganzer Plan vereitelt.

J. Ich lachte, legte meine Larve wieder an, und ſchlich mich allein zur Geſellſchaft, in der ich, nach einiger Zeit, meine Nonne auch wieder bemerkte.

Fortſetzung.

Schon vor der Unterredung mit dieſem Mädchen,

chen, war eine Venetianerin um mich herum gegangen, die es ziemlich deutlich merken ließ, daß ſie von mir wollte bemerkt ſeyn. Itzo fand ſie ſich wieder ein.

Ich forderte ſie zum Tanze auf, und ſie nahm die Aufforderung ohne Weigerung an. Da wir einen Engliſchen Tanz mit einander gemacht hatten, nahm ſie meine Hand und beſchrieb in dieſelbe mit ihrem Finger einen C. Ich nickte, nahm ihre Hand, und beſchrieb in dieſelbe, blos zum Scherz, ebenfalls einen C. Da ſchlang ſie buhleriſch ihren Arm um den meinigen, drückte meine Hand und führte mich in ein Nebenzimmer. Warum ſagte ſie, da wir allein waren, wollen wir uns gegen einander ſo fremde ſtellen? als wenn wir einander heute zum erſtenmal ſähen? herunter mit der Maske!

Meine ſoll gleich herunter ſein, ſagte ich: und die meinige auch ſagte ſie. Geſagt, gethan. In einem Hui ſtanden wir beyde demaskirt da.

Aber wie groß war unſerer beyder Verlegenheit, da wir einander in die Augen ſahen. Unter der Maske der Venetianerin, entdeckte ich meine Mutter, und ſie, die unter meinem

Anzuge wer weiß wen vermuthet hatte, war aus aller Faſſung, da ſie ihren Sohn vor ſich ſahe. Biſt du es? ſagte ſie.

J. Sind Sie es? Liebe Mamma.

M. Ja, Ja, (indem ſie an ihren Schleifen zupfte, ſie zurecht legte, und nicht wußte, was ſie vorbringen wollte)

J. Das iſt mir doch lieb — ſo unerwartet.

M. So muß man die jungen Herrn belauſchen. Die Liebe zu Henrietten muß doch ſo feurig nicht ſeyn, wenn eine Maske den jungen Herrn ſo feſſeln kann.

J. Mich feſſeln?

M. O leugne doch nicht Carl! warum ſchlangſt du denn deinen Arm ſo verliebt um den Meinigen? Dachteſt gewiß du hätteſt ein junges Mädchen?

J. Gewiß, liebe Mamma, Sie thun mir Unrecht. Ich werde meiner Henriette nie untreu werden.

M. Wirklich nicht? auch wenn die Mutter es befiehlt?

J. Eine ſo gute Mutter kann mir nichts Böſes befehlen.

M.

M. Ich glaube der Herr Sohn will moraliſiren? Seht doch!

Es erfolgte von beyden Seiten ein Stillſchweigen. Meine Mutter hatte die Rolle nicht ſtudirt, die ſie itzo ſpielen wollte, und mir ſchloß die Hochachtung, die ich einer Perſon, die mich wenigſtens unter ihrem Herzen getragen hatte, ſchuldig bin, den Mund. Itzt ſchien ſich meine Mutter geſammelt zu haben, ſie kam mit entſchloßener Miene zu mir, faßte meine Hand, und ſagte: mein Sohn!

J. Gnädige Mamma!

M. So iſt alſo dein Entſchluß, dich mit Henrietten zu verbinden, unabänderlich?

J. Unabänderlich, ſo lange Sie mir keine hinlängliche Gründe anführen, die ihn abändern könnten.

M. Ich dächte doch du thäteſt wohl, wenn du dich erſt ein Bischen unter unſern adelichen Familien umſäheſt. Vielleicht fändeſt du eine Perſon die dein Herz Henrietten vorzöge.

J. Das iſt unmöglich.

M. So kommt dirs vor, weil du noch wenig Umgang mit Frauenzimmer gehabt haſt. Henriette war vielleicht das erſte Mädchen mit dem du Freundſchaft ſchloſſeſt. Es war alſo kein Wunder, wenn ſie dein Herz verſtrickte. Wenn du ſie aber erſt haſt, und die erſte Hitze iſt vorbey, dann denk ich wird es dich reuen, wenn du an die vortheilhaften Verbindungen denkſt, die du hätteſt ſchlieſen können, und die du um ein nacktes Mädchen willen verſcherzt haſt. Du biſt mein liebſter Sohn! mein Carl! du ſollteſt mich dauern, wenn ich dich einmal misvergnügt leben ſähe.

J. So würde ich die Schuld von meinem Misvergnügen mir ſelbſt beylegen müſſen.

M. Du ſprichſt wie ein Verliebter. Verliebte faſſen aber nicht immer die vernünftigſten Entſchlieſungen, und haben ſchlechterdings einen Freund nöthig, der ihnen mit ſeinem Rathe beyſteht. Höre meinen mütterlichen Rath lieber Carl.

J. Und der iſt?

M. Wenn du deine Neigung zu dem Mädchen durchaus nicht mäßigen kanſt, ſo nimm ſie doch auf ein paar Jahre bey dich als Geſellſchafterin! dawider habe ich gar nichts. Au contraire wenn du ſie lebenslang behalten willſt ſo will ich nichts dagegen reden. Nur die Mariage laß dir nicht in den Sinn kommen.

J. Und was habe ich gethan gnädige Frau Mamma, daß ſie eine ſo ſchlechte Meynung von mir bekommen haben, als wenn ich, auf Koſten der Ehre meiner Geliebten, mein Vergnügen ſuchen könnte.

M. Iſt das dein wirklicher Ernſt?

J. So wahr ich ihr Sohn bin.

M. Und haſt alles wohl überlegt?

J. Ich habe ſeit der Zeit, da ich das Mädchen liebe, nichts überlegen können als dieſes.

M. Nun ſo verbinde dich denn mit dem edlen Mädchen, das ſo viele Vorzüge hat, daß du dabey den Schimmer des Adels verachten konteſt. Ich, ich gebe dir zu deiner Verbindung meinen mütterlichen Conſens und Segen.

J. Und das wäre Ernſt?

M. Serieuſement. Mache mir nur bald die Freude, und führe mir das liebe Mädchen zu, damit ich ſie ſelbſt ſehen, und als meine Schwieger-Tochter umarmen kann. Willſt du Carl?

J. O beſte Mamma! ich traue meinen Ohren nicht. Woher ſoll ich mir dieſe plötzliche Veränderung erklären?

M. Es iſt gar keine Veränderung vorgegangen, mon cher. Alles was ich zeither gethan habe, war Affectation, damit ich dich auf die Probe ſtellen wollte, ob Deine Liebe bloße Paſſion ſey, oder ob die Reflexion daran Theil habe. Nun da ich ſehe daß deine Liebe ſich auf Reflexion und Raiſonnement gründet, nun will ich ihr de tout mon coeur favoriſiren.

J. O beſte Mamma, nun erkenne ich wieder den edlen mütterlichen Sinn, den ich ſo lange verkannt habe. O verzeihen Sie mir!

M. Es iſt alles pardonnirt. Kann ich meine liebe Tochter bald embraſſiren?

J. Sobald Sie befehlen.

M. Wenigſtens binnen vier Wochen. Itzo, mon cher, laß uns wieder zur Geſellſchaft gehen.

Fortſetzung.

Ich gieng zur Geſellſchaft, wie ein Träumender. Die Bilder, die itzo meine Einbildungskraft hervorbrachte, gaukelten ſo lebhaft in meiner Seele herum daß meine Sinne gegen alle Empfindungen wie verſchloſſen waren. Mitten im Saal ſtand ich, mit über einandergeſchlaſchlagenen Armen, glaubte Henrietten zu ſehen, überbrachte ihr die erwünſchte Nachricht, erhielt von ihr neue Verſicherung der Treue, ward ihr Mann, ward Vater, ſaß im Kreiſe meiner Familie, und hörte nichts von der Muſik, die mit ihrem Lärmen den ganzen Saal anfüllte. Sahe auch nichts von den Masken, die vor mir vorüber wandelten.

Endlich weckte mich jemand aus meinem Traum auf, das mir die Hand druckte und sagte: Leben Sie wohl! ein ehrlicher Mann hält ſein Wort. Ich fuhr wircklich zuſammen, und hatte einige Zeit nöthig, um mich zu ſammeln, und meine Gedancken in die gegenwärtige Welt zurücke zu rufen. Es war die gute Caroline, die eben ietzo die Geſellſchaft verlaſſen wollte. Wort wird gehalten, ſagte ich, und das vielleicht eher, als Sie es vermuthen.

So? ſagte ſie. Ich bin ſehr begierig eine nähere Erklärung davon zu wiſſen. Ich muß aber fort, meine Prinzeſſin erwartet mich. Leben Sie wohl — und vergeſſen Sie mich nicht — und — wenn Sie Henrietten ſchreiben — tauſend Empfehlungen von mir.

Ich gieng jetzo zu meiner Mutter, die in der Venetianerinn ſtak, und bot ihr meinen Wagen an. Sie ſagte aber, ſie ſey ſchon engagirt, hoffe aber nächſtens mich länger ſprechen zu können.

Wirklich ſahe ich auch, daß ihr ein Bergmann bald den Arm bot, und mit ihr weggieng.

Ich war geſonnen heute zu Henrietten als Courier zu reuten, mein Feldprediger hatte mich aber davon abgehalten. Er bäte es ſich ſagte er, zur Belohnung aus, daß ich ihm erlaubte, ein Zeuge zu ſeyn, wenn ich meiner Henriette die Nachricht überbrächte, daß ſie nun ganz die Meinige ſey. Dieß konnte ich ihm nicht abſchlagen. Nun reuet es mich aber faſt, weil er mich verſichert hat, daß er nicht eher mit mir reiſen könnte, bis er ein gewiſſes Geſchäft, das er mir verſchweigt, geendigt hätte.

Ich bin unausgeſetzt

der Ihrige

Carlsberg.

Fünf und zwanzigſter Brief.

Carl an den Kaufmann Kolbert.

Carmin den 13 Jenner.

Mein lieber Kolbert.

Ich habe die Sache, um derentwillen Sie mir geſchrieben haben, von allen Seiten überlegt, ſehe aber nicht ein, wie ich Ihnen darinne dienen kann. Das iſt wohl etwas leichtes daß das Gut auf meinen Namen gekauft wird. Wie ſteht es aber um die Behauptung deſſelben? So lange ich lebe, werden Sie freylich im Beſitz deſſelben nicht geſtört werden. Wie ſteht es aber nach meinem Tode? wird es ſich meine Familie nicht zueignen? und was wollen Sie ausrichten, wenn die Landesgeſetze Ihnen entgegen ſind? Ich bitte Sie daher, mir eine andere Gelegenheit zu zeigen, Ihnen gefällig zu ſeyn. Wenn Sie das Glück des Landlebens ſo hoch ſchäzen, ſo ſteht Ihnen eines von meinen Gebäuden zu Dienſte, wo Sie, nach Ihrem eignen Gefallen, entweder Oekonomie oder Handlung, treiben können.

Wenn es Ihnen aber um die 3000 Thlr. zu thun iſt, die Sie noch an Herrn von Melwich zu fordern haben, ſo melde ich Ihnen im Vertrauen, daß ihm künftiges Oſtern in Kolchis, aus der Verlaſſenſchaft ſeiner Tante, 4000 Thlr. werden ausgezahlt werden, die Sie ja mit Arreſt belegen können. Verrathen Sie mich aber nicht.

Mit der größten Aufrichtigkeit bin ich
der Ihrige Carlsberg.

Sechs und zwanzigſter Brief.

Der Oberſte von Brav an den Feldprediger Wenzel.

Holdersleben, den 14. Jenner.

Mein lieber Herr Wenzel!

Wie hoch ich Sie ſchätze, wiſſen Sie. Itzo gebe ich Ihnen einen neuen Beweis davon, indem ich Sie in dem geheimſten Anliegen meiner Seele zu meinem Vertrauten mache, und mir Ihren Rath in einem Kummer erbitte, der ſchon ſeit einiger Zeit an meinem Vater-Herzen nagt.

Die Erwartungen, die ich von meinem einzigen Sohne Ferdinand hatte, ſind mir ganz fehl geſchlagen. Ich glaubte einen geſunden, thätigen, braven Jüngling von Troppenheim zurück zu bekommen — ſtatt deſſen habe ich einen ungeſunden, unthätigen, einfältigen Menſchen zurück nehmen müſſen.

Die Urſach von dieſem Jammer mag Ihnen Carl ſagen.

Bisher habe immer noch auf angenehmere Ausſichten gehoft, aber nun ſind Sie mir alle verſchwunden. Er beſucht itzo die Herrenhutiſchen Verſammlungen, ſpricht und ſchreibt von nichts als Blut und Wunden, und der groſſen

Gnade; die ihm der Heyland erzeugt hätte.

Als ich ihm meine Verwunderung hierüber bezeugte, ſagte er: o laſſen Sie mich, liebſter Vater, die Ruhe für meine Seele, die ich gefunden habe, ungeſtört genieſſen!

J. Wo haſt du ſie denn gefunden?

F. In der Brüder-Gemeine.

J. Und wie denn?

F. Ich habe ſie einigemal beſucht, und da fiel es mir gleich auf das Herz. Ach liebſter Vater, wenn Sie doch auch einmal empfinden ſollten, was ich empfunden habe!

J. Und was denn?

F. Höllenangſt.

J. Dafür wolle mich Gott bewahren! Ich habe ſeit vielen Jahren als ein rechtſchaffener Mann gehandelt, und glaube nicht, daß Gott deswegen mich werde Höllenangſt empfinden laſſen.

F. Das iſt die ſeligſte Angſt -- Dieſe Angſt iſt Vorſchmack des Himmels.

J. Wie ſo?

F. In dieſer Angſt kam ich zum Durchbruch.

J. Ich verſtehe kein Wort.

F. Alle meine Sünden umgaben mich und der Höllenrachen öfnete ſich.

J. Da ſehe ich nichts von Seligkeit. Gott ſey gelobt, daß ich ſo gehandelt habe, daß ich von dem Allbarmherzigen nicht fürchten darf, daß er mich in den Höllenrachen ſtoßen wird.

F. Das bedaure ich, lieber Vater. Denn hören Sie nur weiter, da ich dieſe Höllenangſt empfand, warf ich mich gerade in die Arme meines gecreuzigten Heylandes.

J. Wie machteſt du denn das?

F. Wie das Täublein, das vom Geyer verfolgt wird, das in einer ofnen Höle ſeine ſichre Zuflucht findet.

J. Ich verſtehe kein Wort.

F. Ich will den Heyland bitten, daß er Ihnen das Verſtändniß öfne.

J. Du brauchſt dich nicht zu bemühen, lieber Ferdinand, ich kann ſelbſt beten. Wie gieng es denn weiter mit dir?

F. Da ich mich nun ſo ganz dem Heylande übergeben hatte, erzeigte er mir die Gnade, daß er mir im Traum erſchien.

J. Wie ſahe er denn aus?

F. Lieblich und hold, mit ſeinen heiligen fünf Wunden, hielt die Hand auf ſeine Seiten-Höle, und ſagte: hier Täublein, hierher fliehe! hier Bienlein, hier ſauge! Ach Vater!

ter! aller Welt Herrlichkeit iſt nichts gegen dieſen Anblick. Nun rühme ich mich einzig der blutigen Wunden, die Jeſus an Händen und Füſſen empfunden.

J. Das iſt doch ſonderbar! du biſt, wie du wohl weiſt, ein großer Sünder. Du haſt die Kräfte, die dir dein Gott verliehe, geſchwächt; haſt die herrlichen Anlagen zu einem frölichen Leben, zu den Freuden des Ehemanns und Vaters zerſtört. Ich hingegen bin mir ſolcher Sünden nicht bewuſt, ich habe meine Fehler bereuet, und ſo viel als möglich zu verbeſſern geſucht. Warum erzeigt mir ehrlichen Manne denn der Heyland nicht eben die Gnade, die du Sünder von ihm willſt empfangen haben?

F. Mein Heyland nimmt die Sünder an.

J. Das gereicht ihm zur größten Ehre, daß er die nicht hinaus ſtößt, die von aller Welt verlaßen ſind. Aber ein ehrlicher Mann wird doch gewiß bey ihm vor einem Sünder den Vorzug haben..

F. Gar nicht. Des Heylands Art iſt nun ſo, daß ihm die größten Sünder die liebſten ſind. Von Gerechten, die eigne Gerechtigkeit haben, will er nichts wiſſen; diejenigen, die Strafe verdienet haben, ſind ihm willkommen.

Ich rühme mich itzo meiner Sünden, und bedaure, daß ich nicht noch ein größrer Sünder bin, daß mir der Heyland noch größere Barmherzigkeit erzeigen könnte.

Nun rathen Sie mir doch, was ich mit meinem Sohne thun ſoll? Soll ich ihm verbieten dieſen Verſammlungen ferner beyzuwohnen? dieß ſcheint mir zu hart. Oder ſoll ich ihn durch Vorſtellungen davon abzubringen ſuchen? wie müßte ich es alsdenn wohl anfangen? oder ſoll ich es ihm gerade zu erlauben?

Ueberhaupt wünſchte ich ſehr, daß Sie mir Ihre freymüthige Meynung von den Herrenhutiſchen Anſtalten ſagten, damit ich doch wüßte, ob ich meinem Sohne dazu rathen, oder ihm davon abrathen ſollte. Dieſe Leute haben ohne Zweifel ſehr viel gutes an ſich, ich habe unter ihnen recht viele gute Menſchen gefunden, und gehe deswegen gern mit ihnen um. Gleichwohl wenn ich es mir denke, daß mein Sohn ſich mit ihnen vereinigen ſollte, ſo widerſpricht mein Herz. Mein Gefühl ſagt mir ich müſſe ihm davon abrathen. Da ich mir nun nicht zu helfen weis, ſo bitte ich um Ihren Rath inſtändigſt.

Der gute Carl iſt itzo, wie ich höre, bey Ihnen. Entſchuldigen Sie mich bey ihm, daß ich in Beantwortung ſeiner Briefe nicht pünctlich genug bin. Ich habe ſeit einiger Zeit wieder Anfälle vom Chiragra, die mir das Schreiben äuſſerſt beſchwerlich machen.

Er geht itzo einen Weg, auf dem viele ihre Zufriedenheit finden, die mehreſten aber verlieren. Verlaſſen Sie ihn doch ja nicht. Vollenden Sie doch an ihm Ihre treue und weiſe Leitung, von der Sie bisher ſchon ſo viel Gutes geſehen haben. Mit der aufrichtigſten Liebe bin ich

der Ihrige
v. Brav.

Siebenundzwanzigſter Brief.

Carl an den Oberſten von Brav.

Carmin den 15 Jenner.

Liebſter Herr Vetter!

Geſtern habe ich, mit meiner Mutter und dem Feldprediger, bey dem Grafen Morgasky geſpeiſt. Es wurde da mancherley gegeſſen und getrunken, aber ſehr wenig geſprochen. Und das, was geſprochen wurde, war alles ſo ſtudiert, daß es mir vorkam, als wenn ich wieder auf der Maskerade wäre. Denn es war augenſcheinlich, daß niemand ſo ſprach wie er es meynte, ſondern jeder ſo, wie er am mehrſten zu gefallen glaubte.

So kam z. E. einer von des Grafen Jagdhunden in das Zimmer, der ſich alle Ungezogenheit erlaubte, und auch in ſeiner Bildung nichts empfehlendes hatte. Demohnerachtet lobte ihn, den Feldprediger und mich ausgenommen, die ganze Geſellſchaft, und wenn er jemanden das Brod oder das Fleiſch vom Teller nahm, ſo wurde er mit einem lauten Gelächter applaudirt. Gleichwohl weiß ich gewiß, daß, wenn eines Bürgers Hund dieſe Freyheiten ſich erlaubt hätte, er eine gute Tracht Prügel würde bekommen haben.

Nach Tiſche drängte ſich alles zu dem ſiebenjährigen Sohne des Grafen, und bemühte ſich ihm Schmeicheleyen zu ſagen. Man legte ihm Fragen vor, und jede Antwort, die er gab, wurde mit lautem Beyfall aufgenommen. Vater und Mutter ſtunden dabey und bezeigten ihre Zufriedenheit. Der Feldprediger wendete ſich unterdeßen ängſtlich bald da bald dorthin, und war kaum im Stande ſeinen Unwillen über dieß unpädagogiſche Verfahren zu verbergen. Endlich faßte er mich bey der Hand und ſagte:

Ich danke Gott mit Saitenſpiel
Daß ich kein Graf geworden;
Geſchmeichelt hätte man mir viel
Und mich vielleicht verdorben.

Nu, ſagte der Vater, da er einige Zeit die Schmeicheleyen mit angehört hatte, mein Louis wird freylich, noch mehr lernen müſſen, wenn er ſeinem Stande Ehre machen will. Unterdeſſen bin ich für ſeine Jahre immer mit dem zu frieden was er weis. Herr Gisbert! wollen Sie nicht ein kleines Examen mit ihm anſtellen?

Herr Gisbert, der Hofmeiſter des jungen Grafen, trat alſo hervor und verſchafte ihm durch ſeine Fragen Gelegenheit, den ganzen Vorrath von Tönen, die er nachlallen gelernt hatte, vor der ganzen Verſammlung auszukramen.

Der Feldprediger zog mich an das Fenſter und hörte dem Examen mit dem größten Unwillen zu. Erſt wurde aus der Naturgeſchichte gefragt, und ich erſtaunte, da der junge Graf das ganze Linneeiſche Syſtem, auf ein Haar, herzuſagen, und die Nahmen und Merkmale aller Claſſen anzugeben wußte.

Für ein Kind von dieſen Jahren, ſagte ich zum Feldprediger, iſt das doch wirklich viel.

F. O ſchweigen Sie! das iſt ja wahrer Unſinn! Wozu hilft denn dieſer Wörterkram?

J. Es iſt ja kein Wörterkram, es iſt ja Sachkenntniß, und unſere Pädagogen wünſchen ja, daß die Kinder bey der Erwerbung ihrer Kenntniſſe den Anfang mit der Betrachtung der Natur machen ſollen.

F. Glauben Sie denn, daß der Graf die Natur jemals betrachtet hat?

J. Wenigſtens muß ſie ihm ſeyn beſchrieben worden.

F. Auch das nicht, ich wette wie viel Sie wollen. Alles was der Graf hier herlallt, ſind leere Töne; Staarengeſchwätz iſt es. Keines von alle den Dingen, die er ſo ſchön zu claſſificiren weis, kann er in der Natur wieder finden. Wenn ich nur einmal den Verſuch mit ihm machen könnte, daß er mir eine Pentandria, Hexandria, oder Heptandria in der Natur aufſuchen müßte, ſo würde es ſich bald ausweiſen.

J. Es ſcheint mir doch eine gute Uebung des Scharfſinns zu ſeyn, wenn man früh angeführt wird die Merkmahle aufzuſuchen. —

F. Freylich. Wird er denn aber dazu angeführt. Man ſagt ihm ja die Merkmahle vor, und läßt ſie ihm auswendig lernen. Seine Beurtheilungskraft, ſein Scharfſinn haben ja

dabey

daben ganz und gar nichts zu thun. Es hilft ihm der ganze Kram eben nicht mehr, als wenn er lernte Abrakatabra, Abrakatabra, u. ſ. w.

J. Da wäre es doch wenigſtens eine Gedächtnißübung.

F. Die iſts denn freylich, aber eine höchſt ſchädliche, die auf Unkoſten des Verſtandes und des Scharfſinnes geſchieht. Das iſt ſo die eigentliche Methode, Viros beatæ memoriæ expectantes judicium zu bilden. Statt dieſer Gedächtnißübung wollte ich lieber, daß man ihm Lieder, oder kleine Geſchichten, erſt erklärte, dann lernen ließe.

J. So halten Sie alſo das alles für unnütze?

F. Nicht bloß für unnütze, ſondern für ſchädlich. Es ſtärkt das Gedächtniß auf Unkoſten der Beurtheilungskraft, ja wenn ich es aufrichtig ſagen ſoll, auch auf Unkoſten des Herzens.

J. Wie meynen Sie das?

F. Das iſt ja augenſcheinlich. Das kleine Männchen weiß uns eine Menge Worte herzuſagen, die größtentheils Ihnen und mir, und ganz gewiß der ganzen Verſammlung fremd ſind. Das kann ihm nicht lange verborgen bleiben. Wer kann es ihm nun verdenken, wenn es glaubt mehr als alle andere zu wiſſen, ſtolz auf uns Leute herab ſiehet, und die Erwerbung wirklich nützlicher Kenntniße vernachläßigt? Nach meinen Einſichten verſteht der, der eine Pflanze zu bauen, und gehörig zu benutzen weis weit mehr Naturgeſchichte, als ein anderer, der die ganze Lineeiſche Claſſification mit dem Gedächtniße blos gefaßt, und die Beobachtung der Sachen ſelbſt vernachläſſigt hat. Iſt denn das was Schubart und Holzhauſen vom Anbau des Spaniſchen Klees geſagt haben, nicht weit reeller, als dieſe Wortkrämerey?

J. Alſo ſind Sie mit Linnees Bemühungen gar nicht zufrieden?

F. Recht ſehr wohl, ſo lange man ſeine Claſſification nicht von Kindern auswendig lernen läßt, und ſie, der Abſicht des großen Mannes zu wider, zu einem Mittel braucht, die Aufmerkſamkeit der Kinder von der Natur abzuziehen.

Da Herr Gisbert das Geſpräch auf die Geographie lenkte, muſte ich mich wieder über die Fertigkeit des jungen Grafen verwundern, mit welcher er von den merkwürdigſten Ländern und Städten plauderte. Der Feldprediger war aber auch hiermit nicht zufrieden. Ich bin gut dafür, ſagte er, das Kind kennt die Dörfer und Städchen noch nicht, die zu nächſt um Carmin liegen. Iſts nun nicht widerſinnig, wenn man ſich ſo viele Mühe giebt, ihm Begriffe durch Beſchreibung beyzubringen, da es ſo ſchöne Gelegenheit hätte, ſich eine Menge weit richtigerer Kenntniße durch den Anblick zu erwerben? Würde die Beſuchung eines einzigen Dorfs, Beobachtung der dortigen Bauart, Sitten und Geſchäfte, die Beſehung eines einzigen Bergs und Beobachtung ſeines Bodens, ſeiner Gewächſe und ſeiner Ausſichten, nicht weit richtigere und nützlichere Kenntniße in des Kindes Seele bringen, als die Benennung und Beſchreibung von Tauſend Dingen, die es nicht geſehen noch empfunden hat? Ich möchte doch wiſſen, was ſich der gute Graf bey dem Parlamente dächte von dem er itzo plaudert. Will es doch einmal verſuchen!

Er trat itzo in den Kreis der Bewunderer, faßte lächelnd des jungen Grafen Hand und ſagte: Ey! ey! lieber Graf! wenn ſie itzo ſchon ſo viel wiſſen, was will es werden, wenn Sie zwanzig Jahre alt ſind! Ich kann ja wohl auch noch etwas von Ihnen lernen. Sie reden hier vom Engliſchen Parlamente! ich habe immer wiſſen wollen, was denn das eigentlich ſey? Können Sie mir es nicht ſagen?

Gr. Je was wird es denn ſeyn? ein Parlament iſt halt ein Parlament.

Die ganze Geſellſchaft lachte dieſer Antwort ihren Beyfall zu.

Ja, das weis ich wohl, fuhr der Feldprediger fort, daß ein Parlament ein Parlament iſt. Aber ich möchte doch ſo recht wiſſen, was ich mir dabey vorſtellen ſollte, ob ich mir einen Menſchen, oder eine Maſchine, oder was, dabey dencken ſollte.

Gr. Je es iſt halt ein ſchön groß Haus von 2 Etagen, die obere heiſt das Oberparlament, und die untere das Unterparlament.

F. Ja nun höre ich aber, daß der König ohne Einwilligung des Parlaments nichts wichtiges thun könne. Wie ſoll ich denn das zuſammenreimen? Wie kann denn ein Haus ſeine Einwilligung zu etwas geben?

Der Graf wurde roth und ſchwieg. Meine Mutter endigte aber ſeine Verlegenheit bald, indem ſie ſehr haſtig zu ihm ſagte: lieber Graf, ſagen Sie doch zum Feldprediger: wenn Sie erſt ſo einen ſtarken Bart, wie er, hätten, dann wollten Sie ihm drauf antworten.

Dieſer Einfall ward von der ganzen Geſellſchaft mit Beyfall aufgenommen, und der Feldprediger zog ſich, ohne ihn einer Antwort zu würdigen, aus dem Kreiſe wieder zu mir an das Fenſter zurück.

Itzo wurde der junge Graf aus der Geſchichte befragt, und ſagte die Namen aller großen Herren vom Ninus an bis auf Joſeph den zweyten her. Die Geſellſchaft konnte des Bewunderns gar nicht ſatt werden, der Feldprediger aber ſeufzte.

Sie ſcheinen, ſagte ich zu ihm, auch mit den Progreſſen nicht zufrieden zu ſeyn, die der Graf in der Geſchichte gemacht hat?

F. Wie iſts denn möglich ſo etwas zu billigen.

Ja freylich, wenn ſich der junge Graf das Parlament als ein Haus vorſtellt, ſo kann man leicht denken, was für lächerliche Vorſtellungen er ſich vom Xerxes, Alexander u. d. gl. machen wird.

F. Weinen möchte man, wenn man ſo etwas ſieht. Ein Kind von ſo herrlichen Talenten ſo zu verderben! Itzt künſtelt man es zum Jüngling, wenn die Jünglingsjahre kommen, ſo wird es Mann ſeyn wollen, und wenn die Zeit kommen wird, da es wirklich Mann werden ſollte, wird es wieder kindiſch werden.

J. Recht ſehe ich den Zuſammenhang davon nicht ein.

F. Jetzo wird das Kind durch allerley Künſteleyen dahin gebracht, Sachen zu erlernen, die ganz über ſeine Fähigkeiten ſind. Es muß alſo ſeine Kräfte überſpannen. Und die Folgen von jeder Ueberſpannung iſt allemal Erſchlaffung. Daher findet man faſt immer, daß die frühklugen Kinder, mit zunehmenden Jahren, ganz einfältig werden. Und bedenken Sie ſelbſt, itzo im Siebenden Jahre kann das Kind ſchon einen ſolchen Schwall Worte, von denen man es verſichert, es wäre Naturgeſchichte, Weltgeſchichte, und Geographie. Binnen zwey Jahren wird es wieder einen andern Wortkram lernen müſſen, von dem man ihm ſagt: Es ſey Philoſophie und Matheſis. Wenn nun die Jahre eintreten, da es dieſe Wiſſenſchaften wirklich ſtudiren ſollte, ſo wird es glauben es könne alles. Wo ſoll da der nöthige Eifer und die nöthige Anſtrengung herkommen? und geſetzt — doch ſtille da wird gar aus der Mythologie geſprochen.

Wirklich wurde das gute Kind auch in die Mythologie geführt.

Wie hieß der Vater Jupiters? ſagte Gisbert.

Gr. Saturnus.

G. Was thaten denn ſeine Söhne mit ihm?

Gr. Sie warfen ihn zum Himmel hinaus und theilten ſich in ſein Reich.

F. Sehr erbaulich für Kinder!

G. Wer war denn die Gemahlin des Jupiters?

Gr. Seine Schweſter Juno.

G. War er aber ſeiner Gemahlin treu?

Gr. Nein, er hielt es noch mit einer Menge Mädchen und Weibern.

F. Ein ſchön Exempelchen! Eine ſchöne Zubereitung zur Annahme Jeſu Chriſti. Guter Erlöſer! wirſt eine ſchlechte Rolle in dem Herzen des Grafen ſpielen, das der wollüſtige Jupiter ſchon in Beſitz genommen hat.

G. Können Sie mir einige davon nennen?

Gr. O ja! Die kenne ich alle. Da war erſt die Danae, da ſie ihr Vater eingeſperrt hatte verwandelte ſich Jupiter in einen goldnen Regen, und kam ſo zu ihr durch das Dach.

G. Wiſſen Sie auch wen er mit ihr damals erzeugte?

Gr. Den Perſeus.

G. Sehr recht. Sonſt kennen Sie wohl keine mehr?

Gr. O ja! die Semele. Mit der erzeugte er den Bachus. Da die Semele einmal von ihm verlangte, er ſolle ſie mit Donner und Bliz beſuchen, ſo that er es, da wurde aber ihr Haus angezündet, und ſie verbrannte. Jupiter holte aber ſogleich den kleinen Bachus aus ihrem Leibe, und nähte ihn in ſeine Hüfte.

G. Sie wiſſen auch wohl wer die Mutter des Herkules war?

Gr. Das war die Alkmene, die Frau des Amphitryon. Jupiter verwandelte ſich einmal in ihren Mann, und kam ſo zu ihr, und damit er recht lange bey ihr bleiben könnte, ſo ließ er eine Nacht ſo lange als zwey werden.

F. Allerliebſt!

G. Aber von der Leda haben Sie wohl nichts gehört?

Gr. Ja, zu der kam Jupiter in Geſtalt eines Schwans, und erzeugte mit ihr den Caſtor und Pollux.

F. Kommen Sie, lieber Carl, ich halte es nicht länger aus.

J. So verziehen Sie doch nur einen Augenblick. Ich will nur erſt Gelegenheit ſuchen, meine Mutter zu ſprechen!

F. So bleiben Sie! mir iſt es unmöglich hier auszuhalten. Ich fühle, daß mir die Galle ſchon in den Magen getreten iſt.

J. Ohne Sie bleibe ich nicht hier.

So ſchlichen wir uns denn von der Geſellſchaft fort, und machten, weil es ein heller Tag war, noch einen Spaziergang um die Stadt.

Fortſetzung.

Während demſelben fuhr der gute Feldprediger fort, gegen dieſe unpädagogiſche Art, die Kinder zu behandeln, und gegen dies Beſtreben, ſie früh klug zu machen zu eifern. Am ſtärkſten ſprach er gegen die Mythologie und die unvorſichtige Art, wie man junge Leute zur Leſung der alten Autoren anführe; wozu, ſagte er, ſollen junge Leute die alten Autoren leſen? Ihren Geſchmack zu bilden, ſagt man recht gut! Ich leugne gar nicht, daß ihre Werke ſehr ſchöne Muſter ſind, an denen der Geſchmack für das Schöne in der Darſtellung der Natur gebildet werden kann. Aber erſtlich iſt es mir ärgerlich, wenn ich höre, daß die Alten zu ſehr auf Unkoſten der Neuern erhoben werden. Zweytens iſt es gewiß, daß das Gefühl der Alten für das moraliſch Schöne, oder für das Schöne in den Geſinnungen bey weitem nicht geläutert genug war. Sie waren ſehr ſinnreich, alle Schönheiten des menſchlichen Körpers darzuſtellen; ein altes Weib, mit gekrümmtem Nacken, höckrichtem Rücken, triefenden Augen und verwachsnen Füßen, ſtellten ſie entweder gar nicht vor, oder ſtellten es ins Dunkle. Aber einen Jupiter abzubilden, der ſeine höchſte Glückſeligkeit in Verführung der Unſchuld und Befriedigung thieriſcher Begierden ſucht, oder einen Cäſar, der in Siegen ſein Glück, und in Unterjochung freyer Nationen ſeinen Ruhm ſuchte, im Lichte, oder mit Merkmahlen des Beyfalls abzubilden, waren ſie eben ſo ſinnreich. Und iſt ein Jupiter, ein Cäſar, nach unſerm verfeinerten Gefühle für Schönheit und Wahrheit, nicht eben ein ſolches Monſtrum, wie der monſtröſeſte Körper? Verſündigen ſich diejenigen, die die Darſtellung ſolcher moraliſchen Ungeheuer ihre Schüler ſtudieren laſſen, nicht eben ſo an dem guten Geſchmacke, als diejenigen, die ſie beſtändig Abbildungen von häßlichen menſchlichen Figuren durchblättern laſſen?

Sehen Sie hier, mein Lieber, die Urſache, warum ich die Alten ſo ſparſam mit Ihnen geleſen habe! Ich beſorgte, bey Ihnen das Gefühl für Wahrheit und moraliſche Schönheit zu verderben, und Ihre unſchuldige Seele mit den unzüchtigſten Bildern anzufüllen. Wenn erſt Ihr Charakter die nöthige Feſtigkeit hat, wenn Sie das Süße des ehelichen und väterlichen Glücks geſchmeckt haben, dann leſen Sie was Sie wollen, es wird Ihnen unſchädlich ſeyn!

Ich fühlte itzt, lebhafter als jemals, den Werth meines redlichen Wenzels, und drückte ihm meine Empfindung durch eine herzliche Umarmung aus.

Itzo hörten wir, daß der Schnee hinter uns knittere, ſahen uns um und erblickten den Herrn Gisbert, der mit ſchnellen Schritten uns nachfolgte.

Sind Sie mit Ihrem Examen zu Ende? fragte ihn der Feldprediger.

G. Ja, dem Himmel ſey Dank!

F. Haben Sie nicht auch die erbauliche Hiſtorie von der Paſiphae mit Ihrem jungen Grafen durchgegangen?

G. Ich fühle das Bittere dieſer Frage ganz! Aber eben deswegen, weil ich es fühle, werden Sie auch, liebſter Herr Feldprediger, ſo billig ſeyn, und mir das Ungereimte, das ich vorhin gethan und geſprochen habe, nicht beymeſſen.

F. Ich habe das, was Sie gethan und geſprochen haben, noch nicht für ungereimt erklärt. Geſetzt es wäre aber dabey eins und das andere vorgefallen, das ich nach meinen Grundſätzen für ungereimt halten müßte, wem könnte ich es ſonſt beymeſſen, als Ihnen?

G. Wenn Sie alſo auf dem Theater jemanden die Rolle des Abderiten ſpielen ſehen. —

F. Um Vergebung, heute haben Sie nicht auf dem Theater agirt.

G. Und das habe ich allerdings gethan, ich habe eine Rolle geſpielt, die mir der Director gegeben hat.

F. Doch mit Ihrer Einwilligung?

G. Ey freylich! Daß ich mich bey dem Director engagirte, war mein freyer Wille, und nachdem dieſes geſchehen iſt, ſteht es nicht mehr bey mir zu wählen, welche Rolle ich ſpielen will, ſondern ich muß die annehmen, die er mir gegeben hat.

F. Aber warum nennen Sie denn den Unterricht und die Erziehung, die Sie dem jungen Grafen geben, eine Rolle? Haben Sie denn nicht ſelbſt den Plan dazu gemacht?

G. Nichts weniger als dieſes. Da ich meine Stelle antrat, habe ich dem Herrn Grafen einen Entwurf gegeben, nach dem ich meinen Zögling behandeln wollte. Er gab mir ihn aber zurück und ſagte, der Plan möchte für ein Bürgers Kind ſehr gut ſeyn, aber für eine Perſon vom Stande, die einmal in der Welt glänzen und über andere geſetzt ſeyn ſollte, wäre er gar nicht ſchicklich. Er gab mir darauf eine Encyklopädie, und ſagte: ſehn Sie, mein lieber Gisbert, hier iſt der Inbegrif aller Wiſſenſchaften. Sie haben dabey weiter nichts zu thun, als das Buch in ordentliche Penſa einzutheilen, und darauf zu ſehen, daß der junge Graf täglich ſein Penſum lerne. Ich ſtellte dagegen ſehr beſcheiden vor, bey dieſer Methode würde es mir freylich ſehr leicht ſeyn, den Grafen dahin zu bringen, daß er recht viel zu wiſſen ſchiene, im Grunde werde er aber gar nichts wiſſen. Der Herr Graf gab mir aber zur Antwort, dafür ſollte ich ihn ſorgen laſſen. Da ich nun ſahe, daß ich mit allen meinen Vorſtellungen nichts ausrichtete, ſo bequemte ich mich endlich —

F. So bequemten Sie ſich, den jungen Grafen auf einen Weg zu leiten, von dem Ihr Gefühl Ihnen ſagte, daß es der Weg zur Unwiſſenheit ſey?

G. Wie konnte ich anders?

F. So bequemten Sie ſich, gut zu heiſen und zu billigen, was, nach Ihrem Gefühle, ſchädlich und ungereimt war, und ſo den guten Grafen in ſeinem Irrthume zu beſtärken?

G. Aber, liebſter Herr, man will doch leben! Der Herr Graf giebt mir einen anſehnlichen Gehalt, und hat mir, wenn der junge Graf das ſechzehnte Jahr zurück gelegt hat, eine Beförderung verſprochen. Iſts da nicht meine Schuldigkeit, daß ich während dieſer Zeit auf meine Einſichten reſignire, und nach den Einſichten und dem Willen deſſen handle, in deſſen Dienſt ich ſtehe? Wenn ich ein Baumeiſter wäre, und ſollte für einen Grafen ein Gebäude aufführen, weſſen Geſchmacke müßte ich da folgen?

F. Wenn der Graf die Baukunſt verſtünde, dem Geſchmacke des Grafen. Wenn er aber ein Gebäude projectirte, dem Feſtigkeit, Bequemlichkeit und Schönheit fehlte?

G. So würde ich dagegen Vorſtellungen thun. Wenn er aber darauf nicht Rückſicht nähme?

F. So möchte er bauen laſſen wen er wollte.

G. Ihm würde es leicht ſeyn, einen andern Baumeiſter zu finden, der ihm für ſein baares Geld ſeinen Plan ausführte, ob ich aber eben ſo leicht einen Bauherrn wieder fände? das wäre die Frage.

F. Ein guter Baumeiſter wird immer geſucht.

G. Sie machen mich ſehr unruhig, lieber Herr Feldprediger. Und was würden Sie ſagen, wenn ich Ihnen alles erzählen wollte, was ich bey meiner Reſignation noch dulden muß!

F. Und was iſt das?

G. Weiter gar nichts, als daß ich ohne allen Einfluß auf den jungen Grafen bin.

F. Ein Hofmeiſter ohne Einfluß auf den Zögling? ſonderbar!

G. So iſt es aber. Ich habe faſt alle Schriften unſerer neuern Pädagogen geleſen, ihre Vorſchläge zur Bildung junger Seelen ſind vortreflich, aber bey meinem Grafen ſind ſie nicht anwendbar.

F. Wie ſo?

G. Nu, wenn ein Hofmeiſter auf ſeinen Zögling wirken und ihn nach ſeinem Willen lenken ſoll, ſo muß dieſer doch glauben, daß jener mehr ſey als er.

F. Ey das verſteht ſich.

G. Das iſt aber bey meinem Grafen nicht. Bey dem wird von allen Seiten her drauf los gearbeitet, ihn glaubend zu machen, daß ich eine Art von Bedienten bey ihm bin. So oft ich ihn mit in die Aſſemblee nehme, und ihn dahin zu führen iſt mir zur Pflicht gemacht worden, ſo drängt ſich der ganze Adel zu ihm, ſagt ihm Schmeicheleyen, und mich, mich ſieht er über die Achſel an. Ja wann Feſtins für den Adel gegeben werden, ſo darf ich daran gar keinen Theil nehmen, wohl aber der Herr Graf. Müßte denn der Graf nicht blödſinnig ſeyn, wenn er ſich nicht für ein Weſen von einer höhern Gattung halten wollte, als ich bin? und von dieſem, ſo tief unter ihm ſtehenden Weſen ſoll er ſich lenken laſſen? Herr Feldprediger! antworten Sie mir darauf!

F. Ihre Lage iſt bedenklich, das geſtehe ich Ihnen zu. Ich glaube aber doch, daß es Ihnen, wenn Sie recht darüber nachdenken wollten, ſehr leicht ſeyn müßte, einem Kinde Ihre Ueberlegenheit fühlen zu laſſen.

G. So lange ich mit ihm allein bin. Da aber das Alleinſeyn mit ihm nie länger als einige Stunden dauert, ſo verſchwindet das Bischen Gefühl meiner Ueberlegenheit bald wieder. Ich habe die Ehrliebe bey ihm ſuchen rege zu machen, aber —

F. Nun mit der Erregung der Ehrliebe richtet man, wenn man damit nicht recht ſehr behutſam verfährt, ſehr wenig aus. Man ſtiftet damit mehr Schaden als Nutzen. Alles, was man von dieſer Seite thun kann, iſt, daß man bey Kindern Gefühl für Verachtung zu erhalten, oder ihnen fühlbar zu machen ſucht, daß verdiente Verachtung ein wahres Uebel ſey.

G. Und wenn nun der unartige Graf in die Aſſemblee kommt, und man erzeigt ihm, bey allen ſeinen Untugenden, Achtung, unterdeſſen, daß man dem Hofmeiſter den Rücken zukehret, wie denn da?

F. Da iſt es freylich ſchwer zu rathen.

G. Das glaube ich wohl. Ich habe mehr gethan, ich habe Strafe brauchen wollen, ich habe ihm bisweilen, wenn er unartig war, das Frühſtück oder die Abendmahlzeit verſagt. Da lächelte er, gieng zur Mama oder zum Kammerdiener und bekam mehr, als er gewöhnlich zu bekommen pflegt.

F. Das hätte ich Ihnen voraus ſagen wollen. Geben Sie ſich denn aber nicht Mühe, ihm Gefühl für das Wohlthun beyzubringen? Ich dächte, wenn er erſt ſchmeckte, wie ſüße es ſey, Elende zu erfreuen, und hierzu Neigung bekäme, ſo könnte dieſe Neigung ein Keim werden, aus dem ſich alles, was Gut und Edel iſt, entwickeln ließe.

G.

G. Wenn nur nicht immer in den Aſſembleen, die der Graf beſuchen muß, ſo verächtlich von den Leidenden geſprochen würde, wenn nur nicht bey manchem das menſchliche Elend ein Gegenſtand der Spötterey wäre!

F. Wenn Sie aber ihn nur einmal in die Hütte einer verlaßnen, mit Kindern geſegneten Witwe führten, aus ſeiner Caſſe die Familie unterſtützen, und ihn ihre Thränen und ihren Dank einernten ließen!

G. Das iſt geſchehen, lieber Herr Feldprediger! er iſt gerührt worden, er hat geweint — ſobald er aber wieder in die gewöhnlichen Geſellſchaften kommt, und ſeinem Hange zur Ueppigkeit und zur Eitelkeit geſchmeichelt wird, ſo iſt alles wieder vergeſſen. Senſatio fortior obſcurat debiliorem!

F. Nun da weis ich Ihnen weiter keinen Rath zu geben, als dieſen, daß Sie dem Herrn Grafen den Vorſchlag thun, entweder Ihnen zu erlauben, den jungen Grafen ganz nach Ihrem eignen Plane zu behandeln, oder Ihnen Ihre Dimißion zu geben.

G. Das iſt meine Meynung auch geweſen. Ich habe aber nicht Muth genug gehabt, ſie durchzuſetzen, ehe ich Ihre Meynung darüber gehört hatte. Nun da ich ſie weis, nun thue ich es ohne Bedenken. Da ich mir die Möglichkeit nicht denken kann, daß es mir erlaubt würde, den jungen Grafen nach meinem Plane zu erziehen, ſo werde ich lieber geradezu um meine Dimißion bitten.

Ich danke Ihnen für Ihren gütigen Rath und wünſche Ihnen wohl zu ruhen.

Mit dieſen Worten ſchied er von uns, und ſetzte mich durch ſeinen Abſchied wieder in den Stand, mit meinem lieben Mentor allein zu ſprechen, und ihm meine geheimſten Anliegen zu entdecken.

Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin und gönnen ſtets ein geneigtes Andenken

Ihrem
aufrichtigen
Carl.

Acht und zwanzigſter Brief.

Carl an den Oberſten von Brav.

Kolchis den 16. Jenner.

Liebſter Herr Vetter!

Ich bin heute früh mit meinem lieben Feldprediger abgereiſt, um nach Koldingen zu gehen und meiner guten Henriette, die mir, wie ich hoffe auch ihr, ſo erfreuliche Nachricht zu überbringen, daß das letzte Hinderniß gehoben ſey, das bisher unſerer Verbindung im Wege ſtund.

Geſtern beſuchte ich erſt meine Mutter und nahm von ihr Abſchied. Sie verſicherte mich nochmals, daß ſie ſich über meine getroffne Wahl freue, und mit Sehnſucht den Augenblick erwarte, da ſie ihre liebe Schwiegertochter umarmen könne. Aber ach! es war nicht die herzliche zuverſichtliche Verſicherung einer Mutter, es war die, auf Schrauben geſetzte, Verſicherung einer Hofdame, deren innern Gehalt ich ſo gut kenne, daß ich gar nichts daraus zu machen pflege. Ich gab mir alle Mühe, den Ton des Geſprächs etwas herzlicher zu ſtimmen, es war aber alles umſonſt, und ich ſahe mich genöthigt, mit einem ſehr ſtudirten Complimente von Ihr Abſchied zu nehmen.

Das iſt ein wahres Elend! Vater- und Mutterlos zu ſeyn iſt etwas trauriges, aber blos den Schatten von Vater oder Mutter zu haben, dünkt mir noch trauriger zu ſeyn.

Wir haben, weil mein lieber Feldprediger darauf beſtund, unſere Reiſe zu Fuße gemacht. Da wir in einiger Entfernung von Carmin uns be-

befanden, ſahen wir einen Bauer vor uns hergehen, der mit ſich ſelbſt ſprach, mit den Händen focht, mit dem Stocke gegen die Erde ſtampfte, und den Hut von Zeit zu Zeit abnahm und wieder in die Augen drückte. Die Neugier trieb uns unſere Schritte zu verdoppeln, um ihn einzuholen und von ihm zu erfahren, was ihn ſo beunruhige. Guten Morgen, mein Freund, ſagte der Feldprediger zu ihm.

B. Guten Morgen! meine Herren.

F. Warum ſo unruhig, mein Freund?

B. Je man möchte ja wohl unruhig werden. So alberne Anſtalten, wie bey uns zu Lande ſind, kann es in der Türkey nicht geben. Meiner Seele, in der Türkey nicht.

F. Und was ſind denn das für Anſtalten?

B. Je haben Sie denn nicht davon gehört, da hat die Akdemie in Kolchis eine Prime dem verſprochen, der das meiſte wüſte Land urbar machte und mit Bäumen bepflanzte.

F. Das wird doch wohl keine alberne Anſtalt ſeyn?

B. Nicht doch! laſſen Sie ſich aber nur ſagen! Da ich das Ding hörte, was hatte ich zu thun, ich machte mich dran, riß vier Aecker um, die ſeit der Schweden Zeit leite geweſen waren, beſtellte ſie und pflanzte Obſtbäume darauf, die alle nach Herzensluſt gekommen ſind, und kriegte die Prime.

F. Nu? und darüber ärgert er ſich?

B. Hören Sie nur wie es weiter ging! da es der Edelmann erfuhr, was hatte der zu thun? Meiner Seele, ließ verwichnes Frühjahr die Schaafe auf meine Saat treiben und ließ ſie abhüten. Und das war noch nicht genug, er ſchickte mir auch einen Befehl zu, daß ich binnen vier Wochen die Bäume wieder wegſchaffen, und das Land wieder leite liegen laſſen ſollte. Ich that es nicht, da ſtrafte er mich um zwanzig Thaler. Was hatte ich zu thun, ich appellirte an die Regierung nach Carmin. Da hat ſich das Ding hingezogen bis geſtern, da habe ich meinen Beſcheid erlangt. Gott im hohen Himmel ſey es geklagt.

F. Und wie lautete denn der Beſcheid?

B. Ich ſoll die Bäume wegſchaffen, den Akker wieder leite liegen laſſen und die Gerichtskoſten tragen. Was meynen Sie nun dazu, lieber Herr, iſt das auch recht und erlaubt, kann es in der Türkey ſchlimmer zugehn? In meinem Leben will ich an die Prime denken. Ich habe

es.

eine Haare drinne gefunden, daß mir wohl mein Lebelang die Luſt vergehn wird wieder eine Prime zu haben. Funfzig Thaler habe ich gekriegt, und ein paar hundert Thaler angewendet, und muß Strafe und Koſten noch hinter drein werfen. Daß du mir giengſt mit deiner Prime!

F. Aber lieber Mann! war denn das Fleck, das er anbaute, auch ſein Eigenthum?

B. Je vor tauſend Guckguck, es wird ja mein Eigenthum ſeyn! Ich muß ja Steuern, und Soldatengeld und Decimation, und Erbzins und den Henker ſein Zeug drauf geben. Warum ſoll es denn nicht mein Eigenthum ſeyn? Kann ich denn nicht auf meinem Grund und Boden pflanzen was ich will?

F. So ſcheint es ja freylich. Aber die Regierung muß doch einen Grund angeführt haben, warum er ſein Land nicht beſäen und bepflanzen ſoll.

B. Das hat ſie ja freylich. Sie ſpricht, der Edelmann hätte die Trift über die Aecker, und er wäre ſchon ſeit undenklichen Zeiten in Poſſeßion, da müßte ihn die Regierung drinne ſchützen.

Guten Morgen, Gevatter Hans, rief ihm ein anderer Bauer zu, der hinter uns gekommen war, na? wie ſteht's denn? habt ihr guten Beſcheid gekriegt?

Einen Beſcheid, das Gott erbarm! war Hanſens Antwort.

Sagte ich es euch nicht, fuhr der ander Bauer, welcher Martin hieß, weiter fort. Ich kann es meiſt ſo ziemlich vorher ſagen wie es ausfallen wird, wenn eins bey der Regierung etwas zu ſuchen hat. Das iſt wieder ſo ein Stückchen, meiner Treue! in dem nämlichen Lande wird der nämliche Unterthan um einerley Sache willen belohnt und beſtraft. Ha! Ha! Ha! Das iſt wieder ein Stückchen in das Sonntagsbüchelchen!

F. Was iſt denn das für ein Büchelchen, das Sonntagsbüchelchen?

B. Es iſt halt ein Büchelchen, das ich und mein Gevatter Schulmeiſter Sonntags Abends, bey einer Pfeiffe Tobak leſen.

F. Und was ſteht denn in dem Sonntagsbüchelchen?

B. Allerley närriſches Zeug. Wenn ein alberner Streich in unſerer Nachbarſchaft paßirt, da ſchreiben wir ihn allemal in das Büchelchen, hernach leſen wir es zuſammen und discuriren drüber und haben unſern Spas damit.

F. Kann er mir denn nicht etwas aus dem Sonntagsbüchelchen erzählen?

B. Da würde ich heute nicht fertig.

F. Wenn er mir nicht alles erzählt, ſo kann er mir doch etwas draus ſagen.

B. Na! zum Exempel: da haben wir fürſtlichen Befehl, daß jeder Burſch, wenn er Unterthan wird, ſechs Bäume in der Flur anpflanzen ſoll.

F. Und das nennt er albern?

B. Nicht doch! hören Sie doch nur! wenn der Befehl wäre befolgt worden, ſo wäre ſchon unſere ganze Flur ein Baumgarten. Da läßt ſich aber der Amtmann, für jedes halbe Dutzend Bäume das gepflanzt werden ſollte, einen halben Gulden zahlen. Mit der Manier hat der Unterthan eine Abgabe mehr, und wird doch immer kein Baum gepflanzt. Iſt das nicht ein Schildbürgerſtreich?

F. Recht iſt es freylich nicht.

B. Ferner: da iſt mein Nachbar Jeremis, der hat ſonſt einen Acker Land an der Borne gehabt. Nun iſt die Borne, wie Sie ſchon wiſſen, ein Waſſer, das ſeine Mucken hat. Das Waſſer hat in etlichen Jahren den Acker ſo ganz und gar, mit Stumpf und Stiel weggeriſſen, daß der arme Schelm auch keine Hand breit übrig behalten hat. Und dem allen ohnerachtet, muß er noch alle Jahre ſeine Steuern und Gaben fort geben, wie wenn er den Acker noch hätte.

F. Mann, was redet er da! das kann ich unmöglich glauben.

B. Mein Name iſt ein Schelm, wenn es nicht wahr iſt.

F. Hat er denn aber nicht deswegen Vorſtellung gethan?

B. Je das verſteht ſich. Da hat er aber allemal zur Antwort gekriegt, die Herrſchaft könnte nichts einbüßen.

F. Wenn nun aber die Borne auf der einen Seite den Acker weggeriſſen hat, ſo dächte ich, ſie müßte ihn auf der andern Seite wieder angeſetzt haben?

B. Ey das wollte ich meynen. Jenſeits der Borne iſt ein groß Stück Land entſtanden, das recht ſchöne mit Pappeln bepflanzt iſt.

F. Kann denn ſein Nachbar nicht darum anſuchen, daß ihm das Land zuerkannt wird?

B. Das kann er freylich. Es koſtet ihm ein Wort, ſo ſteht ihm das Maul offen, aber erlangen thut er damit nichts.

F. Wer hat ſich denn aber das neuentſtandne Stück Land zugeeignet?

B. Wer denn anders als die Herrſchaft.

F. Hum!

B. Und was ſagen Sie denn dazu? Da iſt das Dorf Kürbisleben, das war ſonſt lutheriſch, weil es aber mitten in einem Lande liegt, das reformirt iſt, ſo ſind nach und nach ſo viele Reformirte dahin gezogen, das itzt keine Seele mehr lutheriſch iſt. Und doch muß das reformirte Dorf immer einen lutheriſchen Pfarrer haben.

F. Und was ſchadet das? Die Reformirten ſind ja Chriſten und die Lutheriſchen ſind Chriſten.

B. Ey das wohl. Die Reformirten gehn auch alle in des lutheriſchen Pfarrers Predigt. Aber zum Abendmahle können ſie doch bey ihm nicht gehen, und wenn ſie gehen wollten, ſo kann er ſie ja nicht annehmen.

F. Und warum nicht?

B. Ey das geht doch auf keine Fälle an. Unterſchied in der Religion muß doch ſeyn. Die Leute haben wohl funfzigmal bey dem Conſiſtorien ſupplicirt, daß es ihnen einen reformirten Pfarrer geben möchte. Hat alles nichts geholfen. Wollen die Leute wohl oder übel, ſo müſſen ſie allemal eine Stunde weit gehen, wenn ſie das heil. Abendmahl genießen wollen. Iſt das nicht albern?

F. Ja, manche Dinge ſind nicht wohl zu ändern.

B. Noch ein Stückchen! Da iſt in unſerm Dorfe ein Edelmannsgut, der Herr von Panther, dem es gehört, hat, wie es mannichmal bey ſolchen Herren geht, ein Biſchen mit der wilden Gans um die Wette gelebt, hat Schulden gemacht, und ſein Gut iſt in Sequeſtration gerathen. Es iſt ſchon ſeit meines Vaters ſeliger Zeiten ſequeſtrirt geweſen, kein Schuldner hat aber einen rothen Heller Intereſſe oder Capital bekommen. Alles geht für Sequeſtrationskoſten auf. So oft ein Schweinſtall ſoll gebauet, oder eine Ochſenkrippe gemacht werden, kömmt der Herr Sequeſter in einer vierſpännigen Kutſche gefahren, tractirt, lebt auf Regiments Unkoſten, und ſetzt dreymal ſo viel an, als der Bau koſtet — He? was meynen Sie dazu?

F. Billigen kann ich es nicht.

B. Und was ſagen Sie dazu? Vor etlichen Jahren, da ich meinen erſten Jungen taufen ließ, gab das Conſiſtorien die Verordnung, daß das Beichtgeld abgeſchaft werden, und von jedem

Kopfe etwas gewiſſes an den Prediger gezahlt werden ſollte. Ein und der andere Starrkopf ſperrte ſich dagegen. Die Verſtändigſten aber giengen es ein, und nach und nach verſtunden ſich alle dazu. Aber was geſchah? unſer Pfarrer wußte den Leuten ſo nach dem Maule zu reden daß einer nach dem andern wieder Beichtgeld gab. Da haben wir uns nun vom Pferde auf den Eſel geſetzt. Wir haben zwar ein neues Kopfgeld, hingegen auch noch das Beichtgeld. Gott behüte Sie, meine Herren! unſer Weg geht nun rechter Hand. Wenn ich Ihnen alles erzählen ſollte, was in dem Sonntagsbüchelchen ſteht —

F. Wie ſtark iſt es denn?

B. Vergangnen Sonntag haben wir das funfzehnte Bändchen angefangen. Behüte Sie Gott!

Fortſetzung.

den 17. Jenner.

Wir haben heute auſſerordentlich unfreundliches Wetter, und müſſen deswegen unſere Abreiſe von Kolchis aufſchieben, bis wenigſtens der Hauptſturm ſich legt. Dieß giebt mir Zeit, Ihnen die Fortſetzung meiner Reiſe zu beſchreiben.

Da die Bauern ſich entfernt hatten, ſprach mein lieber Wenzel ſehr vieles über das was ſie erzählt hatten. Er meynte, wenn die Obrigkeiten immer gerecht handelten, ſo würden alle Klagen über Bedrückungen aufhören. Die unruhigen Köpfe, die jede obrigkeitliche Verordnung meiſterten, würden bald durch die übrigen überſtimmt und zum Schweigen gebracht werden. Die Anhänglichkeit des gemeinen Mannes an ſeine Vorgeſetzten wäre ſo groß, daß nur offenbare Ungerechtigkeiten ihn davon abbringen könnten. Wenn dieſe aber freylich einträten, ſo könnte man auch dem geringſten Menſchen es nicht verdenken, wenn er dagegen laut ſpräche, und ſich ſein Sonntagsbüchelchen hielte. Unter dieſen und ähnlichen Geſprächen kamen wir in Kelchis an. Wir kehrten im Hotel de Crolau wieder ein weil der Feldprediger verſicherte, daß dieß noch immer der beſte Gaſthof ſey.

Der Hausknecht ſagte, die Honoratiores ſpeißen in der untern Stube, ob wir nicht in ihrer Geſellſchaft ſeyn wollten?

Ja! ſagte der Feldprediger zuverſichtlich, und ſetzte, da der Hausknecht ſich entfernt hatte, noch hinzu: wenn Sie, lieber Karl, Menſchenkenntniß ſich erwerben wollen, ſo müſſen Sie alle Claſſen von Menſchen ſprechen und urtheilen hören.

Wir trafen im Speiſezimmer eine vermiſchte Geſellſchaft von obrigkeitlichen Perſonen und Offizieren an, die bey der Mahlzeit die obſcönſten Geſpräche führten, die ich jemals gehört habe. Jedes Gericht, das aufgetragen wurde, veranlaßte einen neuen pöbelhaften Scherz, der mit eben ſo pöbelhaftem Gelächter aufgenommen wurde. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie viel ich bey dieſer Mahlzeit gelitten habe. Das Zotenreiſen iſt mir immer ein Eckel geweſen, und mein Herz hat ſich allemal empört, wenn ich die pöbelhaften Scherze der Poſtknechte und anderer Perſonen vom niedrigen Stande mit anhören mußte. Ich verzieh Ihnen aber leicht, weil ich alles auf Rechnung des Mangels an Erziehung ſchrieb. Aber das war mir izo unausſtehlich, daß ich eben dieſe Scherze aus dem Munde ſolcher Perſonen hörte, die ſich der Cultur rühmen, und deren Pflicht es iſt, über Reinigkeit der Sitten, und über die Handhabung der Geſetze zu wachen.

Erwarten Sie ja nicht, daß ich Ihnen alle die ſchmutzigen Reden ſchreibe, mit denen unſere Mahlzeit entweihet und eckelhaft gemacht wurde. Nur ein Fragment davon will ich Ihnen niederſchreiben. Und da ich die Namen ſowohl als den Titel dieſer elenden Menſchen vergeſſen habe, ſo will ich ſie mit Zahlen bezeichnen.

1. Legte vor und gab an 2 eine große Markröhre, ſo daß die ganze Geſellſchaft es bemerken mußte.

3. Herr 2. hat Herrn 1. gewiß einen Liebesdienſt erwieſen, daß er ihm die ganze Markröhre giebt.

1. Na! Na! Eine junge Frau und zwey Nähterinnen, dazu hat man ja wohl Mark nöthig.

Alle: Ha! Ha! Ha! He! Hi!

3. Der Herr 2 iſt doch ein Mann, der das verliehene Pfund recht wohl nutzt.

Alle: Ha! Ha! Ha!

4. Er iſt doch ein wahrer Patriot, der für die Bevölkerung des Vaterlands ſorgt.

2. Und das von Rechtswegen. Die Rekruten müſſen doch wieder erſetzt werden, die unſere Stadt hat liefern müſſen.

Alle: Ha! Ha! Ha! He! Hi!

1. Und ſorgt doch dafür, daß ſeine Schreiber Weiber bekommen — Ha! Ha! Ha!

2. Da wäre ich ja ein ſchlechter Menſch, wenn ich meine Leute nicht verſorgen wollte.

3. Ey Sie denken ſehr edel, verſorgen Ihre Leute nicht nur mit Weibern, ſondern auch mit Kindern.

Alle: Ha! Ha! Ha! He! Hi!

4. Unterdeſſen müſſen Sie doch eingeſtehen, daß Ihre Verdienſte nicht verkannt werden. Sie werden doch in Ihren Arbeiten von allen Seiten unterſtützt. Wenigſtens läßt es der Herr Hauptmann an ſeiner Unterſtützung nicht fehlen.

Alle: Ha! Ha! Ha!

5. Ey das erfordert ja die Menſchenliebe.
Man muß ja ſeinem Nebenmenſchen helfen und
ördern in allen Leibesnöthen. Ha! Ha: Ha!

Alle: Ha! Ha! Ha!

2. Theilte das Mark und gab die Hälfte da-
on an 3.

3. Na? ſoll ich Jhrer Frau vielleicht auch
Leibesnöthen helfen?

Alle: Ha! Ha! Ha! He! Hi! Ha! Ha! Ha!

2. Na! Na! Sie haben genug zu helfen und
fördern bey der jungen Frau des Kaufmanns T.

Alle: Ha! Ha! Ha!

5. Zumal da die Frankfurter Meſſe nicht
eit mehr entfernt iſt.

4. Man muß ja das Alter unterſtützen.

5. Ey freylich, und die Betrübten tröſten.

4. Und der Prediger L. predigte am ver-
angnen Sonntage: leihet ihr Starken den
ſchwachen eure Kräfte.

Alle: Ha! Ha! Ha!

5. Das Verdienſt muß ja gekrönt werden.
er Kaufmann T. macht ſich ſo verdient um un-
re Stadt, ſchafft durch ſeine Fabrik ſo vielen
enſchen Nahrung, unterzieht ſich ſo vielen Be-
hwerlichkeiten der Reiſe. Wer krönt ihn aber
afür, wenn es Herr 3 nicht thäte?

Alle: Ha! Ha! He!! Hi! Hi! Ha! Ha!

Wenn ich Jhnen alle die albernen, faden,
hmutzigen Reden niederſchreiben wollte. die wäh-
nd der Mahlzeit von den Vätern der Stadt und
den

den Beſchützern der Bürger geführt wurden, ſo reichte der heutige Tag nicht zu. Sie können aber das Uebrige leicht ſelbſt errathen, wenn Sie an die Reden zurück denken, die Sie ehemals, da Sie noch Ihr Freybatallion commandirten, von Ihren Freybeutern gehört haben. Im Weſentlichen ſcherzten ſie gewiß eben ſo wie dieſe Honoratiores, nur die Einkleidung mochte etwas verſchieden ſeyn.

Vive la joie! rief 5 aus; alle riefen ihm nach: vive la joie! ſtießen die Gläſer an einander; der Feldprediger goß aber ſein Weinglas auf die Erde, gieng fort, und ich folgte ihm nach. Alles verſtummte. Erſt, da wir zur Thüre hinaus waren, hörten wir wieder: Ha! Ha! Ha! He! Hi! Ha! Ha! Ha!!!

So lange ſolche Leute Honoratiores heiſen, ſagte der Feldprediger, indem wir die Treppe hinauf giengen, ſo lange ſolche Leute in Geſellſchaften den Ton angeben, ſo lange dürfen wir uns über den Urſprung des menſchlichen Verderbens die Köpfe wohl nicht zerbrechen. Die Tugend wird von einigen Perſonen wöchentlich einmal empfohlen, die ganze Woche durch wird ſie aber von den Honoratioribus öffentlich verhönt — Und doch wollen die Menſchen die Tugend nicht lieb gewinnen —

Wenn ich ſolche Geſpräche höre, lieber Carl, ſo wundre ich mich gar nicht, daß es ſo viele böſe Menſchen in der Welt giebt. Darüber

über

ber aber wundre ich mich, daß man noch wirk- ch tugendhafte antrift.

Dieß Thema wurde den ganzen Abend aus- eführt, es iſt mir aber unmöglich Ihnen, die usführung zu ſchreiben. Der Himmel klärt ch auf — wir müſſen weiter reiſen. Ich bin ets

Ihr

treuer

Carl.

Neun und zwanzigſter Brief.

Carl an den Oberſten v. Brav.

Schellingen den 18. Jenner.

In größter Zerſtreuung ſchreibe ich Ihnen, ebſter Herr Vetter! einige Zeilen nieder. Da ir von Kolchis ausgegangen waren, und Schellingen beynahe erreicht hatten, begegnete ns eine Kutſche mit vier Pferden. Da wir an ieſelbe kamen, ſtreckte ein Frauenzimmer die rme heraus, und rief ängſtlich: Herr von arlsberg! Herr von Carlsberg!

Fahrt zu ins T. Namen, ſchrie eine männliche Stimme. Der Kutſcher hieb die Pferde an, ſie galloppirten — ich ſprang nach — ich ſahe noch einigemal das Frauenzimmer, hörte es rufen — Stimme — Geſtalt — Kleidung — alles war von Henrietten. Meine Kräfte verlieſen mich endlich, ich konnte nicht weiter nachkommen. Itzo ſuche ich Pferde, daß wir nachreuten können. Gott ſtehe mir bey!

Carl.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Carl von Carlsberg
oder über das
# menſchliche Elend,

von
Chriſtian Gotthilf Salzmann.

Fünfter Theil.

Leipzig
bey Siegfried Lebrecht Cruſius.
1787.

Erſter Brief.

Der Herausgeber an die Leſer.

So ein trauriges Geſchäft es auch iſt, die Wohnungen des Elends zu durchwandeln, und die daſelbſt entdeckten Scenen des Jammers zu ſchildern: ſo iſt doch die Ueberzeugung, daß durch dieſe Schilderungen etwas zur Milderung des Elends beygetragen werde, immer hinlänglich, die zu dieſem Geſchäfte nöthige Freudigkeit zu erhalten. Und dieſe Ueberzeugung wächſt denn, Gott Lob, bey mir, je länger ich dieſe Arbeit fortſetze.

Es iſt keine geringe Beruhigung für mich, daß mein Buch ſtark geleſen wird, daß, ſo wie ich wünſchte, es nicht in dem Cirkel der eigentlichen Gelehrten bleibt, ſondern ſich aus dieſem in den ungleich größern Kreis derer verbreitet, die man zu den Ungelehrten rechnet, weil ſie keine Univerſität bezogen. Sey es auch, daß viele das Buch blos um der Geſchichte willen leſen, und die Wahrheiten, die in der Hülle derſelben verborgen liegen, überſehen: ſo habe ich doch die größte Urſache zu hoffen, daß, bey einer noch ziemlich großen Anzahl, Empfänglichkeit und Sinn für Wahrheit ſeyn, daß derſelbe durch Leſung des Buchs geübt, und ſo mancher, der bisher für Menſchenheil unthätig war, gereizt werde zur Beförderung deſſelben ſeinen Beytrag zu geben.

Nicht weniger heitert mich die Ueberzeugung auf, daß itzo, da ich dieß ſchreibe, wenigſtens in unſerm Deutſchland, weniger Elend ſey, als da ich das Buch anfieng. Es ſcheint ſich doch itzo alles mehr mit ſeiner Wirkſamkeit nach einem gemeinſchaftlichen Mittelpunkte, **Beförderung der menſchlichen Glückſeligkeit**, zu neigen. Der Fürſten werden immer mehrere, die ihre Größe in Vermehrung der menſchlichen Wohlfahrt ſuchen. Vielleicht hatte Deutſchland noch nie, ſeit ſeinem Daſeyn, ſo viele weiſe und gute Fürſten, als itzo, zu gleicher Zeit. Die Schriftſteller, die gewiß einen größern Einfluß auf das

Wohl und Wehe der Menſchheit haben, als man insgemein glaubt, ſind auch itzo für die Hauptſache geſchäftiger als ſonſt, und aus allerley Provinzen ſteigen Männer auf, die es ſich zu ihrem eigentlichen Zwecke machen, wirklich nützliche Kenntniſſe zu verbreiten, ſchädliche Vorurtheile zu beſtreiten, gute Handlungen an das Licht zu ziehen, zur Nachahmung aufzuſtellen, und die Tücke, Bosheit und Niederträchtigkeit zu züchtigen. Viele Staaten und Städte wetteifern miteinander, dem menſchlichen Elende entgegen zu arbeiten.

Den lächerlichen Stolz, dieß für Wirkungen meines Buchs zu halten, wird mir wohl niemand zutrauen, da ich zu einem ſolchen Argwohne keine Gelegenheit gegeben habe. Der Eifer, das Elend der Menſchen zu mindern war bey unſern Zeitgenoſſen entbrannt; ehe noch mein Daſeyn bekannt war, und der Entſchluß dieß Buch zu ſchreiben, wurde durch ihn gewirkt.

Aber das heitert mich doch auf, daß gerade diejenigen, die dem menſchlichen Elende mit glücklichem Erfolge entgegen arbeiten, durch ihre Handlungen die Wahrheit der in dieſem Buche vorgetragenen Grundſätze, die der unthätige

Theil meiner Leſer für Hirngeſpinnſte hielt, beſtätigen.

Gebe doch der gute Gott, der alle ſeine Geſchöpfe zur Glückſeligkeit zu leiten ſucht, daß dieſer Eifer Gutes zu wirken, ſtatt zu verlöſchen, immer weiter um ſich greife: ſo wird es gewiß offenbar werden, daß das mehreſte Elend der Menſchen, vielleicht alles, das man bis itzo für unabänderlich hielt, nach und nach verſchwinden, wie die Hexen und Geſpenſter allenthalben verſchwunden ſind, wo das Licht der Wahrheit hindrang, und wie Sandwüſten, ſtinkende Moräſte, Peſt, Bäre und Wölfe ſich in den Ländern verlohren haben, die unter der Regierung weiſer Fürſten ſtunden: offenbar wird es werden, daß alle Arten des Elends der Menſchen, die Töchter der Unwiſſenheit, Bosheit und Faulheit ſeyn, und daß die Töchter nicht ſubſiſtiren können, ſo bald die Mütter verſcheucht ſind.

Das Buch von der Erlöſung der Menſchen wird erfolgen, falls Gott mein Leben friſtet, ſo bald der ſechſte Theil vom Elende geliefert worden iſt.

Daß dieſes Buch bis zu ſechs Theilen anwächſt, da ich es doch in dreyen zu liefern verſprach,

ſprach, iſt freylich meine Schuld, weil ich das Verhältniß der Materie zu dem Raume, der ſie umfaſſen ſollte, nicht richtig berechnet habe: da dieß aber blos ein Rechnungsfehler iſt, ſo habe ich zu der Billigkeit meiner Leſer das Zutrauen, daß Sie mir ihn verzeihen werden. Auch dieſe ſechs Theile werden nichts weiter als ein Bruchſtück von einem Coloß ſeyn, das nach und nach durch andere, die mehr Einſicht in die Politik, Rechtsgelehrſamkeit und andere Wiſſenſchaften haben, die andere Reiche Europens durchreiſt ſind, die das Elend, das Aſien, Afrika, Amerika und Südindien plagt, ſelbſt geſehen haben, und die vermögend ſind, den Geſichtspunkt zu treffen, den ich bey Ausarbeitung dieſes Bruchſtücks hatte, vollendet werden kann.

Uebrigens danke ich für den Beyfall, mit welchem meine lieben Leſer mich bisher beehrt haben, und verſpreche darnach zu ſtreben, mich deſſelben immer würdiger zu machen.

Der Herausgeber.

Anderer Brief.

Zelnik an Carl von Carlsberg.

Carmin den 24ſten Jenner.

Mein theuerſter Freund!

Daß ich Ihre Vorwürfe verdient habe, weiß ich, hoffe aber, daß Sie dieſelben in Zukunft einſtellen werden, wenn ich Sie überzeuge, daß ich zwar im Taumel der Leidenſchaft gefehlt habe, aber ſobald ich meiner wieder mächtig geworden bin, meinen Fehler mißbillige, und aufs möglichſte zu verbeſſern ſuche. Sollte ich auch Lebenslang die unangenehmen Folgen meiner Uebereilung fühlen müſſen: ſo will ich doch lieber dieſes, als den ſchrecklichen Vorwurf dulden, daß ein unſchuldiges Mädchen durch mich ſey unglücklich gemacht worden.

Ich bin in dieſer Abſicht nach Carmin gereiſt, theils um Sie perſönlich, wegen meines Fehltritts um Verzeihung zu bitten, theils um einige Capitale, die ich in Carmin habe, die mehrentheils bereits klagbar ſind, zu heben, und mich ſo in den Stand zu ſetzen, die Heyrath mit meiner unglücklichen Gertrud zu beſchleunigen.

Die erſtere Abſicht habe ich nicht erreicht, weil Sie den Tag zuvor abgereiſt waren, welches mir ſehr leid iſt. Ich wünſche, daß ich in Erreichung der andern deſto glücklicher ſeyn möge.

Meine Reiſe war mit ſo vielen Schwierigkeiten verknüpft, daß ſie mir beynahe das Leben gekoſtet hätte. Bis Kolchis gieng ſie gut, weil bis dahin Chauſſee iſt. Sobald ich aber über Kolchis kam, hörte, wie Ihnen bekannt iſt, die Chauſſee auf, und ich kam mit meinem Pferde in ſo tiefen Schlamm, daß es unmöglich war, weiter zu kommen. So leid es mir thut, irgend einem Bauer ein einziges Hälmchen von der Saat zu zertreten, deren Anbau ihm ſo viele Mühe und Anſtrengung koſtet: ſo war ich doch vor dießmal genöthigt, über die Saatfelder zu reuten, und ſo die Früchte des Fleißes vieler Bauern zu zernichten.

Kaum war ich aber einige hundert Schritte weit geritten, ſo fiel mir ein Kerl in den Zügel, der die ſchrecklichſten Flüche und Drohungen ausſtieß. Vor tauſen T.! rief er, ſieht der Herr nicht, daß hier beſtellt iſt! Wer heißt ihn hierher reuten?

J. Die Noth, lieber Freund!

E. Ey, was Noth, was Noth! ſieht er nicht, daß der Weg breit genug iſt? kann er nicht im Wege bleiben?

J. Das thät ich gern. Er ſieht ja aber, daß es unmöglich iſt durchzukommen. Das Pferd fällt ja bis an den Bauch in den Moraſt. Roß und Mann muß hier umkommen.

E. Das ſchiert mich nichts. Ich bin Flurſchütze, ich bin dazu beſtellt, der Bauern Aecker zu bewahren. Der Bauer muß ſich das Jahrlang genug plagen, daß ihm mannichmal das Blut unter den Nägeln hervorſprützen möchte, hat Steuern und Gaben oben drein — da fragt kein Menſch, haſt du geerndet, oder haſt du nicht geerndet. Wenn der Termin um iſt, ſo heißt es: Bauer zahl! und nun will er, Herr, ihm die Frucht —

J. Das iſt alles wahr! Aber wenn der Bauer ſeine Saat behalten will, ſo muß er auch beſſre Wege ſchaffen.

E. Ey, was bekümmert ſich der Bauer um die Wege? Das iſt des Landesherrn Sache. Und kurz von der Sache zu kommen —

J. Was ſoll ich thun?

J. Nach

E. Nach Zinkleben zurückreuten, und fünf Thaler Strafe an den Schulzen bezahlen.

J. Das wäre viel!

E. Da iſt bey Gott Gnade. Linksum Herr! oder mich ſoll der Henker holen, ich ſchmeiſe ihn hier mit der Hacke auf den Schädel, daß das Gehirn umher ſpritzt.

J. Laſſe er ſich billig finden! Was geb ich ihm, wenn er mich weiter reuten läßt?

E. Je nu! Eigentlich muß er mit zurück, und muß fünf Thaler Strafe bezahlen. Was kann ich denn aber mit ihm machen? der Herr iſt ja fremd. Was will er mir geben?

J. Einen halben Gulden.

E. Her damit! (da er ihn hatte) Nun reut er in Gottes Namen gerade aus! Dort bey dem Galgen kommt ein Sumpf, da ſchlag er ſich nur linker Hand immer der Spur nach! Da kann er nicht fehlen.

J. Aber auf dieſe Art verderbe ich ja noch mehr Saat!

E. Was hilft das alles!

J. Müſſen denn aber die Bauern alle Jahre ſo viel leiden?

E. Alle Jahre.

J. Und warum beſſern Sie denn die Wege nicht!

E. Das iſt die Sache des Landesherrn. Im Herbſte beſtellen ſie die Aecker; im Frühjahre ackern ſie ſie wieder um — das iſt nun ſo lange ſo gegangen, als ich Flurſchütze bin.

J. Wenn er nun aber den Reiſenden gegen Erlegung eines halben Guldens erlaubt über der Bauern Aecker zu reuten und zu fahren, hilft denn da ſein Amt den Bauern?

E. Denen hilft es freylich nichts.

J. Und wem denn ſonſt?

E. Wem dann anders als mir? Schau der Herr! ich bin ein Invalid. In der Schlacht, bey Mollau habe ich dieſe drey Finger verlohren, die müſſen mir doch bezahlt werden.

J. Kann ſie ihm denn der Fürſt nicht bezahlen?

E. Da müßte der Fürſt einen großen Beutel haben, wenn er alle ernähren wollte, die in ſeinem Dienſte Krüppel würden.

J. Alſo macht er ſie alle zu Flurſchützen?

E. Das wohl nicht. Schau der Herr! Was Ausländer ſind, die bekommen ihren Abſchied, und gehen halt hernach dem lieben Brode nach. Die Unterthanen werden aber verſorgt!

da wird einer Thorſchreiber, der andere Acciſinſpektor, der dritte Bratenriecher, der vierte Flurſchütze, und ſo weiter. So werden alle Invaliden verſorgt, ohne daß es dem Fürſten einen Kreuzer koſtet.

J. So!

Ich ritt fort und verbiß alles, was ich ſo gern geſagt hätte.

Da ich an den Sumpf kam, bey dem ich mich, nach des Flurſchützens Erinnerung, linker Hand ſchlagen mußte; hörte ich in der Ferne ein wildes Geheul, welches, wie ich bald erfuhr, als ich drauf los ritt, von einem Straßenfuhrmanne kam. Er ſchlug, da ich ihn erblickte, die Hände über dem Kopfe zuſammen, zerzauſte ſeine Haare, wie wüthend, und ſchrie immer: Ach ich armer Mann! ich armer Mann!

Und warum iſt er denn ein armer Mann? fragte ich. Aber, ohne auf mich zu hören, gieng er immer fort und ſchrie: Ich armer Mann! Gott im hohen Himmel, erbarme dich meiner! ich bin ruinirt! ich armer Mann!

Vielleicht, dachte ich, kannſt du ihm helfen! ritt ihm alſo nach, und ſchrie ihm zu: Was fehlt ihm? kann ich ihm etwa helfen?

F. Ach was will er helfen! daß Gott im hohen Himmel erbarme!

J. Aber, was fehlt ihm denn? rede er doch!

F. Da iſt mein beſtes Pferd gefallen, das beſte, das ich auf der Streu hatte. Weis der liebe Gott, vorigen Herbſt habe ich achtzehn Piſtolen dafür gezahlt.

J. Was für eine Krankheit hatte es denn?

F. Keine. Es war, ſo wahr ich vor ihm ſtehe, eichel geſund.

J. Wie iſt es denn da möglich, daß es kann gefallen ſeyn?

F. Da iſt der Höllen Mordweg dran ſchuld. Herr! glaub er es oder glaub er es nicht, dreyßig Meilen weit bin ich gereiſt, aber ſolchen Mordweg habe ich nicht angetroffen, als wie da iſt. Bis an die Hälſe fielen die Pferde in den Moraſt. Ich dachte, ich wollte es erzwingen, peitſchte auf die Pferde, was das Zeug halten wollte — ſie zogen an — pautz da lag mein beſter Gaul — mauſe tod war er. Habe mich nun ein ganzes Jahr herum gemartert und geplagt, habe Leder, Wolle, Wein, Kaffee, Zucker, alles was der Menſch braucht, beygefahren, nun liegt dort mein Profit im Moraſte! daß Gott im hohen Himmel erbarme!

J. Und warum läuft er denn zurück?

F. Vorſpanne will ich holen, Vorſpanne. Ich dachte, ich wollte das Geld erſparen, das die verdammte Vorſpanne koſtet — ja, da erſpare ſich der Menſch müde! Dort liegt der Gaul — Hätte ich das gewußt, und wenn ſie mich ein Piſtolet hätte koſten ſollen die Vorſpanne, ich hätte es gegeben — ſo wahr der Himmel über mir iſt.

Er lief mit wildem Geſchrey fort, ich ritt weiter, und kam bald auf den Platz, der von Winſeln, Jammern, Fluchen und Peitſchenhieben ertönte. Es war ein Damm, der nicht vermieden werden konnte, weil er an beyden Seiten mit Graben eingeſchloſſen war. Die Dummheit ſelbſt ſchien davon Baudirektorin geweſen zu ſeyn: weil er ganz aus ſchwarzer Erde beſtand, an deren beyden Seiten der aus den Graben ausgeworfne Schlamm ſo aufgethürmt war, daß das Waſſer unmöglich abflieſſen konnte, ſondern einen ewigen Moraſt unterhalten mußte. Drey Straßenfuhrleute lagen darinne mit ihren Karren. Ihre ſämtlichen Pferde waren vor den erſten

ſten Karren geſpannet, den ſie theils durch unbarmherziges Peitſchen der Pferde, theils durch Anſtemmen an die Räder herauszubringen ſuchten. Nach vielen Prügeln und Anſtrengung gelang es ihnen. Roß, Mann und Karren hatten alles einerley Farbe, alles war mit Schlamm bedeckt.

Izo überlegten ſie, ob es wohl rathſam ſey, die übrigen Karren mit den ermatteten Pferden herauszuziehen, und alle ſtimmten darinne überein, daß man es nicht wagen dürfe, ſondern die Vorſpanne abwarten müſſe, die der abgeſchickte Cammerad aus dem nächſten Dorfe beybringen würde.

Ich hielt es nicht für rathſam dieſelbe abzuwarten, weil ſie mir doch nichts würde geholfen haben, und ritt deswegen getroſt auf den fürchterlichen Moraſt zu.

„Um Gottes willen bleibe der Herr zurück! Er muß verſinken! Roß und Mann iſt verlohren!“ ſo ſchrien mir die Fuhrleute entgegen. Da ſie mir aber keinen Weg zeigen konnten, dieſen Abgrund zu vermeiden, ſo wagte ich mich doch hinein.

Kaum war ich aber einige Schritte fortgerückt, ſo verſank mein Pferd. Ich ſezte ihm die Spornen in die Seite, zwang es, alle ſeine Kräfte anzuſpannen, brachte es auch dahin, daß es drey bis viermal in die Höhe ſprang — aber endlich konnte es nicht mehr — es fiel auf die Seite, verſchwand, ich ſetzte ab, und fiel bis über die Hüften ſelbſt in den Moraſt.

Nun war ich gezwungen zu den Fuhrleuten meine Zuflucht zu nehmen, und ſie um Hülfe anzuflehen. Das Gefühl der Noth hatte ſie ſo mitleidig gemacht, daß ſie ſogleich zu meiner und meines Pferds Errettung herbeyſprangen, und mir weiter keine Vorwürfe machten, als daß ſie einigemal ſagten: Das dachten wir wohl! Warum folgt der Herr nicht! Das iſt ja die bloße Unmöglichkeit, daß hier ein Reuter durchkommen kann.

Sie wadeten bis über die Hüften in den Schlamm, faßten das Pferd bey dem Zügel, brachten mit Hebebäumen es einigermaßen in die Höhe, und zwangen es dann, durch unbarmherziges Prügeln, ſich ſelbſt weiter heraus zu arbeiten. Auf dieſe Art bekam ich mein Pferd wieder, welches gewiß bey dem Pferde des Fuhrmanns ſeinen Tod gefunden hätte, wenn ich nicht ſo glücklich geweſen wäre, mit dieſen Fuhrleuten zuſammen zu treffen.

Aber nun ſtellen Sie ſich die traurige Geſtalt vor, in der ich itzo erſchien. Roß und Mann waren mit Schlamm überzogen, beyde waren entkräftet, beyde zitterten vor Kälte.

Unter dieſen Umſtänden war es mir unmöglich Carmin zu erreichen. Ich war vielmehr genöthigt, in dem nachſten Städtchen Jaſefeld Quartier zu ſuchen.

Fortſetzung.

Da ich mein Pferd beſorgt hatte, und eben im Begriffe war, meine Kleider zu trocknen, verſammleten ſich verſchiedene Jnwohner des Städtchens, die hierher gekommen waren, um bey einem Kruge Bier ſich zu erholen, um mich, und ſuchten durch verſchiedene Fragen meinen Namen, meinen Stand, und mein Schickſal zu erfahren.

Sie kennen mich, lieber Herr von Carlsberg, und den mir eignen Gang. Dieſem gemäs bin ich gegen jeden Fremden verſchloſſen. Dieſem meinem Charakter gemäs, ſuchte ich allen Fragen, die an mich gethan wurden, auszuweichen.

Einer von der Geſellſchaft, ein junger, wohlgewachſener Mann, mit einem ofnen, biedern

Geſichte, wußte mich aber doch zur Geſprächigkeit zu bringen.

Mit mitleidiger Miene trat er zu mir, faßte treuherzig meine Hand und ſagte: Lieber Freund, Sie ſcheinen auch von dem ſchlimmen Wege gelitten zu haben, der unſerm Städtchen einen ſo übeln Ruf zugezogen hat.

J. Wie Sie ſehen.

E. Ich bedaure es. Kann ich Ihnen etwa womit dienen?

J. Ich wüßte nicht womit. Itzo bedarf ich Wärme, und dieſe finde ich hier bey dieſem Ofen.

E. Sie ſind wohl ſchon weit gereiſt?

J. Nicht gar weit!

E. Sie ſcheinen Ihren Stand verbergen zu wollen.

J. Das iſt nun meine Art eben nicht, aber ich entdecke mich auch nicht gern. Mit wem habe ich die Ehre zu ſprechen?

E. Mein Name iſt, Halten. Ich bin Stadtſchreiber in Inſefeld.

J. Stadtſchreiber? ſo ſind wir ja Handwerksgenoſſen?

E. Sie ſind auch Stadtſchreiber? und wo denn?

Dieſer Umſtand öfnete mir mit einemmale das Herz, das ſonſt ſo tief verſchloſſen iſt. Ich nannte ihm meinen Namen, Stand, und erzählte mein gegenwärtiges Schickſal. Die ganze Geſellſchaft hörte mit Theilnehmung zu. Da ich ihm den gehabten Unfall beſchrieben, und meinen Unwillen über die ſchlechte Straße geäuſſert hatte, ſagte er mit einem Seufzer, dieſe Klage habe ich ſchon oft gehört.

(Und werden Sie noch gar vielmal hören müſſen, ſezte ein langer, hagrer Mann dazu, der, wie ich erfuhr, der Bürgermeiſter war.)

J. An wem liegt es denn aber eigentlich, daß ſo wenig für Verbeſſerung der Straße geſorgt wird?

B. An wem denn? Wer hat denn zu befehlen?

J. Das iſt traurig.

B. (Nachdem er den Hut in die Augen geſezt, ſich geräuſpert, und den Arm in die Seite geſtellt hatte,) und iſt eine Hauptſtraße in Deutſchland! iſt die Poſtſtraße! — Täglich geht die Ordinaire hier durch! Täglich kann ich wenigſtens in Bauſch und Bogen ſechs Extrapoſten rechnen, die den Höllenweg paßiren. Zur Meßzeit müſſen mehr als eintauſend Fuhrleute hier durch. Gott zu erbarmen iſt es! Zoll, Geleite, alles muß gegeben werden, und wenn es darauf ankommt, den Leuten, die Zoll und Geleite entrichten, und, die Wahrheit zu ſagen, den Landesherrn mit ernähren müſſen, den Weg bequemer zu machen, da iſt niemand zu Hauſe.

St. Etwas iſt doch geſchehen.

B. Was denn?

St. Die Brücke iſt doch —

B. Das belohnt ſich wohl der Mühe. Das mußte ja der Fürſt wohl thun, wenn er nicht Zoll und Geleite verliehren wollte. Was iſt denn aber ſonſt noch geſchehen? Wird nicht noch bis itzo die Saat von einen halben Dutzend Dörfern in den Moraſt gefahren? Bleiben nicht alle Jahre zehn bis zwölf Pferde auf der Straße liegen? Herr Stadtſchreiber! ich bitte Sie, ſtürzen nicht alle Jahre Reiſende am Vogelsberge in den Abgrund? Hat nicht noch vor vier Wochen der Herr von Woltemar den Hals gebrochen? Und doch iſt noch kein Geländer an den gefährlichen Weg gemacht, und Sie und ich, und Ihre und meine Kinder werden es nicht erleben, daß es gemacht werde.

St. Leider nicht gut.

J. Aber woher kommt denn das? Ihr Fürſt iſt doch einer der erſten in Deutſchland, hat Geld genug —

B. Am Gelde fehlt es ihm nicht. Aber —

J. Was wollen Sie mit Ihrem aber ſagen?

B. Aber die Soldaten freſſen alles wieder weg. Wenn er einmal einige tauſend zurückgelegt hat, da muß gleich ein neues Regiment geworben ſeyn.

J. Deſto beſſer! Dieſe Soldaten könnten ja die Straßen verbeſſern, wie ehedem die alten Römiſchen Soldaten thaten. Ein Regiment — wenn dieſes nur ein halbes Jahr zur Straßenverbeſſerung angehalten wurde, wie viel könnte es ausrichten! Und wenn ich nun die ganze Armee Ihres Fürſten nehme!

B. Dieſe könnte vielleicht in einigen Jahren halb Deutſchland zum Chauſſee machen. Aber —

J. Was ſoll denn dieß aber wieder heiſſen?

B. Aber da wäre wieder eine andere Armee nöthig, die dieſe bewachte.

J. Bewachte? Warum denn dieſes?

B. Damit die andere Armee nicht davon liefe. Ueberdieß iſt Mark in den Knochen nöthig, wenn man Straßen verbeſſern will.

J. Daran wird es doch wohl nicht fehlen.

B. Woher ſoll es denn kommen? von Käſe, Brod und Waſſer? Denn, ſo wahr ich vor Ihnen ſtehe, etwas beſſers kann der Soldat von ſeinem erbärmlichen Solde nicht genießen, wenn er nicht neben her etwas verdienen kann. Wo ſoll da das Mark herkommen? Und wenn noch welches da iſt, ſo freſſen es die veneriſchen Krankheiten weg: Hum!

J. Wie verſtehen Sie das?

B. Je nu, — ich dächte, ich hätte deutlich genug geſprochen. Ich kann aber nicht bergen, daß mir vor Aergerniß alle Glieder zittern, ſo oft ich das Fluchen, Schimpfen, Winſeln und Klagen der armen Reiſenden höre, die in dem verdammten Höllenmoraſte ſich haben herumwinden müſſen. Iſt nicht erlaubt! ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin, iſt nicht erlaubt! Ich wollte mich für mir ſelbſt ſchämen, wenn ich Fürſt heiſſen, Zoll und Geleite einſtreichen, und für die Verbeſſerung der Wege nicht ſorgen, und

Jahr aus Jahr ein Ach und Weh über mich zu Gottes Richterſtuhl ſchreyen laſſen wollte.

St. Lieber Herr Bürgermeiſter!

B. Nu?

St. Sie beurtheilen wirklich unſerm guten Fürſten zu ſtrenge.

B. So? worinne? Iſts etwa falſch, daß er Zoll und Geleite einſtreicht? oder können Sie mir nur eine Chauſſee von zehn Ruthen zeigen, die er zur Bequemlichkeit der armen Reiſenden angelegt hat?

St. Das wohl nicht. Aber bedenken Sie ſelbſt, ob es wohl möglich iſt, daß ein Fürſt ſich um alle Kleinigkeiten bekümmern kann!

B. So? alſo iſt eine Poſtſtraße, eine Hauptſtraße eine Kleinigkeit?

St. Ueberlegen Sie doch ferner, daß des Fürſten Kräfte eingeſchränkt ſind, und daß man von ihm, ohne unbillig zu ſeyn, nicht verlangen könne, daß er auf einmal alles wieder gut machen ſolle, was ſeine Vorfahren vernachläßigt haben. Seit zwey hundert Jahren haben ſich ſchon auf dieſer Straße die Reiſenden geängſtigt, und haben geflucht und gejammert. Wie iſts denn möglich, daß nun der beſte Fürſt mit einemmale dieſes Elend endigen kann?

B. Mit einemmale endigen kann? Wer hat denn das verlangt? Soviel kann ich doch aber von einem Fürſten, der Landesvater heißen will, erwarten, daß er Anſtalten zur Verbeſſerung der öffentlichen, wenigſtens der Hauptſtraßen mache. Wo iſt denn das aber geſchehen? Wenn doch jährlich nur zwey Ruthen lang Chauſſee gemacht würde!

St. Je nu!

B. Je nu! je nu! je nu! Was wollen Sie da mit dieſem ihrem je nu?

St. Je nu! was nicht iſt, das kann noch werden.

B. Ey freylich wohl! Wir reden ja aber nicht von dem, was werden kann, ſondern von dem, was bereits da iſt. Und wenn wir auf das ſehen, was da iſt, ſo kann ich ja nicht anders, und kann nicht anders als behaupten, daß unſer Fürſt — es iſt mir leid, daß ich es ſagen ſoll — Gott weiß es, wie ſehr ich Ihn liebe — wie hoch ich Ihn ſchätze — wie pünktlich ich alle ſeine Befehle befolge — Aber ich kann nicht anders — ich muß es ſagen, laut ſagen, daß —

St. Ich bitte Sie, ſagen Sie es nicht! Bedenken Sie, wie ſehr er ſich geändert hat!

Bedenken Sie, daß ſchon Carl der Fünfte über dieſe Straße ſeufzte!

J. Wie? Carl der Fünfte?

St. Ey freylich. Er reiſte dieſen Weg, ſein Wagen ſchlug um, und es fehlte nicht viel, daß er nicht den Arm gebrochen hätte.

J. Das iſt ſchrecklich! Aber iſt es denn den Bürgern von Inſefeld noch nie eingefallen, die Straße ſelbſt verbeſſern zu laſſen? Ich dächte, wenn ſeit Carls des Fünften Zeiten jeder Bürger jährlich nur —

B. Aha! ich merke was Sie ſagen wollen, am Ende wird wohl noch alles über den Bürgermeiſter in Inſefeld kommen. Ich muß Ihnen aber ſagen, daß Sie fehl ſchießen.

J. Das ich nicht glauben ſollte. Ich dächte, wenn ich Bürgermeiſter in Inſefeld wäre —

B. Da ſollte in wenigen Jahren die Straße hergeſtellt ſeyn. Wenn ich doch nur ſogleich Fürſt wäre, bey meiner Ehre, Sie ſollten morgen Bürgermeiſter in Inſefeld ſeyn! Wollte doch die Straßenverbeſſerung ſehen!

J. Davon ſollten Sie doch, dächte ich, wenigſtens nach einigen Jahren den Anfang ſehen. Ich dächte, wenn jeder, der Bürger würde, nur zwey Schuh lang Chauſſee entweder machte, oder machen laſſen und hernach dafür ſorgen müßte, daß etwa einige Ruthen im guten Stand erhalten würden, ſo müßte doch —

B. Gefehlt Herr Stadtſchreiber! Wie lange ſind Sie Stadtſchreiber?

J. Seit einigen Monaten.

B. Das dachte ich wohl. Wenn Sie erſt ſo lange Stadtſchreiber ſind, als ich Bürgermeiſter bin, ſo würden Sie ſchon ſo nicht mehr ſprechen. Sie kennen unſre Bürger und Bauern noch nicht. Das ſind Creaturen, die nicht einen Tritt thun, wenn er ihnen nicht bezahlt wird, oder, wenn ſie nicht dazu geprügelt werden.

J. Die Verbeſſerung der Straße wird ja ihnen aber bezahlt. Das Commercium wird dadurch befördert, ihre Ehre gewinnt dabey!

B. Daß Sie mir doch giengen mit ihrem Commercium und mit ihrer Ehre! Für alle dergleichen Dinge haben unſere Leute keinen Sinn. Keinen Sinn haben ſie dafür, ſo wahr ich Bürgermeiſter in Inſefeld bin! Wenn ſie von ihrer Arbeit nicht ſogleich unmittelbaren Vortheil ſehen, ſo bewegen ſie ſich nicht von der Stelle. Ich könnte ihnen davon eine Menge Exempel erzählen.

J. Nur einige erzählen Sie! ich bitte!

B. Da liegt bey Inſefeld, rechter Hand, ein Berg, Sie werden ihn geſehen haben, er iſt mit Fichten bewachſen.

J. Ich erinnere mich.

B. Der Berg gehörte von alten Zeiten her der hieſigen Bürgerſchaft. Er hält über hundert und funfzig Aecker.

J. Nu?

B. Nu? der Berg hatte vielleicht ſeit der Sündfluth wüſte gelegen. Der vorige Fürſt war einmal hier, beſahe die Gegend, bemerkte den unfruchtbaren Berg — Nach etlichen Wochen bekam mein Vorfahre Befehl, die Bürgerſchaft dazu anzuhalten, daß ſie ihn mit Fichten beſäen lieſſe. Er ließ den fürſtlichen Befehl der Bürgerſchaft publiciren — Gott im Himmel, was entſtand da für ein Tumult! Bey nahe hätten ſie meinem Vorfahren die Perruque (die Inſefelder Bürgermeiſter trugen ſonſt immer Peruquen, ich bin der erſte, der unperuquet iſt) abgeriſſen. Er wollte ihnen den großen Vortheil vorſtellen, den die Nachkommenſchaft von dieſem, ſonſt unnützen, Berge haben könnte. — Was geht uns die Nachkommenſchaft an! ſchrieen alle. Wir haben müſſen ſehen, wie wir durch die Welt kommen, unſere Nachkommen mögen es auch thun! Da keine Vorſtellung etwas half, berichtete er es dem Fürſten. Der Fürſt reſolvirte: entweder die Bürgerſchaft ſolle den Berg beſäen laſſen, oder er wollte es ſelbſt thun, und ihn zu einem Cammerguthe machen. Können Sie es wohl glauben? Die Bürgerſchaft war ſo dumm, daß ſie den Berg dem Fürſten überließ den Berg — den herrlichen ſchönen Berg! Herr Stadtſchreiber, ſo wahr Gott über mir lebt! für tauſend Thaler Holz wollte ich itzo jährlich aus dieſem Berge ſchlagen laſſen. Da ſehen Sie wie unſere Leute kalkuliren können. Und was den Ruhm anbetriſt — dafür haben Sie gar kein Gefühl. Wenn Sie unſer Rathhaus ſehen werden — da werden Sie halt thun, was alle Fremde thun — uns auslachen. Denn wirklich iſt es ein Neſt, bey deſſen Anblick man ſich des Lachens nicht enthalten kann. Von allen Seiten iſt es unterſtützt, damit es nicht einfalle. Die Fremden nennen uns deswegen Schildbürger. Ich habe verſchiedenemal die Bürgerſchaft deswegen zuſammen kommen laſſen, habe Vorſchläge gethan, wie ſie ſo leicht, ſo wolfeil ein anderes Rathhaus bekommen könnte! Habe ihnen ans Herz gelegt, wie ſchimpflich der Name Schildbürger ſey — alles umſonſt! da hatte niemand Ohren! Nu? was meynen Sie dazu? trauen Sie ſich noch die Straße bey Inſefeld zu verbeſſern? Schaffen Sie erſt Patriotiſmus bey — dann reden Sie vom Bürgermeiſter werden, lieber Herr Stadtſchreiber!

Ach Gott! ſagte ich, ich mag nichts mehr hören. Verdrüßlich ſetzte ich mich in einen Winkel.

Fortſetzung.

Unterdeſſen, daß Bürgermeiſter und Stadtſchreiber noch vieles über die Möglichkeit und nicht Möglichkeit der Straßenverbeſſerung diſputirten, hieng ich meinen Gedanken nach.

Zwey Fremde, die in die Stuben traten, unterbrachen meine Gedankenreihe. Sie ſahen halb und doch nicht ganz aus wie Bettler. Ihr Compliment war ziemlich Bettlermäßig, und ihr Anzug doch reinlich.

Die Neugier trieb mich an näher zu ihnen zu treten, und ſie zu fragen: Um Vergebung! wer ſind Sie meine Herren?

Fr. Wir ſind Collectanten.

J. Collectanten? Das Wort verſtehe ich nicht.

Fr. He! he! ſind denn der gnädige Herr ein Ausländer, daß Sie dieß Wort noch nicht gehöret haben? Wir ſind Leute, die eine Collecte einſammlen.

J. Und woher ſind Sie, wenn ich fragen darf?

Fr. Zu dienen! aus Crellwitz, im Fürſtenthum Ritterſtadt.

J. Wozu colligiren Sie denn?

Fr. Zu einer neuen Schule, gnädiger Herr! weil die alte baufällig geworden iſt. Wollen Sie etwa die Gnade haben, und auch eine milde Beyſteuer da zu geben?

G. Ich bin kein gnädiger Herr.

Fr. He! he! he! Verzeihen Sie!

G. Aber hat denn die Gemeine Crellwitz nicht ſo viel Geld in ihrer gemeinſchaftlichen Caſſe, daß ſie ein Schulhaus bauen kann?

Fr. Um Vergebung, was verſtehen Sie denn durch eine gemeinſchaftliche Caſſe?

J. Das lehret ja der Name! eine Caſſe aus der die Ausgaben der Gemeine, Aufführung öffentlicher Gebäude, Ausbeſſerung der Straßen, Unterſtützung unglücklicher Glieder der Gemeine, u. d. g. beſtritten werden.

Fr. Wir haben die Ehre zu verſichern, daß wir eine ſolche Caſſe nicht haben.

J. Wie kann denn aber eine Gemeine beſtehen, wenn ſie keine gemeinſchaftliche Caſſe hat!

Fr. Darauf wollen wir dienen. Wenn ein Gebäude ſchadhaft wird, ſo flicken wir daran ſo lange, als es gehen will, ſtürzt es ein, ſo wenden wir uns an die gnädigſte Landesherrſchaft mit einer Supplik — hilft dieſe nicht, ſo ſammlen wir eine Collecte ein.

J. Das ſind doch erbärmliche Anſtalten!

Fr. Verzeihen Sie, hochzuverehrender Herr! unſere Anſtalten ſind eben nicht ſchlechter, als in Ritterſtadt ſelbſt.

J. Wie ſo?

Fr. Da wiſſen Sie auch nichts von der Caſſe, von der Sie zu reden belieben. Die Marienkirche iſt ihrem Umſturze nahe. Das öffentliche Gefängniß iſt voriges Jahr zuſammengeſtürzt und hat etliche Miſſethäter erſchlagen.

J. Bewahre Gott!

Fr. Wir haben die Ehre zu verſichern, daß zwey Diebe, ein Meineidiger, und ein Wahnſinniger erſchlagen worden ſind. Man hat ſchon ſeit zehen Jahren ſo etwas befürchtet, aber da war immer kein Geld da ein neues Gefängniß aufzuführen. Man hat ſupplicirt, iſt aber immer abgewieſen worden. Gemeinſchaftliche Caſſen kennen wir hier zu Lande gar nicht, hochzuverehrender Herr!

B. Da hören Sie es ja! Herr Stadtſchreiber. Für das gemeine Beſte iſt bey unſern Leuten gar kein Sinn. Jeder arbeitet und ſcharrt zuſammen, um ſeinen Kindern viel zu hinterlaſſen — aber der Groſchen ärgert ihn, den er für das gemeine Beſte ausgeben ſoll. Und wenn ja bisweilen eine kinderloſe Perſon der Kirche oder dem gemeinen Weſen etwas vermacht! ſo wird es insgemein ſo ſchlecht verwaltet, daß es in wenigen Jahren wieder verthan iſt.

J. Das iſt mir unbegreiflich. Hat denn nicht das öffentliche Geld eine gewiſſe Heiligkeit, wie ehemals bey den Griechen und Römern?

B. Ho! Ho! Heiligkeit! Heiligkeit hat es freylich, aber ſo eine Heiligkeit wie Doctor Luthers Mantel.

J. Und was für eine Art von Heiligkeit hatte dieſer?

B. Alle die ihn ſahen, hatten ſolch eine Achtung gegen ihn, daß jeder ein Stück davon abriß, bis er am Ende ganz weggetragen wurde.

J. Aber wird denn dieſes geſtattet? iſt denn keine Aufſicht da?

B. Mehr als zuviel Aufſicht! Ich will es Ihnen kurz und gut ſagen. Sehen Sie, wenn in einem öffentlichen Gebäude nur eine Schwelle eingezogen, oder eine neue Mauer aufgeführt werden ſoll: ſo kommt gleich eine Commißion, da muß dann Fuhrlohn, da müſſen Diäten bezahlt werden, ſo daß die Brühe immer mehr als das Fleiſch koſtet: unſers Rathhauſes, oder Rathneſtes wegen ſind ſchon ſeit zwanzig Jahren zwölf Commißionen geweſen, die netto ſechshundert und vierzig Thaler gekoſtet haben, und doch iſt es damit bis itzo weder weißer noch ſchwärzer geworden. Wenn es nun endlich zum Bauen kommt, da greift alles zu, was nur greifen kann. Der Rathsherr, Kirchenvorſteher, oder wer ſonſt über das Bauweſen geſetzt iſt, richtet es gemeiniglich ſo ein, daß er auch etwas bauet, und dabey die Ziegeln, Kalk, Holz, Breter, Nägel u. d. g.

die zum öffentlichen Baue angeſchafft ſind, wohl benutzt. Die Arbeiter laſſen ſich alles noch halb ſo theuer bezahlen. So koſtet ein öffentliches Haus, das ein Privatmann für zweytauſend Thaler würde hingeſetzt haben, wenigſtens viertauſend Thaler. Wenn hernach Capitale auszuleihen ſind, ſo gehts auf den nämlichen Fuß. Man fragt nicht wer die ſicherſte Hypothek habe, ſondern wer das mehreſte ſpendire. Noch vorige Woche hat unſer Aerarium ein Capital von tauſend Thaler in einem Concurſe verlohren. Der Amtmann Braus, der es erborgt hatte, war dazumal, da er das Capital ſuchte, ſchon auf dem Punkte bonis zu cediren. Im ganzen Lande hätte er keinen vernünftigen Menſchen gefunden, der ihm tauſend Groſchen geborgt hätte. Aber da er öffentliche Gelder ſuchte, bekam er ſie ſogleich, und das unter der billigen Bedingung, daß ihm der Caſſenvorſteher zehn pro Cent pro ſtudio et labore abzog. Das iſt unſer Patriotiſmus, lieber Herr Stadtſchreiber!

J. Ich kann aber nicht begreifen, wie vernünftige Menſchen, ſo unvernünftig, ſo toll handeln können, daß ſie ihren eignen Vortheil nicht einſehen. Denn wenn das Ganze leidet, ſo leiden die Theile, und wenn die Bürgerſchaft ſich den Namen Schildbürgerſchaft zuzieht, ſo wird ja jeder Bürger ein Schildbürger. Kann denn das den Leuten nicht begreiflich gemacht werden?

B. Lieber Herr! Was Hänschen nicht lernt, das lernt Hans nimmermehr. In der Kindheit werden unſere Leute verwahrloſet. Wir haben keine öffentliche Erziehung. Wir haben zwar öffentliche Schulen, wo die Kinder eine Menge Wörter lernen, aber nur nicht das, was ſie als nützliche, gute Bürger wiſſen und thun müſſen. Denn was für Einfluß hat denn das auf die öffentliche Wohlfahrt, wenn der Junge ſcandiren lernt: a bove majori diſcit arare minor; oder wenn er die Frage beantworten kann, was giebt oder nützt die Taufe? an Erziehung wird nicht mit einem Worte gedacht. Die iſt den Müttern, Großmüttern, den Vätern, die mehrentheils ſelbſt ungezogen ſind, ganz überlaſſen. Was kann da aus den Leuten werden? eigennütziges Volk, deſſen höchſte Vollkommenheit darinne beſteht, daß es der Eltern Gut erhält und vergrößert. Wenn man dieſer Menſchenart vom Patriotiſmus, vom gemeinen Beſten, u. d. a.

vorſagt, ſo thut es eben die Wirkung, als wenn man einen kurzſichtigen auf die angenehme Lage eines entfernten Bergſchloſſes aufmerkſam machen will.

J. Aber ein Mann, wie Sie ſind, könnte denn der nicht —

B. Verbeſſerungen machen? wollen Sie ſagen. Das könnte er allerdings. Wenn ein Mann, der Reformatorstalent hätte, an meiner Stelle wäre, der würde vielleicht die ganze Bürgerſchaft umſtimmen. Dieß Talent habe ich aber nicht, und kann es mir auch nicht geben. Es iſt mit dem Reformatorstalente halt wie mit allen Talenten — ſie müſſen angebohren werden. Da und dort eine kleine Verbeſſerung zu machen, kann wohl jeder, der redlich denkt; aber ganze Gemeinen umzuſchaffen, iſt nur dem vorbehalten, der von Natur Reformatorskraft hat. Und dieſe fehlt mir, aufrichtig zu reden, ganz. Ich denke über das Beſte der Stadt nach, thue deswegen Vorſchläge, und, wenn dieſe nichts helfen wollen — ſo ziehe ich mich zurück, und ſtopfe eine Pfeife Tobak. Herr Wirth! noch eine Pfeife von Num. 2.

Fortſetzung.

J. Sie ſcheinen ſtark Tobak zu rauchen, lieber Herr Bürgermeiſter!

B. Stark! mehr als zu ſtark. Des Morgens, wenn ich erwache, ehe ich noch an meinen Schöpfer denke, und mein Morgengebet verrichte, iſt mein erſter Gedanke an — ich ſchäme mich es zu ſagen — an die Tobakspfeife. Dieſe ſtopfe ich, ſobald ich aus dem Bette komme, rauche während dem Anziehen, und wenn ich die Kleider angelegt habe, ſo iſt auch ſchon die erſte Pfeife ausgeraucht. So geht es den ganzen Tag, bis zum Schlafgehen. Meine älteſte Tochter hat faſt nichts zu thun, als daß ſie mir Tobak ſtopft. Wenn ich ſchreibe, müſſen immer ſechs Pfeifen neben mir liegen, damit ich ſogleich eine andere anſtecken kann, wenn eine ausgeraucht iſt. Komme ich vom Rathhauſe, ſo iſt meine älteſte Tochter ſchon ſo gewöhnt, daß ſie an meiner Stubenthüre mit einer gefüllten Pfeife, und einem brennenden Wachsſtocke ſteht, damit ich ſogleich zugreifen und rauchen kann.

J. Aber ſagen Sie mir, thut Ihnen denn dieß keinen Schaden?

B. Schaden? ey das verſteht ſich. Schaden thut es mir, der gar nicht zu berechnen iſt. Sehn Sie hier dieſen Spitzzahn! wenn mir jemand tauſend Thaler dafür geboten hätte, ſo wahr ich ehrlich bin, ich hätte ihm ihn nicht gegeben. Warum? tauſend Thaler zu erwerben, das iſt einem Manne, der Kopf hat, ein Bagatell. Aber einen Spitzzahn, wenn er einmal weg iſt, wieder zu ſchaffen, ja dazu gehört ſchon mehr. Und doch habe ich durch das verdammte Rauchen dieſen Spitzzahn verlohren. Sehn Sie, mein Herr, mit dieſem Zahne halte ich immer die Pfeife, wenn ich rauche, und dadurch iſt er nach und nach ſo abgeſchliſſen worden, daß man beynahe nichts mehr davon ſieht. Die übrigen Zähne ſind alle ſchwarz, alle von der Schärfe des Rauchs angefreſſen — ſehn Sie?

J. Das iſt doch wirklich traurig.

B. Und das iſt noch das geringſte. Meine Kleider, meine Bücher, meine Briefe, alles riecht nach Tobak. Wenn Sie in meine Stube kommen, ſo ſollten Sie meynen, Sie kämen in eine Wachſtube. Und das iſt noch nicht alles — (indem er ſich mit der Fauſt vor den Kopf ſchlug.)

J. Noch nicht alles? Können Sie mir noch etwas Schlimmeres ſagen?

B. Ich wollte ich könnte es nicht! Aber — aber durch das verdammte Rauchen werde ich von ſo vielem Guten abgehalten. Wenn einmal die Pfeife brennt, ſo iſt es mir faſt unmöglich von der Stelle zu gehen, ehe ſie ausgeraucht iſt. Die Glocke ruft mich oft auf das Rathhaus, ich fühle meine Pflicht zu gehen, kann aber nicht von der Stelle, bis die Zeterpfeife ausgeſchmaucht iſt. Ich glaube, ich könnte mein Kind unten im Waſſer ſchwimmen ſehen, und wäre doch nicht eher vermögend zu ſeiner Rettung beyzuſpringen, bis die Pfeiſe aus wäre. Bedenken Sie um Gottes willen, lieber Herr! wie viel Gutes wohl das verdammte Tobaksrauchen in den dreyßig Jahren, in denen ich im Amte ſtehe, verhindert haben mag!

J. Und wie iſts denn möglich, daß Sie eine ſo ſchädliche Gewohnheit haben annehmen können?

B. Die fehlerhafte Erziehung macht alles Unnatürliche möglich. In meinem vierzehnten Jahre kam ich auf die Schule zu Troppenheim.

J. An der itzo der Rector Californius iſt?

B. Ganz recht! dahin kam ich. Unter den Geſetzen, die ich daſelbſt vorfand, war auch eines, das den Schülern das Tobakſrauchen bey zweytägiger Carcerſtrafe unterſagte. Dabey wurde aber gar nicht angegeben, warum dieß Verbot ſey gegeben worden. Hätte man mir nur eine ſchwache Schilderung von den unangenehmen Folgen des Tobakrauchens gegeben, ſo hätte ich ja ein Thor ſeyn müſſen, wenn ich darnach hätte Appetit bekommen wollen. Da mir aber davon nichts geſagt wurde, ſo gieng es mit mir, wie es in der Bibel ſteht: **ich wußte nichts von der Luſt, wenn das Geſetz nicht geſagt hätte: laß dich nicht gelüſten.**

Wirklich bekam ich Luſt Tobak zu rauchen, ſobald ich geleſen hatte, daß es hier verboten ſey. Ich verſuchte es, wurde ſchwindlicht, mußte mich erbrechen — bekam einen ſolchen Abſcheu gegen das Schmauchen, daß ich glaubte, ich würde es nie wieder verſuchen. Da es aber mein Altgeſelle und meine Zellcameraden thaten, ſo erwachte bey mir die Ambition; und ich glaubte bey einem ächten Schüler wäre das Tobakſrauchen eine weſentliche Eigenſchaft. Deswegen nahm ich meine Kräfte zuſammen, bekämpfte meinen natürlichen Abſcheu, beſiegte ihn, und brachte es ſo weit, daß ich, nach einem achttägigen Erbrechen, wirklich Tobaksdampf, ohne Ekel, in mich ziehen konnte. Sehn Sie, lieber Herr! was aus dem Menſchen wird, wenn man ihn ſklaviſch behandelt, immer nur ſagt, das ſollſt du thun, das ſollſt du laſſen, ohne ihn von der Güte der Geſetze zu überzeugen? Sehn Sie, wie der Menſch ausartet, wenn man ſeiner Ambition nicht eine weiſe Richtung giebt!

J. Da Sie aber nun beſſere Einſichten bekommen haben, wie kommt es denn, daß Sie ſich nun von dieſer böſen Gewohnheit nicht los zu machen ſuchen?

B. Nun iſts zu ſpät. Wenn man erſt an die ſechzig kommt, dann iſts um die Abgewöhnung geſchehen.

J. Und doch dächte ich, wenn man ernſtlich wollte —

B. Am Willen, Freund, fehlt es bey mir gar nicht, aber es will nicht gehen, und will nicht gehen. Ich habe es verſucht, habe den Tobak mit allen Pfeiſen zugleich ins heimliche Gemach geworfen. Was geſchah? da ſaß ich, wie ein Lahmer, dem die Krücke fehlt, oder wie ein Frauenzimmer, das von Jugend auf an das Schnüren gewöhnt wurde, wenn ihr die Schnürbruſt verſteckt iſt. Ich konnte nichts denken, nichts ſchreiben. Die Oefnung verlohr ſich. Demohnerachtet wollte ich es forciren — da kam aber Zahnſchmerz. Gott im Himmel! was für Qual ſtund ich da aus. Ich conſulirte alle Aerzte, Apotheker und Feldſcheer, ich ließ zwey Zähne ausbrechen — half alles nichts. Da ich nun faſt verzweifeln wollte, brachte mir meine Frau eine gefüllte Pfeife, und einen Wachsſtock. Ich nahm ſie an, ſchmauchte, ſchmauchte noch eine, und noch eine und ſiehe da! weg war mein Zahnſchmerz. Da bin ich denn nun ſo halt dabey geblieben, und werde auch wohl dabey bleiben; denn eine Pfeife Tobak iſt doch auch zu vielerley gut.

J. Den Nutzen davon möchte ich doch wirklich wiſſen.

V. Die Tobakspfeife iſt ein ſichres Schild gegen vieles Leiden.

J. Wie? die Tobakspfeife ein Schild gegen Leiden?

V. Wie ich Ihnen ſage. Wenn ich in Geſellſchaft bin, wo ſo dummes Zeug geſprochen wird, daß ich davon laufen möchte: ſo ſtopfe ich mir eine Pfeife, ſetze mich an den Ofen, dämpfe, und bin gegen alles übrige unempfindlich. Wenn ich etwas Gutes durchſetzen will und es geht nicht — ſtatt, mich zu ärgern, ſtopfe ich eine Pfeife Tobak.

St. Da geht es Ihnen, lieber Herr Bürgermeiſter, mit Ihrem Rauchen, faſt wie mir mit meinem Schnupfen.

B. Ja, wenn ich das Geld hätte, was Sie jährlich für Schnupftobak ausgeben, ſo hätte ich ſchon den erſten Anfang zu unſerm Straßenbau.

St. Der in zehn Jahren wenigſtens von einiger Bedeutung wäre. Denn, wiſſen Sie wohl, wie viel ich täglich Schnupftobak nöthig habe? zwey Loth — ich will nicht ehrlich ſeyn, wenn ich Ihnen nicht die Wahrheit ſage.

J. Zwey Loth täglich?

St. Wie ich ſage. Sehen Sie, meine Naſe iſt wund, meine Ausſprache undeutlich, denn Sie werden merken, daß ich ſtets ſpreche, als wenn ich den Stockſchnupfen hätte, der Mund ſteht mir immer offen, weil ich durch die Naſe keine Luft einziehen kann; mein Magen wird täglich ſchwächer, weil ein Drittheil des Schnupftobaks, den ich in mich ziehe, immer in den Magen kommt, und meine Ehe — die wird durch den Schnupftobak ganz zerrüttet.

J. Wie? Ihre Ehe zerrüttet durch den Schnupftobak?

St. Wie ich Ihnen ſage. Wenn ich meine Frau küſſen will, ſo fährt ihr der Schnupftobak, der unter meiner Naſe hängt, in die Augen; ſie wird unwillig und ſtößt mich zurück. Wenn ſie ein Schnupftuch von mir bekommt, ſo murrt ſie. Und wenn ſie meine Kleidung durchmuſtert — ſehn Sie ſelbſt, wie ſie ausſieht. Das Tobakſchnupfen iſt eine wahre Selbſtbefleckung.

J. Und Sie können ſich auch von dieſer übeln Gewohnheit nicht losreißen?

St. Nicht möglich. Wenn die Tabatiere nicht immer bey der Hand iſt, ſo geht es mir, wie dem Herrn Bürgermeiſter, wenn ihm die Tobakspfeife fehlt. Ich habe es verſucht — ich habe die Doſe zertreten — Wiſſen Sie wohl, was erfolgte? ich verlohr das Gehör. So wahr der Himmel über mir iſt, ich hörte die Glocken nicht mehr, bis ich mir wieder eine Schnupftobaksdoſe kaufte.

Da geht es Ihnen, meine hochzuverehrende Herren, rief einer der Collectanten von der Streue, auf der ſie bereits lagen, mit ihrem Tobak und Schnupftobak, wie mir mit dem Brandewein. Wenn ich des Morgens aufſtehe, ſo zittre ich am ganzen Leibe, und kann nichts ſprechen und nichts thun, bis ich ein halb Nöſel guten Schnapps habe.

Den Schnapps will ich ihm gern laſſen, Herr College, ſagte der andere Collectante! Laſſe er mir nur meinen Kaffee. Wenn ich keinen Kaffee mehr habe, ſo mag ich auch nicht mehr leben.

Meine Pfeife iſt aus, ſagte der Bürgermeiſter, wollen Sie mit nach Hauſe, Herr Stadtſchreiber?

Ich bin dabey, verſetzte dieſer. So ſchieden beyde von mir, da es ſchon beynahe zwölf Uhr war. Ich aber gieng in das Stübchen, welches der Wirth für mich hatte heitzen laſſen, und ſuchte die Ruhe.

Ohne Zweifel werden Sie auch einen Ruhepunkt wünſchen, auf dem Sie ſich von der Langenweile erholen können, die Ihnen mein langer Brief verurſacht hat. Ich will daher ſchließen, doch mit der Bitte, daß Sie ſich gefallen laſſen, nächſten Poſttag noch einen Brief von mir zu leſen. Ich bin ſtets

der Ihrige

Zellnik.

Dritter Brief.

Zellnik an Carl von Carlsberg.

Carmin den 26ſten Jenner.

Beſter Freund!

Da ich in das Zimmer trat, welches mir der Wirth zu meinem Schlafgemach angewieſen hatte: zog ſogleich die Mahlerey deſſelben meine Augen auf ſich. Es war das beſte Zimmer des Hauſes, und der Wirth ſchien alle ſeine Kunſt und Witz an demſelben erſchöpft zu haben. Die Fenſterfutter und die Thür waren helleblau angeſtrichen, und die Thür war mit hochrothen und hochgelben Schnörkeln verziert, wovon in der ganzen Natur kein Gegenbild zu finden iſt. Alle Wände waren mit den albernſten Bildern behängt. Da waren zu ſehen die ſieben reiſenden Schwaben, die verkehrte Welt, ein Dutzend Fratzen, mit den Namen unſerer vorzüglichſten Fürſten und Fürſtinnen, eine Menge ſcheußlicher Zwerge, mit Peruquen, die bis auf die Ferſen reichten, viele unzüchtige Bilder, unter denen die ſchändlichſten Reime ſtunden, und — unter dieſen ſcheußlichen Bildern, das höchſte Ideal menſchlicher Vollkommenheit — der gekreuzigte Erlöſer.

Was für erbärmliche Anſtalten für wahre Aufklärung, für Ausbildung des Verſtandes und des Geſchmacks, mögen wohl in dieſem Städtchen ſeyn! Wie zerrüttet muß wohl ein Menſchenkopf ſeyn, der ſolche Schmierereyen, ſolche Fratzen, ſolchen Unſinn ſchön finden kann! der des Erlöſers Bild in einen Kreis von unzüchtigen Vorſtellungen ſetzet.

Nun konnte ich mir den Mangel an Patriotiſmus, über den der Bürgermeiſter klagte, die Unthätigkeit der Bürger, bey der ſchlechten Beſchaffenheit ihrer Landſtraßen, die ihnen ſo viele Vorwürfe und Flüche zugezogen hatte, leicht erklären. Leute, deren Gefühl einmal ſchon ſo verdorben iſt, daß ſie das Alberne gut, und das Häßliche ſchön finden können, gewöhnen ſich leicht an den Anblick von allen Arten der Unordnung, haben keine Vorſtellung von Vollkommenheit, und alſo auch keinen Reitz nach ihr zu ſtreben. Mit innigem Unwillen über die unverantwortliche Trägheit in Ausbildung der edlern Kräfte des Menſchen fieng ich an mich auszukleiden, und mich dem Bette zu nähern, das zu meiner Ruhe beſtimmt war. Hier ſtieß ich auf neue Fratzen. In die Vorhänge ſowohl, als in die Ueberzüge der Kiſſen, war die Vorſtellung von der Taufe Jeſu gewebt, ſo ſcheußlich gewebt, daß ich bey dem Anblicke derſelben zurückbebte. Alle Figuren hatten fünfeckiche Köpfe und viereckiche Körper, Arme und Schenkel. Ich verglich itzo die Weberey der Neuern, mit der Weberey der Alten, von der die Dichter ſagen, daß ſie ganze Geſchichte nach dem Leben habe vorſtellen können, und zürnte ſchon auf meine Zeitgenoſſen, theils weil ſie in dieſer Kunſt augenſcheinlich zurückgekommen ſind; theils weil ſie ſich unterſtehen, ſie zu treiben, ohne hierzu die nöthige Geſchicklichkeit zu haben; theils weil es Leute giebt, die dieſe Mißgeburten der Weber ſchön finden können.

Doch da ich eben im Begrif war zwiſchen den Alten und Neuern, in Rückſicht der Kunſt, eine Vergleichung anzuſtellen, ereignete ſich ein neues Abentheuer, das ich Ihnen doch umſtändlich beſchreiben will, da mir mein hieſiger Aufenthalt hierzu hinlängliche Muſe gewährt.

„Schlechterdings nicht — ich kann nicht — ich darf nicht, ohne Paß darf ich niemanden herbergen — zeigt mir euern Paß — ſo ſteht euch mein Haus offen.“

So hörte ich meinen Wirth auf dem Hofe mit jemanden ſprechen, der ihn mit wehmüthiger Stimme bat, ihn nur eine einzige Nacht zu beherbergen.

Neugier und Mitleiden nöthigten mich meine Kleider wieder anzulegen, die Treppe hinab zu laufen, und ſelbſt zu unterſuchen, was es hier gäbe. Da ich hinab kam, ſchlug eben der Wirth die Hausthür murrend zu, und drauſſen winſelte eine Stimme ſo kläglich, daß mein ganzes Herz weich wurde: „Ach um Gottes willen erbarmet euch! ich muß umkommen! Hunger und Kälte werden dieſe Nacht mich tödten! Hülfe! Erbarmung!“

Was giebt es hier? fragte ich den Wirth heftig.

W. Da iſt ein Kerl vor der Thür, iſt er ein Bettler, oder iſt er ein Spitzbube, oder was er iſt, das weiß ich nicht; der will daß ich ihn herbergen ſoll. Bedenken Sie nur!

J. Nu? und warum will er denn ihn nicht beherbergen?

W. Weil er keinen Paß hat.

J. Keinen Paß? braucht man denn einen Paß, wenn man vom Tode gerettet ſeyn will?

W. Das weiß ich nicht. Aber genug wir haben einen herrſchaftlichen Befehl, daß wir bey zehn Thaler Strafe, niemanden beherbergen ſollen, der keinen Paß aufweiſen kann.

J. Auch dann nicht, wann er in Gefahr iſt umzukommen?

W. In keinem Falle.

J. Das wäre ein barbariſcher Befehl. Itzo, Herr Wirth, öfne er den Augenblick, auf der Stelle, die Thür, oder er ſoll ſehen —

W. Das will ich doch ſehen, wer mir in meinem Hauſe befehlen will.

J. Den Augenblick die Thür geöfnet!

W. Das laſſe ich wohl bleiben. Daß ich doch kein Narr wäre, und zehn Thaler Strafe gäbe!

J. Ich bezahle die Strafe, und alles was der Fremde verzehrt. Die Thür aufgemacht, oder ſo wahr Gott lebt! ich trete ſie zuſammen.

W. Nu, nu, nur nicht ſo hitzig! Wenn der Herr ſo viel Geld wegzuwerfen hat, daß er das alles bezahlen kann — meinetwegen, ſo mag hereinkommen wer da will.

Itzo öfnete er die Thür, und ſobald ſie geöfnet war, ſtürzte auch der Fremde herein, fiel auf die Knie, umfaßte mit bebenden Armen meine Füße, und flehete — Erbarmung! Erbarmung! wenn Sie ein Chriſt ſind!

J. Der bin ich. Ich ſehe, Sie ſind von Kälte erſtarrt, Sie ſind in Gefahr umzukommen — Beruf genug, Ihnen beyzuſtehen, folgen Sie mir auf mein Zimmer. Womit kann ich Ihnen helfen?

Fr. Hunger und Froſt haben mich — haben mich — ach haben mich beynahe getödtet. Sehen Sie ſelbſt! ich kann nicht mehr aufrecht ſtehen!

J. Alſo, Herr Wirth! eine gute Suppe, und was er ſonſt von Speiſen in der Geſchwindigkeit verfertigen kann, nebſt einem Kruge Bier! Hat er auch Wein?

W. Zu dienen! Befehlen Sie Mallaga? Burgunder? Champagner? Rheinwein? Frankenwein?

J. Eine Bouteille guten Rheinwein! und daß das Feuer im Ofen nicht ausgeht!

Mein Fremder trat itzo herein, zitterte und weinte, ich ließ ihm ſeinen mit Schnee bedeckten Rock ausziehen, gab ihm meinen Oberrock, und ſetzte ihn an das Fenſter, damit er durch die ſchnelle Abwechſelung von Kälte und Wärme nicht Schaden an ſeiner Geſundheit litte. Bald darauf brachte der Wirth eine gute Mahlzeit, nebſt Wein, welches er begierig genoß, meine Hand dann küſſen und mit ſeinen Thränen benetzen wollte, welches ich aber nicht zuließ.

J. Darf ich wohl fragen, wer Sie ſind?

Fr. Ach Gott! ich habe große Urſache meinen Stand zu verheimlichen.

J. Sie haben mit einem ehrlichen Manne zu thun.

Fr. Das dürfen Sie nicht verſichern, Ihre Handlungen haben es bewieſen. Sie ſind vermuthlich ein Katholik?

J. Der bin ich nicht — ich bin ein Proteſtant.

Fr. Wirklich?

J. Auf Ehre!

Fr. Nun da geſtehe ich es Ihnen aufrichtig, ich bin ein katholiſcher Prieſter. Sehen Sie hier, die Mütze abnehmend, die Tonſur.

J. Was bewegte Sie aber Ihren Stand zu verheimlichen? Glauben Sie wohl, daß wir Proteſtanten einen katholiſchen Geiſtlichen weniger freundſchaftlich aufnehmen, als irgend einen andern Menſchen?

Fr. Das gar nicht. Aber — aber — Sie ſind ſo ein wohlthätiger Mann, was ſoll ich es leugnen — ich war gefangen, und bin aus dem Gefängniſſe entſprungen.

J. Darf ich auch die Urſache Ihrer Gefangenſchaft wiſſen?

Fr. Der darf ich mich nicht ſchämen.

J. Vermuthlich hat der Zwang zum eheloſen Leben Sie zu einem Schritte verleitet, der dieſe Strafe nach ſich zog?

Fr. Urtheilen Sie nicht zu voreilig, mein Herr! Sie ſind mein Wohlthäter, ich Ihr Schuldner. Aber auch in dieſem Verhältniſſe laſſe ich mir den Vorwurf nicht machen, als wenn ich leichtſinnig, pflichtvergeſſen genug wäre, ein Mädchen zu verführen, oder eine Frau zur Untreue zu verleiten.

J. Brav! und was kann ſonſt wohl die Urſache ſeyn?

Fr. Ich habe ſtudirt, mein Herr! habe die Bibel geleſen, in der Grundſprache geleſen —

J. Und deswegen hat man Sie gefangen geſetzt?

Fr. Nicht ganz deswegen. Ich habe aber eine Abhandlung über den funfzehnten Vers des dritten Kapitels des erſten Buchs Moſis geſchrieben, und darinne gezeigt, daß dieſer Vers eigentlich ſo müſſe überſetzt werden: Ich will Feindſchaft ſetzen, zwiſchen dir und dem Weibe, und zwiſchen deinem Saamen und ihrem Saamen, und Er, (der Saame, oder die Nachkommenſchaft des Weibes) ſoll dir den Kopf zertreten.

J. Ich verſtehe die Grundſprache nicht, aber in meiner Ueberſetzung ſteht es eben ſo.

Fr. Ich weiß es wohl. Aber die Vulgata —

J. Was iſt das die Vulgata?

Fr. Die Vulgata iſt eine alte lateiniſche Ueberſetzung der Bibel, nach welcher, vermöge der Grundſätze unſerer Kirche, der Grundtext erklärt werden muß.

J. Haben Sie Ihren Verſtand verlohren oder ich? Wie? man fordert bey Ihnen, daß der Grundtext nach der Ueberſetzung ſoll erklärt werden?

Fr. Leider fordert man es. Nun ſieht in der Ueberſetzung: Sie wird dir den Kopf zertreten, und verſieht dadurch die Maria.

J. Die Maria? Der Keim zur Maria war ja aber noch nicht da, da dieß geſchrieben wurde.

Fr. Das thut nichts. Genug es iſt ein Lehrſatz unſerer Kirche, daß in dieſem Verſe eine Weiſſagung von der Mutter Gottes ſey. Da ich nun aus der Grundſprache und aus der Hermeneutik bewieſen habe, daß hier gar nicht von dem Weibe, und alſo auch nicht von der Jungfrau Maria die Rede ſey, ſondern von der Nachkommenſchaft der Eva überhaupt, ſo hat man mich gefangen geſetzt, und in allen Kirchen das Verbot angeſchlagen, daß mein Buch, bey Strafe des Banns, nicht geleſen werden ſolle.

J. Sie erzählen mir unglaubliche Dinge.

Fr. Es iſt aber gerade ſo, wie ich Ihnen erzähle. Die Herren Proteſtanten haben gar keine Vorſtellung davon, was für bedaurenswürdige unglückliche Leute wir ſind. Wir müſſen dem Gebrauche unſerer Vernunft gänzlich entſagen. Nicht was uns wahr iſt, dürfen wir glauben, ſondern nur das, was Se. päbſtliche Heiligkeit als wahr zu beſtimmen belieben. Sehen Sie! hier das Gefäß, woraus ich trinke, iſt doch von Glas?

J. Natürlich!

Fr. Geſetzt aber, daß es Sr. päbſtlichen Heiligkeit gefiele, den Ausſpruch zu thun, es ſey von Silber, ſo muß ich es glauben. Wenn ich es nicht glaube, ſo hält man mich für einen Ketzer, und wenn ich aus Gründen das Gegentheil beweiſen will, ſo ſetzt man Himmel und Erde gegen mich in Bewegung, thut mich in den Bann, incarcerirt mich, legt mir ſchreckliche Pönitenzen auf, und zwingt mich zur Revocation, oder, welches einerley iſt, zwingt mich ein Schurke zu werden, der anders ſpricht, als er denkt.

J. Freund! Sie ſind in der Hitze. Die Gefangenſchaft iſt Ihnen noch in zu friſchem Andenken. So ſchlimm mag es doch wohl nicht ſeyn.

Fr. In der Hitze mag ich wohl ſeyn, aber mein Herr! wie iſt es möglich, daß man an alle den Unſinn, der mir itzo in der Seele ſchwebt, denken und dabey kalt bleiben kann, wenn man kein Klotz iſt! Und wenn ich gleich itzo aufgebracht bin, ſo habe ich doch noch immer den Gebrauch meines Verſtandes. Habe ich etwa ein Wort, nur eine Sylbe gegen die Wahrheit geſprochen?

J. Das möchte doch wohl nie ein Pabſt thun, daß er von ſeinen Anhängern verlangte, Glas für Silber zu halten.

Fr. Das nicht? das könnte ein Pabſt nicht? Mein Lieber, ſind Sie ſo ganz mit der Verfaſſung unſerer Kirche unbekannt? Wofür halten Sie denn die Inquiſition?

J. Nu, die iſt freylich etwas Schändliches.

Fr. Das Abſcheulichſte, wollen Sie ſagen, das je auf Gottes Erdboden geweſen iſt. Nie hat unter Türken, nie unter Heiden eine ſo grauſame Gewohnheit, eine ſo himmelſchreyende Gewohnheit geherrſcht, als die Inquiſition iſt. Und wenn ich mir den Nordamerikaner denke, der ſeine Kriegsgefangenen lebendig bratet und ſtückweiſe verzehrt, ſo iſt er mir ein Engel, ſobald ich ihn mit einem Pfaffen vergleiche, der, unter Vortragung des Crucifixes, unſchuldige Leute zum Scheiterhauſen führt. Jener tödtet ſeine Feinde, die ihn eben ſo würden behandelt haben, wenn er in ihre Hände gefallen wäre; dieſer aber treue Bürger, deren ganzes Verbrechen iſt, daß Sie ehrlich ſind, und das ſagen, was ihr Herz denkt. So etwas Scheußliches finden Sie doch wahrlich bey keinem Barbaren. Habe ich etwa unrecht? mein Herr! ſagen Sie mir, habe ich etwa unrecht?

J. Unrecht haben Sie freylich nicht — was wollen Sie aber eigentlich damit ſagen?

Fr. Was ich damit ſagen will? damit ſagen will? Wahrhaftig ich habe den Faden der Erzählung verlohren.

J. Sie wollten ſagen, der Pabſt verlange auch wohl ſolche ungereimte Dinge zu glauben, als es ungereimt wäre, wenn man andere überreden wolle, Glas ſey Silber.

Fr. Ganz recht, itzo beſinne ich mich. Wenn es dem Pabſte gefällt zu behaupten, Glas ſey Silber; der Haaſenkopf, den ich itzo abgegeſſen habe, ſey das Haupt Johannis des Täufers; dieſe Meſſerklinge, die Spitze von der Lanze, mit welcher die Seite Jeſu geöfnet wurde — ſo müſſen wir es glauben, wenn wir uns nicht den Bann zuziehen wollen. Das beweißt ja die Inquiſition. Das iſt ja nach aller vernünftigen Menſchen Empfindung, das größte Scheuſal, das je auf der Erde war. Aber es iſt das Werk des Pabſtes, Gott ſey bey uns! deswegen müſſen wir es für ein wohlthätiges Geſchenk Gottes halten, das er zum Heile der Menſchheit verordnet habe. Iſts Ihnen denn nun nicht leichter zu glauben, daß dieß Glas Silber ſey, als dieß Scheuſal, dieſe Höllengeburt, für eine weiſe Stiftung Gottes zu halten?

J. Ich muß Ihnen beyſtimmen.

Fr. Und doch ſollen wir dieß verfluchte Ungeheuer, aus deſſen Schlunde das Blut ſo vieler tauſend unſchuldiger Menſchen zu dem allbarmherzigen Gott um Rache ſchreyet, für eine Wohlthat Gottes halten.

J. Mäßigen Sie ſich doch, ich bitte Sie! verwechſeln Sie doch die vorigen Zeiten nicht mit den gegenwärtigen! Laſſen Sie uns doch die Greuel der vorigen Jahrhunderte vergeſſen! Itzo iſt es doch ganz anders. Die Inquiſitionen ſind ja faſt allenthalben abgeſchafft.

Fr. Durch wen?

J. Durch die weiſen Verfügungen der Fürſten.

Fr. Ah! das wollte ich eben wiſſen. Alſo dadurch ſind die Inquiſitionen verſchwunden, daß die Fürſten Ihre Rechte behauptet, und dem Pabſte die Spitze geboten haben. Wäre dieß nicht geſchehen, hätte der Pabſt ſchalten und walten können, wie er wollte, ich will nicht ehrlich ſeyn, wenn nicht noch zu Wien und Berlin die Scheiterhauſen der Inquiſition dampften. Das beweißt gar nichts, mein Herr! Noch heute, da ich vor Ihnen ſtehe, hält man, nach den Grundſätzen unſerer Kirche, die Inquiſition für eine Wohlthat Gottes.

J. Itzo noch?

Fr. Heute, in der Stunde, da ich mit Ihnen ſpreche. Denn wird denn Dominicus, der Vater dieſes Ungeheuers, nicht noch immer als ein Wohlthäter der Menſchheit verehret?

J. Das iſt freylich wahr. Aber es iſt ein alter Mißbrauch, der ſo leicht nicht abgeändert werden kann. Wenn Sie, mein Lieber, jede Geſellſchaft nach den Mißbräuchen beurtheilen wollen, die bey ihr noch üblich ſind —

Fr. Unterſcheiden Sie wohl einen tolerirten und einen authoriſirten Mißbrauch — Ein ſolcher iſt die Verehrung des Dominicus und ſeiner monſtröſen Geburt, der Inquiſition. Wenn ich dieſe bey ihrem rechten Namen Ungeheuer nenne, ſo komme ich ins Gefängniß!

J. Und wie heißt das Land, wo dieſe Barbarey noch herrſcht?

Fr. Crolau! wiſſen Sie nicht die Geſchichte des Pater Antons?

J. Sie iſt mir ganz unbekannt.

Fr. Der machte eine Ode auf die Inquiſition, nannte ſie bey ihrem rechten Namen ein Scheuſal, ein Ungeheuer! deswegen iſt er itzo incarceriret, und bekommt ſeine Freyheit nicht eher, bis er öffentlich geſteht, daß er geirret habe.

J. Das iſt ſchrecklich!

Fr. Ey freylich iſt es ſchrecklich. Das iſt es ja eben, was ich ſage. Es iſt ſchrecklich, daß ein ſo elender Menſch, wie der Pabſt iſt, von uns fordern darf, daß wir unſern Verſtand nach ſeinen wunderlichen Einfällen formen ſollen. Und haben Sie nichts von Labre gehört?

J. Ich kenne ihn aus der deutſchen Zeitung.

Fr. Und wofür halten Sie denn nun den ehrwürdigen Labre, mein Herr?

J. Wenn ich Ihnen meine aufrichtige Meynung ſagen ſoll, ſo halte ich ihn für nichts anders,

ders, als für einen elenden Bettler, der Verachtung verdienet.

Fr. Abſcheu wollen Sie ſagen. In ſeinem ganzen Charakter finde ich keinen Zug von Edelmuth, nichts als Züge ſordider Trägheit, und Faullenzerey und Niederträchtigkeit, die lieber unter den Fenſtern herumkriecht, und ausgedruckte Citronen ſammlet, als daß ſie ihre Knochen braucht, und für das Beſte der Menſchheit arbeitet. Wenn er in Wien oder in Berlin lebte, ſo kam er gewiß ins Zuchthaus: da er aber in Italien ſich aufhielt, ſo hatte er nicht nur die Freyheit, Lebenslang ungeſtraft zu faullenzen, ſondern erlangte auch noch nach ſeinem Tode die Ehre unter die Heiligen verſetzt zu werden?

J. Iſts denn wirklich ſchon geſchehen?

Fr. Itzo noch nicht — es geſchieht aber gewiß, denken Sie an mich! Und nun bedenken Sie nur um Gottes willen den Unſinn! nun ſoll ich Mann, der ich, ohne daß ich mich rühmen will, meine Ehre darinne ſuche, daß ich gegen Gott und Menſchen meine Schuldigkeit beobachte, ich ſoll mir den Tagedieb zum Muſter ſetzen laſſen, ſoll ihn andern als Muſter empfehlen, nach dem ſie ſich bilden müßten, ſoll ihn zu meinem Vorbitter bey Gott erwählen. — Herr! (indem er meine Hand derb ergriff) iſt das auszuhalten? Iſts nicht leichter zu glauben, dieß Glas ſey Silber, als ein ſolcher — Elender — Pflichtvergeßner, ſey Muſter für Chriſten?

J. Wenn es alles ſo iſt, wie Sie ſagen: ſo iſts freylich bejammernswürdig.

Fr. So iſts ja aber — ſo iſts ja! Lieber Herr, ich bitte Sie um Gottes willen, zeigen Sie mir doch nur eine Sylbe, die die Sache übertreibt!

J. Ich kenne die Verfaſſung der katholiſchen Kirche zu wenig, als daß ich darüber zu urtheilen trauete. Mir dünkt, als wenn alle dieſes Elend aus dem Vorurtheile entſpringe, daß der Pabſt der Statthalter Jeſu Chriſti ſey.

Fr. Hinc illae lachrymae! Das iſt die Pfütze, aus der alle die peſtilenzialiſchen Dünſte entſpringen, die ſo vieles Unheil in der Welt anrichten! Statthalter Jeſu Chriſti! Gott ſey bey uns! Von einem Statthalter Jeſu Chriſti kann man doch wohl mit Recht erwarten, daß das Land, das er regieret das glücklichſte ſey? Und nun gehen Sie einmal mit dieſer Erwartung in den Kirchenſtaat — gehen Sie doch hin und ſehen ſelbſt die Früchte von der Regierung des Statthalters Jeſu Chriſti!

J. Wenn ich denen glauben darf, die ihn beſuchten, ſo iſt ſie nicht die beſte.

Fr. Die ſchlechteſte iſt ſie, die man in ganz Europa findet. Wo iſt ein Staat, der ſo viele Bettler hätte, als das Land des Statthalters Jeſu Chriſti? Wo giebts mehr Banditen, als unter der Regierung des Statthalters Jeſu Chriſti? Wo mehr Caſtraten, als in dem Lande des Statthalters Jeſu Chriſti? Ich bitte Sie um alles was heilig iſt, lieber Herr, bedenken Sie nur! Ich mag gehen ins Preußiſche, ins Kayſerliche, ins Churſächſiſche, in die Sächſiſchen Herzogthümer, ins Anhaltiſche, ins Badenſche — Summa ſummarum, ich mag im Römiſchen Reiche gehen wohin ich will, ſo ſehe ich Thätigkeit, ſehe arbeitſame Bürger, die ſich angelegen ſeyn laſſen, ihre Kräfte für das Beſte der Menſchheit anzuwenden, und die darinne von der Regierung unterſtützt werden, ſo daß alles Brod hat. Ich ſehe Anſtalten für Unglückliche, die in unverſchuldeter Armuth leben, und allenthalben iſt das Betteln bey Strafe verboten. Komme ich aber in die Gränzen des Statthalters Jeſu Chriſti —

Du lieber barmherziger Gott! da kann ich mich vor Bettlern nicht erwehren. In jeder deutſchen Provinz, deren Beherrſcher nicht mehr, und nicht weniger, als weltliche Fürſten ſeyn wollen, kann ich allenthalben ſogar auf öffentlicher Straße ruhig ſchlafen. Unter der Protection des Statthalters Jeſu Chriſti kann ich keine funfzig Schritte thun, ohne Furcht von Banditen ermordet zu werden. Deutſchland hat doch ſich von allen den ſchädlichen Thieren gereinigt, die ihm ſonſt beſchwerlich waren. Unter dem Zepter des Statthalters Jeſu Chriſti hat aber Schlange, Scorpion, Tarantel und jedes andere ſchädliche Thier eine ſichere Freyſtatt. Wenn ich in die erſte, die beſte, deutſche Dorfſchenke trete, und ſpreche vom Verſchneiden der Menſchen: ſo läßt auch der roheſte Bauer die Pfeife aus dem Munde fallen und bebt zurück. Der Statthalter Jeſu Chriſti läßt aber durch Verſchnittne das Te Deum ſingen. Das heiße ich doch einen Statthalter Jeſu Chriſti!

Fortſetzung.

J. Ich geſtehe Ihnen aufrichtig, daß ich nicht durchkommen kann. Sie machen mir von der päbſtlichen Regierung eine ſo ſchreckliche Schilderung, ich kann dagegen nichts einwenden, und gleichwohl —

Fr. Und gleichwohl — Nu? was denn?

J. Gleichwohl kenne ich unter den Katholiken ſo viele vernünftige, rechtſchaffne, edeldenkende Menſchen —

Fr. Je davon iſt ja die Frage nicht. Die beſten Menſchen finden Sie bey uns.

J. Wenn nun aber Ihres Statthalters Jeſu Chriſti Regierung wirklich ſo ſchlecht wäre, als Sie mir ſie itzo beſchrieben haben. — Woher dieſe Aufklärung, dieſe Rechtſchaffenheit, dieſe Edelmuth bey ſeinen Anhängern?

Fr. Glauben Sie wohl, daß es unter den Sklaven zu Algier verſtändige, rechtſchaffne, edeldenkende Leute gebe?

J. Ich habe wenigſtens keine Urſache daran zu zweifeln.

Fr. Daraus folgt aber bey weiten noch nicht, daß dieß alles der Dey zu Algier ſeye. Der kann ein Dummkopf und ein Tyrann ſeyn, und demohnerachtet, aufgeklärte und edeldenkende Leute unter ſeinen Sklaven haben. Ich ſehe, daß Sie den Katholiken das Wort reden, und das vermehrt meine Hochachtung gegen Sie: da nach meiner Meynung man ſchlechterdings allen Menſchen Gerechtigkeit wiederfahren laſſen muß. Um alſo alle Mißverſtändniſſe zu vermeiden, laſſen Sie uns einen Unterſchied machen unter dem Katholiken und unter dem Papiſten. Der Katholik, das iſt, der Mann, der zu den Lehrſätzen der katholiſchen Kirche ſich bekennt, kann eben ſowohl ein aufgeklärter, rechtſchaffner, edeldenkender Mann ſeyn, als der Reformirte, Lutheraner und Socinianer. Aber der Papiſt — der wahre Papiſt, der iſt vermöge ſeiner Grundſätze ein Mann, den man fliehen muß.

J. Reden Sie doch nicht ſogar heftig. Ich bin Proteſtant, Sie Katholik, Unterthan des Pabſts, und doch ſchaudert mir die Haut, wenn ich ſolche ſchreckliche Behauptungen höre, wie Sie vorbringen. Ich halte den Türken für einen ehrlichen Mann, ſo lange bis ich vom Gegentheile überzeugt bin, warum nicht auch den Papiſten?

Fr. Deswegen, weil der Türke, vermöge ſeiner Religion verbunden iſt, ein ehrlicher Mann zu ſeyn, den Papiſten verbinden aber ſeine Grundſätze ſchlecht zu handeln.

J. Das möchte ich bewieſen ſehen.

Fr. Nichts iſt leichter als dieſes. Alle Ketzer, folglich auch Sie, mein Herr, ſind im Banne; jeder Biſchof muß ſich eidlich verbindlich machen, die Ketzer zu verfolgen. Sie können alſo dem Juden und Türken trauen, wenn ſie ſonſt keinen Grund haben, ihn für einen Schurken zu halten, aber nur mir nicht, wenn ich ein wirklicher Papiſt bin.

J. Gott bewahre mich!

Fr. Ey ja wohl mag Sie Gott für der Freundſchaft eines Papiſten bewahren! Denn der Papiſt, lieber Herr, hat den Grundſatz: **Ketzern braucht man nicht Wort zu halten.**

J. Das iſt ſchrecklich.

Fr. Entſetzlich! Himmelſchreyend iſt es! daher finden Sie auch, daß nirgends ſolche Grauſamkeiten ſind verübt worden, als unter dem Zepter des Statthalters Jeſu Chriſti. Den Fürſten zu morden, dem treuen Mitbürger, wenn er ein Ketzer iſt, den Dolch in die Bruſt zu ſtoßen, bahnt den Weg zur Canoniſation.

J. Gott! (indem ich den Kopf in meine Hand ſinken ließ.)

Fr. Was fehlt Ihnen? Sie werden ſo traurig?

J. Möchte ich Sie doch nie geſehen haben! Ich habe Ihnen ihr Leben erhalten — Sie — Sie haben das meinige freudenlos gemacht.

Fr. Das begreife ich nicht. Sind Sie denn nicht Proteſtant?

J. Nicht ganz.

Fr. Sie? Sie haben ſich doch nicht von der Geſellſchaft anwerben laſſen, die die Wiedervereinigung, oder mit andern Worten, die Rückkehr zum Pabſtthum befördern will?

J. Ach das nicht! das nicht!

Fr. Und was denn ſonſt?

J. Ich bin mit einem katholiſchen Mädchen verlobt.

Fr. Haben Sie es geprüft?

J. Wie meynen Sie denn das?

Fr. Ob Sie ihren Charakter unterſucht, ob ſie geprüft haben, ob ſie katholiſch oder papiſtiſch iſt?

J. Ach leider nicht!

Fr. Da weiß ich doch auch wirklich nicht, was ich von Ihnen denken ſoll. Sich auf Lebenslang mit einem Mädchen zu verbinden, ohne ſeinen Charakter zu kennen!

J. Abſtrahiren Sie! kein Wort mehr hiervon! Geſchehen iſt geſchehen! Da es nun aber geſchehen iſt, was rathen Sie mir, als rechtſchaffner Mann?

Fr. Das erſte, was ich Ihnen rathe, iſt, daß Sie ſich von einem Proteſtanten trauen laſſen! Um Gottes willen von keinem katholiſchen Prieſter! Wenn Ihnen ihre Gemüthsruhe lieb iſt, von keinem katholiſchen Prieſter!

J. Und warum nicht?

Fr. Das will ich Ihnen ſagen: ſobald Sie zum Altare kommen, wird Ihnen eine Schrift zur Unterſchrift präſentirt, in der Sie ſich verbindlich machen müſſen, daß Sie alle Ihre Kinder in der katholiſchen Religion wollen erziehen laſſen?

J. Das wäre mir ja ſo! Ich laſſe mich bey einem Proteſtanten copuliren, das verſpreche ich Ihnen. Aber wie? Wenn meine Braut darzu ihre Einwilligung nicht geben wollte?

Fr. So trennen Sie ſich auf der Stelle von ihr! Auf der Stelle, ſage ich! Dadurch beweißt ſie, daß ſie nicht katholiſch, ſondern papiſtiſch iſt. Und vor einer Papiſtin wolle Sie der allbarmherzige Gott bewahren. Sie wird nicht ehe ruhen

bis

bis ſie nicht nur Ihre Kinder, ſondern auch Sie in den Schoos der alleinſeligmachenden Kirche gebracht hat.

J. Und das ſollte ſie wohl bleiben laſſen!

Fr. Ach guter Mann! Sie ſcheinen das Pabſtthum wenig zu kennen. Ich bin ſo glücklich nie geweſen, das ſüße Vergnügen der Ehe zu ſchmecken; aber das glaube ich doch, daß zwiſchen Eheleuten Geheimniſſe ſeyn müſſen, die auf der ganzen Welt niemand wiſſen darf.

J. Das verſteht ſich. Was wollen Sie damit ſagen?

Fr. Dieſes will ich damit ſagen, daß Sie bey einer Papiſtin kein Geheimniß behalten können.

J. Kein Geheimniß?

Fr. Kein Geheimniß — gar kein Geheimniß. Sie muß beichten, und wenn ſie nicht Katholikin, ſondern Papiſtin iſt, ſo läßt Sie ſich von ihrem Beichtvater alles ausfragen. Ehe vier Wochen verſtreichen, ſo weiß der Pfaff alles, was Sie mit ihrer Frau geſprochen, alles was Sie im Ehebette vorgenommen haben.

J. Gott bewahre mich vor einer Papiſtin. Da wäre man ja bey einer Türkin ſicherer.

Fr. Das wären Sie auch. — Denn wenn erſt alle ihre Geheimniſſe den Römiſchen Apoſteln bekannt ſind, ſo machen Sie mit Ihnen was Sie wollen, und alle Ihre Klugheit hilft Ihnen nichts.

J. Aber ſagen Sie mir doch, wie iſt es denn möglich, daß unter ſolchen Umſtänden Ihre Kirche ſich immer mehr vergrößert? Grundſätze gegen die ſich die Menſchheit empört! — Lehrſätze gegen die die geſunde Vernunft —

Fr. Von den Lehrſätzen, lieber Freund, laſſen Sie uns abſtrahiren! Meine Kirche hat Lehrſätze gegen die ſich die geſunde Vernunft empört, das iſt wahr, aber die Ihrige hat ſie auch, und vielleicht iſt keine Religionsparthey ganz davon frey. Das wollen wir ruhen laſſen. Es muß ſchlechterdings jeder Menſch die Freyheit haben zu glauben, was er für wahr hält. Wenn nur unſere moraliſchen Grundſätze beſſer wären!

J. Gut, ich abſtrahire, wenn Sie wollen. Wenn ich Ihnen alſo zugäbe, daß wir, in Anſehung der Lehrſätze, einander nichts vorzuwerfen hätten. — Woher kommt es denn, daß demohngeachtet Ihre Kirche ſich ſo ſehr ausbreitet, und die unſrige nicht?

Fr. Der Grund liegt ja vor Augen. Zu ihrer Kirche giebt es nur einen Weg. — Der heißt — Ueberzeugung! Zu der unſrigen giebt es hundert tauſend Millionen Wege.

J. Und die heißen?

Fr. Verlangen Sie ein vollſtändiges Verzeichniß?

J. Wenn ihrer hundert tauſend Millionen ſind, ſo verlange ich kein Verzeichniß davon. Aber nur einige Exempel!

Fr. Zum Exempel alſo: wir geben genau Achtung auf diejenigen, die durch Ausſchweifungen, z. E. Spielen, Saufen, Hurerey, u. d. g. ſich ruinirt haben, wenn es mit ſo einem bis auf das äuſſerſte gekommen iſt, ſo laſſen wir ihm durch irgend eine Betſchweſter den Antrag thun, wenn er zu uns übergienge, ſo würde ihm geholfen werden. Ferner richten wir es ſo ein, daß kein Proteſtant ein Thorſchreiber, geſchweige denn ein Rathsherr wird; wenn er aber zu uns übergeht, wenn er auch der dümmſte und niederträchtigſte Menſch auf Gottes Erdboden wäre, ſo helfen wir ihm empor. So brauchen wir den Hunger zu einem Mittel unſere Kirche zu vergröſſern. Da iſt z. E. der Regierungsrath Brake, bey Ihnen hätte er wahrlich kein Thorſchreiberamt bekommen, da er aber zu uns gekommen iſt, ſo iſt er bald vom Canzelliſten bis zum Regierungsrathe geſtiegen. Merken wir, daß ein Proteſtant ſich in ein Mädchen, oder eine Proteſtantin in eine Mannsperſon von unſerer Kirche verliebt habe, ſo benutzen wir dieſe Gelegenheit auf das Beſte, nehmen die Perſon, die unſerer Religion iſt, ſtellen ihr vor, was für ein Verdienſt ſie ſich erwerben würde, wenn ſie eine arme Seele in den Schoos der Kirche zurückführte, geben ihr Anſchläge, wie ſie die andere Perſon recht an ſich feſſeln könne und reden ihr zu, daß ſie ihre Hand unter keiner andern Bedingung geben ſoll, als — daß ſie die Religion verändere.

Unſer vorzüglichſtes Miſtbeet iſt aber das Zuchthaus.

J. Das Zuchthaus? ich bitte Sie.

Fr. Wie ich ſage, das Zuchthaus. Sobald jemand etwas verbrochen hat, ſchicken wir einen unſerer Apoſtel an ihn, laſſen ihm die Strafe, die ſeiner warte, recht fürchterlich vorſtellen, zugleich ihm aber auch andenten, daß der Uebertritt zu unſerer Kirche ihm Milderung ſeiner Strafe verſchaffen würde.

J.

J. Und verſchafft er ſie ihm auch wirklich?

Fr. Unſer Biſchof erläßt allemal denen, die ſich bekehren, entweder den Willkommen, oder ein paar Monate vom Gefängniſſe. Ha! ha! ha!

J. Wie können Sie aber über ſolche Scheußlichkeiten lachen?

Fr. Hi! hi! hi! Da fällt mir eine Geſchichte ein, bey der ich unmöglich das Lachen zurückhalten kann. Vorigen Sommer haben wir einen von ihrer Religion durch den Schlagbaum bekehrt.

J. Nu?

Fr. Da kommt ein armer Bürger mit einem Fuder Heu gefahren, das er übermäßig hoch beladen hat, um ſoviel als möglich trocken nach Hauſe zu bringen, weil es in der Ferne ſchon donnerte. Da er unter den Schlagbaum kommt, der ſchon ſeit etlichen Jahren dem Umſturze nahe war, wirft er ihn um. Die Schildwache ſpringt bey, arretirt ihn, ein alter Corporal, ein treuer Apoſtel unſerer Kirche, ergreift die Gelegenheit eine arme Seele zu retten, ſtellt dem armen Menſchen vor, was es für ein ſchreckliches Verbrechen ſey, den Schlagbaum von einer ganzen Stadt um-

umzuſtoßen, daß er Gott zu danken habe, wenn er mit dem Zuchthauſe davon käme. — Der Unglückliche weint — klagt — Am Ende tritt der Corporal treuherzig zu ihm, nimmt die Miene des Tröſtenden an, und ſagt, wenn er ſeine Religion fahren lieſſe, ſo würde es ſich alles wohl geben — ſo lieſſe er den Schlagbaum wieder hinſetzen, und alle Strafe fiele weg. In zweymal vier und zwanzig Stunden war der Kerl bekehrt. Ha! ha! ha!

J. Pfui! (indem ich ausſpuckte.)

Fr. Und wenn Hungersnoth, ſtrenge Kälte u. d. g. einfällt, da blüht unſer Weizen auch. Wir haben viele Legate, und da wir jeden daran Theil nehmen laſſen, der zu uns tritt, ſo fallen die Leute uns zu, wie die Finken, wenn man, bey einem ſtarken Schnee im Frühlinge, ihnen Rübſaamen hinſtreuet, auf die Leimruthen.

J. Nun begreife ich wohl, wie ihre Kirche von ſchlechten und unwiſſenden Leuten Zuwachs bekommen kann. Wie ſoll ich mir es aber erklären, daß kluge und rechtſchaffne Leute zu Ihnen übergehen?

Fr. He! da haben wir unzähliche Kunſtgriffe, auch die klügſten und rechtſchaffenſten Leute in unſere Schlinge zu ziehen. Ich kann ſie Ihnen unmöglich alle erzählen, denn ich bin ſehr müde. Nennen Sie mir aber eine kluge und rechtſchaffne Perſon, die zu uns übergegangen iſt, ſo will ich Ihnen darauf dienen, und dann, wenn Sie erlauben, mich zur Ruhe — legen. Ich kann wahrhaftig kaum die Augen noch offen erhalten.

J. Lieber Freund! Sie haben die Ruhe nöthig! Kommen Sie, nehmen Sie hier das Bette ein, das noch leer ſteht! Ich kann Ihnen ſogleich kein Exempel von einer klugen und rechtſchaffnen Perſon geben, die zu Ihnen übergetreten iſt, als den Hauptmann Bullinger. Den kenne ich von Haus aus. Ich bin mit ihm in die Schule gegangen, er war mein Veteraner. Er war ſo fleißig, verſtändig und brav, daß ihn der Rector der ganzen Schule zum Muſter vorſtellte — und nun habe ich gehört, daß er zu Ihnen übergegangen iſt.

Fr. Aha! das Räthſel will ich Ihnen gleich löſen. Erlauben Sie nur, daß ich mich dabey auskleiden darf! Ich habe nun ſeit vier Wochen auf dem Stroh geſchlafen, die Sehnſucht nach dem Bette iſt gar zu groß.

Alſo, Herr Hauptmann Bullinger war Fähndrich, alle Fähndriche avancirten, er nicht, vier bis fünf Feldwebel wurden ihm vorgezogen, er blieb immer Fähndrich. Nothwendig mußte er deſperat werden, und vom Quittiren des Dienſtes ſprechen. Das war es, worauf die Pfaffen lange gelauert hatten. Pater Anſelm, ein ſehr geübter Apoſtel, wurde mit geheimen Aufträgen an ihn abgeſchickt. Er ſuchte ſich ſein Zutrauen zu erwerben, brachte ihn dahin, daß er ihm ſein Mißvergnügen geſtund, dann ſagte er, daß ihm nichts im Wege ſtände als dieſes, daß er Proteſtant wäre. Da ihm der Fähndrich ſagte, daß es doch gegen ſeine Ehre und ſein Gewiſſen ſey, ſich zu Lehren zu bekennen, die er ſchlechterdings nicht glauben könne: ſo antwortete ihm der Pater, daß er in dieſem Falle auch, wegen mancher Glaubensartikel, Diſpenſation erhalten könne. Nun fieng er an mit dem Pater ſo zu accordiren, daß ihm erlaubt wurde, zwölf Glaubensartikel unſerer Kirche, z. E. die Transſubſtantiation, das Fegfeuer, die Vorbitte der Heiligen, u. d. g. nicht zu glauben. Auf dieſe Art konnte er ja leicht zu uns treten.

J. Aber was half Ihnen denn eine ſolche Eroberung, die im Grunde keine war?

Fr. Viel, ſehr viel! Im erſten Monate giengen ſchon vier gemeine Soldaten zu uns über, deren bald mehrere nachfolgten. Dann ſchanzten wir ihm das Fräulein Schenkenſchanz zu, mit der er vielleicht ein halb Dutzend Kinder zeugen wird, die uns wieder alle zugehören. Schlafen Sie wohl! Gott gebe Ihnen in der Trübſal Erquickung für die Ruhe, die Sie mir heute verſchaffen! Angenehme Ruh!

J. Friede Gottes ruhe auf Ihnen!

Mein Brief wird zu lang — ich muß abbrechen, mit der Verſicherung, daß ich unausgeſetzt ſey

der Ihrige

Zellnik.

Vierter Brief.

Der Diakonus Rollow an Carln.

Grünau den 27ſten Jenner.

Mein theureſter Herr von Carlsberg!

Ob es mit den ſtrengſten Geſetzen des Wohlſtands beſtehen könne, daß unſere Henriette den Beſuch von Ihnen nicht abwartet, ſondern Sie zuerſt beſucht, will ich nicht entſcheiden. Genug, ich habe ihrer heftigen Liebe zu Ihnen dieſen Wunſch nicht verſagen können. Sie reiſt zwar, wie ſie ſagt, eigentlich nicht um Sie, ſondern um ihren Anverwandten zu beſuchen, und ſpricht nur im Vorbeygehen bey Ihnen ein: ich zweifle aber, daß Sie es glauben werden. Ich rechne in dieſem Falle auf Ihre Diſcretion, mein Theureſter, die von der Schwachheit eines rechtſchaffnen Mädchens gewiß keinen Gebrauch machen wird, der ihrer Ehre nachtheilig wäre.

O wie gern hätte ich meine liebe Henriette begleitet! Wie gern bey Ihnen ein paar Abende geplaudert, da das Glück, nach den Empfindungen meines Herzens ſprechen zu dürfen, mir ſo ſelten zu Theil wird. Meine Amtsgeſchäfte haben es mir aber durchaus nicht erlaubt. Beſonders habe ich, wegen der eingefallnen naſſen Witterung, viele Kranken zu beſuchen. Bey Kranken, die etwas Auszeichnendes in ihrem Charakter haben, pflege ich ein Protocoll über die Unterredungen zu führen, die ich mit ihnen halte. Zur Probe lege ich Ihnen hier eines bey, weil ich glaube, daß es Ihnen eine angenehme Unterhaltung verſchaffen werde, mit der Bitte, es niemanden weiter zu zeigen.

Meine Frau begleitet unterdeſſen Henrietten zu Ihnen, und freuet ſich auf den Augenblick, da ſie das gute Mädchen in Ihre Arme ſtürzen ſehen kann.

Bey uns in Grünau geht es noch immer auf den alten Fuß. Täglich trägt ſich etwas Neues zu, aber faſt alles dieſes Neue trägt das Gepräge der Albernheit, Rohigkeit und Grobheit an ſich. Wohl dem, der nach und nach ſein Gefühl ſo abſtumpfen kann, daß er bey dem Anblicke akademiſcher Irregularitäten nichts mehr empfindet! Bis itzo bin ich noch nicht ſo glücklich geweſen, dieſe Staffel der Glückſeligkeit zu erſteigen! Haben Sie etwa eine Pfarrey zu vergeben: ſo vergeſſen Sie Henriettens Vetter nicht. Das elendeſte Dorf wird mir, in Vergleichung mit Grünau, ein Elyſium ſeyn.

Das dümmſte, was ſeit acht Tagen ſich hier zugetragen hat, iſt dieſes: daß, da etwa hundert Studenten ſich verbunden hatten, der unnatürlichen Friſur zu entſagen, und verſchnittnes Haar zu tragen, das Concilium das Verſchneiden der Haare, bey fünf Thaler Strafe verboten hat.

Leben Sie recht vergnügt, und wenn nicht außerordentliche Hinderniſſe Sie zurückhalten, ſo begleiten Sie Henrietten zu mir.

Herzliche Freude würde dieſes ſeyn

Ihrem

Rollow.

Beylage.

Den 20ſten Jenner kam der Hausknecht aus dem Delphine zu mir, meldete, daß ein Fremder daſelbſt gefährlich krank liege, und bat mich, ihm mit meinem Troſte beyzuſtehen. Auf die Frage: ob er mich verlangt habe? antwortete er

mit

mit Nein, verſicherte aber, daß ſein Herr ihm geſagt hätte, ein Geiſtlicher müſſe den Seelen nachgehen, und nicht erſt warten bis ſie zu ihm kämen.

Erſter Beſuch.

Ich gieng alſo, obgleich meine Freudigkeit zu dieſem Geſchäfte nicht gar zu groß war.

Als ich in den Gaſthof kam, wurde ich in die Stube No. 5. geführt, wo ein Kranker im Bette lag, der durch ſein Wimmern zu erkennen gab, was für heftige Schmerzen er empfinde.

Ich bedaure lieber, duldender, leidender Mann, ſagte ich bey meinem Eintritt, daß ich Sie in ſo traurigen Umſtänden antreffe.

Kr. Wer ſind Sie?

J. Prediger hier in Grünau.

Kr. Aha! Alſo glauben Sie hier eine arme Seele angeln zu können. Sie bemühen ſich umſonſt, lieber Mann. Ich habe als rechtſchaffner Menſch, nach meinem beſten Vermögen, gelebt, das ſagt mir mein Gewiſſen. Mit dieſem Bewußtſeyn erwarte ich des Todes Ankunſt ruhig, und werde getroſt vor meinen Richter treten.

J.

J. Wohl Ihnen, wenn Sie mit Ueberzeugung ſagen können, daß Sie, als rechtſchaffner Mann gelebt haben! Wenn ich auch nicht nöthig habe Ihre Seele zu retten, ſo glaubte ich doch etwas zur Milderung Ihres Leidens beytragen zu können.

Kr. Habe ich Sie verlangt?

J. Ich merke wohl, daß ich Ihnen beſchwerlich bin, und bin nicht gewohnt, jemanden meine Dienſte aufzudringen. Wo ich ein Haus brennen ſehe, ſpringe ich mit meinem Waſſereimer zu, und verſuche, ob ich löſchen kann. Stößt man mich zurück, ſo gehe ich wieder nach Hauſe, und freue mich, daß ich meine Schuldigkeit gethan habe.

Ich empfehle mich Ihnen!

Kr. O gehen Sie doch nicht! Bedenken Sie, daß ein Kranker ſpricht! Laſſen Sie doch ſehen, was für Waſſer Sie in Ihrem Eimer haben!

J. Sprechen Sie ernſtlich oder ironiſch?

Kr. Ernſtlich.

J. Ich habe kein anderes Waſſer zum Löſchen als die Troſtgründe der Religion Jeſu.

Kr. Damit werden Sie wenig ausrichten — die kenne ich alle — alle kenne ich ſie, lieber Herr Prediger!

J. Deſto beſſer! Aber in der Stunde des Schmerzens werden ſie oft dunkel, und der Freund hilft uns viel, der uns wieder daran erinnert. Ich halte dafür daß dieſer Zeit Leiden —

Kr. Nicht werth ſey der Herrlichkeit, die an uns ſoll offenbahrt werden? Ein köſtlicher Spruch, ein herrlicher Spruch! Er hat mich unendlich vielmal aufgerichtet. Nur in Krankheit will er nicht recht wirken.

J. Und warum da nicht?

Kr. Ich kann Ihnen nicht bergen, daß ich meine beſondern Meynungen habe.

J. Und die heißen?

Kr. Da Sie mir ein ſehr redlicher, ſelbſtdenkender Mann zu ſeyn ſcheinen, ſo will ich Ihnen kein Geheimniß daraus machen. Hören Sie alſo! Wenn irgendwo Troſt zu finden iſt, ſo findet man ihn gewiß in der Religion Jeſu. Er iſt, das gebe ich zu, für alle mögliche Widerwärtigkeiten, in die der Menſch gerathen kann, vollkommen hinlänglich. Aber da iſt mir, im Puncte der Krankheiten, dieſes bedenklich, daß, da

Jeſus und ſeine Apoſteln nicht getröſtet, ſondern ſogleich geholfen haben. Jeſus ſpricht nicht blos: Sey getroſt, mein Sohn, dir ſind deine Sünden vergeben! ſondern er ſetzt auch hinzu: Stehe auf und wandele! und er und ſeine Jünger, die bey jeder Gelegenheit ſo herrlich tröſten, wenn ſie Kranke vor ſich haben, ertheilen doch, ſtatt Troſtes, Geneſung.

J. Daß Geneſung beſſer ſey, als Troſt, gebe ich Ihnen gerne zu! Wollte Gott, ich wäre im Stande, mit der nöthigen Wirkſamkeit, Ihnen zu ſagen: **Stehe auf und wandele!** mit Freuden wollte ich es thun. Da ich aber dieß nicht vermögend bin —

Kr. So meynen Sie, ich ſoll mit dem Troſte vorlieb nehmen: **Ich halte dafür, daß dieſer Zeit Leiden nicht werth ſey der Herrlichkeit, die an uns ſoll offenbahret werden!**

J. Haben Sie ihn ſchon überdacht?

Kr. Tauſendmal, lieber Mann, tauſendmal, ich fühle ſeinen ganzen Werth, ſeine ganze Kraft. Vielleicht hätte ich mir ſchon das Leben genommen, wenn ich dieſen Troſt nicht gehabt hätte. Aber — wenn mein Haus in Brand geräth, wer iſt mir lieber, der mich tröſtet, oder der das Haus rettet?

J. Freylich der, der das Haus rettet. Wenn es aber nicht kann gerettet werden?

Kr. Es muß aber können gerettet werden. Ohne Bild zu reden — halten Sie ſich für einen Nachfolger Jeſu?

J. Wenigſtens beſtrebe ich mich es zu ſeyn. Ich kenne kein würdigeres Muſter, nach dem ich mich bilden möchte, als Jeſum.

Kr. Wenn Sie alſo ein Nachfolger Jeſu ſind, ſo ſollten Sie doch wenigſtens einen ſo elenden Mann, als ich bin, geſund machen können? Wiſſen Sie nicht, daß Jeſus ſeinen Nachfolgern verheiſſen hat, daß Sie die Kraft haben ſollten, Kranke geſund zu machen!

J. Sie ſcheinen mir zu der Claſſe derer zu gehören, die zu den Kennzeichen der Glaubigen die Gabe Wunder zu thun, rechnen.

Kr. Gar nicht! Die Gabe der Neuern, Wunder zu thun, iſt Jaks. Aber man kann Gutes wirken, ohne Wunder zu thun. Wenn ich Herr einer Provinz, einer Stadt, oder eines Dorfs wäre, und trüge einem Baumeiſter auf, darüber zu wachen, daß die Häuſer nicht einfielen, verlangte ich von ihm Wundergaben?

J. Keinesweges.

Kr. Nun iſt ja der Leib des Menſchen ſein Haus. Sind Wundergaben nöthig, um dieß Haus für frühen Umſturz zu verwahren?

J. Die Frage kömmt mir unerwartet, ich geſtehe es Ihnen. Daß der Geiſtliche auch in leiblichen Angelegenheiten der Rathgeber ſeiner Gemeine ſeyn muß, gebe ich Ihnen zu. Man kann aber doch von ihm nicht mehr erwarten, als von einem Arzte. Und wo lebt der Arzt, der eben ſo ſicher die menſchlichen Leiber, als ein Baumeiſter die Häuſer, für Umſturz bewahren kann?

Kr. Von den Aerzten, die ihre Heilungskunſt auf Univerſitäten, oder auf dem anatomiſchen Theater lernen, will ich nicht reden. Aber denken Sie nur an die Apoſtel!

J. An die Apoſtel! Es iſt mir noch nie eingefallen, mich mit den Apoſteln zu vergleichen.

Kr. Und was haben Sie denn eigentlich bey Führung Ihres Amtes für Abſichten?

J. Das Wohl der menſchlichen Seelen, Seelen zu beſſern, zu beruhigen, zu veredeln.

Kr. Vortreflich! das thaten die Apoſteln auch. Aber ſagen Sie mir doch, mein Lieber, wie können Sie denn Seelen beſſern, beruhigen, veredeln, wenn Sie dem Körper nicht helfen können? Sie wollen das Schreiben lehren, und können keine Feder ſchneiden? Doch ich werde bitter — ich merke, ich werde bitter — ich bin in Gefahr, Ihnen Beleidigungen zu ſagen. Ich bitte Sie alſo, verlaſſen Sie mich. Meine Schmerzen werden heftig, ich bin nicht mehr Herr über mich. Au weh!

J. Ich gehe, weil Sie es verlangen. Der Gott alles Troſtes ſey mit Ihnen!

Kr. Und auch mit Ihnen! mit Ihnen! Aber noch eins — Sie müſſen mir — ach der Schmerz! Sie müſſen mir etwas verſprechen, ehe Sie gehen.

J. Und was?

Kr. Daß Sie mich morgen wieder beſuchen.

J. Das verſpreche ich Ihnen und halte es. Gott ſey mit Ihnen!

Zweyter Beſuch.

Den folgenden Tag, gegen zehn Uhr Vormittags, gieng ich wieder zu meinen Kranken, und fand ihn auf dem Canapee ſitzend.

J. Herzlich freue ich mich, lieber Mann, daß ich Sie heute, wie es ſcheint, beſſer finde, als ich Sie geſtern verlaſſen habe.

Kr. Willkommen mein Guter! Gott Lob ich hatte heute gegen Morgen einen ſanften Schweis, der meine Schmerzen ungemein gelindert hat.

J. Und wie heißt denn Ihre Krankheit?

Kr. Ach Gott! die Gicht.

J. Brauchen Sie keinen Arzt?

Kr. Zwey ſtatt einen, dieſe machen mich aber ganz irre. Der eine giebt mir eine Menge Decocte, und hat mich, wie Sie ſehen, ganz in Fries genähet. Der andere mißbilligt dieſes alles, und verlangt, daß ich den Schmerz braviren, mich zwingen ſoll, in freye Luft zu gehen, und dabey etwas Abführendes brauchen.

J. Und der letztere, ſcheint mir recht zu haben. So lange meine Kräfte wirken können, warum ſoll ich denn fremde Kräfte brauchen? Und das Einhüllen der ſchmerzhaften Glieder in warme Tücher, was für eine andere Wirkung kann denn dieſes haben, als daß es die ſcharfen Feuchtigkeiten an den leidenden Theil hinlockt, und ſo ſeine Schmerzen vergrößert?

Kr. Sonderbar! ſehr ſonderbar!

J. Und warum finden Sie dieſes ſonderbar? Mir ſcheint die Heilungsart, die ich hier vorſchlage, gerade diejenige zu ſeyn, die uns die Natur vorgezeichnet hat.

Kr. Sehr ſonderbar! Ich muß Ihnen ſagen, daß ich in dieſer Nacht, die ich ſchlaflos zubrachte, den nämlichen Gedanken gehabt habe. Ich dachte über die Heilungsart Jeſu und ſeiner Apoſtel nach, erinnerte mich, daß ſie wenige oder gar keine äuſſerliche Mittel brauchten, daß ſie vielmehr immer zum Glauben ermunterten, oder den Kranken Vertrauen zu Gott und zu ſich ſelbſt einzuflößen, und ſie zu reizen ſuchten, in dieſem feſten Vertrauen der Krankheit entgegen zu arbeiten. Dieß brachte mich auf die Meynung, daß in Krankheiten die Hülfe nicht ſowohl von auſſen, als von innen her, aus der eigenen, in Thätigkeit geſetzten, Kraft des Menſchen kommen müſſe.

J. Willkommen mein Lieber! So ſehr wir geſtern von einander entfernt zu ſeyn ſchienen, ſo begegnen wir heute einander doch auf einem Wege. Laſſen Sie uns doch verſuchen, wie lange wir beyſammen bleiben werden! Sie ſagten mir geſtern, daß man die menſchliche Seele nicht beſſern, nicht beruhigen, nicht veredeln könne, wenn man nicht vermögend ſey, dem Körper zu helfen, wie verſtehen Sie das?

Kr. Ich dächte Sie verſtünden es ohne Erklärung. Denken Sie ſich irgend einen Cavalier! geben Sie ihm den beſten Unterricht, geben Sie ihm die beſten Bewegungsgründe, ſich zu beruhigen und edel zu handeln, und laſſen während der Zeit ſein Pferd im Stalle füttern, ohne ihm Anleitung zu geben es zu lenken. Nun wenn der Fall eintritt, daß er geſchwind nach einem Orte eilen, um da edel zu handeln, etwa um einem Unglücklichen das Leben zu retten, daß er deswegen das gutgefütterte Pferd beſteigen ſoll: was wird geſchehen?

J. Das läßt ſich leicht errathen.

Kr. Ey freylich läßt es ſich errathen. Bey ſeinem beſten Willen wird ihm das Pferd den Dienſt verſagen, bey allen ſeinen Gründen zur Beruhigung wird er, wie ein Eſpenlaub, zittern, Zeter! ſchreyen, der Gaul wird mit ihm einen andern Weg laufen, ihn abwerfen, vielleicht gar den Hals zerbrechen. Verſtehen Sie mich wohl?

J. Ohne weitere Erklärung verſtehe ich Sie. Sie meynen, wenn der Menſch noch ſo gut unterrichtet würde, würde aber nicht angeführt ſeinen Körper zu beherrſchen, ſo bekäme er zwar den Willen gut zu handeln, aber das Vermögen dazu fehle ihm.

Kr. Vollkommen richtig. Er will, aber er kann nicht. Er will z. E. mäßig ſeyn, aber der Kützel der Zunge erlaubt es ihm nicht, der lenkt immer die Hand nach dem Glaſe und führt ſie zum Munde. Er fühlt den Werth der Keuſchheit, iſt feſt entſchloſſen keuſch zu ſeyn — aber — u. ſ. w. Er will pünctlich in ſeinem Amte ſeyn, aber der Körper will nicht, bald ſcheut er das Wetter, bald die Anſtrengung. So wird, bey dem beſten Willen, das Amt immer vernachläßigt. Der Körper iſt ein wildes Pferd, und die Seele ein ſchwacher ungeſchickter Reuter.

Die menſchliche Geſellſchaft, mein Lieber, kömmt mir vor, wie ein Regiment Huſaren, die nicht reuten können. Der General befiehlt über einen Graben zu ſetzen, ſie ſind alle dazu entſchloſſen, geben den Pferden die Spornen, und kommen doch nicht darüber; die einen hängen jammernd an den Hälſen der ſich bäumenden Pferde, mit den andern gehen die Pferde durch, noch andere ſprengen bis an den Graben, und machen dann Halt, und noch andere ſtürzen gar. Es wäre lächerlich, wenn der General ihnen eine Predigt von der Vortreflichkeit des Muths und der Folgſamkeit halten wollte. Sie würden die Predigt vortreflich finden, ſie würden entſchloſſen ſeyn ſie zu befolgen, und würden doch mit alle dem nicht über den Graben kommen.

J. Halb haben Sie recht, mein Lieber, aber nicht ganz. Eben die feſte Entſchloſſenheit über den Graben zu ſetzen, kann manchem ſchwachen und ungeſchickten Reuter die Kraft geben es möglich zu machen. Eben ſo kann die feſte Entſchloſſenheit gut zu handeln, manchem Menſchen die Kraft verleihen ſeinen Körper zu beherrſchen.

Kr. Ja, wenn nur nicht noch ein Umſtand einträte.

J. Und der heißt?

Kr. Daß der ſchwache Reuter, der auf dem unbändigen Pferde ſitzt, ſo bebt, daß er den Befehl des Generals gar nicht hört, und alſo auſſer Stande iſt, die nöthige Entſchloſſenheit zu faſſen. Und der Menſch, der nicht gewöhnt iſt, ſeinen Körper zu beherrſchen, ganz falſch empfindet, gar kein Gefühl, für die Gründe der Wahrheit hat. Der Wollüſtige empfindet bey der beſten

Predigt, nicht die Vorſtellungen, die ihm gethan werden, ſondern immer nur die Bilder, die ſeine, durch die Unordnung des Körpers, erhitzte Einbildungskraft hervorbringt. Das Exempel davon haben Sie ja geſtern geſehen.

J. Das ich nicht weiß.

Kr. Von Wolluſt zwar haben Sie kein Exempel gehabt, aber von Unfreundlichkeit und mürriſchem Weſen.

J. Je nu —

Kr. Je nu, Sie entſchuldigen halt Ihren Bruder, ſo lange Sie ihn entſchuldigen können. Ich weiß aber gar zu wohl, was ich geſtern gethan habe. Sie kamen zu mir, in der edeln Abſicht mich zu tröſten. Ihr Anſtand, Ihre liebevolle Miene, Ihr herzlicher Gruß ſagten mir dieß alles. Glauben Sie aber wohl, daß ich vermögend war es zu verſtehen? Die Schärfe, die auf meinen Nerven lag, verſtimmte mich ſo, daß Sie mir als ein habſüchtiger Prediger vorkamen, der nur gekommen wäre, mich zum Genuſſe des Abendmahls zu bewegen, um dafür das gewöhnliche Accidens einzuſtreichen. Daher kam die bittere Frage, deren Andenken mir dieſe Nacht den Schlaf raubte: habe ich Sie rufen laſſen?

J. Mein Lieber! Einem Kranken verzeihe ich alles.

Kr. Sagen Sie: einem Elenden, der nicht angeführt iſt, ſeinen Körper zu beherrſchen. Seyn Sie verſichert, ich liebe alle Menſchen. Wenn aber meine Launen kommen, ſo beleidigt mich jederman, und ich beleidige, bey aller meiner Menſchenliebe, alles, was mir nahe kommt. Iſt das nicht traurig? Würde ich nicht ein guter Menſch ſeyn, wenn ich meinen Körper in meiner Gewalt hätte? davon iſt mir aber in meiner Jugend nichts geſagt worden. Ueber den wichtigen Spruch des Apoſtels Paulus: **Ich betäube meinen Leib und bezähme ihn, daß ich nicht andern predige und ſelbſt verwerflich werde,** wurde immer weggewiſcht. — Deſto länger wurde ich aber bey den Ausdrücken, **Opfer, Gnadenſtuhl, Fürbitter** und dergleichen uneigentlichen Ausdrücken aufgehalten. So wuchs denn das Pferd immer fort und wurde ſtark, und der Reuter — der blieb ſchwach. Habe ich alſo unrecht, wenn ich von einem Seelſorger fordere, daß er auch dem Leibe müſſe helfen können? Könnten Sie meine Glieder dahin bringen, daß ſie ihre Schuldigkeit thäten, könnten Sie meinen Schmerz weichend machen, und meinem Blute die Schärfe benehmen, die meine Geſpräche oft ſo beleidigend machen. Ach — dann wollte ich Sie als einen Mann Gottes betrachten, dem ich meine Beſſerung und Beruhigung zu danken hätte.

J. Und ich kann doch nicht anders glauben, als daß Sie wirklich ſchon gebeſſert und beruhigt ſind.

Kr. Das bin ich auch, Gott ſey gelobt! Meine Beſſerung und Beruhigung hilft mir aber ſoviel, als einem Violinſpieler ſeine Kunſt, bey einer Violine, deren Bogen mit Talk beſtrichen iſt.

J. Gegen dieſes Gleichniß lieſſe ſich doch wohl noch Verſchiednes einwenden. Da ich aber nicht gekommen bin, um mit Ihnen zu diſputiren, ſondern etwas zu Ihrer Beruhigung beyzutragen, ſo will ich Ihnen gern zugeben, daß Ihre Beſſerung und Beruhigung wirkſamer und fühlbarer in einem geſunden Körper als in einem Kranken, wäre. Da nun die Krankheit aber nicht ſogleich gehoben werden kann, ſo machen Sie doch Ihre Sachen ſo gut, als es Ihnen in Ihrer gegenwärtigen Lage möglich iſt! und hoffen darauf:

Es hat kein Unglück je ſo lang gewähret,
Es hat doch endlich wieder aufgehöret.

Denken Sie doch, daß alles in der Welt, alſo auch Krankheit Gottes Schickung ſey, die —

Kr. Die vermuthlich deswegen von Gott über mich verhängt iſt, daß ich klug werden, und durch das Gefühl des Schmerzes gereitzt werden ſoll, über ſeinen Urſprung, und den Mitteln dagegen nachzudenken.

J. Es iſt möglich. Die Abſichten Gottes ſind mannichfaltig. Aber auch alsdann müſſen Sie mit dem Apoſtel Paulus ſagen, können: **wir rühmen uns** unſerer Trübſale.

Kr. Das denke ich auch, und rühme mich, daß ich durch meinen ſchrecklichen Schmerz zu der Ueberzeugung gekommen bin, daß unſer Chriſtenthum gar nicht mehr ſo ſey, wie es zu den Zeiten Jeſu war. Da wurde nicht nur der Seele, ſondern auch dem Leibe geholfen, da wurde noch gelehrt, den Leib zu betäuben und zu bezähmen, das Fleiſch zu kreuzigen, da wurde noch gebetet, daß Gott den Geiſt ganz ſammt Seele und Leib unſträflich behalten möge. Itzo will man aber

Bayerische
Staatsbibliothek
München

bloſs dem Geiſte helfen, bekümmert ſich um den Körper nicht, und läßt ſo insgemein beyde verderben. Aber woher kommts? Chriſtus wählte zu Seelſorgern Leute, die den ſchärfſten Wahrheitsſinn und das rechtſchaffenſte Herz hatten; bey uns ſieht man aber auf beydes ſowohl nicht als auf Orthodoxie und Gelehrſamkeit, die beyde ohne Rechtſchaffenheit und Verſtand gar wohl beſtehen können. So wenig Orthodoxie und Gelehrſamkeit zur Führung einer guten Haushaltung hinlänglich ſind, ſo wenig reichten ſie auch hin, dem Menſchen zu ſeiner Glückſeligkeit zu helfen.

Die Güter zu denen man uns verhelfen will, ſind freylich, wie man ſagt, unſichtbar — ja wohl unſichtbar, mehrentheils ſo unſichtbar, daß ſie der liebe Gott ſelbſt nicht erkennen kann. Wenn ich ſo in meinen Gedanken alle Glieder meiner Gemeine —

J. Wie? ſind Sie denn Prediger?

Kr. Geweſen, lieber Freund, nun aber abgeſetzt. Ich hatte einmal am Pfingſtfeſte von den Wirkungen des heiligen Geiſtes geprediget und gezeigt, ſie wären zweyerley: ein geſunder Verſtand und ein edeldenkendes Herz. Deswegen bekam ich Verantwortung, ſollte revociren, das wollte ich nicht, und mußte deswegen mein Amt niederlegen, und einem andern geben, der zwar wenig Verſtand, aber, wie der Superintendent ſagte, deſtomehr Salbung hatte, der von guten Werken nichts, aber deſtomehr auf Glauben hielte u. ſ. w.

J. Sie haben ja aber gar nicht das mindeſte mehr von dem Anſtriche, der uns Predigern ſo eigen iſt, und der, wenn wir auch den ſchwarzen Rock ausziehen, durch jede Farbe noch durchſchimmert.

Kr. Ja, lieber Herr, wenn man ſo ein zehn Jahre ſich auf der See umhertreibt, bald mit Europäern, bald mit Amerikanern, Afrikanern, Aſiaten umgeht, ſo muß doch wohl am Ende der Anſtrich weggewiſcht werden.

J. Ich bin ſehr begierig, Ihre Geſchichte zu wiſſen. Da mir aber meine Geſchäfte nicht erlauben, mich länger aufzuhalten, ſo bin ich ſo frey, Sie morgen wieder zu beſuchen. Habe ich dazu Erlaubniß?

Kr. Vollkommne Erlaubniß. Kommen Sie nur fein bald!

Dritter Beſuch.

Da ich den folgenden Tag zu ihn gehen wollte, traf ich ihn vor der Hausthür an, wohin er eben von einem Spaziergange zurückgekommen war.

J. Um des Himmels willen! Wie kommen Sie hierher?

Kr. Ich habe dem Schmerze trotz geboten, und bin ſo ziemlich Herr über ihn geworden. Mit dieſen kranken Füßen bin ich friſch aufgetreten, und dieſe ſchmerzhaften Hände habe ich gerieben, habe damit aufgeſchlagen. Anfänglich war es mir ſo empfindlich, daß ich beſorgte, ich möchte ohnmächtig werden. Bald aber verminderte ſich der Schmerz, und itzo fühle ich ſehr wenig davon. Sprechen Sie doch mit mir herein, es iſt kalt!

J. Ich wünſche herzlich, daß Ihre Selbſtüberwindung für Sie die angenehmſten Folgen haben mag.

Kr. Ich hoffe es. Morgen, geliebts Gott, will ich zu Fuße ein Paar Meilen reiſen, da denke ich, ſoll es ſchon beſſer gehen. Itzo bin ich auf ganz andere Gedanken gekommen, habe

Muth, und wo Muth iſt, da gelingt es auch. Fortes fortuna adjuvat.

J. Gebe es der gute Gott! Sie ſind alſo wirklich zu Schiffe geweſen?

Kr. Auf Ehre! Ich muß Ihnen ſagen, daß ich ſeit meinen Univerſitätsjahren einen rechten Enthuſiasmus gehabt habe Gutes zu ſtiften. Da ich den Ruf zum Predigtamte bekam, hielt ich mich für den Glücklichſten auf Gottes Erdboden. Ob mein Dorf gleich ſehr unanſehnlich war, ſo wendete ich doch auf meine Predigten ſo vielen Fleiß, als wenn ich Hofprediger geweſen wäre. Einen großen Theil meiner Zeit brachte ich im Umgange mit meinen Eingepfarrten zu, und hatte dafür die Freude, daß mich die ganze Gemeine als ihren Vater liebte. Die Freude dauerte aber nicht lange, ſo erfolgte die Abſetzung, von der ich Ihnen geſtern ſagte. Voll Verdruß über die Trennung von Leuten, die ich wie meine Kinder liebte, entſchloß ich mich, Miſſionarius zu werden. In Indien, dachte ich, wirſt du den Wirkungskreis finden, der dir hier verſagt wird. Dort kannſt du doch den Verſtand der armen unwiſſenden Menſchen aufklären, und ihre Geſinnung veredeln, ohne Abſetzung beſorgen zu dürfen.

Mit dieſer ſüſſen Vorſtellung beſtieg ich das Schiff, durchſegelte das Meer; duldete ein Paar Stürme, und etwas vom Scorbut, und glaubte, da ich meinen Fuß auf Indiens Boden ſetzte, daß ich hier reichen Lohn für dieß alles finden würde.

Kaum hatte ich mich von den ausgeſtandenen Beſchwerlichkeiten erholt, und die Landesſprache gelernt, ſo gieng ich aus, um Menſchen zu finden, denen ich predigen könnte. Ohnweit der Stadt Kumikapolka traf ich eine Geſellſchaft Indianer, unter den Palmbäumen an, die eine vergnügte Mahlzeit mit einander hielten. Herr! wie mir da das Herz ſchlug, das kann ich Ihnen nicht ſagen. Vertraulich grüßte ich ſie, druckte ihnen die Hände, ſetzte mich, da ſie mich dazu einluden, neben ihnen nieder, und genoß die Datteln, die ſie mir anboten. Mein Geſpräch lenkte ich ſogleich auf die Fruchtbarkeit und den Ueberfluß ihres Landes, und da ſie mir hierinne beyſtimmten, und alle die Producte ihrer Gegend treuherzig erzählten, ſagte ich endlich, eins fehlt euch noch, lieben Leute, hier! (indem ich auf die linke Bruſt zeigte) Als ſie Begierde blicken lieſſen zu wiſſen, was ich damit ſagen wollte:

fuhr ich fort, ihr ſeyd noch nicht recht ruhig und zufrieden. Ich will, wenn ihr wollt, es euch lehren, wie ihr es anfangen müßt, um recht ruhig und vergnügt zu leben.

Statt der Antwort, brachen ſie alle in ein lautes Gelächter aus, das immer von neuen anfieng, wenn ich fragte, warum ſie lachten?

Endlich antwortete mir ein alter Mann: „Du wunderſt dich, lieber Fremdling, daß wir lachen? Laß dir davon eine Geſchichte erzählen. Einmal kam ein Hinkender in ein Land, deſſen Einwohner alle geſunde Füße hatten, und ſagte: lieben Leute, ihr könnt noch nicht recht gehen, ich will, wenn ihr wollt, euch gehen lehren — da lachten ſie ihn alle aus. Weißt du nun wohl, warum wir gelacht haben?"

Ein neues Gelächter folgte auf dieſe Erzählung. Sobald es aufhörte, ſagte ich, alſo glaubt ihr wohl nicht, daß ich ruhig und zufrieden bin?

Dich kennen wir noch nicht, verſetzte der Alte, wohl aber deine Landsleute. Siehe, wenn wir unſere Schale Reiß und eine Schale voll Waſſer haben, ſo ſind wir vergnügt. Ihr aber ſeyd verdrüßlich, wenn gleich der ganze Tiſch voll Speiſen ſteht. Der Durſt nach Golde plagt euch alle,

und

und läßt euch nicht froh werden. Ich bin in eurer Stadt geweſen, habe eure Lebensart geſehen, und verlange nicht ſie ferner zu ſehen. Faſt alle Monate erhieng, oder erſchoß ſich einer von deinen Landsleuten vor Verdruß und Verzweiflung. Ehe ihr dieſes Land betratet, wußte man bey meiner Nation noch nicht was Selbſtmord war. Nur ſeitdem ihr da ſeyd, und uns ſo viele Drangſale zufügt, hört man bisweilen, daß ſich mancher das Leben nimmt. Und das geſchieht doch auch itzo noch ſehr ſelten. Kannſt du es uns nun wohl verdenken, daß wir lachen?"

J. Beynahe kann ich es den armen Leuten nicht verdenken, und finde das Gleichniß des ehrlichen Alten ſehr paſſend.

Kr. Ich fühlte die Wahrheit deſſelben ebenfalls, fuhr aber demohnerachtet fort, und ſagte: Leute, die dieſes thun, ſind freylich weder ruhig noch zufrieden — von dieſen ſollt ihr aber auch nicht lernen.

Und von wem denn ſonſt? fragte der Alte.

Der Gott der die Sonne gemacht hat, in deren Strahlen wir uns wärmen, ſagte ich, ſendete einmal einen ganz auſſerordentlich, weiſen und gütigen Mann, um den Menſchen zu ſagen, wie ſie glücklich werden ſollten, der hieß Jeſus Chriſtus.

Iſt das der Jeſus Chriſtus, fragte der Alte, den deine Landsleute anbeten?

Das iſt er, war meine Antwort, auf welche wieder ein lautes Gelächter erfolgte. Doch der Alte winkte den andern, das Lachen einzuſtellen, und ſagte: Laß hören, was du uns von dieſem Jeſus Chriſtus zu ſagen haſt.

Sehr viel, fuhr ich fort, und ich hoffe, ihr werdet des Hörens nicht ſatt werden, wenn ich euch erſt nur etwas von ihm geſagt habe. Bedenkt nur, er gebot den Menſchen: **Du ſollt deinen Nächſten lieben, wie dich ſelbſt.** Wenn ihr nun alle dieß Gebot befolgtet, wenn jeder für den andern ſo herzlich ſorgte, wie für ſich ſelbſt, wenn jeder über des andern Unglück trauerte, wie über ſein eignes, was für glückliche Leute würdet ihr dann ſeyn! Da müßte es ſich ja bey euch leben, wie dort oben im Himmel!

J. Da wird er Sie vermuthlich wieder an die Geſchichte vom hinkenden Prediger erinnert haben?

Kr. Nicht ſo gleich. Er, und die ganze Verſammlung, ſchwiegen wirklich einige Zeit, und ſenkten die Häupter gegen die Erde, als wenn ſie das Gewicht der Wahrheit fühlten. Endlich nahm der Alte wieder das Wort und ſagte: Du haſt ſüſſe Worte, lieber Fremdling. Aber deine Landsleute haben uns ſchon ſo vielmal betrogen, daß du von uns nicht verlangen kannſt, daß wir dir trauen ſollen.

Ach, antwortete ich, wenn du wüßteſt, wie redlich ich es mit dir und mit euch allen meyne! So haben uns, verſetzte er, faſt alle deine Landsleute geſagt, und haben uns alle betrogen. Wenn wir ſie in unſere Hütten aufnehmen, ſo verführen ſie unſere Weiber, und ſchänden unſere Töchter. Kommen wir zu ihnen, ſo ſuchen ſie uns durch allerhand Liſt zu ihren Sklaven zu machen. Ein Stück Land nach dem andern nehmen ſie uns weg, unſere Nabobs hetzen ſie immer gegen einander, und ſtehen dem bey, der ihnen das mehreſte Geld giebt. Dann zerſchieſſen und zerhauen ſie die andern, die nicht ſoviel Geld geben können, und die ihnen doch kein Leides gethan haben. Schlimmer wenigſtens machen wir es nie. Was ſollen wir alſo von euch lernen? Schändung der Weiber und Mädchen? oder Ungerechtigkeit? oder Geitz? oder Grauſamkeit?

J.

J. Ja wohl! leider wahr!

Kr. Ich läugne nicht, daß ich dadurch ſo niedergeſchlagen wurde, daß ich kein Wort mehr ſagen konnte.

Könnt ihr denn nun fordern, fuhr der Alte fort, daß wir beſſer werden ſollen, als ihr ſeyd?

Bey dieſen Worten ſtund er auf, ſeine Geſellſchaft that ein gleiches, und ich blieb einſam, wie vom Donner gerührt, ſitzen. Nachdem ich mich wieder erholt hatte, wankte ich nach der Stadt zu, machte zwar in der Folge noch einige Verſuche, mit meinen Lehren Eingang zu finden, die aber alle eben ſo fruchtlos abliefen.

Ich entſchloß mich alſo, mich an die Sklaven zu wenden. Der Gedanke durch Vortragung der himmliſchen Lehre Jeſu etwas zur Milderung des Elends dieſer Unglücklichen beytragen zu können, begeiſterte mich. Wirklich war ich ſo glücklich bey ihnen Eingang zu finden. Was dem von Durſt Lechzenden ein Becher friſches Waſſer iſt, das war ihnen der Troſt, den Jeſus den armen leidenden Menſchen hinterlaſſen hat. Nach wenigen Wochen hatte ich täglich gegen achzig bis hundert Zuhörer, die alle begierig meinen Vortrag anhörten.

J. Nun das freuet mich. In dieſem Kreiſe werden Sie leicht alles Ihnen zugeſtoßne Ungemach haben vergeſſen können.

Kr. Das würde auch geſchehen ſeyn, aber — wiſſen Sie wohl, was die Sache für eine Wendung bekam?

J. Die Sklaven wurden vielleicht wankelmüthig?

Kr. Bewahre Gott! die hätten ſich für mich aufgeopfert. Der Gouverneur ließ mir den fernern Unterricht, bey Gefängnißſtrafe verbieten. Er ließ mich vor ſich fodern, ließ mich hart an, fragte, wer mir befohlen habe, den Hunden, den Sklaven, das Evangelium zu predigen? ob ich kein Gewiſſen hätte? ob ich nicht wiſſe, wie theuer dieſe Hunde ihren Herren zu ſtehen kämen? ob ich nicht wiſſe, daß ich ſie durch den Unterricht von ihren Arbeiten abzöge, und daß ſie frey würden, wenn ſie zum Chriſtenthume träten?

Ich antwortete hierauf alles, was ein vernünftiger Mann antworten kann, aber umſonſt. Der chriſtliche Gouverneur wurde ſo wüthend, daß er mich bey der Gurgel faßte, und die Treppe herunter warf. Von allen Seiten wurde ich gemißhandelt. Da ich demohnerachtet fortfuhr, bey jeder Gelegenheit meinen Unterricht fortſetzen, ſo kam ich, ſollten Sie ſo etwas himmelſchreyendes wohl glauben? ſo kam ich ins Gefängniß.

J. Entſetzlich! Unglaublich!

Kr. Es iſt aber ſo. In ein Gefängniß kam ich, das ſo unflätig, ſo ungeſund, ſo finſter war, daß mir die Glieder beben, wenn ich itzo noch daran denke.

J. Armer Mann!

Kr. Ich hätte lebendig verfaulen müſſen, wenn mir Gott nicht noch einen glücklichen Einfall eingegeben hätte. Ich bat nämlich den Gefängnißwärter, er möchte dem Gouverneur ſagen, ich wollte nie wieder den Sklaven etwas von der chriſtlichen Religion ſagen, er ſolle mir nur meine Freyheit ſchenken, ſo wollte ich Soldat werden. Dieß verſchaffte mir meine Freyheit.

J. Die Ihnen wohl wenig Freude wird gemacht haben. Denn wenn Sie werden bedacht haben —

Kr. Daß ich ſie durch Verletzung meiner Pflicht erkauft hätte? Aber mein Gott, was kann denn das helfen! Wenn ich nicht ſo gehandelt hätte, ſo wäre ich ja längſt verfault, und hätte gar nichts mehr für die Welt thun können. So lebe ich doch noch, und kann noch einiges Gute ſtiften. Genug, ich wurde Soldat, und trug großmüthig zwey Monate lang alles Ungemach, das mit dieſem Stande verknüpft iſt. Dann trug ſich ein ſchrecklicher Auftritt zu, den ich Ihnen nur ganz kurz erzählen will, weil es mir ſchlechterdings unmöglich iſt, dieſe ſcheußliche Handlung auszumahlen. Die Chineſen ſind in Indien, was bey uns die Juden ſind. Durch Fleiß und übertriebne Sparſamkeit hatten ſie ſich großen Reichthum erworben. Darnach gelüſtete dem Gouverneur. Als alſo einmal dieſe unglücklichen Leute, außer der Stadt, ein Feſt feyerten, und deswegen größtentheils ausgezogen waren, ließ er die Thore ſchlieſſen, überredete die Soldaten, die Chineſen hätten eine Rebellion vor, ließ diejenigen, die vor dem Thore waren und erſt mit gelinden Worten, dann etwas ungeſtüm forderten, eingelaſſen zu werden, niederſchieſſen, und da die Zurückgebliebenen, durch den Anblick der entſetzlichen Grauſamkeit, die man an ihren Brüdern verübte, aufgebracht, ſchrien und in der Verzweiflung zu den Waffen griffen, ſo ließ er ſie alle niederhauen, verſchonte des Weibes, des unſchuldigen Kindes nicht! Denken Sie, mein Herr, wie mir zu Muthe ſeyn mußte, wann ich hier einem Weibe, das auf den Knieen lag und um Barmherzigkeit flehete, den Kopf ſpalten, dort den Säugling durchſtechen ſahe!

J. O hören Sie auf, ich bitte Sie, dieß ſcheußliche Gemählde auszumahlen — ich halte es nicht aus.

Kr. Und ich noch weniger. Genug, da nun alle Straßen mit Leichen bedeckt waren, wurden die Häuſer ſämmtlicher Unglücklichen geplündert! Ha! wie ſchämte ich mich ein Europäer, ein Chriſt zu ſeyn, wenn ich meine Landsleute und Glaubensgenoſſen mit blutigen Händen die Beutel und Koſtbarkeiten in die Höhe halten ſahe, die ſie geraubt hatten, und ſich einander Glückwünſche zubrüllen hörte. Ich ſchlich ſchüchtern umher, um einen Winkel zu finden, wohin ich mich vor aller Welt verbergen könnte.

Da fand ich einen Beutel mit Brillanten, deſſen Werth ich nicht zu beſtimmen vermag, hob ihn auf, war unentſchloſſen, ob ich ihn in Koth treten oder behalten, oder liegen laſſen ſollte. Endlich da es mir doch unmöglich war, ihn ſeinem Eigenthümer wieder zuzuſtellen, ſteckte ich ihn in der Abſicht zu mir, um einen guten Gebrauch davon zu machen.

Nach einigen Tagen, da das Morden und Plündern zu Ende war, und die chriſtliche Garniſon ſich den viehiſchten Ausſchweifungen überließ, gieng ich mit dem Beutel, nachdem ich einige der größten Brillanten herausgenommen hatte, zum Gouverneur, und fragte, wie viel ich zahlen müßte, um meinen Abſchied zu bekommen? Zweyhundert Stück Ducaten, war ſeine Antwort. Geld, ſagte ich, habe ich nicht — aber dieſen Beutel biete ich Ihnen an, wenn Sie mir meinen Freyheitsbrief ertheilen wollen.

Mit gierigen Augen ſchüttete er den Beutel aus, durchſuchte mit zitternden Händen die Edelſteine, dann ſchloß er ſie in ſeinen Coffre, und ließ meinen Abſchied ſchreiben.

Noch denſelbigen Tag gieng ich zur Stadt hinaus nach den Hafen zu, um da ein Schiff zu finden, mit dem ich von dieſem Platze ſegeln könnte, der von unſchuldigem Blute dampfte, weil es mir immer war, als wenn die Erde ſich aufthun, und die mord- und raubgierigen Ungeheuer verſchlingen müßte. Ich fand da ein Schiff, das die Welt umſegelte, lief freudig zum Capitain,

tain, bat ihn, mich in ſeine Geſellſchaft zu nehmen, verkaufte ihm einen meiner Brillanten, kaufte dafür verſchiedene nothwendige Bedürfniſſe, und ſegelte dann mit ihm ab.

J. Gott Lob und Dank, daß ſie von dieſem Schauplatze des Grauſens weg ſind. Hat mir doch vor Entſetzen, während ihrer Erzählung, die Zunge an dem Gaumen geklebt!

Kr. Gott Lob und Dank, ſagte ich auch, ſobald ich Indiens Ufer aus dem Geſichte verlohr, ſuchte einen Winkel in der Kajüte, wo ich den Augen der Schiffsgeſellſchaft verborgen war, fiel auf meine Knie, dankte Gott für meine Errettung, und empfahl mich ſeinem fernern Schutz.

J. Wie gern hörte ich nun die Beſchreibung aller der Merkwürdigkeiten an, die Ihnen auf dieſer Reiſe zugeſtoßen ſind. Meine Geſchäfte erlauben mir es aber nicht. Haben Sie alſo die Gütigkeit, und beantworten mir nur eine Frage: Wie war der Charakter der wilden Nationen, die ſie auf Ihrer Reiſe antrafen, beſchaffen?

Kr. Darauf kann ich geradezu nicht antworten. Wir müſſen unterſcheiden die Nationen, die zuvor mit den Europäern Umgang hatten, von denen, die wir das erſtemal beſuchten.

Jene waren durchgängig treulos, tückiſch und boshaft, vermuthlich wegen der himmelſchreyenden Ungerechtigkeiten, die ſie von den Europäern hatten dulden müſſen.

J. Schöne Ehre für Europa!

Kr. Die übrigen aber waren zwar unwiſſend und roh in ihren Sitten, aber doch faſt immer ehrlich und gefällig. So oft wir an einer neuentdeckten Inſel landeten, und durch kleine Geſchenke das Zutrauen der ſchüchternen Einwohner gewonnen hatten, beeiferten ſie ſich, uns mit Fiſchen und friſchem Waſſer zu verſehen. O Freund! wie oft bin ich gerührt worden, wenn ich das Beſtreben ſolcher Leute ſahe, die nie Unterricht in der Moral erhielten, uns den Aufenthalt bey ſich recht angenehm zu machen!

J. Wie ſtimmt denn aber damit überein, was faſt alle Reiſebeſchreibungen ſagen — daß die Reiſenden von den Wilden wären hintergangen, und oft auf eine wirklich meuchelmörderiſche Art umgebracht worden?

Kr. Die Reiſebeſchreiber erzählen insgemein nur das, was ſie von den Wilden erlitten haben, verſchweigen aber liſtig die Kränkungen, die ſie ihnen erſt zufügten.

Hat jemals eine Schiffsgeſellſchaft von den Wilden leiden müſſen, ſo war es gewiß die unſrige. Ich ſelbſt habe durch den Schlag eines Wilden dieſe meine Zähne verlohren, und dieſe Schramme, hier über dem linken Backen, rührt auch noch von einer Wunde her, die mir ein Wilder mit einem hölzernen Schwerde beybrachte. Demohngeachtet werde ich dem Charakter der Wilden gegen jederman das Wort reden.

Einmal, das geſtehe ich Ihnen, griffen uns die Bewohner der Inſel Uralka, da wir friedlich bey ihnen landen wollten, ganz ohne Urſach an, rollten von den Gebürgen, die ihre Inſel einſchloſſen, ſo viele und große Steine herab, daß es uns unmöglich war an das Land zu ſteigen. War denn aber dieß unrecht? War dieſe Inſel nicht ihre Wohnung? und hat nicht jeder Menſch das Recht andern, die ihm verdächtig ſcheinen, den Zutritt zu ſeiner Wohnung zu verwehren?

J. Richtig! unſere chriſtlichen Kanonen feuern ja auch auf die Schiffe, die ihnen verdächtig ſind, von denen ſie z. E. beſorgen, ſie möchten mit der Peſt angeſteckt ſeyn.

Kr. Alle übrige Nationen, die ich kennen lernte, ſind durch unſere Ungerechtigkeiten und

Niederträchtigkeiten gereitzt worden, uns anzugreifen. Wohl an vier und zwanzig Inſeln in der Südſee bin ich gelandet, und die Geſchichte unſerer Landungen iſt faſt immer die nämliche. Bey unſerm Austritt an das Land flohen die Bewohner mehrentheils ſchüchtern, und beobachteten aus Gebüſchen und von Bergen unſere Handlungen; dann warfen wir ihnen Geſchenke zu, ſie liefen ſchüchtern herbey, holten, beſahen ſie, kamen näher, es wurden ihnen neue Geſchenke gegeben, dieß machte ſie noch zutraulicher, ſie fiengen nun an unſer Schiff zu beſuchen, brachten von den Producten ihres Landes, was wir verlangten — da war allemal Herrlichkeit und Freude! Wenn man nun auf dieſe Art rechtſchaffen mit dieſen unſchuldigen Leuten fortgehandelt hätte, hätte man nicht von ihnen den größten Vortheil ziehen, ihre wichtigſten Producte, gegen Kleinigkeiten eintauſchen, und ſie nach und nach auf eine ſanfte Art geſittet machen können? Aber daran war nicht zu denken. Au weh!

J. Was fehlt Ihnen denn?

Kr. Die gichteriſche Materie fährt mir wieder in alle Glieder, wenn ich an alle die Kränkungen denke, die meine geſittet ſeynwollende

Landsleute, dieſen ungeſitteten Menſchen zufügten. Sehen Sie! wie meine Hände zittern? Ich will Ihnen nur alles mit wenigen Worten ſagen. Das erſte, was das Schiffsvolk that, war, daß es ſich der Weiber und Mädchen bemächtigte, und ſie ſchändete.

J. Sollten rohe Nationen, deren Gefühl noch nicht verfeinert iſt, wohl dieſes hoch aufnehmen?

Kr. Wenigſtens ſo hoch als ein Hund, wenn ihm ein anderer ſeine Hündin entzieht. Er billt und beißt. Gemeiniglich lieſſen die Unglücklichen uns ihren Groll merken und fühlen, ſobald dergleichen Ungerechtigkeiten vorgefallen waren, und ſie wurden wie raſend, wenn ſie merkten, daß unſere ſaubern Matroſen ihren Weibern das veneriſche Gift mitgetheilt hatten.

J. Davon habe ich geleſen. Ganze Nationen ſollen ja durch die Europäer ſeyn vergiſtet worden?

Kr. In ganz Südindien hat unſere Schiffsgeſellſchaft durch die veneriſchen Krankheiten die dort, ſeit unſerm Beſuche, wüten, den Europäern eine Schandſäule errichtet. Setzen Sie ſich doch an die Stelle dieſer armen Leute! Denken

Sie ſich doch, daß ungebetne Gäſte ſich bey ihnen einquartirten, daß ſie zur Dankbarkeit für die gütige Aufnahme ihr Weib und ihre Töchter verführten, ungeſund machten, und ihrem Körper unvermuthet die ſchrecklichſte Verweſung mittheilten — Hätten Sie nicht Luſt dieſen Unmenſchen die Schädel zu zerſchmettern?

J. Gott bewahre mein Haus für ſo einem Schickſale. Aber in dieſem Falle Sanftmuth zu beweiſen, ich geſtehe es Ihnen, das würde meine Kräfte überſteigen.

Kr. Und Sie ſind doch ein Mann, der gute Grundſätze hat. Wie kann man es denn Leuten, die ganz ohne moraliſche Grundſätze ſind, verdenken, wenn ſie die ſchrecklichſte Rache von denen nehmen, die ihr kleines Glück gänzlich zerſtören?

Geſetzt aber, daß manche dumm genug waren, dieſe Kränkungen zu ertragen, ſo erfolgten bald neue — man forderte ihnen Schutzgeld ab — man verlangte, daß ſie einen jährlichen Tribut an Thierhäuten für den Schutz bezahlen ſollten, den man ihnen angedeihen lieſſe.

J. Gegen wen erhielten denn dieſe armen Leute Schutz?

Kr. Das weiß ich nicht. Seitdem die Welt ſteht, hatten ſie noch keinen auswärtigen Feind geſehen, gegen den ſie unſers Schutzes bedurft hätten — und gegen ihre Nachbarn, die ſie bisweilen beunruhigten, ſie zu ſchützen, waren wir, wegen unſerer großen Entfernung, nicht vermögend. Dem allen ohngeachtet, mußten ſie Schutzgeld bezahlen. Mußte eine ſo offenbare Ungerechtigkeit ſie nicht äuſſerſt erbittern?

Was aber das ſchlimmſte war, ſo quartirten wir uns oft bey ihnen zwey bis drey Monate ein, fiengen ihnen ihre Füchſe und Fiſchottern weg, die ihre einzige Nahrung waren, von denen allein ſie ihre Kleidung nahmen. Wenn nun die Unglücklichen, dieſe Grauſamkeit ſahen — wenn ſie die Klagen ihrer Weiber und Kinder hörten, die durch uns Räuber in Gefahr geſetzt wurden, vor Hunger und Kälte umzukommen, war es nicht Pflicht — heilige — dem Vaterland ſchuldige Pflicht ſich zu widerſetzen, und die Räuber zu ermorden, die ihrer und ihrer Kinder Nahrung und Kleidung an ſich riſſen?

J. Alles gut! Nur gefällt es mir nicht, daß ſie immer tückiſch dabey zu Werke gegangen ſind, und unter der Larve der Freundſchaft ihre

Gäſte in den Fallſtrick gelocket haben. Pfui! das iſt ſchlecht gehandelt! das iſt niederträchtig.

Kr. Brav iſt es! Brav, lieber Freund! der Mann, der unſern Schiffslieutenant, nebſt zwanzig Mann zu ſich einladen ließ, uns hernach auf eine liſtige Art von einander trennte, dann einem nach dem andern den Schädel zerſchmettern ließ, und auch mich niedergeſchlagen hätte, wenn nicht eine beſondere Vorſehung mich rettete — der verdient beſungen zu werden, eine Ehrenſäule verdient er!

J. Eine Schandſäule wollen Sie ſagen.

Kr. Herr! eine Ehrenſäule ſage ich. Sehn Sie, bey dieſer Gelegenheit habe ich meine ſämmtlichen Vorderzähne eingebüßt, habe dieſen Hieb ins Geſicht bekommen, man hat uns treulos behandelt, man lud, wie geſagt, uns zu einem der Oberhäupter der Inſel Owernika ein, man ſtellte Spiele an, machte uns ſicher, lockte uns in verſchiedne Gegenden, und da wir getrennt waren, ſprangen aus den Büſchen Schaaren von zwanzig bis dreyßig Menſchen heraus, fielen unſere getrennten Leute an, ſchlugen ſie alle nieder und auch mich würden ſie getödtet haben, wenn ich mich nicht gerade am Ufer befunden hätte, und ſo glücklich geweſen wäre, ein Boot zu erreichen, auf dem ich ihnen entflohe. Und doch behaupte ich, ſie handelten als brave Leute.

J. Den Beweiß zu hören bin ich begierig.

Kr. Er iſt leicht, ſehr leicht. Wir handelten ſchlecht, niederträchtig, grauſam gegen die Unglücklichen. Mit Flinten, Kanonen, Bajonetten und Säbeln kamen wir zu den Wehrloſen, waren ſo indiſcret, daß wir ihnen ihre Nahrung und Kleider raubten. Waren wir alſo nicht wirkliche Räuber? gaben wir ihnen nicht ſelber das Recht in die Hände, uns als Räuber zu behandeln? Und einen Räuber zu erlegen ſind alle Mittel, die ſonſt ungerecht ſcheinen, erlaubt.

Ueberdieß waren ſie wehrlos und wir bewafnet. Unſere Waffen waren Flinten und Kanonen; die ihrigen waren, außer ihren elenden Bogen und Pfeilen, Betrug und Falſchheit. Wir brauchten unſere Waffen gegen ſie — warum will man es ihnen denn übelnehmen, wenn ſie die ihrigen gegen uns brauchten?

J. Wenn ich die Sache von dieſer Seite betrachte, ſo muß ich Ihnen freylich recht geben. Wenn der Schwache von dem Starken gemißhandelt wird — was kann er ihm anders entgegen ſetzen, als Liſt?

Kr. So muß ſchon der Bewohner der Inſel Overnika urtheilen. Aber nun, mein Beſter, Prediger der Religion Jeſu, wenn wir die Aufführung unſerer Landsleute nach den Grundſätzen der chriſtlichen Lehre beurtheilen — was für Ungeheuer — was für Scheuſale ſind ſie! Da ſingen ſie:

Wir ſind Bürger einer Welt,
Kinder eines Vaters — Brüder!

Sollte man nicht von Leuten, die ſo herrliche Grundſätze gelernt haben, erwarten, ſie würden ihre Vorzüge mit den dürftigen Brüdern theilen? ſollte man nicht erwarten, ſie würden ihre Kanonen zum Schutz wehrloſer Brüder brauchen? mit ihrem Verſtande den Einfältigen rathen? von ihrem Ueberfluſſe ihnen etwas zukommen laſſen? Sollte man nicht meynen, ſie würden von den Rindern, Schaafen und Ziegen, mit denen Gott ſie überflüßig ſegnete, den dürftigen Brüdern, die keine Nahrung haben, als das Fleiſch der Thiere, die ſie erlegen, und keine Kleidung, als ihre Felle, einige Stücke zuführen, und ſie belehren, einen guten Gebrauch davon zu machen? Ach Gott!

ſtatt deſſen kommen die Elenden, die von nichts als Bruderliebe reden, predigen, ſingen, und brauchen ihre Waffen um die ſchwachen Brüder zu ſchrecken, brauchen ihren Verſtand um die Unwiſſenden zu unterjochen, behalten ihren Reichthum für ſich, und reiſſen dem Dürftigen ſeinen Biſſen Fleiſch aus dem Munde, und rauben ihm die dürftige Decke, unter der er ſeine Glieder gegen die Strenge des Froſtes zu ſchützen ſuchte.

Segen Gottes über den edeln Bewohner von Owernika, der zuerſt Muth und Entſchloſſenheit hatte, den Europäern den Schädel zu zerſchmettern, und ſeines Vaterlands Freyheit zu erhalten!

Gott erbarme dich! Mein Schmerz kommt wieder. Das Aergerniß über die Grauſamkeiten, die ich Ihnen erzählt habe, hat meine Nerven zu ſehr angegriffen. Verlaſſen Sie mich! ich bitte Sie.

Ich gab ſeiner Bitte, wie wohl ungern, nach, verließ ihn und erfuhr, da ich ihn den andern Tag wieder beſuchen wollte, daß er abgereiſt ſey, und wie man mich verſicherte, ſeine Reiſe zu Fuße angetreten habe.

Fünfter Brief.

Die Diakonuſin Rollow an ihren Mann.

Carlsberg den 1ſten Febr.

Mein lieber Mann!

Dießmal ohne Dich und meine lieben Kinder gereiſt, und in meinem Leben nicht wieder! Ich kann Dir gar nicht ſagen, wie ängſtlich ich auf dem ganzen Wege geweſen bin. Der Carl läuft immer zu Helders Kindern, und da ſieht und hört er nichts Gutes. Und der Louis legt ſich immer zu weit zum Fenſter heraus. Gieb ja auf ſie Achtung, lieber, guter Mann! Willſt Du? Sieh, Deine Kinder ſind Dir ja näher als jeder andere. Vernachläßige ſie ja nicht!

Ich habe Dich hundertmal bey mich gewünſcht. Wenn ich den Poſtknecht bezahlen, wenn ich mit dem Poſtmeiſter rechnen mußte, wenn ich in Geſellſchaft mit fremden Mannsperſonen kam — ach da habe ich gar vielmal Dich zu mich gewünſcht. Es iſt doch wirklich als wenn wir Weiber ohne euch Männer nicht leben könnten. Wenn ich doch nur ſchon wieder bey Dich wäre, und bey meinen lieben Kindern. Küſſe ſie alle in meinem Namen, und gieb jedem etwas von beyliegendem Confecte, den ich für ſie eingekauft habe. Dem Louis gieb nur wenig. Ich habe bemerkt, daß er einen Anſatz zu ſchwarzen Zähnen hat.

Nun hör einmal, wie es mich gegangen iſt. In Troppenheim wollten wir die Pferde wechſeln, konnten aber keine bekommen, weil der Fürſt von Zillrich mit ſeiner Braut eben durchfuhr, und alle Pferde im ganzen Orte in Beſchlag genommen hatte. Er hatte wohl hundert Perſonen bey ſich. Das war recht gut, daß ich mit Henrietten eine halbe Stunde zuvor gekommen war, und ein Stübchen für uns gemiethet hatte. Ich wäre des Todes geweſen, wenn ich unter den vielen Leuten hätte ſeyn ſollen. Da ſie ſich alle auf die Pferde und in die Wagen geſetzt hatten, trieb mich und Henrietten die Neugier, daß wir in die Hausthür traten und ihnen nachſahen. Spotte deswegen, mein Lieber, nur nicht über Deine Frau, Du hätteſt es gewiß eben nicht anders gemacht, wenn Du an meiner Stelle geweſen wäreſt.

Da wir nun ſo in der Thür ſtunden, kamen ein Paar Bürger und traten neben uns. Wir thaten nicht als wenn wir ſie bemerkten, und ſie fiengen an über dieſen fürſtlichen Zug zu urtheilen.

Ich will doch ſehen, was ich davon behalten habe und es niederſchreiben. Ich habe ohnedieß Langeweile: denn ich will es Dir nur ſagen, der Herr von Carlsberg iſt nach Carmin gereiſet, der Himmel weiß, wenn er zurückkommt. Ich kann ja alſo nichts beſſers thun, als an Dich ſchreiben.

Was das für ein Schwall Leute iſt, ſagte der eine Bürger, du lieber Gott! und die zehren nun alle von dem Bürger und Bauer, und kein allereinziger giebt ſich etwa die Mühe ſelbſt etwas Lebensmittel anzubauen. Wenn man nun noch dazu rechnet die vielen Frauen in friſirten Köpfen, ihre Töchter, die Profeſſer, die Advocaten, die Edelleute, die Barone, die Docter, die Pfarrer, die Studenten, die Soldaten — tauſend Element, Herr Gevatter! wenn davon jedes nur ein Stück Garten anbauete, zehn Fuß lang und zehn Fuß breit; wenn nur jedes alle Jahre ein Paar Schuhe, Strümpfe oder Stühle machte, was für einen Ueberfluß an allen Sachen müßte es da geben! So aber brauchen dieſe Leute alle ihre

Arme zu nichts, als daß ſie ſchreiben, in Büchern blättern, an ſich putzen, und die Muskete ſchwenken. Da frage nun der Menſch, woher die Armuth kömmt! Da ſoll der Bürger und der Bauer alles mit ſeinen Knochen erzwingen — und das iſt doch die pure Unmöglichkeit. Und wenn wir alle arbeiteten, daß das Blut unter den Nägeln vorgienge, ſo ſind wir ja doch nicht capabel, ſo vieles herbeyzuſchaffen, als das Volk da ißt, trinkt und verwüſtet.

Was meynen Sie dazu, Mamſell? ſagte er zu Henrietten.

Ich kann nicht davon urtheilen, antwortete dieſe, gieng ab, und ich folgte ihr nach.

Da wir nicht wußten, was wir vornehmen ſollten, ſo baten wir den Wirth, uns in dem Städtchen herumzuführen. Wir fanden nichts, das uns merkwürdig war, außer einer Dame, die, wie man ſagte, die Amtmännin war, die ein Bologneſer Hündchen in der Saloppe trug, und ihr Kind durch die Amme hinter ſich her tragen ließ. Vermuthlich glaubte ſie einen Hund zu tragen, ließe vornehm, und ſein Kind zu tragen, wäre pöbelhaft.

Armer Mann! wie bedaure ich dich, daß Du eine ſo pöbelhafte Frau haſt, aus der Du auch wohl nie eine vornehme Frau ziehen wirſt. Meine Kinder werden Lebenslang bey mir den Vorzug vor unſerer Spadille haben. Das kann ich nun einmal nicht ändern. Gefällt dir dieſes nicht, ſo mußt du dich halt von mich ſcheiden laſſen.

Am Ende kamen wir zu dem Kirchhofe. Da wir hier viele Leichenſteine antrafen, ſo trieb mich die Neugier an, ſie zu beſehen. Der größte war eine dreyeckichte Pyramide von Marmor, die, wie ſie verſicherte, die Gebeine eines edeldenkenden Chriſten und Bürgers bedeckte, der der Witwen Schutz, der Waiſen Vater und der Verſorger der Armen war. Ich betrachtete ſie mit Henrietten voll Rührung, pries den Edeln, der ſich einen ſolchen Nachruhm erworben hatte, und Henriette und ich, lieſſen, wie wir Weiber bey ſolchen Gelegenheiten zu thun pflegen, einige Thränen auf das Grab fallen.

Wer hat, fragte ich, mit naſſen Augen, meinen Begleiter, dieſes ehrenvolle Denkmal errichten laſſen?

Der Sohn des ſeligen Herrn Koliz, war ſeine Antwort?

Kann er mir, fragte ich weiter, die Wittwen nicht nennen, die er beſchützte, die Waiſen deren Vater er war, die Armen, die er verſorgte? O rede er doch, lieber Mann! wir wollen einige von ihnen beſuchen, und aus ihrem Munde des Seligen Lob hören. Es iſt ſo erbaulich —

Er lächelte und zuckte die Achſeln.

Warum ſpricht er denn nicht? fragte ich weiter, antworte er doch!

Er war, ſagte er, mit bittrer Miene, wirklich ein Vater der Wittwen, Waiſen und Armen.

Aber warum ſagt er denn dieß alles ſo ſpöttiſch?

E. Je nu! Wer Wittwen, Waiſen und Arme macht, iſt denn der nicht ihr Vater?

J. Ich weiß nicht, was er damit ſagen will, ſpreche er doch deutlicher!

E. Wenn Sie es haben wollen, ſo will ich ganz deutlich ſprechen. Der gottloſeſte Menſch, der ſeit funfzig Jahren in Troppenheim gelebt hat, war der Koliz, deſſen Knochen unter dieſem Steine verfaulen.

J. Das wäre entſetzlich!

E. Es iſt nicht anders. Sehn Sie, Madame, er war ein Fabrikant, mehr als hundert

Meiſter und Geſellen mußten für ihn arbeiten — die druckte er alle bis aufs Blut. Wenn ſie ihm Waare brachten, ſo wußte er allenthalben einen Tadel, zog da einen halben Gulden, dort vier Groſchen ab, bezahlte alsdenn mit Louisd'or, an denen 6 bis 8 As fehlten, ließ ganze Fäſſer voll Scheidemünze kommen, die in andern Ländern verſchlagen war, und zwang die armen Leute, die für ihn arbeiteten, ſie für voll zu nehmen. Wann nun das Land mit dieſem Bettelgelde überſchwemmt war, ſo verſchlug es der Fürſt, und die armen Leute, denen er es aufgedrungen hatte, mußten es einbüßen. Jedes hübſche Mädchen, das er ſahe, ſuchte er in ſeine Fabrik zu ziehen, ſchwängerte es und ſoldete es hernach mit einigen Piſtolets ab. Sehn Sie, Madame, ſo wurde der Herr Koliz ein reicher Mann, ein Vater der Wittwen, Waiſen und Armen. Alle Jahre grämten ſich einige ſeiner Arbeiter zu Tode, alle Jahre machte er Wittwen, Waiſen und Arme.

J. Aber, ſag er mir doch, iſt denn das alles auch wahr?

E. So wahr der Himmel über mir iſt. Wenn Sie mir nicht glauben wollen, ſo fragen

Sie doch den erſten, den beſten, Bürger der Ihnen begegnet!

J. Sag er mir doch, lieber Freund, erlaubt es denn die Obrigkeit, daß eine ſo offenbare Lüge in Stein darf gehauen werden?

E. Die Obrigkeit bekümmert ſich darum nicht, wenn die ihre Steuern und Accise ordentlich bekommt, da iſt ſie zufrieden. Wer halt das Geld hat, läßt ſeinem Vater, ſeinem Ehegatten, oder ſeinem Kinde, einen Leichenſtein ſetzen, und Lobſprüche darauf hauen, und wer es nicht hat, der muß es bleiben laſſen.

E. Alſo ein ehrlicher, braver Mann, eine rechtſchaffne Frau, die für Troppenheim ſechs bis acht Kinder gut erzogen hat, bekommen keine Leichenſteine, wenn ſie arm ſind?

E. Hölzerne Kreuze, für acht oder zwölf Groſchen, werden auf ihr Grab geſteckt. Woher ſoll denn die arme Familie das Geld zu einem Leichenſteine bekommen? Wenn er recht gut ſeyn ſoll, wie des Herrn Koliz ſeiner, ſo ſetzt man ihn ja nicht unter hundert und funfzig Thalern hin.

J. Aber wenn nun ein Bürger, oder eine Bürgerin, recht gut iſt, recht viel Gutes ſtiftet, errichtet denn da nicht etwa die Bürgerſchaft auf öffentliche Koſten, oder der Fürſt, aus ſeinem Beutel, ihm ein Denkmahl?

E. Ich verſteh Sie nicht, liebe Madame!

J. Er verſteht mich nicht?

E. Nicht ein Wort!

J. Nun ſo gebe er denn Achtung! Er iſt ein Gaſtwirth.

E. Zu dienen Madame!

J. Wenn er nun ein recht guter Gaſtwirth wäre, ließe ſeinen Gaſthof recht ſchön ausbauen, ſchaffte gutes Brod und Bier bey, beherbergte arme Reiſende umſonſt, verſchaffte durch ſeine gute Wirthſchaft den Troppenheimern mehr Nahrung, hinterließe drey bis vier guterzogne Kinder — verdiente er da nicht ein Denkmahl?

E. Ey das wollte ich meynen.

J. Wenn nun aber ſeine Kinder nicht ſoviel Geld hätten, daß ſie ihm ſo eine Pyramide könnten errichten laſſen, wie der Herr Koliz bekommen hat, glaubt er denn nicht, daß die Bürgerſchaft in Troppenheim zuſammenlegen, oder der Fürſt Geld hergeben würde, daß auf ſeinem Grabe wenigſtens ein hübſcher Leichenſtein errichtet werden könnte?

E. Ha! ha! ha! Ich glaube, wenn ich einen Gaſthof hinſtellte, ſo groß, als halb Troppenheim, es dächte kein Menſch dran, nur ein hölzernes Kreuz auf mein Grab zu ſtecken, wenn es meine Kinder nicht thäten!

Ich biß mich in die Lippen und wendete mich von ihm: weil ich mich gar zu ſehr darüber ärgerte, daß Geld und Tugend unter den Menſchen für einerley gehalten, ja daß erſteres der Tugend immer vorgezogen wird. Auf dieſe Art dürfen wir beyde wohl nicht auf Denkmähler rechnen. Es mag ſeyn! wenn nur unſer Andenken in den Herzen unſerer guten Kinder bleibt, wenn nur dieſe bisweilen auf unſere Gräber eine Hand voll Blumen werfen, und eine Thräne fallen laſſen, ſo iſts ja auch ein Denkmahl — ein herrliches Denkmahl — nicht wahr, Lieber?

Da ich mich nun ſo umkehrte, bemerkte ich einen Mann, der auf dem Kirchhofe etwas ſuchte, ſich immer ſchüchtern umſahe, dann ganz verſtohlen etwas in einen Sack ſteckte.

Was muß doch dieſer da thun, dachte ich bey mir ſelbſt, ließ Henrietten das Geſpräch mit dem Wirthe fortſetzen, und ſchlich mich leiſe zu ihm.

Guten Tag! lieber Freund, ſagte ich, da ich zu ihm kam, iſt er ſo fleißig?

E. Ah Herr Jemine! ja! ja! Haben Sie ſich eine Bleſſur gemacht? Es iſt recht plaiſirliches Wetter. Ja!

J. Recht anmuthiges Wetter. Der Schnee iſt geſchmolzen, das Gras grünt, ich glaube, wenn das Wetter ſo dauert, daß es bald Veilchen geben wird. Was ſucht er denn da?

E. Was halt ein armer Mann zu ſuchen pflegt. Ich denke nur immer das gute Wetter kommt zu frühe. Ich habe es alle mein Tage gehört, Merzen Grün muß ausdorren oder ausfrieren, und wir ſchreiben itzo erſt Februar, gnädige Frau.

J. Frühling werden wir freylich noch nicht bekommen. Er hat ja hier einen recht großen Sack. Hat er ihn bald voll?

E. Nicht gar! Lieber Gott wir haben itzo gar einen ſchweren Stand. Der Winter hat das Armuth gar hart gedruckt, gnädige Frau! gar hart! Das Bischen Rechſtroh, das wir zuſammen gebracht hatten, war vor Weihnachten ſchon alle. Lieber Gott! Nu Gott behüte Sie!

J. Aber er geht, ſage er mir doch, was hat er denn hier in ſeinem Sacke?

E. Je das kann Sie ja nichts verſchlagen, gnädige Frau!

J. (Da er den Sack auf ſeine Schiebkarre laden wollte, und ein Todtenkopf heraus fiel.) Gott im Himmel! das iſt ja ein Todtenkopf! Ich glaube, er ſammelt Todtenköpfe ein.

E. Nicht lauter Todtenköpfe, auch andere Knochen aus den Armen und Beinen.

J. Und was thut er denn damit?

E. Ich will Sie alles ſagen, aber um Gottes Willen, verrathen Sie mich nicht!

J. Von mir ſoll niemand etwas erfahren.

E. Sind Sie denn in Willingsleben bekannt?

J. Wo die große Meſſerfabrik iſt?

E. Ganz recht! Sehn Sie, da werden ſchrecklich viele Meſſerſtiele von Hirſchhorn gemacht.

J. Nu?

E. Nu, ſehn Sie die Spänen, die da abgehen, die heiſſen geraſpelt Hirſchhorn, und die werden hernach verkauft.

J. Ganz gut. Aber was ſollen denn dazu die Todtenköpfe?

E. Das will ich Sie ſagen. Sehn Sie! die werden drunter geraſpelt. Verſtehen Sie mich wohl? und das geht hernach in eins. Sonſt ſuche ich auch Knochen auf dem Schindanger zuſammen, die kauft man aber nicht ſo gerne als die Knochen vom Kirchhofe. Sehn Sie, die haben lange in der Erde gelegen, ſie haben mehr Bräune, und laſſen ſich auch leichter raſpeln. Sehn Sie, den Kopf da, kann ich mit den Fingern zerkrümeln, das muß ich bey einem Knochen vom Schindanger wohl bleiben laſſen. Aber da kommt ein Bürger! Gott behüte Sie! Um Gottes Willen verrathen Sie mich nicht, ſonſt werde ich braun und blau geſchlagen.

Ich verließ dieſen Menſchen erſtaunt, und gieng in tiefen Gedanken nach dem Gaſthofe zurück.

Wir giengen früh zu Bette.

Heute, mit Tages Anbruch bekamen wir Poſtpferde, die uns nach Carlsberg brachten, wo wir zwar Carlsberg, aber leider den Herrn von Carlsberg nicht, fanden.

Des Verwalters Frau empfieng uns ſehr höflich und machte, ſobald wir abgeſtiegen waren, Kaffee.

Zwey Taſſen genoß ich mit Appetit. Da ſie mich aber die dritte anbot, ſo weigerte ich mich ſie anzunehmen, und ſagte, daß mich der Kaffee zu viele Wallung mache!

Deswegen, antwortete ſie, können Sie ein Dutzend Taſſen trinken. Es iſt geraſpelt Hirſchhorn drunter, das ſchlägt alles nieder.

Geraſpelt Hirſchhorn? fragte ich, unter dem Kaffee? und zitterte am ganzen Leibe, da ich es fragte, ſuchte in der Angſt ein Fenſter, und gab durch daſſelbe die zwey genoßnen Taſſen wieder von mich.

O lieber Mann! wie ſchlecht iſt doch in der Welt für die Geſundheit der Menſchen geſorgt! wenn wir wiſſen ſollten, was wir immer eſſen und trinken müſſen — der Appetit würde uns oft vergehn. Wer weiß, wie manchen Hirnſchädel ich ſchon verſchluckt habe.

Leb wohl! und ſey mir ſo treu wie Dir iſt

Deine

treue

Rollow.

Sechſter Brief.

Der Oberſte von Brav an Carln.

Holdersleben den 3ten Febr.

Mein lieber Carl!

Deine lieben Briefe habe ich zeither mit innigem Vergnügen geleſen, weil Sie mich immer mehr von der Theilnehmung überzeugen, mit der Du alles, was um Dich iſt, betrachteſt. Ich hätte Dir über manche Deiner Aeuſſerungen Verſchiednes zu ſagen. Aber Dein letzter Brief, vom 18ten Jenner, den ich, ich weiß nicht warum? heute erſt bekommen habe, und der mich ſehr erſchreckt hat, muß ſchleunig beantwortet ſeyn, und verſtattet keine Weitläuftigkeit.

Ich wünſche ſehr, daß meine Beantwortung unnöthig ſeyn mag; daß, wenn Du dieſen Brief erhältſt, Du entweder Deine Henriette wieder erobert, oder Dich überzeugt haben magſt, daß es eine andere, als Henriette, geweſen ſey, die Deinen Namen rief.

Uebrigens wenn dieſer Brief Dich trift, ohne daß Du in dieſer Sache Gewißheit haſt, ſo rathe ich Dir geradezu auf das Landgut Deiner Mutter zu reiſen, das itzo unbewohnt iſt, und nachzuſpüren, was dort paßirt. Ich will ſogleich mein Pferd ſatteln laſſen, und Deine Mutter ſelbſt aufſuchen.

Denn, lieber Carl, ſo ſehr ich Dir auch Achtung gegen Deine Mutter empfehle, ſo muß ich doch geſtehen, daß ich ſie, wenn Henriette wirklich entführt ſeyn ſollte, im größten Verdacht habe. Sie war anfänglich ſo ſehr, ſo heftig gegen Deine Verbindung mit ihr, und hernach gleich ſo freundlich, ſo zufrieden mit allem. Dieß war, wenn mich nicht alles trügt, Verſtellung. Und wo Verſtellung iſt — da wittere ich Fallſtricke. Ehe ich Deinen Brief erhielt, hatte ich ſchon die nachfolgende Nachricht für Dich aufgeſetzt, und lege ſie bey, weil ſie einmal niedergeſchrieben iſt.

Geſtern Abends hatte ich ein großes Schrecken. Der Wirth ſchickte mir einen Boten, der ganz außer Odem kam, und mich bat, ich möchte um Gottes Willen den Augenblick in das Wirthshaus kommen — es wären da zwey Fremde, die ſo heftig aneinander gerathen wären, daß einer von ihnen gewiß das Leben einbüßen müßte, wenn ihnen nicht augenblicklich Friede geboten würde.

Ich eilte dahin, fand da zwey Reiſende, die die Stöcke gegen einander aufgehoben hatten, einander droheten und ſchimpften, und zwiſchen ihnen den Wirth, der ſie von einander zu bringen, und zu beruhigen ſuchte.

Ich gab mir Mühe, bey meinem Eintritte in die Stube, mich ganz als Soldat zu zeigen. Die Stellung meines Huts, die Faſſung meines Stocks, meine Miene, meine Stimme, mein Gang — alles war ſo, wie, wenn ich itzo an der Spitze meines Freycorps ſtünde, unter einen Trupp Feinde träte, und ſagen wollte: **Hunde ſtreckt das Gewehr!**

Was giebts hier? fragte ich heftig, mit aufgehobnem Stocke.

Beyde ſchwiegen, und ſahen mich einige Minuten mit Verwunderung an. Dann fragte der eine, wer ſind Sie, mein Herr?

Ich bin der Oberſte von Brav, war meine Antwort, Erb- und Gerichtsherr von Holdersleben. Als Erb- und Gerichtsherr befehle ich Ihnen, daß Sie mir den Augenblick ſagen, was Sie gegen einander haben, oder ich laſſe Sie auf der Stelle arretiren. Die Wache iſt ſchon beſtellt.

Hierauf fiengen beyde an einander zu ſchelten, die heftigſten Vorwürfe zu machen, und meinen Beyſtand zu fordern.

J. Da kann ich nicht durchkommen, meine Herren. Das iſt tumultuariſch gehandelt. Einer muß reden. Sie, mein Herr Blaurock, was haben Sie gegen den Herrn Graurock? Sie reden, und jener muß ſchweigen.

Blr. So hören Sie denn — ich fordere Rache — Rache fordere ich, ſchreckliche Rache!

Grr. Das belohnte ſich wohl die Mühe, um ſo einer Lumperey willen.

J. Mein Herr! wiſſen Sie, wo Sie ſind? Wiſſen Sie wen Sie vor ſich haben? Sie ſind auf meinem Grund und Boden. Sie ſind in meiner Gewalt — ich bin hier Gerichtsherr, wenn Sie noch ein Wort reden, ehe ich es Ihnen erlaube, ſo laſſe ich Sie ins Hundeloch werfen. Herr Blaurock ſagen Sie, was iſt das ſchreckliche Verbrechen, deswegen Sie von dem Herrn Graurock Rache fordern? Aber reden Sie gelaſſen! gelaſſen reden Sie, ich ſage es Ihnen.

Blr. Gelaſſen! wenns möglich wäre gelaſſen zu ſeyn. Herr Erb- und Gerichtsherr! wenn man mich beleidigt — wenn man mich ſchimpft — prügelt — ſo glaube ich im Stande zu ſeyn, ſo ſchwer es mir fallen möchte, meine Gelaſſenheit zu behaupten. Aber wenn man meines Vaters Aſche entheiligt — Gott! (indem er laut zu weinen anfieng) wenn man meines Vaters Aſche entheiligt — wenn man ſeine Blöſe vor den Augen der ganzen Welt aufdeckt, dann bin ich meiner nicht mehr mächtig — dann wüthe ich. Und das thut der Hund hier —

J. Nicht geſchimpft, mein Herr! Vergeſſen Sie nicht, wen Sie vor ſich haben.

Blr. Der Menſch hier, hat meines würdigen Vaters Aſche entweihet, hat ſeine Blöſe aufgedeckt. Erlauben Sie mir, daß ich Rache nehmen darf — ich bitte Sie um alles, was heilig iſt!

J. Ich räche mich nie, und erlaube es alſo auch nicht, daß ſich jemand auf meinem Grund und Boden rächen darf. Das laſſe ich, auf Cavaliers Parole, durchaus nicht zu. Sagen Sie mir aber doch, womit hat denn dieſer Herr Ihres Vaters Aſche entweihet?

Blr. Mein Vater war der berühmte Hofrath Lotkar, von dem Sie ohne Zweifel werden gehört haben.

J. Viel habe ich von ihm gehört, und lauter Gutes — Sie haben einen würdigen Vater gehabt.

Blr. Den habe ich auch gehabt, und ich bin ſtolz darauf ſein Sohn zu ſeyn. Dieſer mein Vater hat ſich um ganz Deutſchland Verdienſt erworben, er hat durch ſeine Schriften die Aufklärung befördert, die itzo einen großen Theil Deutſchlands erleuchtet, er hat das Gefühl der Deutſchen für das Erhabne und Schöne geſchärft — er hat ſich unſterblich gemacht. Jahrhunderte lang würde er ein claßiſcher Schriftſteller geweſen ſeyn — und der Menſch da, raubt ihm im Grabe den Ruhm, den ſein Fleiß und ſeine Rechtſchaffenheit verdient hatten.

Grr. Wollen Sie mir nicht erlauben, gnädiger Herr, mich zu verantworten?

J. Sobald dieſer Herr ſeine Klage vollendet hat. Sagen Sie alſo, Herr Lotkar, was hat denn dieſer Herr eigentlich gethan, das Ihres Herrn Vaters Ruhm im Grabe raubt?

L. Mein Vater war, wie Sie wiſſen, ein Schriftſteller. Er arbeitete auſſer dem, was er hat drucken laſſen, noch verſchiednes aus, verſchloß es in ſein Pult, um es nach einiger Zeit wieder durchſehen, und urtheilen zu können, ob es, nach vorhergegangner Berichtigung, des Drucks werth ſey oder nicht. Er hielt ſich auch ein Buch, das den Titel führte: **Einfälle**, in welches er alle ſeine Herzensangelegenheiten, alles niederſchrieb, was er in beſonders freudigen und ſchwermüthigen Stunden dachte. Vermuthlich that er es zu ſeiner eignen, oder höchſtens meiner Belehrung, um daraus den Gang ſeiner Ideen beurtheilen zu können. Er hatte ferner einen Briefwechſel mit dem Profeſſor Groſſer, in dem er, im engſten Vertrauen, ihm ſeine Meynungen über verſchiedene Puncte der Religion entdeckte.

Weil nun dieſer Unmenſch hier den Auftrag hatte, meines Vaters Verlaſſenſchaft zu inventiren, ſo durchſtört er ſein Schreibepult, findet dieſe Papiere, lockt ſie meiner Mutter ab — und — um einige Louisd'or zu gewinnen, iſt er ſo grauſam ſie drucken zu laſſen. Dieſe Papiere, von denen ich gewiß weiß, daß ſie mein Vater, in der Folge mehrentheils würde vernichtet haben.

Gnädiger Herr! Um Gottes Willen ſetzen Sie ſich an meine Stelle, und ſagen, ob ich unrecht thue, wenn ich dieſem Nichtswürdigen, den die Habſucht verleitet, eines braven Mannes Aſche zu entweihen, die Ribben im Leibe zertrete?

J. Nu, bis es dahin kommt, muß noch Verſchiednes unterſucht werden. Mein Herr Graurock — wie iſt eigentlich Ihr Name?

Gr. Ich bin der Doctor Hiebwitz aus Grünau.

J. Alſo, mein Herr D. Hiebwitz, was antworten Sie auf die Beſchuldigungen, die der Herr Lotkar gegen Sie vorbringt?

H. Ehe ich Ihnen antworte, gnädiger Herr, ſo erlauben Sie mir, daß ich auch erſt eine Frage an Sie thun darf. Habe ich nicht Recht mit meinem Eigenthume zu thun was ich will?

J. Bewahre Gott! das kann ich Ihnen nicht zugeſtehen. Wenn das gelten ſollte, ſo könnten Sie um zwey Kreuzer ein Bund Schwefel kaufen, welches alsdenn Ihr Eigenthum wäre, könnten es anzünden, in meine Scheuer werfen, mein Landgut in Brand ſtecken, und alsdenn fragen, habe ich nicht ein Recht, mit meinem Eigenthume zu machen, was ich will? Nein, mein lieber

Herr Hiebwitz, Sie können zwar mit ihrem Eigenthume machen was Sie wollen, aber nie dürfen Sie es ſo brauchen, daß dadurch ein Dritter im Beſitze ſeines Eigenthums geſtört werde.

H. Aber das Jus —

J. Ey, was Jus, was Jus. Hier, mein Herr, (indem ich auf die Stirne zeigte) hier ſitzt das Jus. Was der geſunde Menſchenverſtand als Recht erkennt, das iſt Jus. Und der geſunde Menſchenverſtand ſagt, daß ich mein Schwefelbund nicht anzünden, und in eines andern Scheuer werfen darf.

H. Aber, gnädiger Herr! was wollen Sie da mit ihrem Bunde Schwefel? es iſt ja die Rede von den hinterlaßnen Papieren des Hofrath Lotkars.

J. Mein Herr! ſind Sie ein Gelehrter?

H. Ich bin der Doctor Hiebwitz.

J. Von einem Doctor erwarte ich, daß er verſtehn, was ich mit dem Gleichniſſe vom Bunde Schwefel ſagen will. Nur einem alten Weibe, das mit Schwefel handelt, kann dieß Gleichniß unverſtändlich ſeyn. Ohne Umſtände, mein Herr! Sind die hinterlaßnen Papiere des ſel. Hofraths Lotkar Ihr Eigenthum?

H. Mein rechtmäßiges Eigenthum. Die Wittwe des Hofraths hat mir damit ein Geſchenk gemacht.

J. Alſo konnten Sie mit dieſem Ihrem Eigenthume thun was Sie wollten?

H. Das verſteht ſich.

J. Alſo konnten Sie dieſe Papiere auch verbrennen?

J. Und warum nicht? Wer wollte es mir wehren?

J. Und konnten die brennenden Papiere in das Schlafzimmer der Hofräthin werfen, und ſo ihr Haus anzünden?

H. Nein! wie können Sie mir ſo etwas zutrauen.

J. Wenn Sie alſo kein Recht hatten mit den Papieren des ſel. Hofraths ſeiner Wittwe Haus anzuzünden, ſo hatten Sie auch kein Recht durch Herausgabe derſelben, dem ſel. Hofrathe ſeinen Ruhm zu rauben.

J. Das iſt doch ſonderbar. Ich verſtehe nicht, wie das zuſammenhängt.

J. Ich bedaure, daß Sie, als ein Doctor, dieß nicht verſtehen.

Und nun hören Sie meinen Ausſpruch! Sie Herr D. Hiebwitz, haben ſchlecht gehandelt. Die Manuſcripte der Verſtorbenen ſind heilig. So ſchlecht es iſt, durch Klätſchereyen auszubreiten, was ein Freund dem andern ins Ohr ſagt, eben ſo ſchlecht und noch weit ſchlechter iſt es ganz Deutſchland zu entdecken, was ein ehrlicher Mann ſeinem Pulte anvertrauete. So ſchlecht es iſt die Schwachheiten, die ein ehrlicher Mann begangen hat, vor der ganzen Welt bekannt zu machen, eben ſo ſchlecht iſt es, die Schwachheiten, die er niedergeſchrieben, und ſeinem Pulte anvertrauet, öffentlich auszubreiten. Sie alſo, mein Herr Lotkar, haben Urſache ſich wegen des Schritts, den der Herr D. Hiebwitz gethan hat, für beleidigt zu halten, und es bringt Ihnen Ehre, daß Sie die Beſchimpfung, die Ihrem würdigen Herrn Vater geſchehen iſt, ſo hoch aufnehmen. Aber ſich durch Schimpfen, Schlagen und Zertreten der Ribben rächen zu wollen, iſt unedel, und bringt Ihnen keine Ehre. Sie haben hier kein anderes Forum, vor dem Sie ſich vertheidigen können, als das Publikum. Bey dem beklagen Sie ſich, zeigen wie ungerecht der Herr Doctor gegen Ihren ſel. Vater gehandelt habe, proteſtiren gegen die Schriften, die ohne Ihres Vaters Bewußtſeyn gedruckt wurden, und erklären ſie für unächt. Thun Sie es aber ja in gemäßigten Ausdrücken. Wer heftig und grob iſt und ſchimpft, hat vor dem vernünftigdenkenden Publikum allemal Unrecht.

Da Sie aber ſehr aufgebracht ſind, und ich nicht hoffen darf, daß Sie über Ihren Zorn Herr ſeyn werden, ſo laſſen Sie ſich gefallen, bey mir ein Nachtquartier zu nehmen, damit Sie im Zorne nicht etwa einen Schritt thun, der Sie in der Folge reuet.

Er nahm die Einladung an, folgte mir und D. Hiebwiz ſahe uns mit hämiſchen Blicken nach. In der Unterredung, die ich den Abend über mit dem Herrn Lotkar hatte, habe ich ihn als einen gut geſinnten helldenkenden Mann kennen lernen, deſſen wildes Feuer aber noch gewaltig gemäßigt werden muß, wenn er der Welt nützlich werden ſoll.

Ich bin von ganzem Herzen Dein Dich liebender

von Brav.

Siebender Brief.

Carl an den Oberſten von Brav.

Koldingen den 4ten Febr.

Liebſter Herr Vetter!

Ich bedaure recht ſehr, daß ich Ihnen durch meinen letzten Brief vom 18ten Jenner ſo große Unruhe verurſacht habe. Denn da Sie mich als Vater lieben, ſo kann Ihnen unmöglich die ängſtliche Nachricht, daß Ihres Sohns ganzes irrdiſches Glück in Gefahr ſey, verlohren zu gehen, gleichgültig geweſen ſeyn.

Itzo kann ich Ihnen mit Zuverläßigkeit melden, daß das Frauenzimmer, welches mir aus der Kutſche ſo ängſtlich entgegen rief, meine Henriette nicht geweſen iſt. Ich habe in Schellingen Pferde genommen, bin bis Kolchis, nebſt meinem lieben Wenzel der Kutſche nachgeritten, und da wir ſie nicht finden konnten, habe ich Herrn Wenzel aufgetragen, ſich zu bemühen ſie ausfindig zu machen, ich aber bin gerade zu auf Koldingen geritten, um da von Henrietten nähere Nachricht einzuziehen.

Hier erfuhr ich nun freylich zu meinem Entſetzen, daß Sie abweſend und abgereiſt ſey, um mich zu beſuchen. Da ich mich aber nach dem Tage Ihrer Abreiſe erkundigte, ſo fand es ſich, daß ſie damals, da mir die Kutſche begegnete, noch in Koldingen geweſen ſey. Wer mir aber nun aus dieſer Kutſche zugerufen habe? kann ich bis itzo mit Gewißheit nicht erfahren.

Da ich dieſe, mir ſo angenehme, Nachricht erhalten hatte, wollte ich ſogleich den andern Tag von meinem lieben Schwiegervater, welches ein ſehr ehrlicher, aber eben ſo ſonderbarer, Mann iſt, abreiſen. Aber der Diakonus Rollow, dem ich ſogleich meine Ankunft melden ließ, und der mich den folgenden Morgen beſuchte, widerrieth es mir, und ſagte, weil es ungewiß wäre, ob Henriette den Rückweg wieder über Carlsberg nehmen, oder geradezu auf Koldingen reiſen werde, ſo könnte ich ſie leicht verfehlen, und es wäre alſo das Sicherſte, ſie in Koldingen zu erwarten.

Ich habe mich alſo dazu entſchloſſen, ob ich gleich glaube, daß ich es nicht aushalten kann, wenn ſie noch zwey Tage auſſen bleiben ſollte.

Um mir die unausſtehlich lange Zeit zu verkürzen, will ich Ihnen doch die Abentheuer erzählen, die ich auf meiner Reiſe befunden habe.

Da ich von Schellingen mit Herrn Wenzel ausritt, hielten wir alles, was uns begegnete, an, und erkundigten uns, ob ſie keine, mit vier Apfelſchimmeln beſpannte Kutſche geſehen hätten? Viele hatten ſie geſehen, und die ſtimmten alle darinne überein, daß ſie ihren Weg nach Kolchis genommen habe. Wir eilten alſo ſo geſchwind wir konnten, um Kolchis zu erreichen.

Im Thore erkundigten wir uns, ob keine Kutſche mit vier Apfelſchimmeln beſpannt hereingekommen ſey, und erhielten die Antwort, daß ſie allerdings angekommen wäre, daß der Bediente geſagt habe, es befinde ſich darinn ein Herr von Diſtelberg nebſt ſeiner Gemahlin, der im grünen Löwen logiren werde.

Wir ſtiegen alſo im grünen Löwen ab, fanden da aber, weder die geſuchte Kutſche, noch den Herrn von Diſtelberg.

Ich eilte ſogleich zu dem Gerichtsdirector, von dem ich Ihnen ohnlängſt ſchrieb, um mir ſeinen Rath zu erbitten. Er ſagte, daß er mir keinen andern Rath als dieſen geben könne, mir bey dem

Fürſten die Gnade zu erbitten, daß er der geheimen Briefcommißion die ganze Sache melden, und ihr Befehl ertheilen lieſſe, darüber zu wachen, ob ſie nicht aus den einlaufenden Briefen Licht bekommen könnte.

J. Das iſt mir dunkel. Was verſtehen Sie denn durch die geheime Briefcommißion?

Grd. Das iſt die geheime Commißion, die der Fürſt dazu niedergeſetzt hat, daß ſie die Briefe, die auf der Poſt einlaufen, und die der Poſtmeiſter, ihr auszuliefern, verpflichtet iſt, durchſehen muß.

J. Und was thut denn dieſe Commißion mit den überlieferten Briefen?

Grd. Sie erbricht alle, die ihr, wegen der Hand, des Petſchafts, der Addreſſe, oder aus irgend einem andern Grunde, verdächtig ſcheinen, lieſt ſie und ſtattet von allem, was merkwürdig iſt, dem Fürſten Bericht ab.

J. Was ſagen denn aber die Perſonen dazu, an die die Briefe gerichtet ſind?

Grd. Dieſe erfahren nichts davon, wenigſtens wird alles ſo eingerichtet, daß ſie keinen Grund haben, die Erbrechung zu beweiſen.

J. Wenn ſie aber erbrochne Briefe bekommen, iſt denn das nicht Grund genug, Beſchwerde zu führen?

Grd. Ja, mein lieber Herr von Carlsberg, die geheime Briefcommißion hat ausgelernt. Sie erbricht die Briefe eigentlich nicht, ſondern entſiegelt ſie nur, und verſteht die Kunſt, ſie ſo geſchickt wieder zu ſchließen, daß ihr niemand die Entſiegelung beweiſen kann.

J. Das iſt ja aber höchſt indiſcret. Welcher rechtſchaffne Mann horcht denn in das Zimmer, wo zwey Perſonen vertraulich ſprechen? welcher rechtſchaffne Mann öfnet denn eines andern Briefe?

Grd. Ob dieß Oefnen der Briefe diſcret? oder indiſcret ſey? will ich nicht entſcheiden. Genug unſer Fürſt hat einmal den Grundſatz, daß in ſeinem Lande für ihn kein Geheimniß ſeyn dürfe.

J. Und aus was für Grunde?

Grd. Weil er Vater des Landes iſt.

J. Deswegen glaubt er alſo die Briefe ſeiner Kinder erbrechen zu dürfen, um hinter ihre Correſpondenz zu kommen — und zu verhüten, daß ſie nicht etwa durch ſchlechte Leute verführt werden! Hum! Hum! aber erlauben Sie Herr Gerichtsdirektor, das kann ein Vater nur bey unmündigen Kindern thun. Ein Sohn der nicht mehr das Brod ſeines Vaters ißt, der durch ſeine eignen Kräfte ſein Weib und ſeine Kinder ernährt, wird ſich von dem Vater nie als ein kleines Kind behandeln und von ihm ſeine Briefe erbrechen laſſen. Kann nun wohl der Fürſt ſich über ſeine Unterthanen mehr anmaßen, als der Vater über ſeine Kinder? Wenn der Fürſt Briefe will entſiegeln laſſen, ſo kann er es thun bey den Briefen, die etwa die Waiſenkinder ſchreiben, die er auf ſeine Unkoſten erziehen läßt. Aber Briefe an Männer entſiegeln zu laſſen, die ihre eigne und ihrer Kinder Verſorger ſind — Ey! das iſt unedel.

Grd. Je nu — das ſind die Folgen des militäriſchen Syſtems, das bisher in unſerm Staate eingeführt war. Ein Fürſt, der durch Erobern groß zu werden ſucht, iſt allemal genöthigt zu ſolchen Mitteln ſeine Zuflucht zu nehmen, deren ſich ein ehrlicher Mann ſchämt. Ein anderer, der ſein Land durch ſich ſelbſt, durch Veredelung der Menſchen, des Bodens und der Producte, mächtig zu machen ſich bemühet, bedarf ſolcher Intriguen ſchon nicht.

J. Ich kann Ihnen nicht bergen, daß mich dieſes gegen Ihren Fürſten ſehr aufbringt. Auf dieſe Art reizt er ja ſeine Unterthanen treulos zu werden, und verderbt ſo ihren Charakter. Welcher vernünftige Menſch, der von dieſer geheimen Briefcommißion etwas wittert, wenn er nur etwas von Wichtigkeit zu ſchreiben hat, wird denn ſeine Briefe mit der Poſt gehen laſſen? Wird er nicht auf allerley Ränke denken, ſeine Briefe, ohne Poſt, nach Kolchis zu bringen, und ſo den Fürſten zu hintergehen? Ich ſelbſt, ich ſage es Ihnen geradezu, ich werde mich von nun an wohl hüten einen Brief nach Kolchis mit der Poſt gehen zu laſſen. Ich ſchwöre Ihnen, daß ich ein abgeſagter Feind von allem Betruge bin. Aber wenn ich weiß, daß mich jemand betrügen will, ſo ſehe ich es als einen Beruf an, ihm, durch irgend einen Betrug, zuvor zu kommen. Wenn man ſchlecht handelt, wie kann man denn da verlangen, daß andere —

Grd. Nu, nu, nur nicht ſo hitzig, Herr von Carlsberg! ob ein Fürſt recht thue, oder nicht, wenn er eine geheime Briefcommißion hält, das wollen wir itzo nicht unterſuchen. Denken können wir davon demohnerachtet was wir wollen.

Ich hoffe ohne dieß, daß die geheime Briefcommißion ihrem Ende nahe ſey. Unſer guter Fürſt ſcheint ſich ſeit einiger Zeit ſehr geändert zu haben. Da er ſchon ſo manchen Mißbrauch abgeſchaft hat, ſo denke ich, wird er zu ſeiner Zeit auch dieſen abſtellen. Itzo ſagen Sie nur, wollen Sie ſich der geheimen Briefcommißion nicht bedienen, um den Entführer Ihrer Braut zu entdecken?

J. Nein!

Grd. Sehr kurz! aber ich bitte Sie, warum wollen Sie dieß nicht thun?

J. Zur Erreichung meiner Abſichten pflege ich nie ſchlechte Mittel zu gebrauchen.

Grd. Aber der Entführer Ihrer Braut hat ja ſchlecht gegen Sie gehandelt, und Ihnen, nach Ihren eignen Grundſätzen, ein Recht gegeben —

J. Ganz Recht. Allein, wenn ich mich des Fürſten geheimer Briefcommißion bedienen wollte, ſo billigte ich ſie eben hierdurch, ſo beſtärkte ich den Fürſten in dieſer ſeiner Verirrung, und wäre vielleicht die Urſache, daß noch ein paar tauſend Briefe mehr entſiegelt würden.

Grd. Auf dieſe Art könnte ja Ihr Mädchen verlohren gehen?

J. Das wird nicht geſchehen. Ich hoffe noch erlaubte Mittel zu finden, ſie zu entdecken.

Grd. Nun ſo thun Sie denn was Sie wollen, und erlauben Sie mir, für Sie auch zu thun, was ich will.

J. Das können Sie. Verhelfen Sie mir wieder zu dem Beſitze meiner Henriette, ſo haben Sie mich Lebenslang zu Ihrem Schuldner gemacht.

Ich ſchied von ihm, und überlegte, mit meinem lieben Wenzel den Abend über, wie wir die Sache am Beſten angreifen wollten.

Fortſetzung.

Den folgenden Tag zogen wir uns an, um auszugehen, und von der, mit vier Apfelſchimmeln beſpannten Kutſche, nähere Nachricht einzuziehen. Da ich aber meine Halsbinde vor dem Spiegel umthat, bemerkte ich, daß mein Bart ſo lang war, daß ich mich, mit Wohlſtande, in keiner Geſellſchaft konnte ſehen laſſen. Deswegen ſchickte ich den Hausknecht aus, mir augenblicklich einen Barbier zu verſchaffen.

Er kam mit der Nachricht zurück, daß er ſogleich ſich einfinden würde.

Aber eine ganze Stunde mußte ich zubringen, ehe er ſich einfand. Wie vielmal ich unter dieſer Zeit das Fenſter auf- und zugemacht habe, können Sie ſich leicht vorſtellen, wenn Sie ſich in meine Lage denken wollen.

Endlich kam er. Ich ſetzte mich mit ziemlich unfreundlichem Blicke nieder, ließ mich einſeifen, den rechten Backen raſiren, ohne ein Wort zu ſprechen. Da er aber meine Naſe in die Höhe hob, um meine Oberlippe glatt zu machen, wurde der Gedanke, daß ich durch die Saumſeligkeit dieſes Mannes vielleicht meine Henriette einbüßen könnte, ſo lebhaft, daß ich mich nicht länger halten konnte, ſondern unwillig fragte: wie kann er doch Fremde ſo lange auf ſich warten laſſen!

B. Pardonniren Sie!

J. Ich muß wohl pardonniren. Aber es iſt doch nicht recht, wenn man Fremde, denen gemeiniglich jede Viertelſtunde koſtbar iſt, eine Stunde lang auf ſich warten läßt.

B. Schreiben Sie es nicht meiner Negligence zu, gnädiger Herr! Ich mußte einem armen unglücklichen Menſchen dienen.

J. Das iſt löblich. Welches war denn ſein Unglück?

B. Der arme Mann hat einen ſchrecklichen Krebsſchaden, daß es ein Jammer iſt es anzuſehen. Er hat ihm ſchon die ganze Oberlippe weggefreſſen, und die ganze Naſe eitert von einer corroſiven Materie.

J. (Erſchrocken aufſpringend) Um Gottes Willen! mit dieſen Händen hat er alſo den Krebsſchaden berührt?

B. Womit denn ſonſt?

J. Und mit dieſen Händen berührt er wieder meine Naſe und fährt auf meinen Lippen herum?

B. Wie kann ich denn anders? ich habe ja nur zwey Hände.

J. Aber das iſt ja entſetzlich! — Auf dieſe Art könnte er mir ja auch den Krebs mittheilen.

B. Das wolle Gott verhüten. Bedenken Sie aber doch, es iſt mein métier. Ich bin ja dazu inſtallirt, daß ich unglücklichen Perſonen beyſtehen ſoll. Wie wollten denn ſonſt die armen Leute zurechte kommen, die mit veneriſchen Krankheiten inficirt ſind?

J. Alſo hat er auch veneriſche Krankheiten zu beſorgen?

B. Die Menge. Ich muß itzo täglich zwanzig Perſonen beſuchen, und ihnen Injectionen machen!

J. Zwanzig veneriſche Perſonen in einer Stadt?

B. Ach das iſt ja ein Bagatell. In Kolchis müſſen Sie rechnen, das wenigſtens die dritte Perſon veneriſch iſt.

J. Das iſt unglaublich.

B. Ich ſtehe aber nicht geſund vor Ihnen, wenn es nicht ſo iſt. Was ſagen Sie denn dazu? Kinder in Windeln ſind ſchon veneriſch.

J. Gott bewahre — da wollte ich ja lieber in Conſtantinopel als in Kolchis wohnen. Wir rühmen uns immer, daß wir die Peſt vertrieben hätten — was hilft uns denn aber das, wenn unter uns veneriſche Krankheiten ſo ſchrecklich wüthen? tauſendmal lieber wollte ich ja die Peſt, als eine veneriſche Krankheit, haben. Jene macht mich mit einem male todt, dieſe macht mich zu einem lebendigen Aſe. Uhuhu! aber ſage er mir doch, woher kommt es denn, daß die veneriſchen Krankheiten ſoweit um ſich greifen?

B. Darauf kann ich Ihnen dienen. Pro primo iſt hier ein ſtarkes Militär, das darf, wie Sie wohl wiſſen, größtentheils nicht heyrathen, und muß ſich behelfen ſo gut es kann, pro ſecundo erfordert unſere Lebensart ſo vielen Aufwand, daß man keine Frau mehr ernähren kann.

Da muß man nun der Bordelle, der jungen Mägde ſich bedienen, oder zu anderer Männer Weibern ſeine Zuflucht nehmen. Iſt nun einmal eine Perſon inficirt, ſo theilt ſie in kurzer Zeit ihre Krankheit der halben Stadt mit. Der Mann bekommt ſie von der Frau, die Frau von dem Manne, das Kind von der Mutter, oder doch wenigſtens von der Amme. Es iſt itzo ein Jammer und ein Wehklagen, Sie können es nicht glauben. Man kann keine Amme mehr bekommen die rein iſt. Der Hofrath Rompul, unter deſſen Aufſicht ich curire, ſoll allenthalben Ammen empfehlen. Es haben ſich ihrer zwölf bey ihm gemeldet; aber, ich ſchwöre es Ihnen zu, keine einzige iſt rein. In Erolau iſt ja deswegen das venerabile ausgeſtellt worden.

J. Ach Gott!

B. Ja, gnädiger Herr, es ſchreibt mancher vom menſchlichen Elende, wie der Blinde von der Farbe. Wer Erlaubniß hat den Leuten auf den bloſen Leib zu ſehen, wie ich und die Aerzte, der ſollte eigentlich vom menſchlichen Elende ſchreiben. Da iſt eigentlich das menſchliche Elend zu Hauſe. Sie wiſſen alſo wohl auch nicht, daß itzo die Brüche ſo gewöhnlich ſind?

J. Daß es brüchige Perſonen giebt, weiß ich. Aber das iſt mir etwas Neues, daß die Brüche gewöhnlich ſeyn ſollen.

B. Leider! leider! Ach davon könnte ich Ihnen ein Liedchen ſingen! Ich habe itzo funfzehn Bruchſchäden zu verbinden.

J. Vermuthlich an Bauern und Fuhrleuten, die ihr Beruf nöthigt, unnatürliche Stellungen anzunehmen.

B. Auch mit unter. Aber meine mehreſten Patienten ſind doch Gelehrte.

J. Und wie kommen denn die Gelehrten zu den Brüchen?

B. Das weiß Gott! Ob die vielen warmen Getränke, die ſie genießen, oder was ſonſt, die Urſache davon iſt, das weiß ich nicht. Iſt Ihnen nicht gefällig ſich raſiren zu laſſen?

J. Raſiren zu laſſen? Dieſe Scheermeſſer kommen ihm wohl ſehr hoch?

B. Stück vor Stück einen Gulden.

J. Hier iſt ein Speciesthaler, lieber Freund, dafür behalte ich dieſes Meſſer, und raſire mich ſelbſt. Wie kann man mir denn zumuthen, daß ich meine Naſe und Lippen von Fingern berühren laſſen ſoll, die noch vor einigen Minuten von Krebs und veneriſcher Materie troffen? Hier, mein Freund, iſt der Speciesthaler.

B. Verlangen Sie denn aber, daß ich meinem unglücklichen Nebenmenſchen nicht beyſtehen ſoll?

J. Ey das iſt löblich. Fahre er darinne fort! Gott ſegne ihn! — Aber dann ſollte er nicht raſiren. Raſiren und zugleich Krebs und veneriſche Krankheiten curiren, kommt mir eben ſo vor, als wenn ein — * * * Semmeln backen wollte. Hier iſt der Speciesthaler!

Er nahm ihn, gieng unwillig fort, und ich brachte eine halbe ſchmerzhafte Stunde zu, ehe ich mit dem Stück Bart, das der Barbierer hatte ſtehen laſſen, fertig werden konnte.

Es iſt doch wirklich kläglich, wie unthätig die Menſchen ſind, ihre eigne Glückſeligkeit zu vervollkommnen. Alle ihre Kräfte ſind geſpannt den Boden, die Producte, die Fabriken zu veredeln, und ſich ſelbſt vergeſſen ſie. Zu eben der Zeit, da alle Zeitungsblätter rühmen, wie ſehr die Schafzucht und Rindviehzucht, ſeit einigen Jahren, im Fürſtenthume Kolchis ſey veredelt worden — verdirbt die Menſchenzucht, und indem die Hammel ſich von dem fetten Klee mäſten, der ihnen gereicht wird, verdorren die Menſchen und werden zu lebendigen Aeſern.

Man hat mich verſichert, daß in dieſem Fürſtenthume Befehle da ſind, die es auf das ſtrengſte verbieten, daß kein Schmiervieh über Triſten getrieben werde, auf welche Schaafe gehen, die mit ſpaniſchen Böcken verſehen ſind; daran hat aber noch niemand gedacht, daß es gefährlich, wenigſtens ekelhaft ſey, wenn die Hände, die immer von Eiter und veneriſcher Materie triefen, ſich an den Naſen und Lippen der Geſunden herum reiben.

Und was ſagen Sie zu den Brüchen, die ſo gewöhnlich ſeyn ſollen? wenn das wahr iſt, was der Barbierer verſichert, ſo müſſen doch ſchreckliche Fehler in unſerer Lebensart ſeyn, durch welche die Hülle, die unſere Eingeweide umſchließt, nach und nach ſo mürbe gemacht wird, daß ſie zerreiſſen muß. Der weiſe Schöpfer hat gewiß dem Körper ſeiner Lieblinge nicht weniger Feſtigkeit, als dem Körper eines Pferds, gegeben; und gleichwohl wie ſelten ſieht man unter dieſen Thieren, die doch oft zu den unnatürlichſten Stellungen gezwungen werden, und ihre Kräfte gewiß mehr überſpannen müſſen, als ein Gelehrter, ſolche die einen Bruchſchaden haben? Verdiente die Beherzigung dieſes einzigen Puncts, die Ausſpürung der Urſache von dieſem großen Elende, nicht die Aufmerkſamkeit aller Menſchenfreunde? An ſo etwas wird aber wohl Prof. Bender nicht eher denken, bis er ſein principium abſolute primum, und Prof. Hark, bis er ſeine illuſtrationem myſterii ſacroſanctae trinitatis geendigt hat. Und ſo hat faſt jeder etwas, das ſeine Aufmerkſamkeit vom Menſchen und ſeiner Wohlfahrt abzieht. Unter der Zeit, daß wir die Grenzen zu durchbrechen ſuchen, die der menſchlichen Kenntniß gezogen ſind, wird der Körper unſerer Brüder ſo morſch, daß er bricht und ſeine innern Theile nicht mehr halten kann.

Ich muß abbrechen, ſonſt werde ich bitter. Wir giengen nun zu dem Commandanten, zeigten ihm unſere Verlegenheit an und baten, in den Thorzedeln nachzuſehen, ob nicht ein Herr von Diſtelberg aus der Stadt gefahren ſey? Da die Thorzedel darüber keine Auskunft gaben, ſo baten wir den Commandanten, in alle Thore den Befehl ergehen zu laſſen, daß, wenn eine mit vier Apfelſchimmeln beſpannte Kutſche durchpaßiren wollte, ſie angehalten würde. Er verſprach es zu thun.

Aber, ob wir gleich vier Tage in Kolchis lagen, und täglich bey dem Commandanten uns erkundigten, ob von der geſchriebenen Kutſche noch keine Nachricht eingegangen ſey? ob wir gleich uns theilten, und die ganze Stadt durchſuchten, ſo konnten wir doch, weder von dem Herrn von Diſtelberg, noch von ſeiner Kutſche etwas erfahren.

Auch der Gerichtsdirector ließ mich zu ſich rufen, und verſicherte mich, daß er, ohne mein Wiſſen, den Fürſten dahin vermocht habe, die geheime Briefcommißion zu inſtruiren, daß ſie auf die einlaufenden Briefe aufmerkſam ſeyn möchte, um zu erfahren, ob ſich darinne etwas befände, das auf die Entführung eines Frauenzimmers Beziehung hätte, man habe aber nicht die geringſte Spur davon entdeckt.

Da wir alſo ſahen, daß unſere Mühe, die Unglückliche, die um meine Hülfe bat, auszuſpüren, vergeblich ſey, ſo entſchloſſen wir uns, uns zu trennen, und zwar ſo, daß wir die Abrede nahmen, Herr Wenzel ſolle nach den Gütern meiner Mutter, und ich nach Koldingen reuten.

Auf meiner Reiſe hierher ſtieß mir, weil ich als Courier ritte, nichts Merkwürdiges auf, als ein roher Menſch, den ich ohnweit Troppenheim erblickte.

Die Straße war den vorigen Herbſt mit einer Allee von Obſtbäumen bepflanzt worden, deren Anblick mir große Freude machte. Als ich einen Theil derſelben zurückgelegt hatte, erblickte ich dieſen Unmenſchen, der ſich bemühte, die gepflanzten Bäume, einen nach den andern, in die Höhe zu ziehen. Mein Blut, das durch das ſtarke Reuten ohnedieß ſchon erhitzt war, gerieth bey dieſem Anblicke noch mehr in Wallung. Ich ſprengte auf ihn los — er blieb ſtehen und drehete ſich um, da er das Trappeln meines Pferdes hörete.

Iſt hier, fragte ich ihn, der rechte Weg nach Troppenheim?

E. Ja, immer gerade aus, er kann nicht fehlen.

J. Iſt er etwa über dieſe Bäume geſetzt?

E. Ey was gehen mich dieſe Bäume an!

J. Aber ich habe doch geſehen, daß er ſich damit abgegeben hat.

E. Je nu, ich habe ſie halt ein Bisle in die Höhe gezogen.

J. So! und warum hat er ſie denn in die Höhe gezogen?

E. (Mit einem dummen Lächeln) Ich habs halt gethan, daß ſie beſſer bekleiben ſollen.

J. Bekleiben? wenn man einen Baum in die Höhe zieht, ſo muß er ja verdorren.

E. Es wird auch kein Unglück ſeyn, wenn auch die ganze Allee verdorrte.

J. Verdorrte Bäume können ja aber keine Früchte tragen.

E. Deſto beſſer.

J. Das ſoll beſſer ſeyn, wenn die Bäume keine Früchte tragen?

E. Ey, das wollte ich meynen. Ich bin ein Mann, der einen großen Garten voll Obſtbäume hat, und habe alle Jahre viel Geld daraus gelößt, weil das Obſt hier zu Lande rar iſt. Nun fängt jeder Narre an Obſtbäume zu pflanzen. Wo will das Ding hinaus? am Ende wird ja das Obſt ſo verachtet, daß es kein Menſch mehr verlangt, daß man es den Schweinen vorſchütten muß.

J. Ehe es an die Schweine kommt, wird es tauſend arme Leute geben, die ſich bisher an dem Obſte nicht erquicken konnten, und die es nun genießen können.

E. Ey, was ſcheren mich die armen Leute?

Bey dieſen Worten erreichte mein Zorn den höchſten Grad, ich ergriff meine Peitſche, ſchlug auf den Barbaren los, und würde ihn vielleicht todt geprügelt haben, wenn nicht das Blut, das über ſein Geſicht anfieng zu fließen, mein Mitleiden rege gemacht hätte.

Es muß doch warlich um die Erziehung noch ſchlecht beſtellt ſeyn, wenn mitten unter den Chriſten ſolche Monſtra, die man kaum unter den Iroquoiſen ſucht, noch aufwachſen. Da traf der Vers, im eigentlichen Verſtande ein, den ich einſt auf einem Luſtſchloſſe des würdigen, für die Verſchönerung der Erde ſo thätigen, Fürſten von Deſſau las:

Ach jede Blume wird verſengt und ſtirbt,
Auf die das Laſter tritt;
Die ganze Pracht der blühenden Natur verdirbt,
Schwarz unter ſeinem Tritt.

Dieſe meine Heftigkeit werden Sie mir ohne Zweifel verzeihen. Es iſt ſchon ärgerlich, wenn man durch lange wüſte Striche Landes reiſen muß, deren Oede die Faulheit ihrer Bewohner anklagt. Wie iſts aber möglich, ſeine Gelaſſenheit zu behalten, wenn man Unmenſchen antrift, die die

Bemühung ihrer Brüder, die Einöden in Luſtgefilde umzuſchaffen, auf eine höchſt boshafte Art zu vereiteln ſuchen, und die wünſchen, daß ihre arme Brüder Erquickungen, die ihnen der gute Schöpfer gönnte, entbehren, damit ſie ihr Obſt um einige Kreuzer theurer verkaufen können?

In Herrn Rollows Geſellſchaft habe ich einen ſehr angenehmen Tag verlebt. Seine reifen und doch dabey launigen Urtheile, ſind wahre Geiſtes Nahrung.

Aber er iſt nicht mehr hier — ſeine Amtsgeſchäfte haben ihn wieder nach Grünau gerufen. Zu meiner Unterhaltung ließ er mir eine Predigt zurück, die er am vergangnen Sonntage, in der Univerſitätskirche, von der Würde des Menſchen, gehalten hatte. Den Schluß davon habe ich für Sie copiren laſſen, und lege ihn, wegen der Wichtigkeit ſeines Inhalts, bey.

Ich bleibe ſtets, mit der innigſten Hochachtung

Ihr

treuer

Carl.

Beylage.

Zu den Menſchen, an denen des Menſchen hohe Würde am hellſten ſtrahlt, an denen die göttlichen Züge des allmächtigen, allgegenwärtigen, ewigen Vaters, von dem ſie abſtammen, am ſichtbarſten ſind, gehören ohne Zweifel die Schriftſteller. Ein Schriftſteller, ein Schriftſteller von Talenten, welchen unermeßlichen Wirkungskreiß hat er! Wer vermag die Gränzen ſeiner Wirkungen zu beſtimmen! Er ſpricht — Nationen hören ihn — er ſpricht und ſeine Stimme wird oft, wie des Allmächtigen Stimme, auf dem ganzen Erdboden vernommen. Er ſpricht und es geſchieht, er gebeut, und es ſteht da. Alte, verjährte, Vorurtheile ſtürzen zuſammen, die Syſteme der Regierungen werden abgeändert; Völker, die im Finſtern wandelten, ſehen ein großes Licht, und Gefangenen fallen die Feſſeln von den Füßen. Oft wirkt er an tauſend Orten zugleich in einem Augenblicke. Der Fürſt und der Landmann, der Gelehrte und der Handwerker, der Greis und das Kind, der Krieger und die zärtliche Mutter, vernehmen zu gleicher Zeit an tauſend verſchiednen Orten ſeine Stimme, und verſpüren ihre Wirkungen. Er, als ein Sohn deſſen, der allein Unſterblichkeit hat, iſt Jahrhunderte, oft Jahrtauſende wirkſam. Das Volk das ſoll gebohren werden, das Volk deſſen entfernteſter Keim, als er ſchrieb, noch nicht vorhanden war, vernimmt ihn und fühlt ſeine Kraft.

Herr Gott, du biſt unſere Zuflucht für und für, ehe denn die Berge wurden, und die Erde und die Welt geſchaffen wurden, biſt du unſer Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit! Wer kann dieſe Worte mit Aufmerkſamkeit, ohne ganz erſchüttert zu werden, anhören? und wißt ihr, wer dieſe Erſchütterung hervorbrachte? Moſes, ein Schriftſteller, der ſchon ſeit Jahrtauſenden die Erde verlaſſen hat.

Zwar iſt unter Millionen Schriftſtellern vielleicht kaum einer, der einen ſolch unermeßlichen Wirkungskreis hätte. Aber groß genug bleibt der Wirkungskreis eines jeden immer. Auch der elendeſte Schriftſteller wirkt in der Entfernung, wirkt an mehrern Orten zugleich, wirkt auf Jahrhunderte — Das elendeſte Buch, das Jahrhunderte nach ſeinem Entſtehen aus dem Staube hervorgezogen wird, thut noch ſeine Wirkungen.

Dieſe hohe Würde des Schriftſtellers recht fühlbar zu machen, iſt mir auf der Stelle, wo ich itzo ſtehe, heilige Pflicht, in dieſer Verſammlung heilige Pflicht, die theils aus Perſonen beſteht, die bereits Schriftſteller ſind, theils aus ſolchen, die es nach einigen Jahren ſeyn werden.

O möchten Sie doch, meine Lieben, ſo oft Sie die Feder anſetzen, um etwas zum Druck niederzuſchreiben, allemal Ihre hohe Würde ganz fühlen! Möchte Ihnen doch allemal der Gedanke, daß Sie itzo mit Eigenſchaften wirken, die der allmächtige, allgegenwärtige, ewige Vater Ihnen mitgetheilt hat, Ehrfurcht gegen den Vater, warmen Eifer einflößen, Ihre Feder nach des Allvaters Willen zu führen! Möchte Ihnen doch die unſägliche Menge Menſchen recht anſchaulich ſeyn, in deren Gegenwart Sie ſprechen, damit Sie jedes Wort recht gut wählten, und alle Ihre ſchriftſtelleriſche Bemühungen, nach dem hohen göttlichen Ziele richteten, zum Wohl der Geiſterwelt, zum Heil der Kinder des Vaters aller Geiſter, das Ihrige redlich beyzutragen.

Ach Gott! Welch traurige Empfindungen habe ich oft, wenn ich ſehe, wie ſchändlich bisweilen die edelſten Talente, die du in den Menſchen legteſt, gemißbraucht werden!

Sie treten oft auf, meine Herren, machen die Aufmerkſamkeit einer halben Nation rege, der Fürſt verläßt ſein Kabinet, der Handwerksmann ſeine Werkſtatt, der Gelehrte ſein Studierzimmer, der Ackermann ſeinen Pflug, die Mutter ihre Kinderſtube — alles verſammelt ſich um Sie, um Sie zu hören. Welch herrliche Gelegenheit, Ihren Dank gegen den zu beweiſen, dem Sie Ihre Wirkſamkeit zu verdanken haben! Welch herrliche Gelegenheit der Geiſterwelt nützlich zu ſeyn, und etwas zu ihrer Erleuchtung und Veredelung beyzutragen! Nun iſt allgemeine Stille — itzo ſprechen Sie — und was denn? oft Poſſen, wodurch Sie andere weder klüger noch beſſer, noch glücklicher machen. Iſt das nicht unverantwortlich, die Wirkungen in der Geiſterwelt Ihres Vaters ſo muthwillig zu unterbrechen? Werden Sie nicht von den Rüben Rechenſchaft geben müſſen, die der Landmann, zur Nahrung ſeiner Brüder, anpflanzen wollte, deſſen Anpflanzen Sie aber durch Ihr vergebliches Lärmen verhinderten?

Sie haben Ihre mächtige Wirkungskraft von der Gnade des Allgütigen empfangen, der ſeine Sonne läßt ſcheinen über Böſe und Gute, und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. — Iſts nun wohl zu verantworten, wenn Sie dieſe Kraft brauchen, um ſeine Kinder zu kränken? Wenn Sie den, der mit Ihren Meynungen nicht übereinſtimmt, wüthend anfallen, ihn ſchimpfen — läſtern — alle ſeine Schwachheiten aufdecken? Iſt das auch der Würde des Menſchen gemäß gehandelt? Wird ſich der Sohn eines Fürſten wohl ſo entehren, daß er wie ein Kind des Pöbels ſchimpft, ſchlägt und läſtert? und wenn Sie ſchreiben, wenn Sie für die Welt ſchreiben, handeln Sie ja als Kinder des ewigen Gottes.

Sie ſind doch alle Menſchen die Lebensart, Lebensklugheit, haben. Keinem von Ihnen traue ich zu, daß er in einer vermiſchten Geſellſchaft ſchmutzige, zweydeutige Reden führen, muthwillig ſprechen, und alles heraus ſagen werde, was etwa der Wein oder die Unverdaulichkeit wirkt. Und gleichwohl ſehe ich, daß Sie dieſe Klugheitsregeln, die Sie in einem kleinen Kreiſe von Menſchen ſo pünktlich beobachten, oft ganz vergeſſen, ganz vernachläßigen, wenn der Kreis

Ihrer Zuhörer ſich vergrößert, wenn Sie Schriftſteller werden — daß Sie ſchmutzig, zweydeutig, ſprechen — allen Muthwillen auslaſſen, und äuſſerſt unüberlegt urtheilen. Welche Sünde gegen Gott, durch den Sie wirken! Welche Sünde gegen den Wohlſtand und die feine Lebensart! O möchten doch die Augen derer, die als Schriftſteller ſprechen, ſtets geöfnet werden, damit ſie die unermeßlich große Geſellſchaft, damit ſie auch den biedern, redlichen Landmann, damit ſie das unverdorbene Kind, das unſchuldige Mädchen, erblickten, die alle ihre Zuhörer ſind!

Wenn Sie ſchreiben, ſo wirken Sie mit den Kräften des Vaters der Wahrheit, der da will, daß allen Menſchen geholfen werde, und ſie zur Erkenntniß der Wahrheit kommen, der ſchlechterdings keinen andern Weg zur menſchlichen Glückſeligkeit verordnet hat, als Erkenntniß und Befolgung der Wahrheit. Welcher Widerſpruch, welche Entehrung Ihrer hohen Würde, wenn manche von Ihnen alle ihre unverdaueten, ungeprüften Einfälle, alle Gaukeleyen ihrer Einbildungskraft durch Schriften bekannt machen, und ſo Lehrer des Irrthums werden! Welche ſchwere Sünde, wenn manche von Ihnen die Vernunft verſchreyen, ihre Urtheile, die doch die einzige Richterin in uns, über Wahrheit und Irrthum iſt, verdächtig machen, und dagegen das arme Menſchengeſchlecht an dunkle Gefühle verweiſen. Was thun Sie, meine Lieben? Sie zerſtechen die Augen Ihrer unglücklichen Brüder, und geben ihnen Rohrſtäbe in die Hände, um ſich in der Finſterniß, in die Sie ſie ſtürzten, daran zu halten.

Welches Verbrechen, welches unverantwortliche Verbrechen, wenn ſogar manche von Ihnen den Hang zum Geiſter ſehen, die Erwartung zu Wunderwerken rege zu machen, und ſo die lieben, guten Menſchen, derer Führer Sie ſeyn ſollten, reitzen, jedem Irrlichte nachzulaufen, und ſich in Moräſte zu ſtürzen. Die Schmach die Schröpfer über unſere Nation gebracht hat, die uns unſere Urenkel noch vorrücken werden, die unauslöſchliche Schande, daß unſere Hofleute, unſere Prieſter, unſere Gelehrten, ſich in die Gauklerbuden eines Schröpfers leiten und ſich überreden ließen, daß ſie Geiſter geſehen hätten; dieſe Schande haben Sie zu verantworten.

Welch gutes Kind, das von ſeinem Vater ernährt, mit vielen Sorgen erzogen, und in den Stand geſezt wurde, ſelbſt wirkſam zu ſeyn, wendet nicht ſeine Kräfte zum Beſten des väterlichen Hauſes an! ſucht nicht die Ehre des guten Vaters zu erhalten, ſorgt nicht für die Wohlfahrt ſeiner jüngern Brüder! bemüht ſich nicht das väterliche Haus zu verſchönern! und Sie ſind, meine Lieben, Kinder des Allvaters, ſeine vielgeliebten Kinder, weil er Ihnen ſo große Vorzüge, ſo große Wirkſamkeit vor Ihren übrigen Brüdern zugeſtanden hat. O daß Sie doch immer als gute Kinder handeln, bey jeder Schrift, die Sie ausfertigen, die Ehre des guten Vaters, das Wohl, die Belehrung, die Beſſerung, die Zurechtweiſung ſeiner lieben guten Kinder zur Abſicht haben möchten!

Ich lege Ihnen zuletzt noch die Ermahnung des Apoſtels an das Herz: **alles was ihr thut, mit Worten oder Werken, das thut alles im Namen Jeſu Chriſti, und preiſet Gott und den Vater durch ihn!** d. i. in allem was ihr ſprecht und handelt, ſprecht und handelt immer ſo, wie in dieſem Falle Jeſus Chriſtus würde geſprochen und gehandelt haben, wie Er der ganz für Gottes Ehre und Menſchenheil wirkſam war, und preiſet ſo durch ihn, Gott euren Vater!

Meine Lieben, meine Brüder, wer von Ihnen das Gewicht dieſer Ermahnung fühlet, der vereinige ſich mit mir zu einem gemeinſchaftlichen Gebete!

O du ewiger, allmächtiger, allgegenwärtiger, allgütiger Vater! wir danken dir, daß du uns über alle deine ſichtbaren Werke ſo hoch erhoben, daß du uns dein göttliches Bild mitgetheilt und uns die Herrſchaft über die Erde anvertrauet haſt! Wir danken dir für die mannichfaltigen Kräfte, die du uns ertheileſt, für die unermeßliche Wirkſamkeit, die du vielen von uns zugeſtundeſt. Ach laß doch unſerer hohen Würde uns ſtets gemäs handeln, erhalte in uns doch ſtets das innigſte Gefühl derſelben, damit wir in allem, was wir reden und thun, ſtets als deine Kinder, als deine Mitarbeiter, wie dein lieber Sohn Jeſus Chriſtus, handeln mögen, und das Wohl deiner lieben unermeßlich großen, Familie zu befördern ſuchen. O guter, lieber Vater, beſonders alsdenn, wenn du uns hoch über andere erhebeſt, und uns Erlaubniß und Kraft ertheileſt, als Schriftſteller in deiner Familie öffentlich zu ſprechen — beſonders alsdann laß unſere Würde und ihre Abſtammung von dir, o guter Vater, uns ganz fühlen, ſende deinen Geiſt auf uns, der in uns den Eifer, dein Werk, die Beförderung des menſchlichen Heils zu treiben, immer lebhaft erhalte, damit das Elend, welches Unwiſſenheit und Unverſtand unter deine Kinder brachten durch uns vermindert, und des Guten immer mehr geſtiftet werden möge!

Der Du, mit Weisheit Stärk und Pracht,
Ins Unermeßliche gebauet,
Auch uns hat Deine Hand gemacht,
Dein Blick uns alle überſchauet.
Und uns in dieſe Welt geſtellt,
Um hier, in zugezählten Tagen,
Zum Wohl der großen Geiſterwelt,
Das Unſre redlich beyzutragen.
Laß, unſrer Pflichten eingedenk,
Uns treulich bey der Arbeit bleiben,
Die Du uns zugetheilt, und ſchenk
Uns Kraft Dein großes Werk zu treiben!

Amen! Amen! erhöre uns, Gott, unſer Vater, Amen!

Achter Brief.

Gertrud an Zellnik.

Crolau,
im Kloſter der heil. Walpurgis,
den 6ten Febr.

Mein lieber Zellnik!

Ich bin verlohren — ein Böſewicht hat mich entführt — hat mich wieder ins Kloſter gebracht, ich muß Pönitenz thun, und werde wohl eingemauert werden. Retten Sie mich, und geben den Boten einen Luisd'or, ich habe ihm einen Luisd'or verſprochen, wenn Sie mich lieb haben. Ach daß Gott erbarme — eingemauert zu werden — das bedenken Sie nur.

Gertrud.

Neunter Brief.

Zellnik an Carln.

Carmin den 7ten Febr.

Mein theuerſter Freund!

Hier haben Sie die fernere Erzählung meiner Abentheuer.

Da ich den folgenden Morgen die erſte Taſſe Koffee mit meinem Geiſtlichen trank, und mich noch recht ſatt mit ihm plaudern wollte, trat der Wirth, außer Athem, in meine Stube, und ſagte: da haben wir es — mit Ihren albern Streichen da! wir werden in des Henkers Küche kommen — ich dachte es wohl — warum ließen Sie mir denn meinen Willen nicht?

J. Und was giebt es denn?

W. Was wird es denn geben? Steckbriefe giebt es, du lieber, barmherziger Gott — ich ſehe meines Unglücks kein Ende. Ich wollte daß Sie und der Herr da mit einander wären, wo der Pfeffer wächſt.

J. An wen iſt denn der Steckbrief gekommen?

W. An den Bürgermeiſter, der geſtern unten in der Stube Tobak rauchte. Den Augenblick wird er mit dem Rathsdiener kommen, und Hausſuchung thun.

J. Nu, nu, nur gelaſſen! Da wird doch noch wohl guter Rath möglich ſeyn. Hat er nicht ein Zimmer, wo er dieſen Fremden verbergen kann?

W. Da ſitzen die Zimmer! Der Heuboden iſt noch da, wenn er dahin will.

J. So ſchafe er ihn ſogleich auf den Heuboden. Ich ſtehe für alles, und gehe unterdeſſen zum Bürgermeiſter.

W. So mache er — geſchwind — geſchwind! ſonſt kann ich ihm, meiner Seele, nicht helfen.

Mein guter Geiſtlicher folgte ihm, blaß wie eine Leiche, und ſtumm wie eine Statue, nach, ich gieng aber zum Bürgermeiſter.

Als ich in ſein Haus kam, und ſeine Stube ausgefragt hatte, hörte ich eine weibliche Stimme in derſelben ſehr laut ſprechen, ſchelten, weinen, ich verſtund aber davon nichts als — ich unglückliche Frau — unter die Erde bringen — alberner — ſchlechter Mann da —

Ich kloſte an — man hörte mich nicht — ich klopfte noch einmal an, und man antwortete mir nicht. Da auch auf das drittemal Anklopfen keine Antwort erfolgte, ſo öfnete ich die Thür, und traf eine ſehr ſonderbare Scene an. Die Frau lag auf dem Canapee und heulte laut, und der Mann ſahe zum Fenſter hinaus und dämpfte Tobak.

Iſt Ihnen ein Unglück begegnet? fragte ich betreten.

Mann. Gar nichts — gar nichts — es iſt da ſo ein kleines häusliches Mißverſtändniß — weiter gar nichts — ich bedaure daß Sie —

Fr. Was? ein kleines häusliches Mißverſtändniß? Bey dir iſt alles Mißverſtändniß — iſt deine Frau geſund oder krank, lebt ſie oder ſtirbt ſie, das iſt dir alles einerley — das iſt nur ein kleines häusliches Mißverſtändniß. Ach Gott! was für ein Mann! Nun ich werde am längſten gelebt haben — ich wills wohl noch erleben, daß du mich begraben ſollſt! ja, wenn das verfluchte Leben noch ſo fortgehen ſoll — kein halbes Jahr halte ich es mehr aus.

M. Frau ich bitte dich! Bedenk doch daß ein Fremder da iſt!

Fr. So? da willſt du deine arme unglückliche Frau nur quälen, wenn du Sie alleine haſt? Das heiße ich doch gut! du weißt wohl, daß du bey Fremden nicht auskömmſt.

M. (Heftig rauchend) Das wollen wir an ſeinen Ort geſtellt ſeyn laſſen. Aber es iſt doch unſchicklich, den fremden Herrn da, und wenn er auch der bravſte Mann wäre, zum Schiedsrichter unter uns zu machen.

Fr. So? da glaubſt du wohl, daß ich Unrecht habe? Ich habe Recht — und Recht muß doch Recht bleiben — darauf will ich leben und ſterben. Ich will vor Gottes Richterſtuhl treten, weißt du es? und wer vor Gottes Richterſtuhl treten kann, der ſcheuet auch Menſchen nicht, weißt du es. He? Ich will dich nur nicht beſchimpfen —

M. Ey meinetwegen, beſchimpfe mich, oder beſchimpfe mich nicht — das wird am Ende eins ſeyn.

Fr. Da haben wir es — ſo einen Mann habe ich — Ehre und Schande iſt ihm einerley — beſchimpfe mich oder beſchimpfe mich nicht — das iſt ihm alles eins, du kannſt Gott danken, daß du ſo eine Frau haſt, die dich noch in Ehren hält.

M. So!

Fr. Da ſieht man es — So — mit dem So da ſoll nun alles abgethan ſeyn. Wenn du ein gut Gewiſſen hätteſt, ſo würdeſt du wohl reden. Aber weil du nichts vorzubringen weißt, da ſprichſt du So.

M. Wo iſt meine Tobaksdoſe?

Fr. Ja die Tobaksdoſe! wenn du nur Tobak haſt, da bekümmerſt du dich nicht um deine arme Frau.

M. Einige Unterhaltung muß ich doch haben. Sag, wo iſt meine Doſe!

Fr. Da hören Sie es ja! ſolche Sottiſen muß ich mir ſagen laſſen, in eines Fremden Gegenwart ſagen laſſen — (Das Geſicht hinter das Schnupftuch verbergend, eine Minute weinend, dann laut auffahrend) Aber nun haſt du mich beſchimpft, haſt für den Herrn geſagt, daß dir deine Tobaksdoſe lieber wäre, als deine ehrliche, brave Frau? nun will ich auch nicht ſchonen — will kein Blatt mehr vors Maul nehmen.

M. (Seine Pfeiſe anzündend und nach dem Fenſter tretend) Ey meinetwegen, wenn du als eine Närrin dich zeigen willſt.

Fr. Was? ich? eine Närrin? ſo mußt du der Narr ſeyn. Ich habe meinen Namen von dir. Wenn ich die Frau Närrin bin, ſo biſt du der Herr Narr. Gehorſame Dienerin, Herr Narr!

M. Ah! aber liebe Frau! kurz von der Sache zu kommen, der Herr beſucht mich hier, vermuthlich um etwas Heimliches mit mir zu reden —

Fr. Aha — das heißt, ich ſoll von der Stube gehen — biſt ein recht höflicher Mann — alle Tugenden haſt du doch an dir — Schade nur, daß unſer Ludewig nicht da iſt, daß er etwas feine Lebensart von dir lernen könnte.

M. Frau! ich bitte dich um Gottes Willen, ſpanne doch meine Geduld nicht aufs höchſte. Du ſiehſt ja, daß ich nicht mehr kann — alle meine Glieder zittern mir. Du ſetzeſt mich ja in die Nothwendigkeit, dir Beleidigungen zu ſagen.

Fr. Ach du kannſt ſagen, was du willſt — größere Beleidungen wirſt du mir nicht ſagen können, als ich ſchon habe hören müſſen. Gott ſey es geklagt!

J. Ich ſehe, daß ich Ihnen beſchwerlich bin. Erlauben Sie mir, daß ich mich entfernen darf.

Fr. Da haben wir es! ſo ein Mann biſt du, daß die Fremden es nicht bey uns aushalten können. Du wirſt uns alle doch noch zur Leute Spott machen. O gehn Sie doch nicht, mein Herr, verzeihen Sie, daß mein Mann ſo unartig iſt! Kann ich Ihnen mit etwas aufwarten? Befehlen Sie Thee? Kaffee? Chokolate?

J. Ich danke für alles. Wenn ich Sie doch nur zufriedner ſehen ſollte!

Fr. Dafür iſt es wohl in allen Kirchen gebeten. In ſo einer Ehe, wie ich leider führen muß, iſt an keine Zufriedenheit zu denken. Hu! hu! hu!

J. Das wäre ſehr traurig. Da ich aber einmal ein Zeuge Ihrer Mißhelligkeiten geweſen bin, ſo erlauben Sie mir, daß ich fragen darf: wodurch hat Sie denn eigentlich Ihr lieber Mann beleidigt?

Fr. Wodurch? Wodurch? Seine Beleidigungen können auf keine Kühhaut geſchrieben werden. Er iſt ſelber eine lebendige Beleidigung.

J. Glauben Sie ja nicht, liebe Frau, daß ich Ihnen Ihre ganze Eheſtandsgeſchichte ablocken will! darf ich nicht wiſſen, womit Sie Ihr lieber Mann izo beleidigt hat?

Fr. Man hat es gar keine Ehre davon zu reden.

M. (Zum Fenſter hinaus mummelnd) ja wohl! ja wohl!

Fr. Was mummelſt du da?

M. Gar nichts. Ich gebe dir nur darinnen Recht, daß du keine Ehre davon haſt, wenn du von unſerm Mißverſtändniſſe ſprichſt.

Fr. Wieder eine Sottiſe! alſo bin ich die Frau, die ihre Ehre in Gefahr ſezt, wenn ſie Fremden ſagt, wie ſie ſich gegen ihren Mann beträgt.

trägt. Gut iſt es, daß ich an ſolche Sottiſen ſchon gewöhnt bin — deine Flatterien ſind Sottiſen. Aber ich habe lange genug geſchwiegen —

M. Das iſt mir etwas ganz Neues.

Fr. Da hören Sie es ja. Wenn er das Maul aufthut, ſo ſagt er mir Sottiſen. Dem Rathsdiener, dem Kettenhunde, ſagt er mehr Flatterien, als mir, da kann ich nun nicht anders — ich kann nicht mehr — ich muß laut reden. Wiſſen Sie wohl ſchon, daß mein Mann Bürgermeiſter iſt?

J. Das habe ich geſtern erfahren, und zugleich, daß er ein Bürgermeiſter iſt, der ſeinem Amte Ehre macht.

Fr. Das wollen wir nun an ſeinen Ort geſtellt ſeyn laſſen. Aber wer ſeinem Amte Ehre macht, der muß doch wohl auch ſeiner Familie, ſeiner Frau und ſeinen Kindern Ehre machen?

J. Ey das verſteht ſich. Thut das Ihr lieber Mann nicht?

Fr. Ach was wollte der thun! wenn ein Mann Bürgermeiſter iſt, wenn er der vornehmſte in der Stadt ſeyn will, ſo muß doch wohl unter ſeinen, und des Rathsdieners Kindern, und unter des Schuſters, Schneiders, und Leinewebers Kindern ein Unterſchied ſeyn.

J. Nothwendig.

Fr. Und nun hören Sie mal (zu dem Manne) ſoll ich reden?

M. Ja doch! mach doch nur geſchwinde! Wenn du willſt, daß es mehrere Leute erfahren ſollen, ſo will ich auch die Magd, und den Bedienten, und die ganze Nachbarſchaft herbey holen. Denn Gründe richten bey dir doch nichts aus.

Ich habe dir tauſendmal ſchon geſagt, daß Mißverſtändniſſe, die unter Eheleuten vorfallen, ſchlechterdings unter ihnen bleiben müſſen; daß kein Dritter, und wenn es der Bruder wäre, davon wiſſen dürfe — daß der Hausfriede ſo gut als verlohren ſey, wenn man einen Dritten zum Schiedsrichter annimmt. Das habe ich alles geſagt, du haſt mir nichts dagegen einwenden können — aber demohnerachtet beharrſt du auf deinem Sinne. Du machſt bey jeder Mißhelligkeit, die unter uns entſteht, ein ſo entſetzliches Lärmen, daß es Kinder, Geſinde, Nachbarn und alle Fremde, die ihr Unſtern zu uns führt, unſere Zwiſtigkeiten erfahren müſſen. Du haſt alſo kein Gefühl — keinen Sinn für vernünftige Vorſtellungen. Du zwingſt mich deswegen ſo zu handeln, wie ich bisher gehandelt habe — zu thun was ich will, ohne dich darum zu fragen. Und bey Gott ſchwöre ich dir — ſo wahr ich rechtſchaffen bin — ſo lange ich lebe, ſollen deine Kinder nicht friſirt werden, und das erſtemal, daß ſie in der Friſur erſcheinen, laſſe ich ihnen die Köpfe ganz kahl ſcheren. Nun weißt du meinen Willen — richte dich darnach!

Fr. O du gottloſer Menſch! Du wirſt deinen Lohn auch noch bekommen.

M. Hilft nichts.

Fr. Mit Todesangſt habe ich deine Kinder zur Welt gebracht, habe ſie an meiner Bruſt geſtillt.

M. Hilft alles nichts.

Fr. Habe allen Ekel, alle Arbeit, allen Verdruß mit ihnen ausgeſtanden.

M. Ey meinetwegen.

Fr. Und ſoll ich kein Wort in ihre Erziehung reden?

M. Hilft alles nichts!

Fr. Aber lieber Mann, (ihn umarmend und mit Thränen benetzend) wir haben nun ſo lange bey einander gelebt — ich bitte dich um Gottes Willen —

M. Und wenn du mir zu Fuße fällſt — nun iſt alles umſonſt. Mein Wort iſt gegeben, und das iſt unabänderlich —

Aber, (zu mir) lieber Freund. Sie haben hier Verdruß genug gehabt — ich bitte recht ſehr, daß Sie mich auf einen Spatziergang begleiten.

J. Gern. Ich empfehle mich Ihnen Madame! und wünſche, daß dieß der letzte traurige Auftritt in Ihrer Ehe ſeyn möge!

Fr. Ach Gott! wenn ich doch nur heute noch ſtürbe! keine frohe Stunde habe ich doch mehr auf der Welt!

Fortſetzung.

Einige Minuten gieng ich mit dem Bürgermeiſter fort, ohne daß ein Wort gewechſelt wurde. Dann unterbrach er das Stillſchweigen, und ſagte: Ich bedaure, lieber Herr Stadtſchreiber, daß Sie zu einem ſo unangenehmen Auftritte haben kommen müſſen, da ich das erſtemal die Ehre gehabt habe, Sie in meinem Hauſe zu ſehen. Aber Sie ſehen wohl — ich kann nicht weiter — ich kann nicht weiter. Und wenn der Römiſche Kaiſer zu mir kommen ſollte, und meine Frau hat einmal ihren Kopf aufgeſetzt, ſo muß ſie alles heraus ſprudeln.

J. Gedenken Sie doch an die verdrüßliche Sache mit keinem Worte mehr! Ich bedaure Sie, lieber Mann, daß Sie ſolche Verlegenheiten haben, und bitte ſehr um Verzeihung, daß ich durch meine Gegenwart Ihre Verlegenheit vermehrt habe.

B. Ach an ſolche Verlegenheiten bin ich ſchon gewöhnt. Wenn doch nur nicht größere Verlegenheiten entſtünden! oh!

J. Armer Mann!

B. Ja wohl ein armer Mann! wenn doch nur die Kinder nichts von den verfluchten Zänkereyen hörten! Wenn meine Frau aber in den Affect kommt, ſo hilft gar kein Bitten, keine Vorſtellung mehr — die Kinder müſſen alles erfahren. Sie geht oft ſo weit, daß ſie die Kinder zu Schiedsrichtern aufruft. Was ſoll ich denn dabey thun? (weinend)

J. Ich kann weiter nichts ſagen, als Sie bedauren.

B. Was ſoll ich denn thun? ſoll ich den Kindern ſagen: eure Mutter hat Unrecht? oder ſoll ich ſagen: ich habe Unrecht? Es iſt ja eins ſo ſchlimm als das andere. Die Kinder müſſen ja, wenn ſie ſolche närriſche Auftritte zwiſchen den Eltern ſehen, nothwendig gegen beyde die Achtung verliehren — Ranken müſſen ſie werden.

J. Wenn die Mißverſtändniſſe mit Ihrer lieben Frau alle von der Art, wie das heutige ſind, ſo haben Sie freylich allemal Recht.

B. Davon mag ich nicht urtheilen — es wäre nicht Recht, wenn ich meiner Frau, die viel Gutes an ſich hat, im Rücken etwas Uebels nachreden wollte. Aber das kann ich Sie doch verſichern, daß ich die Pflichten eines rechtſchaffenen Ehegattens kenne und erfülle. Ich ſpiele nicht, ich trinke nicht, ich habe keinen verdächtigen Umgang mit Weibesperſonen, meine Frau kann mir nicht vorwerfen, daß ich mir gegen eine Weibesperſon nur einen einzigen unanſtändigen Ausdruck erlaubt hätte. Ich arbeite was nur meine Kräfte vermögen, um ſie und unſre Kinder zu ernähren. Das muß ſie alles, alles, eingeſtehen. Und doch — wenn ich nicht in allen Stücken ihren Willen thue — ſchilt ſie mich einen gottloſen Mann — und wünſcht, daß ſie den Augenblick ſterben möchte! iſt das auszuhalten?

J. Ich bedaure Sie, lieber Mann! Aber Weiber ſind Menſchen, wie wir, und haben Affecten wie wir, und im Affecte iſt man denn freylich nicht geſchickt eine vernünftige Vorſtellung zu faſſen. Aber ſagen Sie mir doch, thun Sie denn Ihrer lieben Frau nicht vernünftige Vorſtellungen, wenn ſie außer Affecte iſt?

B. Und da muß ich denn wieder fragen: ſind Sie verheyrathet oder nicht?

J. Bis itzo bin ich unverheyrathet.

B. Aha! da ſitzt der Knoten! Sie kennen alſo die Weiber noch gar nicht. Ich muß Ihnen ſagen, den mehreſten Weibern fehlt das Vermögen, eine vernünftige Vorſtellung zu faſſen ſchlechterdings. Ihre Meynungen, ihre Launen — die beſtimmen — ihre ganze Art zu denken und zu handeln.

J. Erlauben Sie mir, daß ich hier widerſprechen muß. Das weibliche Geſchlecht macht die Hälfte des menſchlichen Geſchlechts aus. Sie ſetzen alſo durch Ihre Behauptung die Hälfte der Menſchheit tief herab. Ich bedaure, lieber Herr Bürgermeiſter, daß Sie mit Ihrer lieben Frau nicht glücklich leben. Aber von einer auf alle zu ſchlieſſen, das dünkt mir doch, verzeihen Sie mir, unbillig.

B. Und wer hat denn ſo geſchloſſen? Ich habe ja nur von den mehreſten geſprochen. Nein, mein Lieber, iſt jemand auf Gottes Erdboden, der Hochachtung gegen das weibliche Geſchlecht hat, ſo bin ich es. Das iſt ja meine Schuldigkeit. Mein Daſeyn, meiner Kinder Daſeyn, verdanke ich den Weibern. Unſere erſte Nahrung, die erſte Richtung unſers Charakters geben uns Weiber. Wenn ich die Wahrheit geſtehen ſoll, ſo regieren die Weiber die Welt, weil ſie uns Männer, die wir uns das Anſehen geben, als wenn wir die Weltbeherrſcher wären, immer am Seilchen führen, und durch einen Blick, eine Thräne, einen Kuß, einen Händedruck, alles von uns erlangen können. Nein, mein Lieber, da kennen Sie mich noch gar nicht, wenn Sie glauben, daß ich keine Achtung gegen das weibliche Geſchlecht hätte. Ich kann Ihnen gar viele Weiber nennen, die wegen ihres ſcharfen Blicks, ihres feinen Gefühls, ihres Verſtandes, ihrer Geiſtesſtärke — Ehrenſäulen verdienen. Aber das ſind nur viele, von den mehreſten gilt doch immer meine Behauptung. Und — daß ich Sie überzeuge, wie diſcret ich gegen das weibliche Geſchlecht bin, ſo geſtehe ich offenherzig, daß ich glaube, daß wir Männer ſelbſt uns zuſchreiben müſſen, wenn bey den mehreſten Weibern ſo wenig Gefühl für Wahrheit iſt.

J. Da ſcheinen Sie mir von einem Extremum auf das andere zu fallen.

B. Das ich nicht glaube. Wir Männer ſind es doch, die den Unterricht und die Erziehung der jungen Nachwelt beſorgen müſſen.

J. Das verſteht ſich.

B. Und nun ſehen Sie ſich einmal um, wie erbärmlich wir für die Ausbildung der Mädchen geſorgt haben!

J. Nu, mein lieber Herr Bürgermeiſter, in Anſehung dieſes Punkts, darf man uns wohl keine Vorwürfe machen.

B. Keine Vorwürfe?

J. Keine Vorwürfe. Denn ſo lange die Mädchenſchulen nicht ſchlechter eingerichtet ſind als die Knabenſchulen, darf man uns wohl nicht vorwerfen, daß wir die Ausbildung der Mädchen vernachläßigten.

B. Ja nun — darinne möchten Sie nun wohl ſo ganz nicht Unrecht haben. Die Knabenſchulen — die Knabenſchulen — es iſt wahr, ich bin, als Bürgermeiſter, Inſpector über unſere Knaben- und Mädchenſchulen, und daß Sie ſehen, daß ich aufrichtig bin, ſo muß ich denn geſtehen, daß die Einrichtung in der einen beynahe ſo albern als in der andern ſey. Wenn ich das Leſen, Schreiben, Rechnen, und die wenigen guten Sprüche ausnehme, die hier gelernt werden, ſo ſehe ich freylich gar nichts, was gelehrt würde, das dem künftigen Bürger des Staats nützlich ſeyn könnte. Es iſt da keine Anſtalt, dem Körper Feſtigkeit zu geben, ihn geſchickt und biegſam zu machen — keine Anſtalt den Verſtand zu üben, den Witz zu ſchärfen, das Herz zu veredeln. Ich muß es Ihnen zugeben, lieber Herr Stadtſchreiber. Aber das iſt ja nicht gegen mich. Ich ſage, wir ſorgen für die Ausbildung des weiblichen Geſchlechts ſchlecht. Darauf antworten Sie mir, wir ſorgen für die Ausbildung des männlichen Geſchlechts eben nicht beſſer. Folgt denn nun aber wohl daraus, daß wir für die Erziehung des weiblichen gut ſorgen?

J. Das folgt freylich nicht daraus. Weiter nichts kann ich daraus folgern, als daß wir die Erziehung beyder Geſchlechter vernachläßigen.

B. Und alſo! da ſind wir ja wieder zuſammen. Aber ſehn Sie, mit unſerm Geſchlechte iſt es doch etwas ganz anders, als mit dem Weiblichen. Von der Schule bis zum Eheſtande iſt doch bey uns immer ein ziemlich großer Schritt.

Wir verlaſſen die Trivialſchule noch vor dem vierzehnten, und verheyrathen uns nicht leicht vor dem acht und zwanzigſten Jahre. Binnen dieſer Zeit durchwandern wir allerley andere Schulen. Der Studirende kommt auf die Univerſität.

J. Ach gehn Sie mir mit ihrer Univerſität!

B. Der Handwerkspurſch wandert, der Kaufmannsdiener reiſet, der Soldat wird von einer Provinz in die andere transportiret.

J. Ja wohl leider!

B. Je nu! dem ſey nun wie ihm ſey! Ich weiß gar wohl, was die Univerſitäten, die Wanderjahre, das Reiſen und das Soldatenleben nachtheiliges haben. Das weiß ich alles mehr als zu wohl, lieber Herr Stadtſchreiber! Wenn wir dieſes Kapitel ausführen wollten, ſo würden wir heute nicht fertig. Aber bey alle dem werden wir doch in der Welt umher getrieben; wir gerathen in eine Menge Verlegenheiten, die uns zwingen unſern Verſtand zu üben, uns zum Nachdenken zu gewöhnen, unſern Witz zu ſchärfen, wir werden bald mit dieſem, bald mit jenem verſtändigen Manne in Verbindung geſetzt, in deſſen Umgange wir wieder verlernen können, was uns in der Schule eingeprügelt wurde, und gute Grundſätze uns erwerben, an die in der Schule nicht gedacht wurde.

Das fällt ja aber bey dem weiblichen Geſchlechte ganz weg. Wenn das Mädchen aus der Schule kommt, ſo iſt es unter der Aufſicht der Mutter, die gemeiniglich auch nicht viel klüger iſt. Kaum hat es die Schule verlaſſen, ſo wird es als eine ausgebildete Perſon behandelt, in alle Geſellſchaften, wo man uns in dieſen Jahren noch als Jungen betrachtet, eingeführt, es bekommt nun Anbeter, die ihm Schmeicheleyen vorſagen; nach ein paar Jahren — huſch! da iſt es eine Frau! Was kann man von dieſer nun wohl erwarten? In der Schule iſt ihr Verſtand nicht geübt, ſie iſt nie zum Nachdenken gewöhnt, das Gefühl für gründliche Vorſtellungen iſt nie geſchärſt worden. Denn, lieber Herr Stadtſchreiber! Sie können davon nicht urtheilen! Sie ſind noch unverheyrathet — Sie kennen vielleicht von dem weiblichen Geſchlechte noch niemanden, als das Mädchen, das Sie liebhaben, und nehmen Sie mir es nicht übel, in Beurtheilung des weiblichen Geſchlechts, darf ein Verliebter kein Votum haben. Der guckt immer durch die Brille. Sie kennen auch das Innere unſrer Schulen noch nicht.

Aber ich bin kein Ehemann, habe eine zwölfjährige Tochter, bin ſelbſt Schulinſpector — ich kann von der Erziehung der Mädchen ein Liedchen ſingen.

J. So ſingen Sie es denn!

B. Wenn Sie wollen, ich beſorge aber, daß es Ihnen wenig Freude machen wird. Die Mädchenſchulen werden faſt durchgängig Leuten übergeben, die man für unfähig hält, Knaben zu unterrichten. Daß es nicht hier und da gute, rechtſchaffne, vernünftige Mädchenſchulmeiſter geben ſollte, will ich gar nicht leugnen. Ich kenne ſelbſt einen ſolchen in Ritterſtadt, der ſo treu ſeinem Amte vorſteht, daß er eine Ehrenſäule verdient. Aber a potiori fit denominatio, lieber Herr Stadtſchreiber! und wenn Sie den großen Haufen der Mädchenſchulmeiſter betrachten, ſo müſſen Sie mir doch zugeben, daß unter ihnen die größten Pinſel, oft die niederträchtigſten Leute ſind. In einem gewiſſen Orte in unſerm Fürſtenthume, den ich nicht nennen will, iſt ohnlängſt ein Schulmeiſter entdeckt worden, der ſeine ihm anvertraueten Mädchen geſchändet hat.

J. Ein Schulmeiſter, die Mädchen geſchändet?

B. Geſchändet, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin. Das ſind denn nun die Mentors, die unſere Gattinnen, die Stützen in unſern Arbeiten, die Tröſterinnen, in unſern trüben Stunden, die Verfeinerinnen unſers Geſchmacks, die die Mütter unſerer Kinder bilden ſollen. Ich ſchwöre Ihnen zu, daß ich manchem Schulmeiſter, der die Gattinnen unſerer Söhne bilden ſoll, meine Gänſe nicht anvertrauete.

J. Aber, ich bitte Sie, ſorgt denn das Oberconſiſtorium nicht für ſolche Dinge, die für die menſchliche Geſellſchaft ſo wichtig ſind?

B. Das Oberconſiſtorium? ja, das hat weit wichtigere Dinge zu thun, als daß es ſich damit befangen ſollte.

J. Und welches ſind die? Was iſt wichtiger als Menſchenwohl?

B. Und wenn alle unſere Knaben Schöpſe, und alle unſere Mädchen Gänſe würden, und alle ehelichen, alle Vater- und Mutterfreuden aufhörten, ſo rührt das unſer Oberconſiſtorium nicht. Wenn die Kinder nur fertig die Frage: Was giebt oder nützt die Taufe? Sie wirket Vergebung der Sünden, erlöſet vom Tode und Teufel, und giebt die ewige Seligkeit allen, die es glauben, wie ſolche Worte und Verheiſſungen Gottes lauten, und andere dergleichen Fragen, beantworten können, ſo iſt es zufrieden —

J. Lieber Herr Bürgermeiſter, wenn Sie nicht ſo ſehr das Gepräge der Rechtſchaffenheit hätten —

B. So glaubten Sie mir nicht? Ey meinetwegen mögen Sie mir glauben oder nicht. Glauben Sie nur Ihren Augen! Gehen Sie ſelbſt in die Schulen, beſonders in die Mädchenſchulen! und urtheilen dann! Da iſt ja noch alles auf dem alten Fuß. Alles noch, wie es zu Luthers Zeiten war.

J. Luther war ein braver Mann!

B. Der war er! der war er! Aber Luther war doch nicht der liebe Gott, der für die Ewigkeit Vorſchriften machen konnte.

J. Das war er freylich nicht, und hat es auch wohl nie ſeyn wollen.

B. Nie hat er es ſeyn wollen. Und doch hängt man an Luthers Katechiſmus noch ſo feſte, als wenn ihn der liebe Gott gemacht hätte. Im achtzehenden Jahrhunderte müſſen die Kinder gerade noch ſo lernen, wie im ſechzehnten. Herr

Stadtſchreiber, Sie können ſich nichts traurigeres denken als ein Examen in der Mädchenſchule, das uns in den Stand ſetzt, die ganze innere Verfaſſung derſelben, zu überſehen. Ich muß einmal in meiner Jugend eine große Sünde gethan haben, daß Gott mich zum Inſpector der Mädchenſchule verurtheilte, und ſagte, um deine ſchweren Jugendſünden zu büßen, ſollſt du jährlich zwey Tage bey einem Examen in der Mädchenſchule aushalten. Das iſt ein wahres Fegfeuer.

J. Und worinne beſteht denn eigentlich die Plage deſſelben?

B. Daß man den ganzen Tag Unſinn mit anzuhören genöthigt iſt, und ein Augenzeuge davon ſeyn muß, wie die herrlichen Keime zum Guten, die der weiſe Schöpfer in die jungen Seelen gelegt hat, zerknickt werden.

Das erſte Leiden, das man hat, iſt das Morgengebet. Herr! wenn ich mir eine rührende Scene denken kann, ſo iſts ein Morgengebet, von einer Schaar, gröſtentheils unſchuldiger, Kinder. Das Morgenlied der Lerchen hebt ja die Seele ſchon, geſchweige denn das Gebet, das Lied unſchuldiger Kinder. Ich dächte, wir hätten doch warlich Lieder und Gebete genug, die den Fähigkeiten der Kinder angemeſſen wären, und die man ihnen in den Mund legen könnte. Aber daran denkt niemand. Da werden Lieder geſungen, davon die Kinder kein Wort verſtehen, ſtatt der Gebete, Pſalmen und bibliſche Sprüche, die den Kindern ſchlechterdings unverſtändlich ſind, und Reimchen hergeplaudert, die für ſie gar nicht gehören. Das iſt doch wohl wahres Seelenleiden, wenn man ſo etwas mit anhören muß, wie von der ſchönen Gelegenheit, die jungen Menſchenſeelen nach und nach zur Bekanntſchaft mit Gott zu bringen, ein ſo verkehrter Gebrauch gemacht wird! Dann folgt ein anderes Leiden — man muß die Lectionen mit anhören, die die Kinder das halbe Jahr hindurch gelernt haben. Die einzige Erquickung die man dabey hat, iſt das A B C, das Buchſtabiren und das Leſen, und das Durchſehen der Schreibbücher. Denn da hört und ſieht man doch etwas, wovon man ſich Nutzen für die Zukunft verſprechen kann. Dann folgt aber ſolcher Unſinn, daß ich gewöhnlich nach einem ſolchen Examen Rhabarber nehmen muß, um die Galle wieder abzuführen, die mir den Tag zuvor in den Magen getreten iſt.

Stellen Sie ſich vor eine Zahl von zwey bis dreyhundert Kindern, die von früh ſieben Uhr, bis Nachmittags fünf Uhr, gerade wie die Staaren, Sachen herplappern, davon ſie kein Wort verſtehen, die ihnen nicht den geringſten Nutzen ſchaffen — und urtheilen dann!

J. Und was für Sachen ſind das denn?

B. Erſtlich das Geſangbuch, ohne alle Auswahl der Lieder. Z. E. Ich armer Menſch, ich armer Sünder, ſteh hier vor Gottes Angeſicht — ein Lied, das für einen armen Sünder im eigentlichen Verſtande gehört, das aber Unſinn iſt, wenn es von einem unſchuldigen Kinde gebetet wird. Zweytens, das Pſalmbuch ohne Auswahl. Drittens, die Bibel ohne Auswahl. Viertens, ein Spruchbuch ohne Auswahl. Fünftens, das Evangelienbuch, mit allen den ſonderbaren Reimen, die ihm ich weiß nicht welcher Schulmeiſter beygefügt hat; ſechſtens, der Katechiſmus, ohne alle Erklärung; ſiebendens, der Himmelsweg.

J. Was iſt denn das, der Himmelsweg?

B. Es iſt halt ein Buch, deſſen Verfaſſer rühmt, daß daraus ein Kind in vier und zwanzig

Stunden lernen könne, den Höllenweg vermeiden, und in Himmel kommen.

J. Nun das muß traun ein wichtiges Buch ſeyn. Ich beſorge aber, daß es in die Claſſe der geſchwinden Lateiner und der allzeitfertigen Briefſteller gehöre.

B. Es könnte, mit einigen Abänderungen ein ganz gutes Buch werden, wenn man davon Gelegenheit nähme, ſich mit den Kindern über die Grundſätze der Religion, und die Beſtimmung des Menſchen zu unterreden. Aber Unterredung mit Kindern iſt eine Sache, für die man in unſerer Mädchenſchule gar keinen Sinn hat. Es ſind Fragen und Antworten, die, ohne alle Erklärung, auswendig gelernt werden.

So ärgerlich es nun iſt, daß die Kinder gezwungen ſind, Sprüche, Verſe und Lieder herzuſagen, davon ſie kaum das zehnte Wort verſtehen; ſo iſt es doch noch weit unſinniger, wenn ſie Antworten geben, die auf die Fragen eben ſo paſſen, als wenn Sie mich fragten: Sagen Sie mir doch, welche Zeit es nach Ihrer Uhr iſt? und ich antwortete: Dreyfach, das Thierreich, das Mineralreich und das Pflanzenreich.

J. Ich verſtehe Sie nicht.

B. So will ich es Ihnen erklären. Sehen Sie, jedes Kind hat die Fragen und die Antworten, die im Examen vorkommen, gedruckt in der Hand. Weil aber der Schulmeiſter doch einſieht, daß es den Kindern unmöglich ſey, eine ſolche Menge Fragen und Antworten, die, wenn man ſie zuſammen drucken ließ, vielleicht ein Alphabet betragen möchten, in ihr Gedächtniß zu faſſen; ſo theilt er jedem Kinde die Beantwortung einer beſtimmten Anzahl von Fragen zu. Z. E. Anne bekommt 1—5, Chriſtine 6—9, Caroline 10—12, u. ſ. w. Wenn nun Anne nicht zugegen iſt, ſo beantwortet Chriſtine Annens und Caroline Chriſtinens Fragen, und ſo geht es immer fort, es fallen immer Antworten, die gar nicht zu den Fragen gehören.

J. Das iſt doch aber das tollſte, was man ſich denken kann. Merkt es denn der Schulmeiſter? merken es denn die Kinder nicht?

B. Keines von beyden. Der Schulmeiſter iſt von Begierde ſein Examen zu endigen, die Kinder ſind von Begierde, ſich ihrer Bürde zu entledigen, ſo eingenommen, daß jener nur auf ſeine Fragen, dieſe nur auf ihre Antworten denken, und weder jener noch dieſe bemerken, wie Frage und Antwort zuſammen paſſen. Es geht ſoweit, glauben Sie mir, als einem ehrlichen Manne, daß der Schulmeiſter die Fragen gar nicht ausſagt, und die Mädchen die Fragen gar nicht abwarten, ſondern gleich bey dem erſten Worte mit der Antwort einfallen. Z. E. An ſtatt zu fragen: wer hat dich erſchaffen? wer hat dich erlöſet? wer hat dich geheiliget? fragt der Schulmeiſter nur: wer hat dich? wer hat dich? wer hat dich? Nun ſtellen Sie ſich vor, daß die Anna, die das dreymalige wer hat dich? beantworten ſoll, fehle, daß ſtatt ihrer die Chriſtine, ſtatt dieſer die Caroline antworte, und bedenken nun ſelbſt was für ein Contraſt an den Tag kommen müſſe. Um es Ihnen begreiflich zu machen, will ich doch einmal die Perſon des Schulmeiſters, der Catharine und der Caroline vorſtellen.

Sch. Wer hat dich?

C. Ja.

Sch. Wer hat dich?

C. Am Anfang ſchuf Gott Himmel und Erden.

Sch. Wer hat dich?

C. Ja.

Sch. Iſt denn der Vater?

E. Im Anfang war das Wort, und das Wort war bey Gott, und Gott war das Wort.

Sch. Woher?

E. Ja.

Sch. Iſt denn?

E. Wiſſet ihr nicht, daß ihr Gottes Tempel ſeyd, und der Geiſt Gottes in euch wohne.

J. Ach ich bitte Sie! hören Sie auf, das iſt nicht auszuhalten — das ſprengt das Zwerchfell. Ha! ha! ha! Iſt denn? Wiſſet ihr nicht —

B. So geht es, faſt das ganze Examen durch. Nun überlegen Sie ſelbſt, lieber Herr Stadtſchreiber, wo ſollen da die armen Mädchen, bey einem ſolchem Unterrichte Ausbildung ihres Verſtands, wo Empfänglichkeit für vernünftige Vorſtellungen herbekommen? Und ſo lange das nicht anders wird, ſo wirds auch mit der ganzen Erziehung nicht viel anders werden. Schaft uns, Ihr Herren Pädagogen, erſt vernünftige Weiber und Mütter — dann ſchreibt! So lange dieß nicht iſt, hilft alle das Schreiben nichts. Ich habe die mehreſten neuen pädagogiſchen Schriften, und ſuche meine Kinder darnach zu erziehen,

was

was ich aber in einer Woche erbaue, das reißt meine Frau in einer Stunde wieder nieder.

Vorigen Monat ſpielte ich ihr das Krebsbüchelchen in die Hände —

J. Was iſt das für ein Büchelchen?

B. Wir nennen es hier zu Lande das Krebsbüchelchen, weil auf der Vignette ein Krebs mit ſeinen Jungen abgebildet iſt. Eigentlich heißt es aber: **Anweiſung, zu einer, zwar nicht vernünftigen, aber doch modiſchen Erziehung der Kinder.**

J. Das ſoll wohl Satyre ſeyn?

B. Eine bittere Satyre auf die gewöhnlichen Fehler der Erziehung. Es iſt da alles ſo anſchaulig gemacht, daß es auch Leute begreifen müſſen, die ſonſt gar keine Fähigkeit haben, eine vernünftige Vorſtellung zu faſſen.

Meine Frau begriff es auch, warf es aber im Zorne auf die Erde, und ſagte: das hat ja ein dummer Kerl gemacht! es iſt ja ordentlich, als wenn er mich zum Beſten hätte! Unterdeſſen hat es doch etwas gewirkt. Aber — tauſend —

Fortſetzung.

J. Warum ſind Sie ſo ängſtlich?

B. Ueber den albernen Auftritt mit meiner Frau vergeſſe ich auch alles — Kein Wunder wäre es, bey meiner Ehre! Es hat mir den Kopf ganz verrückt. (In den Taſchen hin und her ſuchend) wenn ich ihn doch nur bey mir hätte! Nach Hauſe mag ich auch nicht wieder gehen! Was mach ich? Da hab ich einen Steckbrief bekommen —

J. Vermuthlich wegen eines katholiſchen Geiſtlichen?

B. So? wiſſen Sie — aber was geht mich der katholiſche Geiſtliche an. Der arme Teufel, wer weiß was für alberne Streiche man mit ihm geſpielt hat. Aufſuchen muß ich ihn auf alle Fälle, wenn ich ihn aber nur nicht finde, dann iſt es gut. Durch mich ſoll, ſo wahr der Himmel über mir iſt, kein Menſch unglücklich werden. Itzo ſeyn Sie ſo gut, lieber Freund, und gehen in Ihren Gaſthof, damit ich Zeit gewinne, zu überlegen, wie ich die Sache am klügſten angreife. In einer halben Stunde komme ich nach, laſſe den Gaſthof durch den Rathsdiener durchſuchen und alles arretiren, was mir verdächtig iſt.

Ich verſtand den Wink des braven Bürgermeiſters, eilte, ſo geſchwind ich konnte, nach dem Gaſthofe zurück, gab dem Geiſtlichen meinen Oberrock, trieb ihn fort, und beſtimmte ihm, auf dem Wege nach Carmin, einen Ort, wo er meiner warten ſollte. Kaum war er ſoweit, daß ich glaubte, er ſey außer der Stadt, ſo kam der Bürgermeiſter, mit vollkommener Amtsmiene, und fragte: Logiren Fremde hier?

In der obern Etage, ſagte der Wirth.

Der Bürgermeiſter kam trotzig herauf, riß meine Thür auf, und ſagte — nu, den Herrn kenne ich ſchon, logirt hier ſonſt niemand?

W. Gar niemand.

B. Logirt hier kein katholiſcher Geiſtlicher?

W. Wenn es Ihnen beliebt ſelbſt nachzuſuchen, ſo werden Sie niemanden finden, als den Herrn hier, der, wie Sie ſelbſt wiſſen, geſtern ſpät hier angekommen iſt.

B. Werner! durchſuche er, Haus, Ställe, und Scheuer! Alles durchſuche er, das ſage ich ihm. Ich bin Bürgermeiſter in Inſefeld, und muß meine Pflicht erfüllen. Und wenn ich den katholiſchen Geiſtlichen bey ihm finde, Herr Wirth! Das ſage ich ihm, ſo muß ich ihn um ſchweres Geld ſtrafen.

W. Ich unterwerfe mich der gnädigen Strafe. Nach einer Viertelſtunde ohngefähr kam der Rathsdiener zurück, und verſicherte, er habe niemanden gefunden.

Das iſt ſein Glück, Herr Wirth, ſagte der Bürgermeiſter mit affectirtem Ernſte, wendete ſich dann lächelnd an mich, und nahm, mit einer herzlichen Umarmung, von mir Abſchied.

Es iſt auch wohl Zeit, daß ich von Ihnen Abſchied nehme, ehe Sie des Leſens überdrüßig werden, und meinem Briefe ſelbſt den Abſchied geben.

Ich thue es, mit der aufrichtigen Verſicherung, daß ich Lebenslang ſey

der Ihrige

Zellnik.

Zehnter Brief.

Der Diakonus Rollow an ſeine Frau.

Grünau den 9ten Febr.

Meine Liebe!

Du machſt mir mit Deiner Zurückreiſe die Zeit ſo lang, daß ich beynahe auf den Verdacht komme, Du habeſt mich und Deine armen Kinder ganz vergeſſen. Freylich wirſt Du die Schuld von der Verzögerung auf Henrietten ſchieben. Allein ſie hängt doch von Dir, und Du nicht von ihr ab. Es wird ihr ohne Zweifel daran gelegen ſeyn, ihres guten Carls Zurückkunft abzuwarten! Sie ſollte aber doch bedenken, daß mir und unſern lieben Kindern auch ſehr viel an Deiner Gegenwart liege. Wie kann man mir es denn bey meinen vielen Geſchäften zumuthen, daß ich mich auch noch um die Küche und um die Verpflegung der Kinder bekümmern ſoll?

Ich bitte Dich alſo, meine Gute, daß Du, ſobald Du dieſen Brief bekommſt, ſogleich Anſtalt zu Deiner Heimfahrt macheſt. Henriette wird hierzu um ſo williger ihre Einwilligung geben, wenn Du ſie in meinem Namen verſicherſt, daß Herr von Carlsberg, unter einem Monate, nicht zurück kommen werde, indem er, wie ich gewiß weiß, eine nothwendige Reiſe hat unternehmen müſſen, zu welcher ihn die Liebe zu Henrietten veranlaßt hat.

Ich bin euch Leutchen geſtern bis Troppenheim entgegen gereißt, ſchmeichelte mir mit der Hoffnung, von euch daſelbſt gefunden zu werden: nachdem ich aber einige Stunden vergeblich gewartet hatte, mußte ich leider, mit fehlgeſchlagener Erwartung, zurückziehen.

Aber wo blieben unterdeſſen, fragſt Du, meine armen Kinder?

Die blieben zu Hauſe.

Ey, Du böſer Mann! ſagſt Du weiter, wie konnteſt Du es doch über Dein Herz bringen, die guten Kinder ſich ſo ſelbſt zu überlaſſen!

Kann nichts helfen. Du haſt ja mit dem Verlaſſen den Anfang gemacht —

Doch es iſt mir unmöglich Dich länger zu ängſtigen, ob ich gleich dazu Luſt habe. Ich will Dir alſo alles erzählen, wie es geweſen iſt.

Die Frau von Roſewitz kam zu mir, und bat mich, ihre zwey Söhne von Troppenheim abzuholen. Ihre wiederholten Bitten, und die ſüße Hofnung, Dich liebes, gutes, Weib in Troppenheim umarmen zu können, überwanden alle Bedenklichkeiten. Ich entſchloß mich zur Reiſe, nachdem ich zuvor unſere lieben Kinder zur Frau Hofräthin Grimmlein gebracht, und ſie gebeten hatte, dieſelben, während meiner Abweſenheit, unter ihre Aufſicht zu nehmen.

Hier könnte ich nun ſchließen. Da mir aber keine Zeit angenehmer verſtreicht, als die ich mit Dir, meine Gute, verplaudere; ſo kann ich nicht umhin, mich noch einige Augenblicke mit Dir zu unterhalten, und Dir eine kleine Schilderung von der Schule zu Troppenheim zu geben.

Den Rektor kennſt Du ſchon aus einem Briefe, den uns einmal der Herr von Carlsberg, von ſeinem Vetter, vorlas; die Einrichtung der Lectionen will ich Dir auch nicht beſchreiben, weil ſie Dich wenig intereßiren wird. Nur von der äuſſerlichen Einrichtung will ich Dir etwas mittheilen.

Bedenk einmal, die bedaurenswürdigen Kinder, die hier erzogen werden, kommen, während ihres Hierſeyns, kaum eine Stunde weit von ihrer Schule, und auch dieß äuſſerſt ſelten, die ganze übrige Welt bleibt ihnen unbekannt.

Wenn ihre Schulſtunden geendigt ſind: ſo begeben ſie ſich je ſechs und ſechs auf ihre Stuben, wo ſie, ganz ohne **Aufſicht**, ſich ſelbſt überlaſſen ſind. Stelle Dir einmal vor junge Leute, ohne Erfahrung, ohne moraliſche Grundſätze, davon wenigſtens die Hälfte, wenn ſie in die Schule kommen, ihre Unſchuld verlohren hat — ſich ſelbſt überlaſſen, ohne Aufſicht!

Nach Tiſche, halb neun Uhr, gehen ſie alle in einen gemeinſchaftlichen Schlafſaal, wo ſie alle, funfzig an der Zahl, ohne die geringſte Aufſicht, ſchlafen.

Ich entſetzte mich, da mich ein Schüler, der mir den Schlafſaal zeigte, dieſes verſicherte, verbarg übrigens meinen Unwillen gegen ihn, ſo viel ich konnte.

Bey Tiſche aber, da ich neben dem Rektor ſaß, konnte ich nicht länger an mich halten, ſondern ließ mich mit ihm, da er mir die großen Fortſchritte lobte, die ſeine Schüler im Lateiniſchen und im Griechiſchen machten, in folgendes Geſpräch ein.

J. Das iſt recht ſehr gut, lieber Herr Rektor, daß ihre Schüler Lateiniſch und Griechiſch lernen, und hierdurch einen Schlüſſel zu einer Vorrathskammer bekommen, die ſehr gemeinnützige Kenntniſſe in ſich faßt: denn die Fertigkeit in dieſen Sprachen werden Sie doch ſelbſt für nichts weiter als für einen Schlüſſel halten. Ich zweifle auch nicht, daß Sie ihnen den Schlüſſel zu dem herrlichen Magazine geben werden, das unſere Deutſchen und Franzöſiſchen Gelehrten geſammlet haben.

R. Um Vergebung! was wollen Sie damit ſagen?

J. Dieſes, daß ich voraus ſetze, Ihre Kinder lernen auch Deutſch und Franzöſiſch.

R. Hum! was das Deutſche betrift, ſo iſts ja ihre Mutterſprache, die ſie alle ſchon können, und das Franzöſiſche — das geht mich nichts an. Ich will, lieber Herr Diakonus, Gelehrte erziehen, und das Franzöſiſche iſt keine gelehrte Sprache.

J. Dagegen könnte nun freylich manches noch eingewendet werden, das ich aber, um keinen Wortwechſel zu veranlaſſen, mit Stillſchweigen übergehe. Nur eine Frage bitte ich mir zu beantworten, lieber, guter, Herr Rektor! wie ſteht es denn mit der Unſchuld Ihrer lieben Schüler? Sind Sie denn verſichert, daß ſie alle reines Herzens ſind?

R. Ich antworte Ihnen mit den Worten der Schrift: **wer will einen Reinen finden, bey denen, da keiner rein iſt?**

J. Recht gut. Ich glaube es gern, daß niemand ganz rein, ganz frey von unordentlichen Begierden und Leidenſchaften iſt. Das will ich aber mit meiner Frage gar nicht ſagen. Ich will mich deutlicher erklären: ſind Sie denn verſichert, daß Ihre Schüler nicht etwa ihren Leib entehren, den Tempel Gottes verderben? Verſtehen Sie mich nun?

R. (betreten) Ich weiß nicht, was Sie mit dieſer Frage haben wollen. Es hat mir deswegen ſchon ein gewiſſer Oberſter, der ſeinen Sohn hier hatte, Vorwürfe gemacht. Lieber Gott! man thut alles was man kann, man hält die jungen Leute zum Beten und zum Singen an, man ſchärft ihnen das göttliche Wort ein, das Uebrige überläßt man dem göttlichen Schutze. Ja, ja dem göttlichen Schutze. Der Herr hat ſeinem Engel befohlen über dir, das ſagt meine Bibel, die Neuern wollen aber freylich die Engel wegdiſputiren.

J. Zu dieſer Art von Neuern gehöre ich gar nicht, lieber Herr Rektor. Ich glaube von ganzem Herzen, daß es Geiſter giebt, die vollkommner ſind, als Sie und ich, und die Gott verordnet hat über unſer Wohl zu wachen. Aber wir gehören gewiß auch mit zu dieſen Geiſtern. Der vorzüglichſte Engel, dem meine Kinder anvertrauet ſind, bin ich, und der unmittelbare Schutzengel Ihrer lieben Jugend ſind Sie, lieber Herr Rektor!

R. Wir ſind arme Menſchen, und das iſt unſer Reichthum vor Gott, daß wir uns für arme, verlohrne und verdammte Menſchen halten. Ich erkenne meine große Unwürdigkeit, und verlaſſe mich deswegen lediglich auf Gottes und ſeiner heiligen Engel Schutz, dem ich auch täglich, in meinem Morgen- und Abendgebete, meine lieben Schüler empfehle. **Das Gebet des Gerechten vermag viel, wenn es ernſtlich iſt,** lieber Herr Diakonus. Sie ſcheinen aber leider nicht viel vom Gebete zu halten.

J. Das können Sie nicht wiſſen. Ich rühme mich des Gebets nicht, nur dieß muß ich geſtehen, daß ich allemal, nach geendigtem Gebete, mich geſtärkt zu meinen Pflichten fühle, und ſehr geneigt bin, meine Schuldigkeit zu thun. Nach meiner Meynung iſt alſo die vorzüglichſte Wirkung des Gebets dieſe, daß es Luſt und Kraft giebt, unſere Schuldigkeit zu thun.

R. Und thu ich denn meine Schuldigkeit nicht? ich alter Mann, der im Schulſtaube grau geworden iſt, thu ich denn etwa meine Schuldigkeit nicht? Was doch ein Schulmann ſich alles muß nachreden laſſen. Vom Morgen an bis in die Nacht arbeite ich, und lehre und predige, und habe ſchon ſo viele tüchtige Männer gezogen, unſer Herr Pfarrer, der den Suetonius edirt hat, hat zu meinen Füßen geſeſſen — und ſoll doch meine Schuldigkeit nicht thun?

J. Ich weiß nicht, warum Sie ſich getroffen fühlen, Herr Rektor! Da ich doch noch gar nicht geſagt habe, daß Sie Ihre Schuldigkeit nicht thäten. Da Sie mir aber ſo vieles von der Beobachtung Ihrer Schuldigkeit ſprechen, ſo nöthigen Sie mich, Ihnen zu ſagen, daß ich es für die erſte Pflicht des Erziehers halte, darauf zu ſehen, daß ſeine Zöglinge nie ohne Aufſicht zuſammen ſchlafen.

R. Ich habe keine Zöglinge, lieber Herr, dieß Wort, das von Deſſau herkommt, habe ich immer verabſcheuet. Schüler habe ich.

J. Ey meinetwegen mögen Sie Zöglinge, oder Schüler haben! Auch Schüler, und überhaupt junge Leute, ſie mögen Schüler, oder Zöglinge oder Eleven, oder Penſionairs heißen, dürfen nie nie ohne Aufſicht ſchlafen. Das iſt eine Sünde gegen die Natur. Bey Ihnen ſchlafen ja ſogar in manchen Betten zwey und zwey zuſammen, anderer ihre Bette ſind ſo nahe bey einander, daß es eben ſo gut iſt, als wenn ſie ſelbander zuſammen lägen.

N. Da ſehen Sie ja, daß ich meine Schuldigkeit thue. Mit gutem Vorbedachte habe ich ſie ſo nahe zuſammen gebettet, daß, wenn dem einen etwas zuſtößt, er ſogleich den andern wecken kann. Sehen Sie, daß ich meine Schuldigkeit thue?

J. Ich merke wohl, daß hier der Ort nicht iſt, über Schulverbeſſerung zu ſprechen. Wenn Sie die Winke nicht verſtehen, die ich Ihnen gegeben habe, ſo ſcheint es, als wenn Sie mit der Peſt, die in den mehreſten Schulen und Erziehungsanſtalten und in Ihrer Schule *) vorzüglich, graßiret, gar nicht bekannt wären. Es iſt alſo das Beſte, das ich abbreche. Die Zeit iſt ohne-

dieß

---

*) „Auf was für eine Schule mag wohl hiermit gezielet ſeyn? fragen einige meiner Leſer. Ganz gewiß iſt damit die Schule in N. gemeynt.“ Ganz recht, auf die Schule wird gezielt, wo die Schüler noch mit langen Mänteln in die Schule kommen, und zu funfzigen, ohne Aufſicht, bey einander ſchlafen. Da ich die Schwierigkeiten gar wohl kenne, die, bey Abſchaffung alter Mißbräuche, ſich zeigen, da es mir nur allzubekannt iſt, daß auch der redlichſte und thätigſte Mann nicht immer ſo handeln kann, als er will: ſo gebietet mir die Pflicht der Schonung dieſe Schule Troppenheim zu nennen, und ihren wahren Namen zu verſchweigen. Sollte aber,

nach

dieß da, mit den jungen Roſewitzen aufzubrechen. Erlauben Sie mir, daß ich aufſtehen darf.

Dieſe Erlaubniß erhielt ich, ohne Weigerung, und verfügte mich ſogleich zu den beyden Roſewitzen, um ihnen zu ſagen, daß ſie nun mit mir abreiſen ſollten.

Da ich zu ihnen kam, waren ſie beyde damit beſchäftigt, ſich in die Stammbücher einzuſchreiben, die ihnen ihre Mitſchüler gebracht hatten.

Im Augenblicke ſind wir fertig, lieber Herr Diakonus, ſagten ſie.

Schreiben Sie immer, war meine Antwort, Sie erfüllen itzo die Pflicht der Freundſchaft, darinne will ich Sie nicht ſtören.

Da

nach Verlauf einiger Zeit, noch keine Anſtalt gemacht werden, dieſe groſſen, aus dem Mönchthume entſpringenden, gegen alle pädagogiſchen Grundſätze ſtreitenden, Mißbräuche wegzuſchaffen: ſo erfordert es die Pflicht, die ich meinem Nebenmenſchen ſchuldig bin, dieſe Schule öffentlich zu nennen, und alle Eltern dafür zu warnen. Es iſt doch keine Kleinigkeit, wenn ſolche Mördergruben in einem geſitteten Staate geduldet werden, wo unwiſſende Kinder ihre Unſchuld, Tugend und Leben verliehren.

v. H.

Da ich nun aber einige Minuten Langeweile hatte, nahm ich ein Stammbuch in die Hand, um zu ſehen, was ſie eingeſchrieben hätten. Sie hatten lauter lateiniſche Sentenzen eingetragen, und unten drunter geſchrieben — rathe einmal was? — **am Tage meines Abſchieds aus dieſem Jammerthale.**

Ich kehrte mich, da ich dieß las, ſogleich nach dem Fenſter um, um das Lachen zu verbergen.

Sobald ich darüber Herr geworden war, nahm ich eine ernſthafte Miene an, faßte den ältern Roſewitz bey der Hand, zog ihn nach dem Fenſter zu und fragte: was haben Sie hier eingeſchrieben?

Er wurde blutroth, ſchlug die Augen nieder und ſchwieg ſtille.

Wie können Sie aber, fragte ich weiter, die hieſige Schule ein Jammerthal nennen? Sehen Sie den Strom, der dort rauſcht, die ſchöne Pläne, die vor Ihnen ſich ausbreitet, das anmuthige Wäldchen, das dort in der Entfernung liegt! Wie viele tauſend Blumen müſſen hier blühen, wie viele Vögel ſingen! Iſt das ein Jammerthal?

N. Was hilft mir denn das alles? ich darf ja nicht an den Strom gehen, darf nicht auf der Wieſe herumlaufen, und in das Wäldchen bin ich noch niemals gekommen.

J. Sind Ihnen denn gar keine Spatziergänge erlaubt?

N. Das wohl. Aber es ſind gar keine rechten Spatziergänge. Wir dürfen auf denſelben gar nicht hüpfen und ſpringen, und wenn wir an einen hübſchen Ort kommen, ſo müſſen wir auch ſogleich wieder zurückgehen. Wenn wir einmal ein Biſchen luſtig geweſen ſind, ſo bekommen wir Schläge.

J. Schläge?

N. Ja wirklich (ſchluchzend) vor etlichen Wochen noch hatten wir uns ein Biſchen geſchneeballet, da bekamen wir alle Schläge.

J. Wenn Sie nun aber auch nicht viel ausgehen dürfen, ſo haben Sie doch zu Hauſe es ſehr gut. Sie haben doch einen recht guten Tiſch.

N. Ey ſchade für den Tiſch!

J. Und haben ſo hübſche Geſellſchaft —

N. Eine ſchöne Geſellſchaft! ich will, (weinend) dem lieben Gott danken, wenn ich aus dieſer Geſellſchaft weg bin.

J. Wie ſo?

R. Die turbirt ja einen den ganzen Tag. Die Großen machen immer dummes Zeug, und wenn man es dem Herrn Rektor ſagt, ſo haben Sie einen alle zum Narren. Mich heißen Sie den Blauſtrumpf, und Wilhelmen den Klätſcher.

J. Vergeſſen Sie was geſchehen iſt! gehen Sie zu allen Ihren lieben Mitſchülern, und nehmen von ihnen freundſchaftlichen Abſchied. Ende gut, alles gut!

R. Das kann ich wohl thun!

Er und ſein Bruder thaten es, mit einiger Rührung. Kälter habe ich aber nicht leicht einen Abſchied geſehen, als dieſer, in Anſehung der übrigen Schüler, war. Den mehreſten ſchien es einige Ueberwindung zu koſten, ſich zu einer Umarmung zu bequemen, und faſt alle ſtellten ſich dabey ſo kalt und ſteif an, daß ich mich in meinem Innerſten, über ihre Fühlloſigkeit, über ihren Mangel an Theilnehmung, betrübte. Nur ein kleiner, der noch die Unſchuld in ſeinem Geſichte trug, und, wie ich hörte, erſt vor einigen Wochen angekommen war, hieng etwa eine halbe Minute lang an den Abgehenden, und weinte recht herzlich. Vermuthlich wird er in dieſer Schule ſich nie wieder von einem Abgehenden, mit ſo herzlicher Rührung trennen. Denn Gefühl für Liebe und Freundſchaft ſcheint eine Pflanze zu ſeyn, die auf Troppenheimiſchen Boden nicht fortkommt.

Ich umarme Dich, meine Liebe, und unſere gute Henriette, und bitte, auf das baldigſte mit Deiner Gegenwart zu erfreuen, Deine guten Kinder und

Deinen

Dich innigſtliebenden

Rollow.

Elfter Brief.

Der Feldprediger Wenzel an Carl von Carlsberg.

Carmin den 12ten Febr.

Mein lieber guter Carl!

Lange hat mir kein Brief ſolche Freude gemacht als Ihr letzter, in dem Sie mir melden, daß die Entführte, die wir, als irrende Ritter, aufgeſucht haben, Ihre Henriette nicht geweſen ſey. Gott ſtehe der Unglücklichen, die uns anrief, bey! Denn da ich, aller meines Nachſuchens ohngeachtet, keine Spur von ihr habe ausfindig machen können, ſo ſitzt ſie gewiß zwiſchen vier Mauern feſte.

Ich habe den ganzen Strich, von Kolchis bis Carmin, und von da bis Herrenſtadt, durchreiſt, habe alle Oerter, die mir nur einigermaßen verdächtig waren, vorzüglich die Güter Ihrer Frau Mutter, durchſucht, habe aber nirgends eine Nachricht eingezogen, die weitere Auskunft geben könnte.

Der letzte Ort, den ich beſuchte, war Herrenſtadt. Denn Ihr Bruder, Ihr Bruder — der war die Perſon, auf die ich, in Anſehung der Entführung Henriettens, den größten Verdacht hatte. Sie kennen ihn ſo gut als ich, und alſo werden Sie mir verzeihen, wenn ich Ihnen meine Meynung von ihm, ohne alle Zurückhaltung, ſchreibe.

Ohne Zweifel werden Sie ſich wundern, wenn ich Ihnen melde, daß er durchaus der Mann nicht mehr iſt, der er vor einem halben Jahre war. Wollte Gott, ich könnte Ihnen auch melden, daß er vernünftiger geworden wäre.

Da ich in ſein Zimmer trat, fand ich nicht mehr den Mann, der, wie ſonſt, mit frecher Stirn, mir entgegen trat, und einige Sottiſen ſagte. Mit geſenktem Kopfe, trüben Blicke, und niedergeſchlagnen Augen, gab er mir treuherzig die Hand und ſagte: Seyn Sie mir willkommen, lieber Herr Feldprediger!

J. Gott ſey mit Ihnen, Herr von Carlsberg! Warum ſind Sie ſo traurig?

Br. Ich bin nicht traurig — nie war ich ſo vergnügt, als itzo.

J. Da müßten meine Augen mich trügen — Ihr Blick iſt ſo trübe, Ihre Miene ſo kleinmüthig — haben Sie vielleicht Sorgen?

Br. Sorgen? deren habe ich viele gehabt, aber, (lächelnd) dem Urquell aller Weisheit ſey es gedankt! Nun — nun — ſind meine Sorgen gemindert, und bald — bald, ſind ſie ganz geendigt.

J. Das freuet mich. Darf ich das Geheimniß wiſſen, das dieſe glückliche Veränderung ſo ſchleunig bewirkt hat?

Br. Das Centrum liegt tief, aus dem Liebe und Leben urſtändet, und nicht allen iſt es gegeben, es zu finden.

J. Oh! Sie ſind alſo wohl ein Goldmacher?

Br. Ich wäre es nicht, wenn ich mich rühmte es zu ſeyn. Die Erzeugung geſchieht allemal im Dunkeln.

J. Alſo ſind Sie es, weil Sie ſich nicht rühmen es zu ſeyn?

Br. Wie Sie wollen.

J. Verzeihen Sie mir eine Frage! nicht um Ihnen die Kunſt abzulernen, Gold zu machen, deſſen ich nicht bedarf, weil ich immer ſoviel Gold, als ich nöthig habe, im Beutel führe, ſondern —

Br. So? Sie haben alſo immer ſoviel Gold im Beutel, als Sie bedürfen? Sie ſind alſo gewiß ein Adeptus — das habe ich lange gemerkt.

J. Der bin ich auch. Der Weiſe iſt Herr über alle Elemente, auch über die Metalle, und ſchaft ſich deren ſoviel er bedarf.

Br. Das iſt die Sprache des wahren Adepten. Er preißt im Stillen den Weltgeiſt, der ihn zum Centrum führte, treibt im Verborgnen die Rotation, nimmt aber davon nicht mehr als er bedarf. Solche Adepten, in den Myſterien der göttlichen Sophia initiirt, hat es zu allen Zeiten gegeben. Da war der Theophraſtus Paracelſus, Hermes Trismegiſtus, der erleuchtete Mann Gottes, Jacob Böhm —

J. So weit dürfen Sie nicht zurück gehen. Wir haben in neuern Zeiten Exempel genug.

Br. O ja! des Feuers Urquell verſiegt nie, und der rothe Löwe erſcheint allen, die ihn mit Hingebung ſuchen. Mir Unwürdigen hat der Weltgeiſt ſelbſt die hohe Gnade ertheilt, daß ich mit Weiſen in Verbindung gekommen bin, die bis zum Centrum drangen. Ich darf mich wohl nicht erkühnen, Sie zu fragen, wer die Adepten ſind, die Sie die Gnade hatten, kennen zu lernen?

J. Und warum nicht? da iſt der Friedrich der Einzige zum Exempel.

Br. Ja, ja von dem habe ich lange ſo etwas vermuthet.

J. Sie brauchten es nicht zu vermuthen — es liegt ja am Tage. Er erbte eine Armee von ſechzigtauſend Mann, und hat izo wenigſtens zweyhunderttauſend — hat ſein ganzes Land umgeſchaffen — hat es bevölkert, hat aus Moräſten, tragbare Felder gemacht, neue Kanäle angelegt, Kriege geführt, die das Erſtaunen der Nachwelt erregen werden — hat neue Dörfer und Veſtungen erbauet — hat Geld zu dreyßig bis hunderttauſend ſeinen Unterthanen ausgetheilt, und dem allen ohnerachtet hinterläßt er einen Schatz, der den weit überſteigt, den er von ſeinem verſtorbenen Vater erbte — Was ſagen Sie hierzu?

Br. Da braucht es ja weiter keines Sagens, die Sache liegt am Tage.

J. Und unſer Kayſer —

Br. Ja, ja, da mag wohl auch ſo etwas paßiren.

J. Je nothwendig — Immer erweitert er ſeine Gränzen, ſetzt Koloniſten zu tauſenden an, baut neue Pflanzörter, vermehrt ſeine Armee, giebt Witwen und Waiſen Penſionen, und hat demohnerachtet immer Geld im Ueberfluß.

Br. Sie ſind mir ein Engel Gottes! Nun werde ich mein Werk mit noch einmal ſo großer Freudigkeit treiben.

J. Und in niedrigen Ständen erwärmt auch das Urlicht die wenigen Auserkohrnen mit ſeinem allbelebenden Feuer. Haben Sie nichts von dem Schweizeriſchen Bauer Kleinjogg geleſen?

Br. Es iſt mir ſo.

J. Der ſtieg in kurzer Zeit, von der Armuth ſo weit, daß er ſein überflüßiges Auskommen hatte, und, wegen ſeiner Oekonomie ſo berühmt wurde, daß ihn alle Reiſende, ſelbſt Fürſten, beſuchten.

Br. Da haben wir es ja! Und doch will man der Macht des Weltgeiſtes Gränzen ſetzen, und die Möglichkeit der Verwandlung der Metalle bezweifeln. Was halten Sie von der Goldtinctur? Glauben Sie nicht, daß Gott denen, die ihn ſuchen, das Geheimniß offenbare, ſein Leben zu verlängern, und einer ununterbrochnen Geſundheit zu genießen?

J. Haben Sie mich je krank geſehen?

Br. Wahrhaftig nie! Bey Gott nie! und ich war ſo verblendet, daß ich hierauf nie aufmerkſam wurde. O Segen Gottes über Sie, Kind des Lichts, (mich umarmend) Initiirter in den Myſterien der göttlichen Sophia. Ohne Zweifel iſt Ihnen auch die Gnade zu Theil geworden, des ſeligen Umgangs mit Geiſtern zu genießen?

J. Solcher Glückſeligkeit rühmt man ſich nicht. Doch ſind, das muß ich bekennen, die ſeligſten Stunden meines Lebens immer diejenigen, die ich im Umgange mit dem Oberſten der Geiſter zubringe.

Br. O Mann Gottes! Geſegneter des Herrn! Wollen Sie mir Unwürdigen nicht wenigſtens einen Tropfen aus dem Strome zutröpfeln laſſen, den ihnen die himmliſche Sophia gezeigt hat?

J.

J. Lieber Herr von Carlsberg! nicht allen iſts gegeben, das Geheimniß zu faſſen.

Br. Ich werde aber noch durchſchauen durch die ägyptiſche Finſterniß — ſchon hat ſich mir der Radius gezeigt! O nur einen Wink, göttlicher Mann! nur einen Wink, dann wird mir das himmliſche Licht erſcheinen, und mich weiter leiten.

J. Ich glaube Ihnen keinen vernehmlichern Wink geben zu können als dieſen, daß ich Ihnen meine Verfahrungsart bey dem Proceſſe ſage.

Br. Das wollen Sie?

J. Das will ich. Ich beſorge aber, daß Sie mich nicht verſtehen werden. Denn vor vieler Antlitz hängt die Decke Moſis, die ſie hindert, daß ſie nicht ſehen mögen, die hellen Strahlen der göttlichen Alethia. Hören Sie alſo! Mein erſter Grundſatz iſt der: brauche die Kräfte, die dir dein Schöpfer verliehen hat, zu Beförderung, deiner und deines Nebenmenſchen Glückſeligkeit, und richte deswegen mit möglichſter Treue die Geſchäfte aus, die das Amt erfordert, das dir Gott anvertrauet hat! Zweyter Grundſatz: wenn Schwierigkeiten eintreten, oder deine Bedürfniſſe ſich vergrößern, ſo werde nicht kleinmüthig, ſondern zeige deſtomehr Muth, und denke nach, wie du die Schwierigkeiten überwinden, und woher du deine neuen Bedürfniſſe nehmen willſt. Dritter Grundſatz: vermeide allen Aufwand der für dein und anderer Menſchen Wohl entbehrlich iſt.

Hier haben Sie, lieber Herr von Carlsberg, das ganze Myſterium der himmliſchen Sophia, die alle Sterbliche erwärmet, die für Wärme Empfänglichkeit haben. Durch dieſes Geheimniß ſteigt unſer großer Kayſer zu der Höhe, bey deren Anblick uns ſchwindet; durch dieſes Geheimniß ward der Preuſſen großer König das, was er iſt — der Schöpfer eines neuen Landes, der Vater und Verſorger von Millionen, der Beſitzer eines ſo großen Schatzes. Durch den Beſitz dieſes Geheimniſſes wurde Kleinjogg der Mann der er war — deſſen Weisheit ſelbſt Fürſten bewunderten. Durch dieſes Geheimniß bin auch ich Unwürdiger dahin gekommen, daß ich alles habe, was ich bedarf, daß Geld- und Nahrungsſorgen mir gänzlich unbekannt ſind. Das iſt der Radius, lieber Herr von Carlsberg, der allemal gewiß zum Centrum, führt. Glauben Sie mir als einem Adepten!

Br. So verſtehen Sie es? da iſt es ja als wenn man alles durch ſeine eignen Kräfte erlangen wollte?

J. Und durch welche Kräfte denn ſonſt? ich bitte Sie! mit weſſen Augen ſehen Sie denn?

Br. Mit meinen.

J. Mit weſſen Füßen gehen Sie denn?

Br. Mit meinen.

J. Warum wollen Sie denn nun nicht mit Ihrem eignen Verſtande, die Mittel erfinden, ſich ſoviel Geld zu verſchaffen, als Sie bedürfen?

Br. Wir wandeln im Dunkeln, wir ſind in die Finſterniß des Chaos verſunken, und haben kein anderes Licht, als das, welches uns von dem Urquelle alles Lichts mitgetheilt wird.

J. Darinne haben Sie vollkommen Recht. Kein Licht habe ich, als das mir der Urquell des Lichts mittheilte. Ich habe kein anderes Licht, als des Verſtandes Licht, und das danke ich des Lichtes Urquell. Denn meinen Verſtand gab ich mir nicht ſelbſt — er iſt Gottes Gabe.

Br. Das ſind Spitzfindigkeiten, in die ich mich nicht zu finden weiß. Sagen Sie mir doch, halten Sie denn die Verwandlung der Metalle für unmöglich?

J. Ueber Möglichkeit und Unmöglichkeit urtheile ich niemals, weil eine lange Erfahrung mich überzeugt hat, daß manche Menſchen möglich gemacht haben, was Millionen Menſchen, viele Jahrhunderte, für unmöglich hielten. Ich kann Ihnen alſo weiter nichts ſagen, als was mir möglich, und was mir unmöglich ſcheint. Dem Bleye z. E. die Farbe und Biegſamkeit des Goldes geben zu können, ſcheint mir möglich, ihm die ſpecifiſche Schwere deſſelben, durch Aufgießung einiger Tropfen und Einſtreuung einiger Meſſerſpitzen voll Pulver mittheilen zu können, ſcheint mir unmöglich.

Fortſetzung.

Br. Wenn aber eine Sache ein, zehn, hundertmal geſchehen iſt, können Sie ihre Möglichkeit noch leugnen?

J. Von hundertmal wollen wir nicht reden, lieber Herr von Carlsberg, wenn nur einmal Bley oder Queckſilber, oder ein ander Metall wirklich in ächtes Gold iſt verwandelt worden, ſo gebe ich mich gefangen, und geſtehe die Möglichkeit dieſer Verwandlungen zu.

Br. Gut, ſo habe ich gewonnen Spiel! Was ſagen Sie zu dem Adepten, der alle Nägel und Wandhaken in der Stube ſeines Freundes mit einer myſteriöſen Materie beſtrich, ſich darauf entfernte, und ſeinen Freund, der, nach etlichen Minuten, alle Nägel in Gold verwandelt fand, ſeinem Erſtaunen überließ? Was ſagen Sie zu dem Adepten, der, als er ein halbes Jahr in einem Wirthshauſe gelebt hatte, ohne etwas zu bezahlen, und am Ende von dem Wirthe um die Bezahlung gemahnt wurde, dieſem befahl, einen Tiegel voll Bley auf das Feuer zu ſetzen, unſichtbar wurde, und dem erſtaunten Wirthe gediegnes Gold hinterließ? Was ſagen Sie zu der Böttcherſchen Geſchichte? das ſind ja lauter Thatſachen, lieber Herr Feldprediger, die nicht abzuleugnen ſind.

J. Aber was ſagen Sie dazu, daß ſo viele Alchymiſten große Herrn betrogen, daß ſie von ihnen den Schmelztiegel ſelbſt haben aufſetzen, von ihnen das Pulver aus der Apotheke haben holen, in den Schmelztiegel ſchütten, das Metall haben ausſchütten, unterſuchen laſſen, ohne eine Hand dran zu legen, ſie überzeugt haben, daß wirklich eine Verwandlung in Gold vor ſich gegangen ſey, und am Ende doch als Betrüger erfunden geworden ſind?

Br. Und wenn Sie mir hundert tauſend Betrüger nennen können, die ſich der himmliſchen Weisheit, ohne Grund, gerühmt haben, folgt denn daraus, daß dieſe ganze Wiſſenſchaft Betrug ſey?

J. Gar nicht. Soviel folgt aber doch daraus, daß ich, als ein vernünftiger Mann, verbunden bin, alle Erzählungen von der Verwandlung der Metalle in Gold für Mährchen ſo lange zu halten, bis ich mich durch den Augenſchein vom Gegentheil überzeugt habe.

Br. Es wird auch hier wohl eintreffen: Selig ſind, die nicht ſehen und doch glauben.

J. Um Vergebung, lieber Herr von Carlsberg, dieſer Spruch gehört hierher ganz und gar nicht. Wenn es allgemein wahr wäre, daß alle die ſelig ſeyn ſollten, die geradezu glauben, was ſie nicht ſehen: ſo wären die alten, abergläubiſchen Weiber, die eine Menge Dinge glauben, die ſie nie ſahen, höchſt ſelig, ich hingegen höchſt unglücklich, da ich faſt ihren ſämmtlichen Glauben für nichts weiter — als für Mährchen halte.

Br. Halten Sie denn alle die herrlichen Bücher, in welchen die höchſte Weisheit in heiliges Dunkel eingehüllt iſt, für Mährchen?

J. Das Dunkel, welches ſie ein heiliges Dunkel nennen, iſt mir immer verdächtig geweſen, weil es immer der Zufluchtsort der Unwiſſenheit und der Betrügerey geweſen iſt. Wenn der Unwiſſende und der Betrüger nicht weiter kann, ſo ſpricht er geheimnißvoll, damit die Einfältigen glauben ſollen, wunder was für Weisheit hinter dem Vorhange des Geheimniſſes ſich befinde.

Br. Gott vergebe es Ihnen! das war zu hart. Gott ſelbſt hüllt ſich in heiliges Dunkel.

J. Ey! was Gott thut iſt nicht durchaus Muſter für Menſchen, die ſich mit ihm ſo wenig meſſen dürfen, als ein Polype mit Friedrich dem Einzigen. Ueber die Menſchen hat unſer Erlöſer das Urtheil in Anſehung des heiligen Dunkels gefällt, es heißt alſo: **Wer Arges thut, der haſſet das Licht und kommt nicht an das Licht, auf daß ſeine Werke nicht beſtraft werden; wer aber die Wahrheit liebet, der kommt an das Licht, auf daß ſeine Werke offenbahr werden: denn ſie ſind in Gott gethan.**

Br. So glauben Sie alſo wirklich, daß die Werke aller derer, die ihre Schriften in ein heiliges Dunkel einhüllten, böſe wären?

J. Nach dem Ausſpruche Jeſu, deſſen Worte alle mir ſehr heilig ſind, kann ich nicht anders. Ich will aber dieſen deutlichen Ausſpruch, der gar nicht in heiliges Dunkel eingehüllt iſt, beyſeite ſetzen; ich will Ihnen freymüthig geſtehen, daß ich alle die Schriften, in deren heiliges Dunkel Sie eindringen wollen, nicht geleſen habe, eben deswegen, weil ſie mir ſo dunkel waren.

Br. Wie können Sie alſo davon urtheilen?

J. Mein Urtheil, das bey mir ſchon gefällt iſt, und das Sie aus meinen Aeuſſerungen leicht errathen können, will ich Ihnen nicht aufdringen. Aber ſagen Sie mir aufrichtig, haben Sie alle die Schriften ſchon geleſen, die ganz klar und verſtändlich uns das Geheimniß enthüllen, ſich Gold und Silber zu verſchaffen?

Br. Ich bin ein Officier, der ſich mit vielen Leſereyen nicht abgeben kann.

J. So! Wenn ich alſo ein Officier wäre, der ſich mit vielen Leſereyen nicht abgeben könnte, ſo läſe ich, dächte ich, vor allen Dingen die Bücher, die recht deutlich und verſtändlich geſchrieben wären, und legte die unverſtändlichen ſo lange bey Seite, bis ich alles gethan hätte, was mir die deutlichen geſagt hätten, und der Durſt nach Weisheit mich verleitete, höhere, bisher unbekannte, Kenntniſſe zu ſuchen.

Itzo trat ein elender zerlumpter Menſch herein, der Ihrem Bruder etwas in die Ohren ypſiſterte, wofür dieſer ihm die Hände druckte.

Wer war dieſer Menſch? fragte ich, ſobald er ſich entfernt hatte.

Br. Ein ſehr würdiger erleuchteter Mann!

J. Vermuthlich ein Adeptus?

Br. Ein Adeptus, der ſoweit in das Geheimniß eingedrungen iſt, daß ich mich nicht ſchäme, mich ſeinen Schüler zu nennen.

J. Und kann doch nicht ſoviel Gold aufbringen, daß er im Stande wäre ſich einen reinlichen Rock zu kaufen?

Br. Urtheilen Sie nicht zu voreilig! Er hat ein anſehnliches Vermögen der Erlangung des Geheimniſſes aufgeopfert, nun — da er am Ziele iſt, mangelt ihm das Vermögen weiter zu gehen. Er hat meinen Beyſtand geſucht, ich habe ihm ihn zugeſtanden — eben itzo hat er mir wieder eine erfreuliche Nachricht gebracht — binnen hier und ſechs Wochen — ja dann wollen wir einander weiter ſprechen.

J. Armer Mann! ſo ſuchen Sie alſo bey einem Bettler die Kunſt Gold zu machen? Das kommt mir gerade ſo vor, als wenn ich von einem erklärten Betrüger das Mittel erlernen wollte, ein braver, und rechtſchaffner Mann zu werden. Warum laſſen Sie ſich nicht von Leuten, von denen es bekannt iſt, daß Sie ihren äuſſerlichen Wohlſtand ſehr merklich verbeſſert haben, das Geheimniß lehren? Ach lieber Herr von Carlsberg! als Freund Ihres Hauſes, muß ich Ihnen eine Wahrheit ſagen, die Ihnen zwar unangenehm, aber, wenn Sie ſie faſſen, gewiß ſehr heilſam ſeyn wird. Die Kraft ſich Gold zu verſchaffen, ſoviel man in ſeiner Lage braucht, liegt in jedem Menſchen, er mag König oder Bauer ſeyn. Wenn er nachdenkt, ſo findet er auf jedem Platze etwas, das er zur Verbeſſerung ſeines Zuſtandes benutzen kann. Und wenn er ſeine Kraft anwendet, jede Entdeckung zu benutzen, wenn er ſeinen Aufwand einſchränkt, ſo leidet er nicht nur nie Mangel, ſondern vergrößert auch ſein Einkommen mit jedem Jahre. Aber dazu gehört Kraft, Anſtrengung und Beſtändigkeit, die freylich denen fehlt, die ſich durch Unkeuſchheit entkräftet haben. Daher ſind ſolche entnervten Leute immer am geneigtſten, die Mittel zu ihrer Glückſeligkeit **außer ſich** zu ſuchen. Den Verſtand erwarten Sie von einer höheren Erleuchtung, die Tugend von einer wunderbaren Heiligung, die Geſundheit aus der Apotheke und das Gold vom Stein der Weiſen. Und daß ich es Ihnen gerade heraus ſage, es iſt ſchlecht und ſündlich, wenn man ſeine koſtbare Zeit darauf verſchwendet, um Metalle in Gold zu verwandeln. Schlecht iſt es, weil man damit ſeine Zeit und Kraft, damit man unendlich viel Gutes hätte ſtiften können, ſeinem Nebenmenſchen entzieht, und ſündlich, weil man gegen Gottes Ordnung ſtrebt, die uns allen kein anderes Mittel zur Erwerbung unſerer Bedürfniſſe angewieſen hat als — Nachdenken, Fleiß und Sparſamkeit.

Br. Aber wie viele Menſchen könnte ich glücklich machen!

J. Freund, wer Menſchen glücklich zu machen entſchloſſen iſt, was bedarf der der Goldmacherey? Gehn Sie doch auf Ihr Landgut, und verbeſſern es, ſo werden Sie nicht nur im Stande ſeyn etlichen Familien, **durch ihre Arbeit**, Brod zu verſchaffen, ſondern auch in wenigen Jahren das Gut ſo zu vervollkommnen, daß es Ihnen noch einmal ſoviel, als bisher einbringt. Oder wenn Ihnen dieß nicht gefällt, ſo thun Sie, als ein braver Officier, Ihre Schuldigkeit! Geben Sie Ihren Soldaten ein Beyſpiel der Thätigkeit und Enthaltſamkeit, ſuchen Sie ihnen gute moraliſche Grundſätze beyzubringen, und ihnen Gelegenheit, ſich zu nähren, zu verſchaffen, ſo werden Sie ohne Goldmacherey, Menſchen genug glücklich machen, und ſelbſt immer höher ſteigen. Aber freylich gehört dazu Anſtrengung, die Ihre Sache nicht zu ſeyn ſcheint.

Br. Als wenn der Schmelztiegel keine Anſtrengung erforderte! Wenn Sie wiſſen ſollten, wie manche Nacht ich bey demſelben durchwacht hätte!

J. Und wem haben Sie damit genützt?

Br. Ich werde noch nützen — Ja, wenn der Vater der Weisheit mich ſegnet — doch ich will davon weiter nicht reden. Nur das — ach das gebe ich Ihnen noch zu erwägen — mit der Erlangung des Geheimniſſes iſt auch die Erlangung der Goldtinctur — der Genuß des Baums des Lebens verknüpft, der alle Krankheiten heilt. und dem Menſchen zu einem tauſendjährigen Leben verhilft.

J. Eine ſchöne Kunſt! Die kommt mir gerade ſo vor, als wenn jemand die Kunſt erſände, den Fortgang des menſchlichen Wiſſens ſo aufzuhalten, daß der Menſch Lebenslang ein kleines Kind bliebe. Denn der Aufenthalt auf der Erde iſt Stand der Kindheit, unſere Arbeiten, die uns hier zugetheilt ſind, ſind Spiele, die uns der Schöpfer verſchafte, um dadurch unſere Kräfte zu entwickeln und auszubilden. Mit Ablegung des Körpers, treten wir, wenn wir anders die nöthigen Vorkenntniſſe geſammlet haben, in den Jünglingsſtand. Doch es ſcheint, als wenn Sie mich nicht verſtünden. Geſetzt alſo, daß es ein Glück wäre, tauſend Jahre ein kleines Kind zu bleiben — wo iſt der Mann, der dieſes Glück erlangt hat?

Br. Denken Sie doch nur an den hocherleuchteten St. Germain, der vor einiger Zeit verſtarb, und Chriſtum noch gekannt hatte.

J. Woher wiſſen Sie das?

Br. Woher? Woher? er ſoll es ja ſelbſt geſagt haben.

J. So. Da muß es ja freylich wahr ſeyn, denn niemand konnte ja um die Sache beſſer wiſſen als er ſelbſt. Verzeihen Sie mir aber, daß ich Ihnen ſage, daß man im Kopfe verrückt ſeyn muß, wenn man unglaubliche Dinge auf die Ausſage eines Landſtreichers glauben will. Der vernünftige Menſch fordert Beweiſe — der fragt, wo iſt das Document von deinem Daſeyn aus dem erſten, aus dem zweyten, aus dem dritten Jahrhundert? Und wenn das nicht da iſt, ſo hält er den tauſendjährigen Mann für einen Narren oder für einen Betrüger.

Das Mittel iſt da ſeine Geſundheit zu erhalten, das Phantom der Krankheit zu verſcheuchen, und ſein Leben bis zu dem, von Gott beſtimmten, Ziele, zu verlängern. Aber es wird nicht aus Bergwerken geholt. Hätte Gott das Mittel unſere Geſundheit zu erhalten, ſechzig bis achzig Lachtern tief in die Erde geſenkt, ſo wäre mir das ſo lächerlich, als wenn der Meiſter, der meine Sackuhr verfertigte, den Schlüſſel dazu an die Spitze des Strasburger Münſters geſchmiedet, und mich dadurch in die Nothwendigkeit verſetzt hätte, allemal dahin zu klettern, wenn ich meine Uhr aufziehen wollte. Im Menſchen ſelbſt liegt das Mittel geſund und alt zu werden — Dieß iſt ſeine eigne Kraft, die ſich durch körperliche Arbeit, Beherrſchung des Körpers und ſeiner Leidenſchaften, und Kenntniß der vielen höchſt einfachen Geneſungsmittel, die der gütige Gott zunächſt um uns gelegt hat, äußert. Nur der Krüpel ſehnt ſich nach Krücken.

Br. Ich weiß gar nicht, was Sie mit Ihrem Krüpel, und mit Ihren Krücken ſagen wollen.

J. Ich will mich deutlicher erklären. Goldtinctur iſt eine Krücke, die dem nöthig iſt, dem eigne Kraft fehlt. Nur dem, der entweder durch Unglück, oder am Bier- und Weinglaſe, oder in den Armen unzüchtiger Weibsperſonen, oder durch andere Ausſchweifungen, ſeinen Körper entkräftet hat, kann der Wunſch nach Goldtinctur in den Sinn kommen. Dem Manne von ungeſchwächter Kraft iſt die Goldtinctur, oder das Univerſalmittel gegen alle Krankheiten, lächerlich. Körperliche Arbeit, Mäßigkeit, das friſche Waſſer und einige Kräuter und Wurzeln, machen ihm dieß abentheuerliche Mittel ganz entbehrlich. Haben Sie wohl einen geſündern Menſchen gekannt, als ich bin? und gleichwohl habe ich nie, weder Goldtinctur, noch ſonſt ein zuſammengeſetztes Arzneymittel gebraucht.

Br. Glauben Sie denn aber nicht, daß es geheime Kräfte gebe, die den mehreſten Menſchen noch unbekannt ſind?

J. Ey freylich. Ich glaube, daß das, was wir wiſſen, ſich zu dem, was wir nicht wiſſen, verhalte, wie Eins zu einer Million. Ich weiß aber kein anderes Mittel, die geheimen Kräfte kennen zu lernen, als treue Abwartung ſeines Berufs, und Aufmerkſamkeit auf die Dinge, die zunächſt um uns ſind. Kennen Sie die Kraft des Flieters?

Br. Was iſt das? Flieter?

J. Sie kennen dieſe herrliche Sache nicht einmal dem Namen nach, und ſie iſt Ihnen doch ſo nahe? Er iſt die Blüte des Hollunder Baums, der in allen Hecken wächſt. Wenn Sie alſo die Kräfte der Dinge, die Ihnen ſo nahe liegen, noch nicht kennen, warum wollen Sie denn nach denen grübeln, die noch tiefer verborgen liegen? Es ſind geheime Kräfte genung bekannt worden, des Schießpulvers, des Magnets, der Electricität, der fixen und der brennbaren Luft. Kaum aber glaube ich, daß einer von denen, die ſie fanden, darauf ausgegangen ſey, ſie zu ſuchen. Es ſind dieß Schätze, die Gott nach ſeiner Weisheit austheilt, wem er will, ſie aber ſich nicht abzwingen läßt.

Es iſt mit den geheimen Kräften, wie mit den Schätzen, die in der Erde verborgen liegen. Ihr

Daſeyn kann nicht geleugnet werden. Gleichwohl würde ich den für wahnwitzig halten, der ſich das Schatzgraben zu einem eignen Geſchäfte machen wollte. Er würde ſein Geld und ſeine Zeit verſchwenden, und am Ende — doch nichts finden. Ein anderer hingegen, der ſeinen Acker und Garten fleißig bauet, findet den Schatz in dem Lande das er regolet, und falls er auch nicht baares Geld finden ſollte, ſo iſt doch ſein gut angebauetes Land ihm ein ſicheres Capital, das ihm jährlich ſeine Zinſen reichlich einträgt.

Br. Wenn Sie nun die geheimen Kräfte nicht leugnen können, ſo müſſen Sie mir auch zugeſtehen, daß es Menſchen geben muß, die die Kenntniß dieſer geheimen Kräfte beſitzen. Sie werden es alſo nicht lächerlich finden, wenn ich behaupte, daß in den Aegyptiſchen Hieroglyphen —

J. O gehen Sie mir mit Ihren Aegyptiſchen Hieroglyphen! Ich möchte wohl da auch fragen, iſt denn kein Gott in Iſrael mehr, daß ihr hingeht zu fragen Baal Sebub, den Gott zu Ekron? Iſt denn kein Wiegleb, kein Erxleben, kein Bonnet, kein Lichtenberg, kein Göze, gar kein Naturforſcher mehr in Europa, daß ihr hingeht, eure Weisheit aus Aegypten zu holen? Iſt denn in den vielen Büchern, die in lebendigen, verſtändlichen, Sprachen geſchrieben ſind, gar keine Weisheit mehr, daß ihr hingeht die alten Hieroglyphen zu entziffern, von denen jede eine hundertfache Bedeutung haben kann, und alſo die Gefahr zu irren neun und neunzigmal größer iſt, als die Wahrſcheinlichkeit den wahren Sinn zu finden! Sind denn die Entdeckungen, die unſere neuen Naturforſcher gemacht haben, ſo gar nichts, daß ihr zu einer Nation eure Zuflucht nehmet, deren Wiſſenſchaft gegen die unſrige wahre Kinderey iſt?

Br. Aber aus Aegypten iſt doch die Erleuchtung über die ganze Welt gekommen!

J. Und zugleich der Aberglaube. Und welche Länder ſind durch Aegypten erleuchtet worden? Barbariſche, wie dazumal das uncultivirte Griechenland war. So klug es damals war, da in Aegypten die Künſte und Wiſſenſchaften blüheten, wenn die Mitglieder ſolcher Nationen, die ſich im Stande der Kindheit befanden, Aegypten beſuchten, um dort Weisheit zu holen: ſo thöricht iſt es, wenn man itzo aus Deutſchland, wo man durch das Nachdenken und Forſchen einiger Jahrhunderte, immer tiefer in die Natur eingedrungen iſt, von Aegypten her hohe Weisheit holen will.

Das kömmt mir gerade ſo vor, als wenn ein Lebendiger, in Verlegenheiten, in die er kommt, die Todten um Rath fragen wollte.

Br. Dünkt Ihnen das lächerlich? Glauben Sie nicht, daß es Menſchen gebe, die die Gnade bekommen haben, mit den abgeſchiedenen Seelen umzugehen?

J. Nein.

Br. Und warum nicht?

J. Weil ich noch keinen glaubwürdigen Mann gekannt habe, der ſich des Umgangs mit abgeſchiednen Seelen gerühmt hätte: und weil alle diejenigen, die Geiſter geſehen haben wollten, entweder Betrüger oder Wahnwitzige waren. Ohne Zweifel haben Sie auch von Caglioſtro und Schröpfer gehört, die unter den Geiſterſehern unſers Jahrhunderts den erſten Rang behaupten. Was halten Sie von ihnen?

Br. Je nu — je nu — ſie waren auf Abwege gerathen — ſie hatten die Kakomagie.

J. Aha! die Kakomagie! Das iſt doch der ewige Schlupfwinkel, in dem, der zum Schweigen gebrachte Aberglaube, Zuflucht ſucht. Wenn man euch Leuten die Betrügereyen von zehen, hundert und tauſend Geiſterſehern aufdeckt, und ihr könnt gar nichts mehr zu ihrer Vertheidigung ſagen: ſo heißt es: ja die waren auf Abwege gerathen, die trieben die Kakomagie.

Br. Glauben Sie auch, daß Schwedenborg ein Betrüger war?

J. Nein.

Br. Nun was wollen Sie denn alſo? Wenn ein ſo ehrlicher Mann, wie Schwedenborg war, verſichert, ich habe Umgang mit Geiſtern gehabt — ſo iſt ja die ganze Sache erwieſen!

J. Vergeſſen Sie nicht, lieber Herr von Carlsberg, vergeſſen Sie nicht, daß ich die Geiſterſeher in Betrüger und Wahnwitzige eingetheilt habe. Schwedenborg war freylich kein Betrüger, aber —

Br. Für einen Wahnwitzigen werden Sie ihn doch nicht erklären wollen? Den Schwedenborg, der ſo viele Einſichten in die Mathematik und Phyſik hatte?

J. Ey, mein Lieber! Man kann in tauſend Sachen Einſichten haben, und doch in einem Puncte irren, und dieſer Irrthum kann den ganzen Verſtand verwirren. So wie ein Schuhmacher einen recht netten Schuh und Stiefel machen, und doch im Puncte der Religion ſchwärmen kann, ſo iſt es auch gar wohl möglich, daß ein Gelehrter, recht viele litterariſche, mathematiſche und phyſikaliſche Kenntniſſe beſitzen, und doch im Puncte des Geiſterſehens irren kann. Geſetzt, Schwedenborg hätte nur in dem einzigen Puncte geirrt, daß er die Gaukeleyen ſeiner Imagination für wirkliche Empfindungen gehalten hätte — ſo fallen alle ſeine Geiſterſehereyen mit einemmale weg.

Br. Aber was für Grund haben Sie, die wichtigen Schwedenborgiſchen Nachrichten aus der Geiſterwelt für Gaukeleyen der Phantaſie zu halten?

J. Dazu habe ich ſtarke Gründe. Der erſte iſt dieſer, weil er von den Geiſtern ſoviel albernes ſagt. Der zweyte, weil ihm alle dieſe Geiſter nicht ſoviel vernünftiges, auf Menſchenwohl abzweckendes, gelehrt haben, als ihm ein vernünftiger Erdenbürger, wie z. E. der würdige Pfarrer Rudolph zu Krahne hätte ſagen können. Friedrich der Einzige ſah nie Geiſter, und hat doch für der Menſchheit Wohl ſoviel gethan! Was hat denn Schwedenborg geleiſtet? Luther reformirte die Welt und ſahe nie Geiſter —

Br. Um Verzeihung! der Teufel iſt Luthern auch erſchienen.

J. Aber, mein Herr! vom Teufel lernte er die Reformation nicht! Und was Sie mir da von den Teufelserſcheinungen ſagen, die Luther gehabt haben ſoll, das iſt gar nicht gegen, das iſt für mich, das beſtätigt meinen Satz: **große Leute fehlen auch!** Wenn ein **Luther**, ein Reformator, ſich ſo weit verirren konnte, daß er die Maus, die in ſeinem Nußſacke knabberte, für den Teufel hielt — wie vielmehr ein Schwedenborg!

Br. Und woher wiſſen Sie, daß das, was in Luthers Nußſacke knabberte, nicht der Teufel, ſondern eine Maus war?

J. Lieber Herr von Carlsberg! Ihre Hand!

Br. Hier haben Sie ſie! Was wollen Sie damit?

J. Lieber Herr von Carlsberg! ich habe in Ihrer Familie viel Gutes genoſſen, das ich nie vergeſſen werde, und dieſes macht es mir zur Pflicht, Sie, unglücklicher Mann, zu retten, da ich Sie am Abgrunde des Verderbens taumeln ſehe.

Br. Ich? am Abgrunde des Verderbens? Ich war meiner Glückſeligkeit noch nie ſo nahe, als itzo.

J. Am Abgrunde des totalen Verderbens, aus dem keine Erlöſung zu hoffen iſt, taumeln Sie.

Br. Gehen Sie mir mit Ihrem moraliſiren! Sie glauben gewiß, daß Sie meinen Bruder Carl vor ſich haben (will die Hand loswinden.)

J. Oh dieſe Hand bekommen Sie nicht los, wenn ich ſie nicht aus eigner Bewegung loslaſſe. So wenig ihre markloſe Hand gegen die meinige etwas vermag, eben ſo wenig werden Ihre Luftſtreiche gegen meine ſtarken Gründe ausrichten. Hören Sie! Sie haben ſich durch Ihre Verſchwendung in Schulden geſtürzt, und ſuchen daher neue Geldquellen, aus denen Sie ſchöpfen und Ihre Ehre retten können. Habe ich Recht?

Br. Ey, das erfordert meine Ehre, daß ich meine Schulden bezahle.

J. Sie mögen ſich nun wenden wie ſie wollen, ſo müſſen Sie mir doch zugeſtehen, daß ich hierinne Recht habe. Sie haben ferner durch Ausſchweifungen, die Sie mir ſchlechterdings nicht ableugnen können, da ich Sie ſeit vielen Jahren genau beobachtet habe, und bis in die geheimſte Falte Ihres Herzens gedrungen bin, Ihren Körper geſchwächt, und ſuchen daher ängſtlich Mittel, die Kraft zu erlangen, die Ihr mäßiger, enthaltſamer, Bruder Carl beſitzt. Nu?

Br. Mein Bruder Carl iſt jůnger, als ich, und hat alſo natůrlich mehr Kraft. Wenn nun aber Gott Mittel gegeben hat, geſchwåchte Kråfte zu ſtårken, warum ſoll ich ſie nicht ſuchen?

J. Schon gut. Sie geben mir alſo im Grunde wieder Recht. Was Sie mir da von Carls Jugend und Ihrem Alter ſagen, iſt Firlefanz: denn Sie ſind kein alter, ſondern ein junger Mann, der eigentlich ſeine volle Kraft noch haben ſollte. Nun um Geld und Geſundheit zu erlangen, ſuchen Sie Umgang mit Geiſtern? Iſts nicht wahr?

Br. Freylich! wer kann mir beſſer aus meiner Verlegenheit helfen, als Geiſter, die die geheimſten Kråfte kennen?

J. Und dieſe Ihre Schwåche haben nun Betrůger gemerkt, ſuchen ſie zu benutzen, ſo gut ſie kønnen, machen Ihnen Hoffnung zum Geiſterſehen, zur Goldtinctur, zum Stein der Weiſen, und Gott weiß wozu noch. So bekommen ſie Sie nach und nach in ihre Schlinge, ſaugen das wenige Geld, das Sie noch haben, vollends aus, führen Sie immer tiefer in Schulden, bis Sie ohne Rettung verlohren ſind!

Herr von Carlsberg! Bruder meines braven Carls, ich kann Ihre Hand nicht loslaſſen, ich muß alles verſuchen, Sie zu retten, Sie müſſen mich hören!

Br. Reden Sie doch! ich höre ja.

J. Laſſen Sie uns bey dem Umgange mit Geiſtern anfangen! Daß es Geiſter, vollkommnere Weſen, als wir, gebe, kann ihnen nicht abgeleugnet werden. In wiefern ſie mit uns in Verbindung ſtehen, weiß ich nicht. Daß ſie mehr wiſſen, als wir, gebe ich von ganzem Herzen zu. Aber — zu glauben, daß nun dieſe vollkommnern Weſen uns zu Gebote ſtehen, und von ihrem Schöpfer dazu angewieſen ſeyn ſollten, auf unſere Citationen und auf alle das Poſſenſpiel, das bey Geiſterbeſchwörungen getrieben wird, zu erſcheinen — Das iſt, verzeihen Sie mir, Unſinn! Ich würde mich ſchon ſehr über mein Schickſal beklagen, wenn mein Schöpfer einem Bürger in Dresden oder in München, die Macht gegeben hätte, mich itzo, da ich noch im Prüfungsſtande ſtehe, ſo oft es ihm beliebte, von meinem Schreibepulte zu reißen, und zu nöthigen, auf ſeinem Zimmer zu erſcheinen. Welcher Unſinn alſo zu glauben, daß Gott mich alsdenn, wenn ich mir den Stand der Belohnung errungen habe, zum Leibeignen eines Menſchen machen werde, der im

Beſitze eines Stückchen Jungferpergamen, ein Paar geweihter Kerzen, oder anderer dergleichen Poſſen iſt!

Ich kenne keinen Geiſt, zu deſſen Umgange ich den Weg wüßte als — den Oberſten der Geiſter!

Br. Nun ganz recht! wenn Sie mir das zugeben, ſo ſind wir vollkommen einig. Wie nennen Sie denn den Oberſten der Geiſter?

J. Gott.

Br. Gott — ja Gott — es iſt wahr!

J. Kennen Sie einen andern Oberſten der Geiſter als Gott, den Schöpfer, den Vater aller Geiſter? deſſen Umgang können wir genießen. Es iſt dazu weder Crucifix, noch geweihete Hoſtie, und Kerzen, noch ein Hohlſpiegel nöthig; auch iſt zu ſeinem Umgange kein Punſch erforderlich, wie Schröpfer bey ſeinen Geiſterbeſchwörungen brauchte. Das ganze Geheimniß mit ihm umzugehen, liegt in den Worten unſers Erlöſers: **Selig ſind, die reines Herzens ſind, denn ſie werden Gott ſchauen.**

Streben Sie nach einem reinen Herzen, lieber Freund! ſtatt immer ſich mit Mädchen zu beſchäftigen, denken Sie lieber über die wichtige

Beſtimmung des Menſchen nach, gewöhnen ſich an die Vorſtellung, daß Sie von Gott (nicht zum Verführen der Weiber und Mädchen, und Zerſtöhrung Ihres Körpers und Ihrer Seele ſondern) dazu verordnet ſind, daß Sie, hier im Prüfungsſtande, an Weisheit, Thätigkeit und Güte des Herzens, wachſen, der Engel Ihrer Brüder werden, und ſich ſo zu einer höhern Geſchäftigkeit und Glückſeligkeit zubereiten ſollen, die Ihnen, nach Ablegung der Hülſe, in die Sie itzo eingeſchloſſen ſind, beſtimmt iſt! Dann wird in Ihnen Sehnſucht nach Gott entſtehen, Sie werden gern an ihn denken, und Ihr ganzes Herz ihm entdecken — Sie werden ihn anſchauen, d. i. Sie werden ſo viele Herzensfreudigkeit, ſo warmen Eifer im Guten zu wachſen, und Gutes zu ſtiften, empfangen, daß Sie mit Gewißheit glauben, Gott geſchauet zu haben.

Und wenn Sie erſt dieſes Glück erlangt haben, dann lieber Herr von Carlsberg, giebt es ſich mit alle dem Uebrigen von ſelbſt. Wer mit Gott bekannt iſt, wird nie von ihm verlangen, daß er vollkommnere Weſen ſeiner Willkühr unterwerfen ſoll. Voll dankbaren Gefühls der hohen Würde, die ſein Schöpfer ihm ertheilt hat, ein Herr der Erde zu ſeyn; ſtrebet er vielmehr darnach, immer mehr Herrſchaft über dieſelbe zu erlangen — immer mehr Freude auf derſelben zu verbreiten, ſelbſt Engel ſeiner Brüder zu ſeyn und ſich auf dieſe Art den Weg zum künftigen Genuß ihres Umgangs zu bahnen. Wer Gott kennt, dem fällt es gewiß nicht ein, ein Mittel zu ſuchen, die Ausſchweifungen der Wolluſt unſchädlich zu machen, und ein Arcanum zu erfinden, hundert oder tauſend Jahre ſich in der Hülſe verſchloſſen zu halten, die ihn vom nähern Umgange mit Gott zurückhält. Wer mit Gott bekannt iſt, Herr von Carlsberg, merken Sie es wohl, wer mit Gott bekannt iſt, der hält es für Sünde auf einem andern Wege, als auf dem Wege des Fleißes und der Sparſamkeit, Geld zu ſuchen.

Haben Sie mich verſtanden, Herr von Carlsberg?

Br. Ich muß Ihnen ſagen, daß ich aus Ihnen nicht klug werden kann.

J. Das bedaure ich ſehr. Deutlicher, als ich mit Ihnen geſprochen habe, herzlicher, als ich es mit Ihnen meyne, wird nicht leicht jemand mit Ihnen ſprechen, und es mit Ihnen meynen.

Leben Sie wohl! Gott ſey Ihrer armen Seele gnädig!

Ich verließ ihn mit dieſen Worten, nachdem ich mich zuvor hinlänglich überzeugt hatte, daß er von dem Aufenthalte Ihrer guten Henriette gar keine Nachricht habe.

Machen Sie mir, mein Lieber, bald die Freude, mir den Tag Ihrer Hochzeit zu melden. Ich darf doch an der Feyer deſſelben Antheil nehmen? Nach Ihnen und Ihrer lieben Henriette kann ſich gewiß niemand mehr auf denſelben freuen, als

Ihr

treuer Freund,
Wenzel.

Zwölfter Brief.

Henriette an den Diakonus Rollow.

Carlsberg den 15ten Febr.

Liebſter Herr Vetter!

Ich weiß nicht, wo ich mit Schreiben anfangen ſoll. Der Kopf iſt mir ſo voll, es geht alles ſo durcheinander her, daß ich nicht im Stande bin, etwas Kluges zur Welt zu bringen. Schreiben muß ich aber doch, weil mir das Herz ſo voll iſt. Es iſt ſchon nach Mitternacht — Ihre liebe Frau ſchläft bereits ſeit zwey Stunden — ich wache noch allein — allein auf dem ganzen Gute des Herrn von Carlsberg, und plage mich mit den ſchrecklichſten Vorſtellungen.

Sehen Sie meinen Brief, als von einem unglücklichen Mädchen geſchrieben, an, das ſich in dem verwirrteſten Gemüthszuſtande befindet, und bedauren mich!

Ich reißte von meinem Vetter in der freudigen Erwartung ab, daß ich Carlsbergen auf ſeinem Gute finden würde — ach und ich fand ihn nicht — ich fand ihn nicht — hörte da Dinge, die mir den Kopf ganz und gar verwirren. Die Verwalterin empfieng uns wieder ſehr freundlich, war geſchäftig, und ich gieng ihr immer nach. Ich wollte doch gern ſehen, was für Wirthſchaft in dem Hauſe wäre, das ich zu beziehen dachte, und das ich, wie es mir nun wahrſcheinlich iſt, nie beziehen werde. Ich wollte auch gern einige Nachricht von dem irrenden Ritter einziehen.

Da nun eben die Verwalterin die Milch wegſchlieſſen wollte, fragte ich ſie: Hat ſie gar keine

Nachricht, ob der Herr von Carlsberg bald zurückkommen wird?

B. Nicht ein Wort. Ich weiß gar nicht, was ich von dem gnädigen Herrn denken ſoll. Er iſt ſonſt immer ſo ſtille und ordentlich geweſen, daß alle Welt ihre Freude an ihm hatte. Nun ſchwärmt er auf einmal im Lande herum, und läßt nichts von ſich ſehn noch hören. Ich weiß auch vor tauſend Gukguk nicht, was ich glauben ſoll — mein Tage hat er nichts mit Mädchen zu thun gehabt, nun auf einmal —

J. So? Hält er ſich itzo Mädchen?

B. Nehmen Sie es mir nicht übel Mamſell, es kömmt mir faſt ſo vor —

J. Nu? was denn?

B. Als wenn Sie auch ein Biſchen näher mit dem gnädigen Herrn bekannt wären.

J. Warum denn nicht gar? bekannt? mit dem Herrn von Carlsberg?

B. Umſonſt beſucht doch ſo ein junger, artiger, Engel einen Junker nicht.

J. Wenn ſie das denkt, ſo will ich gleich wieder abreiſen. Ich reiſe mit meiner Muhme, der Frau ſeines Beichtvaters — was geht mich der Herr von Carlsberg an.

B.

V. Nu — nu — ärgern Sie ſich mant nicht, es war ja ſo böſe nicht gemeynt — Gedanken ſind halt zollfrey.

J. Wenn alle Mädchen mit ſo reinem Herzen nach Carlsberg kommen, als ich, ſo kann ſie, wegen ihres gnädigen Herrn außer Sorgen ſeyn. Hat er ein hübſches Mädchen?

V. Ein ganz artiges, ſchmuckeres Ding.

J. Iſt ſie alt?

V. Wenn ich ſie hoch ſchätze, ſo iſt ſie, mit Haut und Haaren, etwa ein und zwanzig Jahr.

J. Da iſt ſie noch jung. Was iſt denn das Mädchen für eine Landsmännin?

V. Das habe ich nicht erfahren können. Der gnädige Herr brachte ſie in einer Kutſche mit, befahl mir, daß ich ſie gut warten und pflegen ſollte, und reißte dann weiter.

J. Kann ich ſie denn nicht zu ſehen bekommen?

V. Hier nicht. Vor einiger Zeit kam ein Fremder hierher in einer Kutſche, mit ſechs Apfelſchimmeln beſpannt, der pflüſterte ihr immer in die Ohren, und druckte ihr die Hände. Hernach ſagte ſie mir, ſie wollte mit dem Herrn eine Spazierfahrt machen, und gegen Abend wieder kommen, dann fuhr ſie fort, und ſoll noch wieder kommen. Der Himmel weiß, wo ſie itzo iſt.

J. Ach Gott! es wird mir warm ums Herz.

N. So? es iſt doch wohl nicht Ihre gute Freundin? Ha! ha! ha!

J. Das nicht — aber — aber — ich muß wieder zu meiner Frau Muhme, die nicht wiſſen wird, wo ich bleibe. Hat der Herr von Carlsberg viele Kühe?

B. Sechs und dreyßig — galante Kühe — ſie gleiſen alle wie ein Spiegel.

J. Das iſt ja recht ſchön. Ach Gott, ich muß doch ſehen, wo meine Frau Muhme iſt.

Ich ſuchte ſie auf, fiel in ihre Arme, und ließ meinen Thränen und Klagen freyen Lauf. So ſehr ich ſie auch bat das Haus ſogleich zu verlaſſen, nach deſſen Anblick ich mich vor einigen Wochen ſo ſehr ſehnte, und das mir nun ſo ſehr verhaßt iſt, ſo konnte ich ſie doch nicht dazu bewegen. Sie wendete immer vor, es ſey ſchon zu ſpät, in der Nacht zu fahren fürchte ſie ſich. Ich hätte mich nicht gefürchtet, lieber Herr Vetter. Lieber wollte ich itzo zwiſchen Bergen und Klippen irren, als in dieſem Hauſe ſitzen, wo mir alle meine Gemüthsruhe iſt geraubt worden.

Ich legte mich nieder, verſuchte zu ſchlafen, aber es war mir unmöglich. Ich wollte beten, aber auch hierzu war ich ungeſchickt.

Da ſprang ich wieder von meinem Bette auf, lief nach dem Fenſter, um nach den Sternen zu blicken und mich an ihrem Anblicke zu laben. Aber ach kein Stern war zu ſehen — ein rauher Wind heulte und raſſelte am Fenſter, und wehete mir, da ich es öfnete, Regen und Schneeflocken ins Geſicht.

Liebſter Herr Vetter, das iſt eine ſchreckliche Nacht! Wenn ſie doch erſt überlebt wäre. Es ſcheint als wenn alles mich verlaſſen hätte. Der Böſewicht, in deſſen Armen ich mein Glück ſuchte — mir untreu — meine liebe Reiſegefährtin ſchlafend — Gott — mein Schutz und Erretter, mein Vertrauter, ſcheint mich nicht zu hören — die Natur, meine Freundin — meine Lehrmeiſterin, ſtößt mich zurück.

An wen ſoll ich mich wenden? An Sie, beſter Herr Vetter! an Sie — mein Helfer, mein Berather. Ich wäre mit Extrapoſt zu Ihnen geeilt, hätte bey dem Frühſtücke Ihnen meine Klagen mitgetheilt, wenn ich die Einwilligung dazu von Ihrer lieben Frau hätte bekommen können.

Da mir alſo die Poſtpferde verſagt werden, ſo iſt mir nichts mehr übrig, als Dinte, Feder und Papier — um mich mit Ihnen zu unterhalten.

Im Grunde ſcheint es albern, daß ich Ihnen ſchreibe, weil ich den Brief doch ſelbſt überbringe. Aber es macht mir doch das Herz leichte, weil es mir immer iſt, wenn ich Ihnen ſchreibe, als wenn ich mit Ihnen ſelbſt ſpräche. Und während dem Schreiben geht doch die Zeit hin.

Fortſetzung.

Noch einmal ſuchte ich den Schlaf auf meinem Lager, aber wieder umſonſt. Ich ſchloß zwar die Augen und glaubte, die Ankunft des ſo ſehnlich gewünſchten Schlafs zu fühlen: aber ach — ſtatt des Schlafs, kam ein Traum, der weit ſchrecklicher war, als mein Wachen. Noch zittert mir die Hand, da ich dran denke. Ich glaubte einen Poſtillion blaſen nnd einen Wagen raſſeln zu hören — es wurde Lerm im Hauſe — die Verwalterin rief: der gnädige Herr kommt! Ich ſchlich die Treppe hinab, ſtellte mich in einen Winkel, um ihn unbemerkt beobachten zu können — da kam er herein getreten, mit einem verbuhlten Mädchen am Arme, das ihm muthwillig die Backen ſtreichelte. Wüthend lief ich auf ihn los, ſtieß ihm an die Bruſt, und rief Ungetreuer! habe ich das an dir verdient? Und indem ich mich ſo ereiſerte, war ich wirklich vom Bette geſprungen, ſahe zwar, daß alles nur ein Traum war — aber ach gewiß ein prophetiſcher Traum! Wenn ich nicht bald aufbreche, ſo muß ich gewiß den ſchrecklichen Anblick noch haben, den ich im Traume ſahe.

Was ſoll ich nun thun? noch ſehe ich keine Morgenröthe — noch heult und tobt der Sturm.

Ich will alſo mit Schreiben fortfahren.

Die Urſache, warum Ihre liebe Frau ſich ſo lange verweilt hat, iſt, weil die Amalie, meines Vetters älteſte Tochter eben im Begriffe war, ſich mit dem Hauptmanne Herinsky trauen zu laſſen. Da wir ankamen, wollte mein Vetter eben einen Brief an Sie und mich abſchicken, um uns zur Hochzeit einzuladen, weil wir aber nun ſelbſt kamen, ſo ließ er uns durchaus nicht fort, wir mußten bis nach der Hochzeit bleiben.

Ihre Frau hat Ihnen davon nichts geſchrieben, ſie will Sie mit dieſer Nachricht überraſchen. Ich würde es Ihnen daher auch nicht ſchreiben, wenn ich nicht gewiß wüßte, daß Sie Ihre liebe

Frau eher, als dieſen Brief, zu ſehen bekämen —

Eben itzo ſchlägt es — ach guter Himmel! erſt drey! Wenigſtens drey Stunden muß ich alſo noch einſam wachen!

Es kommen wieder gräßliche Bilder in meine Seele! Fort damit — ich halte es nicht aus!

Ich will fortfahren zu ſchreiben, alles was mir in die Feder kommt. Wenn ich es auch wieder zerreißen muß — was ſchadet es? Während dem Schreiben geht doch die entſetzliche Nacht vorbey.

Ich war alſo zur Hochzeit — vielleicht war ich da, um gegen Hochzeiten einen Abſcheu zu bekommen, damit ich mich tröſten könnte, wenn mein ſüſſer Traum (ach ſüſſe war er mir immer) von der Hochzeit mit meinem Ungetreuen verſchwände.

Wahrhaftig ich will lieber noch einmal eine Leichenpredigt auf meine Jungfer Muhme mit anhören, als ſo einer Hochzeit beywohnen.

Der ganze Vormittag des Hochzeittages wurde mit dem Aufputzen der Braut hingebracht. Wenn ich mich mit — ich mag ihn nicht mehr nennen, den Treuloſen, den Verführer —

wenn ich mich mit ihm hätte trauen laſſen, ich glaube in einer Viertelſtunde hätte ich mich ſo ankleiden wollen, daß ich ihm gefallen hätte.

Erſt brannte der Friſeur ihr Haar, dann kämmte er es aus, dann verwirrte er es wieder; nun öfnete er eine Schachtel, die mit allerley ekelhaften Dingen angefüllt war, bey deren Anblick ich einigemal ausſpucken mußte, z. E. mit Menſchenhaaren, Pferdehaaren, Werg, Schweineſchmeer — das er alles an den Kopf der Braut ſetzte und ſtrich. Dann machte er ihr ſchönes nußbraunes Haar weiß. Wie albern! was ſoll denn das weiße Haar vorſtellen? vielleicht das Alter? aber wie paßt denn dazu das Geſichte einer Braut?

Sobald alle Spuren der lieben, reizenden, Natur, vom Kopfe der Braut vertilgt waren, ſo gieng es mit dieſem unſeligen Geſchäfte auch auf den übrigen Körper fort. Man brachte eine Schnürbruſt, in die man das unglückliche Mädchen ſo ſtark zuſammenpreßte, daß ich ihren Unterleib beynahe mit meinen zwey Händen umſpannen konnte.

Bey dieſem Anblicke habe ich unendlich viel gelitten. Und daß ich ſoviel gelitten habe, daran ſind Sie Schuld, lieber Herr Vetter! und es freuet mich, daß Sie daran Schuld ſind: denn nun habe ich doch Gelegenheit, mich mit Ihnen zu zanken. Wiſſen Sie noch, daß Sie mir einmal Gefühl für weibliche Schönheit beyzubringen ſuchten, und mir deswegen die Abbildung Griechiſcher Mädchen zeigten? Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie verdrießlich Sie mich damit gemacht haben: hätte ich Ihre Ideale von weiblicher Schönheit nicht bekommen, ſo würde ich die zuſammengepreßte Braut ſchön gefunden, und ſie ſo, wie alle Anweſende, bewundert haben. Nun aber konnte ich nicht — ſtand ſo einfältig da! Wenn ich die Braut mit den Griechiſchen Schönheiten verglich, die ihren vollen Unterleib haben, ſo wie der gute Schöpfer uns Mädchen ihn ſchenkte, ſo kam mir die arme Braut wie ein wahrer Krüpel vor, den ich bedauren mußte.

Sie ſagten mir ferner, der vorzüglichſte Theil der Beſtimmung der Mädchen ſey — Kinder zu gebähren, die in ihrem Unterleibe wüchſen, ſobald ſie mit Mannsperſonen in vertrautem Umgange lebten. Seit der mir unvergeßlichen Stunde, in der Sie mir dieß ſagten, bekam ich gegen meinen Körper eine vorzügliche Achtung, und ſuchte ihn vor aller Verletzung zu bewahren. Aber eben dieſe Vorſtellung machte mich itzo ſo unmuthig, daß ich der Braut, und allen, die ihren Körper ſo unbarmherzig zuſammenpreßten, die Augen hätte auskratzen mögen. Wie iſts möglich, dachte ich bey mir, daß in einem ſo engen Raume, der kaum größer als eine Theetaſſe iſt, ein junger Menſch ſich bilden kann? Entweder er muß erſticken — oder Krüppel werden. Ich glaubte, das arme verwahrloßte Kind, glaubte ſein klägliches Winden und Streben, glaubte ſein Erſticken — ſeine Convulſionen zu ſehen — die geſchnürte Braut wurde mir ſo ſchrecklich, daß ſie mir wie ein Grab vorkam, in welches Lebendige verſcharret werden, und unter Convulſionen erſterben müſſen.

Nach Endigung dieſer entſetzlichen Zuſammenpreſſung des Unterleibes, fuhr man fort, den ganzen Körper zu verunſtalten. An die Hüften machte man Zuſätze, durch die das unglückliche Mädchen, neben den Griechiſchen noch mehr verlohr. Wenn ich nur wiſſen ſollte, wer dieſen lächerlichen Putz erfunden hätte! vermuthlich eine Dame mit einer hohen Hüfte, die an die andere noch etwas anſetzte, um Gleichförmigkeit zu bekommen. Und wenn ſelbſt eine feine Wolluſt die Moden regierte, ſo dächte ich, ſie müßte dieß vorſetzliche Verunſtalten eines weiblichen Körpers mißbilligen. Wenn ich mir einen Mann mit ſolchen fiſchbeinernen Auswüchſen denke, ich wüßte nicht wie mir wäre, wenn ich ihn lieb haben ſollte. Ein geſunder ſchlankgewachſener Mann iſt für uns Mädchen immer ein Anblick der Eindruck macht. Ich weiß gar nicht, ob wir ſo gar ſonderbar gebildet ſind, daß wir unſere natürliche Bildung ganz verunſtalten müſſen, wenn wir den Männern gefallen ſollen. Ich gefiel — doch wollte Gott! ich hätte nie gefallen, ſo ſchlief ich gewiß itzo ruhig.

Dieſe an den Hüften angebrachten Zuſätze wurden nun durch ein langes weißſeidenes Kleid überdeckt. Gott ſey geprieſen, daß ich dergleichen nicht tragen durfte. Bisher war meine vorzüglichſte Sorge, an mir zu beſſern, meinem Nebenmenſchen nützlich zu ſeyn, und einem gewiſſen — — zu gefallen. (Ach ich habe ihn leider noch lieb, es fällt mir ſo ſchwer, ihn einen Pflichtvergeßnen, Treuloſen zu nennen. Und iſt er es nicht? urtheilen Sie ſelbſt, beſter Herr Vetter!) Hätte ich aber ſo ein Kleid getragen: ſo hätte ich ja für nichts als dieſes zu ſorgen gehabt. Ich hätte keinen Brief ſchreiben dürfen, aus Furcht, einen

Tropfen Dinte darauf fallen zu laſſen, ich hätte Gottes Werke nicht betrachten können, aus Furcht, daß ein Regenguß mein ſeidnes Kleid verderben möchte. Und wenn ein armer Menſch ein Glas Waſſer von mir gefordert hätte, wahrhaftig ich hätte es ihm nicht holen können, weil ich dabey leicht das ſchöne Kleid hätte beſchmutzen können.

Die Braut dachte ich, lebt heute nicht für Gott, nicht für ſich, nicht für die Welt, nicht für ihren Bräutigam, ſondern — für ihr weißſeidenes Kleid, weil ſie zu allem Genuß, und aller Thätigkeit und Gefälligkeit unfähig iſt, und alle ihre Aufmerkſamkeit darauf richten muß, daß das ſeidene Kleid keine Flecken bekomme.

Dieſer Gedanke ward ſo lebhaft — es kam mir ſo lächerlich vor, einen vernünftigen Menſchen zu ſehen, deſſen Kräfte alle dahin gerichtet waren, ein ſeidnes Kleid vor Flecken zu bewahren, daß ich nicht länger an mich halten konnte, ſondern zum Fenſter hinausſehen, und dem Lachen freyen Lauf laſſen mußte.

Wenn du C. heyratheſt, dachte ich, willſt du ihn bitten, dir das Geld zu ſo einem Kleide zu geben: dann willſt du die ärmſte Familie in ſeinem Dorfe aufſuchen, von dieſem Gelde, Mann und Weib und Kind reinlich kleiden laſſen, dann am Hochzeittage im Anzuge von leichten Cattun vor ihn treten, und die Familie ihm vorführen und ſagen: Sieh, lieber C. —, das iſt mein Brautſchmuck! gefalle ich dir darinne?

Ach barmherziger Gott, das iſt ein Traum — Ich bin erwacht, beſter Herr Vetter, der Traum iſt vorbey — ich werde keine arme Familie kleiden können. Es kömmt mir ans Herz — mir ſchwindelt —

Doch getroſt! ich will fortfahren.

Da es zur Trauung gehen ſollte, bemerkte ich, daß die Braut noch keine Schuhe anhatte.

Sogleich wurde ein Bedienter gerufen, der, weil die Braut ſich unmöglich mehr bücken konnte, ihr Strümpfe und Schuhe anziehen mußte. Hierüber mögen Sie ſelbſt urtheilen. Ich wüßte nicht wie mir wäre, wenn ich mir durch einen Bedienten ſollte Strümpfe und Schuhe anlegen laſſen.

Da nun die ſchöne Braut in Galla daſtund, trat der Bräutigam herein, und band ihr einen theuern Schmuck um den Hals. Ihre liebe Frau verſicherte mir nachher, daß er dieſen Schmuck erborgt hätte. Sind das nicht tröſtliche Ausſichten?

Nun ſollte der Zug nach der Kirche fortgehen, nachdem ſich viele ſchöngekleidete Herren und Damen verſammlet hatten. Itzo bemerkte ich, daß die ganze ſchöngeputzte Geſellſchaft Ihre liebe Frau und mich anſahen, vom Kopfe bis auf die Füße uns betrachteten, einander in die Ohren pflüſterten und lachten. Ich ſahe deswegen Ihre Frau bedenklich an, die blutroth war, und nicht wußte, was ſie ſagen ſollte.

Der Herr Bräutigam endigte aber unſere Verlegenheit, indem er zu uns trat, und ſagte: Lieben Freundinnen — eine Bitte!

Und welche? antwortete Ihre Frau.

Br. Daß Sie uns doch die Ehre erzeigen, und uns nach der Kirche begleiten.

Fr. Herzlich gern.

Br. Aber —

Fr. Nu?

Br. Aber, da muß ich doch bitten, daß Sie ſich gefälligſt ankleiden.

Fr. Ha! ha! ha! Sind wir denn nacket? ſehen Sie denn nicht, daß wir angekleidet ſind?

Br. Aber zur Hochzeit?

Fr. Wie ich glaube, recht gut zur Hochzeit. Auf der Hochzeit giebt es viel Laufens — dazu ſchickt ſich ja unſer leichter cattuner Anzug recht ſehr gut.

Br. Aber ſehen Sie doch, ich bitte Sie, auf die übrigen Damen!

Fr. Die haben wir ſchon lange geſehen. Es ſcheint, als wenn Sie von einem Frauenzimmer, das Sie zur Kirche begleiten ſoll, Friſur, Schnürbruſt, Fächer und ein ſeidnes Kleid verlangen. — Das alles haben wir nun freylich nicht, wiſſen auch gar nicht, wie wir uns bey dergleichen Dingen benehmen ſollen. Wir ſehen alſo wohl, daß wir nicht von der Ehre, Sie zu begleiten, profitiren können — ich wünſche Ihnen einen recht vergnügten Kirchgang.

Mit dieſen Worten entfernte ſie ſich, und zog mich mit ſich fort.

Fortſetzung.

Noch will der Morgen nicht anbrechen! Ich muß alſo weiter ſchreiben.

Ihre liebe Frau, die durch die Albernheit des Bräutigams ziemlich aufgebracht war, faßte mich bey der Hand, und ſagte: komm Henriette, wir wollen doch zur Kirche gehen! Wir giengen und kamen daſelbſt um eine Viertelſtunde eher, als die ſchöngeputzte Geſellſchaft, an, weil wir in unſerm Gange weder durch enge Schuhe, noch durch eine andere Verunſtaltung des Körpers aufgehalten wurden.

Bey dem Eintritte der gepuderten Geſellſchaft erhob ſich auf dem Chore eine Muſik, von der ich nur dieß behalten habe: daß der Baß ſang, ich bin eine Roſe zu Saron, und eine Blume im Thal, und dazwiſchen die übrigen Sänger den Choral ſangen: Wie bin ich doch ſo herzlich froh, daß mein Schatz iſt das A und O ꝛc.

Was ſollte denn das heißen? die Roſe zu Saron ſollte doch wohl die Braut und folglich der Schatz, den lieben Herrn Bräutigam vorſtellen? Der iſt alſo das A und das O, der Anfang und das Ende. Du lieber Gott! Sie müſſen, lieber Herr Vetter, meinen und Ihrer lieben Frau Geſchmack doch nicht recht ausgebildet haben: denn es war uns unmöglich, dieſe Muſik, die den Beyfall der ganzen gepuderten Geſellſchaft zu haben ſchien, ſchön zu finden. Wir mußten vielmehr uns niederſetzen, und unſere Geſichter hinter die Schnupftücher verbergen, um dem Lachen freyen Lauf laſſen zu können.

Nach geendigter Muſik trat das liebe Paar zum Altare, wo es von dem Herrn Pfarrer zuſammen gebunden, und ſeiner Pflichten aus den Büchern Moſis erinnert wurde.

Mich dünkt, ſeit Moſis Zeiten müßten die Menſchen doch noch manches gelernt haben, das angehenden Eheleuten geſagt werden könnte. Meynen Sie nicht auch ſo? Sie ſagten mir einmal, die Bücher Moſis wären das A B C Buch für die Menſchen geweſen, da ſie ſich noch im Stande der Kindheit befunden hätten.

Und das ſcheint mir doch ſonderbar, wenn ein Erwachſener ſeine Wiſſenſchaft aus dem A B C Buche ſchöpfen ſoll.

Nach geendigter Trauung giengen wir nach Hauſe, und erwarteten den Brautzug am Fenſter.

Etwa nach Verlauf einer Stunde, ſetzte man ſich zur Tafel. Der Herr Amtmann R. und Herr Hofrath S. kamen auf unſer Zimmer, und luden uns dazu ein. Ihre liebe Frau wieß ſie aber ziemlich ſpöttiſch mit der Antwort ab: wir wären nicht geſchickt an einer ſo vornehmen Geſellſchaft Theil zu nehmen, weil wir ſo ſchlecht gekleidet wären. Die Herren verſchluckten aber dieſe und noch ein halb Dutzend andere Pillen; der

Herr Amtmann faßte mich, und der Herr Hofrath Ihre Frau bey der Hand, und zogen uns, halb mit Gewalt, zur Tafel.

Wie bin ich doch ſo froh, daß ich von derſelben weg bin. Es wurde ſoviel aufgetragen, daß vielleicht das halbe Städtchen daran ſich hätte ſättigen können. Von Ein Uhr bis Abends zehn Uhr mußten wir in einem engen Zimmer zuſammengepreßt zubringen, ohne einige wahre Unterhaltung zu haben. Nicht einmal eſſen konnten wir, weil wir nicht gearbeitet hatten, und alſo durch die erſten zwey Schüſſeln vollkommen geſättigt waren.

Mein Herr Nachbar, der Amtmann, hatte noch den glücklichen Einfall, daß er erzählte, wie er den Tag zuvor eine Ratte gefangen habe. Dieſe Erzählung belebte die ganze Geſellſchaft. Denn nun erzählte jedes alle Rattengeſchichten, die es erlebt, und geleſen und erzählen gehört hatte. Da wir in unſerm Keller auch Ratten haben, und Ihr Haus auch davon nicht frey iſt: ſo konnten Ihre Frau und ich einen ziemlichen Beytrag zur Unterhaltung geben. Mit dieſen Geſchichten verlebten wir die Zeit von der Potage bis zum Kaffee, glücklich.

Ich dachte aber doch, an einem Tage, an dem zwey Leute einen Schritt thun, von dem ihr und ihrer Kinder Lebens langes Wohl und Wehe abhängt, hätte noch manches andere geſprochen werden ſollen, welches weit ſchicklicher geweſen wäre, als die Rattengeſchichten.

Nach eingenommenen Kaffee, ſetzten wir uns wieder und zogen den Dampf von etlichen Schüſſeln voll Fiſche, Braten und Gebacknen ein. Denn die Speiſen ſelbſt konnte niemand genießen.

Und es war eine große Stille, eine Stunden lang. Ich that während der Zeit weiter nichts, als daß ich von Brodskrume einige Kügelchen machte. Da ich eben eines zu Stande gebracht hatte, kam mir es ſo lächerlich vor, daß ein vernünftiger Menſch ſeine Prüfungszeit damit zubrächte, daß er Kügelchen aus Brodskrume drehete, daß ich die Naſe rümpfte, und die Lippen zuſammenbiß. Was iſt Ihnen ſo lächerlich? fragte mein Herr Nachbar.

J. Nichts, gar nichts.

N. Sie haben vermuthlich einen witzigen Einfall gehabt. Entziehen Sie uns ihn doch nicht!

J. Ich wüßte nicht, wie ich und witzige Einfälle zuſammenkämen. Ich lachte nur darüber, daß ich itzo ſo Langeweile habe, daß ich Kügelchen aus Brodskrume drehen muß.

N. Ich fühle den Stich — Ein ſo ſchönes Frauenzimmer ſollte freylich, (indem er meine Hand an ſeinen Mund drückte,) eine beſſere Unterhaltung haben.

J. Die Schuld liegt an mir, lieber Herr Amtmann, ich habe meinen Strickſtrumpf vergeſſen.

Er war wegen der Antwort verlegen — zwey Hochzeitgedichte, die eben itzo unter die Gäſte vertheilt wurden, endigten aber ſeine Verlegenheit. Hier ſind ſie! Sie mögen ſelbſt davon urtheilen! Ich glaubte darinne eine Erinnerung für die neuen Eheleute an ihre wichtigen Pflichten zu finden — ſtatt derſelben fand ich ſolche Zoten, daß es mir unmöglich war, ſie durchzuleſen, ſondern ſie zuſammenpreſſen und unter den Teller legen mußte.

Die übrige Geſellſchaft fand aber darinne beſſere Unterhaltung. Jede Sottiſe wurde öffentlich abgeleſen, und mit lautem Gelächter aufgenommen.

Da in dem einen Gedichte viel vom Hochzeitbette geſprochen wurde; ſo ergriff der Herr Hofrath S. die Hand Ihrer Frau und ſagte, weil es ſich heute ſo gut in das Hochzeitbette ſteigt, wie wäre es, Frau Diakonuſin, wenn wir auch hineinſtiegen?

Sie wiſſen vielleicht nicht, Herr Hofrath, daß ich verheyrathet bin?

Ey das wohl. Ihr lieber Mann predigt ja aber immer: Seyd fruchtbar und mehret euch — es muß ihm ja alſo lieb ſeyn, wenn ich etwas zur Erfüllung ſeines Wunſches beytrage. Ihre Frau zog unwillig ihre Hand zurück, aber die ganze Geſellſchaft belohnte dieſe Sottiſe mit ihrem Beyfalle, und jedes trank ein Glas Wein aus.

Nun wurde von nichts, als von Beſteigung des Hochzeitbetts geſprochen, mein Nachbar wurde auch beredt, ſo beredt, daß ich in die Erde hätte verſinken mögen.

Itzo wurde der Braut auf einem Teller präſentirt eine Nadelbüchſe. Aha! dachte ich, nun wird ſie an ihre Pflichten erinnert werden. Sie öfnete die Büchſe, und — an dem Deckel hiengen ein Dutzend kleine von Holz geſchnitzte, Kinderchen. Ich ſahe mich um und erwartete, von irgend einem Hochzeitgaſte eine Anrede an die Braut, in der er ſie erinnerte, was für ein wichtiges Geſchäfte es ſey, Kinder zu gebähren und zu erziehen. Statt deſſen erfolgte aber ein pöbelhaftes Gelächter, und eine Menge äuſſerſt ſchmuzige Anſpielungen auf das Erzeugen der Kinder.

Wie viel wir dabey gelitten haben, kann ich Ihnen nicht ſagen. Seitdem Sie mir einmal, liebſter Herr Vetter, die Erzeugung der Kinder erklärt haben, bekam ich dafür eine gewiſſe Achtung, die ſich nicht beſchreiben läßt. Nun wurde darüber ſo leichtfertig geſprochen. Da Ihre Frau und ich uns gegen den Witz unſerer Nachbarn nicht mehr bergen konnten, und ängſtlich auf unſern Stühlen umher rückten: gab der Hochzeitbitter zu unſrer großen Freude durch ein dreymaliges Händeklaſchen das Zeichen zur Anſtimmung eines Tiſchliedes.

Das liebe Tiſchlied fieng ſich mit den Worten an: Herr Gott nun ſey gepreiſet!

Aus dieſem lieblichen Liede habe ich folgende Verſe gemerkt:

Alſo wollſt allzeit nähren,
Herr unſer Seel und Geiſt
In Chriſto ganz bekehren,
Und in Dir machen feiſt,
Daß wir den Hunger meiden,
Stark ſeyn in allem Leiden,
Und leben ewiglich!

Ob wir ſolchs haben genommen
Mit Luſt und Uebermaß,
Dadurch wir möchten kommen
Vielleicht in Deinen Haß!
So wollſt Du's uns aus Gnaden,
O Herr, nicht laſſen ſchaden,
Durch Chriſtum Deinen Sohn!

Alſo ſoll der Herr Chriſtus — doch wozu meine Anmerkungen, Sie werden ſie beſſer machen, als ich es im Stande bin zu thun.

Sobald das Tiſchlied geendigt war, wurde das Zeichen zum Tanze gegeben. Ihre Frau winkte mir, und ſagte, mit dieſen Leuten können wir ſchlechterdings nicht tanzen — ſie haben keine Achtung gegen das weibliche Geſchlecht.

So wollen wir wenigſtens nur zuſehen, antwortete ich. Es muß ſich doch ganz drollicht ausnehmen, wenn Frauenzimmer mit zuſammengepreßten Leibern und Füßen tanzen.

Zuſehen und mittanzen, ſagte Ihre Frau, iſt hier einerley. Man wird uns mit Gewalt zum Tanze ziehen, und wie wollen wir uns alsdenn ſchützen?

Genug, ich folgte Ihrer lieben Frau und entfernte mich mit ihr auf das Zimmer, das uns angewieſen war, nachdem wir uns erſt von dem Vater der Braut beurlaubt hatten.

Da wir die Treppe hinauf gehen wollten, redete uns ein ſehr ſchlecht gekleideter Menſch an, und bat um etwas Reiſegeld.

Wer iſt er denn? fragte Ihre Frau.

R. Ich bin meiner Profeßion ein Schloſſer.

Fr. Und wo will er denn hin?

R. Zu meiner Schweſter, die an einen Schreiner in Grünau verheyrathet iſt.

Fr. Wirft denn ſeine Profeßion nicht ſoviel ab, daß er davon eine ſo kleine Reiſe machen kann?

R. Lieber Gott! ich kann nichts mehr arbeiten. Ich habe meine Geſundheit verlohren — in der Belagerung von Gibraltar habe ich gar vieles ausſtehen müſſen.

Fr. Wie? er wäre bey der Belagerung von Gibraltar geweſen?

R. Vom Anfange bis zu Ende.

Fr. So komme er doch geſchwinde herauf mit in mein Zimmer! (Zu einer Magd) ſuche ſie mir doch ein Stück Braten und Kuchen und ein Nöſel Wein zu verſchaffen, und bringe es auf mein Zimmer! (Zu mir) fort Henriette! hier gilt kein Verzug! Sobald man uns bemerkt, reißt man uns mit zum Tanze fort. Ich denke, wir wollen uns heute eine Freude machen, die uns morgen noch laben ſoll, wenn allen Tänzern die Köpſe wehe thun werden.

Sobald wir auf die Stube gekommen waren, mußte ſich der Reiſende ſetzen, und Ihre Frau fieng mit ihm folgendes Geſpräch an:

Fr. Alſo iſt er wirklich mit bey der Belagerung von Gibraltar geweſen? unter was für Truppen?

R. Unter den Hannoveranern, liebe Madam! wenn Sie mir nicht glauben wollen — da leſen Sie mein Atteſtat.

Fr. Das Atteſtat iſt gut! Da wird er auch bisweilen haben hungern müſſen!

R. Hungern habe ich lernen, wie ein Türke. Wenn man immer hinter dem Ofen ſitzt, da weiß man nicht wie wehe es thut, wenn einem das Brod zugeſchnitten wird. Du lieber Gott!

Fr. Wurden denn die Soldaten nicht bisweilen verdrüßlich, wenn ſie ſich ſo kümmerlich behelfen mußten?

R. Wir hatten brave Officiers, Madam. Die hungerten ſo gut wie wir, und theilten ihren letzten Biſſen mit uns. Habt Geduld, Kinder, ſagte unſer Hauptmann oft, es wird beſſer werden. Jtzo müſſen wir uns als brave Deutſche zeigen. Laßt uns noch etliche Tage hungern, hernach wollen wir auch miteinander ſchmauſen! Und der Commandant, das war doch ſo ein Herzensguter Mann! ein Mann wie ein Engel! Er hat mir ein paarmal auf die Schultern geklopft, wenn er mich das Gewehr ausputzen ſahe. — Unter ſolchen Officieren vergißt man Eſſen und Trinken.

(Izo brachte die Magd das beſtellte Eſſen.)

Fr. Da er nun nicht mehr bey ſolchen Officieren iſt, ſo darf er auch das Eſſen und Trinken nicht mehr vergeſſen. Hier, lieber Freund, genieße er ohne Bedenken, was da aufgetragen iſt! Gott ſegne es ihm!

R. Gott vergelte es Ihnen Madam! es iſt wie wenn Sie ein Engel vom Himmel wären. Ich habe ſeit Mittag keinen Biſſen Brod über die Zunge gebracht. Ich wußte auch den Abend nicht, was ich beiſſen oder brechen ſollte — da hörte ich Muſik hier im Hauſe, und daß es da Hochzeit wäre, gieng herein, und dachte, wenn dir die Geſellſchaft nur giebt, was die Hunde und Katzen kriegen, ſo haſt du ſchon genug. Es ſind aber ſchon viele Herren und Damen vorbey gegangen und haben mich nicht angehört.

Liebſter Herr Vetter! Ich habe es noch niemals ſo als itzo verſtanden, was die Bibel eigentlich ſagen will, wenn ſie befiehlt: ſo du einen Hungrigen ſieheſt, ſo ſpeiſe ihn, und entzeuch dich nicht von deinem Fleiſch! Ach Beſter! welche Seligkeit fühlte ich, da ich dieſen hungrigen Schloſſer ſpeiſen ſahe! Eben die Speiſen, die, wenn ich ſie hätte genießen ſollen, mir Ekel würden verurſacht haben, machten mir Freude, da ich die Erquickung ſahe, die ſie dieſem Reiſenden verſchaften. Was für Thoren ſind wir, wenn wir durch überflüßige Nahrungsmittel uns Ekel und Krankheit zuziehen, da wir uns damit eine ſo hohe, eine ſo göttliche Freude verſchaffen könnten. Wenn du einen Hungrigen ſieheſt, ſo ſpeiſe ihn. Dieſer Gedanke wurde ſo lebhaft in mir, daß ich mich der Thränen nicht enthalten konnte, ſondern weinend Ihre gute Frau umarmen und ſagen mußte: Wenn du einen Hungrigen ſieheſt, ſo ſpeiſe ihn! Wenn ich einmal Hochzeit habe, ſo will ich das Geld für die übrigen Gerichte, dazu anwenden, daß ich eine Tafel voll Hungrige ſpeiſe. Dank! Dank! liebe Frau Muhme, daß Sie mich dieß gelehrt haben!

Dieß Vergnügen iſt nun auch dahin! fort damit! Doch — ich werde auch noch Hungrige ſpeiſen können, wenn ich auch nicht Hochzeit habe. Der arme Schloſſer trauete nicht, ſich Wein einzuſchenken, ich that es, klopfte ihm die Achſeln, und ſagte: Trinke er, lieber Freund! in einem Hochzeithauſe muß man ſich laben!

N. (Nachdem er das erſte Glas ausgetrunken hatte,) das ſchmeckt! Wenn ich das in Gibraltar gehabt hätte!

Fr. Wer Gibraltar vertheidigt hat, iſt werth, Wein zu trinken! Trinke er getroſt dieſe Bouteille aus!

N. Nun, wenn Sie meynen, ſo will ich halt trinken. Ihr Wohlſeyn!

Fr. Danke.

N. Vertheidigt habe ich Gibraltar — wenn ich nicht gethan hätte, wahrhaftig die Spanier und Franzoſen hätten es weggekriegt.

Fr. Das wäre viel!

N. Das iſt auch viel. Noch einmal auf Ihre Geſundheit! und nun habe ich Courage, nun will ich auch erzählen. Haben Sie nichts von den ſchwimmenden Batterien gehört?

Fr. Mehr als zuviel.

N. Die ſchwammen auf der See herum, hatten Pulver, Mörſer und Bomben bey ſich, mit denen ſie unſer Gibraltar niederſchießen wollten. Unſere Leute aber waren ganz ruhig, und machten unterdeſſen glühende Kugeln, damit ſie dem Feinde einen guten Morgen bieten wollten. Und, ſehn Sie Madam, wie ſie das machen ſollten, das hatte ich ſie gelehrt. Nehmen Sie mir nicht übel, Madam, ich bin kein Großprahler, aber gelehrt habe ich ſie es.

Fr. Das iſt ja aber faſt nicht glaublich. Wie konnte er denn, als Schloſſer, die Kenntniß haben, glühende Kugeln zu verfertigen?

N. Ich will Ihnen alles ſagen, liebe Madam, glauben Sie mir, ich bin kein Großſprecher! Gott bewaher mich dafür! Die glühenden Kugeln hatte ich freylich mit meinem Schloſſerskopfe nicht erſonnen, die hatte ein anderer vorgeſchlagen. Aber die Engländer wußten nicht recht, wie ſie das Ding angreifen ſollten; wenn es ſo gegangen wäre, wie ſie es Anfangs vorhatten, ſo hätten uns die Spanier und Franzoſen das Neſt über dem Kopfe angeſteckt, ehe wir ihnen ein halb Dutzend Kugeln in den Pelz geworfen hätten.

Fr. Sag er doch, wie machte er es denn? Aber er trinkt ja nicht! Trink er doch dieſen Wein aus! es iſt ja nur ein Nöſel!

R. Wenn Sie meynen, daß es mir nicht ſchadet? Noch einmal Ihr Wohlſeyn, meine lieben Madamen! Der liebe Gott erquicke Sie auch alle beyde, wenn Sie einmal Erquickung brauchen. Ihr Wohlſeyn! — Nun ſehn Sie, ich machte einen Roſt, darauf die Kugeln konnten glühend gemacht werden, und eine Zange, ſie anzupacken — denn mit bloſen Händen, lieben Madamen, das werden Sie wohl einſehen, laſſen ſich ſolche Sachen nicht angreifen!

Fr. Das ſehen wir vollkommen ein. Ich wenigſtens hätte meine Hände dazu nicht hergeben mögen.

R. Das wollte ich ſelbſt meynen! Das war eine Hitze — am jüngſten Tage kann es nicht ärger ſeyn. Und wenn der Satan mit ſeinem Heere —

Fr. Das glaube ich ganz wohl. Aber ſag er mir nur, wie gieng es denn weiter?

R. Ganz charmant — es war nur eine Luſt anzuſehen — ſo wie die Batteriechen anmarſchirt kamen — Purdauz! purdauz! da kriegten ſie ſo ein Paar Kügelchen auf den Pelz, (aufſpringend) Heidi! trarara! da flog das Batteriechen in alle Lüfte — Purdautz! trarara! heidi! da hielt wieder ein anders ſeine Himmelfahrt. Purdautz! heidi! trarara! puff! da reißte wieder eins. Es währte keine halbe Stunde, ſo war die See mit ganzen und halben und viertels Franzoſen bedeckt. Arme, Beine, Köpfe, flogen zu uns herüber. Ha! ha! ha! ich habe mir bald das Herz aus dem Leibe gelacht.

Fr. O Pfui! ſchäme er ſich doch! Wie könnte ich doch über das Unglück ſo vieler Menſchen lachen!

N. Das verſtehen Sie nicht, liebe Madam. Sie mögen mich nun anſehen wie Sie wollen, ſo bin ich doch ein Menſch, der kein Kind betrübt. Aber im Kriege — wenns heißt: Friß Vogel oder ſtirb! ja, da iſts eine ganz andere Sache. Da fragt man nicht nach Ehrbarkeit, nach Zucht und nach Gericht. Im Kriege gilt alles — wenn wir die Feinde nicht in die Luft geſprengt hätten, ſo hätten ſie uns ja in die Luft geſprengt. Wer hatte es denn den Franzoſen und Spaniern geheißen, daß ſie uns bombardiren ſollten? Sie hätten ja zu Hauſe bleiben, und uns ungehudelt laſſen können,

nen, da würde ihnen kein Zahn weh gethan haben. Da ſie es aber nicht anders haben wollten, und wollten es nicht anders haben, nun war auch kein Erbarmen mehr, da war bey Gott Gnade!

Fr. Es iſt doch immer grauſam — wie gieng es aber weiter?

N. Allerliebſt! Sobald wir uns die Batteriechen vom Halſe geſchaft hatten, ſprangen die Engelländer in die Kähne, fiſchten aus der See was ſie kriegen konnten, und theilten mit ihnen, was ſie hatten. Ich müßte lügen, wenn ich es anders ſagen ſollte.

Fr. Nun das war brav! Aber was für eine Belohnung bekam er denn für ſeine Erfindung?

N. Wenn ich es gerade herausſagen ſoll — keine!

Fr. Oh! das wäre auch zu arg!

N. Es iſt aber ſo! Sehn Sie, unſer eins hat das Maulwerk nicht ſo, wie andere Leute — wenn ich viel Weſens hätte machen können, und wäre zum General, oder zum Commandanten gegangen, und hätte ein Langes und ein Breites von meiner Erfindung geſprochen — ja, da hätte es wohl etwas abſetzen ſollen. So aber wurde es über dem groſſen Lärmen und der groſſen Freude vergeſſen — — Eben itzo erwacht Ihre liebe Frau — der Morgen iſt da — Adieu! ich muß ſchließen. Mündlich werde ich Ihnen den Ausgang der Geſchichte noch erzählen, und Ihnen ſagen: wie ſehr Sie liebe und verehre

Ihre

Henriette.

Dreyzehnter Brief.

Der Feldprediger Wenzel an den Oberſten von Brav.

Carmin den 18ten Febr.

Verehrungswürdiger Gönner!

So ungern ich auch mein Urtheil über eine Geſellſchaft fälle, in deren Inneres zu ſchauen, mir nicht erlaubt iſt: ſo muß ich es doch vor dießmal, in Anſehung der Herrenhuter thun, da Sie es von mir verlangen, und ich Ihrem Verlangen, wegen der großen Verbindlichkeit, die ich Ihnen ſchuldig bin, ſchon nachgeben muß. Es wäre dieß ſchon längſt geſchehen, wenn mich nicht die Angelegenheiten unſers guten Carls zu ſehr beſchäftigt hätten.

Hier haben Sie alſo mein Urtheil! Eingedenk der Erinnerung meines Erlöſers: Richtet nicht! will ich mich bemühen, mein Urtheil lieber etwas zu gelinde, als zu ſtrenge, abzufaſſen.

Die Brüdergemeine hat unſtreitig Vorzüge, faſt vor allen andern Geſellſchaften, die ihr auch der Feind nicht abſprechen kann.

Der Grundſatz, den Friedrich der Einzige angenommen hat, daß alle Handlungen der Glieder des Staats auf einen Zweck, Beförderung der Wohlfahrt des Staats, abzwecken müſſen, ſcheint auch in dieſer Geſellſchaft eingeführt zu ſeyn, nur mit dem Unterſchiede, daß das, was dort Staat heißt, hier Gemeine oder Heiland genennt wird. Dort müſſen tauſende die Befriedigung ihrer heißeſten Wünſche der Wohlfahrt des Ganzen aufopfern, und hier geſchieht ein gleiches. Ein jeder darf nur arbeiten, ſich vergnügen, heyrathen — in ſofern es die Wohlfahrt des Ganzen erlaubt. Kleidung, geſellſchaftliche Unterhaltung, Aufführung der Gebäude, Gottesverehrung, Begräbniß — alles zielt nach einem Zwecke ab.

Wie hoch ſteht alſo die Gemeine, aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, über uns, bey denen ein ewiger Widerſpruch herrſcht. Wir machen auch ein Ganzes aus, aber von den Gliedern ſorgt nur jedes für ſich, handelt nur nach ſeinen Einfällen und Neigungen, und Enthuſiasmus für das Ganze fehlt faſt jedem. Die mehreſten thun für das allgemeine Beſte nicht mehr als — wozu ſie durchs Zwangsmittel gebracht werden. Ein Gartenhäuschen hinzuſetzen, es auszumeubliren, ein Spargel- oder Aurickelbeet anzulegen — dazu hat jeder Neigung. Wenn es aber auf Anlegung einer öffentlichen Straße, eines öffentlichen Gebäudes u. d. g. ankommt, ſo iſt alles unthätig, bis der Fürſt ſpricht: **Ich befehle euch bey meiner Ungnade.** Ich verſichere Ihnen, Herr Oberſter, daß ich vielmals anſehnliche Familien aus ihren Landhäuſern, die Angſt und Wuth, mit welcher ſich arme Fuhrleute auf der abſcheulichen Straße herum arbeiteten, bey einer Taſſe Kaffee ganz ruhig habe betrachten ſehen, ohne daß es einem eingefallen wäre, etwas für die Abſtellung dieſes Uebels zu thun. Unſere Vornehmen ſchlafen auf Eiderdunen, unterdeſſen daß die armen Reiſenden in den abſcheulichſten Löchern Nachtquartier nehmen müſſen, und oft nicht ſo viele Bequemlichkeit finden, daß ſie ihre naſſen Kleider trocknen können. Nichts iſt lächerlicher, als der Anblick unſerer

Handlungen, wenn man ſie mit den Grundſätzen vergleicht, die unter uns gepredigt werden. Wir predigen die Würde der Ehe — und die mehreſten ſchreiten in dieſelbe ſo leichtſinnig, als kaum die Thiere des Feldes bey ihrer Begattung thun. Kann wohl etwas alberners, als die gewöhnlichen Hochzeitfeyern gedacht werden? Iſt da wohl das geringſte bey der Mahlzeit, bey dem Tanze, bey dem Spiele, bey der Entfernung der neuen Eheleute, bey Ihrem Aufſtehen ſichtbar, das nur einige Beziehung auf den wichtigen Schritt hätte, den die Eheleute zu thun im Begriffe ſind? Schwelgen, Lärmen, ſchmutzige Reden — das ſind die gewöhnlichen Feyerlichkeiten, unter denen man junge Eheleute mit unzertrennlichen Banden verknüpft und ihnen das Recht ertheilt, ſich Nachkommenſchaft zu verſchaffen. Wir predigen: die Ehe ſoll ehrlich gehalten werden, bey jedermann, und in unſern Geſellſchaften iſt man nie lebhafter und vergnügter, als wenn die Rede auf Ehebruch kommt, und viele ſind dann am belebteſten, wenn man ihnen die Ehre eines Ehebruchs beylegt.

Wir lehren: arbeitet und ſchaffet mit den Händen etwas Gutes, und wenn die Predigt geendigt iſt, ſo geht der eine Theil unſerer Zuhörer hin und friſirt, der andere ſpielt mit Karten, der dritte entwirft den Plan zu einer Lotterie oder einem Lottoſpiele, zehen andere treiben eben ſo etwas unnützes, und faſt alle arbeiten — nicht um etwas Gutes für die Geſellſchaft zu ſtiften, ſondern — um Geld zu verdienen.

Wie oft hören wir die Worte von der Kanzel: ſelig ſind die Todten, die in dem Herrn ſterben; und gleichwohl wenn einer dieſe Seligkeit erlangt, trauern wir um ihn, und ſingen Klagelieder, wie wenn wir Barbaren wären, die von Unſterblichkeit keine Vorſtellung hätten.

Man hat zeither ſoviel von Weltbürgerſchaft geſchrieben —— und gleichwohl finde ich ſie nirgends in einem ſo hohen Grade als bey dieſer Gemeine. Wir ſprechen zwar oft mit großer Theilnehmung von allem, was in der Welt geſchieht, urtheilen über die Entſchlüſſe des Amerikaniſchen Congreſſes, wie über die Plane unſers großen Kaiſers, über den Wallfiſchfang bey Grönland, wie über die Laſcivität der Bewohner von Otaheite — aber ſprechen und urtheilen iſt auch alles, was wir thun. Der Herrenhuter ſpricht aber wenig und handelt deſtomehr. Sobald es des Heilands Wille iſt, (erlauben Sie mir, daß ich mich einige Zeit ihrer Sprache bedienen darf,) geht er mit eben der Freudigkeit nach Grönland, von da nach St. Croix und von hier wieder nach Sarepta, mit welcher wir aus einem Städtchen in das andere zum Beſuche eines Bruders reiſen. Auf ſeiner Reiſe findet er in allen Weltgegenden Brüder und Schweſtern, und wenn man mit ihm ſpricht, redet er mit Entzücken von ſeinen Brüdern in Gnadau, Sarepta, Berbice und auf der Thomas-Inſel. Wir ſind kaum ſo für die Verbeſſerung unſerer Schulen beſorgt, als der Herrnhuter für das Seelenheil der Grönländer, und der Negerſclaven in den Engliſchen und Holländiſchen Colonien.

Ihre Arbeitſamkeit iſt faſt durchgängig muſterhaft. Vom kleinſten Kinde bis zum Greiſe, vom Aermſten bis zum Reichſten, ſteht jeder auf dem Poſten, der ihm angewieſen wurde, und treibt Geſchäfte, die ſeinen Talenten und Kräften angemeſſen ſind, und die durch die Vorſtellung, daß ſie alle zur Ehre des Heilandes verrichtet würden, einen beſondern Werth bekommen. Bey uns ſieht oft der, den die Vorſehung zum Schuhmacher beſtimmte, auf der Kanzel und das Genie macht Schuhe, und der große Zweck, auf den die Thätigkeit

keit der mehreſten gerichtet iſt, iſt -- Erwerbung des Geldes.

Dieſer Trieb zur Arbeitſamkeit, verſchlingt bey dem Herrnhuter alle Neigung zu zeitverderbenden Spielen und Vergnügungen. Nie ſehe ich ein Glied dieſer Gemeine ſich mit Würfeln oder Karten beſchäftigen. Ich will nicht unterſuchen, ob dieſes übertrieben ſey, und ob es nicht mit dem Geiſte des Chriſtenthums beſtehen könne, ſeine, durch Thätigkeit abgeſpannten, Kräfte, bey einem Spiele ruhen zu laſſen. Traurig iſts doch aber immer, wenn man in unſern Geſellſchaften, ſo vieler Menſchen Kräfte ſich mit einem elenden Kartenſpiele halbe Tage lang beſchäftigen ſieht. Solls Zeitvertreib ſeyn? ſo findet ja jeder Menſch, der Luſt hat Gutes zu thun, und nur einigermaßen nachdenkt, ſo vieles zu arbeiten, daß er eher über Mangel der Zeit klagen, als Gelegenheit ſuchen wird, ſie zu tödten. Ich habe itzo das Vergnügen gegen funfzig Soldatenkinder zu ſehen, die alle gut unterrichtet werden. Für dieſe ſorgte ich gemeiniglich in den Stunden, die ich ehedem dem Kartenſpiele widmete. Wenn ich nun auch annehme, daß jeden Tag in Deutſchland nur zehntauſend Menſchen die Kräfte, die ihnen Gott verliehe, liebe, um damit ihr, und ihrer Brüder Glück zu ſchaffen, auf Miſchung der Karten wenden, davon jeder eben ſoviel Gutes als ich, hätte ſtiften können, ſo berechnen Sie ſelbſt, wie viele Glückſeligkeit unſerm lieben Vaterlande, blos durch das Kartenſpiel, entzogen werde! Soll's aber Vergnügen ſeyn? ſo ſcheint es mir doch das elendeſte, das ſich denken läßt. Bürger einer ſo ſchönen Erde, die unter einem ſo reizenden Himmel wohnen, ſollten dieſe kein edleres, für Geiſt und Leib nahrhafteres, Vergnügen finden können, als das Spielen mit bunten Männerchen?

Der Geiſt, der dieſe Gemeine beſeelt, iſt auch in der Kleidung ſichtbar, in welcher ſie, die Peruquen ausgenommen, faſt nichts finden werden, was nicht zweckmäßig wäre. Freylich wird man einwenden, daß in der Kleidung des Frauenzimmers zu wenig Geſchmack ſey. Allein, wenn einmal der Geſchmack über die weibliche Kleidung urtheilen ſoll, ſo weiß ich nicht, ob er durch den Anzug der Herrenhuterinnen, oder den Putz unſers Frauenzimmers mehr beleidiget werden wird. Beyde haben dieſes mit einander gemein, daß ſie die Bildung des Meiſterſtücks Gottes, in ſeiner ſichtbaren Welt, des weiblichen Körpers, verbergen.

Wer kann es aber ändern! Es ſcheint ein Fluch zu ſeyn, der über dem ganzen weiblichen Geſchlechte ruht, daß ſeine Schönheit durch die Mode verhunzt werden ſoll. Die Chineſerinnen färben ihre Zähne ſchwarz, und die Europäerinnen ihre Haare weiß, die Herrnhuterinnen verlängern ihre Röcke, und die Nichtherrnhuterinnen vergrößern ihre Hüften. Das iſt nun einmal ſo. Unterdeſſen hat doch der Anzug der Herrenhuterinnen dieſen Vorzug, daß er ihrer Beſtimmung — dem Gebähren und Saügen der Kinder — gemäß iſt.

Aber bey einer ſo einförmigen Lebensart — bey einer ſo ſtrengen Einſchränkung des Luxus — wo ſoll da Aufſtreben des Geiſtes, wo Entwickelung der Geiſteskräfte herkommen? Der Luxus iſt ja der vorzüglichſte Lehrmeiſter der Künſte und Wiſſenſchaften —

So würde mir mancher einwenden, der durch Leſen unſerer neuen Schriften ſich Grundſätze geſammlet, aber nicht überdacht hat.

Statt der Antwort verweiſe ich ſie auf dieſe Gemeine ſelbſt! Ohne Luxus vergrößert ſie ſich täglich und wird reicher; unterdeſſen, daß die mehreſten deutſchen Städte durch den Luxus, wie durch die Peſt, entvölkert werden. Hier, wo der

Luxus verbannt iſt, vermehren ſich die Häuſer, und die unſrigen, vorzüglich die öffentlichen, ſtürzen zuſammen. Mir verſicherte ohnlängſt ein Herrenhuter, daß ihre Gemeine etwa zwanzigtauſend Seelen in ſich begriffe. Vorausgeſetzt, daß er hiervon gehörig unterrichtet war, wo iſt in ganz Europa eine Stadt, von zwanzigtauſend Seelen, die, in ſo kurzer Zeit, ſo viele nützliche Erfindungen gemacht habe als die Herrenhuter? Von ihren Seidenfabriken, bis auf ihre Viehmaſt, von ihrer Gottesverehrung bis auf ihr Bierbrauen, iſt alles muſterhaft. Unſere Leute mögen ſie beſuchen, um ihren Andachtsübungen beyzuwohnen, oder um ihr Bier zu trinken, ſo kehren ſie allemal vergnügt zurück. Wenn der Luxus ſoviel Gutes lehrt, warum iſt denn bey uns alles, von der Kirche bis zum Brauhauſe, ſo fehlerhaft?

Erlauben Sie mir, daß ich dieſe Vergleichung noch einige Augenblicke fortſetzen darf.

Die Verbindung zweyer Menſchen beyderley Geſchlechts zum Kinderzeugen, iſt bey dieſer Geſellſchaft die ehrwürdigſte Handlung. Bey uns iſt ſie insgemein Scherz. Bey jenen lenkt man die Aufmerkſamkeit junger Eheleute auf den Zweck, und macht Anſpielungen darauf. Bey uns hingegen macht man nur Anſpielungen auf das Mittel. Bey unſern Trauungen iſt zwar ein Schatten von Ernſt, kaum ſind aber dieſe geendigt, ſo weicht auch der Ernſt, und macht dem ſittenloſeſten Frevel Platz. Auf eine gewöhnliche Hochzeit werde ich meine künftige Tochter nie, nie, nie, gehen laſſen.

Bey Erziehung der Kinder dieſer Gemeine ſtimmt Unterricht und Erziehung alles auf einen Zweck, und alle Bücher, die ſie in die Hände bekommen, ſind demſelben gemäs. Bey uns lieſt man in der Schule erſt Arnds wahres Chriſtenthum, dann den Terenz, hernach überläßt man den Kindern, ob ſie ſich lieber nach Johann Arnden, oder dem Terenz bilden, ob ſie lieber das Paradiesgärtchen oder — durchblättern wollen.

Bey der Gottesverehrung der Herrenhuter herrſcht Stille, Aufmerkſamkeit, ſanfter, regelmäßiger Geſang — ein Wilder, der das erſtemal, ohne ein Wort von unſerer Sprache zu verſtehen, in eine gottesdienſtliche Verſammlung dieſer Gemeine träte, würde fühlen, daß hier Gott verehret würde. Unſere gottesdienſtlichen Verſammlungen ſind hingegen ein Muſter von Regelloſigkeit. Jeder kommt, geht, ſtellt, beträgt ſich,

ſieht,

ſteht, ſitzt, ſchreyt, ſchläft, plaudert, wie er nur ſelbſt will.

Noch vorige Woche kamen einige Grünauiſche Studenten, die, wie ich hernach erfuhr, der heiligen Gottesgelahrheit Beſlißne waren, in meine Predigt, mit großen Hüten auf den Köpfen, und ein Paar Budeln, giengen einigemal frech auf und ab, ſetzten ſich unter die Weiber, ſagten ihnen Sottiſen vor, und brachen in ein pöbelhaftes Gelächter aus, als ihre Budel ſich begatten wollten.

Wenn ein Herrenhuter die Erde verläßt, ſo ſagen ſie, er ſey heimgegangen, und begleiten ſeinen abgelegten Körper, unter einer ſanften Muſik zu ſeinem Grabe. Wir ſagen in dem nämlichen Falle, unſer Freund ſey geſtorben, kleiden uns ſchwarz, ſingen Klagelieder, behängen wohl die Kirche mit Todtenköpfen, und laſſen dem Organiſten den Tremulanten ziehen.

Die Oerter, wo die Leichname der Herrenhuter verweſen, ſind Gärten, die man ohne Rührung nicht beſuchen kann. Jeden Leichnam deckt ein ſimpler Stein, auf dem der Name, das Alter und Vaterland, nebſt dem Abſchiedstage des Heimgegangnen ſteht. Unſere Gottesäcker ſtrotzen

von

von Todtengebein, die Gräber ſind nach dem nämlichen Maasſtabe geordnet, den man bey Solennitäten, und beym Abendmahle, beobachtet — auch hier iſt nichts von Bruderliebe ſichtbar. — Der Körper des Reichen verfault auf dem beſten Platze, der Körper des Armen an der Mauer. Des reichen Betrügers Körper liegt unter einem Steine, der die unverſchämteſten Lobeserhebungen den Vorbeygehenden ſagt, der Leichnam des armen, rechtſchaffnen, Mannes, lößt ſich, ohne ein Zeichen ſeiner Gegenwart, in Gras auf, oder iſt höchſtens mit einem hölzernen Kreuze bezeichnet. Auf dem ſteinernen ſowohl als auf dem hölzernen, Monumen[illegible] ſteht die unchriſtliche Innſchrift: **Hier ruhet in Gott!** als wenn wir Materialiſten wären, die die Meynung hätten, daß wir blos Körper wären, und ſelbſt in der Erde ruheten, wenn unſere Hülſe darinne verweſet. Von den albernen hirnloſen Innſchriften, deren Verfertigung unter keiner öffentlichen Cenſur ſteht, ſondern theils den Schreinern und Bildhauern, theils den Nachgelaßnen des Abgeſchiednen überlaſſen iſt, will ich gar nichts ſagen.

So fand ich ohnlängſt noch auf dem Leichenſteine eines Fuhrmanns, einen Fuhrmann, mit einem ſchweren Frachtwagen, abgebildet, mit der Unterſchrift:

So fahr ich hin zu Jeſu Chriſt,
Meinen Arm thu ich ausſtrecken.

Auf einem andern las ich die blasphemе Aufſchrift:

Ich Hans Truckenbrod,
Bitte Dich, lieber Herre Gott,
Du wollſt mir geben,
Das ewige Leben
So wie ich Dir würde geben,
Das ewige Leben,
Wenn Du wäreſt Hans Truckenbrod
Und ich der liebe Herre Gott.

Fortſetzung.

Gegen alles dieſes werden Sie mir nun, würdiger Herr Oberſter, mancherley Einwendungen machen. Die vorzüglichſten, die mir beyfallen, will ich ſelbſt herſetzen, und zugleich meine Gedanken darüber beyfügen.

Was ſagen Sie, werden Sie fragen, zu der Unverſchämtheit, mit welcher, in dieſer Gemeine das eheliche Geſchäfte getrieben wird?

Ich glaube allerdings, daß im Anfange allerley ärgerliche Dinge vorgefallen ſeyn mögen. Wenn ich auch auf die Zeugniſſe ſo vieler, die von dieſer Geſellſchaft getrennt worden ſind, oder ſich getrennt haben, gar nicht Rückſicht nehmen will, ſo beweiſen dieß doch ihre ältern Geſangbücher, worinne, von den Geheimniſſen des Eheſtands ganz deutlich geſprochen wird, und woraus ich Ihnen einige Lieder abſchreiben wollte, wenn ich nicht beſorgen müßte, daß Ihre Frau Gemahlin meinen Brief zu leſen bekäme, und dadurch geärgert würde. Es iſt mir undenkbar, wie Sie oder ich, ein ſolches Lied in Geſellſchaft von Frauenzimmern abſingen könnten, wenn wir nicht vorher mit ihnen in der engſten Vertraulichkeit gelebt hätten, ja ich kann nicht begreifen, wie ein Paar Eheleute ſo ein Lied anſtimmen können, wenn ſie nicht aller Schamhaftigkeit entſagt haben.

Ob ich aber gleich überzeugt bin, daß ehemals dergleichen Greuel in dieſer Geſellſchaft im Schwange gegangen ſind, ſo wollte ich doch faſt dafür bürgen, daß ſie itzo davon gereinigt iſt: weil ich es ſchlechterdings für unmöglich halte, daß eine Geſellſchaft, die die Schamhaftigkeit bey Seite ſetzt, beſtehen kann. Der Schamloſigkeit Tochter iſt Laſcivität, und ihre Enkelinnen, Ekel, und Eiferſucht bey denen, die nicht mehr daran Theil nehmen können. Es iſt unmöglich, daß die Großmutter die Töchter überleben könne, zumal in einer großen Geſellſchaft. Ich hoffe, Sie verſtehen mich, und erſparen mir gern die Mühe, dieſe ſchmutzige Sache weiter zu entwickeln.

Aber, was halten Sie, fragen Sie weiter von dem Lehrſyſteme dieſer Gemeine?

Dieß wiſſen Sie ſchon — ich glaube nicht daran. Da ich aber der Meynung bin, daß man keinen Menſchen in ſeinem Glauben vorſetzlich kränken müſſe, ſo muß auch dieſe Geſellſchaft das Recht haben zu glauben, alles, was ſie für wahr hält. Ich gehe mit zwey Herrenhutiſchen Eiſenhändlern um, mit denen ich auf einem ziemlich freundſchaftlichen Fuß lebe, ſeitdem wir untereinander feſtgeſetzt haben, daß wir einander in unſern Meynungen nicht ſtöhren wollen. Der Allgütige, der ſo väterlich für alle ſeine Menſchen ſorgte, daß jeder in der Natur ein Nahrungsmittel finden kann, das der Beſchaffenheit ſeines Körpers angemeſſen iſt, ſcheint auch die Bibel ſo eingerichtet zu haben, daß jeder Chriſt das darinne finden kann, was für ſeine Seele am zuträglichſten iſt. Die Art Leute, wie Sie, unſer guter Carl, und, wenn Sie wollen, auch ich, ſind, nähren ſich vorzüglich, an den Aufforderungen Jeſu: **ihr ſollt vollkommen ſeyn, wie** euer Vater im Himmel vollkommen iſt, und freuen ſich, wenn ihnen eine edle That gelungen iſt, und ſie Gelegenheit gefunden haben, etwas Gutes zu ſtiften. Andere hingegen, die den Trieb ſich zu erweitern nicht bey ſich fühlen, vielmehr geneigt ſind, ſich in ſich ſelbſt zurück zu ziehen, hangen an den Stellen die vom Blute, Verſöhnung und Opfer, handeln, und laben ſich daran. Die Vorſtellung, daß ſie ſich täglich im Blute des Lammes baden, daß ſie in der Seitenhöle Jeſu gegen alle Strafen Gottes gedeckt ſind, bringt in ihnen eben die Wolluſt hervor, die wir empfinden, wenn wir einen Unglücklichen gerettet, oder einem verwaiſten Kinde eine gute Erziehung verſchaft haben. Wollte man ihnen ihre Vorſtellung rauben, ſo würden ſie zu ſchwach ſeyn, die unſrige anzunehmen, alſo gar keine Bewegungsgründe zur Tugend mehr haben, und bald in Laſter und Verzweiflung verfallen.

Aber, wenden Sie ferner ein, bey der Behandlung, der ſich die Herrenhuter unterziehen müſſen, iſt es doch nicht möglich, daß ihre Fähigkeiten ſich gehörig entwickeln können, es iſt da keine freye Bewegung des Körpers, kein freyes Nachdenken, kein eigner Wille, wenn ich in eine

Herrenhutiſche Fabrik komme, ſo glaube ich, mich in einer Geſellſchaft von Maſchinen zu befinden.

Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen auch hierauf antworten darf! daß bey den Herrenhutern Gelegenheit ſeyn muß, ſeine Fähigkeiten zu entwickeln, können Sie ſchon daraus ſchließen, daß ihre Geſellſchaft ganz unglaubliche Wirkungen hervorbringt, und daß ihre Aelteſten und Obern die verſchlagenſten Köpfe ſind. Daß aber die mehreſten Brüder und Schweſtern wahre Maſchinen ſind, die keinen eignen Willen haben, ſondern lediglich durch den Druck ihrer Obern in Bewegung geſetzt werden, gebe ich Ihnen gern zu. Ich habe mir dieſes Räthſel immer folgendermaßen gelöſet. Wo Genie iſt, da blickt es bald durch, man mag es bey den Leiſten oder hinter den Weberſtuhl ſtellen. Die ſcharfſichtigen Obern ſpüren es bald aus, ſchaffen ihm Gelegenheit ſich zu entwickeln, und ziehen es alsdenn, um ihres eignen Vortheils willen, in ihr Intereſſe. Andere Brüder und Schweſtern hingegen, bey denen ſie weder ſcharfſichtigen Blick noch Aufſtrebung bemerken, ſuchen ſie zu wahren Maſchinen zu machen. Nun fragt es ſich, ob bey einer ſolchen Einrichtung wahre Glückſeligkeit möglich ſey? Vorausgeſetzt, daß alles ſo gehe, wie ich es mir vorſtelle, daß keine Partheylichkeit, keine Vorliebe für Familien, ſich ins Spiel miſche, ſo glaube ich es allerdings. Das Genie lebt auf, wenn es dem Wirkungskreiſe ſich nähern darf, der ſeinen Kräften angemeſſen iſt, und können Menſchen, die keine Kraft zum Emporſtreben bey ſich fühlen, wohl glücklicher ſeyn, als wenn ſie von Jugend auf zu Maſchinen gebildet werden? Wenigſtens muß in den Herrenhutiſchen Fabriken mehr Glückſeligkeit herrſchen als in den unſrigen, wo die Fabrikanten auch wahre Maſchinen ſind, wo oft der Mann, der zum Staatsminiſter beſtimmt war, verdammt iſt, Lebenslang Strümpfe zu wirken, oder Schuhe zu verfertigen, und aller Mittel beraubt wird, ſich empor zu ſchwingen; wo die Menſchen auf des Menſchen Würde und Rechte immer aufmerkſam gemacht, und demohnerachtet gezwungen werden, als Nichtmenſchen, als Maſchinen zu handeln. Ich bin dafür, daß man jedem Menſchen Gelegenheit ſchaffen müſſe, alle Kräfte, die der gute Schöpfer in ihn gelegt hat zu entwickeln. Aber dann darf man ihn auch nicht zum Maſchinenſtande verdammen. So lange aber noch die Einrichtung in der Welt iſt, daß die Hälfte der

Menſchen Maſchine ſeyn muß, wenn das Ganze beſtehen ſoll, ſo lange kann ich auch diejenigen nicht geradezu tadeln, die diejenigen, die zu Maſchinen beſtimmt ſind, auf eine Art erziehen, die ihrer Beſtimmung gemás iſt, ob ich gleich freymüthig geſtehen muß, daß mir es unmöglich ſeyn würde an ſo einer Erziehung Theil zu nehmen. Es fällt mir dabey immer das Caſtriren der Hammel ein.

Was ſagen Sie aber, fragen Sie ferner, dazu, daß die Brüder nicht einmal die Freyheit haben, ſich zu verheyrathen wie ſie wollen?

Dieſes, daß dieſe Einrichtung mir mißfällt.

Aber, beſter Herr Oberſter, wo leben denn die Menſchen, die die Freyheit haben ſich zu verheyrathen wie ſie wollen? ich kenne ſie nicht. Die Heyrathen der Herrnhuter werden durch die Obern, die Unſrigen durch Verhältniſſe beſtimmt. Vom Fürſten an bis zum Schuſter darf faſt niemand heyrathen, wenn und wen er will. Ich — zum Exempel — ich bin kein Herrnhuter, mir verbietet niemand zu heyrathen — aber die Verhältniſſe — die Verhältniſſe! Schon ſehe ich ſeit etlichen Monaten das Mädchen, für welches mein Herz ſchlug, in eines andern Armen.

Und gleichwohl hat ſie mir kein Oberer, kein Loos entzogen. Ach! man kann ja freylich über Verhältniſſe ſich hinaus ſetzen, was aber alsdenn für Trübſale entſtehen, das können Sie ja an unſerm guten Carl ſehen, wegen den ich noch immer ſehr beſorgt bin.

Es iſt wahr, daß in dieſer Gemeine oft ein junger Mann an eine alte Dirne, ein junges Mädchen an einen alten Mann gefeſſelt wird. Geht es denn aber bey uns anders? Werden ſolche Sünden gegen die Natur nicht täglich begangen?

So aufrichtig ich nun alles Gute erkenne, und ſchätze, das dieſe Geſellſchaft an ſich hat, ſo männlich ich ſie gegen liebloſe, undurchdachte Urtheile vertheidige, ſo verliert ſie doch in meinen Augen ihren Werth faſt ganz, wenn ich auf die geheime Feder ſehe, die die Maſchine in Bewegung ſetzt — das Loos. Daß ſolche verſchlagene Köpfe, wie die Aelteſten dieſer Gemeine ſind, nicht durch ihren Verſtand, ſondern durch das Loos entſcheiden laſſen ſollten, was in wichtigen Fällen zu thun ſey, geſchieht nach meiner Ueberzeugung zuverläßig nicht. So wie die Augures ausſagen mußten, was kluge Generale beſchloſſen hatten, ſo wird auch wohl das Loos beſtätigen müſſen, was die Geſellſchaft der Aelteſten für das Beſte hält. Ich könnte davon Beweiſe anführen, aber für einen Mann, der ſo viele Menſchenkenntniß beſitzt, wie Sie, bedarf die Sache keinen Beweiß. Wenn wir glauben, daß Friedrich der Einzige darum gewürfelt habe, ob er den Feind angreifen oder nicht angreifen ſolle, ſo glauben wir auch, daß die Herrenhutiſchen Vorſteher durch das Loos beſtimmen laſſen, ob ſie eine Sache von Wichtigkeit unternehmen oder unterlaſſen ſollen.

Auch dieſen Punct will ich mit möglichſter Unpartheylichkeit beurtheilen.

Ich geſtehe es ein, daß, ohne das Loos, die Herrenhuter nicht vermögend geweſen wären, das zu leiſten, was ſie geleiſtet haben. Wenn Menſchen andern Befehle geben und Vorſchriften machen wollen, ſo glaubt ein jeder das Recht zu haben darüber zu urtheilen, Einwendungen dagegen zu machen, und wenn ſie ſeinem Intereſſe nicht gemäs ſind, ſie wenigſtens im Verborgnen zu überſchreiten. Das iſt die wahre Urſache, warum die beſten Einrichtungen unſerer Fürſten, ſo ſelten ihren Zweck erreichen, und noch weniger die Plane ſolcher Perſonen, denen fürſtliche Macht und Anſehen mangeln. Ganz anders iſt es aber, wenn der regierende Theil der Geſellſchaft die Kunſt verſteht, ſeinen Verordnungen ein göttliches Anſehen zu geben; wenn er ſpricht, wir können dazu weiter nichts ſagen — wir wollen den lieben Heiland fragen — und dann eine Antwort erhält, die die ganze Geſellſchaft für Stimme des Heilandes erkennt. Ja dann verſtummt jeder, keiner will dem Heilande ſich widerſetzen, und zehen Regimenter Dragoner vermögen das nicht zu bewirken, was dieſer Glaube bewirkt — **Befolgung der Vorſchriften im Verborgenen, mit Einſtimmung des Herzens.**

Ich will noch billiger ſeyn, und es nicht tadeln, wenn rechtſchaffne, von Gottes und Menſchenliebe beſeelte, Männer, um gute und große Abſichten zu erreichen, ihren Ausſprüchen ein göttliches Anſehen zu verſchaffen ſuchen, (ob ich Ihnen gleich geſtehen muß, daß ich eines ſolchen Betrugs, denn Betrug iſt es doch allemal, nicht fähig wäre) woher wollen denn aber die Herrenhuter ſich überzeugen, daß ihre Direction auf dem ganzen Erdballe, ſeit der Schöpfung, die einzige ſey, die aus lauter rechtſchaffnen Leuten beſteht? Ich kenne die mehreſten dirigirenden Glieder dieſer Geſellſchaft, und geſtehe Ihnen, daß ich keinen einer ſchlechten Geſinnung beſchuldigen kann. Ich will noch mehr thun, ich will als erwieſen annehmen, daß ſie gegenwärtig alle Männer Gottes ſind, die durch Liebe zu Gott und Jeſu, und durch Eifer Menſchenglück zu befördern, getrieben werden, welchen Grund habe ich denn aber zu vermuthen, daß dieſes immer ſo fortgehen, daß nie ſchlechte Menſchen ſich in dieſe Geſellſchaft einſchleichen werden? Daß die Jeſuiten, die ſo ſchlau ſind, daß ſie ſich nach und nach jeder geheimen Verbindung, jeder guten Anſtalt bemeiſtern, und, nach ihren Grundſätzen alle Rollen, ſie mögen Heidniſch, Jüdiſch, oder Herrnhutiſch ſeyn, wenn ſie nur ad maiorem Dei gloriam abzielen, ſpielen dürfen, nie die Obern dieſer Geſellſchaft täuſchen, und ſich unter ſie miſchen werden? Wenn einmal des Unkrauts Saame unter den Weizen fällt, wäre er auch ſo klein als ein Senfkorn, kann er nicht bald zu einem ſtarken Buſche empor wachſen? Und wie unglücklich wären dann alle die armen, gutmüthigen Seelen, die ſich ganz dem Heilande übergeben hätten, wenn das, was ſie für des Heilands Stimme hielten, Stimme der Habſucht, der Herrſchſucht, der Wolluſt wäre, wenn dieſer wehrloſen Gut, Freyheit, häusliches Glück, Geſundheit und Leben, indem ſie es dem Heilande aufzuopfern glaubten, eine Beute des Laſters würden!

Und nun noch einige allgemeine Urtheile.

1. Das ganze Syſtem der Herrenhuter iſt ein Boot, auf dem der erſte Verſuch gemacht wird, über die Meereswellen zu ſchwimmen, von dem nach und nach durch lichte, unternehmende, Köpfe, geadelt durch erhabene Geſinnung, die Idee zu einem Linienſchiffe abſtrahirt werden kann.

2. Ueber die Abſichten, welche die Oberſten dieſer Geſellſchaft haben, zu urtheilen wage ich nicht. Es fällt mir in vielen Fällen ſchwer, die Abſichten meiner eignen Handlungen zu ergründen, wie will ich denn die Abſichten einer Geſellſchaft errathen, die hinter dem Vorhange handelt, und dieſſeits deſſelben dem Zuſchauer nichts ſehen läßt, als was ſie zu ſehen für gut befindet?

3. Ich glaube gern, daß der größere Theil der Geſellſchaft ehrliche Leute ſind, und wenn man

tauſend Exempel von ſchlechtdenkenden Gliedern nennt, ſo befremdet mich dieß nicht, weil die ganze Geſchichte noch kein Beyſpiel von einer, nur mäßigen, Geſellſchaft aufzeigen kann, die aus lauter rechtſchaffnen Leuten beſtanden hätte. Die zwölfe, über die Jeſus ſichtbar die Aufſicht führte, hatten ja einen Judas unter ſich.

4. Daß diejenigen dieſer Gemeine, die ſich an den Glauben gewöhnen können, daß die Stimme der Obern Stimme des Heilands ſey, ſich wohlbefinden, diejenigen hingegen, die dieß nicht glauben und ihr doch zu gehorchen gezwungen ſind, das unglücklichſte Leben führen müſſen, das man ſich denken kann.

5. Daß weder Sie noch ich, noch unſer guter Carl, noch irgend jemand, der mit uns übereinſtimmend denkt, jemals zu dieſer Geſellſchaft treten werde.

6. Daß Sie Ihrem unglücklichen Sohne die große Gefahr vorſtellen müſſen, der er ſich durch engere Verbindung mit dieſer Gemeine ausſetzt.

7. Daß,

7. Daß, wenn dieſe Vorſtellung nichts fruchtet, Sie ihn, in Gottes Namen einen Herrnhuter werden laſſen, und ihn in ſeinem Glauben nicht mehr irre machen. Wer keine Augen hat, um ſelbſt zu ſehen, bedarf allemal eines Wegweiſers, und an deſſen Hand befindet er ſich am beſten, den er für einen Engel, oder gar für den Heiland ſelbſt, hält.

Mit innigſter Hochachtung bin ich

der Ihrige,

Wenzel.

N. S.

Noch etwas muß ich Ihnen doch melden, das Ihnen gewiß Freude machen wird. Der Secretair Lodbroch iſt, durch die Unterſtützung unſers guten Fürſten und der hieſigen Kaufmannſchaft, in den Stand geſetzt worden, mit einem Luftſchiffe in die Höhe zu ſteigen. Sein Aufſteigen war ein herzerhebender Anblick. Nach einigen Minuten verſchwand er beynahe unſern Augen, und ſein Fahrzeug erſchien uns als ein kleiner Punct. Bald darauf kam, in einem Fallſchirme, der Hammel unverſehrt herab, den er in der Abſicht, zu dieſem gefährlichen Verſuche, zu ſich genommen hatte, um das theure Leben der Menſchen nicht in Gefahr zu ſetzen. Darauf ſegelte er nach Kolchis, und wieder zu uns zurück. Nach Frankfurt, Achen und Hamburg, Städten, deren Bürger ſo edel dachten, daß ſie keine Koſten ſcheueten, um eine, für die Menſchheit ſo wichtige, Unternehmung zu unterſtützen, wird alſo Carmin, in den Jahrbüchern der Deutſchen, unmittelbar ſtehen. Denn daß dieſe Begebenheit in Deutſchlands Jahrbüchern ſtehen, daß die Menſchen, vor Ablauf dieſes Jahrhunderts, mit eben der Leichtigkeit durch die Luft, wie itzo durch die See, ſegeln werden, glaube ich, ſo gewiß, **als Gottes Daſeyn.** Nachdem der menſchliche Verſtand, der Abdruck des Allmächtigen, das Mittel erfunden hat, in der Luft zu ſchweben, muß es ihm ein wahres Nichts ſeyn, ſeinem Schweben die gehörige Richtung zu geben.

Sobald Herr Lodbroch wieder feſtes Land erreicht hatte, wurde er von allen Seiten her mit Geſchenken beſtürmt, die, wie mir glaubwürdige Leute verſicherten, ſich auf zehntauſend Thaler belaufen haben. Darüber wurde ein, neben mir ſtehender, Schriftſteller, der in zwanzig arbeitsvollen Jahren kaum ſoviel erwirbt, als dieſer Secretair, in ein paar Stunden, etwas verdrüßlich. Ich erinnerte ihn aber an die große Gefahr, der dieſer Mann ſich unterzogen habe, an die für das Wohl der Menſchheit ſo große Wichtigkeit ſeiner Unternehmung, und — an die Worte des Evangeliſten — Alles Volk preiſete Gott, der ſolche Macht den Menſchen gegeben hat.

Vierzehnter Brief.

Zellnik an Carl von Carlsberg.

Carmin den 24ſten Febr.

Mein theuerſter Freund!

Ich bin in ſchrecklicher Verlegenheit. Meine unglückliche Gertrud iſt entführt — iſt in ein Kloſter gebracht — iſt in Gefahr eingemauert zu werden. So wenig Glückſeligkeit ich mir auch aus der Verbindung mit ihr verſprechen kann, ſo bin ich doch ſchon als Menſch, und noch mehr um des traurigen Verhältniſſes willen, in dem ich gegen ſie ſtehe, verpflichtet, alles zu wagen, um ſie zu retten. In dieſer Abſicht reiſe ich itzo von Carmin ab — o wenn Sie doch bey mir wären!

Ewig bin ich

Ihr

treueſter Freund,

Zellnik.

Funfzehnter Brief.

Zellnik an Carl von Carlsberg.

Crolau den 27ſten Febr.

Mein theuerſter Freund!

Seit zwey Tagen ſitze ich hier und ſuche meine unglückliche Gertrud auf, ohne daß ich bis itzo weiß, wie ich ſie retten ſoll.

Ich habe nun einen langen Abend vor mir, und ſchätze mich glücklich, daß ich ihn, mit Ergieſung meines Herzens, an Sie, mein Beſter, zubringen kann.

Da ich vorgeſtern hier ankam, ließ ich mich ſogleich mit dem Wirthe in ein Geſpräch ein, das ich bald auf das Kloſter zur H. Walpurgis lenkte, wo ſich meine Gertrud, nach dem Briefe, den ſie mir ſchrieb, befinden ſollte.

Das erſte, was ich von ihm erfuhr, war, daß das Kloſter Wein ſchenke, und man daſelbſt täglich große Geſellſchaft antreffen könne. Sobald ich dieſes hörete, gieng ich nach dem Kloſter zu, und ließ mich in die Schenkſtube führen, wo ich gegen vierzig Perſonen verſammlet antraf, die faſt alle vom Weine glüheten, und zum Theil ſchon ſtammelten und taumelten. Wahrhaftig ein ſehr ſonderbarer Anblick in einem Kloſter, wo man Entſagung der Welt und Selbſtverleugnung erwartet. Unterdeſſen dachte ich, hier möchte wohl der Ort ſeyn, wo man am ſicherſten etwas von der innern Beſchaffenheit des Kloſters erfahren könne. Ich ließ mir alſo eine Flaſche Wein und etwas Gebacknes geben, fragte alsdenn den Menſchen, der es mir reichte, nach den Namen und den Aemtern, der Weingäſte, und da er mir einen zeigte, der Amtmann des Kloſters, oder vielmehr Verwalter der Aecker und Einnehmer der Zinſen war, ſo ſetzte ich mich gleich zu ihn, ſchenkte mir ein Glas ein, ſtieß es an das Seinige und ſagte: Es lebe das Kloſter der heiligen Walpurgis!

Bravo! war ſeine Antwort, das ſoll leben! Soll mich der Gukguk, die Mädel verdienen, daß man auf ihre Geſundheit eine Bouteille ausleert! Meiner Treue! alle wie ausgeſtopft. Man verliert keine im Bettſtroh. Noch ein Glas! Es leben alle hübſche Nonnen!

J. Sie ſollen leben!

A. Das lobe ich! Ein braver Kerl darf keine Geſundheit auf hübſche Mädel vorbey gehen laſſen.

J. Die Nonnen müſſen doch viele Weinberge haben, daß ſie ſo viele Leute davon bewirthen können.

A. Ach das iſt noch gar nichts. Des Sonntags, mein Herr, ſollten Sie kommen! da würden Sie ihr blaues Wunder ſehen. Hundert und funfzig Leute ſind hier bisweilen zuſammen, Weiber — Mädel, wie man ſie nur haben will.

J. Aber bauen denn die Nonnen alle dieſen Wein ſelbſt?

A. Was wollten ſie doch bauen! Dreyßig Aecker Weinberg haben ſie etwa, das iſt alles! Den übrigen Wein kaufen ſie alle zuſammen, und verſchenken ihn hernach wieder.

J. Und mit Vortheil?

A. Ey das wollte ich meynen. Ich ſetze meinen Kopf zum Pfande, die Bouteille Wein, die Sie hier trinken, kommt unſern Jüngferle nicht höher als acht Kreuzer zu ſtehen, und Sie bezahlen ſie mit dreyßigen. Nun rechnen Sie einmal nach, wie viel daß dieß ein Jahr lang macht! Wenigſtens vierzig Leute täglich, die Sonntage nicht mit zugerechnet, davon jeder dem Kloſter ſeine zwey und zwanzig Kreuzer opfert! Nehmen Sie nur, wie viel daß das ein Jahr lang ausmacht! Ja der Weinſchank, der Weinſchank, der iſt für unſer Kloſter gar eine gute Sache, wenn wir den nicht hätten, Hunde müßten wir führen, Hunde führen, ſo wahr ich lebe!

J. Wenn man aber hier zu Lande den Wein ſo wohlfeil einkaufen, und ſo theuer wieder verſchenken kann, ſo dächte ich, alle Bürger würden ſich auf den Weinſchank legen?

A. Und das müſſen ſie wohl bleiben laſſen.

J. Vermuthlich, weil es ihnen an Gelde fehlt?

A. Das nicht! wir haben hier gar hübſche Bürger, die immer ihre zwey bis drey tauſend Gulden in Caſſe haben. Aber ſie verſtehen den Pfiff nicht. Den Pfiff muß man verſtehen, wenn man ein Weinhändler ſeyn will.

J. Und wie heißt denn dieſer Pfiff?

A. Eingekauft, wenn der Wein nichts taugt, wenn er ſauer iſt, wenn die Leute dem lieben Gott danken, daß ſie ihn los werden.

J. Aber da dächte ich, es kaufte Ihnen niemand dieß elende Zeug wieder ab?

A. Da ſteckts eben! Wenn Sie Eßig nur ein Paar Jahre in unſer Kloſter legen, ſo taufen wir ihn ſo um, daß ſie ihn für Hochheimer trinken müſſen.

J. Das iſt ja ſchrecklich! Auf dieſe Art trinke ich ja nicht Wein, ſondern Eßig. Was für traurige Folgen muß dann dieſes für die Geſundheit haben?

A. Ey was Geſundheit, was Geſundheit! für die Geſundheit ſorgt der Doktor, ich bin meiner hochwürdigen Jungfern Amtmann, und ſorge für ihre Einkünfte — was geht mich das andere an?

J.

J. Und das Leben? Beſter Mann! Menſchen Leben! wie kommen Sie damit zu rechte?

A. Ey da iſt ja der Herr Commißionsrath! Hier, Herr Commißionsrath! eine Geſundheit!

Mit dieſen Worten riß er ſich los, ob ich ihn gleich am Ermel feſt hielt, und auf Beantwortung meiner Frage drang.

Er thut auch wohl, daß er ſich aus dem Staube macht! antwortete ein anderer, der neben mir ſaß. Die Walpurgisbrüder ſind alle reif zum Gottesacker. Wer zwey bis drey Jahre hier trinkt, der hat die Schwindſucht gewiß am Halſe.

J. Das wäre entſetzlich! Die ins Kloſter gehen, rühmen ſich ja, daß ſie ſo viele gute Werke thäten, daß ſie andern davon abgeben könnten. Aber das Vergiften der Menſchen kann ich doch wahrhaftig für kein gutes Werk halten.

Er. St! ums Himmels Willen reden Sie leiſe, wenn Ihnen Ihr Rücken lieb iſt! Der Wein, den Sie hier im Glaſe haben iſt Gift, wahres Gift. Es iſt eigentlich Eßig, wie der Herr Amtmann ſagte. Wenn ſie nun den Eßig ließen, wie er wäre, ſo hätte die Sache nicht viel auf ſich, er zög den Mund zuſammen, und man ließ ihn halt ſtehen. So aber thun ſie Silberglätte darunter, die doch ein wirkliches Gift iſt, machen damit den Eßig ſüße, und reitzen dadurch die Leute, den Gift einzuſchlurfen. Ich verſichere Sie auf Ehre, die gewöhnlichen Weingäſte halten es hier keine ſechs Jahre aus, ſo liegen ſie auf dem Gottesacker. Dreyßig wollte ich Ihnen her erzählen, die alle in ihren beſten Jahren verdorret ſind, wie die Kienſtöcke.

J. Dem Herrn Amtmann ſahe ich aber doch keine Krankheit an.

Er. Ja dem! der weiß ſchon wo Bartel Moſt holt. Der läßts wohl bleiben, daß er Eßig trinkt, der hat ſein Fäßchen guten ächten Rheinwein für ſich.

J. Sie vermuthlich auch?

Er. Nein.

J. Nicht? und trinken alſo dieſes Gemengſel, von dem Sie wiſſen, daß es Gift ſey?

E. Es ſchmerzt noch nicht ſo ſehr als Arſenicum.

J. Mann was reden Sie hier! Sie vergiften ſich alſo vorſetzlich? Was in aller Welt kann Sie zu dem entſetzlichen Entſchluſſe bringen, ſich ſelbſt zu vergiften?

E. Eine mißvergnügte Ehe.

J. Iſt denn kein Mittel da, ſie zu beſſern?

E. Keins. Den Hund beſſere ich durch Schläge, den Menſchen durch Bewegungsgründe. Bewegungsgründe aber zu faſſen, hat meine Frau ſchlechterdings keine Fähigkeit, und ein Hund iſt ſie auch nicht, daß ich ſie zu ſchlagen trauete, folglich muß ich alles gehen laſſen wie es geht, mich zu betäuben, und meine Reiſe nach der Ewigkeit ſo gut als möglich zu beſchleunigen ſuchen, iſt alles, was ich thun kann.

J. Was thut Ihnen denn Ihre Frau?

E. Gar nichts weiter, als daß ſie mich zum Betrüger, zum Bettler macht. Alle neue Moden macht ſie mit, in allen Kaufläden borgt ſie auf — ich habe herrſchaftliche Gelder unter den Händen, wenn ich den Rücken wende, ſo hat ſie der Henker dabey, und ſie nimmt heraus, was ſie in der Geſchwindigkeit wegbringen kann.

J. Sie hat ja aber wohl einen Beichtvater? Können Sie denn dieſem nicht Ihr Anliegen entdecken?

E. Ja da wäre ich gerade halb, der iſt mit meiner Frau bekannter, als ich. Sobald ich den Rücken wende, ſo hat ihn der Henker bey ihr — Morbleu! das iſt nicht auszuhalten!

Indem ich ihm hierauf antworten wollte, wurde geläutet. Was bedeutet das? fragte ich.

E. Was wirds bedeuten! Die Nonnen haben einmal ihr Weſen, ihren Gottesdienſt, Veſper, oder wie ſie es nennen. Da iſt der ſaubere Beichtvater meiner Frau dabey. Er iſt auch Beichtvater der Nonnen — Hum! Hum!

J. Darf ich wohl dem Gottesdienſte beywohnen?

E. Und warum nicht? In Gottes Jeſus Namen gehn Sie doch dahin, es wird Ihnen niemand etwas in den Weg legen.

Ich bezahlte alſo meinen Wein, entfernte mich, und wohnte dem Gottesdienſte bey.

Mit der Beſchreibung deſſelben, und mit den Empfindungen, die ich dabey hatte, will ich Ihnen nicht beſchwerlich fallen. Genug, ich erwartete das Ende davon, und näherte mich alsdenn dem Herrn Beichtvater der Nonnen, mit der Bitte, mir die Gemählde, die in der Kirche aufgehängt waren, zu erklären.

Von Herzen gern, antwortete er lächelnd. Sehen Sie, fuhr er fort, das iſt die heilige Walpurgis, die Patronin dieſes Kloſters.

J. Wahrhaftig, ein herrliches Mädchen! Was für ſchöne ſchwarze Augen! Was für ein ſchalkhafter Blick!

E. Ey das wollte ich meynen. Es iſt eigentlich das Bild von der Maitreſſe des hochſeligen Biſchofs Wenzel.

J. So! Und wen ſtellt denn dieſes Bild vor?

E. Die heil. Maria Magdalena. Ich weiß nicht, ob Sie ſich auf Mahlerey verſtehen?

J. So halb und halb.

E. Nun betrachten Sie einmal dieſe Augen, wo kaum noch eine Linie vom Schwarzen ſichtbar iſt, dieſe empor geſtreckte Arme, dieſe empor gezogne Oberlippe, die uns die elfenbeinernen Zähne ganz ſehen läßt — verſtehen Sie das?

J. In etwas. Stellt dieſes Gemählde vielleicht auch eine Maitreſſe von einem Ihrer Biſchöffe vor?

E. Die Maitreſſe des hochſeligen Biſchofs Anton. War ein herrliches Mädel! Die ſie gekannt haben, können des Lobens nicht ſatt werden.

J. Auf dieſe Art werden ja hier aber nicht Heilige, ſondern Maitreſſen Ihrer Biſchöffe angebetet, das finde ich doch ſehr ſonderbar.

E. Und warum denn ſonderbar? Es giebt ja weder eine richtige Abbildung von der heiligen Walpurgis noch von der heil. Maria Magdalena, noch von irgend einem andern Heiligen. Iſt es denn nicht beſſer ein Bild als keines?

J. Wenn nun die Bilder von Ihren weiblichen Heiligen Copien der Maitreſſen Ihrer Biſchöſſe ſind, wovon haben Sie denn Ihre männlichen Heiligen copirt?

E. Von jedem frappanten Geſichte, das uns vorkam. Haben Sie nicht den herrlichen Kopf, voll Ausdruck, des heiligen Mathäus geſehen, der in der Auguſtinerkirche hängt?

J. Die Auguſtinerkirche habe ich noch nicht beſucht. Wovon iſt dieſer denn copirt?

E. Von einem Pohlniſchen Juden, der vor einiger Zeit hier durchreißte.

J. Und wovon haben Sie denn die übrigen Heiligen copirt?

E. Von allen kann ich dieß nicht ſagen. Aber dieſe Mutter Gottes, die Sie hier ſehen, iſt Copie von der mediceiſchen Venus, und das herrliche Bild des heiligen Johannes, in der Carmeliterkirche iſt eigentlich der Apollo. In der Kirche der Benediktiner iſt auch ein Crucifix abgemahlt, welches das non plus ultra der menſchlichen Kunſt ſeyn ſoll. Es hatte aber auch ein ganz beſondern Urſprung.

J. Nu! und der war?

E. Der Mahler Riccioli, brachte für einen Gulden einen Bettler dahin, daß er ſich nackend an ein Kreuz binden ließ, damit er die Spannung jeder Muskel in dieſer unnatürlichen Lage, copiren könnte. Da er nun im Enthuſiasmus, die Spannung des Körpers deſſelben bemerkte, erwachte in ihm die Begierde, von ihm auch die Züge des Sterbenden zu copiren. Was that er? er faßte im Eifer ſein Meſſer, ſtieß es dem Bettler durchs Herz, und bemerkte dann an ihm alle die Spannungen, die die Muskeln ſeines Geſichts im Todeskampfe bekamen. So entſtund dieß berühmte Gemählde, deſſen Werth Sie gewiß erkennen würden, wenn Sie es ſelbſt ſehen ſollten.

J. Aber, ich bitte Sie, was iſt denn das? Auf dieſe Art verehren Sie ja keine Heiligen, ſondern Maitreſſen, pohlniſche Juden, heidniſche Gottheiten und Bettler? Iſt denn das auch Religion?

E. Und warum nicht? wird die Andacht einer Mannsperſon nicht weit feuriger ſeyn, wenn ſie vor einem ſchönen Mädel, und die Andacht eines Frauenzimmers, wenn ſie vor einer hübſchen Mannsperſon kniet?

J. Wenn Sie die Empfindungen, die während dieſem Knieen entſtehen, Andacht nennen, ſo könnte man ja auch wohl ein Buch von der Andacht der Heiden ſchreiben, die ſie empfanden, wenn ſie vor dem Apoll oder der mediceiſchen Venus knieten?

E. Das iſt etwas ganz anders. Die Heiden hatten ja keine chriſtlichen Gebeter.

J. So! aber ohne die Sache weiter zu unterſuchen, ſo ſcheint es mir doch, als wenn Sie ſich bey Ihrem Gottesdienſte ſehr wohl befänden?

E. Herrlich! vortreflich! Gehen Sie einmal in eine proteſtantiſche Kirche, und dann wieder in unſere, und urtheilen! Dort iſt alles ſo kahl, ſo kalt, ſo trocken; hier wird gleich die Seele durch den Anblick der reizendſten Bilder zur Andacht geſtimmt.

J. Auf dieſe Art befindet ſich wohl niemand beſſer, als die Mönche und Nonnen, die täglich an einem ſo ſchönen Gottesdienſte Theil nehmen können?

E. Das wollte ich meynen! Der Welt abſterben, und ſich ganz der Religion widmen — das iſt ja der Himmel auf Erden.

J. Ich meyne es ſelbſt, und kann daher dem Gerüchte unmöglich Glauben beymeſſen, das hier herum ſchleicht.

E. Welches Gerücht?

J. Daß eine Nonne aus dieſem Kloſter entſprungen wäre.

E. Wie? eine Nonne entſprungen! Woher wiſſen Sie das?

J, Es iſt ja öffentliche Sage. In allen öffentlichen Häuſern wird davon geſprochen.

E. Ich denke das Entſpringen wird ihr vergehen. Morgen um dieſe Zeit ſitzt ſie zwiſchen vier Mauern, und ſieht das Tageslicht nie wieder.

J. Ey, das wäre auch hart!

E. Kann nichts helfen. Wenn das Mädel ſich in die Ordnung gefügt, und nur noch ein halbes Jahr ausgehalten hätte, ſo würde ſie ſich nicht weggeſehnt haben.

Aber, wahrhaftig es iſt ſchon fünf Uhr, ich muß noch eine Meſſe leſen — Leben Sie wohl!

Ich begleitete ihn durch den Kloſterhof, und da ich hier eine etwas ältliche Weibsperſon in Nonnentracht antraf, fragte ich ihn leiſe, iſt das auch eine Nonne?

Nein, antwortete er kurz, es iſt eine Nonnenmagd, und lief fort.

Da ſtund ich nun gedankenvoll — ſahe die Nonnenmagd aufmerkſam an, die auf mich nicht weniger aufmerkſam zu ſeyn ſchien. Dann faßte ich den Entſchluß, eine Rolle zu ſpielen, die Sie mir hoffentlich, wegen der Lage der Umſtände, verzeihen werden. Ich faßte nämlich ihre Hand, ſah ihr in die Augen und ſagte: Liebes Mädchen!

Sie. Ha nu? was dann?

J. Möchte ſie nicht einen Louisd'or verdienen?

S. Einen Louisd'or? Warum dann nit? Wär wollte dann einem ſo lieben Herrlä etwas verſah?

J. Zwey Louisd'or, liebes Mädchen!

S. He nu? deſto beſſer!

J. Erſt, ſag Sie mir, kennt ſie nicht die Gertrud?

S. Das ich meynen wollte. Sie wird bald Jeſum Chriſtum lernen erkennen — morgen um dieſe Zeit.

J. Wo iſt ſie itzo?

S. Da hier — gerade in dem Gewölbe vor dem die eiſernen Stäble ſind.

J. Wäre es nicht möglich ſie zu ſprechen?

S. Jeſus! Maria! nä, das geht nit!

J. Wer hat denn die Schlüſſel zu ihrem Gefängniſſe?

S. Ich. Sehn Sie hier!

J. Liebes Mädchen! hier dieſer Louisd'or iſt ihre, wenn Sie mich nur ſechs Minuten zu ihr läßt.

S. Maria! und alle Heiligen! (Nach einigen Beſinnen) Her mit dem Louisd'or!

J. Sogleich, als ich bey der Gertrud bin, gebe ich ihr den einen, den andern bekommt ſie, wenn ſie mir noch etwas ausführen hilft.

S. Wenn nur der Böſe nicht die Mutter Domine herführt. Ich will vorher gehn, kommen Sie in einem halben Viertelſtündle nach.

Ich that es, fand das Gefängniß geöfnet, ſahe Gertrud an einem elenden Tiſche ſitzen, den Kopf in die Hand gelegt, und vor ſich hin auf die Erde ſehend.

Eine Minute lang betrachtete ich ſie wohl, dann ſagte ich: Gertrud!

Sie ſchlug die Augen auf! erblickte mich, fuhr zurück, dann hieng ſie an meinem Hals — weinte, und ſchluchzte: Zelnik!

Mit nächſter Poſt die Fortſetzung!

Ich bin ſtets

Ihr

treuer

Zelnik.

Sechzehnter Brief.

Caroline Menzerin an die Hofräthin Namur.

Kolchis den 1. Merz.

Liebſte Schweſter!

Du wirſt Dich wundern, wie ich nach Kolchis komme! Ich kann Dir davon keinen andern Grund als dieſen angeben, weil ich auf des Fürſten Befehl meine Prinzeßin hierher habe begleiten müſſen. Ein Geſchöpf wie ich bin, hat keinen eignen Willen mehr, wird durch den Willen ſeiner Vorgeſetzten regiert, und iſt dann am glücklichſten, wenn es der Zufall ſo fügt, daß des Vorgeſetzten Wille mit dem Seinigen zuſammen trift.

Dieß iſt itzo der Fall. Durch dieſe Entfernung bin ich doch wieder auf einige Monate gegen die Nachſtellungen des Kammerherrn, die mir täglich gefährlicher wurden, geſichert.

Meine Prinzeßin iſt mit dieſer Entfernung nicht ſo vergnügt, und Ihre üble Laune macht mir viele trübe Stunden. Den Grund davon weißt Du ja ſchon.

Hätte die Prinzeßin nicht ein ſogar edeldenkendes Herz — ich hätte Sie längſt verlaſſen. So aber kann ich nicht — ich bin Ihre einzige Vertraute, und müßte beſorgen, daß Sie verzweifelte, wenn ich mich von Ihr trennen wollte. Mein Rollow hielt einmal eine Paßionspredigt, in der er erklärte: **die Pflicht des Chriſten für andere zu leiden**, die mir, ſo wie alles, was von den Lippen floß, die itzo verweſen, unvergeßlich iſt. Und dieſe hat mich zu dem Entſchluſſe gebracht, alle Leiden des Hoflebens und der Kammermädchenſchaft geduldig auszuhalten, um die weit größern Leiden meiner edeln Prinzeßin zu mindern.

Doch zur Sache!

Die Prinzeßin nahm, auf meine Bitte, den Weg über Carlsberg, theils weil ich da den Herrn von Carlsberg zu ſprechen hofte, theils weil ich gern aus ſeinem eignen Munde erfahren wollte, wie weit es mit ſeiner Verbindung mit der guten Henriette gekommen ſey.

Da wir vor dem Poſthauſe ankamen, und ausſtiegen, waren eben zwey Frauenzimmer im Begriffe in eine Poſtkaleſche einzuſteigen, deren Geſicht ich wegen der runden Hüte, die ſie aufhatten, nicht deutlich erkennen konnte. Aber das Reiſekleid derjenigen, die zuletzt hineinſtieg, war mir ſo bekannt, ſo bekannt, daß ich nicht anders glauben konnte, als — des Diakonus Rollow Frau müſſe darinne ſtecken.

Weg war alle Attention, die ich meiner Prinzeßin ſchuldig war, ich riß mich von ihr los, lief nach dem Wagen zu, und — kaum erblickten mich dieſe Frauenzimmer, ſo riefen ſie mit einer Stimme: Gott! unſere gute Caroline! (Es war wirklich die Diakonuſin und Henriette.) Und in eben dem Augenblicke waren ſie auch aus dem Wagen heraus, und es wurde da viel geküßt und geweint. Vielleicht wären wir noch eine Viertelſtunde zärtlich zuſammengefloſſen, wenn nicht die rauhe Stimme des Poſtillions uns auseinander geſprengt hätte.

Allons! rief er mit gebieteriſcher Stimme, eingeſtiegen! Ich habe die Poſſen ſatt.

Wir alle baten, noch eine halbe Stunde zu verziehen, Henriette weinte und drückte ihm ſogar die Hand, es war aber alles umſonſt. Der Poſtillion beſtund darauf, daß die Rollowin, nebſt Henrietten ſogleich einſteigen ſollte.

Da wir uns nun gar nicht mehr zu helfen wußten, endigte meine edle Prinzeßin, die ich ganz unter der Ergießung meines Herzens, vergeſſen hatte, mit einemmale die Verlegenheit, gab dem Poſtillion einen Dukaten, und ſagte: Hier, Freund, iſt ein Dukaten! Nun wird er doch wohl dieſen Frauenzimmern erlauben, ſich noch einige Zeit hier aufzuhalten?

Ey meinetwegen, gab er lächelnd zur Antwort, können Sie den ganzen Tag hier bleiben. Wenn es der Poſtmeiſter zufrieden iſt, mir kann es nichts verſchlagen.

Mit dem Poſtmeiſter, war der Prinzeßin Antwort, will ich es ſchon abmachen.

Und nun giengen wir mit ſchnellen Schritten in das Poſthaus.

Kaum waren wir aber in die Stube getreten, ſo verſtummte der vertrauliche Ton, aus dem wir geſprochen hatten. Wir fühlten alle der Prinzeßin Gegenwart. Statt uns wieder zu umhalſen, fragte ich demüthig: ob die Prinzeßin etwas zu befehlen habe, und die andern empfohlen ſich, mit gebrochnen Worten, ihrer Gnade. Wäre meine Prinzeßin nicht ſo ausnehmend diſcret geweſen, ſo würde es mit unſerer ganzen Freude ausgeweſen ſeyn. Mit einer unbeſchreiblichen Freymüthigkeit trat Sie aber zu uns und ſagte: Meine Lieben! ich merke, daß ich Ihnen im Wege bin, erlauben Sie mir, daß ich mich entfernen darf!

Nothwendig baten wir alle, Sie möchte es ſich gefallen laſſen, bey uns zu bleiben.

Gut! ſagte Sie entſchloſſen, ich bleibe, aber unter der einzigen Bedingung, daß Sie die Prinzeßin von Ritterſtadt ganz vergeſſen, mich blos als Ihre Freundin Kunigunde, oder, wenn Sie lieber wollen, als Null anſehen, und ſich Ihren Geſprächen und Herzensergieſungen ganz ungeſtört überlaſſen.

Die liebreiche Art, mit welcher dieß meine gute Prinzeßin ſagte, ſtellte bald die vorige Vertraulichkeit unſers Geſprächs wieder her, die zwiſchen Henrietten und mir bald noch größer wurde, da ſich die Diakonuſin mit der Prinzeßin unterhielt, und uns beyde unſern Empfindungen überließ.

Meine erſte Frage, die ich an Henrietten that, war: Haſt Du Deinen Carlsberg geſprochen? Ach nein! und ein Strom von Thränen war die Antwort.

Sie erzählte mir darauf weitläuftig, daß Carlsberg im Lande herumreiſe, und Mädchen bey ſich führe. So ſehr ich mich auch bemühete, ihr dieſen Verdacht zu benehmen, ſo war doch meine Bemühung umſonſt, indem ſie mir ſo viele Beweiſe aus dem Munde ſeiner Haushälterin anführte, daß ich beynahe ſelbſt auf arge Gedanken kam. Bis itzo kann ich es aber nicht glauben, er hat eine zu rechtſchaffne Miene, iſt im Umgange mit Frauenzimmer zu diſcret und beſcheiden, als daß ich ihm ſo etwas zutrauen ſollte.

Das gute Mädchen dauert mich unendlich, und ich wünſche herzlich, ein Mittel zu finden, ihr Ihre Gemüthsruhe wieder zu verſchaffen. Wenn ich nur Carlsbergen eine halbe Stunde ſprechen ſollte, ſo wollte ich bald auf den Grund kommen.

Wäre ihr Verdacht gegründet — dann wäre ſie unglücklicher als ich. Der Tod des Geliebten iſt ſchrecklich — aber ſeine Untreue — oh! die ſcheint mir unerträglicher als der Tod. Der Tod giebt uns noch immer Hoffnung zur Wiedervereinigung, aber Untreue — ach die ſchleudert uns auf ewig zurück.

Geſetzt aber, daß Henriette ſich irrete, ſo iſt es doch äuſſerſt traurig, daß der menſchliche Charakter ſo ſehr verdorben iſt, daß man in beſtändiger Gefahr ſchwebt, durch die redlichſte Mienen, durch die heiligſten Verſicherungen — getäuſcht zu werden. Ach beſte Schweſter! das ganze menſchliche Leben gleicht einem Maskenballe. Unter hundert Masken findet man kaum eine, die das iſt, was ſie zu ſeyn ſcheint.

Meiner Prinzeßin Blick erinnerte mich, daß es nun Zeit ſey, mich von der unglücklichen Henriette zu trennen. Schon druckte ich ihr den heiſſen Abſchiedskuß auf ihre Lippen, als ein ſolcher Lärmen auf der Straße entſtund, daß wir uns alle von einander trenneten, und an das Fenſter lieſen. Himmel, welchen Auflauf erblickten wir da! einen Trupp Soldaten, die faſt alle weinten, und unter ihnen Weiber und Kinder, die noch weit kläglicher thaten. „Leb wohl, lieber Mann! Ach Vater! Vater! Gott behüte Dich, liebes Kind! Leb ewig wohl! Ach, beſte Frau! das iſt das letztemal, daß ich Dich ſehe —“ Das war alles, was wir von dem Geheule vernehmen konnten, das die Luft erfüllte.

Da mir meine Prinzeßin zu verſtehen gab, daß ſie wünſchte von der Sache näher unterrichtet zu ſeyn, gieng ich zum Poſtmeiſter und erkundigte mich nach der Urſache dieſes Lärmens. Dieſer wußte aber davon ſo wenig, als wir, und ſtund ſo erſtaunt am Fenſter, als wir.

Ich gieng alſo zur Prinzeßin zurück, ohne ihr weitere Auskunft geben zu können.

Wir bekamen ſie aber, faſt in eben dem Augenblicke, da ich in das Zimmer getreten war. Die Thür wurde haſtig aufgeriſſen — ein Soldat ſprang herein, lag ſogleich halb tod vor uns auf den Knieen und ſeufzte: Erbarmung! Erbarmung!

Nachdem wir von dem erſten Schrecken uns erholet hatten: fragte meine Prinzeßin, wer ſeyd ihr?

S. Hans Rötelmayer. Erbarmen Sie ſich um Gottes Willen!

Pr. Ich will ja euren Namen nicht wiſſen, ich will wiſſen, wer ihr ſeyd?

S. Hans Rötelmayer, aus Murlenbach.

Pr. Faßt euch doch! wenn ich euch helfen ſoll, ſo muß ich euch doch näher kennen, ich muß doch wiſſen, ob ihr ein ehrlicher Mann ſeyd?

S. Der bin ich, weiß der liebe Gott! Gott in Himmel! ſie kommen — (mit dieſen Worten ſprang er in die Kammer, und meine Prinzeßin zog die Thür zu, die er zu verſchließen, in der Angſt, vergeſſen hatte.)

Sogleich öfnete ſich die Stubenthür, und ein Paar ſchwarze Herren traten herein, davon ich den einen ſogleich für einen katholiſchen, den andern für einen proteſtantiſchen Geiſtlichen hielt. Nach dem ſie uns freundlich gegrüßt hatten, druckten ſie ſich die Hände, umarmten einander, und nennten einander, Herr Bruder!

Dieſer ſonderbare Auftritt ſetzte uns alle in Verwunderung. Meine Prinzeßin gab mir aber ſogleich einen Wink, den ich ganz verſtund. Denn, liebe Schweſter, am Hofe lernt man auch das Verrücken des Augapfels um ein paar Linien, verſtehen, und es thut oft mehr Wirkung, als bey uns Bürgerlichen eine weitläuftige Ermahnung.

Wir Frauenzimmer ſtellten uns alſo, als wenn wir die Fremden nicht weiter bemerkten, fiengen eine Unterredung über den ſchlimmen Weg an, der Prinzeßin Ohren und die meinigen waren aber ganz auf die Fremden gerichtet.

Ich will Dir doch herſetzen, was ich von der Unterredung des Katholiſchen und Proteſtantiſchen Geiſtlichen verſtund.

K. Und das alles fällt weg, wenn Sie ſich die Tonſur geben laſſen, da können Sie unter unſern Glaubensgenoſſen alle Sacramente austheilen, wie wenn Sie ein katholiſcher Prieſter wären.

Prot. Recht gut! aber dann wäre ich doch dem Pabſte unterworfen?

K. Und was ſchadet das? Ein ſichtbares Oberhaupt der Kirche muß doch immer ſeyn — und wer hat dazu mehr Recht, als der Nachfolger des heiligen Petrus, dem Chriſtus des Himmelreichs Schlüſſel gab? Iſt unſere Kirche nicht die älteſte? Können wir unſer Prieſterthum nicht von Jeſu Chriſto ſelbſt herleiten? Haben ſich nicht immer Kayſer und Könige zu unſerer Kirche gehalten?

Prot. Es fehlet nicht viel, Du überredeſt mich. Kommt Zeit, kommt Rath! Es iſt wahr, die Meſſe, die Verehrung der Hoſtie, der Weihkeſſel und hundert andere Dinge, wollen mir in Ihrer Kirche nicht recht gefallen. Dem ſey aber wie ihm wolle, es ſchallt doch darinne immer Jeſus Chriſtus; und wohin ich ſehe, erblicke ich das Bild des Gekreuzigten. Mit dem übrigen wird es ſich alles ſchon geben. Ein Bischen Aberglauben mehr oder weniger — das thut nichts zur Sache — wo ich das Bild des Gekreuzigten ſehe, da finde ich Jeſum — da ſehe ich ſeine Kirche — beſter Herr Bruder!

K. Liebſter Herr Bruder! Und rechnen Sie hierzu noch unſere Mirakel! die Austreibung der Teufel durch unſern Apoſtel Gaßner! rechnen Sie dazu noch ſo viele andere Wunder, die in unſern Tagen geſchehen.

Pr. Alles wahr! alles wahr! Wo Mirakel ſind, da wirkt Chriſtus, und Sie können ſich der Mirakel rühmen!

Ueber alles das ſprechen wir künftig mehr. Itzo wollen wir uns freuen, daß es uns gelungen iſt, das Unkraut ſo glücklich auszurotten.

Bey dieſen Worten verlohr meine Prinzeßin ihre affektirte Gelaſſenheit, wendete ſich um, und fragte: darf ich wiſſen, was für Unkraut Sie ſo glücklich ausgerottet haben?

Ketzer, liebe Mademoiſelle, antwortete der Proteſtant.

Prinz. Und wie haben Sie dieß angefangen?

Prot. So gelinde als möglich. Wir haben ſie nicht köpfen noch verbrennen laſſen, wie es doch Ketzer verdienen.

Prinz. So? ſollten Ketzer eine ſo ſchwere Strafe verdienen?

Prot. Ey, das wollte ich meynen. Nehmen Sie nur hin, Mademoiſelle, wer gegen einen ſterblichen Fürſten ſich empört, der wird ja geradebrecht, wie vielmehr der, der gegen Jeſum ſich auflehnt!

Prinz. Verzeihen Sie mir! die Entſcheidung dieſer Frage iſt mir, als einem Frauenzimmer, zu hoch. Sagen Sie mir nur, durch welche Mittel haben Sie denn dieſe Ketzer ausgerottet?

Prot. Wie geſagt, durch ſehr gelinde. Wir haben unſern würdigen Biſchof dahin bewegt, daß er ſie mit der Todesſtrafe verſchonte, und ſie nach Amerika an die Engelländer verkaufte. Sehen Sie, wie chriſtlich wir denken!

Prinz. Wo bleiben denn aber die Weiber und die Kinder dieſer Unglücklichen?

Prot. Wir haben ſchon dafür geſorgt, daß ſie in der chriſtlichen Religion unterrichtet werden.

Prinz. Sollte aber den Weibern und Kindern die Religion nicht ſchrecklich ſeyn, um derentwillen ſie von ihren Gatten und Vätern geriſſen wurden?

Kath. Dafür laſſen Sie uns ſorgen! Binnen hier und zwey Monaten ſollen alle Weiber

und

und Kinder in den Schoos der allein ſeligmachenden Kirche zurückgeführt ſeyn.

Prinz. Ich gratulire dazu. Aber ſagen Sie mir doch, meine Herren, was für eine Ketzerey hatten denn dieſe Leute?

Prot. Eine ſchreckliche Ketzerey! Bedenken Sie nur, ſie wollten ſich, weder zu der katholiſchen noch zur proteſtantiſchen, Kirche bekennen.

Prinz. Und zu welcher denn ſonſt?

Prot. Zu keiner — ſie hielten ſich, wie ſie ſagten, blos an die Bibel.

Prinz. So? aber wofür halten Sie denn die Bibel? verzeihen Sie mir dieſe Frage.

Prot. Ey, für was anders, als für Gottes Wort!

Prinz. Halten Sie denn aber diejenigen für Ketzer, die ſich an Gottes Wort halten?

Prot. Je nu — je nu — allerdings! Nach dem weſtphäliſchen Frieden wird in Deutſchland keiner geduldet, als wer ſich zur katholiſchen oder zur proteſtantiſchen Religion bekennet.

Prinz. Das iſt doch ſonderbar. Wenn nun es aber Leute gäbe, die, nach ihrem Gewiſſen, ſich weder zu dem katholiſchen noch zu dem proteſtantiſchen Glauben bekennen könnten, wie denn da?

Prof. Da geſteht man ihnen das beneficium emigrandi zu.

Prinz. Das heißt, man jagt ſie ins Elend. Geſetzt, ich wäre ein Fräulein, das von ihrem Vater Landgüter geerbt hätte, könnte mich weder zur proteſtantiſchen noch katholiſchen Religion bekennen, ſo müßte ich, nach ihren Grundſätzen, das Land räumen?

Prof. Das hätten Sie ſich ſelbſt zuzuſchreiben.

Prinz. Wenn ich aber ein rechtſchaffnes Mädchen wäre, das ſich gut aufführte, von ſeinem Fleiße arme Kinder erzöge, und einmal einen rechtſchaffnen Mann, der dem Staate nützlich wäre, glücklich machte?

Prof. Das hilft alles nichts! Mit Ihrer Rechtſchaffenheit da! Ha! ha! ha! Es giebt auch rechtſchafne Leute unter den Juden und unter den Türken. Iſts nicht wahr, Herr Bruder?

Wenn alle rechtſchaffne Leute ſollten geduldet werden, da würden am Ende die Türken auch noch die Religionsfreyheit ſuchen.

Prinz. Ihro Ehrwürden, was reden Sie hier!

Prot. Nu?

Prinz. Wenn ein Türk ein rechtſchaffner Mann iſt, entrichtet ſeine Abgaben dem Staate, beleidigt niemanden — wollen Sie ihm das Recht nicht erlauben, nach ſeiner Art, Gott zu verehren?

Prot. Hören Sie es, Herr Bruder? das ſind die lieblichen Früchte der Toleranz! Am Ende bauen ſich die Chineſen noch Götzentempel in Deutſchland.

Kath. Ja wohl! ja wohl! Sehen Sie, lieber Herr Bruder, wie nöthig die Wiedervereinigung iſt? Liebe Mademoiſelle, wir bekümmern uns nicht um Rechtſchaffenheit, wir dringen auf Glauben.

Prinz. Vortreflich! Wenn ich alſo nur glaube, was Sie von Ihren Kanzeln ſagen, ſo werde ich geduldet?

Kath. Von Herzen gern.

Prinz. Auch wenn ich ein lüderliches, pflichtvergeßnes Weibsbild wäre?

Kath. Dafür iſt unſere Beichte.

Prinz. So! alſo die Beichte macht alles gut! Wenn ich nun aber alles das nicht glaubte, was Sie von Ihren Kanzeln ſagen, ſtellte mich aber als wenn ich es glaubte, würde ich da auch noch geduldet?

Kath. Auch alsdann noch. Sehen Sie, wie gelinde wir handeln! Wir haben den Grundſatz: De internis non judicat ecclesia, d. i. um das Innere bekümmert ſich die Kirche nicht. Sie können denken und glauben was Sie wollen, darnach fragen wir nicht, und wenn Sie in Ihrem Herzen eine Atheiſtin ſind, das kümmert uns nicht, nur müſſen Sie ſich äußerlich zur Kirche bekennen, und die verordneten Gebräuche mitmachen. Sehn Sie, wie gelinde die Mutter Kirche iſt! Sie nimmt alles in ihren Schoos auf. Deswegen heißt ſie auch die katholiſche Kirche, die allgemeine Kirche, weil in derſelben Alles Platz findet.

Pr.

Pr. Ich ſehe wohl, mein Herr, daß Sie ein Papiſt ſind, mit dem ich mich nie in Religionsſtreitigkeiten einlaſſe. Ein ächter Katholik ſpricht nicht ſo erniedrigend von ſeiner Kirche, wie Sie itzo gethan haben. Ich habe Gelegenheit gehabt, mit verſchiedenen Biſchöffen und Erzbiſchöffen in Geſellſchaft zu ſeyn, die aus einem ganz andern Tone redeten!

Kath. So!

Pr. Zweifeln Sie vielleicht?

Kath. Im geringſten nicht! nicht einen Augenblick! Hum! hum! Um Verzeihung, ſind das gnädige Fräulein nicht Geſellſchafterin des hochſeligen, vielgeliebten, Churfürſten zu Brutalien, geweſen?

Pr. Sie thun mir viele Ehre an. Ich habe die Gnade nie gehabt, den Churfürſten von Brutalien zu ſehen, noch weniger in ſeinem Harem zu ſeyn.

Ich ſage Ihnen, ein vor allemal, daß ich mich mit Ihnen weiter in keinen Wortwechſel einlaſſe. Ihro Ehrwürden, Herr Proteſtant, haben Sie nur die Güte, mir eine Frage zu beantworten: aus welchem Grunde glauben Sie denn, daß da Chriſtus ſey, wo das Bild eines gekreuzigten ſteht?

Prot. Je nu! je nu! das Bild des gekreuzigten iſt ja Chriſti Bild.

Pr. So? hat denn der der, der dieß Bild verfertigte, Chriſtum geſehen?

Prot. Das freylich nicht — er hat ihn aber copirt.

Pr. Und von welchem Original denn? ſoviel ich weiß, hat man keine originelle Vorſtellung von Chriſto.

Prot. Das kann ſeyn, aber das Kreuz —

Pr. Aber das Rad?

Prot. Was wollen Sie mit dem Rade? Wie räumet ſich Rad und Kreuz zuſammen?

Pr. Die Aehnlichkeit iſt leicht zu finden, beyde ſind eine Strafe für Miſſethäter.

Prot. Alſo halten Sie Jeſum Chriſtum für einen Miſſethäter?

Pr. Gott vergebe Ihnen dieſe Frage — ſie verdient keine Antwort. Glauben Sie aber nicht, daß viele Miſſethäter ſind gekreuzigt worden?

Prot. Miſſethäter gekreuzigt? das ich nicht wüßte. Doch ja, es kann ſeyn. Die Schächer waren ja Miſſethäter.

Pr. Nicht nur ſie, ſondern noch tauſend andere wurden gekreuzigt. Wenn ich nun das Bild jedes Gekreuzigten für das Bild Jeſu Chriſti, meines Erlöſers halten, und es verehren wollte, ſo käme es mir eben ſo ſonderbar vor, als wenn man die Abbildung jedes Geradebrechten für das Bild des braven le Calas halten wollte.

Prof. Das ſind Spitzfündigkeiten! Genug, wo das Bild des Gekreuzigten errichtet wird, da beweiſt man doch, daß man Jeſum Chriſtum verehre, da iſt Jeſus Chriſtus.

Pr. Das ich nicht glauben kann!

Prof. Sie ſcheinen mir eine Religionsſpötterin zu ſeyn.

Pr. Ihnen? das kann ſeyn! Es intereßirt mich weiter ganz und gar nicht, wofür Sie mich halten. Dieß muß ich aber doch ſagen, daß ich mit meinem Vater auf Reiſen geweſen bin, und Zuchthäuſer beſucht habe, wo die Gefangnen um geringer Vergehungen willen, unter der Erde vermodern mußten; Spitäler, wo zwey bis dreyhundert Müßiggänger verpflegt wurden; Waiſenhäuſer,

häuſer, wo unſchuldige Kinder verdammt waren, durch die Krätze verzehrt zu werden; Hochgerichte, wo die Leichname von Straßenräubern moderten — und allenthalben ſahe ich das Bild eines Gekreuzigten. An allen dieſen Orten ſoll alſo Jeſus Chriſtus regieren. Wenn alſo der unſchuldig Gefangene mit ſeiner Feſſel klirrt, ſo geſchieht dieß alles zur Ehre Jeſu? Wenn einige hundert Menſchen hinter dem Crucifixe faullenzen, ſo regieret hier Jeſus? Wenn unſchuldige Kinder zu Krüpeln gemacht werden, ſo wirkt hier Jeſus? In der Verzweiflung des Straßenräubers finde ich Jeſu? Gehen Sie mir! Nie läſterte Jeſum ein Menſch ſo ſehr wie Sie itzo gethan haben: denn an allen dieſen Orten fand ich ja das Bild eines Gekreuzigten. Nach meinen Einſichten finde ich Jeſum nur da, wo ſeine Lehre gepredigt wird. Deswegen kann ich Ihnen verſichern, daß ich vielmal dem katholiſchen Gottesdienſte mit vieler Erbauung beygewohnt habe, wenn eben ein Prediger die reine Lehre Jeſu Chriſti vortrug, und das deswegen, (nicht aber um des Crucifixes willen) mich die übrigen Ceremonien in meiner Andacht nicht ſtörten.

Ich bin des Schreibens müde, liebe Schweſter, und muß alſo die Fortſetzung bis zum nächſten Briefe verſparen. Ewig bin ich

Deine

treue Schweſter,

Caroline.

Ende des fünften Theils.

Erfurt,
gedruckt bey Johann Ernſt Schlegel.

Anhang
zum fünften Theile
Carls von Carlsberg
welcher eine Apologie deſſelben enthält.

von

Chriſtian Gotthilf Salzmann.

Mit allerhöchſt-gnädigſt Kayſerl. Privilegio.

Carlsruhe,
bey Chriſtian Gottlieb Schmieder.
1788.

Bey den verſchiedenen Urtheilen, die über meine Schriften gefället wurden, bin ich immer ruhig geweſen, habe das Lob, das man mir ertheilte, durch Fleiß zu verdienen geſucht, den gegründeten Tadel benutzt, und den ungegründeten mit Gelaſſenheit ertragen. Dieß letztere war mir um ſo leichter, da ich es immer für ſehr verzeihlich gehalten habe, wenn ein Recenſent den Geſichtspunkt nicht genau faßt, den der Schriftſteller, bey Ausarbeitung ſeiner Schrift, vor Augen hatte, und ihn folglich ganz unrichtig beurtheilt; auch feſt überzeugt bin, daß Verſchiedenheit in den Meynungen der Menſchen ſo unabänderlich, ſo wohlthätig für das Ganze, ſey, als die Verſchiedenheit der Pflanzen. Schimpfen beunruhigte mich nie, weil, nach meiner Empfindung, der Schimpfende, eben dadurch, daß er ſchimpft, zugeſteht, daß er Unrecht habe.

So ruhig meinen Weg fortzugehen, war mein feſter Vorſatz. Eine Recenſion des fünften Theils meines Carlsberg, die in dem 60. und

63ſten Stücke der allgemeinen Litteraturzeitung ſich befindet, ſetzt mich aber in die Nothwendigkeit einmal von dieſem Vorſatze abzugehen.

Ich werde darinne nicht geradezu geſchimpft, vielmehr als ein gutdenkender Mann gelobt, zugleich aber als ein Schwärmer vorgeſtellt, der nicht nur die, bey Ausfertigung ſeines Buchs intendirte, Abſicht nie erreichen werde, ſondern auch damit großen Schaden ſtifte. Es iſt dieß ſo wahrſcheinlich gemacht, daß jeder, der nicht mit abſichtlicher Aufmerkſamkeit mein Buch mit der Recenſion vergleicht, ſehr leicht verleitet werden kann, dieſe Behauptung für wahr zu halten.

Wenn ich es auch nun gelaſſen dulden wollte, daß das Publikum die gute Meynung, die es von mir hatte, und die mir wirklich, nicht bloß als Schriftſteller, ſondern auch, als Direktor einer Erziehungsanſtalt, viel werth iſt, abänderte; ſo kann ich es doch nicht dulden, daß die Abſicht, die ich bey Ausfertigung meines Buchs hatte, geradezu vereitelt werden ſoll. Sonſt müßte auch der Oekonom ruhig zuſehen, wenn ein andrer den Damm, mit welchem er ſein und ſeiner Nachbaren Gut, gegen den Einbruch eines Stroms, zu ſchützen ſuchte, unter allerley Vorwand, durchlöcherte.

Ich bin alſo gezwungen mich zu vertheidigen, wie ich hoffe, auf eine Art zu vertheidigen, die einem Manne gezieme t. Deswegen habe ich die Recenſion erſt ein Vierteljahr in meinem Pulte verſchloſſen, ehe ich zu ihrer Beantwortung eine Feder anſetzte, damit nicht etwa zu ſchnell aufwallende Hitze mich verleite, meinem Recenſenten unverdiente Kränkungen zuzufügen, oder zu meiner Vertheidigung Strohwiſche zu wählen und die zweyſchneidigen Schwerdter zu überſehen, die mir die Wahrheit anbietet. Die Wahrheit, ſage ich, denn dieſer ihre Sache will ich eigentlich vertheidigen, und deswegen ganz freymüthig geſtehen, wenn ich gefehlt haben ſollte, und eben aus dieſer Urſache auch die ganze Rec. mit beygefügten Anmerkungen drucken laſſen, damit der Leſer vollkommen in den Stand geſetzt werde zu beurtheilen, auf weſſen Seite die Wahrheit ſey.

Hier iſt ſie:

Ein Schriftſteller, der einen ſo wichtigen Gegenſtand, als die **Minderung des menſchlichen Elends** iſt, zu bearbeiten unternimmt, der ſich eben durch die Güte des Zwecks und die Wohlthätigkeit der gehoften Er-

Erreichung zu der größeſten Freymüthigkeit berechtigt und beynahe berufen glaubt, der ſich auch dieſes Rechts im vollen Maße bedient, und ohne Schonung a) alles, was ihm an der Welt und ihren Einrichtungen mißfällt b), oder das Elend der menſchlichen Ge-

---

a) Dieß iſt nun ſchon ein Vorwurf, der mir ohne Grund gemacht wird. Wahr iſt es, daß ich gegen die Vorurtheile und Mißbräuche, die ich einmal angreife, wenig Schonung beweiſe; wer aber die Mängel der leidenden Menſchheit kennt, wird, bey Leſung meines Buchs, bald bemerken, daß ich eine Menge Vorurtheile entweder ganz ungerügt laſſe, oder nur mit einem Finger darauf deute, weil ich einſehe, daß öffentliche Rüge derſelben noch zu früh ſey, und mehr Schaden als Nutzen ſtiften werde.

b) Dieß zu beweiſen, möchte dem Recenſ. doch wohl ſchwer fallen. Jeder Menſch hat ſeinen eignen Kopf, ſeine eignen Wünſche, und was damit nicht übereinſtimmt, mißfällt ihm. Dieß iſt jedem zu verzeihen. Ungerecht wäre es aber, wenn er alles, was mit ſeinem Kopfe und ſei-

Geſellſchaft zu vermehren ſcheint, angreift, und auf Ausrottung deſſelben anträgt; ein ſolcher Schriftſteller muß es, dünkt uns, nicht nur erwarten, er muß es ſogar wünſchen, daß man ſein Buch mit eben der Offenheit c) beurtheile, und, da er doch auch andern zutrauen wird, daß ihnen Abhelfung des Elends nicht gleichgültig ſey, jeder von ihnen in der unſichtbaren Geſellſchaft der wohldenkenden Mitbürger ebenfalls ohne Zurückhaltung über die vorgeſchlagenen Mittel zu dem großen Zweck ſein Urtheil ſage, ge-

ſeinen Wünſchen nicht übereinſtimmt, als einen Mangel anſehen und als ein menſchliches Elend verſchreyen wollte. Dieſer Ungerechtigkeit mich nicht ſchuldig zu machen, nur ſolche Mängel zu rügen, die auf eine nähere oder entferntere Art die Menſchen wirklich unglücklich machen, iſt bey Ausarbeitung des Carlsbergs mein feſter Vorſatz geweſen. Möglich iſt es, daß ich demſelben bisweilen untreu geworden bin, aber der Rec. hätte Exempel davon anführen müſſen, wenn ſein Vorwurf mich wirklich treffen ſollte.

c) Redlichkeit und Wahrheitsliebe.

ſezt auch, daß es mit dem ſeinigen nicht ganz zuſammentreffen ſollte. Dieſe Billigkeit trauen wir Hrn. Salzmann zu. Er hat zwar ſeinen Ideen ein Gewand gegeben, wodurch er mehr in dem Charakter des Unterhalters in müßigen Stunden, als des Lehrers und Sprechers der leidenden Menſchheit im Rathe der Edlen erſcheint. Wir wollen auch nicht am wenigſten nachdem das Buch bis zum fünften Theil gediehen iſt, darüber mit ihm ſtreiten, ob dieſe Einkleidung die rathſamſte, zum Ziel treffendſte war, oder jene Beſtimmtheit, jene ſtrenge Wahrheit der Vorſtellungen, darauf hier ſo viel ankommt, eher darunter leiden mußte. Einmal betrachtet er ja ſelbſt das Romanmäßige des Buchs nur als Gewand, nur als Vehikel, es in deſto mehr Hände zu bringen, und ſezt ſich gewiß nicht Unterhaltung der Leſegeſellſchaften, ſondern Minderung des Elends, Bewegung der Vormünder der Menſchheit, Hand anzulegen als lezten Zweck vor. Er kann und wird alſo eine ernſthafte Prüfung nicht ſcheuen, vielleicht ſelbſt ſich dem Tadel des Kunſtrichters über ſein Buch als Roman betrachtet lieber, als dem Tadel des Philoſophen und Menſchenfreundes Preis geben d).

Hier nun geſteht der Recenſent offenherzig, daß er, bey der gröſſeſten Hochſchätzung der Abſicht und des gewiß für Menſchenglück ſehr warmen Herzens des Verfaſſers, ſeit der Erſcheinung des Werks, durchaus anderer Meinung über die Art, dieſen Gegenſtand zu behandeln, geweſen iſt, als Hr. S. und als viele ſeiner Leſer, und daß er ſich über die große Begier, womit das Buch unter allen Ständen geleſen iſt, nicht hat freuen können. Zwar hat er eben ſo oft geſehen, daß man es las, um des gutmüthigen, aber weltunkundigen Verf. zu lachen, und über ſeine Phantaſieen zu ſpotten e), als mit

---

d) Dieſe Periode iſt dunkel. Soll es ſo viel heiſſen: ich wolle lieber, daß man mich beſchuldige, gegen die Regeln des Romans, als gegen die Grundſätze einer geſunden Philoſophie und die Menſchenliebe, geſündigt zu haben: ſo unterſchreibe ich ſie mit ganzem Herzen.

e) Das Schickſal jeder nützlichen Unternehmung iſt, daß ſie von unverſtändigen verſpottet wird.

mit ihm zu ſympathiſiren und ſeine vorgeſchlagenen Weltverbeſſerungen f) zu wünſchen.

Aber

wird. Die ältere und neuere Geſchichte beweiſt dieß, und der Grund hievon iſt dem Menſchenkenner bekannt. Wenn die Unwiſſenheit, Trägheit und Thorheit, von der Wahrheit aufgeſpürt und angegriffen wird, ſo fehlen ihr die Waffen ſich zu vertheidigen, nichts bleibt ihr übrig als — Spotten und Schimpfen. Iſt z. E. der Wahrheit, daß das Verwirren der Haare u. d. gl. u. d. gl. u d. gl. die weibliche Schönheit verunſtalte, ein einziger vernünftiger Grund entgegen zu ſetzen? bleibt denen, die durch die Wahrheit ſich beleidigt fühlen, alſo wohl etwas anders zu ihrer Schutzwehr übrig als Spott?

So wenig Weltkenntniß mir auch der Rec. zutrauet, ſo habe ich doch wenigſtens ſo viel Bekanntſchaft mit der Welt gehabt, daß ich dieſen Spott voraus ſahe, und mich entſchloß ihn nicht zu achten.

f) Im Buche über das menſchliche Elend habe ich blos die Vorurtheile und Mängel in der Einrichtung der menſchlichen Geſellſchaft gerügt, keineswegs aber Weltverbeſſerungen vorgeſchlagen. Wer alſo Verbeſſerungsvorſchläge zu ver-

ſpot-

Aber ſelbſt jener Spott — ſo oft er auch veranlaßt war, that uns weh, weil wir glaubten, daß jeder unweiſe und unüberlegte g) Beſpotten geneigt iſt, hätte ſeine Spöttereyen verſparen ſollen, bis das Buch von der Erlöſung herauskommt, wo es zum Spotten, für jeden eingeſchränkten Kopf, Stof genug geben wird.

g) unweiſe — unüberlegte? dieſe Worte ſind leicht niedergeſchrieben, aber — der Schade, der dadurch geſtiftet wird iſt ſo leicht nicht wieder gut zu machen. Vielleicht wird mir dadurch nicht geſchadet: denn alle, die bey Leſung meines Buchs meinen Eifer, das Elend meiner Brüder zu lindern, liebten, und Spuren von Weisheit darinne zu finden glaubten, werden dadurch beleidigt, daß man ihnen ſagt, der Mann, den ſie bisher liebten vielleicht auch hochſchätzten, handele unweiſe und unüberlegt, und werden mir, wäre es auch nur aus Eigenliebe, noch mehr zugethan. Aber der Recenſ. — dieſer verliert ſicherlich, ſobald er einem Schriftſteller, ohne es zu beweiſen, ſagt, er habe unweiſe und unüberlegt gehandelt, und ſeine ganze Recenſion, wenn ſie auch in jeder Zeile ihre Wahrheitsliebe

Beſſerungsverſuch, allemal die Beſſerung eine Reihe Jahre verſpätet, wie uns in unſern reformationsreichen Zeiten hundert Beyſpiele gelehrt haben. Am wenigſten konnten wir glauben, daß dieſes Buch, das wir ſo oft in den Händen junger und charakterloſer Leute ſahen, in dieſen Jahren der ungeübten Urtheilskraft nützliche Lektüre ſey, zumal da es ſo ſehr die immer gröſſer werdende Arbeitſcheu beförderte h). Das

gründe

---

betheuerte, verliert ihre Glaubwürdigkeit. Iſt dieß wohl weiſe und überlegt gehandelt?

h) Hier verläßt augenſcheinlich den Recenſenten die Gelaſſenheit, mit der er ſeine Beurtheilung anzufangen ſchien, und er begiebt ſich, durch die Leidenſchaft verleitet, ganz aus ſeinem Vortheil. Sobald er ſich ſo weit verirret hat, daß er mich beſchuldigt, unweiſe und unüberlegt gehandelt zu haben, iſt er ſeiner nicht mehr mächtig, giebt Blöſe auf Blöſe und behauptet Unwahrheit auf Unwahrheit. Mein Buch ſoll die Arbeitſcheu befördern? dieß Buch, das faſt auf jeder Seite die Thätigkeit empfiehlt? das allenthalben ermuntert, ſeine Kräfte zu brauchen,

um

gründliche Studieren als Quelle des Elends

um ſich aus ſeinen Verlegenheiten herauszuarbeiten? das ſo ſehr gegen die träge Duldung des Ungemachs, gegen jede Art des Müßiggangs, auch gegen ſolchen eifert, der gleichſam privilegirt iſt, und das Anſehen der feinen Lebensart bekommen hat? Hätte der Rec. behauptet, daß ich, durch mein beſtändiges Ermuntern zur Thätigkeit, junge Leute verleitete, ihre Kräfte zu überſpannen, ſo hätte er doch noch einigen Schein vor ſich. Wenn er mich aber beſchuldiget, daß ich den Arbeitſcheu befördere, ſo macht er ſich ſelbſt in den Augen jedes aufmerkſamen Leſers meines Buchs ſachfällig. Unter hundert Stellen, die die Beſchuldigung des Rec. widerlegen, zeichne ich nur eine einzige aus; ſie iſt aus einer Unterredung Carlsbergs mit dem Diak Rollow:

C. Leſen Sie etwa auch Kollegia?

D. Itzo nicht mehr.

C. Alſo haben ſie ſonſt welche geleſen?

D. Ja, vor einem Jahre fieng ich an ein Exegeticum zu leſen, über die Epiſtel an die Römer, ich ließ es aber bald wieder liegen.

C. Darf ich fragen, warum?

Elends vorſtellt i), die ſchätzbarſten nicht ob?

D. Das kann ich Ihnen wohl ſagen. Ich mußte viel nachleſen und nachdenken, wann ich dann auf den Katheder kam, ſo ſaßen ohngefähr zwanzig zwanzigjährige Menſchen vor mir, hörten mich an, mehrentheils ſo gleichgültig, als wenn ſie mir durch ihre Gegenwart einen Gefallen erzeigten. Manche ſchliefen auch. Da dachte ich, ihr Burſche, ihr ſeyd ja jünger als ich, habt nicht ſo viele Arbeit, als ich, wenn ihr wollt die Epiſtel an die Römer verſtehen lernen, ſo könnt ihr ja die Naſe ſelbſt hineinſtecken. Wozu brauche ich denn meine Kräfte meiner Familie und Gemeine zu entziehen, euch vorzuarbeiten, und euch in eurer Trägheit zu ſtärken? Ueberhaupt (hier rückte er mit dem Stuhle hart an mich) wenn ich Ihnen von der Einrichtung unſerer Univerſitäten meine offenherzige Meynung ſagen ſoll, ſo halte ich ſie für einen Schnitzer gegen die Moral und Pſychologie.

E. Wie verſtehen Sie das?

D. Nehmen Sie an, daß ein Mann zwanzig bis vierzig erwachſenen Jünglingen die Speiſen ohne große Anſtrengung der edelſten Kraft

der

ſen kauen und in den Mund ſtreichen ſollte, wie würden Sie das finden?

C. Sehr abgeſchmackt.

D. Iſt es denn aber nicht eben ſo, wenn ein Mann, einer Menge jungen Leute vordenken, vorarbeiten und vorſprechen muß? Könnten ſie nicht ſelbſt arbeiten, und da, wo ſie nicht weiter können, einen Sachverſtändigen Mann zu Rathe ziehen? Lehrt den Schülern erſt Sprachen und die Anfangsgründe der Wiſſenſchaften, dann müſſen ſie ſich ſelbſt forthelfen können. So aber wird ihnen alles vorgearbeitet, die Lehrer werden darüber hypochondriſch, und die Studirenden wiſſen vor Müſſiggang nicht, was ſie anfangen wollen. Der ſteife Kopf hört allenfalls noch zu, aber der gute Kopf iſt nicht beſchäftigt genug.

i) Dieſe Beſchuldigung muß mir wieder ſehr auffallen, da ich mir bewußt bin, daß ich gegen alle Stümper in jedem Stande eine herzliche Abneigung habe, die gewiß in meinem ganzen Buche ſichtbar ſeyn muß. Ich bin ja ſo für gründliche Gelehrſamkeit, daß ich darauf dringe,

der Seele ausgebildeten wiſſenſchaftlichen
Wer-

man ſolle erſt die Dinge, die um uns ſind, ſich bekannt machen, ehe man die entfernten will kennen lernen, erſt einen Vorrath concreter Begriffe ſich ſammlen, ehe man ſich mit abſtrakten beſchäftigt. Daher laſſe ich einen unglüklichen Gelehrten, Herrn Heerbrand, der dieſe Ordnung vernachläßigt hat, mit dem Oberſten v. Brav alſo ſprechen.

H. Wir gehen, um die Natur kennen zu lernen, aus der Natur heraus ins Auditorium, und lernen abſtrakte Begriffe, ehe wir concrete haben.

B. Das iſt mir zu hoch, Herr Magiſter. Sie muſſen ſich deutlicher erklären.

W. Das will ich gleich thun. Sehn Sie die Vorſtellung von einer einzelnen Sache, das iſt ein concreter Begrif, und die Vorſtellung von dem, was viele einzelne Sachen mit einander gemein haben, das iſt ein abſtrakter Begrif. Z. E. itzo ſtelle ich mir ihre Naſe, nun meine Naſe, nun die Naſe des Herrn vor, der nur einen Arm hat — lauter concrete Begriffe. Aber nun denke ich mir das, was alle menſchliche Naſen mit einander

ge-

Werke, wie unnützen Plunder, gleich Puder, Haare gemein haben, einen erhabnen Theil des menſchlichen Geſichts, mit zwey Löchern, in denen das Vermögen liegt, die Ausdünſtungen der Körper zu empfinden — da habe ich den abſtrakten Begrif. Verſtehn Sie mich?

B. Vollkommen.

H. Wenn ich nun abſtrakte Begriffe haben will, was muß ich da wohl thun?

B. Das liegt ja am Tage. Ich muß concrete Begriffe mit einander vergleichen, und ſuchen, was ſie mit einander gemein haben.

H. Vollkommen richtig. Und wenn wir dazu von Jugend auf angehalten würden, ſo lernten wir auf das, was da iſt, aufmerkſam ſeyn. Ich habe aber eine ganze Menge abſtrakte Begriffe bekommen, ehe ich deutliche concrete hatte. Denn mein Lehrer ſagte mir jene vor, und überhob mich ſo der Mühe, ſie mir ſelbſt zu erwerben. Ich wußte ſchon von Geiſt, Körper, Raum und dergleichen zu plaudern, ehe ich mich und die Dinge, die um mich waren, recht kannte. Dadurch kam es mit mir ſo weit, daß ich auf nichts concretes mehr achtete, und immer in der abſtrak-

Haarnadeln und Schnürbrüſten dem Feuer

zu

ſtrakten Welt herumwandelte. Ich habe, ſo wahr ich vor Ihnen ſitze, über die Merkmale diſputirt, wodurch die Perſonen in der Gottheit von einander unterſchieden ſind, ehe ich die Merkmale kannte, wodurch ein Apfelbaum, von einem Birnbaume ſich unterſcheidet.

Aber wahrſcheinlich ſind Rec. und ich, in Anſehung des Begrifs von gründlicher Gelehrſamkeit, nicht mit einander einig. Ich verſtehe durch gründliche Gelehrſamkeit gründliche Kenntniß der Sachen, die man zu dem Hauptgeſchäfte, dem man ſich widmet, nöthig hat, z. E. bey dem Naturforſcher gründliche Kenntniß der Natur, und bey dem Prediger, (geiſtlichem Arzte) gründliche Kenntniß des Menſchen und der Mittel ihn zu ſeiner Glückſeligkeit zu führen. Der Rec. verſteht aber, wie ich vermuthe, durch gründliche Gelehrſamkeit, gründliche Kenntniß der Sprachen. Iſt dieſes, ſo muß ich geſtehen, daß ich gegen dieſe Art gründlicher Gelehrſamkeit ſehr vieles zu ſagen habe.

Ich will mich hierüber erklären. Männer, die die alten Sprachen grundlich verſtehen, ſind

für

zuſpricht k), und dem Primaner und Studen-
für das allgemeine Beſte ſchlechterdings nöthig. Diejenigen, die der Bearbeitung derſelben ſich ganz weihen, verdienen, ſo wie der Mathematiker und Naturforſcher, wahre Hochachtung, und, wenn ſie die Bearbeitung der alten Sprachen zu ihrem Hauptgeſchäfte machen, ſo ſind ſie Stümper, wenn ſie ſich mit einer ſuperficiellen Kenntniß derſelben gnügen laſſen. Nur dieſes mißbillige ich, daß ſolche, deren Hauptgeſchäfte nicht Sprachgelehrſamkeit iſt, z. E. Prediger, Erzieher, Rechtsgelehrte, Aerzte u. d. gl. angehalten werden, den größten Theil ihrer Jugendjahre auf die Erlernung der alten Sprachen zu verwenden. Nach meinen Begriffen müßte jeder, der ſich zu den cultivirten Ständen rechnet, ein leichtgeſchrieben lateiniſches Buch interpretiren, und ſich in dieſer Sprache grammatiſch richtig ausdrücken können, weil nun einmal das Latein ſo ſehr in die deutſche Sprache verwebt iſt, daß in den mehreſten Büchern einzelne lateiniſche Stellen vorkommen, und die Bekanntſchaft mit demſelben die Erlernung der franzöſiſchen, italieniſchen und engliſchen Sprache erleichtert, auch eine Menge

denten ſein **Elend**, nach unſern leidigen
Ein-
lateiniſcher Wörter in der Converſationsſprache gewöhnlich ſind, bey deren Gebrauch man ſich lächerlich macht, wenn man gegen die Regeln der Grammatik verſtößt. Griechiſch ſollte jeder Gelehrte ſo viel wiſſen, als nöthig iſt, einen leichten Schriftſteller zu verſtehen, weil in allen Fächern der Wiſſenſchaften urſprünglich griechiſche Worte vorkommen.

Wenn aber der künftige Prediger, Erzieher u. ſ. w. ſich ſo eifrig auf alte Sprachen legen ſoll, daß er im Lateiniſchen einen ſchweren claſſiſchen Schriftſteller erklären, und einen ächt römiſchen Styl erlernen, daß er ſchwerere Schriftſteller im Griechiſchen leſen könne u. ſ. w.: ſo halte ich dieß für unnütz und ſchädlich.

Für unnütz, weil doch keiner, der nicht einen beſondern Sinn für alte Sprachen hat, ſein Ziel erreichet; welches ſo wahr iſt, daß gewiß von dreyßigen, die aus einem, faſt ganz lateiniſchen, Gymnaſium kommen, kaum einer eine ächt römiſche Periode ſchreiben kann, oder Sinn für das Naive im Horaz und Ovid hat; und für ſchädlich, weil bey dem beſtändigen Beſchäftigen

mit

Einrichtungen noch nicht in den Armen

mit Erlernung der Töne die Ausbildung der Beurtheilungskraft, die Veredlung des Herzens, die Erwerbung einer Menge gemeinnütziger Kenntniſſe, beſonders der Bekanntſchaft mit der Welt, vernachläßiget werden. Daher die lateiniſchen Prediger, die vor dem Altare intoniren: ich bin der allmächtige Gott! die Studirenden, die die Häuſer ihrer Lehrer ſtürmen, und ihnen die Fenſter einwerfen, die Gelehrten, die, von den jungen Fröſchen, von welchen die Wieſen, nach einem ſtarken Gewitterregen wimmeln, glauben, ſie wären mit dem Regen herabgefallen, und in der Meynung ſtehen, die Raupen legten Eyer, weil ſie bisweilen Raupenbälge über den Larven der Schlupfweſpen geſehen haben, die ſich in ihnen erzeuget hatten, daher der Mißbrauch des Wortes Creutz bey den nothwendigen Folgen der Unwiſſenheit und Faulheit, daher endlich das, in gar vielen Fällen höchſt wahre Sprichwort: Je gelehrter, je verkehrter!!!

Wenn ich in dieſem Verſtande gegen die ſogenannte Gelehrſamkeit eifere, ſo erfülle ich die Pflichten, die einem Schriftſteller obliegen, der eines vollwangigten Mädchens ſeines Lebens über Menſchenwohl und Elend ſchreibt. Denn was iſt trauriger, als wenn gerade die Perſonen, die die Lehrer, Berather, Erzieher, des Menſchengeſchlechts ſeyn ſollen, durch eine verkehrte Behandlung ganz unfähig gemacht werden, ihrer Beſtimmung gemäß zu leben?

k) Die Bücher, die ich mit Puder, Haarnadeln und Schnürbrüſten ins Feuer werfen laſſe, ſind folgende:

1) **Die Dogmatiken und Polemiken**, weil ſie die Menſchen verleitet haben, ſich mit Dingen zu beſchäftigen, die außer ihrem Erkenntnißkreiſe liegen, ihre Aufmerkſamkeit von den Dingen, die zunächſt um ſie ſind, abzuziehen, den Geiſt der Lehre Jeſu zu verkennen, und die Religion, deren Grundgeſetz Liebe iſt, zum Deckmantel ihrer feindſeligen Leidenſchaften zu mißbrauchen.

2) **Die ſymboliſchen Bücher**, weil die Meynungen der Verfertiger, die alle Menſchen, ſo gut als Rec. und ich, waren, untrüglich, Glaubensartickel, das ne plus ultra des menſchlichen Forſchens ſeyn ſollen, weil ich feſt überzeuget bin, daß der Verſtand eines Menſchen, der das aufgeblaſne Urtheil eines andern Menſchen, der

bens genieſſen zu können, mit den lebhafte-

B 3 ſten

von ſeinen Meynungen ſagt: dieß iſt der rechte einige Glaube, wer denſelben nicht feſt und treulich hält, der wird ohne Zweifel ewig verdammt und verloren ſeyn, billigen kann, ſo verſchoben ſeyn müſſe, wie der verſchnürte Leib einer Jungfrau, und daß alſo in dieſer Rückſicht die ſymboliſchen Bücher und Schnürbrüſte, in eine Claſſe verdienen geſetzt zu werden.

3) Das Corpus juris: weil ich glaube, daß jedes Land nach Geſetzen müſſe gerichtet werden, die aus den individuellen Bedürfniſſen desſelben abſtrahiret, und in der Sprache deſſelben abgefaßt ſind, weil ich es für Unſinn halte, daß ein deutſcher Bürger im 18 Jahrhunderte, nach lateiniſchen Geſetzen, die für ein entferntes Land und entferntes Jahrhundert gegeben wurden, beurtheilt werde, und die Fälle täglich vorkommen müſſen, daß der Mann, der nach den Ausſprüchen des geſunden Menſchenverſtandes recht thut, nach den Geſetzen unrecht handelt.

Dieſe Behauptung als Schwärmerey zu verſchreyen iſt wohl nun nicht mehr ſchicklich, ſeitdem Friedrich der Einzige und Rußlands große

Kay-

ſten Farben darſtellt l). Herr Salzmann
mag

Kayſerin ein Geſetzbuch haben verfertigen laſſen, das dem Bedürfniſſe ihrer Staaten angemeſſen iſt, und Joſeph der Zweyte ein gleiches verfertigen läßt. Das Corpus Juris iſt ſchon ſo gut als — verbrannt.

4) Die philoſophiſchen Syſteme: weil ich der Meynung bin, daß jeder, der ſagen will: omnis homo eſt rationalis, omnis planta eſt creſcens, omne animal eſt ſentiens, erſt den hominem, die plantam, das animal in concreto kennen, ihre Eigenſchaften genau erforſchen, die Aehnlichkeiten, die ſie unter einander haben, abſondern muſſe, ehe er das omne brauchen will, und weil ich es nicht gut finde, wenn junge Menſchen, die kaum ein halbtauſend Menſchen, dem Aeußerlichen nach haben kennen lernen, gleich Staaren angeleitet werden zu plappern, omnis homo eſt — Cajus eſt homo, ergo — Cajus eſt.

5) *Heineccii fundamenta ſtyli cultioris*, weil ich, aus den vorhin angeführten Gründen, glaube, daß es unnütz und ſchädlich ſey, Menſchen, die für das thätige Leben beſtimmt ſind,

mag es glauben oder nicht, es iſt doch ganz

zu zwingen, daß ſie lernen ſollen, ſchön lateiniſch zu ſchreiben, und daß diejenigen, deren Beſtimmung iſt, ſich Römiſch ausdrücken zu können, dieſe Fertigkeit nicht aus Nizolius und Heineccius, ſondern aus den alten römiſchen Schriftſtellern ſelbſt lernen müſſen.

6. **Die Theorien der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften.** Der Beyſatz: denn künftig wird jeder die Werke Gottes betrachten, und der Geiſt des Herrn wird über ihm gerathen, und wer den Geiſt des Herrn hat, wird ohne Theorie bas dichten, reden und malen, weder der, der alle Theorien geleſen hat, und nicht begeiſtert iſt, zeigt deutlich, warum ich dieſe Bücher verbrennen laſſe. Nicht in der Rückſicht, in ſofern ſie die techniſche Sprache lehren, ſondern in ſofern ſie Dichter, Maler und Redner bilden ſollen. Und in dieſem Verſtande iſt es bey allen wahren Dichtern, Malern und Rednern entſchieden, daß ich Recht habe. Ihr natürliches Talent ſetzte ſie in Thätigkeit, und das Studium der Natur und guter Muſter bildete ſie. Wo das Talent fehlt, da

entſchieden gewiß, daß ſolche Funken in den über-
haben die beſten Theorien der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften keine andere Wirkung, als daß ſie die techniſche Sprache lehren, und — diejenigen, die ſich darnach bilden wollten zu Stümpern machen. Man erinnere ſich an Claudius's Kapaune, die, durch die Theorie der ſchönen Wiſſenſchaften verleitet, die Haushähner und Hüner nachahmten.

7) **Die Romane und Lieder, die Hurerey und Ehebruch empfehlen**, gegen deren Verbrennung Rec. vermuthlich nichts haben wird.

Der Grund, aus dem Rec. die Verbrennung der vorhingenannten Bücher mißbilligt, iſt — weil ſie mit großer Anſtrengung der edelſten Kraft der Seele wären ausgebildet worden. Darauf kann ich aber nicht Ruckſicht nehmen, weil ich die Bücher nicht nach der Kraft beurtheile, die auf Verfertigung derſelben verwendet wurde, ſondern blos nach dem Nutzen oder dem Schaden, den ſie ſtiften. Wollte man alle Bücher beybehalten, bey deren Ausarbeitung die edelſte Kraft des Menſchen angeſtrengt wurde, ſo könnten alle voluminöſe Commentarien, Poſtillen, myſtiſche und theoſophiſche Werke auf Unſterblichkeit rechnen.

Da

überall freyliegenden Zunder junger Seelen

B 5 ge-

Da übrigens Kaiſer Joſeph die Dogmatiken, Polemiken u. d. g. Fuderweiſe aus den Kloſterbibliotheken, zwar nicht verbrennen, aber doch in die Papiermühlen hat ſchaffen laſſen, ſo iſt ein Theil des hier beſchriebnen Traums ſchon erfüllet und macht es wahrſcheinlich, daß die übrigen, zu ſeiner Zeit auch in Erfüllung gehen werden.

l) Meine Leſer mögen die Stelle aufſuchen, wo ich es als ein Elend vorſtelle, daß Primaner und Studenten ihr Leben nicht in den Armen eines vollwangichten Mädchens genießen können, ich kenne ſie nicht. Zwar ſchätzt ſich Carlsberg für unglücklich, daß, da er in Grünau ſtudiret, nicht zu den Beſitz ſeiner Henriette kommen kann; aber erſtlich iſt er 26 Jahr alt, und der Beſitzer von einem Rittergute, alſo wahrhaftig kein Primaner oder gewöhnlicher, zwanzigjähriger, Student, zweytens wird ihm ſeine heftige Anhänglichkeit an ein Mädchen durch den Feldprediger Wenzel verwieſen.

„Zur Erkenntniß der Wahrheit, ſchreibt dieſer, (Th. 3. Br. 7.) gehört auch, daß man überzeugt ſey, daß der Sitz unſerer Glückſeligkeit

nicht

geworfen, gewiß zünden und verzehrt haben werden, ehe ſein verheiſſenes Buch von der Erlöſung löſchen kann, zumal er kaum da auf Löſchen bedacht ſeyn wird, wo er nicht glaubt, daß es brennt m).

Doch nicht in der Bruſt irgend eines Mädchens, ſondern in unſerer eigenen zu ſuchen ſey ——— Wehe dem, deſſen Glück auf die Launen und Schickſale eines Mädchens gebauet iſt! u. ſ. w.“

Rec. hätte doch ſo billig ſeyn und bemerken ſollen, daß nicht die Schwärmereyen des verliebten Carlsbergs, ſondern die Urtheile ſeines vernünftigen, erfahrnen, Hofmeiſters, als meine Meynung müſſe angeſehen werden.

---

m) Wenn es irgendwo brennt, ſo wird es nach kurzer Zeit offenbar. Hätte ich irgend ein jugendliches Herz verderbt, ſo müßte ich doch einige Spuren davon bemerkt haben, welches aber nicht geſchehen iſt. Viele Perſonen beyderley Geſchlechts, haben meine Bekanntſchaft theils durch Briefe, theils durch Beſuch geſucht, die weiter nichts von mir wußten, als daß ich der Verfaſſer des Carlsbergs ſey. Sie verlangten alle über dieſe und jene Sätze nähere Beſtimmung.

Hier

Doch unterdrücken wir vieles, was wir über die vorigen Theile auf dem Herzen hät-

Hier mußten ſich doch ihre Geſinnungen entwikkeln. Einer wenigſtens mußte mich doch fragen: wie fange ich es an, daß ich zum Beſitze eines rothwangichten Mädchens komme? eine wenigſtens um Vorſchläge bitten, den Umgang mit einem Primaner oder Studenten ſich unſchädlich zu machen? Daß aber nie eine ſolche Frage an mich geſchehen iſt, verſichere ich auf Ehre. Wohl aber habe ich bey allen, die Carlsbergen goutirten, einen Eifer bemerkt, ihrer Beſtimmung gemäß zu leben, nach einer höheren Vollkommenheit zu ſtreben und des Guten ſo viel als möglich zu ſtiften. Viele haben mich verſichert, daß dieß Buch ſie von Irrwegen zurückgebracht, ſie aus ihrer Unthätigkeit herausgeriſſen, ihre Geſundheit und Zufriedenheit gerettet hätte. Bey dieſem Bewußtſeyn iſt man ſtark genug, ſich über dergleichen ſchreckliche Beſchuldigungen hinaus zu ſetzen.

Ja wird mein Recenſ. ſagen, du weißt nicht, wo es brennt.

Hierauf muß ich antworten, daß ich, (man verzeihe mir dieſe Behauptung,) wahrſcheinlich hätten. Man müßte ein Buch ſchreiben,

wenn.

weit beſſer, als Rec. wiſſe, wo es brenne: da ich faſt jeden Poſttag Briefe erhalte, deren Verf. durch den treuherzigen Ton, mit dem ich ſpreche, ſo aufrichtig gemacht worden ſind, daß ſie mir ihre ganze geheime Geſchichte erzählen. Hielten ſie mich für den Mann, der den Primaner und Studenten für glücklich hielte, der ſeine Tage in den Armen eines vollwangichten Mädchen zubringt, ſo müßte doch in den Briefen, von denen, auſſer Gott, den Correſpondenten und mir, niemand etwas weiß, wenigſtens etwas davon ſich äußern. Da dieß aber nicht iſt, da allenthalben Beſtreben vollkommner zu werden, Gutes zu ſtiften, Reue über begangene Fehltritte, hervorleuchtet, ſo iſt es ja erwieſen, daß meine Correſpondenten, unter denen ſich manche Primaner und viele Studenten befinden, mich für einen Mann halten müſſen, der den frühen vertrauten Umgang mit rothwangichten Mädchen mißbillige.

Daß dieß alles, was ich hier ſchreibe, wahr ſey, glaubt Rec. gewiß, da er, ob er mir gleich Verſtand und Weltkenntniß abſpricht, mich doch für einen ganz ehrlichen und gutmüthigen Mann hält.

wenn man alle die Uebertreibungen bemerkbar machen wollte, die in ihnen zuſammengedrängt ſind n). Da der Verf. darauf

aus-

n) Ich ſollte faſt meynen, der Rec. ſchriebe dieß Buch. Ich würde alsdenn wieder eines dagegen ſchreiben, und wenn dieſes ohne Leidenſchaft, mit kaltem Blute, geſchähe; wenn Wahrheitsliebe immer die Feder führte, ſo müßten doch woh' dieſe Bücher, die nicht etwa Varianten oder ein altes Document, das nur eine einzelne Familie intereſſirt, ſondern Menſchenwohl und Menſchenelend, betreffen, für die Menſchheit ziemlich wichtig werden, und die Grundſätze, die ich für die Erlöſung der Menſchen vorzutragen geſonnen bin, müßten dadurch entweder Umſturz oder Unterſtützung erhalten.

Sollte er dieß Buch noch ſchreiben, ſo will ich ihm, als Freund, rathen, daß er ſich nenne. Man gewinnt ungemein viel, man erregt ſogleich die Meynung von ſich, daß man ſich ſeiner guten Sache und des Sieges bewußt ſey, und den dazu nöthigen Muth beſitze, wenn man ſeinem Gegner mit offnem Geſichte unter die Augen tritt. Wer hingegen mit der Windbüchſe aus dem Fen-

ſter

ausgieng, ein recht fürchterliches Bild des menſchlichen Elends zu entwerfen; ſo konnte es nicht fehlen, daß er jeden noch ſo entfernten Anſchein ergriff p). Es ſey diesmal

ſter auf den Vorübergehenden ſchießt, dann, wann der Schuß geſchehen iſt, den Kopf zurück zieht — hat allemal in den Augen des verſtändigen Publikums Unrecht. Der Verfolgte hat gar nicht nöthig, nach dem Fenſter, aus welchem der Schuß geſchahe, mit Steinen zu werfen, weil er dabey nichts gewinnen würde, wohl aber in Gefahr wäre, ſeine Geſundheit und ſein Leben zu verlieren. Man billigt es, wenn er ruhig vorbey geht, und bemüht ſich wohl gar, um der öffentlichen Sicherheit willen, den Thäter zu entdecken, und zur Strafe zu ziehen.

p) Der Rec. verkennt meine Abſicht wirklich. Ich wollte nicht ein recht fürchterliches, ſondern ein wahres Bild vom menſchlichen Elende liefern, und ließ deßwegen die verſchiedenen Arten deſſelben, nicht von denen, die es aus Büchern oder Erzählungen kannten, ſondern von ſolchen entwerfen, die es ſelbſt empfunden hatten. Dieß iſt ein vorzüglicher Grund, warum die mehreſten mal genug, nur von dem vor uns liegenden Theile zu reden. Einige Bemerkungen, zu denen er den ruhigen Leſer veranlaßt, paſſen ohnehin auf die vorigen zugleich mit.

Zuerſt eine kurze Ueberſchrift der Gravaminum, die diesmal der menſchlichen Ge-

ſell-

reſten Gemälde ſo fürchterlich ausfallen. Leſſing würde ein anderes Bild von der Gefangenſchaft entworfen haben, als Schubart, das letztere würde freilich fürchterlicher ſeyn, als das erſtere, welches iſt denn aber das wahreſte? Eben ſo wenig kann ich zugeſtehen, daß ich jeden entfernten Anſchein zum menſchlichen Elende ergriffen hätte. Von der Nähe und Entfernung der Gegenſtände läßt es ſich, dem Augenſchein nach, nicht wohl urtheilen. Dem Kurzſichtigen iſt mancher große Thurn, den der weitſehende bemerkt, kaum durch die Lorgnette ſichtbar, und viele andere, die jener mit bloſen Augen ſieht, kann er kaum durch den Tubus entdecken. Dieſer letztere hat alſo wohl Recht zu ſagen, jener Thurn ſcheint mir entfernt, aber er darf nicht behaupten er iſt entfernt.

ſellſchaft zur Laſt gelegt ſind q). Sie be-

treſ-

---

q) Man merke wohl, der Rec. rubricirt nicht etwa die Geſchichten, die im 5ten Th. des Carlsbergs erzählt ſind, ſondern die Gravamina, die ich der menſchlichen Geſellſchaft zur Laſt legen ſoll. Geſetzt es wollte jemand die Gravamina, die Aeſop gegen die menſchliche Geſellſchaft hatte, unter folgende Rubriken bringen: Von der Grauſamkeit eines Wolfs, von der beſtraften Eitelkeit der Fröſche, von dem lächerlichen Hochmuthe einer Dohle u. ſ. w. Was würde man dazu ſagen? dieſes ohne Zweifel: der Mann verſteht entweder den Aeſop nicht, oder er will auf eine tückiſche Art das Publicum gegen ihn einnehmen.

Iſts mit mir anders? was Aeſop durch Wölfe, Fröſche und Dohlen ſprechen läßt, lege ich den verſchiedenen Ständen der Menſchen in den Mund; wo bey ihm Thiere handeln, handeln bey mir Menſchen. Sind denn nun wohl die Reden und Handlungen der letztern meine Gravamina gegen die Menſchheit?

Freilich habe ich das: *haec propter illos ſcripta eſt homines fabula* nicht immer unter

meine

treffen: die ſchlechten Wege in vielen Gegenden von Deutſchland r), das Elend des Soldatenſtandes, — die umherziehenden Collectanten zum Bau von Kirchen und Schulen ſ), das Tabakrauchen, — das Tabakſchnupfen, das Brantweintrinken t) die elenden und geſchmackloſen Bilder in den Gaſtſtuben, — die elenden Figuren, die in Bett-

---

mein Erzählungen geſetzt, weil ich meinen Leſern ſo viel Scharfſinn zutrauete, daß ſie es von ſelbſt finden würden.

r) Sollte eigentlich heiſen von der unverantwortlichen Sorgloſigkeit vieler Fürſten und der mehreſten Gemeinheiten für die Bequemlichkeit der Reiſenden.

ſ) Sollte eigentlich heiſen von den erbärmlichen Anſtalten in Deutſchland für das gemeine Beſte der Städte und Dörfer, aus der die ſchimpfliche Gewohnheit entſpringt, daß, wenn ein mäſſiges öffentliches Gebäude errichtet werden ſoll, das hierzu nöthige Geld durch Betteln zuſammengebracht werden muß.

t) Sollte heiſen von der traurigen Gewohnheit vieler Menſchen, ſich zu Sclaven von erkünſtelten Bedürfniſſen zu machen.

Bettvorhänge und Ueberzüge gewirkt ſind u), die Verfolgung eines Mönchen der 1 Moſ. 53. überſezt hat: Er wird dir den Kopf zertreten, nicht mit der Vulgate, ſie x) die katholiſche Proſelitenmacherey — das Verbot auf einer Akademie, ſich bei 1 Rthlr. Strafe die Haare nicht abzuſchneiden y), den Mangel des Unterrichts den Körper zu beherrſchen z), die Grauſamkeiten in Indien aa), die

---

u) Beſſer von der craſſen Sorgloſigkeit für die Ausbildung des Geſchmacks, oder des Gefühls für das Wahre, Schöne, Anſtändige und für das Falſche, Häßliche und Unanſtändige, bey dem gemeinen Manne, vorzüglich in kleinen Städten.

x) Eigentlich von der entſetzlichen Sclaverey unter welcher die, dem Pabſt unterworfne, vorzüglich die Schriftſteller, ſeufzen.

y) Beſſer von dem ſchlecht verfeinerten Gefühle für natürlichen Schmuck und Schönheit, das noch auf einigen Akademien ſichtbar iſt.

z) Traun ein ſehr wichtiger Mangel!!!

aa) Nicht doch! Schilderung der Ungeheuer, die bisher der gewöhnliche Unterricht im Chriſtenthume hervorgebracht hat, die, wenn ſie neben den Heyden ſtehen, ſo weit zurück ſind. Konnte oder wollte Recenſent dieß nicht verſtehen?

die Menge der Leute, die der Bürger und Bauer ernähren helfen muß, und die nichts thun als Bücher leſen und ſchreiben ꝛc. — bb),

---

bb) Wer die Stelle im 5ten Theile nachſehen will, wird finden, daß ich das Elend fühlbar zu machen ſuche, welches daher entſpringt, daß ſo viele Menſchen von der Arbeit ihrer Brüder zehren, ohne einen wahren Beytrag zum allgemeinen Beſten zu liefern. Nach des Rec. Ausdrücken hat es aber beynahe das Anſehen, als wenn ich geradezu gegen Schriftſteller geſprochen hätte. Ich erkläre daher ernſtlich, daß dieß meine Meynung nicht geweſen ſey. Ein wirklich guter Schriftſteller trägt zur Veredelung und Belehrung der Menſchen ſo viel bey, daß er von dem Publicum Unterhaltung zu verlangen vollkommen, wenigſtens eben ſo, wie ein Prediger von ſeiner Gemeine, berechtigt iſt. Den Schriftſteller von Verdienſte, mit Perſonen in eine Claſſe zu ſezzen, deren ganze Lebenszeit auf Puz, Verwirrung und Auskämmung der Haare, Miſchung der Charten u. ſ. w. verwendet wird, iſt unverzeihliche Beleidigung, die niemand, der meine Schriften mit Nachdenken geleſen hat, mir zutrauen kann. Aus dem Gedankenſtriche, den Recenſent

Lobſchriften ſchlechter Menſchen auf Leichenſteinen cc), — die Mißbräuche in Fabriken

beygefügt hat, könnte leicht die Vermuthung entſtehen, als wenn er den Leſern durch einen Wink hätte zu verſtehen geben wollen, als wenn ich ſelbſt zu denen gehörte, die nichts thäten als leſen und ſchreiben, und ſich doch vom Publikum unterhalten ließen. Zur Steuer der Wahrheit muß ich alſo ſagen, daß dieſes des Rec. Meynung gewiß nicht geweſen ſey; denn wer nur einigermaßen von meiner Lebensart unterrichtet iſt, weiß gewiß, daß Dirigirung einer Erziehungsanſtalt mein Hauptgeſchäfte ſey, und meine Erholungsſtunden, mit Ausfertigung verſchiedener Schriften und Dirigirung einer Oekonomie, die der Erde wenigſtens ſo viel abgewinnt, als zu meiner Familie Erhaltung nöthig iſt, ausgefüllt werden.

cc) Hätte der Rec. mich verſtanden, ſo würde er die Rubrik etwa ſo ausgefertigt haben: von der traurigen Gewohnheit Reichen nach ihrem Ableben Verdienſte anzudichten, und die Verdienſte würdiger Armen zu verkennen. Traun ein großes Elend! Geſetzt ein Rektor wollte die-

jeniken dd), die Bekanntmachung der Mſs. verſtorbener Gelehrten (vermuthlich auf die wolfenbüttelſchen Fragmente) dd 2) — eine

ge-

jenigen ſeiner Schüler, die ihm ein gutes Neujahrgeſchenk brächten, wären ſie auch faul, lüderlich, boshaft, ſeiner Schule zum Muſter vorſtellen — und den fleißigen, ordentlichen, rechtſchaffenen Jüngling deswegen nicht bemerken, weil ſeine Eltern zu arm ſind, als daß ſie ein Neujahrsgeſchenk geben könnten — wäre dieß nicht abſcheulich? gerade ſo abſcheulich, als wenn auf dem Kirchhofe das Verdienſt der Menſchen nach dem Gelde abgewogen wird, das ſie, vielleicht durch Ungerechtigkeit und Meineid erworben, hinterlaſſen haben.

dd) Da die armen Brüder, die in Fabriken arbeiten müſſen, einen ſehr beträchtlichen Theil der menſchlichen Geſellſchaft ausmachen: ſo verdiente ihr Elend allerdings eine beſondere Beherzigung.

dd 2) Sollte eigentlich heiſſen: Klagen über den bejammernswürdigen Eigennutz der Menſchen, der bey manchen ſo weit geht, daß ſie auf Koſten der Ehre eines verſtorbenen Schriftſtellers

alle

geheime Briefcommiſſion, wo auf landes-
herr-

alle ſeine Papiere zuſammenraffen, und daraus Bücher verfertigen, welche der Verfaſſer, wenn er noch lebte, weil ſie lauter unvollendete Arbeiten enthalten, ſelbſt mißbilligen würde.

Uebrigens thut mir der Rec. auf doppelte Art Unrecht, wenn er mich beſchuldigt, daß ich damit auf die wolfenbüttelſchen Fragmente gezielet hätte. Erſtlich deswegen, daß er auf die Perſon zeigt, die ich mit einer ganz allgemeinen Schilderung gemeynet haben ſoll — ein Fehler, worüber ſchon Rabner bittre Klagen geführt hat; zweitens, weil das, was ich von Herausgabe der Schriften verſtorbener Gelehrten ſage, gar nicht auf die Bekanntmachung der wolfenbüttelſchen Fragmente paßt. Dort rede ich von der böſen Gewohnheit, unvollendete Arbeiten verſtorbener Gelehrten aus ihrem Pulte hervor zu holen, und ſie ins Publikum zu ſchicken. Wo iſt da der geringſte Grund zur Vermuthung, daß ich damit auf die wolfenbüttelſchen Fragmente gezielet habe? Waren dieſe nicht völlig ausgearbeitet? Lagen ſie nicht in einer öffentlichen Bibliothek?

herrlichen Befehl alle Briefe heimlich geöffnet werden ee) — die Erlaubniß der Balbirer, die Krebsſchäden und veneriſche Krankheiten heilen, auch andern ehrlichen Leuten den Bart abzuſcheeren, — eine Stadt, wo die dritte Perſon veneriſch iſt ff) — ein Obſtgärtner, der die jungen Bäume der Allee auszieht gg) — Mißverſtändniſſe in der Ehe, Folge der elenden Mädchenerziehung hh) — das Zuſammenſchlafen junger Leu-

---

Zu ſolchen Unwahrheiten muß man ſeine Zuflucht nehmen, wenn man ſich in der Abſicht an das Recenſirpult ſetzt, um — die Arbeit eines Schriftſtellers niederzuſchlagen.

ee) Hiervon weiter unten.

ff) Auch von dieſen beiden Punkten werde ich weiter unten zu reden Gelegenheit haben.

gg) Nicht doch! Verdorbenheit des menſchlichen Charakters, die bey einigen ſo weit geht, daß ſie die gemeinnützigſten Anſtalten zerſtören, wenn ſie dabey einige Groſchen einbüſſen.

hh) Warum denn der gelinde Ausdruck Mißverſtändniſſe in der Ehe, die ſo lange als in der Denkungsart der Menſchen Verſchiedenheit iſt, Leute ohne Aufſicht ii) — Geiſterſeherey — Elend der Hochzeitfeyerlichkeiten kk) — Elend in und vor Gibraltar ll) — über

Herrn-

---

iſt, folglich ſo lange die Menſchen Menſchen ſind, bleiben werden? Wer die Stelle, worauf hier gezielt wird, Carlsb. Th. 5. S. 185 — 212. nachſchlagen will, wird finden, daß ich nicht von kleinen Misverſtändniſſen in der Ehe, ſondern von der Unempfänglichkeit rede, die bey vielen Weibern für alle vernünftige Vorſtellungen, für häusliche Glückſeligkeit und Erziehung der Kinder ſichtbar iſt, und die von der erbärmlichen Erziehung herrührt, die ſie genoſſen haben.

ii) Verdiente dieß nicht in einem Buche vom menſchlichen Elende angeführt zu werden?

kk) Beſſer von der unverzeihlichen Sorgloſigkeit, bey der Verheirathung junger Leute, ſie auf den großen Zweck des Eheſtandes aufmerkſam zu machen, und von den ſchändlichen Misbräuchen, die bey der Feyer der Hochzeit gewöhnlich ſind.

ll) Auch nicht ganz richtig. Thorheit und Elend des Krieges ſollte es heiſſen, und Mangel an Belohnung für Verdienſte von Wichtigkeit. Die Belagerung von Gibraltar iſt ja nur das

Be-

Herrnhuter mm) — Verfälſchung des Weins in den Klöſtern, — Katholicismus nn).

In der That ein ſonderbares Gemiſch von Materien, dürfte ſich ſchwerlich ausden-

Vehikel, unter dem jene Wahrheiten dem Leſer ſollten beygebracht werden, wie Eſops Fabel: lupus & agnus,

mm) Warum wird denn ſo kurz über die gewiß wichtige Abhandlung, die Herrnhuter betreffend, hinweggewiſcht? warum das Hauptſtück des Buchs ſo ins dunkle geſtellt? warum heiſt denn nicht die Rubrick etwa ſo: Vergleichung der Herrnhutiſchen Verfaſſung mit unſerer gewöhnlichen bürgerlichen, und Würdigung beyder?

nn) Gar nicht. **Papismus** ſoll es heiſſen. Ich habe ja ſo viel über die Sache geſprochen, und ſo ſorgfältig den Katholicismus vom Papismus zu unterſcheiden geſucht, daß es dem Rec. gewiß ſehr ſchwer ſeyn wird, einen glaubwürdigen Grund anzuführen, der ihn berechtigte, aller meiner Diſtinctionen und Proteſtationen ohngeachtet, doch, ſtatt **Papismus**, **Katholicismus**, zu ſetzen.

ken laſſen oo), und konnte nur durch die Form des Buchs einige Entſchuldigung ge-

win-

---

oo) Kennte Rec. den Menſchen nicht blos von der Auſſenſeite, nach welcher er ſich auf öffentlichen Straßen und in Geſellſchaften zeiget, hätte er, wie ich, 16 Jahre in Aemtern geſtanden, die ihm Gelegenheit verſchaften in das Innerſte der Familien von allerley Ständen zu ſehen, und ihre geheimſten Leiden kennen zu lernen, ſo würde er dieſes Gemiſch wirklich nicht ſonderbar ſondern höchſt natürlich finden.

Man nehme den Fall an, daß die Menſchen, die itzo ſo ſorgfältig ihre Leiden für einander zu verbergen ſuchen, einmal alle anfiengen, ohne Zurückhaltung zu erzählen, was ſie alles drücke; daß alsdann ein Beobachter eine Reiſe nur von ſechs Meilen thäte, auf der er bald im Wirthshauſe, bald in der Kirche, ſich befände, und von da die Gefängniſſe, Schulen, Klöſter, Toiletttten, Börſen, Wachtſtuben, Aſſembleen, Höfe u. ſ. w. beſuchte, wo jeder die Anliegen ſeines Herzens entdeckte, ſo würden gewiß ganz andere Dinge zum Vorſcheine kommen, und man würde geſtehen müſſen, daß ich dem Zuſtande der Menwinnen. Denn da es verſchiedene Perſonen ſind, die dieſe Briefe ſchreiben, ſo war es freylich möglich, daß ihnen allen auf jedem Schritt, den ſie thaten, traurige, widrige, ekelhafte und abſcheuliche Scenen vorkamen oo 2), ob wir wohl bedauren müßten,

wenn

Menſchen geſchmeichelt hätte. Die vorzüglichſte Urſache, warum das Elend in der wirklichen Welt nicht ſo ſehr in die Augen fällt, iſt dieſe, weil man es ſo ſorgfältig zu verbergen ſucht.

Daß aber alles ſo bunt unter einander vorgeſtellt wird, das iſt wieder natürlich. Die menſchlichen Leiden ſind in der wirklichen Welt keinesweges ſo nach gewiſſen Rubriken neben einander geſtellt, wie der Rec. ſeine Bücher mag geſtellt haben (ſonſt müßte man in einer Gaſſe Kranke, in der andern Sorgende, in der dritten Bedrückte, u. ſ. w. finden); ſondern ſie ſind ſo, wie es ſcheint, planlos, wie die Blumen einer Wieſe unter einander gemiſcht. Iſt das wahr Herr Rec. oder iſt es nicht wahr? warum nennen ſie denn die treue Copie davon ein ſonderbares Gemiſch?

oo 2) Ich behaupte, daß auch jede ein-

zelne

wenn jemand hieraus ein Bild von dem wirklichen menſchlichen Leben abſtrahiren und überſehen wollte, wie weiſe die Vorſehung Freude und Schmerz, Sümpfe und Blumenauen, auf dem Wege durch die Welt abwechſeln läßt pp). Aber auch dies noch ab:

zelne Perſon täglich ſolche Scenen vorfinden könnte, wenn die Menſchen ihre Leiden gegen einander zu verbergen aufhörten. Dieß, daß in meinem Buche die zahlloſen Leiden, unter denen unſere Brüder und Schweſtern ſeufzen, ganz ohne Hülle und Schminke erſcheinen, dieß allein iſt das Romanhafte deſſelben.

pp) In einem Buche von Nervenkrankheiten, handelt man von Nervenkrankheiten, in einem Buche von Nadelhölzern, von Nadelhölzern, und in einem Buche vom menſchlichen Elende, vom menſchlichen Elende. Wie ſonderbar wäre es, wenn man den Verfaſſer des erſten, daß er alle Menſchen für krank an Nerven hielte, des andern, daß er kein Laubholz kennte, und des dritten, daß ihm die Freuden des menſchlichen Lebens unbekannt geweſen wären, beſchuldigen wollte? Wenn ich alſo im Carlsberg von gar nichts

abgerechnet, zugegeben, daß es Bedürfniß
des

nichts als vom Elende gehandelt, lauter ſchlechtdenkende und unglückliche Leute aufgeſtellt hätte; ſo wäre es doch äußerſt ungerecht, einem Buche, das den Titel führt, vom menſchlichen Elende, deswegen Vorwürfe zu machen, ſo ungerecht, wie wenn man einen Autor, der von Nadelhölzern ſchrieb, deswegen bey dem Publicum belangen wollte, daß man in ſeinem Buche nicht ein Wort von der Ebereſche, dem Maulbeerbaume, und den Borſtorferäpfeln fände, gerade als wenn der liebe Gott lauter Nadelhölzer, gar kein Laubholz erſchaffen hätte (daß dem Rec. die Diſtinktion zwiſchen Nadelholz und Laubholz bekannt ſey, wird hierbey vorausgeſetzt), daß es übrigens möglich ſey, daß ſchwermüthige Leſer meines Buchs die Freuden und Blumenauen überſähen, glaube ich gern, da im täglichen Leben Menſchen gefunden werden, die im Schooße der Freuden ſeufzen, und in Blumenauen den Baum ſuchen, an dem — ſie ihr Leben endigen können. Das iſt aber nicht meine Schuld.

Obgleich mein Buch vom menſchlichen Elende überſchrieben iſt, und ich, vermöge des Titels gar nicht berechtigt bin, auch einer einzi-
gen

des Autors war 99), der 5 Bände vom
menſch-

gen menſchlichen Freude Erwähnung zu thun: ſo findet doch jeder unverſtimmte Leſer faſt auf jedem Blatte Stof und Wink zur Freude. Die Hauptperſonen, die ich handeln laſſe, ſind doch lauter gute, rechtſchafne, für Menſchenwohl thätige Menſchen. Von Brave nebſt ſeiner Frau, Rollow und ſein Weib; Carlsberg und ſeine Henriette, Colbert, Wenzel, die Hofräthin Namur und ihre Schweſter, ſind doch lauter Perſonen in deren Geſellſchaft man zu leben wünſcht, ſelbſt Zeinick und Louiſe Hellwing, hat man noch lieb; nebenher zeigen ſich brave Fürſten, Bürgermeiſter, Superintendenten, Rektoren, Tuchmacher und andere rechtſchafne Menſchen aus allerley Ständen, und unter dieſen auch Thoren und Schlechtdenkende. Wer aus ſolchen Schilderungen Veranlaſſung zur Verkennung der Freuden, die uns Gott gönnt, hernehmen will, der muß wirklich hypochondriſch ſeyn. Gebt mir die Geſellſchaft von rechtſchafnen Leuten, die ich geſchildert habe, und verſezt mich mit ihr alsdann, wie ihr wollt, nach Siberien oder nach Algier — allenthalben werde ich ſagen: hier iſt gut ſeyn!

99)

menſchlichen Elend ſchreiben und ſein Thema immer im Geſicht behalten wollte, Bilder dieſer Art Schlag auf Schlag ſich folgen zu laſſen? zugegeben, daß der Verf. ſicher ſeyn konnte, daß ein ſolches Aſſemblage vom Elend keinen Leſer trübſinnig und muthlos machen, und dadurch das Elend noch vermeh-

99) Warum Bedürfniß? dieß verſtehe ich doch wirklich nicht. Soll Bedürfniß ſich auf Ausfüllung der Zeit; oder auf Erwerbung des Honorars beziehen? ſo irrt ſich der Rec. in beyden Fällen ſehr. Der Plan, den ich mir zur Ausführung vorgezeichnet habe, iſt ſo weitläuftig, daß ich wirklich hohe Urſache habe, mit meiner Zeit höchſt ſparſam umzugehen, wenn ich ihn in den zehn Jahren, die mir etwa Gott noch zu wirken erlaubt, zu Ende bringen will. Eben deßwegen fällt der Verdacht ganz weg, als wenn ich, um Gewinnſtes willen das Buch auszudehnen ſuchte. Leider iſt das menſchliche Elend ſo mannichfaltig, daß ich mit Beſchreibung deſſelben 24 Bände auszufüllen traue, und doch am Ende geſtehen würde, daß ich nur eine Skitze davon geliefert hätte.

mehren helfen würde; — immer, glauben wir, hat der ruhige Leſer noch Urſach, dem Verf. folgende Fragen vorzulegen.

Zuerſt — „iſt es für einen Weltver„beſſerer, der den Weg durch ſie ebnen will, „auch klug und vernünftig gehandelt, wenn „er die **Berge**, die ihn unwegſam machen, „in ſeinem Verbeſſerungsplane und die **Maul**„**wurfs**- und **Ameiſenhügel**, die man „kaum bemerkt, gleich wichtig vorſtellt und „eben ſo viel Kräfte aufbietet, dieſe als jene „wegzuſchaffen rr). Oder muß man ihn

„nicht

---

rr) Daß ich Berge, Maulwurfshaufen und Ameiſenhügel als gleich wichtig vorgeſtellt, und eben ſo viele Kräfte aufgeboten hätte, dieſe als jene wegzuſchaffen, dürfte dem Verfaſſer wohl ſchwer zu erweiſen ſeyn. Daß ich aber Ameiſen- und Maulwurfshaufen zwiſchen Berge ſetze, kommt daher, weil ich ſo gerne in allen Stücken der Natur treu bleiben wollte, welche allerdings Berge, Maulwurfs- und Ameiſenhügel unter einander ſetzt, wie jeder Freund der Natur gar wohl weiß. Dieſem iſt es auch ſehr wohl bekannt, daß Maulwurfshügel und Amei-

ſen-

„nicht für einen Neuling, den alles, was „er ſiehet, aus der Faſſung bringt, anſehen?“

— Oder

ſenhaufen dem, der einen Weg ebnen will, ſogar unwichtig nicht ſeyn dürfen. Auf die erſtern wenigſtens muß der, der einen Weg gangbar machen will, wohl Rückſicht nehmen. Ich kenne ein Land an der Elbe, das von den Ueberſchwemmungen derſelben viel leiden mußte. Um dieſe zu verhindern, ließ man es mit einem Damme umziehen. Er wurde aber bey jeder Aufſchwellung des Stroms durchbrochen, ohne daß man den Grund davon ſogleich zu finden wußte. In der Folge erſt bemerkte man, daß Maulwürfe den Damm unterminirten, und dem Waſſer eine Oefnung machten, die es hernach leicht vergrößern und ſo einen völligen Durchbruch machen konnte.

Deswegen beſtellte die Obrigkeit Leute, die über die Gänge der Maulwürfe wachen mußten, erfand Mittel ſie zu verſtopfen, und die Ueberſchwemmungen hörten auf.

Dieſe Geſchichte lehret uns, daß derjenige, der Wege ebnen will, nicht blos auf hohe Berge, ſondern auch auf Maulwurfshügel ſeine Aufmerkſamkeit richten müſſe; auch lehret ſie uns, daß

zur

— Oder ohne Bild! — Iſt es überlegt, wenn über die immerhin entbehrliche, ebenfalls

zur Entdeckung des Schadens, den Maulwürfe mit ihren Gängen einer ganzen Provinz thun, noch etwas mehr Scharfſinn, als zur Bemerkung des Brockens gehöre.

Fiat applicatio! Berge, deren in Carlsberg Erwähnung geſchieht, ſind die Inquiſition und der Krieg — Maulwurfshügel der Katechismus die Schnürbrüſte u. d. g. Jene hält jedermann für Elendsquellen, ich halte auch dieſe dafür, und bin zweifelhaft, welche mehr Unheil ſtiften, ob der Krieg mehr Krüppel mache, oder die Schnürbruſt? Recenſent wird dieſes für Schwärmerey halten, es ſey ihm erlaubt, ſo wie es jedem erlaubt ſeyn muß, den zu verlachen, der Maulwurfsgänge als den Grund von der Ueberſchwemmung einer Provinz angiebt. Aber dieſem muß denn auch erlaubt ſeyn, zu ſagen: Ihr jammert, guten Leute, daß der Strom eure Felder verheeret, eure Häuſer weggeſchwemmet, eure Heerden fortgeriſſen, euch und eure Kinder in Lebensgefahr geſetzt habe? Seht ich will euch die Quelle eures

Elends

falls auch zuweilen ſchädliche Gewohnheit, Tabak zu rauchen oder zu ſchnupfen, ein Weltreformator in eben ſolchen Eifer geräth, als über die fürchterlichen Uebel, die die Menſchheit drücken, Inquiſition und tödtende Seuchen? ff). Setzt er ſich nicht

D 2 ſelbſt

Elends zeigen — es ſind die Gänge, die die Maulwürfe durch den Damm gemacht haben.

ff) Hierüber habe ich mich vorhin ſchon erklärt. Ich eifere keinesweges gegen das Tabaksrauchen, welches man mir um ſo vielmehr glauben wird, da ich mich hierüber ſehr deutlich im 1ſten Theile der Reiſen meiner Zöglinge erklärt habe. Aber das beklage ich, daß die Menſchen ſich Tabak, Schnupftaback, Brantwein Kaffee und dergleichen ſo ſehr zum Bedürfniſſe machen, daß ſie ſchlechterdings unfähig ſind, etwas zu thun, wenn ihnen dieſe Dinge mangeln.

Dieß ſind gewiß Maulwurfsgänge, die ſo wichtige Folgen haben, als diejenigen, die durch den Elbdamm gemacht ſind. Denn die Menſchen ſind doch die Herren der Erde, von deren Betragen das Wohl und Wehe derſelben abhängt. Wenn nun faſt alle in Feſſeln gehen, der eine Theil an

die

ſelbſt dem Achſelzucken derer, die wohl wichtige Klagen hören und helfen würden, aus, wenn er mit ſolchen (gelind zu reden) Kindereyen klagbar einkommt, und z. E. die elende Malereyen, den groben Geſchmack in Fenſter- und Thüranſtrichen, die verkrüppelten Figuren in Bettvorhängen, (welches alles den Bauer, der keinen Sinn für die Corregios und Titians haben kann und zu haben braucht, glücklich macht, ohne ihm zu

ſcha-

die Tabakspfeife, der andere an die Tabatiere, der dritte an die Kaffeekanne, der vierte an das Brantweinglas und zehen andere an zehen andere Dinge gefeſſelt ſind — was kann man von ihnen für Weltverbeſſerung erwarten?

Wenn übrigens Rec. daraus, daß ich gegen die Abhängigkeit vom Tabak eifere, folgert, daß ich mich gegen das Tabaksrauchen entrüſte: ſo kommt es mir vor, als wenn man jemanden, der gegen den Mißbrauch der Liebe ſpricht, vorwürfe, daß er gegen die Liebe eifere. Nach des Rec. Logik müßte dieß folgen. Ob dieſe Logik dem Verſtande und Herzen des Recenſenten Ehre mache! mag das Publikum entſcheiden.

ſchaden,) wenn er dies, ſage ich, als eine Angelegenheit der ganzen Menſchheit betrachtet? Der dabey ausruft: „Was für erbärmliche Anſtalten für die wahre Aufklärung mögen in dieſem Städtchen ſeyn! „wie zerrüttet muß wohl ein Menſchenkopf „ſeyn, der ſolche Schmierereyen, ſolche Fratzen, ſolchen Unſinn ſchön finden kann tt)!“

---

tt) Dieſe Stelle, die gewiß abſichtlich gewählt und nicht aufrichtig vorgetragen iſt, indem ich auch von der albernen Gewohnheit, unzüchtige Vorſtellungen neben das Bild Jeſu zu hängen, rede, deſſen mit keiner Silbe Erwähnung geſchieht, gehört freylich zu denen, deren Zuſammenhang mit dem menſchlichen Elende nicht allen einleuchtet. Eben deswegen halte ich mich für verbunden, die Gründe, die mich bewogen, ſie niederzuſchreiben, vorzutragen.

Es giebt, wie bekannt, eine gewiſſe Schönheit der Geſtalt, der Gemählde, der Reden, der Gedichte, der Handlungen der Menſchen u. ſ. w. Nach meiner Meynung nun, (über deren Wahrheit oder Unwahrheit der Leſer urtheilen mag) hat derjenige, dem das Gefühl für die eine Art

Umgekehrt würden wir ſagen: wehe dem
Städt-

Art von Schönheit fehlt, insgemein auch keines für die übrigen. Ein Student, der ein ſinnloſes Lied abſingen kann, wird auch nichts irreguläres darin finden, daß man ſeines Lehrers Fenſter einſchlägt, und ſich mit Scheuſalen von Weibsbildern in die genaueſte Vereinigung einläßt; von einem Bürger, der ſeine Zimmer mit albernen Fratzen aufputzt, vermuthe ich auch, daß er lachen werde, wenn ſein Kind ein Thier peinigt, oder ihm die Verführung eines Mädchens erzählt wird; ich vermuthe, daß der Geiſtliche, der intonirte: ich bin der allmächtige Gott! die Webereyen, von denen ich rede, liebe, und wenn man in den Zimmern derer ſich umſehen wollte, die das Porſtiſche Geſangbuch dem neuern preußiſchen vorziehen konnten, ſo würde man gewiß auf vielen, die 7 Schwaben, die Geſchichte der Schildbürger, Zwerge mit großen Peruquen und andere Carrikaturen wahrnehmen. Daß hierbey Ausnahmen ſtatt finden, läugne ich gar nicht; daß aber meine Behauptung mehrentheils wahr ſey, kann jeder Beobachter finden.

Städtchen in dem man Meiſterwerke der

Die Exempel, die man mir entgegen ſtellen könnte, und die das mehreſte gegen mich zu beweiſen ſcheinen, wären ohne Zweifel von denen hergenommen, die für die Schönheit eines Gemäldes, und eines Gedichtes das feinſte Gefühl haben, und denen doch das moraliſche Gefühl faſt gänzlich mangelt. Allein der Grund hiervon iſt ſehr leicht zu finden. Nicht alle Gedichte und Gemälde, die einen hohen Grad von äſthetiſcher Schönheit haben, ſind in eben dem Grade moraliſch ſchön. (Eine Wahrheit, die eine beſondere Abhandlung verdient.) Indem man nun durch öftern Umgang mit dergleichen Gemälden und Gedichten ſich gewöhnt, ſie wegen ihrer äſthetiſchen Schönheit zu ſchätzen, ſo gewöhnt man ſich auch nach und nach die Abweichungen von den Regeln der Moral, die an denſelben ſichtbar ſind, ſchön zu finden.

Vorzüglich ſchädlich ſcheinen mir die fratzenmäßigen Bilder, die auf Religion Beziehung haben. Wie kann doch herzliche Liebe und Hochachtung gegen Jeſum und ſeine Lehre bey einem Menſchen ſich erzeugen, der ſich Jeſum ſo denkt, Malerkunſt haben muß, um ſich über ein Bild wie er in die Handtücher und Bettvorhänge gewebt, und in den Katechismen und Evangelienbüchern vorgeſtellt iſt! Denn daß man ſich Jeſum ſo denken muß, wenn man von ihm keine andere Abbildung als ſolche Fratzen ſieht, bedarf wohl keines Beweiſes.

Wenn es nun wahr iſt, daß der Mangel des Gefühls für äſthetiſche Schönheit, faſt immer das Gefühl für moraliſche Schönheit ſo ſtümpfe, daß ein Menſch, der Fratzen ſchön finden kann, auch moraliſch ſchlechten Handlungen ſeinen Beyfall giebt, ſo kann es dem, der über menſchliches Elend ſchreibt, keinesweges zum Vorwurfe gereichen, wenn er die Gewohnheit, ſeinen Geſchmack durch Fratzengemälde zu verderben, ſtark rüget.

Deswegen halte ich den Befehl, der der jüdiſchen Nation, da ſie noch ohne Cultur war, gegeben wurde: **du ſollt dir kein Bildniß, noch irgend ein Gleichniß machen, weder des, das oben im Himmel, noch des, das unten auf Erden, oder des, das im Waſſer unter der Erden iſt,** für ſehr weiſe, und der Ge-

Bild zu freuen! uu) — Oder wer kann ſich des Unwillens erwehren, wenn S. 37. der Burgermeiſter des Orts, ein ſonſt geſcheuter und wohldenkender Mann, von ſeinem Tabakrauchen ſagt: „Schaden thut er mir, „der nicht zu berechnen iſt. Sehen ſie hier „dieſen Spitzzahn, wenn mir jemand tau-

---

ſchmack, ſowohl als die Moralität, würde gewiß ungemein viel gewinnen, wenn allen Drechslern, Steinhauern, Töpfern, Schmierern, und allen, die nicht vermögend ſind etwas, der Natur gemäs, abzubilden, oft eingeſchärft würde: du ſollt dir kein Bildniß, noch irgend ein Gleichniß machen!

uu) Auf dieſes Wehe zu antworten iſt der Mühe nicht werth, da es zwiſchen Fratzen und Meiſterwerken der Malerey noch ein Drittes giebt, und die mehreſten Gemälde, die einigen Werth haben, zu dieſem Dritten gehören; ich auch gar nicht behauptet habe, daß Gemälde zur Bildung des gemeinen Mannes nöthig wären. Kein Gemälde iſt für ihn das beſte, der Anblick der ſchönen Natur wird ſein Gefühl für das Schöne hinlänglich ſchärfen, das durch Carricaturen verdorben wird.

„ſend Thaler dafür geboten hätte, ſo wahr „ich ehrlich bin, ich hätte ihm ihn nicht ge„geben. Warum? Tauſend Thaler zu er„werben, das iſt einem Manne, der Kopf „hat, ein Bagatell. Aber einen Spitzzahn, „wenn er einmal weg iſt, ja dazu gehört „mehr. Und doch habe ich durch das ver„dammte Rauchen dieſen Spitzzahn verlo„ren. Sehen ſie, mein Herr, mit dieſem „Zahne halte ich immer die Pfeife, wenn ich „rauche, und dadurch iſt er nach und nach ſo „abgeſchliffen worden, daß man beynahe „nichts mehr davon ſieht. Die übrigen „Zähne ſind alle ſchwarz, alle von der „Schärfe des Rauchs angefreſſen — Sehn „ſie" (O pfuy!) xx) „Und das iſt noch das

„ge-

---

xx) Da hier von Zähnen geſprochen wird, mit denen ein Tabaksraucher die Pfeife hält, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß die Vorderzähne damit gemeynt ſind, die während dem Sprechen beſtändig in die Augen fallen, und dergleichen man in den cultivirteſten Geſellſchaften zu ſehen, und da öfterer, als bey dem Landmanne, zu ſehen bekommt. Wenn ich nun dieſe Zähne, die

man

„geringſte. Meine Kleider, Bücher, Briefe, alles riecht nach Taback. Wenn ſie in „meine Stube kommen, ſo ſollten ſie meinen, ſie kämen in eine Wachtſtube. Und „das iſt noch nicht alles — indem er ſich „mit der Fauſt vor den Kopf ſchlug — „Durch das verdammte Rauchen werde ich „von ſo vielem Guten abgehalten. Wenn „einmal die Pfeiſe brennt, ſo iſt es mir faſt „unmöglich von der Stelle zu gehn, ehe ſie „ausgeraucht iſt. Die Glocke ruft mich „oft auf das Rathhaus, ich fühle meine „Pflicht zu gehen, kann aber nicht von der „Stelle, bis die Zeterpfeiſe ausgeſchmaucht iſt.

man täglich allenthalben erblicken kann, durch eine kleine Oeſnung der Lippen zeigen, und dabey ſagen laſſe: Sehn Sie! ſo ſpricht der Rec. o pfui! Was ſoll ich dazu ſagen? iſts Empfindeley? oder iſts Begierde mich meinen Leſern verhaßt zu machen? oder iſts kleinſtädtiſche Gewohnheit, nach welcher man zu ſagen pflegt, ich habe, mit Reſpect zu ſagen, den Strumpf von, ſalva venia, meinem Fuße, ausgezogen, die ihn verleitete, bey dieſer Stelle zu ſagen: o pfui?

„iſt. Ich glaube, ich könnte mein Kind „unten im Waſſer ſchwimmen ſehen und „wäre doch nicht vermögend zu ſeiner „Rettung beyzuſpringen, bis die Pfeiſe „aus wäre.“ (Man erſtaune über dieſe Carricatur! yy) Und von ſolchen Carricatu-

---

yy) Was iſt denn Carricatur? Nach meiner Empfindung, ein Gemälde in dem Disproportion herrſcht und manche Theile bis zum unglaublichen vergrößert ſind. Ein Zwerg mit einer Naſe, die ſo lang iſt als ſein Kopf, den eine Peruque deckt, die bis zur Erde reicht, iſt Carricatur. Iſts nicht wahr?

Nun laßt uns doch ſehen, wo in meinem Gemälde die Disproportion, die überſpannte Vergrößerung einiger Theile zu ſehen ſey! Iſts etwa überſpannt, daß die Zähne eines ſtarken Tabaksrauchers ſchwarz und abgeſchliffen ſind? oder daß ſeine Kleider, Bücher und Zimmer nach Tabak riechen? oder daß er nicht eher an ſeine Geſchäfte gehen kann, bis er ſeine gewöhnliche Portion gerauchet hat? Wer ſelbſt ſtark Tabak raucht, oder einen ſtarken Tabaksraucher kennt, der

turen, werden die Züge zum Bilde des menſchlichen Elends genommen!) — Wer
muß

der mag darüber entſcheiden. Iſts nun Carricatur, wenn man die Menſchen ſo vorſtellt, wie ſie ſind?

Aber, wird man ſagen, das iſt doch übertrieben, das iſt doch wahre Carricatur, wenn ein Mann vorgeſtellt wird, der ſo an der Pfeife hängt, daß er ſein Kind im Waſſer kann ſchwimmen ſehen, und doch nicht vermögend iſt, zu ſeiner Rettung beyzuſpringen, bis ſeine Pfeife ausgeraucht iſt.

Daß die Vorſtellung eines Mannes, der nicht vermögend iſt, ſein Kind eher aus Lebensgefahr zu retten, bis ſeine Pfeife ausgeraucht iſt, wahre Carricatur ſey, gebe ich gern zu. Wo habe ich aber einen ſolchen Menſchen geſchildert?

Hier! antwortet Rec. Th. 5. p. 37.

Iſt nicht wahr mein Freund! leſen Sie nur recht! Ich rede nicht von einem Manne, der wirklich ſo an dem Tabaksrauchen hängt, daß er ſein Kind nicht eher retten kann, bis die Pfeife ausgeklopft iſt, ſondern von einem Manne, der

im

muß es nicht lächerlich übertrieben finden, wenn über ein weiſſes ſeidnes Kleid, das eine Braut an ihrem Hochzeittage angehabt hat, ein ſolches Geſchrey erhoben wird, als ob es das größte Elend wäre, das die Menſchen hätte treffen können, ſeidne Kleider zu tragen? „Gott ſey geprieſen,“ ruft die Jungfer Henriette, wie eine Närrin oder wie eine Neidiſche aus, „Gott ſey geprieſen,

„(wah-

im Affekte dieß von ſich ſagt. Die Natur des Affekts bringt es aber ſo mit ſich, daß das, was er ſpricht, übertrieben werde. Der Zorn oder die Liebe, die Traurigkeit oder die Freude mag ſprechen, ſo ſoll und muß alles, was ſie ſagt, übertrieben ſeyn. Darſtellung der Sachen, wie ſie ſind, iſt das Geſchäfte der Vernunft, nicht des Affekts. Da nun im menſchlichen Leben die Stimme der ruhig denkenden Vernunft ſelten, deſto öfterer die Sprache des Affekts gehört wird, ſo durfte ſie in einem treuen Gemälde vom menſchlichen Leben ſchlechterdings nicht fehlen.

Daß dieß Rec. einſehe, traue ich ihm zu, und hoffe, daß er, bey Durchleſung dieſer Stelle fühlen werde, daß er ſich übereilet habe.

„(wahrer Misbrauch des Namens Gottes!) „daß ich ſo ein Kleid nicht tragen durfte — „Ich hätte keinen Brief ſchreiben können, „aus Furcht einen Tropfen Dinte darauf „fallen zu laſſen, ich hätte Gottes Werke „nicht betrachten können, aus Furcht, daß „ein Regenguß mein ſeidnes Kleid verderben „möchte. Und wenn ein armer Menſch ein „Glas Waſſer von mir gefordert hätte, wahrhaftig ich hätte es ihm nicht holen können „u. ſ. w.“ — Noch einmal — ſolche Kleinigkeiten, in denen die Hälfte unwahr iſt, gehören nicht in den Mund deſſen, der das Elend der Menſchheit mindern will. Es ſind Quackeleien, nicht vernünftige Klagen zz). Wer alles reformiren und beſſern will,

---

zz) Ich behaupte hier, daß das Tragen koſtbarer Kleider, beſonders weißſeidner, dem Frauenzimmer einen dreyfachen Schaden thue. Erſtlich mache es ſie ungeſchickt zu ihren Arbeiten, zweytens, hindere es ſie im Genuſſe des Vergnügens, drittens ſetze es ſie außer Stand ihrem leidenden Nebenmenſchen beyzuſpringen. Wo iſt hier eine Sylbe erdichtet, vergrößert? Man denke will, der beſſert nichts. Wer zu gleicher Zeit mit dem Pabſt, mit den Jeſuiten, mit den

Con-

ke ſich ein Frauenzimmer, das mit einem Kleide behangen iſt, das ſechzig bis ſiebenzig Thaler koſtet, die vielleicht noch nicht bezahlt ſind, vielleicht die Einnahme des Mannes oder Vaters auf ein Vierteljahr wegnehmen, das folglich ſo leicht nicht wieder geſchaft werden kann — muß dieß nicht ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf die Schonung des Kleides richten? Wird es ſich wohl in die Küche wagen? Wird es vermögend ſeyn das Kind, das nach der Bruſt ſchmachtet, auf den Schoos zu nehmen, und mit ſeinen Händchen an der Bruſt ſpielen zu laſſen? dem kranken Freunde beyzuſtehen? dem ſchmachtenden ein Glas Waſſer zu holen? Sind das Quakeleyen, wenn man über ſolche ſchädliche Gewohnheiten klagt? Wenn Rec. etwas mehr Fähigkeiten hätte den Zuſammenhang zwiſchen Urſache und Wirkung einzuſehen, etwas mehr Weltkenntniß beſäße, ſo würde er es gewiß für keine Kleinigkeit halten, daß durch lächerliche Moden ein großer Theil des Frauenzimmers gleichſam in Feſſeln geſchlagen, und ganz ungeſchickt gemacht wird ſeine

Pflich-

Conſiſtorien, mit den Fürſten, mit den Kriegsführern, mit den Theologen, mit
den

Pflichten zu thun, die ſo wichtigen Pflichten, auf denen die ganze häusliche Glückſeligkeit beruht. Und was für Vergnügen bleibt einem Frauenzimmer übrig, das ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf die Schonung des Kleides richten muß? Spaziergänge, wo man man ſo leicht auf naſſes Gras, wäßrichten Boden, träufelnde Bäume ſtoßen kann, und der ſchreklichen Gefahr ausgeſetzt iſt beregnet zu werden? oder Tanz, wo man ſo leicht anſtreicht, und durch eine Kerze betröpfelt wird? oder Converſation bey Tiſche oder einer Taſſe Kaffee, wo ſo leicht ein Teller beſchüttet oder eine Taſſe umgeſtoßen wird? Wahr iſts freilich, daß der Menſch zu Aufopferungen verpflichtet iſt; dann muß er aber auch wichtige Zwecke ſehen, die durch wichtige Aufopferungen erreicht werden. Welches iſt aber der große Zweck, der durch Tragung eines weißſeidnen Kleides erlangt wird? Kann dieſer nicht gezeigt werden, ſo iſt es immer zu beklagen, wenn ein Frauenzimmer genöthigt iſt, die unſchuldigſten Vergnügungen um Nichts aufzuopfern.

den alten **Schulleuten**, und mit den **Tabaks**rauchern und **Schnupfern**, den **Klekſo**ma-

Aber am Hochzeittage wird Rec. einwenden, iſts doch wohl erlaubt — Am Hochzeittage am wenigſten, mein Lieber. Die Einrichtung einer neuen Haushaltung erfordert ſo vielen Aufwand, daß man alle Pfennige zu Rathe halten mmuß, um nicht in Sorgen und Schulden zu gerathen. Wollten Sie ſich ein wenig in der Welt umſehen, ſo würden Sie finden, daß der Grund von den Schulden, die viele Haushaltungen drükken, von daher entſpringenden Sorgen und Misvergnügen in der Ehe, großentheils in dem vergeblichen Aufwande liege, den man am Hochzeittage macht, und daß Sie Unrecht gethan haben, daß Sie einen Mann lächerlich zu machen ſuchten, der ſeine leidenden Brüder auf dieſe Elendsquelle aufmerkſam machte. Und ſoll der Hochzeittag ein Tag des Vergnügens ſeyn: ſo iſt es wieder ungereimt, ſich in ein weißſeidnes Kleid zu ſchnüren. Im leichten wohlfeilen Gewande ſpeiſt, ſcherzt, ſpatziert, tanzt es ſich gewiß beſſer, als in einem Kleide, in dem man ſich nicht frey bewegen kann, welches keines Beweiſes bedarf.

malern und Putzmachern eine Lanze brechen will, der, fürchten wir, wird ohne Beu-

Ob es übrigens Misbrauch des Namens Gottes ſey, wenn Henriette ſpricht: Gott ſey geprieſen, daß ich ſolch ein Kleid nie tragen durfte, mögen meine Leſer entſcheiden. Mir deucht jede Befreyung von ſchädlichen Vorurtheilen, jede Freyheit zu handeln, und unſchuldiges Vergnügen zu genießen, iſt große Wohlthat, und für Wohlthaten den Wohlthäter zu preiſen, iſt Schuldigkeit.

Ich denke mir itzo ein junges Weibchen, das ſo unverdorben, ſo frey von Vorurtheilen, ſo geneigt das Gute zu befördern, iſt, wie Henriette, die ſpottweiſe Jungfer Henriette genennt, und, aus welchem Grunde weis ich nicht, des Neids beſchuldigt wird, das an einem ſchönen Morgen mit Gefühl der Dankbarkeit von ſeinem ländlichen Wohnſitze die erwachende Flur überſieht, ſein Morgengebet verrichtet, und zu manchem vorhergehenden Danke auch noch dieſen hinzufügt: „Auch danke ich dir, Allbarmherziger, daß du mich in eine ſo glückliche Lage verſetzet haſt, wo ich nicht genöthigt bin, dem Geſetze der pa-

te aus dem Kriege kommen; vielleicht auch ohne Wunden, weil man ſicher iſt, daß dies Herumw-
riſer Putzmacher, der Schneider und der Mode, mich zu unterwerfen; ſondern nach meinen beſten Einſichten meinen Anzug wählen darf. Dank! Dank dir! daß ich in einem Anzuge gehen darf, deſſen Ankauf meinen guten Gatten nicht in Nahrungsſorgen verwickelte; und mich nicht in die Nothwendigkeit verſetzte, wie leider tauſende meiner unglücklichen Schweſtern thun müſſen, mein Herz vor den Klagen der Armen und Waiſen zu verſchließen, und mein Geld für Plunder zu geben, mit dem ich eine ganze Familie dem Elende entreißen kan; einem Anzuge, in dem ich ungehindert die Pflichten erfüllen kann, die mir als Gattin und Mutter obliegen, in dem ich nicht aufgehalten werde, wenn die Pflicht mich ruft die Kranken meiner Familie zu warten, der mich nicht zurükhält, wenn ich die Flur durchwandeln, und deine Werke Allgütiger betrachten will!"

Iſt dieß Mißbrauch des Namens Gottes? Herr Recenſent, reden Sie! iſts Mißbrauch des Namens Gottes, wenn ein Frauenzimmer Gott preiſet, daß er ihm die Gnade ertheilt habe, ſeiner Beſtimmung gemäß leben zu können?

Herumſchwenken der Lanze ganz unſchädlich bleibt, und ſich kaum jemand genöthigt finden wird, ſie auszupariren aaa).

Ferner — würde man den Verfaſſer zu fragen Urſache haben, „ob er ſeinem edlen Zweck nicht in den Weg trete, wenn er „an ſich gerechte Klagen über gewiſſe Uebel „entweder über alle Grenzen der Natur der „Dinge hinausführe, oder neben dieſen wirklichen Uebeln mit chimäriſchen kämpfe und „der Leſer ſo oft an die Kämpfe des guten „Ritters de la Mancha erinnere“ bbb). —

aaa) Daß ich ohne Wunden davon kommen werde, iſt wohl gewiß, weil ich das Mittel kenne mich feſt zu machen. Ob ich ohne Beule davon komme, wird der Ausgang lehren, den ich ruhig abzuwarten bitte. So lange das Buch von der Erlöſung noch nicht da iſt, iſt keine entſcheidende Schlacht geſchehen, und wer vor einer ſolchen Schlacht mit ſeinem Urtheile herausrückt, urtheilt voreilig und ſetzt ſich der Gefahr aus ſein Urtheil zurücknehmen zu müſſen.

bbb) Retorſion iſt wohl hier ſehr leicht, und manche meiner Leſer werden ſie erwarten. Da

Gewiſſe grobe Mißbräuche können einmal, zweimal, zwanzigmal in der Welt vorgegangen ſeyn; deßwegen qualificiren ſie ſich noch nicht zu Hauptübeln, die die **Menſchheit** drüken: Ein Buch vom menſchlichen Elend, wenn es nicht Regiſter aller Bubenſtücke und aller Thorheiten, die ie in der Welt geſchehen ſind, ſondern eine Darſtellung gewiſſer ſehr allgemeiner und ſehr ſchädlicher Uebel ſeyn ſoll, muß mit der ſtrengſten Wahrheit geſchrieben ſeyn. Gerade dazu iſt, wie geſagt, die **Romanenform** höchſt unbequem ccc). Es hat wenigſtens

den

---

aber alles Schimpfen in meinen Augen unter der Würde eines Mannes iſt, der ſeine Unſchuld und Rechtſchaffenheit fühlt, ſo übergeh ich dieſes Schimpfwort mit Stillſchweigen, und überlaſſe es dem Urtheile der Leſer, ob ich wohl Windmühlen für Rieſen angeſehen habe.

ccc) Unbequem iſt eine Sache, wenn ſie unſchicklich iſt die dabey intendirte Abſicht zu erreichen. Carlsbergen ſchrieb ich in Romanenform, damit ihn recht viele leſen ſollten, dieſe Abſicht iſt erreicht, folglich iſt die Romanenform

gar

den Schein, als ſollte ein Californius das Bild aller Rektoren präſentiren und jedes Conſiſtorium ſo unbillig denken als die Conſiſtoria in Carl von Carlsberg ddd). Der

gar nicht unbequem. Daß ich dabey noch andere Abſichten habe, verſteht ſich, daß ich ſie erreiche, weiß ich, warum ſollte alſo Romanenform unbequem ſeyn?

ddd) Es iſt mir wirklich leid, daß der Recenſent bey aller Bemühung ſich in den Mantel der Weisheit zu hüllen, doch ſolche Blößen giebt. Ehe er und ich geboren wurden, war es Sitte die Fehler gewiſſer Stände zu perſonificiren, ohne daß es jemanden, der Gefühl für das Wahre hatte, einfiel, daß unter dem perſonificirten Fehler der ganze Stand verſtanden würde. Ich habe mein Buch in den Händen der Bürger und Landleute gefunden, in die es die Prediger oft ſelbſt abſichtlich geſpielet hatten, denen nie der Gedanke in den Sinn kam, dem Prediger- und Lehrerſtande die ſchuldige Achtung zu entziehen; ich habe es bey würdigen Predigern und Schullehrern geſehen, die ſich gar herzlich freueten, daß ich die Thorheiten ihres Standes ſo

ſtark

Soldatenſtand hat ſeine Leiden und Uebel; welcher Stand hat ſie nicht? Aber wie be-

lei-

ſtark gezüchtiget hatte. Denn welcher Weiſe ſollte ſich nicht freuen, wenn durch die Züchtigung der Thorheiten ſeines Standes ſein eigner Werth ſichtbar gemacht wird? Aus welchem Grunde nun Rec. es für wahrſcheinlich hält, daß der Pedant, den ich in der Perſon des Califormus ſchildere, das Bild aller Rektoren ſeyn, und indem ich die Intoleranz Bosheit und Dummheit in der Perſon des grunauiſchen Superintendenten züchtige, alle Conſiſtorien gemeynet haben ſolle, mag er dem Publicum darthun. Kein würdiger Schullehrer, kein rechtſchafner Geiſtlicher, wird ſich dadurch beleidigt finden, ſo wenig als eine rechtſchafne Matrone durch das Bild der Betſchweſter, oder ein Kaufmann durch die Schilderung des Hartherzigen, (bey Gellert) der einen armen Greiß ohne Erquickung ſterben ließ.

So wahr nun dieß alles iſt, ſo wird doch jeder aufmerkſame Leſer meines Carlsbergs gefunden haben, daß ich recht abſichtlich dem Argwohne, als wenn ich gewiſſe Stände niederſchlagen wollte, dadurch entgegen gearbeitet habe, daß

ich

leidigend iſt doch die Antwort für dieſen ganzen, wie die Sachen einmal liegen, ſo wichtigen Stand, die auf die Frage, „ob man „nicht durch die Soldaten die Landſtraſſen „beſſern könne?“ S. 21. gegeben wird: „dazu iſt Mark in den Knochen nöthig! Wo„her ſoll das kommen? Von Käſe, Brodt „und Waſſer? Denn, ſo wahr ich vor ihnen „ſtehe, etwas beſſeres kann der Soldat von „ſeinem erbärmlichen Solde nicht genieſſen, „wenn er nicht nebenher etwas verdienen „kann. Wo ſoll da das Mark herkommen, „und wenn noch welches da iſt, ſo freſſen

---

ich würdige Perſonen aus allen Ständen aufſtellte. Mädchen, Weiber, Fürſten, Bauern, Gerichtsdirectores, Bürgermeiſter, Officiere, Adeliche, Aerzte, Superintendenten, Prediger, Rektoren, Studenten, Kaufleute, Handwerksleute, treten einer nach dem andern auf, und ſpielen ihre Rollen ſo, daß ſie ihrem Stande gewiß Ehre machen. Wie kann denn alſo Rec. ſich auch nur im Traume beygehen laſſen, daß ſeine hämiſche Beſchuldigung, als wenn ich gewiſſe Stände hätte niederſchlagen wollen, von dem Leſer werde geglaubt werden?

„es die veneriſchen Krankheiten weg. „Hum! (Ja wohl Hum!) eee) —— Oder,

„wo

---

eee) Ja wohl Hum! Kennte der Rec. den Soldatenſtand, ſo würde er längſt wiſſen, daß alles, was ich hier ſage, dem Buchſtaben nach wahr ſey; daß viele, die Soldaten halten, ſie ſo ſchlecht beſolden, daß, wenn ſie von Hauſe nicht unterſtüzt werden, oder ſich durch ihrer Hände Arbeit oder Intriguen etwas zu erwerben wiſſen, ſie genöthigt ſind, mit Käſe, Brod und Waſſer ihr Leben kümmerlich zu erhalten, daß in großen Städten wenigſtens monatlich ſich ein Soldat aus Verzweiflung entleibt, daß ſie durch die Verſagung des Eheſtandes in die ſchreckliche Nothwendigkeit geſetzt werden —— die mit veneriſchen Krankheiten lohnt!!!

Daß übrigens der Soldatenſtand, nach der gegenwärtigen Lage der Sachen, ein ſehr wichtiger Stand ſey, habe ich nie geläugnet, ſo wie ich die Wichtigkeit des Bauernſtandes nicht leugne. Darf ich deswegen nicht gegen Leibeigenſchaft ſchreiben? Ich dächte, je wichtiger ein Stand wäre, deſto ſtärker müßte man gegen die Bürden ſprechen, die ihm aufgelegt werden.

„wo in aller Welt geſchieht das, und wenn
„es geſchieht, warum nennt der Verfaſſer
„den Ort nicht gewiſſenshalber mit Namen,
„was S. 88. erzählt wird? Ein armer
„Mann ſammelte etwas auf einem Gottesacker
„in einem Sacke. Unverſehens fiel
„ein Todtenkopf heraus. **Ich.** Gott im
„Himmel das iſt ja ein Todtenkopf! **Ich**
„glaube, er ſammelt Todtenköpfe. **Er.**
„Nicht lauter Todtenköpfe, auch andre Knochen
„aus den Armen und Beinen? **Ich.**
„Und was thut er denn damit? **Er.** Ich
„will ſie alles ſagen, aber um G. w. verrathen
„ſie mich nicht, In W., wo die große
„Meſſerfabrike iſt, da werden ſchrecklich viel
„Meſſerſtiele von Hirſchhorn gemacht. Die
„Späne, die da abgehen, heiſſen geraſpelt
„Hirſchhorn, und die werden hernach verkauft.
„Die Todtenköpfe werden darunter
„geraſpelt, und das geht hernach in eins.
„Sonſt ſuchte ich auch Knochen auf dem
„Schindanger zuſammen. Die kauft man
„aber jetzt nicht ſo gerne, als die Knochen
„vom Kirchhofe. Sie haben mehr Bräune
„und laſſen ſich eher raſpeln. Um Gotteswillen
„verrathen ſie mich nicht, ſonſt werde
„ich

„ich braun und blau geſchlagen u. ſ. w. fff)

Jn

fff) Es iſt doch wirklich unbeſcheiden, daß Rec. von mir fordert, den Ort zu nennen, wo Todtengebein unter Hirſchhorn geraſpelt wird. Schriebe ich ein Journal oder eine Zeitung, ſo wäre es allerdings meine Pflicht Thatſachen zu erzählen, die nicht nur an ſich, ſondern auch in Anſehung der Zeit, des Orts, der Perſonen und der Umſtände, wahr wären. Der Zeitungsſchreiber darf nicht ſagen: in Grünau erhieng ſich der Profeſſor Ribonius, ſondern er muß die Stadt, den Profeſſor, den Datum, das Jahr nennen, wo, von wem, wenn dieſe Verirrung geſchehen iſt. Und wenn dieſes nicht geſchieht, ſo hat allerdings der Rec. Urſache den Schreiber aufzufordern, daß er es thue.

Wenn iſt es aber wohl je Sitte geweſen, von einem Romanſchreiber, der wahre Geſchichte unter erdichteten Namen erzählt, zu verlangen, daß er die wirklichen Namen anzeige? ſoll ich vielleicht auch ſagen, wo Troppenheim und Grünau liegt, ſo muß Rabners Geiſt auch aufgefordert werden zu entdecken, in welcher Provinz Querlequitſch zu ſuchen ſey; und Wieland iſt verbun-

bun-

In welchem Lande iſt die geheime Brief-
com-

bunden anzugeben, welches Völklein er eigentlich mit den Abderiten gemeint habe.

Und warum hat denn Rec. das Wort Schindanger curſiv drucken laſſen? Iſt das nicht wieder ein hämiſcher Wink, meine Leſer gegen mich einzunehmen? Schindanger iſt in der Sprache des Pöbels der Ort, wo die Leiber der Thiere verweſen. Der Mann, der dieſen niedrigen Ausdruck braucht, nährt ſich vom Einſammeln des Todtengebeins, iſt alſo vom niedrigſten Pöbel. Konnte ich ihm einen ſchicklichern Ausdruck als dieſen in den Mund legen? wäre es nicht albern, wenn ich einen Menſchen vom niedrigſten Pöbel hätte ſagen laſſen: „Die Todtenköpfe werden darunter geraſpelt und das geht hernach in eines. Sonſt ſuchte ich auch Knochen an dem Orte, wo die Körper unſrer Laſtthiere zu verweſen pflegen?“ Das wäre gerade ſo, als wenn man einen Sackträger mit einem friſirten Kopfe mahlte. So lange es dem Maler erlaubt iſt, dem Bauer einen Bauernkittel, und dem Bettler Lumpen umzuhängen: ſo lange ſoll und muß auch ein Romanſchreiber das Recht behalten,

den

commiſſion? ggg) In Kriegszeiten iſt es wohl den Pöbel in ſeiner ihm eigenthümlichen Sprache reden zu laſſen. Nur dann hat der Kunſtrichter ein Recht zu reden, wann der Pöbel ſo vorgeſtellt wird, daß die guten Sitten dadurch beleidigt werden, wenn etwa die Befriedigung ſolcher Bedürfniſſe geſchildert würde, die in Gegenwart geſitteter Menſchen nicht befriedigt werden dürfen. Habe ich Unrecht Herr Rec. ſo beweiſen Sie es! habe ich aber Recht, warum laſſen Sie das Wort **Schindanger** curſiv drucken?

ggg) Daß ich dieſe Frage nicht zu beantworten verbunden bin, habe ich eben itzo gezeigt! daß es aber ſolche geheime Briefcommiſſion gebe, beweiſe ich mit einer Anfrage, die ich aus dem Journale von und für Deutſchland habe copiren laſſen, die alſo lautet:

Noch iſt die im XII. St. 1785. aufgeworfne Frage über das Geheimniß der Poſten nirgends beantwortet worden. Man wünſchet daher in dieſem Journale eine rechtliche, gründliche und unpartheyiſche, Erörterung folgender Aufgabe zu leſen:

wohl üblich, verdächtige Briefe erbrechen zu laſſen, und gehört zu den nothwendigen üblen Folgen des Krieges, aber im Frieden? hhh) Und eine förmliche Commiſſion, die alle Briefe erbricht? iii) — Ein Bube, der auf ſeine

> Ob und in wie fern iſt ein Landesherr befugt, auf den in ſeinem Lande gangbaren Poſten, Briefe, ſowohl von ſeinen Unterthanen, als von Fremden geſchrieben, erbrechen und leſen zu laſſen?
>
> Dem Einſender dieſer Frage kommt dieſe Handlung, zwar nicht in allen, aber doch in den meiſten Fällen, als widerrechtlich, deſpotiſch, dem Gange der menſchlichen Geſchäfte, und ſogar den Wiſſenſchaften und der Aufklärung nachtheilig vor. Er — und gewiß mit ihm viele andere — wünſcht indeſſen doch gründlich belehrt zu werden, ob er ſich hierinne irre, oder nicht.

hhh) Obige Anfrage iſt in einem Zeitpunkte geſchehen, da Europa eines allgemeinen Friedens genießt.

iii) Die Stelle, auf welche der Rec. zielt, befindet ſich im Carlsberg Th. 5. p. 153. wo von ſeine Gefahr in die Karre zu kommen, junge Bäume ausreißt, gehört der in ein Buch vom menſchlichen Elende überhaupt? kkk) — Daß ein paar Eheleute ſich ſtreiten, wie S. 180. mit einer ekelhaften Ausführlichkeit erzählt wird, gehört das in ein Werk die-

von der Briefcommiſſion geſagt wird: ſie erbricht alle Briefe, die ihr wegen der Hand, des Petſchafts, der Addreſſe, oder aus irgend einem andern Grunde verdächtig ſcheinen. Sind denn das alle Briefe? giebt es denn nicht noch eine Menge Briefe, bey denen weder Hand, noch Petſchaft, noch irgend etwas anders verdächtig iſt? Glaubt denn der Rec. etwas dadurch zu gewinnen, glaubt er das Zutrauen meiner Leſer zu erhalten, wenn er ſolche offenbare Unwahrheiten niederſchreibt?

---

kkk) Allerdings! weil er unleugbarer Beweiß von der Wahrheit iſt, daß der Unterricht und die Erziehung, die bisher die Menſchen in vielen Oertern Deutſchlands genoſſen haben, nichts tauge. Wenn das nicht Elend iſt, daß man die Menſchen zu Ungeheuren erzieht, was ſoll denn ſonſt Elend ſeyn?

dieſer Art? lll) Und wird das, wenn auch alle Träume von Aufklärung realiſirt würden, hier unter dem Monde je anders werden? LLL) Iſt das wirklich etwas ſchreckliches, daß

---

lll) Beynahe werde ich des Beantwortens müde. Wer einiges Gefühl für Wahrheit hat, ſieht gewiß ein, daß ich hier nicht von einem ehelichen Zwiſte rede, ſondern das große Elend in einem Gemälde ſchildere, daß ſehr viele Frauenzimmer kein Gefühl für vernünftige Vorſtellungen haben; daß das feine Gefühl, das ihnen der Schöpfer für Schönheit und Wahrheit ertheilte, durch die dumme Erziehung, die man ihnen mehrentheils giebt, ſo ganz zerſtört wird. Gehört die Klage über dieſes verderbte Gefühl unſerer Gattinnen und Mütter nicht in ein Buch über das menſchliche Elend, was ſoll denn ſonſt dahin gerechnet werden?

LLL) Das wollte ich meynen! Man bemühe ſich die Verſtandeskräfte der Mädchen und freilich auch der Knaben beſſer zu entwickeln, und für vernünftige Vorſtellungen empfänglicher zu machen, ſo höret der größte Theil der ehelichen Zänkereyen gewiß auf. Und hierzu bedarf es warlich keines Wunders.

daß ein Chirurgus, der die übelſten Krankheiten unter die Hände bekommt, hernach wieder balbiren darf? — Daß der Chirurgus und der Bader gemeiniglich in einer Perſon vereinigt iſt, wäre noch der Mühe werth geweſen zu rügen. Aber aus dem Grunde des Verf. warlich nicht mmm). Denn ſo lange das menſchliche Elend nicht ſo hoch ſteigt, daß kein Waſſer mehr in der Welt iſt, iſt die ganze Gefahr ein Traum, die S. 164. bis zum Uebelwerden ekelhaft beſchrieben wird, und womit wir unſern Leſer verſchonen. Oder wenn ſie kein Traum wäre, ſo müßte man wahrlich allen Chirurgis gleich Ausſätzigen aus dem Wege gehn, und ihnen verbieten, irgend eine Gegend zu berühren, zu heyrathen, mit andern zu eſſen, welches alles doch wohl gefährlicher iſt, als mit gewaſchnen Händen den Bart abnehmen. Und denn fürchten wir, daß kein Menſch mehr Luſt haben wird, Chirurgie zu ſtudieren, woraus denn wahres menſchliches Elend entſtehen würde.

Wie

---

mmm) Und aus welchem denn ſonſt?

Wie iſt's möglich, daß ein Schriftſteller ſo deraiſonniren kann? mmm) — Und

---

mmm) Wer die Stelle, gegen die der Recenſent ſo ſtark ſpricht, nachleſen will, wird finden, daß ich die Chirurgie für eine ſehr nöthige gemeinnützige Kunſt erklärt, aber es ſehr unſchicklich gefunden habe, daß Chirurgus und Barbirer in einer Perſon vereinigt ſind, und daß die Hände, die vor kurzem von Krebs und veneriſchem Eiter troffen, nun wieder die Lippen von fünfzig und mehrern Bürgern manipuliren. Dieſe Ungereimtheit iſt ſo entſetzlich groß, daß ich es nicht der Mühe werth halte, darüber nur ein Wort weiter zu ſchreiben. Der Verfaſſer provocirt zwar auf das Waſſer, mit dem ſich der Chirurgus zu waſchen pflege, ehe er von Ausdrückung der Geſchwüre zum Barbiren übergienge; kann denn aber Rec. dafür bürgen, daß jeder Chirurgus ſich allemal wäſcht, ehe er uns barbirt? und wenn dieſes wäre, bleibt es nicht immer ſchauderhaft, die Finger unter der Naſe herumreiben zu laſſen, die faſt täglich vom Eiter triefen? Wahrhaftig der Rec. ſcheint mir ein ſonderbarer Mann zu ſeyn, es wird ihm übel, wenn ich wenn je ein Balbier ſo unverſchämt gelogen, und dem Verfaſ. erzählt hat, daß in einer Stadt jeder dritte Einwohner inficirt ſey, wie mag er dem Narren ſolche Läſterungen der Menſchheit nachſchreiben? Wo das Uebel ſo groß wäre, da würden in der dritten Generation, in einer ſolchen Stadt Häuſer ohne Menſchen ſeyn nnn).

End-

---

einem Manne vom Pöbel das Wort Schindanger ausſprechen laſſe, und findet nichts unregelmäßiges darinne, wenn ein Mann, deſſen Beruf es iſt, ſich mit den ekelhafteſten Schäden zu beſchäftigen, mit eben dieſen Fingern, die dieß thun, andern unter der Naſe und um den Mund herum fährt.

Alles übrige, was bey dieſer Gelegenheit noch geſagt wird, verdient keine Antwort. Der Schluß des Rec. lautet alſo:

Wenn ein Chirurgus nicht mehr barbiren darf, ſo darf er auch nicht heyrathen, und folglich wird auch niemand mehr die Chirurgie erlernen. Dieſen Schluß anführen iſt eben ſo gut, als ihn widerlegen.

nnn) Wenn ich den Barbirer ſagen laſſe, daß in einer großen Stadt immer der dritte Einwoh-

Endlich könnte man dem Verf. noch darüber einen Zweifel vorlegen, ob bey der

wohner veneriſch ſey, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß man dieß nicht im ſtrengſten Verſtande nehmen müſſe, ſondern daß es heiſſen ſolle, die veneriſchen Krankheiten hätten ſich ſehr ausgebreitet. Daß dieß wahr ſey, habe ich nicht von einem Barbirer (den der Rec. einen Narren ſchimpft, und dadurch nur allzuſehr verräth, daß er ſeine Recenſion im Zorne niedergeſchrieben habe) ſondern von Aerzten gelernt, die noch weit mehr ſagen, als der Barbirer ſpricht. „Ich glaube gewiß, ſagt Winkler in ſeiner Abhandlung über die veneriſchen und podagriſchen Krankheiten p. 102. daß zu den jetzigen Zeiten, da Löffeley und Hurerey nicht mehr für ein Laſter, ſondern für eine Galanterie und Artigkeit zu leben, gehalten, mithin dieſe Mode vom Vornehmſten ſowohl, als von den Geringſten mitgemacht wird, unter tauſend Mannsperſonen nicht hundert ins Ehebette ſteigen, die nicht in ihrem ledigen Stande eine Galanteriekrankheit ſollten an ſich gehabt haben.“

Und Herr Prof. Gruner behauptet, daß dieſe Krankheiten ſo weit um ſich gegriffen hätten, Rügung gewiſſer Mißbräuche es rathſam ſey, ihre Darſtellung gar zu lebhaft zu machen, „und ob es nicht der Sittenlehre würdiger wäre, bloß ſo auf ſie hinzudeuten, „daß ſie niemand verkennen könnte?“ Dieß würde eine Forderung ſeyn, die ſelbſt der gute Geſchmack unterſtützte. Denn in der That beleidigt er dieſen ſchon, wenn man ſo oft die niedrigſte Pöbelſprache nachgeahmt ſieht. Und wenn man ein wenig an beſſern Ton gewöhnt iſt, wie man doch billig von der Leſewelt vorausſetzen ſollte, ſo wird man die Geſellſchaft der Fuhrleute, kleinſtädtiſchen Weiber,

daß der gemeinſchaftliche Gebrauch des Kelchs bey dem Abendmahle, anfange gefährlich zu werden.

Daß aber wirkliche Familien, die durch ihre wollüſtige Lebensart veneriſche Krankheiten ſich zuziehen, mehrentheils in der dritten Generation ausſterben, kann Rec. leicht erfahren, wenn er ſich in einer großen Stadt umſehen will. Auf dieſe Art, wird er weiter fragen, muß ja eine ſolche Stadt entvölkert werden? das würde allerdings geſchehen, wenn ſie nicht immer vom Lande recrutirt würde.

der, hökerweibmäßiger Burgemeiſterinnen, entſprungenen Mönche, abgeſetzter Paſtoren, Balbiere, eigentlicher Kloſterbrüder endlich ſatt und müde, und weil der ganze Ton des Raiſonnements ſo ſehr den Ton der Politiker in den Gaſtſtuben gleicht, ſo ſehnt man ſich in die Geſellſchaft des ſtillen Weiſen zurück, der alle dieſe zum Theil ſo wichtigen Gegenſtände mit mehr Ruhe und Sachkenntniß überlegt, und erſt über die ſicherſten Mittel der Hülfe mit ſich einig werden, aber nichts übereilen will ooo). In dieſem Ton

---

ooo) Gegen dieſe Behauptungen habe ich dreyerley.

1) Iſt es der Sittenlehre nicht immer würdiger, auf gewiſſe Misbräuche blos hinzudeuten, als ſie lebhaft zu ſchildern, weil durch das letztere Mittel gute Abſichten oft ſicherer, als durch das erſte erreicht werden.

Wenn man z. E. vorſtellt, daß eine Wittwe, mit einigen Waiſen Noth leide, ſo thut es bey vielen keine Wirkung. Wenn man aber die Sache ſo einleiten kann, daß die Wittwe, mit ihren Waiſen ſelbſt auftreten, in ihrem elenden

und Geiſt iſt der 11te Brief über die Herrn-
hu-

Aufzuge, ganz mit dem Gewande der Dürftigkeit bedeckt, ſich zeigen und ihre traurige Lage ſchildern kann, dann ſchlägt es durch, und auch der Unempfindlichſte wird gerührt.

2) Der wirklich gute Geſchmack wird durch lebhafte Darſtellung des menſchlichen Elends nicht beleidigt, weil die beſten und aufgeklärteſten Menſchen darinne übereinſtimmen, daß man das menſchliche Elend ſelbſt ſehen müſſe, wenn man es mindern will, deswegen die vorzüglichſten Wohnungen des Elends, Waiſenhäuſer, Hoſpitäler, Caſernen, Gefängniſſe u. d. gl. ſelbſt zu beſuchen ſich nicht ſcheuen, und alſo gewiß ſich nicht wegwenden, wenn das Elend in Schilderungen ihnen lebhaft dargeſtellt wird. Der Beyfall, welchen mein Buch gefunden hat, beweiſet auch, daß das Publicum nicht abgeneigt ſey, das menſchliche Elend aus den lebhafteſten Vorſtellungen zu kennen. Will Rec. behaupten, daß denen, die meine Vorſtellungen aushalten können, der gute Geſchmack fehle, ſo mag er ſehen, wie er dieſes bey meinen Leſern verantworte.

huter geſchrieben, in dem wahre Kenntniß der Sache, und groſſe Billigkeit dem Verf. die Feder geführt hat ppp). Eben ſo viel

Es giebt auch einen falſchen guten Geſchmack, der das Geſicht verzieht, wenn er eine Schüſſel voll Hülſenfrüchte erblickt, dem Ohnmachten anwandeln, wenn er Blut erblickt, der den Bettler entfernen läßt, damit er ruhig ſeine Sonate ausſpielen könne u. ſ. w. Dieſen Geſchmack will ich Recenſenten gern laſſen, und ihn deswegen nicht beneiden.

3) Wenn der Rec. ſich rühmt, daß die Geſellſchaft des ſtillen Weiſen ſeine Geſellſchaft ſey, ſo hoffe ich, daß er, auſſer dieſer Recenſion, noch andere Proben ſeiner Weisheit werde gegeben haben. Es giebt auch eine gewiſſe Geſellſchaft von ſtillen Weiſen, die man nur ſo lange für weiſe hält als — ſie ſtille iſt.

ppp) Hätte Rec. ſo billig gegen mich handeln wollen, als ich gegen die Herrenhuther handele, ſo hätte er doch auch wohl anführen müſſen, daß das Gemälde, das ich von ihnen liefere, abſichtlich ſo eingerichtet ſey, daß der Leſer fühle, wie weit ihre Einrichtung die unſrige hinter ſich zurücklaſſe.

Gutes iſt auch in dem 10ten in dem Geſpräche mit dem Alchimiſten. Aber wird der Verf. wohl ſeinen Zweck erreichen, wenn er z. B. bey der Hochzeitbeſchreibung die ſaubern Geſpräche, Zweydeutigkeiten und läppiſche Scherze hinſchreibt, und ſich oft in einem Buche, dadurch er doch auch unſere Mädchen belehren will, Stellen erlaubt, die ſie nicht ohne Erröthen leſen können? qqq) Dem rohen Haufen junger Leſer gefällt gerade das an dem Buche. Aber dieſe fragen ſicher nicht nach der Moral. rrr) — Daſſelbe Urtheil müſſen wir von ſolchen Stellen fällen, in denen Mißbräuche in der Religion gerügt werden. Dieß ſollte allemal im ernſten mis-

qqq) Wo ſind dieſe? daß ich recht gefliſſentlich alles Anſtößige, das in den mehreſten Geſellſchaften, von gutem Tone, üblich iſt, weggelaſſen habe, kann man daraus ſehen, daß Henriette von alle den Unflätereyen, die bey dem Hochzeitfeſte, an dem ſie Theil nehmen mußte, vorfielen, gar nichts ſchreibt, ſondern ſich nur in allgemeinen Ausdrücken über Zoten und Sottiſen beſchweret.

rrr) Dazu kann ich nichts.

misbilligenden Ton geſchehen. Wenn man aber lächerliche Ausdrücke und Gewohnheiten zu ſehr detaillirt, ſo erregt man Lachen und dabey bleibt es. Der Leichtſinnige iſt froh, eine geiſtliche Schnurre mehr zu wiſſen, und der ernſthafte Leſer zürnt über den Autor, der zur Beförderung einer guten Abſicht, ſo zweckwidrige Mittel wählt. Ueberhaupt ſieht es mit den Reformationen in der Religion, die durch Romane durchgeſetzt werden ſollen, immer mißlich aus. Leichtſinn, Freydenkerey, überflüßiges Raiſonniren, und eine gewiſſe geiſtliche Renommiſterey war ſchon oft, **wahre Aufklärung, weiſe Verbeſſerung** wohl höchſt ſelten die Folge davon fff).

Herr

---

fff) Es iſt mir leid, daß ich den Rec. hier auf einen großen Unterſchied aufmerkſam machen muß, den er ſchon längſt hätte wiſſen ſollen, das iſt der Unterſchied zwiſchen Religion und Liturgie. Von der erſten ſpreche ich ſtets mit Ernſt und Hochachtung, und ergreife vorſetzlich jede ſchickliche Gelegenheit, eben dieſe Empfindung andern mitzutheilen. Wer, wie ich, beynahe

zwan-

Herr Salzmann hat eine hohe, frey-
lich

zwanzig Jahre Religion gepredigt hat, dem iſt es ſchon zur andern Natur geworden, von derſelben mit Hochachtung zu ſprechen. Daher iſt es dem Rec. gewiß nicht möglich auch nur eine einzige Stelle aufzutreiben, wo ich von Religionswahrheiten leichtſinnig geſprochen hätte.

Ich kann mich nicht einmal erinnern, daß Mißbräuche in der Religion im Carlsberg wären gerügt worden, der Rec. müßte denn die Hoſtie und den Communionwein, u. d. gl. mit zur Religion rechnen.

Deſto ſchärfer ſpreche ich aber gegen die entſetzlichen Mißbräuche in der Liturgie, gegen die unglaublichen Ungereimtheiten bey derſelben, und gegen die unverantwortliche Trägheit den Gottesdienſt der Chriſten dem Geiſte des Chriſtenthums gemäs einzurichten. Dieß geſchieht vorſetzlich, und wird noch ferner geſchehen. Warum? deswegen, damit das Publicum aufgeklärt werde, und anſtatt Verbeſſerungen zu verhindern, und die Urheber derſelben zu läſtern und zu verfolgen, es vielmehr dazu willig die Hände biete. Carlsberg ſoll nicht reformiren, er ſoll nur denen

die

lich wie alle ſeine Begriffe ſind, ttt) ſo über-

trie-

die Amtswegen zum Reformiren verbunden ſind, das Geſchäft erleichtern.

So lange das Volk nicht auf die Abſurditäten vieler bisher üblichen liturgiſchen Gebräuche aufmerkſam gemacht, und ihm der Wunſch zur Verbeſſerung derſelben eingeflößet wird, richtet der rechtſchaffenſte Prediger insgemein wenig aus. Tartuffe tritt kaum auf und eifert gegen die gefährlichen Neuerungen im evangeliſchen Zion, ſo fällt ihm der große Haufe bey, und hebt unter ſeiner Fahne die Verfolgung an, wie dieß leider mit vielen Exempeln aus der Geſchichte unſers Jahrzehends erwieſen werden kann.

Dieſe Aufklärung zu verbreiten iſt Pflicht des Schriftſtellers, und vorzüglich deſſen, der nicht Prediger iſt, theils deswegen, weil man als Schriftſteller immer ein größeres Auditorium hat, theils weil man gegen Verfolgungen geſicherter iſt. Wenn auch einmal ein Recenſent Lärm bläßt, und ſchreyt, man verbreite Leichtſinn, Freydenkerey, überflüßiges Räſonniren, und eine gewiſſe geiſtliche Renommiſterey: ſo ſchadet dieß nicht viel. In das Be-

wußttrieben hohe Idee von der Würde und Kraft

des

wußtſeyn der Rechtſchaffenheit gehüllt, verſchmerzt man dergleichen Kränkungen leicht, und die dadurch veranlaßten widrigen Urtheile des Publicums fühlt man nicht ſehr, weil man ſie nicht hört. Weit trauriger iſt hingegen die Lage des Predigers, wenn der College gegen ihn declamirt, daß durch ſeine Verbeſſerungen, Leichtſinn, Freydenkerey, überflüßiges Räſonniren und eine gewiſſe geiſtliche Renommiſterey verbreitet werde. Das Zutrauen, die Liebe ſeiner Gemeine wird dadurch gemindert, in jeder Geſellſchaft findet er Spuren von Kaltſinn, Zurückhaltung, ſpöttiſcher Anſpielung — lauter Ingredienzien zur Verzehrung des Marks und Beſchleunigung des Todes. Wenn dieß nicht abgeändert, wenn dem Volke der Wunſch zur Verbeſſerung der Liturgie und des Religionsunterrichtes nicht eingeflößet wird, ſo möchte wohl nöthig ſeyn, daß man in den Liſten der Verſtorbenen, bey Aufzählung der Urſachen ihres Todes, neben hitziges Fieber, Schwindſucht, Waſſerſucht und dergleichen noch ſetze — Aufklärung: weil jährlich eine beträchtliche Anzahl würdiger Männer, durch

die

des Schriftſtellers, daß wir doch meinen ſollten, er würde bey ſeinen Schriften nicht allein die gute Abſicht, ſondern auch die Art, ſie zu befördern, in Anſchlag bringen. Man höre ihn ſelbſt hierüber ſprechen: „Zu den „Menſchen, an denen des Menſchen hohe „Würde am hellſten ſtrahlt, an denen die „göttlichen Züge des allmächtigen, allgegenwärtigen, ewigen Vaters, von dem ſie abſtammen, am ſichtbarſten ſind, gehören ohne Zweifel die Schriftſteller. Ein Schriftſteller, ein Schriftſteller von Talenten, welchen unermeßlichen Wirkungskreis hat er! „Wer vermag die Gränzen ſeiner Wirkungen zu beſtimmen! Er ſpricht, — Nationen hören ihn, — er ſpricht und ſeine Stimme wird oft, wie des Allmächtigen „Stimme auf dem ganzen Erdboden vernommen. **Er ſpricht und es geſchieht, „er gebeut und es ſteht da!** Alte, verjähr-

---

die erſtickte Begierde, Aufklärung zu verbreiten, der Erde entriſſen wird.

†††) Dieß iſt ſehr beleidigend, nicht nur für mich ſondern für alle, die bisher meine Begriffe adoptirt haben.

„jährte Vorurtheile ſtürzen zuſammen, die „Syſteme der Regierungen werden abgeändert; Völker die im Finſtern wandeln, ſehen ein groß Licht, und Gefangenen fallen „die Feſſeln von den Füſſen," — und wie die Declamation weiter lautet. uuu) Es iſt
Frag-

---

uuu) Daß der Menſch Gottes Bild an ſich trage iſt Lehre der Vernunft und des Chriſtenthums. Lange war das Bild Gottes an dem Menſchen ein Ton, bey dem man ſich nichts dachte. Nur erſt neuerlich hat man ſich bemühet, die Würde des Menſchen aus ſeiner Aehnlichkeit mit Gott darzuthun, und davon eine ſolche Vorſtellung zu machen, daß man ſich dabey etwas vernünftiges denken kann. In die Fußtapfen meiner würdigen Vorgänger bin ich getreten, und habe mir bey dem Bilde Gottes an dem Menſchen immer etwas Wirkliches gedacht, und mich bemühet, ſowohl in meinen öffentlichen Vorträgen, als in Schriften, meine Gedanken von dem Bilde Gottes an dem Menſchen andern mitzutheilen.

Entweder das Bild Gottes an dem Menſchen iſt Chimäre, oder es iſt etwas Wirkliches.
Iſt

Iſt das letztere, wie ich mit allen guten Chriſten, von ganzem Herzen glaube, ſo muß ich doch denen, die ich davon unterrichte, ſagen, worinne eigentlich der Menſch Gott ähnlich ſey. Und wenn ich dieſes zeige und ſage: in dieſem oder jenem Falle handelt der Menſch **wie Gott**, ſo darf dieß niemand anſtößig finden, und wenn ich behaupte des Menſchen Stimme wird, **wie des Allmächtigen Stimme**, oft auf dem ganzen Erdboden vernommen: ſo darf dieß ein Recenſent nicht curſiv drukken laſſen, in einem Zuſammenhange, aus dem der Leſer ſchlieſſen muß, daß hier eine lächerliche Ueberſpannung ſtatt finde. Denn wenn ich alsdenn behaupte **hier handelt der Menſch wie Gott**, ſo iſt meine Behauptung nicht um ein Haar breit höher geſpannt, als wenn ein andrer ein wohlgetroffnes Bild, von dem jüngſt verſtorbenen König in Preuſſen, erblickt und behauptet: dieß Bild ſieht aus **wie der Wohlthäter der Menſchheit, wie Friedrich der Einzige**. Auch nach dieſer Behauptung bleibt das **Bild** immer noch **Bild** von dem großen Könige, ſo wie nach meiner Behauptung der Menſch immer nur **Bild** von Gott iſt.

gehaltnen **Predigt.** Wenn da nicht alle

Stu:

Da die hohen Begriffe von der Würde des Menſchen, der Grundſatz, der Menſch kann alles, was er will, die hier angegriffen werden, die Baſis meines ganzen praktiſchen Syſtems ſind: ſo werden es meine Leſer gewiß verzeihen, wenn ich mich darüber etwas weiter ausbreite.

Was die Züge der Allmacht, Güte, Weisheit, Allgegenwart und Ewigkeit Gottes betrift, die man an allen Menſchen findet: ſo habe ich mich darüber bereits in meinen Gottesverehrungen, wo man überhaupt die mehreſten Grundſätze, die im Carlsberg, in das Gewand des Scherzes gehüllt ſtehen, im ernſthaft feyerlichen Kleide finden kann, hinlänglich erklärt.

In der angezogenen Stelle handle ich blos vom Bilde Gottes am Schriftſteller, am Schriftſteller von Talenten. Von dem, was ich behaupte, bin ich ſo innig überzeugt, daß ich bey nochmaliger Durchleſung mich nicht gemüßiget finde, auch nur eine Sylbe zurück zu nehmen.

An dem Schriftſteller ſtrahlen, nach meiner Behauptung, die Züge des allmächtigen, allgegenwärtigen, ewigen Vaters. Wo iſt hier

eine

Studenten Luſt bekommen haben Autoren

eine Sylbe, die überſpannt wäre? Es ſtrahlen an ihm die Züge des allmächtigen Vaters, weil er ſo große ausgebreitete, Wirkungen hervorbringen kann. Man gehe doch alle Revolutionen durch, die ſeit Erfindung der Buchdruckerkunſt, die die Wirkſamkeit des Schriftſtellers ſo ſehr verſtärkte, in Europa entſtanden ſind, und ſuche den erſten Grund davon! wird man ihn nicht faſt immer in Schriftſtellern von Talenten finden? Wer zerbrach das eiſerne Joch des Papſtes, unter das ſich Könige und Kaiſer beugen mußten? Wer ſtürzte den Glauben an Zauberey? Wer beförderte die Toleranz? Wer half der Menſchheit zu den Rechten, die ſie ſo lange entbehren mußte? Wer verbreitete Licht über das Volk, das im Finſtern ſaß? Wer belehrte es von den Wirkungen der Kräfte der Natur, den Einrichtungen der entlegenſten Reiche, und den Begebenheiten der entfernteſten Zeiten? Schriftſteller! Sagen Sie Herr Recenſent, wo hier nur eine Zeile überſpannt ſey!

Eben ſo ſichtbar iſt an dem Schriftſteller das Bild des Allgegenwärtigen, weil die Schreibekunſt, vorzüglich wenn ſie durch die Buchdrukzu werden! xxx) — Nun, wenn denn ein Schriftſteren unterſtüzt wird, faſt das einzige Mittel iſt, durch welches der Menſch an mehrern Orten zugleich wirken kann. Man denke ſich itzo Luthern, den ſo allgemein geleſenen Luther. Man ſtelle ſich vor, wie ſeine Schriften in allen Sprachen von Reiche zu Reiche, von einer Provinz, Stadt, Hauſe zum andern gehen, und jedem, der ſie lieſt, eine andere Stimmung geben, und ſage, ob Luther nicht durch ganz Europa, in vielen Provinzen der 3 übrigen Erdtheile, an 10000 Orten zugleich wirke! iſt's denn etwa überſpannt, wenn ich von einem Manne von ſolchen Talenten behaupte, daß an ihm die Züge des Allgegenwärtigen ſichtbar ſind?

Und welcher Kopf von Nachdenken kann die Züge des Ewigen an dem Schriftſteller verkennen? Wo iſt irgend ein Geſchöpf, das ſeine Wirkſamkeit über die Gränzen ſeiner Exiſtenz hinaustreiben könne, außer dem Menſchen? und wodurch wirkt er länger als — durch Schrift, ſie mag geſchrieben, gehauen, gedruckt oder geprägt ſeyn? Von allen Werken, die Natur und Kunſt zu Moſis Zeiten hervorbrachten, was iſt noch da?

Schriftſteller auch nur ein Zehntheil dieſer

gar nichts, außer Moſis Schriften, durch die er nach Jahrtauſenden noch immer wirkt.

Den Menſchen aus dieſem Geſichtspunkte betrachten, ihm Gefühl für ſeine Würde und Hochachtung gegen ſich ſelbſt einflößen, iſt nach meiner und tauſend anderer Empfindung, das ſicherſte Mittel, die menſchliche Natur zu veredeln, und ſie dem Ziele näher zu führen, für das ſie der Schöpfer beſtimmte. Dieß iſt den Grundſätzen des Chriſtenthums gemäß, welches von uns fordert: **ihr ſollt vollkommen ſeyn, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen iſt.**

xxx) Dieß Fragment iſt eigentlich aus einer Bußpredigt, die in einer Univerſitätskirche gehalten, und worinne den Schriftſtellern, der große Leichtſinn, Frivolität und Liebloſigkeit, womit ſie oft ihre Schriften ausfertigen, nachdrücklich vorgeſtellt, und der unermeßliche Schade, den ſie dadurch ſtiften, geſchildert wird. So heiſt es z. E.

a) O möchten Sie doch, meine Lieben, ſo oft Sie die Feder anſetzen, um etwas zum Druck nieder zu ſchreiben, allemal ihre hohe Würde großen Wirkungen hervorbringen kann, ſo,

dünkt

ganz fühlen! Möchte Ihnen doch allemal der Gedanke, daß Sie itzo mit Eigenſchaften wirken, die der allmächtige, allgegenwärtige, ewige Vater Ihnen mitgetheilt hat, Ehrfurcht gegen den Vater, warmen Eifer einflößen, Ihre Feder nach des Allvaters Willen zu führen! Möchte Ihnen doch die unſägliche Menge Menſchen recht anſchaulich ſeyn, in deren Gegenwart Sie ſprechen, damit Sie jedes Wort recht gut wählten, und alle Ihre ſchriftſtelleriſche Bemühungen, nach dem hohen göttlichen Ziele richteten, zum Wohl der Geiſterwelt, zum Heil der Kinder des Vaters aller Geiſter, das Ihrige redlich beyzutragen.

Ach Gott! Welch traurige Empfindungen habe ich oft, wenn ich ſehe, wie ſchändlich bisweilen die edelſten Talente, die du in den Menſchen legteſt, gemißbraucht werden!

Sie treten oft auf, meine Herren, machen die Aufmerkſamkeit einer halben Nation rege, der Fürſt verläßt ſein Kabinet, der Handwerksmann ſeine Werkſtatt, der Gelehrte ſein Studierzimmer, der Ackermann ſeinen Pflug, die Mutter ihre Kinderſtube — alles verſammelt ſich um Sie, un

Si

dünkt uns, müßte gerade der, deſſen Zweck

Sie zu hören. Welch herrliche Gelegenheit, Ihren Dank gegen den zu beweiſen, dem Sie Ihre Wirkſamkeit zu verdanken haben! Welch herrliche Gelegenheit der Geiſterwelt nützlich zu ſeyn, und etwas zu ihrer Erleuchtung und Veredelung beyzutragen! Nun iſt allgemeine Stille — itzo ſprechen Sie — und was denn? oft Poſſen, wodurch Sie andere weder klüger noch beſſer, noch glücklicher machen. Iſt das nicht unverantwortlich, die Wirkungen in der Geiſterwelt Ihres Vaters ſo muthwillig zu unterbrechen? Werden Sie nicht von den Rüben Rechenſchaft geben müſſen, die der Landmann, zur Nahrung ſeiner Brüder, anpflanzen wollte, deſſen Anpflanzen Sie aber durch Ihr vergebliches Lärmen verhinderten?“

In dieſem Tone geht die ganze Predigt — lauter Verweiſe des ſchriftſtellerſchen Leichtſinnes enthält ſie — nicht eine einzige Ermunterung zum Schreiben. Ja damit die Schilderung von der großen Wirkſamkeit des Schriftſtellers nicht etwa junge Leute verleiten möge, zu früh darnach zu ſtreben: ſo ſagt der Prediger ausdrücklich: un-

nicht geringer iſt, als Weltreformation, Bekämpfung weitherrſchender Mißbräuche, Thorheiten, Laſter, mit großer Vorſicht die Feder anſetzen. Denn das muß er doch wohl begreifen, daß von dem großen Haufen müßiger Leute, die dies Buch zum Zeitvertreib leſen, die meiſten zu der Beſſerung der großen, wirklich wichtigen, Uebel, die er neben manchen Kleinigkeiten rügt, wenig oder nichts beytragen können, und daß alſo Ton und Sprache nicht nach ihnen zu bilden iſt yyy). Wenn dem Elend des Klo-
ſter-

---

ter Millionen Schriftſtellern iſt vielleicht kaum einer, der einen ſo unermeßlichen Wirkungskreiß hätte. Und dieſe Predigt ſoll den Studenten Luſt machen Autoren zu werden! Was muß doch das Publicum von ſo handgreiflichen Ungereimtheiten denken. Möchte doch Rec. dieſe Predigt nur mit Aufmerkſamkeit durchgeleſen und auf ſich angewendet haben, ſo würde gewiß ſeine Recenſion unterblieben, oder wenigſtens ganz anders ausgefallen ſeyn!

yyy) Wie ſehr weit ſind wir doch, Rec. und ich, in Anſehung unſerer Meynungen von ein-
an-

ſterzwangs, wenn der geheimen und öffentlichen Proſelytenmacherey, wenn den Tyran-

G 5 neyen

ander unterſchieden! Er glaubt daß es Menſchen gebe, die wenig oder nichts zur Beſſerung der groſſen Uebel beytragen können, die ich ſchildere, und ich meyne, daß auch von dem Bettler, von den allerverächtlichſten und niedrigſten Menſchen Beyträge zur Minderung des menſchlichen Elends zu erwarten ſind, wenn ſie nur richtig geleitet werden. Einſt las ich einen groſſen, wahren, herzerhebenden Gedanken, wo? weis ich nicht mehr. Er lautete aber ohngefähr ſo: **in Gottes Maſchine giebt es keinen Staub auf den Rädern, alles, was Staub ſcheint, iſt Rad.**

Dieſer Gedanke iſt mir immer wahrer geworden, je älter ich ward, und je länger ich die Begebenheiten auf der Erde in ihrem Verhältniſſe zu den Urſachen beobachtete. Von dieſem Gedanken belebt, habe ich dem Studium morgenländiſcher Sprache, mit dem ich den edelſten Theil meiner Jugendjahre zubrachte, entſagt und mich ſeit vielen Jahren bemüht, eine Sprache zu erlernen, die allen Deutſchen, vom Gelehrten, bis zum Landmanne, vom Greiſe bis

zum

neyen der Europäer in Indien und Amerika, wenn der ſchlechten Erziehung der Söhne und Töchter, wenn den Verwirrungen des menſchlichen Verſtandes in Schwärmerey, Goldmacherey, Geiſterſeherey — wenn dieſem allen mit Kraft entgegen gewirkt werden ſoll; ſo müſſen Fürſten und ihre Freunde und Rathgeber Hand an das groſe Werk der Menſchenbeglückung legen zzz). Der

Geiſt

---

zum Kinde, lesbar und verſtändlich wäre, die Sprache des täglichen Lebens, die ſo leicht nicht iſt als Rec. denkt, und die ſicherlich mehr wirkt als — die Buchſprache. In dieſer Sprache zu ſchreiben, werde ich ſtets fortfahren, ohne mich an einen Recenſenten zu kehren, auſer in dem Falle, wenn er mir wirkliche Sprachfehler zeigt. Worinne dieſe Sprachfehler beſtehen, glaube ich ziemlich zu wiſſen, und glaube, daß darüber niemand urtheilen könne, als der, der dieſer Sprache mächtig iſt. Was ich mit dieſer Sprache gewirkt habe, weiß ich, Recenſent wird ebenfalls wiſſen, was für Wirkungen durch ſeine Buchſprache ſind hervorgebracht worden.

zzz). Wie konnte Rec. ſich doch einfallen

laſ-

Geiſt einer wahren Aufklärung des Verſtandes herrſchender werden, und Wiedereinſezzung lassen, Carlsbergen zu recenſiren, da er den Geiſt deſſelben ſo wenig kennt! Wird in demſelben es nicht als die vorzüglichſte Quelle des menſchlichen Elends vorgeſtellt, daß man alle Hülfe vom Fürſten erwartet? Iſts nicht Beſchämung ſeiner ſelbſt, wenn man da lamentirt, wo man handeln ſollte? Iſts nicht unverzeihliche Unbeſcheidenheit, wenn man Fürſten, deren Einſichten und Wirkſamkeit doch auch ihre Gränzen haben, zumuthet, daß ſie auf alle Klagen hören ſollen, die aus allen Winkeln ihres Reichs erſchallen? Wie indiſcret von ihnen zu erwarten, daß ſie immer die beſten Mittel finden ſollen, der Religion und Fabrik, der Erziehung und Schaafzucht, der Veredelung der Geſinnung und der Leinewand fortzuhelfen, da jedes dieſer Geſchäfte ſeinen eigenen Mann erfordert?

Hilf dir ſelbſt mein Freund!

Mindere das Elend derer, die in deinem Wirkungskreiſe ſich befinden!

Reichen deine Kräfte dazu nicht hin, dann bitte um des Fürſten Beyſtand!

Diezung der Vernunft in ihre erſten Rechte erfolgen. Zu dem Ende müſſen ja nicht gutmüthige, aber doch im Grunde ſchwärmende, Projectmacher und Vielverſprecher das Ohr der Fürſten ſuchen. Denn da manche trefliche Fürſten bisher durch ſie getäuſcht ſind, ſo möchten dieſe leicht müde geworden ſeyn, ferner zu hören aaaa). Man muß denkenden, arbeitſamen Geſchäftsmännern am Ruder des Staats, nicht zumuthen, auf Klagen zu hören, in denen Uebertreibung auf Uebertreibung folgt. Sie möchten ſie unwillig zurückwerfen bbbb). — Wenn man die

---

Dieſes ſind die drey articuli fidei fundamentales primarii, des Carlsbergs. Wer dieſe nicht faßt, ſollte ihn unrecenſirt laſſen.

aaaa) Sollte mit dieſer Stelle Rec. nicht nach der Quelle winken, aus der die Recenſion hervorgeſprudelt iſt? Wenigſtens muß dieß allen einfallen, die die Verhältniſſe kennen, in denen ich ſtehe.

bbbb) Wozu dieſe Erinnerung? Ich habe keinen denkenden, arbeitſamen Geſchäftsmännern, Carlsbergen zugeſchickt, außer ſolchen, mit denen ich die Schulen beſſern will, muß man nicht jeden braven Schulrektor, der ſich noch nicht von dem Werth aller neuen Vorſchläge und Umformungen überzeugen kann, durch Bilder, wie jenes eines Californius abſchrecken, und den unbärtigen Knaben Preis geben, weil er mehr auf Latein und Griechiſch hält, als die neuern Educatoren cccc). Wenn man

ich in nähern Verhältniſſen ſtund, und dieſe — haben ihn nicht unwillig zurückgeworfen.

cccc) Ich habe keinen braven Schulrector getadelt, keines Verdienſte zu ſchmälern geſucht, aber den Pedanten, der durch Mangel an Menſchenkenntniß, und Sinn für das Wahre und Gute, junge Leute, die das Unglück haben ihm anvertrauet zu werden, verwahrloſet und in jeder Rückſicht unglücklich macht, habe ich ſcharf angegriffen, und werde es ferner thun, wofür mir jeder brave Schulrector gewiß danken wird, weil ſeine Verdienſte in eben dem Grade ins Licht geſetzt werden, in dem der Pedant herab geſetzt wird. Sollte dieß die Wirkung haben, daß der Pedant ſeine Achtung bey unbärtigen Knaben verlöre, ſo würman Ehrbarkeit und Keuſchheit zu erhalten wünſcht dddd), muß man unſittſame Reden in

Brie-

würde es mir ſehr lieb ſeyn, weil er eben dadurch auſſer Stand geſetzt wurde, ſeinen Unverſtand und ſeine Thorheiten ſeinen unſchuldigen Schülern mitzutheilen.

Daß aber Recenſent mit einem entſcheidenden Tone, die Edukatoren ſo weit herab ſetzt, iſt nicht beſcheiden. Es würde mir leicht ſeyn die Verdienſte der Edukatoren auseinander zu ſetzen, wenn ich nicht ſelbſt Edukator wäre, und dadurch leicht den Verdacht gegen mich erregen könnte, als wenn ich meine eigene Perſon wichtig zu machen ſuchte.

Wozu ſoll auch die Unterſcheidung der Schulrectoren von den Edukatoren? ſind ſie nicht oft in einer Perſon vereinigt? und, wenn ſie es nicht ſind, müſſen ſie, als Glieder eines Leibes, nicht nach einem gemeinſchaftlichen Zwecke arbeiten?

dddd) Was die zwey harten Beſchuldigungen anbetrift, mit denen Rec. mich kränkt und mir das Zutrauen meiner Leſer zu rauben ſucht: als wenn ich einem Mädchen unanſtändige Reden ſchreiben ließe, ſo ſind ſie leicht beantwortet. Ich laſſe

ein

Briefen, die ein Mädchen ſchreibt (S. 285. 286.) wiederholen laſſen, nicht in Büchern, die ein Mädchen, das durch die Zoten der Geſellſchaft, in der ſie ſich befand, tief gekränkt war, ihre Klagen, gegen ihren Vetter und Erzieher ausſchütten, ſo ausſchütten, daß ſie die gröbſten Zoten mit Stillſchweigen übergebt, und nur eine der feinſten anführt. Ihre Klage lautet alſo:

*) Zwey Hochzeitgedichte, die eben itzo unter die Gäſte vertheilt wurden, endigten aber ſeine Verlegenheit. Hier ſind ſie! Sie mögen ſelbſt davon urtheilen! Ich glaubte darinne eine Erinnerung für die neuen Eheleute an ihre wichtigen Pflichten zu finden — ſtatt derſelben fand ich ſolche Zoten, daß es mir unmöglich war, ſie durchzuleſen, ſondern ſie zuſammenpreſſen und unter den Teller legen mußte.

Die übrige Geſellſchaft fand aber darinne beſſere Unterhaltung. Jede Sottiſe wurde öffentlich abgeleſen, und mit lautem Gelächter aufgenommen.

Da in dem einen Gedichte viel vom Hochzeitbette geſprochen wurde; ſo ergriff der Herr Hofrath S. die Hand Ihrer Frau und ſagte, die man auch unverdorbnen Jünglingen und Jungfrauen in die Hände giebt, mit einer

Neu-

weil es ſich heute ſo gut in das Hochzeitbette ſteigt, wie wäre es, Frau Diakonuſin, wenn wir auch hineinſtiegen?

Sie wiſſen vielleicht nicht, Herr Hofrath, daß ich verheyrathet bin?

Ei das wohl. Ihr lieber Mann predigt ja aber immer: Seyd fruchtbar und mehret euch — es muß ihm ja alſo lieb ſeyn, wenn ich etwas zur Erfüllung ſeines Wunſches beytrage. Ihre Frau zog unwillig ihre Hand zurück, aber die ganze Geſellſchaft belohnte dieſe Sottiſe mit ihrem Beyfalle, und jedes trank ein Glas Wein aus.

Nun wurde von nichts, als von Beſteigung des Hochzeitbetts geſprochen, mein Nachbar wurde auch beredt, ſo beredt, daß ich in die Erde hätte verſinken mögen.

Itzo wurde der Braut auf einem Teller präſentirt eine Nadelbüchſe. Aha! dachte ich, nun wird ſie an ihre Pflichten erinnert werden. Sie öfnete die Büchſe, und — an dem Deckel hiengen ein Dutzend kleine von Holz geſchnitzte Kinderchen. Ich ſahe mich um und erwartete, von irgend

einem

Neugier erweckenden Ausführlichkeit von verborgenen Gräueln reden und Ideen veranlaſſen, einem Hochzeitgaſte, eine Anrede an die Braut, in der er ſie erinnerte, was für ein wichtiges Geſchäfte es ſey, Kinder zu gebären und zu erziehen. Statt deſſen erfolgte aber ein pöbelhaftes Gelächter, und eine Menge äuſſerſt ſchmuzzige Anſpielungen auf das Erzeugen der Kinder.

Wie viel wir dabey gelitten haben, kann ich Ihnen nicht ſagen. Seitdem Sie mir einmal, liebſter Herr Vetter, die Erzeugung der Kinder erklärt haben, bekam ich dafür eine gewiſſe Achtung, die ſich nicht beſchreiben läßt. Nun wurde darüber ſo leichtfertig geſprochen. Da Ihre Frau und ich uns gegen den Witz unſerer Nachbarn nicht mehr bergen konnten, und ängſtlich auf unſern Stühlen umher rückten: gab der Hochzeitbitter zu unſrer großen Freude durch ein dreymaliges Händeklatſchen das Zeichen zur Anſtimmung eines Tiſchlieds.“

So etwas zu ſagen, war in einem Buche über das menſchliche Elend ſchlechterdings nöthig. Iſt es denn etwa kein Elend, daß Leute, die ſich eines guten Geſchmacks rühmen, und in Geſellſchaften den Ton angeben wollen, von der Erzeugung des Menſen, die vielleicht der glücklichen Unſchuld noch fremd ſind dddd). Doch genug über die- Menſchen ſo leichtfertig, ſo unverſchämt ſprechen, daß kein Frauenzimmer das Ehre und Tugend liebt, es auszuhalten vermag? War es wohl möglich dieſe Ungezogenheiten auf eine feinere Art zu berühren? War die Klage hierüber wohl in dem Munde irgend eines Menſchen ſchicklicher, als in dem Munde eines guten biedern Mädchens, das das pöbelhafte dieſer Sottiſen am tiefſten fühlen mußte? Da es Grundſatz bey dem Carlsberg iſt, daß das Elend immer durch Perſonen geſchildert wird, die es am tiefſten fühlen, warum ſollen denn tugendhafte Mädchen allein die Freyheit entbehren, ihre Empfindungen bey pöbelhaften Kränkungen auszudrücken?

Mit einer Neugier erweckenden Ausführlichkeit (welches im Grunde ein Widerſpruch iſt, weil Ausführlichkeit wohl Neugier befriedigt, keineswegs aber ſie erregt,) habe ich nirgends geredet. Wenn ich aber auf verborgene Gräuel hingedeutet habe, ſo verband mich mein Gewiſſen dazu. Die Gründe, die mich leiteten, habe ich in der Broſchüre; Iſts Recht über die heimlichen Sünden der Jugend öffentlich zu ſchreiben, hinlänglich aus einandieſen Theil eines allgeleſenen Buchs, deſſen Thema höchſt intereſſant, deſſen Ausführung aber unſerm Gefühl nach höchſt zweckwidrig iſt. Nur die lebendigſte Ueberzeugung von dem letzteren und der innigſte Wunſch, daß ſo vieles, was wir nebſt allen, denen die Menſchheit werth iſt, mit dem Verf. realiſirt ſehen möchten und was wir durch ſolche Reformationsverſuche aufgehalten fürchten, konnten dies Urtheil über den Mann als Schriftſteller abdringen, den wir als Menſchen — er mag es glauben oder nicht — von Herzen ſchätzen und lieben.

einander geſetzt, und halte es nicht für nöthig ſie hier zu wiederholen.

Daß durch die Stellen, auf die der Rec. zielt, verſchiedne Unglückliche vom Abgrunde des Elends ſind zurückgeführt worden, weiß ich; daß auch nur ein einziger Leſer oder Leſerin dadurch wäre verderbt worden, iſt mir, Gott Lob! nicht bekannt.

Epilogus.

Carlsbergen ſchrieb ich, theils deswegen, daß er ſollte geleſen, theils, daß die darinnen vorgetragnen Grundſätze ſollten befolgt werden. Die erſte Abſicht habe ich glücklich erreicht, welches mir der Recenſent ſelbſt zugeſteht, da er dies Buch ein allgeleſenes Buch nennet. Die andern Abſichten zu erreichen, will ich mir ſo angelegen ſeyn laſſen, daß, wenn ich nicht ſo ganz wie ich wünſche, das Ziel, das ich mir vorſteckte, erreichte, ich doch wenigſtens durch das Bewußtſeyn belohnt werde, daß ich von meiner Seite nichts verſäumt habe.

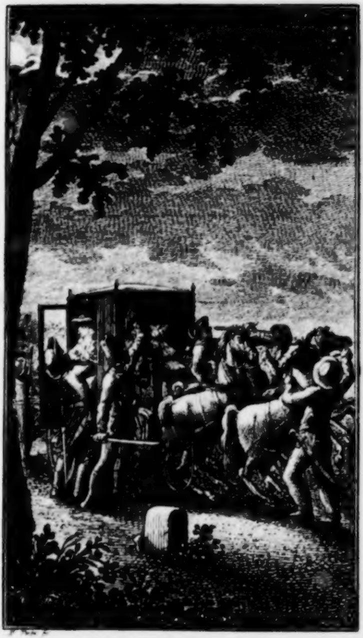
Eben deswegen ſchrieb ich dieſe Apologie. Das Publicum mag urtheilen, ob ich durch Chikanerie, oder durch Schimpfen, oder ob ich durch treue Vorſtellung meiner gerechten Sache mich zu vertheidigen geſucht habe. Und der, der unſer aller Richter iſt, mag entſcheiden, ob Wahrheitsliebe oder Neid und Eiferſucht des Recenſenten Feder geleitet habe. Ein Wort muß ich ihm noch ans Herz legen! Der Plan, den ich mir bey dem Buche über das menſchliche Elend, und dem andern Theile deſſelben: über die Erlöſung, vorgezeichnet habe, iſt verſteckt, ſo wie es die Klugheit erfordert. Wenn aber Rec. ſich die Mühe geben will, alles was ich bisher ſchrieb, zu vergleichen: z. E. moraliſches Elementarbuch, Anweiſung zu einer unvernünftigen Erziehung, über die wirkſamſten Mittel Kindern Religion beyzubringen, Verehrungen Gottes und Verehrungen Jeſu, Beyträge zur Verbeſſerung des öffentlichen Gottesdienſtes der Chriſten, über die heimlichen

Sünden der Jugend, Nachrichten aus Schnepfenthal, Reiſen der Salzmänniſchen Zöglinge u. ſ. w.: ſo muß er doch wohl fühlen, daß dieſe Bücher Theile von einem Ganzen ſind! iſts nun wohl gut einen Theil ohne Rückſicht auf das Ganze zu beurtheilen?

Ich brachte einem großem Theile des Publicums Gefühl für die unausſprechlich mannichfaltigen Leiden der Menſchen bey, davon jeder ſein Theil hat, das ihn hart drückt, das ihm oft das Leben ekelhaft macht, und das gewiß der Recenſent, er ſey wer er wolle, auch empfindet, ich ſuchte dadurch meine Leſer in der wohlthätigen Abſicht recht ſtark zu erſchüttern, damit ſie deſto empfänglicher für die Mittel würden, ſich noch und noch von allem Elende zu befreyen, die ich im Buche von der Erlöſung vortragen werde. Nun tritt Recenſent hin und arbeitet meiner Abſicht entgegen, deren Güte er ſelbſt anerkennen muß, ſucht meine Leſer zu überreden, ich ſey ein gutmüthiger Schwärmer, ein Unweiſer, dem es an Weltkenntniß fehle, der alles übertreibe, und lauter überſpannte Ideen habe. Entweder er richtet mit ſeinen Verleumdungen, denn wie ſoll ich die Verdrehungen meiner Meynung anders nennen? etwas aus oder nicht. Iſt das letztere, warum übernahm er eine vergebliche Arbeit? Iſt das erſtere, ſo hat er alle die Unglücklichen zu verantworten, die ſich würden gerettet haben, und die er durch ſeine Declamation ſo verſtimmte, daß ſie ſich unthätig wieder unter das menſchliche Elend beugen.

Ich werde übrigens den Plan, als Schriftſteller ruhig verfolgen, ohne mich an dieſe und andere Recenſionen, aus ähnlichem Tone zu kehren. Gegründeten Tadel werde ich gern annehmen, und ihn ſo viel als möglich zu vermeiden ſuchen, ob ich gleich vorausſehe, daß ich meinen Schriften die möglichſte Vollkommenheit nicht geben kann. So lange das, was ich ſchreibe wahr und nützlich iſt, ſo lange wird man, hoffe ich, es mir verzeihen, wenn auch die Einkleidung bisweilen nachläſſig iſt. Als Menſch habe ich die Grundſätze, die ich vortrage, immer wahr gefunden, habe dadurch gar vieles möglich gemacht, welches man für Chimäre hielt, und eine kleine Geſellſchaft gegründet, die über das menſchliche Elend ſo ziemlich erhoben, die Freuden des Lebens, ohne Verbitterung genießt. Soll ich dieſe mir ſo wahren, mir und vielen andern ſo nützlichen Grundſätze dem Publicum deswegen vorenthalten, weil ſie ein Ungenannter mißbilligt, von dem noch nicht bekannt iſt, was er mit ſeinen Grundſätzen gewirket habe?

Diejenigen meiner Leſer, die durch die Grundſätze, die ich im Carlsberg vortrug, zu der Ueberzeugung gekommen ſind, daß das menſchliche Elend zwar groß, aber weg zu ſchaffen ſey, ſobald wir ernſtlich wollen, können zur Beförderung dieſes großen Zwecks einen Beytrag thun, wenn ſie die Volksſchrift, die ich mit dem Anfange des Jahrs 1788, unter dem Titel: der Thüringiſche Bote, heraus geben werde, zu verbreiten ſuchen. Nähere Nachricht von der Einrichtung dieſer Schrift giebt eine Anzeige, die ich in verſchiedene öffentliche Blätter habe einrücken laſſen.



Carl von Carlsberg
oder über das
# menſchliche Elend,

von

Chriſtian Gotthilf Salzmann.

Sechſter Theil.

Nebſt einem Regiſter.

Leipzig,
bey Siegfried Lebrecht Cruſius,
1788.

Erſter Brief.

Der Herausgeber an die Leſer.

Mit dieſem ſechſten Theile wird das Buch vom menſchlichen Elende geſchloſſen — nicht deswegen, weil dieſe Materie erſchöpfet wäre; denn es bedarf nur ein wenig Welt- und Menſchenkenntniß, um ſich zu überzeugen, daß ich von den zahlloſen Leiden, unter denen die, durch Unwiſſenheit, Vorurtheil und Bosheit, gepeinigte Menſchheit ſeufzet, gar einen kleinen Theil berühret habe. Zweifelſt du daran, mein Leſer, ſo lege die Hand auf das Herz, und frage dich, ob du in meinem Buche jede Art von Trübſal gefunden haſt, die du itzo erfährſt, oder vor einigen Jahren erfahren haſt!

Allein die Sphäre, die ich überſehen kann, iſt eingeſchränkt, und was jenſeit derſelben liegt, kenne ich nur aus Beſchreibungen, folglich nicht zuverläßig, nicht vollkommen genug. Ich habe mich daher nur auf Schilderungen ſolcher Arten von Elend eingeſchränkt, die ich entweder ſelbſt geſehen habe, oder die mir von ſehr zuverläßigen Menſchen ſind beſchrieben worden. Eben deswegen werden Scharfſichtige leicht bemerken, daß meiner Darſtellung des menſchlichen Elends die nöthige Proportion mangele, und daß ich einige Arten ſehr lebhaft und ausführlich, andere flüchtig, und die mehreſten gar nicht geſchildert habe. Dieſer Fehler ſcheint mir um deſto verzeihlicher, da ich vermuthe, daß ihn faſt jeder andere würde begangen haben, der, an meiner Statt, dieß Buch hätte ſchreiben wollen. Ich bin Lehrer der Religion, Erzieher, Nachbar und Freund von verſchiednen Gattungen von Menſchen, und habe alſo meinen mir überſehbaren Kreis, aus dem ich meine Bilder abſtrahirte. Ein Juriſt, Officier, Seefahrer u. d. gl. würde eine Menge Schilderungen geliefert haben, die mir unbekannt, wenigſtens nicht vollſtändig genug bekannt ſind. Ich vermuthe aber, man würde bey ihm wieder die mehreſten Darſtellungen des Elends vermiſſen, die man in meinem Buche findet.

Dem

Demohnerachtet hätte ich noch leicht einige Bände über dieſe Materie liefern können. Allein ich weis nicht wie lange meine Munterkeit dauert, und muß doch noch verſchiednes anders ſchreiben, wenn ich den Plan beendigen will, den ich mir gezeichnet habe.

Mein Buch iſt oft getadelt worden, welches ich voraus geſehen und mich darauf gefaßt gemacht habe. Bey der unabänderlichen Verſchiedenheit der menſchlichen Meynungen kann es nicht anders ſeyn, als daß ein Schriftſteller, der nicht in den Ton ſeiner Zeitgenoſſen einſtimmt, ſondern alles ſo beſchreibt, wie er es empfindet, ſehr vielen mißfallen muß. Vielleicht iſt eben dieß Mißfallen ein Beweis, daß er mit ſeinen eignen Augen geſehen habe. Wer ein Land nach Büchern beſchreibt, die einmal bey dem Publicum in Anſehen ſtehen, kann gegen Widerſpruch ziemlich ſicher ſeyn. Nicht ſo ein anderer, der das Land ſelbſt bereiſt, und von demſelben eine Menge Dinge erzählt, davon in jenen Büchern entweder gar nichts, oder vielleicht, welches noch erſchrecklicher iſt, gar das Gegentheil ſteht, und wohl ein halbes Jahrhundert geſtanden hat.

Ueberdieß habe ich mir nie in den Sinn kommen laſſen, daß Carlsberg ein claſſiſches Buch, ein Buch werden ſollte, deſſen Styl Muſter für meine Zeitgenoſſen wäre, ſondern blos ein ſolches, das beſtimmt iſt wichtigen Bedürfniſſen unſerer Zeiten abzuhelfen. Bey Verfertigung deſſelben mußten alſo manche Nachläßigkeiten einſchleichen, die, wenn man ſie nicht aus dem rechten Geſichtspunkte betrachtet, Tadel verdienen. Der Mann, der in der Geſchwindigkeit ſich in die Kleider wirft, um ſeine Nachbarn zur Löſchung einer ausgebrochnen Feuersbrunſt, oder zur Hemmung einer eingetretnen Ueberſchwemmung zu ermuntern, oder ſeinen, mit dem Tode ringenden, Brüdern zu Hülfe eilt, beobachtet nie die Etiquette ſo genau, als ein anderer, der Zeit genug hat ſich vorzubereiten, um in einer öffentlichen Verſammlung zu glänzen. Ihr könnt ihm vielleicht manche Nachläſſigkeiten in Anſehung ſeiner Kleidung zeigen — er wird es nicht läugnen, aber — er wird ſagen — ich will retten, ich kann mich um ſolche Kleinigkeiten itzo nicht bekümmern.

Wenn mein Buch ſtark iſt geleſen worden, wenn es den größern Theil der Leſer erſchüttert, ſie von der Größe des menſchlichen Elends überzeugt und ihnen Eifer eingeflößet hat, zur Minderung und künftigen Tilgung deſſelben die Hand zu bieten; ſo hat es die Abſicht erreicht, in der es geſchrieben wurde.

Daß dieſes geſchehen, und der immer weiter um ſich greifende Eifer, das Wohl der Menſchheit zu befördern, durch dieſes Buch genähret werden möge, iſt mein herzlicher Wunſch, den derjenige erfüllen wird, der jeder redlichen, wohlgemeynten Handlung ſeinen Beyſtand und Segen verſprochen hat.

Der Herausgeber.

Zweyter Brief.

Caroline Menzerin an die Hofräthin Namur

Kolchis, d. 4ten Merz.

Liebſte Schweſter!

Hat dir die Zeit etwas lange gewährt, bis du die Fortſetzung meines Briefs bekommen haſt? Ich müßte mich und dich nicht kennen, wenn ich nicht vermuthen ſollte, daß du meinen gegenwärtigen Brief mit etwas mehrerer Ungeduld, als gewöhnlich, erwartet habeſt. Dafür will ich dich nun ſchadlos halten, und dir den Ausgang unſers theologiſchen Streits, und noch etwas mehr, als du erwarteſt, erzählen.

Die Herren Amtsbrüder waren durch die ſtarke Sprache, die meine Prinzeſſin führte, ſo in die Enge getrieben worden, daß ſie ſie nicht länger auszuhalten vermochten, ſondern ganz beſchämt abzogen.

Vor der Thür murmelten ſie noch einige Zeit, dann gab die Trommel das Zeichen zum Aufbruche, ſie beſtiegen ihren Wagen, und begleiteten die gefangnen Sclaven. Der Auszug war der kläglichſte Auftritt, den ich je geſehen habe. Das Jammergeſchrey der Mütter, Väter, Männer, Weiber, Kinder, begann von neuem und erfüllte die Luft. Wir Frauenzimmer weinten mit. Ich glaube dein Mann ſelbſt würde ſich der Thränen, bey ſo heftigen Ausbrüchen der leidenden, gequälten Menſchheit, nicht haben enthalten können. Sind wir in Deutſchland? frug meine Prinzeſſin heftig. Ich glaube wir ſind in Marocco, ſagte Henriette, und die

Diakonuſin ſchrie, wenn es in Deutſchland ſo zugeht — warum ſchelten wir denn ſo auf die Türken?

Doch nun erfolgte ein Auftritt, der auf einmal unſere Thränen abtrocknete, und unſer Weinen in — ſprachloſes Entſetzen verwandelte. Ein Soldat wollte entwiſchen, that einen Satz nach dem geöffneten Poſthauſe zu, ſogleich druckte ein Jäger ſeine Büchſe los, der Unglückliche ſtürzte, und noch einige Jäger ſprangen herzu, und hieben ſo lange auf den Schädel, bis er kein Zeichen des Lebens mehr von ſich gab.

Erſtarret ſtunden wir alle da — keine Thräne entquoll uns mehr, kein Laut wurde gehört — endlich ſeufzte meine Prinzeſſin: Caroline! Poſtpferde! geſchwind – aufbrechen.

Nach einigem Erholen, ſagte ſie, nun ſage mir niemand mehr, daß die Beſchreibungen, die ich bisher vom menſchlichen Elende geleſen habe, überſpannt wären! Izo hab ich es geſehen das menſchliche Elend! die Männer von den Weibern — die Väter von den Kindern geriſſen — nicht ums Vaterlands willen! einen Unſchuldigen öffentlich ermordet — und niemand rächet ihn!

Ich beſtellte unterdeſſen die Pferde und nahm, da dies geſchehen war, von unſerer Henriette und der Diakonuſin den herzlichſten Abſchied.

Der Poſtillion blieſ in das Horn, und wir fiengen an die Kleinigkeiten zuſammen zu räumen, die wir auf den Tiſch gelegt hatten. Henriette ſahe ſich noch einmal um, ob etwas zurückgeblieben wäre? und bemerkte auf dem Tiſche, an dem die Herren Amtsbrüder geſeſſen hatten, einige Papiere, gab ſie der Prinzeſſin, und fragte, ob ſie ihr gehöreten?

Die Prinzeſſin ſahe ſie an, und ſagte, daß ſie ſie zu ſich nehmen wolle. Es waren Briefe, die der Proteſtant an den Katholicken geſchrieben hatte. Ich lege ſie dir bey, und habe meine Anmerkungen dazu geſetzt.

Wir waren ſchon im Begriff in unſern Wagen zu ſteigen, als Henriette wieder zur Prinzeſſin lief und ſagte: Ihro Durchlaucht der Menſch im Nebenzimmer!

Der Menſch im Nebenzimmer? Caroline folge mir.

So ſagte ſie, lief nach dem Poſthauſe zurück, wir folgten ihr und kehrten uns nicht an das Fluchen der Poſtknechte.

Ich ſprang zuerſt nach dem Zimmer, das wir verlaſſen hatten, öffnete die Thür, durch welche der Unglückliche entſprungen war. Er fiel vor mir auf die Knie, und konnte nichts ſagen, als — Gnade! Gnade!

Aufgeſtanden! rief die Prinzeſſin, ihr habt Gnade!

Er ſtund ſprachlos auf.

Aber was fange ich mit dem Unglücklichen an? fragte ſie, indem ſie ſich nach uns zukehrte. Und meine arme Frau, ſagte der Entſprungene, und zwey kleine Kinder, die vergeſſen Sie doch ja nicht gnädige Frau!

Die Prinzeſſin gieng einigemal die Stube auf und ab, dann ſagte ſie heftig: was bedenken wir uns denn lange? wir ſind ja in Carlsberg! Carlsberg iſt doch ein Mann, auf den man ſich verlaſſen kann, der gern den Elenden hilft. Iſts nicht wahr Henriette?

Henriette war über dieſe unvermuthete Frage ſo verlegen, und außer der Faſſung, daß ſie ſagte: Wie Sie befehlen Ihro Durchlaucht!

Wohl mir, antwortete die Prinzeſſin, wenn ich durch meinen Befehl die Leute rechtſchaffen machen könnte!

Ich bürge für ihn, war meine Antwort, er iſt ein braver Mann!

Henriette wendete ſich um, und verbarg ihre Augen unter das Schnupftuch.

Sogleich ſetzte ſich die Prinzeſſin, ſchrieb einen Brief an Carlsbergen, und einige Zeilen an ſeinen Verwalter, gab beyde Briefe dem Bedienten, ließ ihn den Unglücklichen, nebſt ſeiner Frau und Kindern, nach dem Carlsbergiſchen Gute bringen, und die Briefe abgeben. Sobald der Bediente mit der Nachricht zurückkam, daß die bedrängte Familie gut wäre aufgenommen worden: fuhren wir ab.

Auf dem Wagen hielt die Prinzeſſin mit mir eine ſehr lebhafte Unterredung, über die himmelſchreyende Ungerechtigkeit, welche ſich manche Fürſten gegen unſchuldige, fleißige, verträgliche Unterthanen, blos deswegen erlaubten, weil dieſe ihre beſondere Meynung hätten.

Etwas davon will ich dir doch auszeichnen, damit du dir einen Begrief von der aufgeklärten, edeln Denkungsart meiner Prinzeſſin machen könneſt.

Ich. Und man rühmt doch in unſern Zeiten an unſern Fürſten ſo ſehr die Toleranz.

Pr. Schweig von deiner Toleranz! Dieß Wort iſt mir unausſtehlich.

Ich. Ihnen? und Sie ſind ſo ſehr tolerant!

Pr. Ich wollte, du könnteſt etwas wichtigers von mir rühmen. Dieß Lob wird mich nie ſtolz machen. Wenn du mich wegen der Toleranz lobſt, ſo iſt es mir ſo lächerlich, als wenn du mich deswegen loben wollteſt, daß ich keine Mörderin bin.

Ich. Verzeihen Sie mir, Durchlauchtigſte Prinzeſſin, ich begreife nicht, wie dieß zuſammenhänge.

Pr. Du ſollſt es ſogleich begreifen. Daß ich nicht morde, das iſt doch wohl meine Schuldigkeit? und wenn ich dieſe thue, verdiene ich deswegen wohl ein beſonderes Lob? wenn mein Beichtvater in meine Leichenpredigt zu meinem Lobe auch dieſe Worte mit einflieſſen ließ: Sie war das Muſter der Gottheit, ruhig lebte der Unterthan unter ihrem Zepter, nie vergoß ſie das Blut eines Unſchuldigen, würde mir dieß viel Ruhm bringen?

Ich. Bis hieher muß ich Ihnen vollkommen beypflichten. Aber —

Pr. Geduld! Was iſt denn Toleranz? Duldung? gut! und worauf ſoll ſich dieſe Duldung erſtrecken? auf Laſter? ſo iſt der Fürſt gewiſſenlos, der das Laſter duldet. Denn jedes wirkliche Laſter ſtört die öffentliche Ruhe, dieſe zu erhalten iſt des Fürſten Pflicht. Soll ſich aber die Duldung auf Meynungen erſtrecken, ſo begreife ich gar nicht, warum ſie uns ſo groß Lob bringen ſoll? Dieſe Art von Duldung iſt ja wieder unſre Schuldigkeit, die wir nicht verletzen können, ohne uns ſelbſt vor dem ganzen Publikum zu ſchänden.

Der Fürſt muß über die Sicherheit ſeiner Unterthanen wachen, und jeden ſtrafen, der dieſelbe ſtört. Dafür erhält er von ihnen Abgaben. Wenn nun aber Unterthanen dieſe Abgaben ordentlich entrichten, ſtöhren die Ruhe ihrer Mitunterthanen nicht, haben aber dabey ihre beſondern Meynungen, iſts nicht ſeine Schuldigkeit, ſie dabey zu ſchützen? Wäre er nicht ſelbſt ein Stöhrer der öffentlichen Ruhe, wenn er gehorſame, fleißige, friedfertige Unterthanen, die ihre Abgaben ordentlich entrichten, deswegen verfolgen und ihren Weibern und Kindern entreißen wollte, weil ſie ihre beſondere Meynungen haben.

Ich. So ſcheint es uns.

Pr. Wenn nun ein Fürſt die öffentliche Ruhe nicht ſtöhrt, iſt das etwa ſo großer Ruhm? Iſts größerer Ruhm, als dieſer, daß er Unſchuldige nicht verfolget und getödtet habe? Beſte Caroline! es gehört etwas mehr dazu, verdientes Lob, als Fürſt, zu erhalten, als die ſo hochgeprieſene Toleranz, die jeder Pachter, jeder Corporal ausübt, wenn er den Knecht, Taglöhner und Soldaten gut behandelt, der ſeine Schuldigkeit thut, ohne auf ſeine Religion Rückſicht zu nehmen. Mein Vater iſt, wie du weißt, höchſt tolerant. Nie rechnet er ſich aber dieſes zum Ruhme an. Dann ſcheint er aber ſich zu fühlen, wann er an die Chauſſee, die er durch ſein Land hat anlegen laſſen, an das Schulmeiſterſeminarium, das er ſtiftete, und andere dergleichen Anſtalten, die durch ihn zu Stande kommen, erinnert wird.

Ich. Das macht unſerm würdigen Fürſten Ehre. Aber wenn Ihro Durchlaucht bedenken, daß der weſtphäliſche Friede —

Pr. O geh mir mit deinem weſtphäliſchen Frieden!

Ich. Ihro Durchlaucht!

Pr. Du verſtehſt mich nicht. Der weſtphäliſche Friede hat den Proteſtanten die Religionsfreyheit verſchaft. In dieſer Rückſicht iſt er mir ſehr lieb. Aber wenn man daraus beweiſen will, daß ſonſt niemand, als Katholiken, Lutheraner und Reformirte, im römiſchen Reiche geduldet werden dürften, ſo iſt es mir ärgerlich. Vor 250 Jahren war dieſes verzeihlich. Aber itzo — itzo da man wieder 250 Jahre länger nachgedacht hat, iſt es Thorheit zu glauben, daß ſonſt niemand geduldet werden dürfe, als wer entweder Hildebrands, oder Luthers, oder Calvins Meynungen annähme. Sie waren ja Menſchen wie ich und du — es könnte ja ſeyn, daß wir nach 250 Jahren einſähen, daß ſie ſich alle geirret hätten. Und nun ſollte niemand in Deutſchland geduldet werden, als wer ihre Meynungen annähme? Carteſius, Wolf, Leibnitz waren zu ihrer Zeit große Leute, die von ihren Anhängern beynahe vergöttert wurden; welcher vernünftige Menſch wird aber wohl verlangen, daß man nothwendig den Meynungen eines dieſer dreyen beypflichten müſſe.

Fortſetzung.

Vielleicht würde dieß Geſpräch länger gedauert haben, wenn es nicht durch einen unvermutheten Zufall auf ganz andere Dinge wäre geleitet worden.

Unſer Poſtillon hielt ſtille, und da ich ihn fragte, warum er dieß thäte? gab er zur Antwort, er habe ſich verirret.

Die Prinzeſſin wurde etwas heftig und fragte, wie es möglich ſey, daß ſich ein Poſtillon verirren könne? Er entſchuldigte ſich aber damit, daß er hier fremd ſey, und erſt ſeit acht Tagen die Carlsberger Poſt fahre.

Geduld war hier das beſte Rettungsmittel. Meine Prinzeſſin mäßigte alſo ihren Unwillen, und befahl einem ihrer Bedienten, ſich nach einem Menſchen umzuſehen, der den rechten Weg zeigte.

Da er im Begriffe war abzuſteigen, geſchahe in der Nähe ein Schuß. Der Bediente arbeitete ſich alſo durch das Gebüſch nach der Gegend zu, von der der Schall kam, und kehrte bald mit einem Jäger zurück, der den Schuß gethan hatte, und der ſehr willig war, uns auf den rechten Weg zu bringen.

Was hat er hier geſchoſſen, mein Freund? fragte die Prinzeſſin.

Jäg. Einen Mäuſefalken, liebe Madame! Das arme Thier dauert mich in der Seele.

Pr. Wenn es ihn dauert, warum ſchoß er es denn tod?

Jäg. Ich muß ja wohl, wenn ich leben will. Für die Fänge bekomme ich zwey Groſchen, und das iſt ein Stück meiner Beſoldung.

Pr. Gut! die kann er ja mit gutem Gewiſſen nehmen, denn der Falke ſtößt doch Tauben, Rebhüner u. d. gl. und man thut alſo wohl, wenn man ihn tod ſchießt.

Jäg. Ich glaube, wenn wir den Wind tod ſchießen könnten, wir müßten es auch thun.

Pr. Sonderbarer Menſch! wie reimt ſich der Wind und der Falke zuſammen?

Jäg. Sehr gut liebe Madame! ſie thun beyde Schaden. Der Falke ſtößt Tauben und Rebhüner, und der Wind wirft Bäume um. Eine dreyſpännige Tanne iſt mehr werth, als funfzig Tauben.

Pr. Recht gut, aber den Wind können wir doch nicht entbehren, und es wäre alſo Thorheit ihn zu erſchießen, wenn wir es auch könnten.

J. Vielleicht können wir den Falken faſt eben ſo wenig entbehren.

P. Den Falken? ich möchte doch wiſſen, wozu dieſer nütze.

J. Dazu liebe Madame, daß er die Mäuſe und Maulwürfe wegfängt.

Pr. Alſo hält er es vor Unrecht einen Falken zu ſchieſſen?

J. Behüte Gott! wenn gar kein Raubvogel geſchoſſen werden ſollte; ſo würden ſie ſich bald ſo ſehr vermehren, daß kein kleiner Vogel mehr aufkommen könnte. Das kann ich nur nicht leiden, daß gerade zu alle Raubvögel, die ſich ſehen laſſen, ſollen niedergeplatzt werden.

Pr. Wie viele Falken ſchießt er wohl jährlich?

J. Irgend ſechs bis acht.

Pr. Das wäre eine Einnahme von zwölf bis ſechzehn Groſchen. Wahrhaftig eine kümmerliche Beſoldung!

J. Ja nach unſerer Inſtruction ſchieſſen wir alles tod, was lebt, und nicht gegeſſen werden kann. Die Pferde, Eſel und Menſchen ausgenommen, ſo lange es nicht Krieg iſt.

Pr. Zum Exempel, was ſchießt er denn tod?

J. Guckgucke.

Pr. Das ſind doch wohl Raubvögel!

J. Guten Morgen! da müßte das Rothkehlchen auch ein Raubvogel ſeyn. Es raubt ja auch, Mücken und Würmer, und gerade das frißt auch der Guckguck.

Pr. Was muß er ſonſt noch ſchießen?

J. Eulen, Uhus! Iſts nicht wahr, die halten Sie auch für Raubvögel?

Pr. Das glaubt man durchgängig.

J. Freilich glaubt man das, es iſt aber nicht wahr, bedenken Sie ſelbſt, die Eulen und der Uhu haben nun eine ſolche Natur, daß ſie nur bey Nacht fliegen. Die Thiere, die des Nachts ſich verbergen, können alſo gewiß vor ihnen ſchlafen. Aber was wacht, die Maulwürfe, Mäuſe, Ratten und Fledermäuſe, das wird von ihnen verfolgt. Iſt das nicht gut, daß der liebe Gott Thiere geſchaffen hat, die andere freſſen, die den Menſchen Schaden thun? und iſts nicht Unrecht, wenn man ſie ohne Urſache tod ſchießt?

Pr. Wenn es ſo iſt, ſo ſcheint es mir freilich nicht recht zu ſeyn.

J. So iſt es aber! Und wie viele andere Vögel müſſen wir tödten, die keinem Menſchen etwas zu Leide thun. Kibitze, Spechte, alles muß maſſacrirt werden.

Pr. Nun die Spechte wird er doch nicht vertheidigen wollen. Die hacken ja Löcher in die Bäume.

J. Liebe Madame! einen geſunden Baum hackt kein Specht an. Wenn aber ein Baum Würmer hat, da pickt der Specht ein, und holt die Würmer heraus. Freilich muß er dann Löcher machen. Iſt denn das aber Unrecht? Wenn dies wäre, ſo müßte auch der Barbirer geſtraft werden, der den Leuten Löcher macht, um den Eiter, der unter der Haut ſitzt, auszudrucken. Und weil wir einmal von der Sache reden; ſo muß ichs Ihnen grade zu ſagen, daß ich glaube, es gebe eben ſowol ein Thierrecht als ein Völkerrecht.

Pr. Das könnte er ja ſchreiben, es würde viel Aufſehens machen.

J. Das würde es auch machen. Und wenn ich mich ſo recht ausdrücken könnte; ſo würde ich es wirklich ſchreiben, und würde hineinſetzen, daß der Menſch ſich beynahe eben ſo ſchade, wenn er das Thierrecht, als wenn er das Völkerrecht verletzt.

Pr. Wie wollte er das wohl beweiſen?

J. Wenn ich nur ein Gelehrter wäre! Ich weis es wohl, ich kann mich aber nicht ſo recht ausdrücken. Ich will es halt verſuchen. Der Menſch iſt, wie mir es ſcheint, ein Herr der Thiere. Die Bibel ſpricht ja: alles hat er unter ſeine Füße gethan. Und er iſt mehr Herr über die Thiere, als der König über ſeine Unterthanen. Der Menſch kann ja unſchuldige Thiere tod machen, wenn es ihm Nutzen bringt. Er kann den Tauben die Jungen nehmen und ſie tödten, der König darf aber den Eltern die Kinder nicht nehmen und ſie tod ſchlagen. Verſtehen Sie mich wohl?

Pr. Recht gut. Ich weis aber gar nicht, was er damit ſagen will.

J. Itzo wird es gleich kommen. Obgleich der Menſch die Erlaubniß hat, die Thiere zu tödten; ſo muß doch das Morden ſeine Grenzen, ſein Ziel und wie es ſo heiſt, haben. Und wenn er in das Gelag hinein mordet; ſo thut er ſich beynahe ſo großen Schaden, als ein König, der ſeine Bauern und Fabrikanten tod ſchieſſen wollte.

Pr. Recht gut. Wenn er nun aber ein Thierrecht ſchreiben wollte, was für Geſetze würde er dann geben?

J. Ich bin kein Freund von vielen Geſetzen und muß immer lachen, wenn Geſezbücher geſchrieben werden, die ſo groß ſind, daß man ſie kaum fortbringen kann. Wenn ich Geſetze zum Beſten der Thiere geben ſollte; ſo würde ich nur drey herausbringen können.

Pr. Und die hieſen?

J. Erſtlich: wenn dir das Leben eines Thieres ſchadet, oder ſein Tod nutzet, ſo tödte es.

Zweytens: Wenn keins von beyden iſt; ſo laſſe es leben!

Drittens: quäle kein Thier!

Pr. Er ſcheint mir ein ſehr vernünftiger Mann zu ſeyn. Dieſe Geſetze wollte ich gleich unterſchreiben.

J. Ergebner Diener! das iſt viel Ehre für mich.

Pr. Ich glaube aber doch, daß durch dieſe Geſetze ſehr wenigen Thieren das Leben würde gerettet werden. Die mehreſten, die er mir hier genennet hat, thun doch wenigſtens einigen Schaden.

J. Das wohl! aber ſie bringen auch deſto mehr Nutzen. Ich will einmal ein Gleichniß geben! Sehn Sie ich bin ein Jäger, und muß, für meinen gnädigſten Fürſten, Haaſen, Rebhühner, Hirſche, Rehböcke u. d. gl. ſchießen. Dafür habe ich auch die Erlaubniß, daß ich etliche Haaſen und ein Paar Stücke roth Wild für mich ſchießen darf. Iſt das wohl Unrecht?

Pr. Gar nicht! Ich weis aber nicht, was er damit haben will!

J. Ich will es Ihnen gleich ſagen. Es kömmt mir ſo vor, als wenn viele Vögel unſers Herre Gotts Jäger wären, die er gerade deswegen in die Welt geſetzt hätte, daß ſie auf Mäuſe, Ratten, Maulwürfe, Fröſche, Schlangen, Raupen, Mücken u. d. gl. Jagd machen ſollten. Wenn ſie auch bisweilen Tauben, Rebhühner, Kirſchen, Weizen u. d. gl. dem Menſchen wegfreſſen, oder einen Baum zerhacken; ſo denk ich: mag es doch! es iſt ein Stück ihrer Beſoldung, die ihnen der liebe Gott angewieſen hat. Die Menſchen müſſen ja ſo viele beſolden, die ihnen gar nichts nützen, warum nicht auch die, die ihnen Nutzen ſchaffen?

Ich habe dort oben an dem Berge ein Stückchen Land, davon ich jährlich drey Michelshühner zinſen muß. Und wenn Sie mich fragten, wofür giebſt du ſie denn? ſo weis ich nicht, was ich darauf antworten

worten ſoll. Der Herr, der ſie bekommt, verzehrt ſie, und läßt übrigens den lieben Gott einen guten Mann ſeyn. Ob auf meinem Acker etwas wächſt oder nicht, darum bekümmert er ſich nicht. Ich bringe ihm aber doch alle Jahr ſeine Michelshühner, wie es ſich gehört und gebührt. Warum ſollte ich denn nicht auch bisweilen dem Falken ein Huhn oder eine Taube gönnen, der mein Land von Mäuſen und Maulwürfen reinigt? Warum ſollte ich denn dem Sperlinge nicht erlauben von meinem Weitzen etwas zu genießen, da er das ganze Jahr die Raupen, Schmetterlinge und Käfer fängt?

Pr. Aber wenn die Jäger ſich vermehrten ſo beſorge ich, ſie würden für ſich ſo viel Wild ſchießen, daß am Ende nichts für den Landesherrn übrig bliebe.

J. Ganz Recht! und da würde wohl der Landesherr ſo gut ſeyn, und die übrigen Jäger abdanken. Und der Menſch behält immer das Recht die Thiere, die ſich zu ſeinem Schaden zu ſtark vermehren, auszurotten. Wenn er aber alle Thiere, die ihm nutzen, deswegen ausrottet, weil ſie für ihre Bemühung eine kleine Beſoldung verlangen, ſo kommt es mir gerade ſo vor, als wenn ein Landesherr alle ſeine Jäger abdanken wollte, um die Beſoldung zu erſparen. Da würde er wohl, mit ſeinen Regierungsräthen, ſelbſt die Flinte nehmen, und auf die Jagd gehen müſſen. Ha! ha! ha!

Pr. Ich muß ihm ſagen, daß mir ſein Geſpräch viele Freude macht. Vermuthlich hat er viel geleſen.

J. Das ich nicht wüßte! Aber ich habe einen Herrn Pathen, der iſt Pfarrer in Liebenwalde, in dem Dorfe, das gerade da unten an dem kleinen Flüßchen liegt, der hat mit mir oft über ſolche Sachen discurirt. Hernach habe ich auch bisweilen meine Speculationen für mich gehabt, wann ich auf dem Anſtande war, den Himmel voll Sterne ſahe, und dachte, daß der Herr, der dieß alles gemacht hat, alle Thiere unter meine Füße gethan habe.

Wenn Sie es nicht übel nehmen; ſo will ich doch weiter reden. Wenn wir den Wind tod ſchießen könnten, bey meiner Ehre, es ſtünde mit in unſrer Inſtruction, daß wir auf ihn Jagd machen ſollten. Und wenn wir nun wirklich ſo glücklich wären, ihn mauſetod zu ſchießen, und den Nord und Sud, Oſt und Weſtwind eben ſo auszurotten, wie wir leider Gottes die Spechte und andere nützliche Vögel beynahe ausgerottet haben — Was würde nun daraus folgen? Die großen Herren müßten, ſo wahr ich vor Ihnen ſtehe, einen Wind erkünſteln, und große Blaſebälge anlegen laſſen, die die Luft reinigten, und die Wolken zuſammentrieben. Und hunderttauſend Blaſebälge würden doch nicht ſo viel ausrichten, als der Wind, wenn er nur aus einem Ende bläßt. Da würde bald der Regen mangeln, bald anſteckende Krankheiten graſſiren; da würde über das menſchliche Elend geklagt, da würden Bußpredigten gehalten, und Prämien für die ausgeſetzt werden, die den mehreſten Wind machen könnten. Ha! ha! ha!

Pr. Das wäre freylich lächerlich. Der Wind kann aber nicht tod geſchoſſen werden, und es wird auch niemanden einfallen, ihn tod ſchieſſen zu laſſen.

Jäg. Es iſt halt nur ſo ein einfältiges Gleichniß. Ich denke immer, ſo wie der Wind ſeine Pflichten hat, und des lieben Gottes Diener iſt, ſo iſt es auch bey den Vögeln. Wenn man ſie gerade zu, ohne Urſache tod ſchießt, ſo entſteht lauter Noth. Die Maulwürfe, Mäuſe, ſe, Heuſchrecken, Raupen, Mücken, u. d. gl. nehmen überhand, und der Menſch, der etwas nützlichers thun könnte, muß nun Maulwürfe u. d. gl. fangen. Mit alle dem richtet er nicht ſo viel aus, als die Vögel würden gethan haben, die er ohne Grund und Urſache maſſacrirte. Das Ungeziefer nimmt überhand. Da werden nun Buspredigten gehalten, Buslieder geſungen, und der liebe Gott um Abwendung der wohlverdienten Strafe angerufen. Ja wohl iſts eine wohlverdiente Strafe, die die Menſchen mit ihrer Unwiſſenheit verdient haben. Der liebe Gott wird es aber wohl bleiben laſſen, daß er die wohlverdiente Strafe abwende. Ich denke, wenn die Strafe wohlverdient iſt, ſo wäre ja der liebe Gott ungerecht, wenn er ſie abwendete.

Da haben wir itzo unſere Noth mit dem Borkenkäfer, der ganze Wälder ruinirt! Hätten wir nicht alle Vögel tod ſchießen müſſen, die auf die Inſecten Jagd machen, ſo würde der Borkenkäfer uns wohl nicht ſo viel Schaden haben thun können!

Es iſt aber gerade ſo, als wenn der Menſch recht darauf ausgienge, das Elend auf der Erde zu vergrößern, und die Freude zu vermindern.

Was ſonſt, wie mir mein ſe'liger Vater erzählte, für eine Luſt in dieſem Wäldchen war! von allen Bäumen ſangen Vögel! Chriſtian, ſprach er, meine vergnügteſten Stunden, die ich auf der Welt hatte, die habe ich in dieſem Wäldchen zugebracht! In keinem Concerte gefiel es mir ſo wohl, als wenn ich mich unter die Buchen legte, und das Zwitſchern, Trillern, Pfeifen und Schlagen der Vögel hörte. Wenn er itzo wieder kommen ſollte, der gute Mann! er würde die Gegend gar nicht mehr kennen! Da hören ſie keine Nachtigall mehr! Finken ſelten, höchſtens pinkt da und dort eine Meiſe noch.

Pr. Und wo ſind denn alle dieſe Vögel hin?

Jäg. Alle weggefangen! Bey der Erde weggefangen! Im Frühjahre ſobald ſich Vögel blicken laſſen, und ſich paaren wollen, haſt du da nicht laufen geſehen! Da läuft Junge und Purſch, und Mann, alles läuft mit Leimruthen, und fängt alles weg.

Pr. Und was thun ſie denn mit den armen Vögeln?

Jäg. Da laufen ſie mit herum, bieten ſie allenthalben aus, die alten verſäumen ihre Profeſſion, die Kinder ihre Schule — was ſie nicht verkaufen können — dem drucken ſie die Köpfe ein.

Pr. O weh! die Köpfe ein?

Jäg. Meiner Seele! allen bey der Erde weg, drucken ſie die Köpfe ein.

Pr. Und was thun ſie denn damit?

Jäg. Sie verkaufen ſie, die Mandel für 8 Pfennige.

Pr. Das iſt ja ein Lumpengeld!

Jäg. Ey freylich ein Lumpengeld! und hätten in der Zeit, da ſie die 8 Pfennige erwarben, vielleicht 4 Groſchen verdienen können, und rauben damit allen Leuten ihre Freude! Lieber Gott! man hat ja Mühe und Arbeit genug in der Welt! Der Menſch will doch auch ſeine Freude haben! Der liebe Gott ſcheint ordentlich viele Vögel dazu gemacht zu haben, daß ſie den Menſchen bey ſeiner Arbeit aufmuntern, und ihm ihr Liedchen vorſingen ſollen. Der Menſch iſt aber ſo albern, daß er dieſe kleinen Muſikanten tod macht, hernach geht er herum, fängt Grillen, ſetzt ſich hin und ſpielt in der Karte. Ich kann mich nicht ſo recht ausdrücken, aber es kommt mir ſo vor, als wenn es ein menſchliches Elend wäre, daß der Menſch ſo albern iſt, daß er die Freuden zerſtört, die ihm der liebe Gott gemacht hat, und die Geſchöpfe tödtet, die ſeinen Verdruß mindern ſollten.

Pr. Thut denn die Obrigkeit dieſem Unfuge nicht Einhalt?

Jäg. Was kann die Obrigkeit dabey thun! Sie befiehlt und verbietet, und der Unterthan thut doch was er will. Wenn der Menſch ein Narre iſt, ſo kann ihn die Obrigkeit nicht geſcheut machen! Das iſt meine einfältige Meynung. Die Kinder ſollten beſſern Unterricht bekommen, da bleibe ich dabey! Das geſchieht aber nicht. Da müſſen ſie immer lernen: du ſollt nicht andere Götter haben neben mir! Damit hats gute Wege! Andere Götter werden ſie nicht haben! Wenn ſie auch nur gewarnt würden, daß ſie des wahren Gottes Werke nicht zerſtörten! Leidets doch kein Schulmeiſter von ſeinen Jungen, daß ſie ihm das Notenbuch zerreißen —

Nun können Sie nicht fehlen! Schwager fahr nur immer den Weg rechter Hand hinein, da kommſt auf die Station! wünſche eine, recht glückliche Reiſe!

Meine Prinzeſſin wollte ſeine Gefälligkeit mit einem Gulden belohnen, er nahm ihn aber nicht an, und ſchien darüber unwillig zu werden.

Wie es mir in Kolchis gehe? das ſollſt du nächſtens erfahren. Mit der aufrichtigſten Geſinnung

Deine

dich herzlich liebende
Schweſter
Caroline.

Dritter Brief.

Der Herr Superintendent Luxenburger an den Herrn Pater Pancratius.

Crelau, den 6. Jdun.

Liebſter Herr Bruder!

Sie haben recht! die Pädagogen ſind an allem Unglück ſchuld, und ich weis nicht, wo es am

Ende hinaus will, wenn das Ding ſo fortgeht. Sie wollen die Kinder vernünftig machen, und das geht nicht, ſchlechterdings geht es nicht. Die Vernunft iſt unſere gefährlichſte Feindin — und dieſe begünſtigen ſie, das iſt abſcheulich!*) Wer will da noch Prediger ſeyn, wenn alles vernünfteln, und prüfen und unterſuchen will?**) Sonſt konnte ich meinen Katechumenis ſagen was ich wollte, jtzo iſt mir ſchon ein paarmal der Fall arrivirt, daß ſie mir Einwendungen gemacht haben. Stellen Sie ſich um Gotteswillen vor — Einwendungen von Katechumenis! Wo will das am Ende hinaus!***)

Geſtern habe ich ein ſchreckliches Aergerniß gehabt, es iſt abſcheulich! Stellen ſie ſich vor, da finde ich bey einem Schulkollegen ein Buch, darinnen ſpottet der Verfaſſer über die Abbildung des Teufels, der in unſern Schulbüchern ſteht! du Spötter du! wart es wird dir in die Hände kommen, wenn dich der Teufel in die Krallen bekommt! Der Teufel iſt immer mein Beſtes geweſen. Wenn die Kinder nicht mehr zu bändigen waren, da zeigte ich ihnen den Teufel mit ſeinen Hörnern und Klauen — da waren ſie ſogleich wie die Mäuschen*). Kurz und gut, wenn die Religion beſtehen ſoll, liebſter Herr Bruder, ſo müſſen die Pädagogen nieder!**) dabey bleibt es

---

*) Iſt die Vernunft vielleicht das Werk des Teufels? und wenn ſie Gottes Werk iſt, warum ſoll man ſie denn zernichten? ſollen wir uns vielleicht auch die Augen ausſtechen laſſen?

**) Rollow, Wenzel und tauſend andere, die Verſtand und ein redliches Herz haben.

***) Dahinaus, daß die Kinder den Wink des Apoſtels befolgen lernen: **prüfet alles, und das Gute behaltet!**

---

*) Schöne Ehre für Sie, Herr Superintendent! Mein Rollow hatte in den Büchern, die er den Kindern in die Hände gab, keine Abbildung des Teufels, und doch folgten ſie ſeinen Winken, und — welches weit mehr iſt — ach! ſie liebten ihn! umarmten ihn, wenn ſie ihn ſahen. Haben Sie mit ihren Teufelsbildern die Kinder wohl je ſo weit gebracht, daß ſie Sie umarmt hätten?

**) Was der Mann wohl ſich unter Religion denken muß! Ich habe wenige pädagogiſche Schriften geleſen, aber alle, die mir in die Hänes ein für allemal! Ich bin ewig

Ihr

treuer Bruder

Luchſenburger.

Vier-

be kamen, ſuchten doch die Kinder aufzuklären, oder welches, wie mir Rollow ſagte, einerley iſt, zu erleuchten, lehrten ſie Gott vertrauen, ſich ſelbſt beherrſchen, ihre Kräfte auszubilden, gegen ihren Nebenmenſchen redlich zu ſeyn, und ihm wohlzuthun, wieſen auf Jeſum, als den, den Gott verordnet habe, uns den Weg zum Leben zu zeigen. Iſt denn das nicht Religion? Lehrt uns die Bibel etwas anders als Erleuchtung, Vertrauen auf Gott, Selbſtbeherrſchung, Menſchenliebe und Folgſamkeit gegen Jeſum? Ich weiß doch wirklich nicht, was der Mann haben will.

Vierter Brief.

Der Herr Superintendent Luchſenburger an den Herrn Pater Pancratius.

Erclau, den 9. Jänn.

Auch hierinne ſtimme ich Ihnen bey, liebſter Herr Bruder! Ihre Regel, **wenn man den Menſchen einmal ſo weit hat, daß er nur erſt etwas Albernes glaubt; ſo kann man hernach mit ihm machen, was man will,** iſt eine goldene Regel, die ich mein Lebelang vor Augen und im Herzen haben werde *).

Wir haben alſo allerdings Urſache, wie Sie ſchreiben, alle diejenigen als unſere Wohlthäter anzuſehen, die Glauben an Geiſtererſcheinungen, Goldmachen und Magnetiſmus verbreiten. Ich finde auch wirklich, daß alle Glieder meiner Gemeine, die ſolche Sachen glauben, ſehr gute und lenkſame Seelen ſind, und vom Klugdünkel gar nichts wiſſen.

---

*) Schöne Lehrer der Wahrheit! gerade ſo wie wenn Schulmeiſter den Kindern, die ſie leſen lehren ſollten, erſt die Augen blenden wollten.

Wie wäre es, wenn Sie bey uns eine magnetiſche Geſellſchaft errichteten! Ich habe eine Schweſter, die ſcheint mir ſo recht zum Magnetiſiren gemacht zu ſeyn. Sie iſt kränklich und verliebt — wäre dieß nicht ein gutes Subjekt zum Magnetiſiren? Mit Vergnügen wird ſie ſich von Ihnen manipuliren laſſen. Und iſt ſie einmal desorganiſirt! ſo ſagt ſie gewiß alles, was wir gern hören wollen. Da haben wir denn eine Prophetin, die alles, was wir wollen, mit ihren Ausſprüchen beſtätigt. Was das für eine herrliche Sache wäre! Wunder wollten wir thun, wahrhaftig Wunder! und wenn wirs einmal bis zum Wunderthun gebracht haben, dann ſey Trotz geboten jedem, der uns meiſtern will *)!

---

*) Wahrhaftig der Mann iſt ſo einfältig nicht, als er ſcheint. Benutzt die Schwachheiten des weiblichen Geſchlechts, und ſucht es auf eure Seite zu bringen, dann könnt ihr mit dem übrigen Bischen Welt machen, was ihr wollt. Wir ſind ja im Grunde doch diejenigen, die das Regiment in der Welt führen. Meyneſt du nicht Schweſter?

Nun verſtehe ich auch, warum Sie immer ſo ſehr die Kanoniſation des Bettlers Labre wünſchen. Was kann man mit einer Gemeine nicht alles anfangen, die einmal ſo weit gebracht iſt, daß ſie ihr Heil von einem Menſchen erwartet, der ſich gegen das Ungeziefer nicht ſchützen konnte!

Der Einfall iſt mir, ſeit Ihrem letztern Briefe nicht aus den Gedanken gekommen. Könnten wir bey uns nicht eben ſo etwas ausführen? Ueberlegen Sie es, Herr Bruder! da iſt der Bettler Krums, den in voriger Woche das Ungeziefer gefreſſen hat — wäre es nicht möglich ihn canoniſiren zu laſſen? Bedenken Sie nur, was für ein Sieg über die vermaledeyete Vernunft es wäre, wenn wir die Freude hätten, unſere Stadt vor dem Bilde eines Menſchen knieen zu ſehen, der vor kurzen noch der Buben Spott war. Wenn wir Litaneyen und Gebete, um Schutz und Rettung zu dem ſchicken hörten, der ſich gegen das Ungeziefer nicht zu ſchützen vermochte. Welche Freude, wenn Krums der Bettler, von den Kanzeln der Chriſtenheit als Muſter geprieſen würde! dann hätten wir gewonnen Spiel! dann wollten wir unſere anvertraueten Heerden lenken und leiten, wie es uns ſelbſt beliebte. Ueberlegen Sie doch die Sache *)!

Ich bin

Ihr

treuer Bruder
Luchſenburger.

Fünfter Brief.

Der Diakonus Rollow an Carln.

Grünau, d. 6. März.

Liebſter Herr von Carlsberg!

Wenn Sie unſere Henriette wirklich ſo herzlich lieben, wie Sie verſichern: ſo iſt es ſchlechterdings nöthig, daß Sie, gleich nach dem Empfange dieſes Briefs, ihr ſchreiben, und ihr einen ſchreck-

---

*) Vortreflich! wenn man es einmal darauf anlegt, die Menſchen zu Narren zu machen, um von ihrer Narrheit Vortheil zu ziehen, ſo kann es nicht ſchicklicher angefangen werden.

ſchrecklichen Argwohn zu benehmen ſuchen, den ſie gegen Sie gefaßt hat.

Henriette hat Sie auf Ihrem Landgute beſuchen wollen, welches Sie itzo ohne Zweifel wiſſen werden. Sie fand Sie nicht, dieß ſchmerzte das Mädchen, deren Herz an Ihnen ſo ganz hängt. Noch mehr gebeugt wurde ſie aber, da man ſie verſicherte, daß Sie ein Frauenzimmer unterhielten, das mit Ihnen in der größten Vertraulichkeit lebe. Dieß hat ſie gegen Sie erbittert. Meine Vorſtellungen ſind umſonſt.

In meinen Augen ſind Sie ein ſehr rechtſchaffner Mann, der gewiß eine ſehr beruhigende Auskunft wird geben können. Aber bald — bald muß ſie erfolgen, ſonſt bürge ich Ihnen für nichts. Leben Sie wohl!

Eine ſehr dringende Einladung, einem Kranken, in dem hier neu errichteten Hoſpitale beyzuſtehen, riß mich von dieſem Briefe weg, und hielt mich ſo lange auf, daß ich darüber die Poſt verſäumte.

Da nun dieß einmal geſchehen iſt, ſo kann ich nicht umhin, Ihnen die traurigen Empfindungen, die ich bey dieſem Beſuche hatte, mitzutheilen.

Seit zwey Monaten iſt bey uns ein Hoſpital zu Stande gekommen, in dem alle Kranke aufgenommen werden, denen das Vermögen fehlt ſich curiren zu laſſen. Sie genießen hier unentgeltliche Verpflegung und Heilung.

Eine beſondere Etage darinne, die den Perſonen eingegeben iſt, welche Brüche haben, iſt bereits ſo angefüllt, daß ſchon viele Unglückliche dieſer Art, haben ab und zur Geduld verwieſen werden müſſen. Der Fürſt hat auch einen beſondern Arzt zur Heilung dieſer Elenden berufen laſſen, der nicht nur im Hoſpitale, ſondern auch auſſer demſelben voll auf zu thun hat.

Dieſe Anſtalt macht unſerm Fürſten Ehre. Größere Ehre würde es ihm aber gewiß ſeyn, wenn es nicht ſo viele Unglückliche in ſeinem Lande gäbe. Der Hirte iſt gut, der ſich ſeiner kranken Heerde annimmt, aber der iſt beſſer, der ſie ſo zu weiden weiß, daß ſie nicht krank wird. Aber freylich kann man es unſern Fürſten nicht ganz zur Laſt legen, wenn ſo vieles Elend unter ihrer Regierung herrſcht. Ihre Unterthanen ſind keine Schaafe, die durch den Hund auf einem einzigen Pfiff zuſammen gehetzt werden können. Sie ſind freye Geſchöpfe, und müſſen als ſolche behandelt werden. Was ſoll nun der Fürſt thun, um ſeine Unterthanen von Wegen abzubringen, die ſie ins Unglück ſtürzen? Soll er befehlen und verbieten? ſo finden ſie tauſenderley Wege, die Geſetze zu hintergehen. Soll er Einrichtungen machen, um ſie durch Liebe und Vernunft dahin zu bringen, daß ſie glücklicher werden; ſo fehlen ihm auf der einen Seite die Leute, die Klugheit, Rechtſchaffenheit und Kraft genug hätten, ſeine Abſichten durchzuſetzen: auf der andern Seite rottirt ſich ſogleich der hohe und niedrige Pöbel zuſammen, um ihm entgegen zu arbeiten.

Der Fürſt iſt mir ſchon ehrwürdig, der keine Einrichtungen macht, die auf das Verderben ſeiner Unterthanen abzielen, der diejenigen unterſtützt, die zur Minderung der menſchlichen Leiden ihre Kräfte brauchen, und der ſich der Unglücklichen auf das Beſte annimmt.

Ich komme näher zur Sache.

In dieſes neu angelegte Hoſpital wurde ich nun gerufen, um einem Patienten, der einen großen Bruch hatte, das Abendmahl zu reichen. Er rang bey meinem Eintritte ſchon mit dem Tode, und ich mußte, nach verrichtetem kurzen Gebete, unverrichteter Sache wieder fortgehen.

Wie viel mein Herz dabey litt, daß ich einen meiner Mitmenſchen in der Blüthe ſeiner Jahre dahin welken ſehen mußte, kann ich Ihnen nicht beſchreiben.

Als ich eben zur Thür herausgehen wollte, kam ein anderer ſehr ungeſtüm hereingetreten, ſo, daß wir beyde heftig an einander ſtießen, und in einem Augenblicke zugleich ſagten — **ich bitte um Verzeihung!**

Da wir einander einige Augenblicke angeſehen hatten, fragte der andere, ſie haben vermuthlich einen Kranken hier beſucht?

Einen Sterbenden war meine Antwort, der itzo, da wir mit einander ſprechen, die Erde verläßt.

Und was fehlt ihm? fragte jener heftig.

Er hat, wie man mir ſagte, einen Bruch.

Hat er, fuhr er fort, Convulſionen?

Schreckliche Convulſionen! ſagte ich.

Nun ſagte er, wenn dieſe eingetreten ſind, ſo kann ich ihm nicht mehr helfen. Eben itzo wollte ich ihn beſuchen.

Sie ſind alſo, fragte ich, vermuthlich ein Arzt?

Arzt. Der bin ich, und unſer wohlthätiger

Fürſt hat mich vorzüglich dazu verordnet, daß ich mich der Brüchigen annehmen ſoll.

Ich. Aber ſagen Sie mir nur, ich bitte Sie, woher kömmt es denn, daß in unſern Tagen ſo viele Menſchen gebrechlich werden? Wir arbeiten immer, predigen und ſchreiben, um das menſchliche Elend zu mindern, und können uns doch nicht einmal gegen Gebrechlichkeit ſchützen! Dieß macht mich ſehr traurig.

Arzt. Ey, wen ſollte der Anblick ſo vieler Unglücklichen nicht traurig machen! Aber ich ſehe nicht, wie die Sache abzuändern iſt. Wir müßten das Menſchengeſchlecht umſchmelzen, wenn wir ſolches Elend verhindern wollten.

Ich. Sagen Sie mir doch aber nur, woher kommt denn dieſes Elend?

Arzt. Es hat verſchiedene Quellen. Die eine iſt die unmenſchliche Unbarmherzigkeit der Vorgeſetzten gegen ihre Untergebenen; der Knecht, die Magd, der Lehrling, werden oft gezwungen, Laſten zu heben, die ganz über ihre Kräfte ſind. Wenn ich nun mit einem Hebel eine Laſt heben ſoll, die mit ſeiner Stärke in gar keinem Verhältniſſe ſteht, was muß daraus folgen? er muß brechen. Gerade ſo muß der Menſch gebrechlich werden, der gezwungen wird Laſten zu heben, die ſeine Kräfte ganz überſteigen. Von dieſer Unbarmherzigkeit hat der junge Menſch, den ſie beſucht haben, ſeinen Tod. Sein Vater that ihn in der Abſicht zu dem Kaufmann Ribitſch, daß er bey ihm die Handlung lernen ſollte. Ribitſch iſt aber ein Barbar. Statt ſeine Lehrlinge mit der Handlung bekannt zu machen, braucht er ſie wie ſeine Sklaven, zwingt ſie, wenn ſie die Waaren auf und abgeladen haben, dieſelben von einem Orte zum andern zu fahren u. ſ. w.

So ſollte auch der arme Menſch, der itzo ſtirbt, ein großes Faß voll Kaffee zu einem andern Kaufmann fahren. Er that ſein Möglichſtes, war aber nicht vermögend, es eine Spanne weit von der Erde zu heben, ließ alſo den Schubkarrn ſinken und ſagte, — das bin ich nicht im Stande zu erheben!

Wie ein Satan ſprang Ribitſch aus ſeinem Laden, ſchlug unbarmherzig auf den Menſchen los, zwang ihn, ſeine Kräfte zu überſpannen, pautz da lag er und war gebrechlich.

Ich. Entſetzliche Barbarey! Woher kömmt es denn aber, daß ſo viele Soldaten Brüche haben?

Arzt. Das will ich Ihnen ſagen. Unſere Fürſten wollen faſt alle mehr Soldaten halten, als ihr Land ernähren kann. Folglich müſſen Sie auf Menage denken. Aus Menage laſſen ſie den armen Soldaten, Rock, Weſte und Hoſen enger machen, als es ſeyn ſollte. Dadurch werden alle ihre Eingeweide unnatürlich zuſammengepreßt. Wenn nun ſo ein armer Menſch einen Fall thut, oder mit dem Pferde ſtürzt, ſo kann er nicht, wie ein anderer, mit Vortheil fallen oder ſtürzen, denn er iſt ja an allen Orten gepreßt und geſpannt, er fällt alſo gerade aus, das zuſammengepreßte Eingeweide bricht durch — der Bruch iſt da! Voriges Jahr bekamen funfzig tüchtige Burſche, der Brüche wegen, von dem hieſigen Regimente, ihren Abſchied. Ich denke, wenn das Ding nicht bald anders wird, ſo wird man wohl bald noch mehreren den Abſchied geben müſſen!

Ich. Guter Gott! wer kann ſich bey ſolchen Auftritten der Klagen über das menſchliche Elend enthalten! Wie geht es denn aber zu, daß ſo viele Menſchen von den cultivirten Ständen, die weder ſchwere Laſten heben, noch ihren Körper in unnatürliche Kleidung preſſen dürfen, Brüche bekommen?

Arzt. Ihro Ehrwürden! daran iſt unſere ganze Lebensart ſchuld.

Ich. Das wäre ja ſchrecklich, wenn unſere Lebensart ſo unnatürlich wäre, daß ſie uns gebrechlich machte.

Arzt. So iſt es aber! Ich habe von Heilung der Brüche meine Nahrung, und ſollte, wenn ich eigennützig wäre, nicht dagegen ſprechen. Lieber wollte ich aber auf der Stelle auf alle den traurigen Gewinn Verzicht thun, den ich von dieſem Elende ziehe, wenn ich es nur ein für allemal abgeſchaft ſehen ſollte! Ich würde demohnerachtet keine Noth leiden.

Ich. Edler Mann! dieſe Äuſſerung macht ihrem Herzen Ehre! deſto gewiſſer hoffe ich, daß Sie mir einen Wink nach der eigentlichen Quelle geben werden, woraus die vielen Gebrechlichkeiten unſerer Zeitgenoſſen, nicht etwa der Taglöhner und Sackträger, die die Noth oft zwingt, ihre Kräfte zu überſpannen, ſondern ſolche Perſonen rühre, die ein ſehr bequemes Leben führen?

Arzt. Laſſen Sie uns dieſe Wohnung des Elends verlaſſen, wo ich gegenwärtig unnüze bin, und über dieſe wichtige Sache weiter ſprechen! Geben Sie mir wohl recht, wenn ich behaupte, daß jeder Menſch, der Fürſt wie der Bauer, zur Arbeit beſtimmt ſey?

J. Ei das verſteht ſich. Wenn der Fürſt nicht arbeitet, und der Bauer nicht arbeitet; ſo verdirbt einer wie der andere.

A. Bravo! So weit ſind wir eins! aber nun frage ich Sie weiter? Sind denn alle Menſchen auch zur körperlichen Arbeit beſtimmt?

J. Zur körperlichen Arbeit? dieſe Frage, ich muß es geſtehen, kommt mir etwas unerwartet. Erlauben Sie mir einige Minuten zum Nachdenken! Wenn der Vater dem Kinde ein Klavier ſchenkt; ſo thut er es in der Abſicht, damit es darauf ſpielen ſoll. Wenn alſo der Schöpfer uns einen Körper gab; ſo that er es deswegen, daß wir ihn brauchen, daß wir körperliche Arbeit treiben ſollten. Ich bin überzeugt! wer einen Körper hat, der muß körperliche Arbeiten treiben!

A. Vollkommen richtig! ich ſage aber noch mehr, er muß auch ſolche Arbeit treiben, die den ganzen Körper, wo möglich, in freyer Luft in Bewegung ſetzt. Denn wenn nur einige Theile, zum Exempel die Finger oder Hände bewegt werden! ſo ſind eine Menge Muskeln, die doch auch vom Schöpfer ihre Beſtimmung erhalten haben, unthätig; und, da doch die freye Luft das Element iſt, für welches wir geſchaffen ſind; ſo muß, wenn anders der Schöpfer weiſe iſt, die Zurückziehung von derſelben ſehr traurige Folgen haben.

Wenn nun der Menſch nicht alle Muskeln ſeines Körpers in Thätigkeit erhält; ſo müſſen dieſe nothwendig erſchlaffen. Uebung iſt die einzige Stärkung jeder Kraft. Wo dieſe fehlt, entſteht Erſchlaffung.

Dieſe Erſchlaffung wird bey Perſonen, die im verſchloßnen Zimmer, ſitzend, entweder mit dem Kopfe oder mit den Händen arbeiten, am erſten im Unterleibe fühlbar. Die Eingeweide verlieren nach und nach die Kraft, ihre Dienſte zu thun, und das abzuführen, was ſie abführen ſollten. Es entſtehen Verſtopfungen — Verhärtungen —

Des Sitzens müde, ſuchen ſolche Perſonen Zerſtreuung. Nicht, wie man vermuthen ſollte, in körperlicher Arbeit, die mit Anſtrengung verknüpft iſt; denn dieſe ſcheuen ſie. Auch nicht immer in Spatziergängen, denn bald regnet, bald ſchneiet es, bald iſt es zu heiß, bald zu kalt, weil einem Menſchen, der die körperliche Arbeit in freyer Luft flieht, faſt immer 3/4 der Witterung unangenehm iſt. Folglich müſſen ſie Geſellſchaft ſuchen, und da viele Stunden lang mit andern zuſammen ſitzen, eſſen, trinken, plaudern und ſpielen. Hier ſind die Muskeln des Unterleibes wieder in Unthätigkeit und es werden in den Gedärmen unnatürliche Spannungen und Preſſungen hervorgebracht.

J. Das iſt wohl nicht zu leugnen.

A. Eben daher entſtehen aber noch mehr Verhärtungen!

J. Nothwendig! ich fühle ſie nur allzuſehr, wenn ich Amts wegen an großen Schmäuſen Theil nehmen muß.

A. Wenn nun der Menſch die Forderungen der Natur befriedigen will, was muß er thun? ſeine Kräfte unnatürlich anſtrengen — folglich ſich der Gefahr ausſetzen, ſeine innern Theile zu zerſprengen. Dieß iſt der Urſprung von den mehreſten Brüchen bey Perſonen, die eine ſitzende Lebensart führen. Geben Sie mir hierinne Recht?

J. Ganz gebe ich Ihnen Recht.

A. Dieß einzige muß ich Ihnen nur noch

ſagen, daß in katholiſchen Ländern die Zahl der Gebrechlichen noch weit größer, als bey uns, ſey. Die mehreſten Mönche, vorzüglich die Karthäuſer, ſind mit Brüchen geplagt. Die Nothwendigkeit, ohne alle Luſt und Neigung, ganze Stunden die Horas zu ſingen, ſetzt ſie in dieſen traurigen Zuſtand.

Vielleicht iſt bey kleinen Kindern, die, ehe ſie ſich ihrer noch bewußt werden, ſchon die traurigen Folgen der menſchlichen Thorheit, an ihrem Körper in einem Bruche, fühlen, die Urſache ihres Elends das Waſchen mit warmen Waſſer. Dieß muß nothwendig alle Theile, die das Eingeweide zuſammen halten ſollten, ſchlaff machen.

Sie werden aus dem was ich Ihnen geſagt habe, wohl einſehen, daß ich mit meiner Kunſt, gebrechliche Menſchen zu heilen, bey einer Geſellſchaft von Menſchen, die der Natur gemäß lebt, ſo unnütz ſey, als ein Friſeur, eine Amme, oder ein Schnürbruſtfabrikant, aber für die Menſchen wie ſie itzo ſind, bin ich doch unentbehrlich.

J. Freylich unentbehrlich! Aber doch werden Sie es mir gewiß verzeihen, wenn ich den Wunſch thue, daß ſie ihn einſt entbehrlich werden möchten!

A. Dieſen Wunſch unterſchreibe ich aus dem Grunde meiner Seele!

J. So leben Sie wohl, lieber, edler Mann.

A. Leben Sie auch wohl!

Mit dieſen Worten ſchieden wir von einander.

Da ich zu Ihnen das Vertrauen habe, daß Sie einſt ſich beſtreben werden, die Glückſeligkeit der Menſchen aufs möglichſte zu befördern: ſo hielt ich es für Pflicht, Ihnen dieſen Auftritt zu melden, damit Sie deſto beſſer in den Stand geſetzt würden, dem großen Elende der Menſchen — der Gebrechlichkeit — entgegen zu arbeiten.

Von ganzem Herzen

der Ihrige

Rollow.

Sechſter Brief.

Der Feldprediger Wenzel, an Carlsberg.

Carmin den 10 März.

Mein lieber guter Carl!

Da Ich ſo aufrichtig an allen Schikſalen, die Sie betreffen, Theil nehme, und mich ſo herzlich auf den Tag freue, da ſie ihre gute Henriette, ganz als die Ihrige, in Ihre Arme ſchließen können: ſo bin ich gewiß überzeugt, daß Sie, auch bey meinen Schickſalen nicht gleichgültig ſeyn werden.

Ihnen zuerſt melde ich alſo etwas, wodurch mein ganzes Schickſal eine andere Wendung bekömmt, und ſich mir, für die Zukunft, ganz neue Ausſichten öffnen.

Ich bin zum Superintendent in Carmin, mit einem Gehalte von tauſend Thalern, ernannt worden.

Viele würden dieſes geradezu für ein Glück halten — ich aber nicht ſo. Das Amt eines Superintendenten, Gott welche Bürde iſt es! Wenn ich es nicht in der Abſicht übernehme, um, die damit verknüpften, tauſend Thaler verzehren zu können, ſondern, um ihm Gnüge zu leiſten — wie ſchwer iſt es dann!

Nun ſoll ich Oberhirte von ſo vielen Hirten ſeyn, denen ſo viele tauſend Schafe anvertrauet ſind! Soll ſie leiten, ſoll ihnen Anweiſung geben, ſie nach richtigen Grundſätzen zu behandeln — wie viele Thätigkeit, Aufmerkſamkeit, und Klugheit, iſt dazu nöthig!

Soll ich Sie, nach der hergebrachten Methode, ihre Heerden fortweiden laſſen? — Welche Vorwürfe werden mir deswegen alle Rechtſchaffene, welche Vorwürfe wird mir deswegen mein Gewiſſen machen!

Soll ich Verbeſſerungen anfangen? Welcher Widerſtand, Tadel, Spott, wartet dann meiner!

Kurz! wenn ich mein neues Amt von dieſer Seite betrachte, ſo habe ich gar keine Urſache mich darüber zu freuen, und möchte wohl mit Moſe ſagen: Herr ſende welchen du willſt!

Folgende Gedanken machen mir aber doch die Uebertragung dieſes Amts höchſt angenehm.

Erſtlich bekomme ich doch dadurch einen ungleich größern Wirkungskreiß, habe nun Gelegenheit, vielen tauſenden die Grundſätze mitzutheilen,

len, die ich als wahr und richtig erkannt habe. Die Schwierigkeiten, die ſich dabey mir entgegen ſtellen werden, darf ich nicht achten, weil ich ganz überzeugt bin, daß jeder Mann, der Gutes ſtiften will, mit Schwierigkeiten nothwendig kämpfen müſſe, und daß Kampf mit Schwierigkeiten zur Ausbildung unſerer Kräfte ſchlechterdings nöthig ſey.

Zweytens bin ich durch dieſe Veränderung in den Stand geſetzt, mich zu verheyrathen. Da Sie ſelbſt im Begriffe ſind, in den Eheſtand zu treten: ſo kann ich mich wohl über dieſen Punkt Ihnen etwas deutlicher erklären.

Mir ſcheint es ein ſehr großer Fehler in unſerer Statsverfaſſung zu ſeyn, daß der Staat nicht dafür ſorgt, einem jeden, der zum Eheſtande reif iſt, und der ſeine Kräfte gehörig ausgebildet hat, einen Platz anzuweiſen, wo er ſich verheyrathen und ſeine Familie ernähren kann. Dieſem Fehler müſſen gewiß die mehreſten Ausſchweifungen zur Laſt gelegt werden, die unausſprechlichen Jammer, Gram, Verzweiflung in der menſchlichen Geſellſchaft verbreiten.

Mein Gewiſſen bezeugt mir zwar, daß ich mich nie einer groben Ausſchweifung ſchuldig gemacht habe; ich weiß aber auch, welche ſchwere Kämpfe es mir koſtete, meine Unſchuld zu bewahren, deren unſchätzbaren Werth ich itzo ganz empfinde; und wie ſehr ich es oft gefühlt habe, daß ich mich in einer höchſt unnatürlichen Lage befände.

Was mich noch mehr beruhigt, das iſt das Bewußtſeyn, dieſes wichtige Amt, nicht durch kriechende Schmeicheley, nicht durch irgend ein niederträchtiges Mittel, ſondern durch meine Freymüthigkeit erhalten zu haben.

Verſchiedene Schriften, die ich in einem höchſt freymüthigen Tone, an unſern guten Fürſten, aufſetzte, gefielen ihm. Vorige Woche erhielt ich aber ſeine Gnade ganz, und mit derſelben den Ruf zur Superintendentur.

Ich fühlte nämlich ſehr lebhaft, den unerſetzlichen Schaden, den eine übelgewählte Lectüre in unſern Tagen thut, und wie ſehr dieſelbe durch unſere Leihbibliotheken und Leſegeſellſchaften begünſtigt werde: deswegen brachte ich es dahin, daß die Officiere meines Regiments, das Miniſterium, der Stadtrath, das Gymnaſium, ſich alle dahin vereinigten, den Fürſten durch Bittſchriften dahin zu bewegen, daß er dieſem Unfuge ſteuern, und aufgeklärte und rechſchaffene Männer zur Direction der Leihbibliotheken ernennen möge. Dieß hatte die Wirkung, daß mir nicht nur dieſe Direction, ſondern auch zugleich die Superintendentur ertheilt wurde.

Die deshalb ausgefertigten Bittſchriften füge ich Ihnen in Copia ſub litt. A. B. bey.

Auf der Hochzeit wollen wir von dieſer Materie weiter ſprechen

Mit der aufrichtigſten Geſinnung bin ich

der Ihrige

Wenzel.

Beylage. A.

Durchlauchtigſter Fürſt!
Gnädigſter Fürſt und Herr!

Ew. Durchlaucht landesväterliche Bemühungen, das Wohl von Höchſidero Unterthanen zu befördern, erkenne ich mit unterthänigſtem Danke.

Eben dieſe landesväterlichen Geſinnungen flößen mir das feſte Vertrauen ein, daß Höchſtdieſelben die unterthänige Bitte, die ich itzo an Höchſtdieſelben thue, nicht nur nicht ungnädig aufnehmen, ſondern auch in Gnaden gewähren werden.

Das Amt, das Höchſtdieſelben mir anvertrauet haben, macht es mir zur Pflicht, mein möglichſtes zu thun, nicht nur bey den Oberofficieren, ſondern auch bey den Unterofficieren und Gemeinen, des mir anvertraueten Regiments, die Geſinnung zu veredeln, den Verſtand aufzuklären, ſie zu ermuntern, ſich in den, ihnen beſtimmten, Geſchäften immer vollkommener zu machen, und Ihnen Vaterlandsliebe, und Trieb zu wirklich großen Thaten einzuflößen.

Dieſe Abſicht zu erreichen, ließ ich mir bisher ernſtlich angelegen ſeyn. Nicht nur in öffentlichen Vorträgen, ſondern auch in Privatunterredungen, hatte ich dieſen großen Zweck vor Augen. Auch ſehe ich meinen Wunſch dadurch erfüllet, daß bey unſerm Regimente eine Bibliothek angelegt wurde, die aus ſehr zweckmäßig gewählten Büchern beſteht.

Alle dieſe Bemühungen fruchten aber ſehr wenig, ſo lange jeder gewinnſüchtige Mann die Erlaubniß hat, eine Leihbibliothek zu errichten, durch welche die fadeſten, obſcönſten, ſittenverderbenſten Schriften in dem Publikum, verbreitet werden.

Seit dem Daſeyn dieſer Bibliotheken iſt der Charakter unſers Regiments augenſcheinlich verſchlimmert worden.

Viele unſerer Officiere, beſonders die jüngern, ſind durch das beſtändige Leſen der Romane, Comödien und verliebten Gedichte, ſo verwöhnt, daß ſie einen Ekel gegen alle Schriften eines ernſthaften Inhalts, deren Leſung einiges Nachdenken erfordert, bezeugen. Die trefflichſten taktiſchen, mathematiſchen, geographiſchen, phyſikaliſchen, moraliſchen Werke, die in die hieſige Militairbibliothek in der Abſicht aufgenommen wurden, Aufklärung und Veredelung unter den Soldaten zu befördern, ſtehen mehrentheils mit Staub bedeckt, unterdeſſen daß die Schriften, die entweder geradezu gegen Religion und Tugend gerichtet ſind, oder doch wenigſtens zu nichts dienen, als die Zeit zu rauben, und die Einbildungskraft zu verwirren, beynahe durchgriffen werden.

Die wenigſten Officiere haben feſte, beſtimmte Grundſätze, nach denen ſie handelten, indem, durch das viele unüberlegte Leſen eine ſolche Menge, einander ganz widerſprechender, Meynungen und Urtheile in ihr Gehirn kommen, daß nicht nur die Uebung ihrer eignen Beurtheilungskraft dabey ganz vernachläſſigt wird, ſondern auch eine ſehr ſchädliche Gährung daraus in ihrem Gehirne entſteht. Sie wiſſen nicht mehr, was ſie glauben, nicht mehr was ſie thun ſollen. Der Officier, der heute der Religion Hohn ſpricht, vertheidigt oft in der nächſten Woche den Glauben an Geiſtererſcheinungen, und in der folgenden fängt er an zu empfindeln; je nachdem das Buch beſchaffen iſt, daß er eben geleſen hat. Faſt keiner hat ſich ein beſtimmtes Ziel vorgeſetzt, auf welches er mit feſtem Schritte, mit Ueberwindung der, im Wege liegenden, Schwierigkeiten, zugienge: ſondern ihre Handlungen werden faſt immer durch Gelegenheiten und Veranlaſſungen beſtimmt, ſo wie der Luftballon, nicht durch ſeine eigene innere Kräfte, ſondern durch den Stoß des Windes umhergetrieben wird.

Der Eifer, ſich durch Abhärtung, körperliche Uebungen, Erfindung neuer Manöuvres u. d. gl.

hervorzuthun, durch den ſich ſonſt Ihre Soldaten ſo rühmlich vor andern auszeichneten, erkaltet faſt ganz, und die Köpfe, deren Denkkraft Ihnen und dem Staate geweihet ſeyn ſollte, ſinnen faſt immer nur darauf, wie ſie das weibliche Geſchlecht verführen, und ihre Wollüſte auf mancherley Art befriedigen wollen. Der gemeine Mann wird durch das Exempel ſeiner Vorgeſetzten angeſteckt, und das ſittliche Verderben, nebſt der daraus nothwendig entſpringenden Entnervung, greift immer weiter um ſich.

Sollte dieſer Seuche nicht bald geſteuert werden: ſo beſorge ich ſehr, daß Ihre Soldaten in wenig Jahren ganz weibiſch und muthlos, zur Aushaltung der Beſchwerden unfähig, kurz zum Dienſte ganz untauglich ſeyn werden.

In dieſer Rückſicht ergeht an Ew. Durchlaucht meine unterthänige Bitte, Dieſelben wollen die gnädige Verfügung treffen, daß die Dirigirung der hieſigen Leihbibliotheken, einem aufgeklärten und rechtſchaffenen Manne, mit der Anweiſung übergeben werde, daß er keine als ſolche Bücher circuliren laſſe, die den Verſtand nähren, das Herz veredeln, und den Geſchmack, doch nicht auf Unkoſten des Herzens, ausbilden.

Obgleich hierdurch das Uebel nicht ganz gehoben wird, indem jedem die Freyheit bleibt, unnütze Verſtand und Sittenverderbende Bücher, zu kaufen: ſo wird es doch in ſeinem Fortgange merklich gehemmt. Eine große Anzahl unnützer und ſchädlicher Bücher bleibt unbekannt, und der Ankauf derer, die bekannt werden, erfordert mehr Aufwand, und Ew. Durchlaucht haben wenigſtens, bey dieſer gnädigen Verfügung, die Beruhigung, daß durch Saumſeligkeit, das Sittenverderben nicht ſey befördert worden.

Die würdigſten Officiere meines Regiments haben mir den Auftrag gegeben, dieſe Bittſchrift an Höchſtdieſelben aufzuſetzen. Im Vertrauen auf Ew. Durchlaucht landesväterliche Liebe, zweifele ich im geringſten nicht an gnädiger Gewährung derſelben. Der ich erſterbe

Ew. Durchlaucht

unterthänigſter

Wenzel.

Beylage B.

Durchlauchtigſter Fürſt!
Gnädigſter Fürſt und Herr!

Seit dem wir von Ew. Durchlaucht berufen ſind, die Lehren des Chriſtenthums, Erwachſenen ſowohl als Jünglingen und Kindern, einzuflößen, iſt es unſer vorzüglichſtes Beſtreben geweſen, unſerer Pflicht ein Genüge zu leiſten. Deswegen haben wir uns ſtets angelegen ſeyn laſſen, die uns anvertraueten Seelen dahin zu bringen, daß ſie, nach der Anweiſung unſers Herrn und Heylandes Jeſu Chriſti, immer vollkommener zu werden, ihre Lüſte zu beherrſchen, und ihres Nächſten Glück zu befördern ſuchten; übrigens ihr ganzes Schickſal als Gottes Güte und weiſe Fügung anſehen, und ſich dabey beruhigen möchten.

Seit einiger Zeit ſcheint es aber, als wenn der Segen Gottes von unſern Arbeiten gewichen wäre. Wir müſſen mit großer Betrübniß ſehen, daß unſere Zuhörer weniger Aufmerkſamkeit auf unſere Vorträge beweiſen, daß aller unſerer Ermahnungen zur Thätigkeit ungeachtet, die Liebe zur Aeuſſerung der Kräfte immer abnimmt, und eine gewiſſe Schlaffheit und Empfindeley, die da klagt und wimmert, wo ſie handeln ſollte, immer weiter um ſich greiſe; daß alle Arten der Unkeuſchheit überhand nehmen, die Menſchen an Seele und Leib entkräften; daß dadurch die zwey vorzüglichſten Wohlthaten des Chriſtenthums, Rechtſchaffenheit und Zufriedenheit, vermindert werden, und ſich überhaupt alles zum Verderben neige.

Vorzüglich haben wir an den Schülern unſers Gymnaſiums die traurige Bemerkung gemacht, daß die Luſt, ihre Kräfte auszubilden, ſich vermindere, und der Hang zu allerley Wollüſten vergrößere.

Ew. Durchlaucht mit einer lebhaften Schilderung alles, daher entſpringenden Elends zu beſchweren, unterſtehen wir uns nicht: Nur dieß einzige Höchſtdenenſelben zu berichten, halten wir für unſere Pflicht, daß ſich in dem letztern Vierteljahre drey Perſonen entleibet haben.

Die erſte war ein Mann, der ſich durch ſeine unordentliche Lebensart zu ſo einem übertriebenen Aufwande hatte verleiten laſſen, daß er zu zahlen aufhören mußte.

Die zweyte war eines hieſigen Rathsherrn Frau, die deswegen Gift nahm, weil ihr der

Mann den, ihm verdächtigen, Umgang mit einem jungen Officiere unterſagt hatte.

Die dritte, ein Schüler unſers Gymnaſiums, von funfzehn Jahren, der ſich erſchoß, weil die Tochter unſers Auditeurs ſeinen Anträgen kein Gehör geben wollte.

Auch können wir nicht umhin Ew. Durchlaucht anzuzeigen, daß ſechs Schüler unſers Gymnaſiums den abſcheulichen Entſchluß gefaßt haben, Räuber zu werden: daß jeder ſeine Eltern und Freunde bereits beſtohlen habe, und alle auf dem Wege waren, auf Gerathewohl in die Welt zu gehen.

Nachdem wir nun lange nachgedacht, woher dieſes große Verderben entſtehen möge, haben wir endlich gefunden, daß es ſeinen Urſprung vorzüglich von dem vielen und übel gewählten Leſen habe, wodurch die Einbildungskraft der Menſchen verwirrt, ihr Verſtand in Unthätigkeit erhalten, die Begierde genährt, und der Hang zu einer idealiſchen Welt unterhalten wird.

Wie wir dieſes verhindern wollen ſehen wir nicht ein, denn weder die Leitung unſerer Zuhörer, noch unſerer Schüler, geht ſo weit, daß wir

Ihnen die Bücher die ſie ohne Schaden leſen können, vorſchreiben dürften.

Vielleicht würde dem Uebel wenigſtens einigermaßen dadurch abgeholfen, wenn das Recht Leihbibliotheken zu errichten nur ſolchen Perſonen anvertrauet würde, auf deren Verſtand und Herz man ſich verlaſſen könnte.

Da Ew. Durchlaucht ſchon ſo viele Monopolien in Dero Lande eingeführt haben: wäre es nicht nützlich auch für die Leihbibliotheken eine Art von Monopolium zu ertheilen; ſo daß niemand eine Leihbibliothek anlegen dürfte, der hierzu nicht die Erlaubniß von der Obrigkeit erhalten hätte?

Alles dieſes Ew. Durchlaucht in tiefſter Unterthänigkeit vorzuſtellen, haben wir für unſere Pflicht geachtet, und überlaſſen Dero weiſem Ermeſſen, durch was für Verfügungen dieſem Uebel am beſten zu ſteuern ſey.

Die wir mit herzlichſter Verehrung verharren
Ew. Durchlaucht

unterthänigſte
ſämmtliche Glieder des Miniſteriums
wie auch
Director und Profeſſoren des
Gymnaſiums.

Sie

Siebender Brief.

Die Hofräthin Namur an Caroline Menzerin.

Grünau, den 12ten März.

Liebſte Schweſter!

Es freuet mich, aus deinem letztern Briefe zu ſehen, daß Du itzo mit Deinem Zuſtande, mehr als ſonſt, Urſache habeſt zufrieden zu ſeyn. Die Schilderung, die Du mir von dem Charakter Deiner würdigen Prinzeſſin machſt, hat mir die vollkommenſte Hochachtung gegen ſie eingeflößt. Hat ſie bisweilen Launen; ſo darfſt Du dieß nicht zu hoch aufnehmen! Du kennſt ja ihre Verhältniſſe, und weiſt, daß jeder Menſch, Dich nicht ausgenommen, bisweilen Anwandelung von übeler Laune habe.

Sich früh dazu zu gewöhnen, üble Laune zu ertragen, iſt wohl einem Frauenzimmer ſehr nützlich: da ſie nicht weiß, was für einen Mann ſie bekommen werde.

Ach beſte Schweſter! Es giebt noch weit größere Leiden, die man von den Männern ertragen muß, als üble Laune. Ich glaubte mit einem Manne hinkommen zu können, der, in wichmismuthigen Stunden, die Gläſer an die Erde wärfe und zerträte, wenn ich nur gewiß von ſeiner Rechtſchaffenheit überzeugt wäre. Aber auch der freundlichſte, gefälligſte Mann iſt mir abſcheulich, ſo lange ich ſeine Freundlichkeit und Schmeicheleyen für Verſtellung halten muß.

Nun denke Dich in meine Lage, und urtheile!

Bis itzo kann ich noch nicht recht begreifen, wie in morgenländiſchen Gegenden, eine Frau ſo kaltblütig ihren Mann aus ihren Armen, in die Arme anderer Weiber eilen ſehen kann.

Alles, was ich durch Nachdenken zur Erklärung dieſes Räzels habe herausbringen können, iſt dieſes: daß getheilte Liebe dort Sitte und geſetzmäßig, bey uns aber geſetzwidrig iſt, und folglich ohne eine zuſammenhängende Reihe von Lügen und Betrügereyen nicht Statt finden kann. Nach meinem Gefühle muß entweder der Mann ſeiner Frau treu ſeyn, oder, wir müſſen eine ganz andere Erziehung und Geſetzgebung bekommen.

Dieß iſt, wie die Gelehrten ſagen, der **Prologus**! Nun höre auch den **Epilogus**!

Vor etlichen Tagen wird des Nachts mein älteſter Sohn krank. Da ich glaubte, ihn mit

Fliederthee helfen zu können, zog ich an der Glocke, um mein Dienſtmädchen herbey zu rufen. Ich zog — und ſie kam nicht — vielleicht, dachte ich, liegt ſie im tiefen Schlafe. Ich zog noch einmal, und ſie kam wieder nicht. Das drittemal zog ich, aber da war weder Stimme noch Antwort.

Ich ſahe mich alſo genöthigt, mich ſelbſt in die Kleider zu werfen, und nach dem Schlafzimmer des Mädchens zu gehen.

Ich traf es in der traurigſten Verfaſſung an. Es ſammelte alle ſeine Kräfte, um den Befehl der Glocke zu befolgen, war es aber nicht vermögend. Es war mit Blute befleckt, alle ſeine Glieder zitterten, und halb ohnmächtig ſank es auf das Bette zurück.

Ich deckte das Bette auf, brachte es hinein, lief ſelbſt in die Küche, verfertigte einen Thee für meinen Sohn, und brachte ihr auch einige Taſſen davon.

Dieſer Thee beförderte ihre Ausdünſtung und mit dieſer ihr Leben.

Die Unglückliche ſchlug ihre Augen auf, weinte und ſeufzte, ach Gott! ach Gott! erbarme dich! erbarme dich!

J. Was iſt dir denn Mädchen?

M. Ach Gott erbarme dich!

J. Rede doch!

M. Vergieb mir um Jeſu Chriſti willen!

J. So ſage doch, was fehlt dir denn?

M. Gehe nicht ins Gericht mit deiner Magd, denn vor dir iſt kein Lebendiger gerecht!

J. Gott wird ſich deiner erbarmen. Aber was haſt du denn geſündigt?

M. So du willſt Herr Sünde zurechnen, Herr wer wird beſtehen!

J. Unglückliches Mädchen! was haſt du denn gethan? rede doch!

M. Ach Gott! ich kann, ich darf es nicht ſagen.

J. Rede Mädchen! du biſt in meinen Dienſten und ich ſoll ich muß dich retten!

M. Retten? Ich zweifle ob Gott mich retten kann.

J. Gott kann alle — retten. Sey aufrichtig! rede! Vielleicht kannſt du durch mich gerettet werden! Was haſt du gethan?

M. Sie verſagen mir Ihre Barmherzigkeit, wenn ich es Ihnen ſage.

J. Rede Mädchen! So lange ich von Gott Barmherzigkeit erwarte, darf ich gegen dich nicht unbarmherzig ſeyn. Rede!

M. Ich bin eine Mörderin!

J. Gott erbarme dich! wen haſt du ermordet?

M. Mein Kind! Mein Kind! Mein Kind! Ach daß doch der Himmel über mir zuſammenſtürzte, und mich auf ewig in den Abgrund vergrübe!

J. Haſt du ein Kind gehabt?

M. Ein Kind gehabt! Ach Gott ſey es geklagt! und das habe ich ermordet!

J. Wo iſt es?

M. Bey Seite geſchafft! Menſchen finden es nicht, aber Gott — Gott — ach der findet es und wird auch mich finden!

J. Gott ſey dir gnädig! Womit haſt du es denn umgebracht?

M. Mit Arzeneyen!

J. Alſo haſt du ihm wohl Gift gegeben?

M. Nicht doch! ich ſelbſt habe Arzeneyen genommen, und habe damit das Kind getödtet! ho! mein Kind zerſtört, ehe es noch lebte!

Ich

Ich bin verloren! die Welt iſt mir zu enge! Möchte ich mich doch verbluten!

J. Wer hat dir denn die Arzneyen gegeben?

M. Des Kindes Vater! der verfluchte Mann! ich will ihm nichts Böſes wünſchen, aber wohlgehen kann es ihm in ſeinem Leben nicht! Erſt hat er mich zur Unzucht verführt! nun auch zum Kindermorde! hu! hu! (bitterlich weinend)

J. Wer iſt denn des Kindes Vater?

M. Das darf ich Ihnen nicht ſagen. Stoßen Sie mir ein Meſſer durch die Bruſt, dafür will ich Ihnen danken, da bin ich doch meiner Quaal mit einemmale los! aber wer des Kindes Vater ſey? das kann, das darf ich Ihnen nicht ſagen.

J. Bey mir bleibt es aber verſchwiegen! ſey doch aufrichtig!

M. Ich mache Sie unglücklich, wenn ich es Ihnen ſage.

J. Mich? unglücklich? was geht mich denn dein Kind an? Am Ende iſt gar mein Mann Vater dazu? Rede!

M. Ach Herr Jeſu! erbarme dich! dringen Sie doch nicht ſtärker in mich! aber glauben Sie mir nur, daß ich verführt worden bin!

Haben Sie je von mir gehört, daß ich liederlich war?

Ein eiskalter Schauer lief mir über den Leib, und eine Anwandelung von Ohnmacht nöthigte mich, den erſten Stuhl zu ſuchen.

Hier mochte ich wohl einige Minuten ohne Beſinnung gelegen haben — dann erwachte ich — meine Kraftloſigkeit verwandelte ſich in den höchſten Grad von Wuth — ich ſprang wie raſend auf — rennte nach der Unglücklichen zu, und ſagte in der Wuth *) — verfluchtes Menſch!

Und weißt du wohl, was die Unglückliche that? Sie ſah mich mit einem fürchterlichen Lächeln an und ſagte: recht ſo! nur zu! ſchlagen Sie zu, treten Sie mich mit Füßen! ſo darf ich doch nicht ſelbſt Hand an mich legen!

Dieſe entſetzlichen Worte, der Ausdruck des höchſten Grads von Verzweiflung, brachten mich wieder zum Gebrauche meiner Vernunft zurück. Ich wendete mich nach dem Fenſter zu — meine Vernunft wurde wieder etwas thätig, bald machte ſie aber einer ganz entgegengeſetzten Leidenſchaft Platz. Den unbeſchreiblichen Jammer,

---

*) Die Recenſenten bitte ich, die Worte, in der Wuth nicht zu überſehen.

in den das arme Mädchen, vielleicht ganz ohne ihre Schuld (denn daß es möglich ſey, daß Mädchen ganz ohne ihre Schuld, verführt werden können, glaube ich ganz gewiß,) war geſtürzt worden, ſtellte ich mir recht lebhaft vor, und fühlte ihn ganz. Ein Strom von Thränen ergoß ſich über mein Geſicht, der immer ſtärker wurde, je mehr ich die Augen trocknete.

Ich war ſo gerührt, daß ich mich zu der Unglücklichen ſetzte, ihre Hände druckte und ſagte: Du haſt Vergebung! Unglückliches Mädchen! Du biſt geſtraft genug — warum ſollte ich dich noch ſtrafen? Ich werde dich verpflegen, und deine Sünde verſchweigen.

Hierauf reichte ich ihr noch eine Taſſe Thee, und gieng in mein Schlafzimmer zurück, wo ich meinen Sohn ruhig ſchlafend fand.

Auch ich ſchlief ruhig ein. Das Bewußtſeyn, meine entſetzliche Leidenſchaft beſiegt zu haben, hatte mein Herz beruhigt, und die Vergieſſung ſo vieler Thränen hatte mich entkräftet, und für den Schlaf empfänglich gemacht.

Das Erwachen war unbeſchreiblich ſüß, bald aber, da das Andenken, an den gehabten nächtlichen Auftritt, wieder bey mir rege wurde, war alles wieder ſchwarz um mich, und ich ſann auf nichts als Rache.

Nach einer entſetzlichen Stunde, ſchien es als wenn meine überſpannten Nerven ſich wieder herab ſtimmten. Es wurde wieder helle in der Seele, und ſie ward fähig, wieder einen vernünftigen Entſchluß zu faſſen. Ich entſchloß mich — die Unglückliche möglichſt zu verpflegen, ihre Verirrung zu verſchweigen, ſie, ſobald ſie geneſen wäre, ihres Dienſtes zu entlaſſen, und — meinem abſcheulichen Manne keine Vorwürfe zu machen.

Dieſem Vorſatze bin ich bis itzo treu geblieben und glaube, daß er der vernünftigſte ſey, den ich in meiner traurigen Lage faſſen konnte!

Beſte Schweſter! wie vieles Elend ſchleicht noch bey aller unſerer hochgeprieſnen Aufklärung, in der Welt umher! wie viele tauſend Unglückliche unſers Geſchlechts, leben, durch dieſe Art Sünden ruinirt, ein verdamnißartiges Leben! Mit entkräftetem Körper, unfähig ihrer Beſtimmung, als Gattinnen und Mütter gemäß zu leben, mit dem giftigen Wurm des böſen Gewiſſens im Buſen, wandeln ſie dem Grabe entgegen! Iſt das nicht menſchliches Elend? Iſt der vielleicht hypochondriſch und milzſüchtig, der ſeine Zeitgenoſſen darauf aufmerkſam macht? Ach gute Schweſter, noch lange, lange nicht, ſind wir auf der Stufe der Vollkommenheit, wo das menſchliche Geſchlecht, nach ſeinen, von dem Schöpfer ertheilten Anlagen, ſtehen könnte und ſtehen ſollte. Das beſtändige Loben der Aufklärung, Sittlichkeit und Glückſeligkeit unſerer Zeiten, das vorſetzliche Verbergen der geheimen Gebrechen unſerer Zeitgenoſſen; was iſts? Puder, Schnürbruſt, Halskrauſe und Poſchen, die zwar die Gebrechen verbergen aber nicht — — — — wegnehmen, vielmehr — — — — — — vergrößern.

Möchten doch alle diejenigen, die durch die, von der Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal aufgeworfenen, in den Nachrichten aus Schnepfenthal befindlichen höchſt wichtige Preißfragen, die die Mäßigung des Wolluſttriebs betreffen, beantworten, dieſen Brief leſen, und auf die abſcheuliche Grauſamkeit des Zerſtörens der Leibesfrucht, zu welcher ſo oft genöthiget werden diejenigen, die ihrem Wolluſttriebe, ohne Vernunft den Zügel laſſen, aufmerkſam gemacht werden.

Ich entſetze mich, ſo oft ich daran denke. Der abſcheulichſte Auftritt, deſſen Schilderung ich ſeit langer Zeit geleſen habe, iſt dieſer, da die Croaten, nach der Eroberung Magdeburgs, erſt die Weibsperſonen ſchändeten und dann ermordeten. Bey Gott! ich glaube aber, daß es beſſer ſey, ermordet, als in die Nothwendigkeit verſetzt zu werden, ſein Kind zu vernichten. In jenem Falle hört doch mit dem Stoße durchs Herz die Quaal auf, hier aber dauert die Gewiſſenspein viele Jahre fort. Es wird gleichſam ein Glied nach dem andern abgelöſet.

Gott gebe, daß du nie, nie ähnliche Erfahrungen machen mögeſt. Dieß wünſchet herzlich

Deine

treue Schweſter,
Namur.

Achter Brief.

Caroline Menzerin an die Hofräthin Namur.

Kolchis den 16 März.

Beſte Schweſter!

Dein Brief hat mich ſehr niedergeſchlagen. Die Vorſtellungen deines Leidens, das Leiden des unglücklichen Mädchens, und tauſend andere, die mit ihm gleiches Schickſal haben, die durch allerley Lockſpeiſe ſo lange gekornt werden, bis ſie in die entſetzliche Nothwendigkeit gerathen, Zerſtörerinnen ihrer Leibesfrucht, und gewiſſermaſen ihrer ſelbſt zu werden, raubte meine Gemüthsruhe auf einen ganzen Tag.

Wenn irgend ein boshafter Menſchenfeind den Entſchluß faßte, das menſchliche Geſchlecht zu verderben, und die, ihnen von Gott beſtimmten Freuden in Höllenqual zu verwandeln: ſo hätte er den Plan nicht boshafter anlegen können, als unſere ſinnlichen, wollüſtigen, gedankenloſen Zeitgenoſſen thun.

Erſt Romanen, Gedichtchen den armen Mädchen in die Hände geſpielt, um das Gewiſſen einzuſchläfern, und die Begierde anzufachen, dann — — und endlich das zur Verzweiflung gebrachte Mädchen in die Nothwendigkeit geſetzt, den Anſpruch auf glücklichen Eheſtand oft auch auf Mutterſchaft, durch Mordung ihrer Leibesfrucht aufzugeben! Das zur Verzweiflung gebrachte Mädchen, durch dieſen, die Natur empörenden Schritt zu allem was ſchändlich iſt, aufgelegt, fähig gemacht, alle Schaamhaftigkeit abzulegen, zu trügen, Intriguen zu ſpielen, ſein Gewiſſen zu betäuben — das heiſt Galanterie, iſt aber, nach meiner Empfindung, ein Plan, den der Satan ſelbſt nicht boshafter ausſinnen könnte.

Dieß iſt gewiß nicht übertrieben, da ich ſehr oft die Bemerkung gemacht habe, daß Mädchen, die bis zu dieſer unnatürlichen Handlung ſanken, aller Ausſchweifungen und Bosheiten fähig waren.

Ich wünſche ſelbſt, daß vorzüglich diejenigen, die die, von der Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal verlangten Warnungsbücher, für beyde Geſchlechter, gegen die ungeſetzmäßige Befriedigung des Wolluſttriebs, ausfertigen, auf dieſes Elend, welches ſo oft, ſo gar oft, daraus entſpringt, Rückſicht nehmen möchten. Aber um dir Vorwürfe zu erſparen, wünſche ich eben ſo ſehr, daß dein Brief nicht ins Publikum kommen möge. Du hätteſt die erſte Zuſammenkunft deines Mannes mit der Unglücklichen, auf das lebhafteſte ausmahlen können, und du würdeſt gewiß recht viele Leſer und Leſerinnen gefunden haben.

Aber von den ſchrecklichen Folgen, vom Blute, von Zittern der Glieder, und von Gewiſſensbiſſen zu ſprechen — das beleidigt ja den Geſchmack, das iſt zu Grell!

Meiner Prinzeſſin Aufmerkſamkeit entgieng die betrübte Lage meines Gemüths nicht, ſo ſorgfältig ich ſie ihr auch zu verbergen ſuchte.

Mit forſchendem Blicke beobachtete ſie alle meine Mienen, dann faßte ſie meine Hand, und fragte: Caroline! was fehlt dir?

Ich. Mir? Ihro Durchlaucht, mir fehlt gar nichts. Was ſollte mir in der Geſellſchaft der würdigſten Prinzeſſin fehlen? (merkſt du wohl, wie ich mich verfeinere?)

Prinzeſ. Dir fehlt aber etwas! Warum willſt du läugnen? ſprich gerade, offenherzig heraus!

Ich. Gegen eine ſo würdige Prinzeſſin ein Geheimniß zu haben, würde Sünde ſeyn?

Prinzeſ. So ſage mir, was iſt dein Geheimniß?

Ich. Hier! Ihro Durchlaucht! indem ich

ihr (mit deiner Erlaubniß) deinen Brief reichte. Sie nahm ihn, trat an das Fenſter, laß; ihre Augen wurden naß, dann warf ſie ihn unwillig auf den Tiſch, und ſagte: da haben wir es ja!

Ich. Und was ſagen Ihro Durchlaucht dazu?

Prinzeſ. Ich? Wenn geſunde Leute, die mäßig, enthaltſam, ordentlich leben, in ein Gebäude ziehen, wo ſie ungeſund werden und frühzeitig ſterben, ſo ſage ich, das Gebäude taugt nichts.

Ich. Ein Ausſpruch, der Ihrem Verſtande und Herzen Ehre macht! Darf ich aber unterthänig um die Anwendung bitten?

Prinzeſ. Die Anwendung kannſt du ſelbſt machen: eine Staatsverfaſſung, in welcher ein ſo braves Weib, wie deine Schweſter iſt, bey aller ihrer Rechtſchaffenheit, Klugheit und Thätigkeit höchſt unglücklich werden kann; wo ein ſo armes unſchuldiges Geſchöpf, wie ihr Dienſtmädchen iſt, zum Abgrund der Verzweiflung geleitet wird — muß große, ſehr große Fehler haben! Nun weißt du alles! dringe nicht weiter in mich!

Ich befolgte den Befehl, und lenkte das

Geſpräch auf gleichgültige Dinge, das aber freylich nicht ſehr unterhaltend war.

Der folgende Tag war deſto frölicher, es war des Fürſten Geburthstag!

Gewiß ein Tag, der den herrlichſten Stoff giebt, Fürſten und Unterthanen an ihre Pflichten zu erinnern, und die Liebe beyder gegen einander zu nähren.

Wollen doch ſehen, wie dieſe Gelegenheit benutzt wurde!

Der Donner der Kanonen verkündigte der ganzen Stadt, und einem groſsen Theile des Landes, daß heute des Fürſten Geburtstag ſey.

Dann verſammlete ſich gegen zehn Uhr der ſämmtliche Adel, und ſtattete dem Fürſten ſeinen Glückwunſch ab.

Meine Prinzeſſin, als eine Fürſtliche Perſon, war unter den Glückwünſcher und Glückwünſcherinnen die erſte, und ich mußte ſie begleiten.

Aufrichtigkeit im Reden habe ich ſo ziemlich beſiegt, aber meine Mienen widerſprechen mir immer. Sie mochte ſo etwas in meinem Geſichte bemerkt haben. Sobald ſie alſo mit mir allein war, drohete ſie mir mit dem Finger, und ſagte! Caroline! Caroline!

Ich. Ihro Durchlaucht!

Prinzeſ. Ihro Durchlaucht ſagen, daß du über die heutige Feyerlichkeit in deinem Herzen geſpöttelt habeſt.

Ich. Ich bitte unterthänigſt um Verzeihung.

Prinzeſ. Schweig! Wenn dich dein Geſicht nicht verrathen hätte! Sey aufrichtig, und ſage mir, was du davon dachteſt!

Ich. Das Urtheil eines armen bürgerlichen Mädchens, kann einer Prinzeſſin ganz gleichgültig ſeyn.

Prinzeſ. Daß es mir nicht ganz gleichgültig ſey, kannſt du daraus ſehen, daß ich darauf beſtehe, es mir zu ſagen.

Ich. Ew. Durchlaucht Winke, ſind für mich Befehle. Ich muß Ihnen alſo ſagen, daß es mich befremdete, daß nur der Adel, nicht auch Abgeordnete vom Bürger und Bauerſtande dem Fürſten Glück wünſchten. Ich glaubte, der Bürger und Bauer hätten ſo gut, wie der Adliche, Urſache, ſich über des Landesvaters Geburtstag zu freuen, und ihm ihre Freude auszudrücken.

Prinzeſ. Ah!

Mit dieſem unbeſchreiblich ausdrucksvollen Ah! wendete ſie ſich von mir. Wenn ich dieſes Ah! umſchreiben ſollte, ſo würde die Beſchreibung ohngefähr ſo lauten: Recht magſt du wohl haben, liebe Caroline, aber du wirſt ſchon ſo klug ſeyn, und deine Meynung nicht laut ſagen.

Ich verſtand den Wink, und ſchwieg ganz ſtille.

Bey Tafel wurde der ſämmtliche Adel traktirt, und zwey Bürgerliche, unter denen ſich Carlsbergs ehemaliger Hofmeiſter, der itzige Superintendent zu Carmin, Wenzel, der, wie man mich verſichert hat, ganz Carmin umgeſchaffen haben ſoll, hatten die Gnade, an der Marſchallstafel zu ſpeiſen.

Nach aufgehobener Tafel, war eine große Feyerlichkeit. Dem dreyjährigen Prinzen des Erbprinzens, wurde der ſchwarze Rabenorden umgehängt. Der ganze Hof, alle anweſende Fürſtliche Perſonen, und der ganze Adel nahmen an dieſer Feyerlichkeit Theil.

Ich, die ich auf der Gallerie des Saals ſtund, wo die Feyerlichkeit vor ſich gieng, mußte te alle meine Kräfte anwenden, um das Lachen zurückzuhalten. Der Reiz dazu war itzo aufs höchſte geſtiegen, als meine Prinzeſſin ebenfalls die Unterlippe einbiß und nach mir ſahe.

Sogleich brach der ſo lang zurückgehaltene Strom durch, ich mußte das Schnupftuch vorhalten, und mich, ſo geſchwind als möglich, entfernen. Was aus der Prinzeſſin wurde, der das Lachen ſo nahe zu ſeyn ſchien, als mir, konnte ich ſogleich nicht erfahren.

Dieſer Feyerlichkeit folgte eine Comödie, die mit des Fürſten Geburtstage nicht den geringſten Zuſammenhang hatte. Sie war betitelt: **Die Liebe iſt ein Schalk!** und ſtellte vor: wie ein Mädchen, das der Liebe entſagt hatte, doch nach und nach in die Feſſeln derſelben, durch einen verſtändigen, gutmüthigen, wohlgebildeten Jüngling geleitet wurde.

Nach Endigung derſelben, trat endlich ein Akteur hervor, und hielt einen Glückwunſch an den Fürſten, der zur Comödie gerade ſo paßte, wie die Muſik, die ich am vergangenen zweyten Weyhnachtsfeyertage, in der Schloßkirche hörte, zur Predigt: **von der Pflicht, für die Wahrheit ſein Leben zu laſſen.**

Als das Schauſpiel geendigt war, wurde das Soupee eingenommen, und dann ein Ball gehalten, der bis drey Uhr dauerte, da mir meine Prinzeſſin befehlen ließ, mit ihr nach Hauſe zu fahren.

Bey dem Auskleiden war ihre erſte Frage: warum lieſſt du denn davon, als der ſchwarze Rabenorden ausgetheilt wurde?

Ich. Ihro Durchlaucht halten mir es zu Gnaden! es iſt mir unmöglich, ganz freymüthig zu ſprechen.

Prinzeſ. Warum nicht? albernes Mädchen!

Ich. Ich beſorge, meine würdige Prinzeſſin durch meine Freymüthigkeit zu beleidigen.

Prinzeſ. Das noch nie geſchehen iſt. Du weiſt es, Mädchen, je freymüthiger du biſt, deſto mehr wächſt meine Liebe zu dir! heraus mit der Sprache!

Ich. Wenn Ihro Durchlaucht es befehlen, ſo muß ich geſtehen, daß mir die Ceremonie höchſt lächerlich war: Ein dreyjähriges Kind — mit einem Orden — Welcher Contraſt! Ich glaube, man hätte ihm eine Ruthe umhängen ſollen. Mein Rollow ſagte mir, der Menſch in ſeiner Kindheit, ſein Vater möchte König oder Bauer ſeyn, wäre weiter nichts als Thier, das keiner vernünftigen Vorſtellung fähig wäre, und blos durch ſinnliche Empfindungen, gelenkt werden müſſe.

Prinzeſ. Weiter in den Text!

Ich. Blos im Vertrauen auf Ew. Durchlaucht Gnade gehe ich in Erklärung des Textes weiter. Da der ſchwarze Rabenorden doch die Belohnung im Fürſtenthume Kolchis, für das höchſte Verdienſt iſt; ſo ſchien es mir ſehr widerſinnig, daß man ihn einem Kinde gab, das noch ganz ohne Verdienſt iſt. Belohnung, die man zahlt, ehe die Arbeit angefangen wird, verleitet, nach meiner Empfindung, immer zur Trägheit. Sie ſchwächt ſchon den Fleiß des Taglöhners — wie vielmehr des Prinzens!

Prinzeſ. Wie verſtehſt du das?

Ich. Bey der Erziehung des Prinzens, vereinigt ſich alles, ihn zu verderben. Von der oberſten Hofdame, bis zum niedrigſten Kammermädchen und Bedienten, bemühet ſich gemeiniglich alles, ihm zu ſchmeicheln, ſeine Unarten zu entſchuldigen, und ſeine Einfälle zu loben. Der weiſeſte beſte Fürſt, iſt, ſo lange er ſeinen Prinzen am Hofe, oder nur in der Nähe ſeiner Reſidenz erziehen läßt, dieß ganz zu verhindern nicht vermögend.

Vielleicht wäre es ihm möglich, die unvermeidlichen Schmeicheleyen der Hofleute dadurch weniger ſchädlich zu machen, wenn er ſeine Prinzen ganz von unten auf dienen ließe, und ſie keine Stufe höher führte, als die ſie ſich, durch Anſtrengung ihrer Kräfte, und unläugbare Beweiſe von edler Denkungsart, erworben hätten.

Was kann er aber noch für ſie thun? Was für eine Aufmunterung zur Thätigkeit bleibt ihm noch übrig, wenn er ihnen die höchſte Belohnung ertheilt, ehe ſie noch angefangen haben zu handeln?

Prinzeſ. Und das Reſultat von alle deinen Räſonnement iſt doch wohl kein anders, als dieſes, daß Tugend an fürſtlichen Perſonen immer mehreren Werth habe, als bey Bürgerlichen.

Ich. (Küßte die Hand der Prinzeſſin.)

Prinzeſ. Geh! Spötterin!

Ich. Ich bitte Ew. Durchlaucht, mich nicht zu ſehr in Verlegenheit zu ſetzen! Der Freymüthigkeit bin ich fähig, aber des Spottes, über eine ſo würdige Prinzeſſin, gewiß nicht.

Prinzeſ. So rede freymüthig!

Ich. Freymüthig geſtehe ich Ihnen, daß die Tugend an einer fürſtlichen Perſon immer mehr wahren innern Werth habe, als die Tugend, — verſieht ſich in eben dieſem Grade, in irgend einem andern Stande.

Prinzeſ. Du lügſt Mädchen. Wenn ich alſo zur Unterſtützung einer verwaiſeten Familie einen Louisd'or gebe, ſo iſt das mehr werth, als der Louisd'or den der Bürgerliche giebt?

Ich. Ich bitte unterthänigſt um Verzeihung. Ein Louisd'or iſt ein Louisd'or, aber keine

Tugend, und das Geben eines Louisd'ors, iſt eine Handlung, aber noch keine Tugend. Mein Rollow ach! der ſagte mir immer, Tugend wäre keine gute Handlung, ſondern eine Fertigkeit in guten Handlungen.

Prinzeſſin. Dein Rollow mag wohl Recht gehabt haben. Und in dieſem Verſtande genommen, wirſt du mir freylich zugeſtehen müſſen, daß die Tugend der fürſtlichen Perſonen weit gröſſern Werth habe, als die Tugend der Bürgerlichen: Weil die erſtere weit mehrere und größere Schwierigkeiten zu überwinden hat, als die letztere.

Ich. Das iſt ganz unläugbar.

Prinzeſ. Wie gefiel dir das Schauſpiel?

Ich. Sehr wohl! Es war gut ausgearbeitet, hatte viele charakteriſtiſche Züge, viel Handlung, der Knoten war gut geknüpft und gelöſt, es wurde gut vorgeſtellt —

Prinzeſ. War es auch gut gewählt?

Ich. Davon kann ich nicht urtheilen. Das nur kann ich ſagen, daß ich dieß Stück, bey einer ſo wichtigen Veranlaſſung, nicht gewählt hätte.

Prinzeſ. Und wenn du hätteſt wählen ſollen, auf welches Stück würde wohl deine Wahl gefallen ſeyn?

Ich. Wenn Ew. Durchlaucht meinen Werth nach der Beleſenheit in Schauſpielen beurtheilen wollen: ſo beſorge ich, das Urtheil würde ſehr unangenehm für mich ausfallen. Ich muß Ihnen geſtehen, daß ich, ſo lange ich lebe, kaum ſechs Schauſpiele geleſen habe. Mein Rollow pflegte immer zu ſagen, wenn ein Mädchen zu ſeiner künftigen Beſtimmung ſich zubereiten wolle: ſo habe es weit wichtigere Dinge zu thun, und weit wichtigere Sachen zu leſen. Das Leſen der Schauſpiele und der mehreſten Romane, gehöre nur für Frauenzimmer, die Langeweile hätten, und Langeweile dürfe ein Frauenzimmer, das ſeiner Beſtimmung gemäß lebte, nie haben. Ueberhaupt glaube ich, daß noch gar kein Schauſpiel da ſey, das, an eines beſtimmten Fürſten Geburtstage, zweckmäßig aufgeführt werden könne.

Prin-

Prinzeſ. Da dürfte alſo auch keines geſpielt werden?

Ich. Wenn Ew. Durchlaucht erlauben, ſo will ich darüber meine Meynung ſagen. Es ſollte, wie ich glaube, für jeden Geburtstag eines ſo würdigen Fürſten, immer ein beſonderes Schauſpiel verfertigt werden.

Prinzeſ. Und das Sujet dazu?

Ich. Das ſchicklichſte ſcheint mir die Vorſtellung der edelſten Thaten zu ſeyn, die der Fürſt in dem geendigten Jahre vollbrachte. Dieß wäre in meinen Augen ein ſehr ſchickliches Mittel, ſowohl den Eifer des Fürſten für das Gute, als die Liebe und Dankbarkeit der Unterthanen, gegen ihn zu nähren.

Prinzeſ. Solche Schauſpiele mag es wohl in Trakimor geben — in Deutſchland ſind ſie nicht gewöhnlich. So lange noch an unſern Höfen der Ton herrſcht, den Ludewig der vierzehnte angab, der von Schmeicheley ſich nährte, und durch die Ausſchweifungen ſeiner Wolluſt, Eitelkeit und ſeines Ehrgeizes, Millionen unglücklich machte, ſeinem Reiche eine unermeßliche Schuldenlaſt aufbürdete, und Menſchenblut, wie Waſſer vergoß, ſo lange überhaupt Frankreich noch das Muſter iſt, nach dem die Deutſchen ſich bilden: ſo lange hat man für ſo etwas keinen Sinn.

Sobald das franzöſiſche Joch abgeſchüttelt iſt, und der Deutſche ſeine eigene Kraft wieder zu fühlen, und mit ſeinem eignen Verſtande zu wirken anfängt: wird ſo etwas möglich ſeyn. Der Deutſche hat faſt immer ein angebohrnes Gefühl für das wirklich Gute, Große, Wahre und Schöne, aber, ſobald er ſich nach dem Geſchmacke anderer Nationen bilden will, iſt er weiter nichts als ein Affe.

Schlaf wohl liebe Schwätzerin!

Schlaf du auch wohl, beſte Schweſter, und ſchreibe bald angenehmere Nachrichten

Deiner

treuen Schweſter
Caroline.

Neunter Brief.

Der Oberſte von Brav an Carln.

Holdersleben,
den 18. Merz.

Lieber Carl!

Ob es gleich etwas lang iſt, daß ich dir nicht geſchrieben habe: ſo bin ich doch für dich nicht unthätig geweſen.

Gleich nach Abſendung meines letztern Briefs ritt ich aus, um deine Mutter aufzuſuchen. Ich fand ſie zu Carmin, und brachte, nach verſchiedenen gleichgültigen Geſprächen, die Rede auf dich und deine Verbindung mit Henrietten.

So ſchlau ſie mir auch anfänglich auszuweichen ſuchte: ſo verrieth ſie ſich doch am Ende, brach gegen dich in eine Menge unanſtändiger Reden aus, und ließ es nur allzudeutlich merken, daß ſie gegen dich einen geheimen Plan entworfen habe.

Ich fragte, ob ſie etwas Uebels von ihr gehört habe? Sie konnte aber nichts gründliches, nichts vorbringen, das nur einige Aufmerkſamkeit verdient hätte. Das Reſultat von allem, was ſie vorbrachte, war — daß Henriette ein bürgerliches Mädchen wäre, und daß ſie es nie zugeben würde, daß in ihre Familie bürgerliches Blut käme. Wollteſt du ſie zur Maitreſſe nehmen, wollteſt du dir zehn Maitreſſen halten: ſo hätte ſie dagegen gar nichts, und ihre Landgüter ſollten ihnen allezeit offen ſtehen, wenn es etwa, gewiſſer Urſachen wegen, nöthig wäre, daß ſie eine Zeitlang verborgen blieben. Nur eine Mesalliance könne ſie nie, nie zugeben, das wäre gegen die Natur.

So herzlich lieb es mir alſo auch geweſen wäre, wenn du deine künftige Gehülfin aus der Hand deiner Mutter hätteſt bekommen können, ſo kann ich dir doch nicht rathen, daß du dich darum bewerbeſt, weil ich gewiß weiß, daß dieß nie geſchehen wird.

Mit dem Munde haſt du ihre Einwilligung. Dieſe nimm an, als wenn ſie von Herzen gegangen wäre! Rede mit deiner lieben Braut ab, wenn wohl die Trauung am ſchicklichſten vor ſich gehen könne, dann melde es mir, und laß mich für das Uebrige ſorgen!

Vor der Hand muß ich dir aber doch melden, daß deine Mutter, da ich ihr etwas trotzig ſagte: **Die Heyrath wird aber doch vor ſich gehen!** wie eine Furie aufſprang, und ſagte: wenn er ſchlechterdings auf ſeinem Kopfe beſteht, ſo gebe ich ihm meinen mütterlichen Fluch mit, und bete, ſo lang ich beten kann, daß es ihm Gott nicht wohl gehen laſſe.

Da ich nun weiß, daß du Religion haſt, und alſo ſehr beunruhiget werden könnteſt, wenn du dieſen mütterlichen Fluch hören ſollteſt: ſo halte ich es doch für nöthig, dir meine Gedanken zu ſagen:

Ueber den Fluch der Eltern.

Nach dem, was mein alter grauer Officierskopf über den Fluch der Eltern gedacht hat, kommt es mir vor, als wenn ſich der Eltern Fluch, zur chriſtlichen Religion, gerade ſo reime, wie die

Beſchneidung. Zu den Zeiten des alten Bundes beſchnitt man die Kinder und fluchte ihnen, wenn ſie nicht ſo waren wie man wünſchte. Der aber die Beſchneidung aufhob, unterſagte auch allen Fluch, folglich auch den Fluch der Eltern, indem er ſeine Nachfolger ermahnte: ſegnet die euch fluchen. Ein Chriſt alſo, der ſeinem Feinde flucht, noch mehr, der ſeinen Kindern flucht, iſt ſo etwas ſich ſelbſt widerſprechendes, als ein Chriſt, der ſich beſchneiden läßt.

Hat je ein Vater Urſache gehabt, ſeinem Kinde zu fluchen, ſo bin ich es gewiß. Mein unglücklicher Sohn! ach beſter Carl! er vergaß alle meine Lehren, die ich ihm, bey ſeinem Abſchiede von mir, und hernach in meinen Briefen gab! er folgte ſeinen Lüſten, und böſen Buben, und zerſtörte die Kräfte, die er von mir, und ſeiner guten Mutter ererbt hatte! Hätte ich meinem Affekte gefolgt — wahrhaftig, ich hätte ihn verflucht. Aber da ich ſo ganz auſſer Faſſung war, ſchlug ich das neue Teſtament auf, und fand die Stelle: ſegnet die euch fluchen, bittet für die, die euch beleidigen und verfolgen! Dieſe Stelle ſtimmte mich ganz um. Dein Sohn, dachte ich, hat dich nicht verfolgt, dir nicht geflucht — und du wollteſt ihm fluchen?

Von dieſer Zeit an fieng ich an, für ihn zu beten. In jedem Morgen- und Abendgebete denke ich ſeiner, und rufe Gott an, daß er ſich ſeiner erbarmen, und ihn von ſeiner Verirrung zurückbringen möge.

Seitdem ich dieſes thue, befinde ich mich ungleich beſſer, und fühle auch ungleich mehr Neigung, den unglücklichen Menſchen gelinde zu behandeln. Seit dieſem Zeitpunkte iſt mir aber auch jedes abſcheulich, das ſeine Kinder verflucht. Wir dulden es ja nicht mehr, daß man den Türken fluche, und chriſtliche Eltern ſollten ihren Kindern fluchen? Wenn das gelten ſollte, wenn wir noch eben ſo, wie ein unaufgeklärter Jude, zu Moſes Zeiten handelte, handeln wollten, ſo begreife ich doch wirklich nicht, wozu alle die Bemühungen und Arbeiten, die man ſeit Chriſti Geburt, zur Verbeſſerung der Menſchen, übernommen hat, genützt haben?

Etwas unangenehmes bleibt es aber doch immer, von andern, am mehreſten, von Eltern verflucht zu werden.

Nach meiner Meynung kommt alles darauf an, daß jedes Kind, welches das traurige Schickſal hat, von ſeinen eignen Eltern verflucht zu werden, in ſich ſelbſt zurück gehe und ſich frage: haſt du dieſen Fluch wohl verdienet?

Jedes Kind, das ſeine Eltern vorſetzlich beleidigt, ſie zu kränken ſucht, ihren Befehlen aus Eigenſinn, durch Betäubung, die von ſeinen Lüſten herrührt, ungehorſam iſt, ihnen Unterſtützung, bey Mangel und Kraftloſigkeit, verſagt, hat Urſache, über der Eltern Fluch zu erſchrecken. Ein liebloſes, beleidigendes, Betragen gegen Perſonen, die uns die erſte Wohlthat — das Leben — gaben, iſt großer Undank, und dem wirklich Undankbaren, kann es nicht wohl gehen.

Ganz eine andere Sache iſt es aber, wenn ein Kind deswegen von ſeinen Eltern verflucht wird, weil es Forderungen nicht eingehen will, die es nach ſeinem Gewiſſen nicht eingehen kann. Denn ſo viel ich einſehe, iſt doch das Gewiſſen eines jeden eigentlich das, wornach Gott uns richten wird. Sollte nun ein Kind, bey dem das Gewiſſen ſein Amt zu thun anfängt, über-

Bayerische Staatsbibliothek München

überzeugt ſeyn, daß es dieſen oder jenen Schritt zu thun verbunden ſey, und daß es Unrecht thue, wenn es denſelben unterlaſſe: ſo glaube ich, daß es ihn unternehmen müſſe, wenn es auch von ſeinen Eltern in den Bann gethan würde. Dieß ſcheint mir Jeſus mit den Worten anzuzeigen: **Wer Vater oder Mutter mehr liebt, als mich, der iſt mein nicht werth.** Ich bin kein Gelehrter, und kann dir es nicht ſo recht deutlich machen. Mir kommt es aber ſo vor, als wenn dieſes der rechte Verſtand dieſer Worte wäre.

Nun laß uns doch überlegen, ob du mit recht gutem Gewiſſen, deiner Mutter Willen zuwider, deine Henriette ehelichen kannſt?

Warum willſt du nun unter den Millionen Mädchen, die auf Erden ſind gerade Henrietten wählen? (Erlaube mir, daß ich in deine Seele antworten darf.)

Ich habe auf Gottes Erdboden kein Mädchen geſehen, das ich ſo lieb hätte — als Henrietten!

Ich. Recht ſehr gut, lieber Carl, ich bin ſehr dafür, daß man, wo möglich, die Perſon zu ſeiner Gattin wählt, die man am liebſten hat. — Aber die Liebe darf bey weiten nicht allein unſere Wahl leiten. Sie iſt faſt immer blind. Ich habe oft bey meinen Officieren, wann ich ſie außerordentlich verliebt fand, bey einem Glaſe Wein, den eigentlichen Grund von der Heftigkeit ihrer Liebe zu erforſchen geſucht, und gar beſondere Entdeckungen gemacht. Einer war ſterblich in ein Mädchen verliebt, und warum? weil ſie ſo artig liſpelte. Ein anderer, war durch den kleinen Fuß, ſeiner, wie er ſich ausdrückte, Göttin bezaubert, ein dritter durch das Grübchen im Backen u. ſ. w. Da aber doch das Liſpeln, der kleine Fuß, das Grübchen im Backen, und tauſend Sachen der Art mehr, das gar nicht ſind, was den Mann bey ſeinen Geſchäften aufheitern, ſeine Haushaltung führen, und ſeine Kinder erziehen kann: ſo ſiehſt du wohl, daß die Liebe, der ſinnliche Trieb zu einem Mädchen, bey der Verheyrathung, die Stimme nicht allein haben darf.

Du. Aber meine Liebe iſt vernünftig.

Ich. Wohl! ſo beweiſe es!

Du. Mein Mädchen iſt ſo geſund — ſo ſchlank — ſo frey von allen körperlichen Gebrechen — hat nie eine Schnürbruſt getragen.

Ich. Das läßt ſich ſchon eher hören. So heilig auch die Pflicht iſt, den kranken Ehegatten zu warten und zu pflegen: ſo halte ich es doch für ſehr widerſinnig, wenn man ſich mit einer Perſon verbindet, von der man vorher weiß, daß ſie ungeſund oder gebrechlich ſey. Man heyrathet doch, um Kinder, und, wenn man vernünftig iſt, um geſunde Kinder zu erzeugen. Wie kann man aber geſunde Kinder von ungeſunden Eltern erwarten? daß deine Henriette nie eine Schnürbruſt trug, iſt mir auch lieb. Wer den Zweck der Ehe erreichen will, ſollte ſich nie mit einem geſchnürten Frauenzimmer verbinden.

Aber es giebt der geſunden, ungeſchnürten Mädchen ſo viele — warum grade Henrietten gewählt?

Du. Sie hat ſo einen geſunden, geraden, Verſtand; ſo ein redliches, theilnehmendes Herz, iſt über alle Eitelkeit ganz erhoben.

Ich. Das klingt noch beſſer. Denn mit einer eiteln Thörinn, mit einer falſchen, boshaften Frau, kann ein vernünftiger Mann nie vergnügt leben. Wenn eine Frau auch weiter keinen Fehler, als dieſen hätte, daß ſie eitel wäre: ſo machte ſie ſchon dieſer zu einer glücklichen Ehe ganz unfähig: weil eine eitele Frau allem, was männlich iſt, mehr, als ihrem eigenen Manne zu gefallen ſucht.

Wie ſteht es mit der Arbeitſamkeit, und mit Führung der Haushaltung?

Du. Nie ſahe ich ſie müßig. Ihres Vaters Haushaltung erhält ſie allein in der beſten Ordnung.

Ich. Vortreflich! Hat ſie auch viel geleſen?

Du. Sehr wenig.

Ich. Deſto beſſer! das viele Leſen verderbt den Charakter der Weiber ſehr oft, und zieht ſie von ihren Berufsgeſchäften ab.

Ich muß Dir alſo, lieber Carl! ſagen, daß du ſehr gut gewählet habeſt, und daß dein Gewiſſen Dich verbinde, keine andere, als Henrietten, zu ehelichen: weil ich zweifele, daß Du leicht ein Mädchen wieder finden werdeſt, in deren Perſon ſo vieles vereinigt wäre, was zu einer glücklichen Ehe Hoffnung macht. Was ich in Deine Seele geſagt habe, erfuhr ich nicht blos von Dir! der Verliebte hat, bey Beurtheilung ſeines Mädchens, in meinen Augen, keine Stimme: weil er immer die guten Eigenſchaften deſſelben

ſelben durch das Vergrößerungsglas ſieht, und an ihm gar viele gute Seiten bemerkt, die den Augen anderer ehrlichen Leute verborgen bleiben. Ich weiß es vielmehr, durch eine geheime Correſpondenz, die ich, ſeitdem ich Dich in Grünau beſuchte, mit einigen unpartheyiſchen Perſonen, die beſtändig Gelegenheit hatten, Henrietten zu beobachten, geführt habe.

Und was iſts, das Deine Mutter gegen die Verbindung mit dieſem liebenswürdigen Mädchen einwendet? nichts als — daß ſie nicht von Adel ſey.

Daß Du mir giengſt mit Deinem Adel!

Ich will es Dir zwar vorherſagen, daß Du das gute Mädchen mancherley Spöttereyen ausſetzen würdeſt, wenn Du es bey Hofe, oder auch nur in adelichen Geſellſchaften, produciren wollteſt: aber das iſt deſto beſſer für Dich und Deine künftige Frau. Dadurch werdet Ihr in die Nothwendigkeit geſetzt, euch zurück zu ziehen, und nicht für den Hof und für die Welt, ſondern für Euch — für Eure Familie, und für Euer Dorf zu leben. Die Entfernung von Aſſembleen, Concerten, Bällen, Maskeraden u. d. gl. wird euch Leutchen nöthigen, Freuden aus euch ſelbſt zu holen, und um euch herum zu verbreiten; und das wird eine gar herrliche Sache werden!

Ich glaube immer, wer vergnügt leben, Gutes ſtiften, und häusliche Freuden genießen will, muß ſich vom großen Schwarme zurückziehen, der wenig denkt, und viel ſchwätzt, der nichts thut, und über alle lacht, witzelt und ſpöttelt, die ſich angelegen ſeyn laſſen, etwas von Wichtigkeit zu Stande zu bringen.

Mache Anſtalt, lieber Carl, daß Du Deinem Ziele näher kommeſt, daß ich die Freude habe, Deine liebe Henriette, als Couſine in meine Arme zu ſchließen, und zu ſehen, daß Du Deine Bauern recht vernünftig und glücklich macheſt. Was ich dazu beytragen kann, will ich gerne thun, und was wir beyde nicht wiſſen, ſoll uns Wenzel und Rollow ſagen.

Laß dann Deine Mutter Dich verfluchen! Ihr Fluch wird Dich nicht treffen, ſo lange Du Recht thuſt, und Dich hüteſt, ſie zu beleidigen. Wenn ſie gegen Dich betet: ſo wiſſen wir ja, daß Gott die Sünder nicht höre.

Schreibe mir bald, lieber Carl! ich ſehe der Entwickelung des Knotens ſehnlich entgegen. Ewig bin ich

Dein

Dich liebender
Brav.

Zehnter Brief.

Der Oberſte von Brav an die Frau Majorin von Carlsberg.

Holdersleben, d. 20. März.

Schweſter!

Du haſt meine Geduld aufs höchſte geſpannt — ſie iſt nun zerriſſen. Ich habe bisher alles gethan, und vorgeſtellt, was ich thun und vorſtellen konnte. und es hat nichts gefruchtet. Für Menſchenglück haſt Du kein Gefühl. Du kennſt kein höheres Glück — als den Adel. Das kommt vermuthlich daher, weil Du nichts an Dir haſt, worauf Du ſtolz ſeyn könnteſt, als das, was Dir Deine Vorfahren auferbten — den Adel.

Der Adeliche, der eigene Verdienſte hat, bringt ſeinen Stand nie in ſo hohen Anſchlag, wie Du thuſt. Er benutzt die Vorzüge, die ihm durch die Geburt zugeſtanden wurden, aber er iſt nicht ſtolz darauf, und ſucht ſich derſelben, durch Vergrößerung ſeiner perſönlichen Verdienſte, immer würdiger zu machen.

Dieß habe ich Dir tauſendmal ſchon geſagt und geſchrieben, ohne daß es das geringſte gefruchtet hätte. Du zwingſt mich alſo dazu, Dir, ein für allemal, den Mund zu ſtopfen, und Dich an Etwas zu errinnern, wovon Du vielleicht glaubſt, daß ich es vergeſſen habe.

Denkſt Du denn gar nicht mehr daran, daß Du Carln empfiengſt, als Dein Mann zu Felde lag? gar nicht an den lamentablen Brief, in dem Du mich bateſt, Dir einige Reuter von meinem Freycorps zu ſchicken, die Dich zu Deinem Manne begleiteten? Errinnerſt Du Dich nicht mehr, daß ich, bey einem Glaſe Wein, Dir das Geſtändniß ablockte, Du ſeyſt von Deinem Secretär ſchwanger?

Wenn Dein Abſcheu gegen bürgerliches Blut ſo groß iſt, warum ließeſt Du Dich denn mit Deinem Secretär in eine ſo große Vertraulichkeit ein?

Auf ſo mißlichen Gründen beruhen unſere adelichen Stammbäume! Es wird dabey immer die **unerwießne** Vorausſetzung zum Grunde gelegt, daß alle unſere Stammmütter, ihren Männern getreu waren. Unſer Ahnherr iſt, wie Du weißt, Clas von Brav. Wenn aber nur eine unſerer Stammmütter ihrem Manne ſo ungetreu geweſen iſt, wie Du dem Deinigen wareſt: ſo iſt es ja gar nicht wahr, daß wir vom **Clas von Brav** abſtammen, und unſer ganzer Adel **iſt** — eine Lüge.

Kurz von der Sache zu kommen! biſt Du ruhig, und legſt der Verbindung Carls mit Henrietten keine Hinderniſſe in den Weg: ſo bleibt die Sache ewig verſchwiegen, und ich mache Dir deswegen nie wieder Vorwürfe; Bleibſt Du aber auf Deinem Kopfe, läßt Du merken, daß Du gegen Carln die geringſte Cabale ſpielſt: ſo gebe ich Dir mein **Ehrenwort**, daß Carl das ganze Geheimniß erfahren ſoll, damit er Dich, Deinen Fluch und Dein Gebet deſto mehr verachten könne. Wähle was Du willſt!

Ich bin

Dein

Bruder

von Brav.

Eilfter Brief.

Carl an Henrietten.

Carlsberg, d. 23. März.

Meine Herzlichgeliebte!

Was muß ich doch geſündigt haben, daß ſich alles gegen mich vereinigt, und das Glück, Sie zu umarmen, und von meiner lebenslangen Treue zu verſichern, immer weiter von mir entfernt!

Ich ſuchte Sie in Koldingen auf — o wie ſchlug mir das Herz, da ich den Koldingiſchen Thurm erblickte, wie mußte mein Pferd traben! voller Ungeduld ſtürzte ich in ihr Haus und —

fand Sie nicht. Stellen Sie ſich vor, meine Beſte! wie viel ich bey der Nachricht, daß ſie abweſend wären, leiden mußte! ſetzen Sie hierzu noch dieſes, daß mich, wie Sie nun wohl wiſſen werden, dazumal die entſetzliche Beſorgniß peinigte, als wären Sie mir entführt worden! So bedauern Sie mich gewiß!

Aber meine Leiden waren noch nicht geendigt! Da Sie ihre Zurückkunft verzögerten, eilte ich mit der Hoffnung nach Hauſe, Sie auf dem Wege zu finden — fand Sie nicht — erhielt bey meiner Ankunft die Nachricht, Sie wären auf meinm Landgute geweſen, hätten da mich erwartet — hätten da übernachtet. — Stellen Sie ſich, edles Mädchen! an meine Stelle! wenn Sie auch nicht glauben können, daß, ſeit der Zeit ich Sie und Ihren ganzen liebenswürdigen Charakter habe kennen lernen, ich ganz für Sie gelebt, und kein anderes Glück, als — Sie zu beſitzen, gekannt; wenn Sie nur glauben, daß ich Sie rechtſchaffen geliebt habe: ſo fühlen Sie mir gewiß nach, wieviel ich, bey dem Zuſammentreffen ſo vieler unangenehmen Umſtände, habe leiden müſſen.

Heute aber werde ich durch einen Brief von Ihrem guten Vetter Rollow faſt aus aller Faſſung gebracht. Wie? Sie glauben ich wäre Ihnen nicht getreu? Ich theilte meine Liebe mit andern Mädchen? Henriette! das glauben Sie von Ihrem Carl? Errinnern Sie ſich nicht, daß Sie ſchon mehrmal ſolchen Verdacht gegen ihn gehabt, und ihn bereuet haben?

Sie werden die Vorwürfe, die Sie mir gemacht haben, wieder bereuen müſſen, und das ſoll denn Ihre Strafe ſeyn!

Ich hoffe, daß Sie ſchon itzo einſehen werden, wie ungegründet Ihr Verdacht geweſen ſey: da Sie, von Ihrem Herrn Vater und Herrn Vetter, die Urſache meiner Abweſenheit und den Ort meines Aufenthalts werden erfahren haben. Um Sie aber noch mehr zu beruhigen, verſichre ich Sie, daß das Mädchen, deſſen Aufenthalt auf meinem Gute, bey Ihnen Verdacht gegen mich erregte, eine Unglückliche ſey, die zu meinem Landgute ihre Zuflucht nahm, die ich ihr nicht verſagen konnte, ohne ein Unchriſt, ein Barbar zu ſeyn. Während meiner Abweſenheit iſt ſie abgeholt, und — wie ich nunmehro weiß — entführt worden.

Die Pflicht, die ich ihr, als einer, von aller Welt verlaßnen, ſchuldig bin, hält mich zurück, daß ich nicht ſogleich ſelbſt zu Ihnen eile und — Verzeihung hole.

Es wird nach einigen Tagen gewiß geſchehen. Dann erwarte ich aber, daß mir mein Henrietchen nicht mit finſterer Stirn, auf dem Argwohn niſtet, ſondern mit dem offnen, herzlichen Geſichte entgegen komme, das ich ſahe, als ich Sie einmal auf Ihrem Gartenhäuschen ſprach. Ich bin zu unſchuldig, als daß ich dieſes nicht mit Gewißheit erwarten dürfte.

Seit einiger Zeit ſcheint überhaupt der gute Gott mich zu einem Werkzeuge zu machen, durch welches er die Elenden retten will.

Statt des unglücklichen Mädchens, dem ich, auf meinem Landgute, eine Zuflucht gegönnt hatte, fand ich bey meiner Zurückkunft einen armen, ehrlichen, geflüchteten, Crolauiſchen Soldaten, mit ſeiner Familie bey mir, deſſen Verſorgung mir durch die Prinzeſſinn von Ritterſtadt war empfohlen worden. Wäre er auch weniger unglücklich geweſen: ſo würde ich mich doch ſeiner, nach meinem beſten Vermögen, annehmen, da ich weiß, daß er mir nicht würde ſeyn empfohpfohlen worden, wenn ich nicht das Glück hätte Ihnen, und durch Sie der würdigen Princeſſin Kunigunde bekannt zu ſeyn. Alles, was auf die entfernteſte Art von meiner Henriette kommt, iſt mir angenehm.

Itzo könnte ich meinen Brief ſchließen. Aber jede Unterhaltung mit Ihnen iſt mir ſo angenehm daß es mir große Ueberwindung koſtet, ſie abzubrechen. Um alſo die Freude mit Ihnen zu plaudern, noch eine halbe Stunde genießen zu können, liefere ich Ihnen die Beſchreibung eines Abentheuers, das ich, auf meiner Rückreiſe von Koldingen, beſtanden habe.

In der Dämmerung kam ich bey Carlsberg an, und entdeckte, einige Schritte vom Wege, eine menſchliche Geſtalt, die ſich an einen Baum gelehnt hatte. Ich ritt nach dem Baume zu und fragte: wer iſt hier?

Er. Ein Menſch!

Ich. Das ſehe ich wohl. Aber ich will wiſſen, was für ein Menſch hier ſey?

Er. Haben Sie ein Recht darnach zu fragen?

Ich. Allerdings! Ich bin der Herr dieſes Dorfs, und des Platzes, auf dem er ſteht. Wer iſt er? kurz geantwortet!

E. Ein unglücklicher Menſch.

J. Das iſt mir leid! Worinne beſteht ſein Unglück?

E. Aus was für Grunde fragen Sie darnach?

J. Um ihm zu helfen.

E. So! um Verzeihung! Was für eine Religion haben Sie?

J. Ich bin ein Chriſt!

E. Ein Chriſt? nun da bitte ich Sie ſehr, daß Sie weiter reuten, und mich nicht mit mehrern Fragen beunruhigen. Sie können mich viſitiren, und Sie werden finden, daß ich ganz wehrlos bin, und Sie von mir nichts zu beſorgen haben. Wollen Sie mich aber arretiren laſſen, ſo bin ich in Ihrer Gewalt.

J. Ohne die dringendeſte Noth laſſe ich niemanden arretiren. Aber wiſſen muß ich doch, was er hier, in der Dämmerung, auf freyem Felde zu thun habe?

E. Ich will hier übernachten.

J. Auf freyem Felde? Bey dieſer Kälte? Er iſt ja in Gefahr umzukommen!

E. Deſto beſſer für mich! ſo bin ich doch meine Plage mit einemmale los.

Ich. So ſpricht kein vernünftiger Menſch! folge er mir in das Wirthshaus!

Er. Ins Wirthshaus? was ſoll ich da thun?

Ich. Sich erquicken, und auf einem weichen Lager ruhen.

Er. Ohne Geld?

Ich. Alſo hat er kein Geld? Aber ich habe Geld, und wäre nicht werth ein Chriſt zu heiſſen, wenn ich nicht alles für ihn bezahlte, was ihm die Beherbergung in dieſer Nacht koſtet.

Er. Mein Herr Ihre Worte klingen ſüße, aber —

Ich. Was für ein Aber? frey herausgeſprochen!

Er. Aber wenn ich Ihnen ſage, wer ich bin, ſo werden Sie gewiß aus einem andern Tone mit mir ſprechen.

Ich. Doch ein ehrlicher Mann?

Er. Gelobt ſey Gott! das zu ſeyn habe ich mich immer befliſſen, ſo lange ich lebe. Aber ich bin ein Jude.

Ich. Ein Jude?

Er. (Heftig) Ja der bin ich, und ich wäre ein Schurke, wenn ich meinen Glauben verleugnen wollte.

Ich. Und er glaubt, daß ich mich deswegen, weil er ein Jude iſt, ſeiner nicht annehmen würde? Mann was ſpricht er hier! liebt der Chriſt nicht alles, was Menſch iſt?

Er. So müßte in Carlsberg eine beſondere Art von Chriſten wohnen.

Ich. Die wohnet hier! Er folgt mir ſogleich!

Mit einem tiefen Seufzer erhob er ſich und wankte neben mir her. Ich rieth ihm den Steigbügel des Pferdes zu faſſen, und ſich dadurch einige Erleichterung zu verſchaffen; allein ſo langſam ich auch ritt: ſo klagte er doch, daß er nicht vermögend wäre, mir nach zu kommen. Ich mußte mich alſo entſchließen, ihn vor mich auf das Pferd zu nehmen. In dieſem Aufzuge kamen wir, nach einer halben Viertelſtunde, auf meinem Gute an.

Fortſetzung.

Einen Juden zu bewirthen, iſt immer eine bedenkliche Sache. Man mag ihm vorſetzen, was man will, ſo hat er immer dabey ſeine Gewiſſensſcrupel.

Sobald ich alſo, mit meinem Juden, auf meinem Zimmer angekommen, und durch ſeinen freyen, offnen Blick, und ſeinen Anzug überzeuget worden war, daß er ein rechtſchaffener Mann, und kein gemeiner Jude, ſey, faßte ich ſeine rechte Hand feſt, ſahe ihm in die Augen und fragte: was wollen Sie eſſen? was wollen ſie trinken?

Er. Was den Hunger und was den Durſt ſtillt.

Ich. Wenn ich ihnen aber Speiſen vortrage, die Ihnen Ihre Geſetze zu genießen verbieten.

Er. Ich bin über Speiſegeſetze weit hinaus.

Sogleich gab ich Befehl, daß mein Tiſch mit der mir gewöhnlichen, frugalen, Koſt beſetzt würde.

Mein Jude aß alles mit, ſogar Schinken ohne ein Wort zu ſprechen. Der Hunger ſchien ihm die Sprache benommen zu haben.

Sobald dieſer geſtillet war, und er das erſte Glas Wein genoſſen hatte, druckte er, mit naſſen Augen, meine Hand, und ſagte: Gott vergelte es Ihnen! Sie haben mein Leben gerettet!

Ich. Darf ich denn aber nicht wiſſen, durch welches Unglück Sie in die Gefahr, zu verhungern, gekommen ſind?

Er. Das kann ich Ihnen alles ſagen. Wir armen Leute ſind die einzigen in ganz Europa, denen die Rechte der Menſchheit entriſſen ſind.

Ich. Leider wahr!

Er. (Indem er wieder ein Glas Wein trank.) Jeder Schurke, jeder pflichtvergeßne Menſch, wenn ihm in ſeiner Jugend nur dreymal Waſſer über den Kopf iſt gegoſſen worden, kann Bürger werden, kann ein Geſchäft treiben, wozu er die mehreſte Luſt und Geſchicklichkeit hat. Und wir — wir werden als Unmenſchen behandelt. In den mehreſten deutſchen Ländern iſt uns der Platz abgeſteckt, wo wir wohnen dürfen, wie wenn wir von der Peſt angeſteckt wären! und zur Erhaltung unſers Lebens, erlaubt man uns kein anderes Geſchäft, als Handlung. Stellen Sie ſich vor; mein Herr, hundert bis fünf hundert

Familien in einem kleinen Fürſtenthume, die weiter gar keinen Nahrungszweig haben, als die Handlungen, müſſen dieſe nicht Tag und Nacht auf Mittel raffiniren, ihren Waaren einen glänzenden Anſtrich zu geben, ſie im Preiße zu erhöhen? oder daß ichs kurz ſage, müſſen ſie, um mit ihren Familien nicht zu verhungern, nicht Betrüger werden?

Ich. Alles wahr!

Er. Dagegen müſſen wir für die Beraubung der Rechte, die uns, als Menſchen, zukommen auch weit mehr zahlen, als andere, denen Waſſer auf den Kopf gegoſſen iſt, für den Schutz den ſie genießen. Herr! ich ſehe aus allem Ihren Betragen, daß ſie ein braver Mann ſind, daß ich alſo ganz frey mit Ihnen ſprechen darf!

Ich. Das können Sie ohne alle Furcht!

Er. Meynen Sie nun nicht, daß es kränken muß, wenn ein ehrlicher Mann, der ſo gut, als ein andrer, fühlt, das er auf der Erde von Gott das Bürgerrecht erhalten habe, Zoll bezahlen muß?

Ich. Ei nothwendig muß dieß kränken. Aber ich höre doch, daß unſere deutſchen Fürſten den Anfang machen, dieſe, die Menſchheit entehrende, Abgabe abzuſchaffen.

Er. In den Provinzen, durch welche ich reiſte, habe ich noch keine Abſchaffung bemerkt. Wenigſtens zwölfmal habe ich mich verzollen müſſen, wie wenn ich ein Rind, eine Sau wäre. So lange dieſe Einrichtung nicht abgeſchafft iſt, ſo ſagen Sie mir nichts von Aufklärung! Das iſt ja Barbarey! In einem Staate, wo nicht Unverſtand, wo Vernunft regiert, muß ſchlechterdings jeder rechſchaffene Mann, er ſey Bürger oder Reiſender, glaube was er wolle, wenn er nur ein rechtſchaffener Mann iſt, geſchützt werden. Keinem darf man wegen ſeiner beſondern Religionsmeynung Zoll abfordern.

J. Das leugne ich gar nicht ab. Wenn jede beſondere Meynung verzollet werden ſollte, ſo bekäme jeder Zolleinnehmer eine Tabelle, von wenigſtens funfzig Rubriken, eine für Glauben an Geiſterbeſchwörung, die andere für Glauben an Magnetismus, die dritte für Glauben an Goldmacherey, die vierte für Atheismus, Materialismus u. d. gl. Aber lieber Mann! bey Ihnen kommt es nicht blos auf Meynungen, ſondern

dern auch auf Lebensart an. Bedenken Sie nur ihren Sabbath!

E. Nu? was iſts damit?

J. Jeden Sabbath ſind die Juden für die menſchliche Geſellſchaft gleichſam erſtorben, ſind, daß ichs aufrichtig ſage, faule, unnütze Glieder des Staats.

E. Und iſt der Schade davon nicht auf unſerer Seite? Werden wir durch dieſes Joch nicht um den ſiebenden Theil unſerer Lebenszeit gebracht, und in Unthätigkeit erhalten? dafür ſollen wir noch Zoll geben? Nehmen Sie mir nicht übel! Bey Ihnen wimmelt es von Menſchen, deren ganzes Leben ein Sabbath iſt, und die dieſes ewigen Sabbaths wegen noch von allen Abgaben befreyet werden.

J. Und Ihre Speiſegeſetze!

E. Was ſchaden ſie dem Staate? Wenn ich das Gelübde thäte mein Lebelang nichts als Gemüſe zu eſſen, wem verſchlägt dieß etwas? Mir ſchadet es, weil ich dadurch von vielen geſellſchaftlichen Vergnügungen ausgeſchloſſen werde, aber andern nicht. Warum ſoll ich denn dafür Zoll geben? Giebt es doch unter ihnen Secten, die weit ſtrengere Speiſegeſetze, als wir, haben, die ihr Lebelang kein Fleiſch genieſſen dürfen, und denen man doch keinen Zoll abfordert.

J. Aber das ſchlimmſte iſt, daß ſich, wenn ich auch alles übrige bey Seite ſetze, Ihre Nation zu keiner Arbeit verſtehen will. Studiren, Handlung und einige Künſte, das iſt alles, worauf ſie ſich einlaſſen.

E. Und wer iſt daran Urſache?

J. Doch wohl Sie.

E. Ich bitte um Verzeihung! die Chriſten ſind daran Urſache! Seit Jahrhunderten, Gott verzeihe es ihnen! iſt uns das Recht, Aecker zu beſitzen, Handwerke und andere bürgerliche Geſchäfte zu treiben, entriſſen geweſen. Wir ſind als Sclaven behandelt worden. Iſt es denn, unter ſolchen Umſtänden, ein Wunder, wenn wir Sclavenſinn bekommen haben? wenn bey dem größern Theile alle Begierde zum Aufſtreben erſtickt worden iſt? Wenn die Luſt zur Arbeit bey einer Nation ſich nicht ſogleich zeigt, die, ſeit Jahrhunderten, zum Müßiggange verdammt war?

J. Es iſt zu bedauern! Sie und ich können die Sache nicht ändern! tröſten Sie ſich mit den Ausſichten in die Zukunft. Jeder Schriftſteller, von Kopf und Herzen, vertheidigt doch Ihre Rechte. Und faſt alle unſere Fürſten fangen an ihren Ruhm darinne zu ſetzen, daß ſie die Laſten mindern, die die Vorurtheile der vorigen Zeit ihren Unterthanen aufbürdeten.

E. Die Ausſichten ſind gut — ſo gut — ſo ſchön — ſo reitzend — wie die Ausſichten, die ein Gefangner von ſeinem Bergſchloſſe, in eine reitzende Ebene hat. Wenn nur die Ausſichten die Feſſeln zerfräßen, die ſeine Knöchel wund reiben!

J. Wenn gute Ausſichten auch des Gefangnen Feſſeln nicht durchfreſſen, ſo machen ſie ſie ihm doch leichter.

Alle aufgeklärte Chriſten, und deren Zahl iſt doch gewiß nicht gering, nähern ſich doch Ihnen, arbeiten daran, ihnen die Bürden, die ſie bisher unſchuldig tragen mußten, zu erleichtern, nach und nach ganz abzunehmen, und ihnen die Rechte der Menſchheit wieder zu verſchaffen, die ihnen der blinde Religionseifer der Vorwelt entriſſen hat.

Mir kommt es aber immer vor, als wenn ihre Nation gar keine Luſt habe, ſich uns zu nähern, gar kein Zutrauen zu uns hätte, und immer einen geheimen Haß gegen uns bey ſich nährte.

E. Je das iſt ja ganz ausgemacht. Die Aufgeklärten unter meiner Nation werden ſich zwar nie ſo ſehr erniedrigen, daß ſie ſich an einem Chriſten rächen ſollten, ſie werden ſich freuen, wenn ſie ihren Unterdrückern, ſo oft ſie in Noth gerathen, beyſtehen können. Denn daß es unter uns brave, edeldenkende, Menſchen gebe, das werden Sie wohl nicht ableugnen.

J. Das kann ja nicht abgeleugnet werden. Die Wohlthaten, die die Berliner Judenſchafft den Abgebrannten in Neuruppin, wo ſonſt kein Jude übernachten durfte, erwieſen hat, beſtätigen ja ihre Behauptung vollkommen.

E. Mein lieber Herr! ähnliche Geſchichten könnte ich Ihnen noch gar viele erzählen, wenn es nicht zu prahleriſch ließe.

Genug aber, jede Nation, jede Religionsparthey hat ihren gemeinen Mann, der immer den größten Theil ausmacht. Habe ich Recht oder Unrecht?

J. Vollkommen Recht!

E. Wir haben alſo nothwendig auch unſern gemeinen Mann. Und dieſer, das leugne ich nicht, hat immer gegen alles, was Chriſt heißt, einen geheimen Haß. Iſt ihm dieſes zu verargen? Iſt der Unterdrucker nicht ſelbſt die Urſache, wenn der Sclave ihn haßt? Mein? die Freyheit zu rauben? mit Abgaben, mit Zoll beläſtigen? kann das Liebe erzeugen? Jeder Groſchen, den wir Zoll erlegen müſſen, reitzt die Verbitterung aufs neue, dieß können wir nicht ändern.

Verzeihen Sie mir, mein Herr! wenn ich vielleicht zu freymüthig rede. Wenn der Chriſt dem Juden Gutes thut, was iſt dieß ſonderliches? der Beleidiger erquickt den Beleidigten unter den Leiden, die ihm größtentheils ſeine Landsleute zugefügt haben. Aber — wenn der Jude dem Chriſten Gutes thut — ſo — ich hoffe Sie nehmen mir es nicht übel — ſo erquickt der Beleidigte ſeinen Beleidiger.

J. Ihre Freymüthigkeit nehme ich Ihnen nicht übel, aber das muß ich Ihnen doch ſagen, daß wir auch Grund haben, uns für den beleidigten Theil zu halten.

E. Sie? für den beleidigten Theil zu halten? Je da bin ich doch begierig die Gründe zu hören.

J. Haben Ihre Vorfahren nicht Jeſum, den Lehrer unſerer heiligen, vortreflichen, Religion creutzigen laſſen?

E. Was tauſend, was gehen mich denn meine Vorfahren an? Wenn dieſe ſchlecht gehandelt, wenn dieſe einen rechtſchaffnen Mann getödtet haben, was kann ich denn dazu? können Sie mir denn beweiſen, das meine Voreltern mit in das Bluturtheil ſtimmten? Können Sie mir denn darthun, daß Sie nicht von dem römiſchen Officiere abſtammen, der Jeſu die Dornencrone aufſetzen ließ?

J. Das kann ich freilich nicht.

E. Wenn nach achtzehn hundert Jahren die Nachkommen die Sünden der Voreltern tragen ſollen, wie will es da den Chriſten gehen!

J. Wie ſo?

E. Wie ſo? unſere Vorfahren haben einen unſchuldigen Jeſus hinrichten laſſen. Ihre Vorfahren, das heißt, die Chriſten, die vor Ihnen lebten, haben Millionen unſchuldige Juden hingerichtet.

J. O ſchweigen Sie mir von dieſen Greueln, die ich, wie Sie leicht glauben werden, von ganzem Herzen verabſcheue.

E. Ei das glaube ich wohl, ſo wie Sie mir gewiß auch glauben werden, daß ich die Creutzigung Jeſu herzlich verabſcheue. Aber Sie bringen mich ja ſelbſt dahin, daß ich frey reden muß. Hat man uns ſonſt nicht immer beſchuldigt, daß wir die Chriſtenkinder ermordeten? daß wir die Brunnen vergifteten, und unſchuldige Menſchen, wegen dieſer unerwieſnen Beſchuldigung, ermordet?

J. Laſſen Sie uns dieſen verdrüßlichen Discurs abbrechen! Wenn unſere Vorfahren gegen ihre Nation barbariſch gehandelt haben: ſo müſſen Sie mir doch zugeſtehen, daß ihre Nachkommen deſto milder und duldſamer ſind.

E. Gewiſſermaſen! ſie maſſacriren uns freilich nicht mehr! ſie ſaugen uns nur nach und nach das Mark aus, das wir langſam, vor Hunger und Kummer, dahin ſterben müſſen.

J. Sie ſind, wie ich ſehe, aufgebracht! Die Ausſaugung des Marks muß doch ſo gar ſtark nicht ſeyn, weil es in allen Provinzen, wo ihre Nation geduldet wird, Juden giebt, die ſich ein anſehnliches Vermögen erwerben.

E. Einer vielleicht, an deſſen Seite hundert andere verſchmachten. Wir kommen aber auf eine Materie zu reden, die wir in einem Vierteljahre nicht erſchöpfen, und, die wir beyde nicht abändern können. Erlauben Sie mir alſo, daß ich Ihnen, zum Beſchluß, nur das harte Schickſal ſchildern darf, das mich ſelbſt betroffen hat.

J. Dieß zu hören bin ich ſehr begierig.

Fortſetzung.

E. Ich reiſe von Königsberg nach Wien, und entrichte meinen Zoll allenthalben, wo er mir abgefordert wird, pünctlich. In Carmin durchzähle ich meine Caſſe, und ſehe ein, daß es beynahe unmöglich iſt, damit Wien zu erreichen. Dieß macht mich traurig. Da ich aber in Carmin erfahre, daß es bis Wien verſchiedne Oerter gebe, wo der Jude für die Erlaubniß die Nacht daſelbſt zu ſchlafen, einen Ducaten zahlen muß: ſo werde ich überzeugt, daß es ſchlechterdings unmöglich ſey, mit meinem Gelde Wien zu erreichen.

Was thue ich alſo? Ich entſchließe mich, meine Herkunft zu verleugnen, und mich für einen Chriſten auszugeben.

J. Und daran thaten Sie Unrecht. So lange man in einem Lande lebt oder reiſet, muß man ſeine Geſetze befolgen, wenn ſie auch ungerecht wären.

E. Alles wahr! Aber Noth hat kein Geſetz! Stehlen verbieten alle Geſetze. Wenn aber der Arme gar kein Mittel ſieht, ſeinen Hunger zu ſtillen, dann iſts ihm doch wohl erlaubt zu ſtehlen?

J. Bitten iſt ihm noch immer erlaubt.

Er. Erlaubt freilich. Wenn er aber voraus ſieht, daß ihm ſein Bitten nichts helfen wird? wie da? In dieſem Falle war ich. Ich ſahe voraus, daß, wenn ich in der nächſten Stadt, wo es gewöhnlich iſt, für die Erlaubniß zu übernachten, dem Juden einen Ducaten abzufordern, meinen Geldmangel vorſchützen, und ſagen würde: ich bin ein Jude — das geſtehe ich — ich bin nach den Landesgeſetzen verbunden, für die Erlaubniß hier zu übernachten, einen Ducaten zu bezahlen, das weiß ich! Aber ich muß nothwendig nach Wien reiſen; und wenn ich dieſen, und mehrere, Ducaten bezahlen ſoll: ſo iſt es mir unmöglich Wien zu erreichen; Ich beſchwöre Sie daher, bey der allgemeinen Menſchenliebe, die Jeſus gelehret hat, daß Sie mir dieſen Ducaten erlaſſen; ich ſahe, ſage ich voraus, daß mir alle meine Vorſtellungen, meine Bitten, meine Beſchwörungen gar nichts helfen, daß man mich verſpotten und wie einen Ziegeuner, zur Stadt hinaus werfen würde. Habe ich Unrecht?

Ich. O Mann! wie demüthigen Sie mich! Daß ſich in jeder mittelmäßigen Stadt ſo viele Edele gefunden hätten, die willig geweſen wären, für Sie, wenn Sie ihre Noth erfahren, zuſammen zu legen, getraue ich mir behaupten zu können. Daß aber nur ein Zolleinnehmer Ihnen die Abgabe würde erlaſſen haben, daran zweifle ich. Unſere Zolleinnehmer ſind alle auf die pünktlichſte Befolgung der Geſetze, keiner aber auf die Erweiſung der chriſtlichen Barmherzigkeit, angewieſen.

Er. Alles wahr! Können Sie mir es aber verdenken, wenn ich unter dieſen Umſtänden meine Zuflucht zur Lügen nehme?

Ich. Ich geſtehe, daß ich nicht weiß, was ich auf dieſe Frage antworten ſoll. Reden Sie weiter!

Er. In Kolchis verbarg ich alſo meine Herkunft — ſie wurde verrathen — man ſetzte mich, wie einen Miſſethäter in Arreſt — umſonſt ſtellte ich meine Noth vor, umſonſt bat ich, umſonſt berief ich mich auf das neue Teſtament. Man verſpottete mich, bemächtigte ſich aller Effekten, die ich bey mir hatte, und ſetzte mich in die entſetzliche Nothwendigkeit, entweder zu verhungern, oder zu betteln, oder zu ſtehlen. Da ich nun zum Betteln, zu viel Stolz, zum Stehlen aber zu viel Ehrlichkeit habe: ſo entſchloß ich mich, zu verhungern.

Ich. Schrecklicher Entſchluß! Erlauben Sie mir aber nur eine Frage!

Er. Und die heißt?

Ich. Wenn ein Jude vollkommen von der Wahrheit und Göttlichkeit ſeiner Geſetze überzeugt iſt, ſie ſtrenge befolgt, deswegen den Verluſt ſeiner Güter, ſeiner Freyheit, ſeines Lebens ſelbſt duldet, ſo iſt er, in meinen Augen, ſo wenig ich auch Jude bin, ein ſehr würdiger Mann. Jeder brave Mann muß nach ſeiner Ueberzeugung handeln, und ſich durch keine Bedruckung, kein Gefängniß, keine Todesſtrafe verleiten laſſen, gegen dieſelbe etwas zu thun. Habe ich hierinne nicht Recht?

Er. Vollkommen Recht! Ich weiß aber ſchon, wohin Sie wollen. Belieben Sie weiter zu reden!

Ich. Wenn nun aber ein Jude den Ungrund ſeiner Geſetze einſieht, ſie ſelbſt übertritt, ſo wie Sie itzo thun, da Sie mit mir Schinken eſſen, und doch um dieſer, von ihm übertretnen und verachteten Geſetze willen, ſich die Rechte der Menſchheit entreiſſen läßt: ſo iſt mir dieſes, ich geſtehe es, unerklärbar.

Er. Ich will es Ihnen gleich erklären. Haben Sie nur erſt die Gewogenheit, mir zu ſagen, was ein Jude thun ſoll, der den Ungrund ſeiner Geſetze einſieht?

Ich. Die Antwort iſt leicht — ſich taufen laſſen.

Er. Dazu bin ich gleich bereit. Laſſen Sie, wenn Sie wollen, morgen Ihren Herrn Pfarrer beſtellen, ſo laſſe ich auch morgen die Taufe an mir vollziehen!

Ich. Freund! Sie erſcheinen mir itzo in einem ganz andern Lichte.

Er. Wie ſo?

Ich. Weil Sie ſo leichtfertig einen ſo wichtigen Schritt thun wollen. Wenn ich die Taufe auch gar nicht als religiöſe Handlung anſehen, wenn ich ſie auch nur als Ceremonie betrachten will, wodurch der Jude bekennt, daß er aufhöre ein Jude zu ſeyn: ſo iſt es doch fürwahr, kein Spiel, allen ſeinen vorigen Verbindungen, ſeinen Geſetzen, ſeiner Lebensart entſagen, und ganz andere Grundſätze anzunehmen, die man noch nicht geprüft hat.

Er. Noch nicht geprüft? O mein Herr! ich habe ihr neues Teſtament oft geleſen, und über dieſen Schritt lange nachgedacht. Wollen Sie mich taufen laſſen?

Ich. Nein! Denn erſtlich kenne ich Sie nicht.

Er. Wenn Sie mich kennen wollen, ſo belieben Sie nur nach Kraswitz, an wen Sie wollen, an Prediger oder Bürgermeiſter zu ſchreiben. Wenn dieſe nun alle mir ein gutes Zeugniß geben! darf ich dann erwarten, daß Sie mir die Taufe verwilligen?

Ich. Das kann ich nicht — das muß ich dem Conſiſtorium melden.

Er. Nun da haben wir es! Sie haben das Räthſel, warum ein Jude, der die Wahrheit ſeiner Geſetze bezweifelt, ſich nicht taufen läßt, und um Meynungen willen, die er ſelbſt nicht glaubt, alles duldet, ſich ſelbſt gelöſet.

Ich. Noch ſehe ich die Auflöſung nicht ein.

Er. So erlauben Sie mir, daß ich Sie darauf aufmerkſam mache. Sobald ich mich bey dem Conſiſtorium zur Taufe melde, ſo legt es mir das Athanaſiſche, und Gott weis, weſſen Glaubensbekenntniß noch, vor, daß ich es annehmen ſoll. Das kann ich nach meiner Ueberzeugung nicht. Wenn ich aber gegen meine Ueberzeugung etwas bekenne; ſo bin ich ein ſchlechter Menſch. Wollen Sie durch die Taufe ſchlechte Menſchen machen?

Ich. Bewahre Gott!

Er. Wenn ich zu Jeſu gekommen wäre, und hätte um die Taufe gebeten; ſo wahr Gott lebt, er hätte dem Petrus, oder Johannes, oder einem andern ſeiner Jünger den Auftrag gegeben, mich zu taufen. Wer ein redlicher Iſraelit, ohne Falſch war, und an ihn glaubte, der erhielt, ohne Glaubensbekenntniß, die Taufe. Damit komme ich aber bey ihren Conſiſtorien nicht aus. Und wenn ich ein Engel vom Himmel wäre, und verſicherte auf das theuerſte, daß ich die Lehre Jeſu für wahr hielte; ſo würde man damit doch nicht zufrieden ſeyn, ſondern noch von mir verlangen, daß ich auch an den Athanaſius, Auguſtinus, und dergleichen Leute glauben ſollte.

Ich. Das Räthſel iſt mir gelöſt! Thun Sie, was Sie wollen!

Er. Wohl uns! Wenn wir Leute wären, die thun könnten, was Sie wollten! Hätten wir dieſe Freyheit — morgen reiſete ich nach meiner Vaterſtadt zurück, und heurathete mein liebes Blümchen.

Ich. Das wird Ihnen doch wohl niemand wehren?

Er. Ey das wollte ich meynen! Das Heyrathen iſt mir ja verboten!

Ich. Wie? Was? Das Heyrathen wäre ihnen verboten? Wer hat dieß verboten?

Er. Unſer Fürſt.

Ich. O Mann! reden Sie nicht ſo, daß ich auf ſie mistrauiſch werden muß! Ich geſtehe Ihnen, daß ich Sie, wegen der Freymüthigkeit mit der Sie bisher geſprochen haben, lieb gewonnen habe. Aber wenn Sie ſo etwas ſagen; ſo verlieren Sie Ihren Credit. Wie? ein Fürſt ſollte ſeinen Unterthanen das Heyrathen verboten haben?

Er. So wahr ich vor Ihnen ſtehe. Zu Ende des vorigen Jahrs, hat er den ſchrecklichen Befehl publiciren laſſen, daß keine Mannsperſon von unſerer Nation, den Erſtgebornen ausgenommen, ſich verheyrathen ſollte. Da ich nun, ohne meine Schuld, ein Jahr ſpäter auf die Welt gekommen bin, als mein Bruder! ſo muß ich, will ich anders ein Unterthan meines Fürſten bleiben, auf Lebenslang auf den Eheſtand Verzicht thun. Denn wenn ich auch alle meine Kräfte anwende, ein recht braver, verſtändiger, thätiger Mann zu werden, ſo kann ich es doch mit alle dem nicht ſo weit bringen, daß ich der älteſte in meiner Familie werde.

Ich. Freylich nicht!

Er. Folglich — weil ich nicht zuerſt die Mutter gebrochen habe: ſo bin ich Lebenslang verdammt, den Freuden der Liebe zu entſagen, darf nie Gatte, nie Vater werden! Nun! reden Sie! iſt dieß nicht Ungerechtigkeit? Der Türke, nehmen Sie es mir nicht übel, der Türke verbietet mir den Eheſtand nicht, ſo lange ich meine Abgaben ordentlich entrichte.

Ich. Wenigſtens habe ich dieß nirgends geleſen. Aber ſagen Sie mir doch nur, Ihr Fürſt iſt ja ſonſt ſo gut, ſo menſchenfreundlich, was für einen Grund führte er denn für ſein Verbot an?

Er. Dieſen — daß wir uns zu ſtark vermehrten.

Ich. Darin mag er wohl recht haben. Denn, weil bey Ihrer Nation der Eheſtand vorzüglich begünſtigt wird: ſo vermehren ſie ſich wie die Kaninchen. Da ich in Grünau ſtudierte, bin ich oft erſtaunt, über die Menge von Judenkindern, von denen alle Straßen wimmelten.

Er. Iſt denn das nicht gut? iſt denn die Bevölkerung nicht des Fürſten Reichthum?

Ich. Der Grundſatz iſt, mit ihrer Erlaubniß, nicht durchaus wahr. Der größte Reichthum eines Fürſten, iſt freilich Volksmenge; Aber — dieſes Volk muß denn nun auch ſo beſchaffen ſeyn, daß es ſeine Kräfte braucht, und damit einen Beytrag zum allgemeinen Beſten giebt. Das iſt aber bey ihrer Nation nicht, die mehreſten zehren nur, aber erwerben nichts. Wenn alſo der Fürſt die zehrenden Mitglieder zu vermindern ſucht: ſo darf man ihm dieß freylich eben ſo wenig verdenken, als wenn er ſeinen Marſtall einſchränkt.

Er. Ich habe dieſen Abend von Ihrer Wohlthätigkeit gelebt! Dankbarkeit verſchließt meinen Mund!

J. Machen Sie doch kein Aufheben, von einer Handlung, zu der ich, ich will nicht ſagen als Chriſt, ſondern ſchon als Menſch, verbunden war. Glauben Sie aber wirklich, mir Dank ſchuldig zu ſeyn! ſo iſt der beſte Dank, den ich von Ihnen erwarte — Freymüthigkeit.

Er. Freymüthigkeit? Im Vertrauen auf ihr Wort, will ich alſo freymüthig ſeyn. Brauchen wir nicht auch unſere Kräfte? Geben wir durch die Entrichtung unſerer Abgaben nicht auch unſern Beytrag zum allgemeinen Beſten?

Ich. Eine Freymüthigkeit iſt der andern werth. Mir kommt es immer vor, als wenn die Anwendung Ihrer Kräfte mehr zehrend für den Staat, als erwerbend, wäre.

Er. Wie? wie verſtehen Sie das?

Ich. Es iſt leicht zu verſtehen. Wenn der Gelehrte, der Künſtler, der Handwerksmann und der Bauer, ſeine Kräfte braucht; ſo bringt ein jeder etwas wirklich hervor, das Geldes werth iſt, er liefert alſo wirklich einen Beytrag zum allgemeinen Beſten. Wenn Ihre Nation aber thätig iſt: ſo bringt Sie nichts hervor, ſchafft aus entfernten Landen allerley entbehrliche Dinge herbey, beredet die arbeitenden Mitbürger, ſie zu kaufen, lockt ihnen ihr ſauer erworbnes Geld ab, und zehret alſo von den Früchten ihres Fleißes. Wenn alſo der zehrende Theil ſich zu ſehr vermehrt, ſo muß nothwendig der erwerbende dabey leiden, und der beſte Fürſt kommt dadurch in die Nothwendigkeit, der Vermehrung des zehrenden Theils, Hinderniſſe zu ſetzen.

E. Und wenn ich nun dieß alles zugebe, was ſollen wir thun?

Ich. Arbeiten, das Land bauen, Künſte und Handwerke treiben. Nie hat ein vernünftiger Fürſt dem arbeitſamen Bürger den Eheſtand verboten. Die Arbeitſamkeit Ihrer Nation wird alſo gewiß dieſes Verbot unnöthig machen.

Er. Aber mein? wir dürfen ja nicht arbeiten — wir dürfen ja keine Aecker kaufen! keine Handwerker treiben!

Ich. Traurig genug! wenn Sie nur aber hierzu erſt recht Luſt bezeigen: ſo wird es nicht an Fürſten fehlen, die Ihnen willig ihr Land, mit den möglichſten Freyheiten, anbieten. Ein arbeitſamer, geſchickter Unterthan, er ſey Jude, Chriſt, oder Türk, iſt allemal für den Fürſten ein ſicheres Capital. Und Capitale, die ſich verzinſen, zu erwerben, iſt gewiß jeder Fürſt, wäre er auch nicht Menſchenfreund, würde er auch blos durch einen vernünftigen Eigennutz geleitet, von ganzem Herzen geneigt.

Er. Ich beſorge Ihnen beſchwerlich zu fallen.

Ich. Gar nicht. Wenn Sie ſich aber nach der Ruhe ſehnen, ſo ſoll Sie mein Bedienter nach dem Wirthshauſe begleiten, wo Sie alle Bequemlichkeit unentgeldlich finden werden.

Er nahm den Vorſchlag an, und ich that, um ihm zur Fortſetzung ſeiner Reiſe behülflich zu ſeyn, das, was meine Henriette würde gethan haben, wenn ſie in meiner Lage geweſen wäre.

Leben Sie recht wohl, Freundin! von deren Beſitz ich mein Erdenglück erwarte!

Nach einigen Tagen umarmt Sie

Ihr

treuer
Carl.

Zwölfter Brief.

Henriette an Carln.

Gollnau, d. 26. März.

Mein Herzlichgeliebter Carl!

Seit meinem Auſſenthalte in Carlsberg, habe ich unausſprechlich viel gelitten. Wenn Sie nur den zehnten Theil des Grams ſich vorſtellen könnten, der mich gepeinigt hat, da ich dachte, Carl iſt mir untreu: ſo weinten Sie gewiß, wenn Sie mich anders lieb haben, bey Leſung dieſes Briefs ſo, wie ich weine, ich kann es unmöglich laſſen, da ich ihn ſchreibe. Guter Carl! mein ganzes Leben! wie ſchwach bin ich! ich muß wirklich die Feder niederlegen —

Ich muß Ihnen ſagen, daß mich Ihr Brief ſehr, aber nicht ganz beruhigt hat.

Ich habe Ihnen Unrecht gethan — und das muß mich doch wirklich unruhig machen.

Aber etwas macht mich noch mehr unruhig — das iſt, daß ich es fühle, was ich für ein unglückliches Geſchöpf bin. Ich muß es Ihnen gerade heraus ſagen: ich glaube nicht, daß es mir möglich wäre, ohne Sie zu leben. Iſt das nicht erbärmlich? Bloſes Glück iſt es, daß meine Neigung auf Carln fiel. Aber wie? wenn ſie auf einen leichtſinnigen, unredlichen Menſchen — gefallen wäre? Da ſäße ich nun itzo, und weinte meine Augen roth, und könnte keine Freude mehr genießen.

Ach es iſt bloſes Glück, daß ich itzo nicht verzweifeln muß.

Das heftige Verlieben in eine Perſon, iſt — ich kann es nicht bergen, iſt ein großer Fehler — eine bejammernswürdige Unvollkommenheit. Ich denke immer, jeder Menſch ſollte ſein Glück von ſich ſelbſt erwarten; ſollte recht gut, rechtſchaffen, und thätig ſeyn, und alles entbehren lernen, was er nicht haben kann. Dann möchte es ihm gehen, wie es wolle, er würde doch zufrieden leben.

So denke ich — lieber Carl — ſo denke ich! Wollte Gott, ich handelte auch ſo! aber ſo weit iſt es leider mit mir gekommen, daß ich einen gewiſſen Namen nicht ſchreiben kann, ohne daß mir das Blut nach dem Herzen tritt, und daß mir auf der Welt nichts mehr Freude macht, wenn mir der Gedanke durch den Kopf fährt: Carl (ich kann es doch nicht laſſen, den lieben, böſen, ſüßen, bittern Namen noch einmal hin zu ſchreiben) iſt dir ungetreu. Auf dieſe Art hängt meine Glückſeligkeit nicht mehr von meiner eignen Tugend, ſondern von der Willkühr und den Launen eines Fremden ab. Gott erbarme ſich aller, derer Glückſeligkeit von irgend etwas andern auf der Welt, als von ihnen ſelbſt abhängt. Und mein lieber Vetter Rollow, hat mir doch gewiß gute Grundſätze beygebracht, und mich vom Leſen verliebter Bücher abgehalten. Wie mag es nun wohl meinen unglücklichen Schweſtern gehen, die vom Morgen, bis zum Abend, immer in Büchern blättern, die von nichts, als Liebe, handeln.

Auch Sie, erwarten Ihr Erdenglück von mir? Ich zeigte dieſen Ausdruck meinem Vetter — er zuckte die Achſeln, und ſagte: Da iſt ſein Glück ſchlecht gegründet. Wenn heute alſo deine

Neigung auf einen andern fiele, ſo wäre er unglücklich?

Die Herren Erzieher ſchreiben ſo viel — ſo viel — aber — ſo lange ſie uns das Mittel nicht lehren, die Liebe zu beherrſchen — ſo haben ſie noch wenig gethan. Sie lehren uns den Zorn, die Eßbegierde u. d. gl. mäßigen. Möchten ſie uns doch auch das Mittel bekannt machen, die Heftigkeit der Liebe zu mäßigen. Mir kommt es immer vor, als wenn mehrere Menſchen durch Liebe, als durch Zorn, unglücklich würden.

Der letztre Vorfall in Carlsberg hat mich klug gemacht. Ich werde thun, was ich kann, um die Liebe zu mäßigen, die mir ſchon ſo unausſprechlich viele Leiden verurſacht hat. Thun Sie — ich bitte Sie — ein Gleiches — wir wiſſen nicht, welcher Unſtern uns trennen kann!

Lieb iſt es mir aber auf alle Fälle, wenn Sie mich bald beſuchen! In Koldingen werden Sie mich nicht mehr finden: denn wir ſind nun in Gollnau, wo mein Vater die Amtmannsſtelle angetreten hat.

Da wir in Grünau ankamen: war auf dem Markte ein großer Auflauf von Studenten. Wir erkundigten uns, was dieß ſeyn ſolle? bey meinem Vetter, er wußte es aber ſelbſt nicht. Bald darauf kam ein Student, und brachte ein Buch wieder, das er von meinem Vetter erborgt hatte. Dieſen fragte er, woher der Lärmen entſtanden wäre? Da fieng dieſer ſo heftig an zu lachen, daß wir einige Minuten warten mußten, ehe wir etwas von ihm erfahren konnten. Endlich ſagte er: Der Herr von Zelter hätte einen Spaß gehabt, hätte heute eine Gaſterey angeſtellt, und dazu den närriſchen Rath **Wienich** einladen laſſen.

Er hätte ihm deswegen eine PorteChaiſe zugeſchickt, die aber ohne Sitz, und ſo eingerichtet geweſen wäre, daß der Fußboden hätte herausfallen müſſen, ſobald er ſich in dieſelbe geſtellt hätte.

Kaum wäre er in dieſelbe getreten geweſen, ſo hätten die Träger die Thür verſchloſſen, hätten die PorteChaiſe aufgehoben, wären damit ſo geſchwinde als möglich, davon gelaufen, und Wisnich — hätte — in der Porte — Chaiſe — zu Fuße laufen müſſen — und die halbe Univerſität — wäre nachgezogen.

Dieſes erzählte er mit abgebrochnen Worten: weil er vor Lachen kaum reden konnte. Mein Vetter Rollow wurde ernſthaft, und fragte: und ſie zogen auch nach?

Stud. (lachend) Freylich; ich dachte, ich müßte mich vor Lachen ausſchütten.

Roll. Iſts möglich? iſt das die Wirkung von den Büchern, die ich Ihnen bisher zu leſen gab?

Stud. (betroffen) Ich weiß nicht, worauf ſie zielen.

Roll. Gar nicht? daß doch in wahrer Aufklärung und Moralität der Student immer der letzte ſeyn muß!

Stud. Ich bitte um Verzeihung! ich — ich — ich weiß nicht, worauf Sie zielen.

Roll. Wirklich nicht? Sagen Sie mir, was hat der unglückliche Rath gethan, daß Sie ihn zum Gegenſtande des öffentlichen Spottes machten?

Stud. Er iſt ein Narr. Iſts denn Unrecht, einen Narren zu verſpotten?

Roll. Woher wiſſen Sie, daß er ein Narr iſt?

Stud. Er macht ja lauter närriſches Zeug. Haben Ihro Hochwürden nicht gehört, wie er —

Roll. Will von nichts wiſſen. Warum hat er denn das, das, das gethan?

Stud. Weil er ein Narr iſt!

Roll. Weil er einen ſchwachen Verſtand hat, wollen Sie ſagen. Unter allen Narrenſtreichen, die er ſein Lebelang begieng, iſt vielleicht keiner ſo albern, als der, den heute die hochlöbliche Grünauiſche Burſchenſchaft begangen hat. Deswegen will ich Sie doch nicht für Narren erklären, ſondern zucke nur die Achſeln, und beklage ihren ſchwachen Verſtand.

Stud. (erblaßte und verſtummte.)

Roll. Sagen Sie mir, nach Ihrem beſten Gewiſſen, wenn Sie einen armen gebrechlichen Menſchen kennten, der ausgewachſen wäre, oder hinkte, oder ſchielte, oder hätte einen Schaden, und ſähen, daß er durch muthwillige Menſchen verſpottet würde, würden Sie dieſes wohl für Recht halten? Daß es in Grünau noch 1788 Muſenſöhne giebt, die ſo etwas thun können, iſt eine ausgemachte Sache, davon rede ich gar nicht. Der Troß von Studenten, der itzo freylich, Gottlob! bey weitem den kleinſten Theil ausmacht, und die Gaſſenjungen, ſtehen immer auf einer Stufe, haben einerley Grundſätze, einerley Sitten, einerley Ziel, nach deſſen Erreichung ſie arbeiten. Davon iſt, wie geſagt, die Rede gar nicht. Nur dieß will ich von Ihnen wiſſen, ob Sie es für Recht halten, daß ein gebrechlicher Menſch, wegen körperlicher Fehler verſpottet werde?

Stud. Das wäre ſchändlich!

Roll. Welch Unglück iſt denn aber nun größer, ſchielende Augen, oder einen ſchielenden Verſtand, einen verwachsnen Körper, oder eine verſchobene Seele zu haben? Reden Sie! antworten Sie beſtimmt!

Stud. Gebrechen der Seele ſcheinen mir immer beklagenswürdiger, als Gebrechen des Körpers.

Roll. Wohl wahr! aber was ſoll man von denen nun halten, die den armen Unglücklichen, deſſen Verſtand fehlerhaft iſt, verſpotten?

Stud. Ich bitte recht ſehr um Verzeihung! ich habe mich durch anderer Exempel mit fortreißen laſſen, ich habe ſehr gefehlet.

Roll. Ganz unausſprechlich ſehr gefehlt. Wer dem Lahmen die Krücke nimmt, und ihn in die Nothwendigkeit ſetzt, zu fallen, und den geſunden Fuß auch zu zerbrechen, der handelt ohngefähr ſo, wie Sie gehandelt haben.

Stud. Ich bitte Sie! Demüthigen Sie mich doch nicht zu ſehr!

Roll. Ich demüthige Sie nicht, Sie ſelbſt, Sie ſelbſt haben ſich gedemüthigt. Wer ſchlecht handelt, demüthigt ſich ſelbſt.

Stud. Das kann ich doch aber nicht aushalten.

Roll. Dafür kann ich nun aber nichts. Wisnich hat einen ſchwachen Verſtand, das weiß ich. So heilige Pflicht es nun iſt, dem Dürftigen einen Zehrpfennig zu geben, den Kranken zu erquicken, den Gefallenen aufzurichten: ſo heilig und noch weit heiliger iſt die Pflicht, dem Menſchen mit ſchwachen Verſtande, beyzuſtehen, ihn zu belehren, und ihn gegen Spott zu ſchützen. Wisnich, das ſage ich Ihnen gerade zu, hat zwar einen ſchwachen Verſtand, aber weit, weit mehr philologiſche Kenntniſſe, als Sie und Ihres Gleichen haben, und — ein gutes Herz.

Mit ſeinen Kenntniſſen hätte er noch viel Gutes ſtiften können; aber durch die Art, wie ihn Herr v. Zelter, und mehrere andere behandelt haben, iſt er für die Welt ganz unbrauchbar gemacht, der geſunde Fuß iſt ihm zertreten worden, da der eine ſchon gebrechlich war.

Stud. Ich gehe mit Reue von Ihnen. Darf ich bitten, daß Sie mir Abts Buch vom Verdienſte, etwa auf zwey bis drey Wochen leihen?

Roſſ. Abts Buch vom Verdienſte? Was wollen Sie damit thun?

Stud. Es leſen — ſtudieren — mich darnach bilden. —

Roſſ. O ſtudieren Sie doch, ich bitte Sie, erſt ſich ſelbſt. Sobald ich überzeugt bin, daß Sie ſich ſelbſt ſtudiert haben, will ich Ihnen mit Vergnügen, Abts und aller braven Männer Schriften, die ich in meiner kleinen Bibliothek habe, mit Vergnügen leihen.

Der Student machte eine Verbeugung, und trat beſchämt ab. Mein Vetter ſprach aber noch ſehr nachdrücklich über die große Sünde, einen Blödſinnigen zu verſpotten, und ſeine Schwächen aufzudecken.

Vielleicht hätte er noch einen halben Tag (ich glaube es heißt) declamirt: wenn nicht das Poſthorn der Extrapoſt, die wir beſtellt hatten, ihm Stillſchweigen aufgelegt hätte.

Ich ſetzte mich, nebſt meinem Vater ein, und er begleitete uns.

In Kröbnitz wurden die Pferde gewechſelt, und wir waren entſchloſſen, daſelbſt unſere Mittagsmahlzeit zu halten. Wir fanden aber ein ſo langes, garſtiges Haar darinne, daß uns aller Appetit vergieng.

Stellen Sie ſich vor, lieber N. N. (ich mag Sie nicht mehr nennen, bis Sie ganz der Meinige ſind) Stellen Sie ſich, ſage ich, vor, der Poſthalter brachte mit der rechten Hand, zwey gebratene Hühner, und auf der linken, hielt er ein Kind, das von Blattern ſtarrte.

Mir war es mehr darum zu thun, den Magen auszuleeren, als ihm noch etwas zuzuführen. Meines Vaters und Vetters Geſichtsfarbe verwandelte ſich.

Da wir nun einige Minuten die gebratenen Hühner angeſehen hatten: fragte der Hofrath

Roll, der eine Viertelſtunde vor uns angekommen war, ſpöttiſch, iſts nicht gefällig, zu ſpeiſen?

Ich wendete mich um, und ſahe zum Fenſter hinaus, mein Vater that ein Gleiches. Mein Vetter antwortete aber: unter dieſen Umſtänden iſt es wohl beſſer, zu hungern, als zu eſſen.

Hofr. Recht mögen Sie wohl haben. Das iſt aber doch höchſt dumm, daß man in Wirthshäuſer kommt, wo es beſſer iſt zu hungern, als zu eſſen. Wenn ich in ein Wirthshaus gehe, ſo will ich eſſen und trinken, aber nicht hungern und durſten.

Vett. Wohl wahr! Aber der arme Mann iſt anſchuldig: Er iſt Wirth und Vater. Mit der rechten Hand erfüllte er die Pflicht als Wirth, mit der linken, als Vater. So widerſprechend auch, in meinen Augen, ein Blatterkind, neben gebratnen Hühnern iſt, ſo wenig Luſt ich auch fühle, die letztern zu genießen; ſo wenig bin ich doch geſonnen, dem armen leidenden Vater deswegen Vorwürfe zu machen.

Hofr. Ey, die will ich ihm auch nicht machen. Der gute Mann that, wie Sie ſagten, was er konnte. In der rechten Hand trug er die gebratnen Hühner, auf dem linken Arme das Blatterkind; mit jener erfüllte er die Pflichten als Wirth, mit dieſem, als Vater. Ich muß Ihnen ſagen, ich habe den Mann deswegen lieb gewonnen. Und wenn Sie von der Parthie ſind, ſo dächte ich, wir bezahlten ihm die Mahlzeit doppelt, einmal für die gebratenen Hühner, das andere mal, für das Blatterkind.

Bett. Sehr edel! Meine Geſellſchaft iſt gewiß von der Parthie.

Hofr. Abſcheulich bleibt es doch aber immer!

Bett. Abſcheulich, abſcheulich! Was ſoll denn aber der arme Mann thun? ſeine Gäſte oder ſein Kind vernachläſſigen?

Hofr. Der arme Mann kann weiter nichts thun; er hat gethan, was er konnte. Aber der Staat — der Staat — lieber Herr Prediger!

Bett. Der Staat? Was ſollte denn dieſer thun, um gebratne Hüner von den Blatterkindern zu trennen?

Hofr. Gar nichts weiter, als die Blattern ausrotten.

Bett

Vett. Die Blattern ausrotten? Ein Wunſch, der Ihrem Herzen, lieber Herr Hofrath, Ehre macht, ſollte aber der Staat vermögend ſeyn, dieſen Wunſch zu erfüllen?

Hofr. Seit dem wir die Peſt ausgerottet und dem Wetterſtrahle ſeine zerſtörende Kraft entzogen haben, dürfen wir nichts mehr für unmöglich halten.

Vett. Ihre rechte Hand, Herr Hofrath!

Hofr. Hier iſt ſie! was wollen Sie damit?

Vett. Ich lege meine rechte Hand in die Ihrige, und zugleich das Bekenntniß, das ich vollkommen Ihrer Meynung bin.

Hofr. Bravo! — —

Vett. Aber — wenn ich nun dieß alles zugebe, was ſoll denn der Staat hierbey thun? Es iſt ja nicht genug, daß man eine Sache für möglich hält, man muß auch die Mittel wiſſen, ſie wirklich zu machen.

Hofr. Die ſind ja da.

Vett. Die Mittel, die Blattern auszurotten?

Hofr. Ey, das wollte ich meynen? Leſen Sie den teutſchen Merkur nicht mit?

Vett. Sonſt las ich ihn; ſeitdem aber die gelehrten Zeitungen und Journale, ſich ſo ſehr anhäuften, ſahe ich mich genöthigt, meine Lektüre auf einige wenige einzuſchränken, die für mein Amt die zweckmäßigſten waren.

Hofr. Nun da muß ich Ihnen ſagen, daß im November- und Decemberſtück von 1786. ſich eine würklich klaſſiſche Abhandlung, über die Vertilgung der Blattern befindet.

Vett. Hat ſich der Verfaſſer genannt? Das möchte ich gern wiſſen.

Hofr. Freylich hat er ſich genannt. Es iſt der D. Hufland in Weimar.

Vett. Nun! Wenn es der iſt: ſo erwarte ich ſchon etwas gründliches. Er iſt mir immer als ein ſehr denkender und praktiſcher Arzt gerühmt worden.

Hofr. Der iſt er auch! Leſen Sie nur ſeine Abhandlung! ſie werden erſtaunen, wie deutlich, ich möchte wohl ſagen, wie handgreiflich der würdige Mann, die Möglichkeit darthut, dieſes ſchreckliche Elend, das gewiß ein Jahrhundert hindurch, mehr Menſchen, als die Peſt, wegraft, auszurotten!

Vett. Sie ſpannen meine Begierde aufs höchſte! Was für Mittel ſchlägt er denn vor?

Hofr. Leſen Sie, Freund! dann urtheilen Sie!

Es gehen vielleicht acht Tage hin, ehe ich wieder nach Hauſe komme, und den teutſchen Merkur leſen kann. So lange können Sie mich unmöglich warten laſſen — Sie würden mir ſieben bis acht ſchlafloſe Nächte verurſachen. Denn wenn ich von etwas höre, das die ganze Menſchheit intereſſirt, ſo werde ich nicht eher ruhig, als bis ich es ganz überſchauet habe.

Hofr. Der Vorſchlag iſt, wie alle; wirklich gute und ausführbare, Vorſchläge, höchſt einfach. Er verlangt weiter nichts, als daß man allenthalben Blatterhäuſer, in einiger Entfernung, von den übrigen Menſchenwohnungen errichten, dahin alle Blatterpatienten ſchaffen, und ſo lange ſie daſelbſt aufbewahren ſoll, bis ſie vollkommen wieder hergeſtellt ſind. Dann ſollen ſie, mit Zurücklaſſung aller Wäſche und Kleider, deren ſie ſich, während der Krankheit, bedienten, zu den Ihrigen zurückkehren.

Vett. Es läßt ſich hören! aber man ſagt ja, die ganze Athmosſphäre würde durch die Blatterpatienten inficirt. Wie will er verhindern, daß nicht die vorbeygehenden, die inficirte Athmosſphäre einathmen?

Hofr. Er zeigt durch vielfältige Erfahrungen, daß dieſes ein Mährchen ſey, und daß nur die unmittelbare Berührung des Blatterpatienten oder ſeiner Excretionen, aller Art, anſtecke.

Vett. Und wenn ich auch dieß zugebe, ſo ſind doch immer Leute nöthig, die ſich dem Patienten nähern, ihn berühren, und dann wieder andere berühren. Durch dieſe wird immer die Europäiſche Peſt verbreitet werden. Bedenken Sie doch nur dieſes: in dieſer Krankheit wird es oft nöthig, Klyſtiere zu ſetzen. Wenn nun der Mann*), der eben itzo mit ſeinen Händen die blattrichten Theile berührte, und darauf wieder, mit dieſen Händen, einen jungen Mann, der bis itzo die Blattern noch nicht hatte, einſeifet, Naſe, Backen, Lippen berührt —

---

*) Ein neuer Beweiß, wie unſchicklich es ſey, den Barbierer und Chirurgus in einer Perſon zu vereinigen!

Hofr. Dafür hat er geſorgt. Er verlangt, daß, zur Beſorgung der Blatterpatienten, ein eigener Chirurgus beſtellt werde.

Vett. Der dürfte aber freylich nicht barbieren?

Hofr. Das verſteht ſich!

Vett. Und müßte hinlänglich beſoldet werden, daß er auch ohne Sorgen leben könnte, wenn es keine Blatterpatienten gäbe.

Hofr. Ey nothwendig! Es wäre ja widerſinnig, wenn man jemanden anweiſen wollte, von dem Elende der Menſchen, ſich und ſeine Familie zu ernähren.

Vett. Der Vorſchlag hat viel für ſich. Aber wenn nun die Blattern zu unſerer Natur ſo weſentlich gehörten, daß ſie alle Menſchen bekommen müßten — wie da? So lange er dieſes nicht widerlegt, ſo lange iſt ſein ganzer Vorſchlag, ſo gut er es auch damit meynen mag, weiter nichts als — Chimäre.

Hofr. Die Blattern ſind unſerer Natur, gerade ſo nothwendig, als die Peſt!

Vett. Beweiß! lieber Herr Hofrath!

Hofr. Den hat Herr Hufland gegeben! Er zeigt, daß die Europäer ſonſt die Blattern nicht hatten, daß es noch itzo Nationen gebe, die davon ganz frey ſind, und daß da und dort durch dieſes Mittel, zur Vertilgung der Blattern, glückliche Verſuche ſind gemacht worden.

Vett. Wenn nun aber der Vorſchlag ſo gar gut iſt — warum iſt er denn noch nicht ausgeführt worden?

Hofr. Eben deswegen, warum ſo viele, wohlgemeynte, wohl durchdachte, Vorſchläge nicht zur Ausführung kommen. Wir leſen itzo viel, aber das Handeln — das Handeln — ſcheint aus der Mode zu kommen.

Vett. Sollte aber nicht wenigſtens, in unſerer Zeit, da ſo viele menſchenfreundliche, edeldenkende Fürſten leben, nicht ein Fürſt ſich finden, der —

Hofr. Glauben Sie wohl, daß ein Fürſt die Peſt von Europa entfernen könne.

Wett. Freylich nicht! Einer ſollte aber doch den Anfang machen!

Hofr. Und wenn ein Fürſt erſt den Anfang gemacht hätte, ſo würden auch mehrere ſeinem Beyſpiele folgen. Denn das Einverſtändniß aller deutſchen Fürſten ſcheint mir nöthig, um die neue Europäiſche Peſt von Deutſchland zu entfernen.

Das Blaſen des Poſtillions brach dieſe Unterredung ab.

Fortſetzung.

Wir kamen ſpät in Golnau an, und freueten uns, weil wir mit leerem Magen von Kröbnitz abgereiſet waren, ſehr auf die Abendmahlzeit, die mein Vater bey dem Amtsſchreiber beſtellt hatte.

Wie groß war aber unſere Verwunderung, da wir, bey unſerer Ankunft, kein einziges Licht im Amtshauſe antrafen, und den nächſten Nachbar bitten mußten, uns Licht zu geben, und uns im Hauſe anzuweiſen! Er war ein ſehr freundlicher,

cher, gefälliger Mann, und erbot ſich ſogleich, für uns alles zu thun.

Was hilft es aber? ſagte er, wenn ich Ihnen Licht gebe? Wir können doch nicht ins Haus, ſo lange wir die Schlüſſel vom Herrn Amtsſchreiber nicht haben. Treten Sie herein in meine Stube! ich will unterdeſſen meinen Buben abſchicken, daß er die Schlüſſel herbey hohle!

Wo iſt denn der Herr Amtsſchreiber aber? fragte mein Vater — Ich habe ihn doch gebeten, daß er die Heizung der Zimmer, und eine kleine Collation beſorgen ſolle.

Ja, antwortete er, da ſind Sie ſchlecht verſorgt. Der vergißt alles! vor einem halben Jahre hatte er ſich verheyrathet, und den Tag beſtimmt, da er ſeine Braut abholen wollte. Die Braut macht ſich reiſefertig: ſie wartet eine Stunde, zwey Stunden, drey Stunden — ſie wartet den ganzen Tag — kommt kein Herr Amtsſchreiber — Sie wartet den andern Tag — kommt kein Herr Amtsſchreiber. Kurz — unſer Herr Amtsſchreiber hatte es vergeſſen, daß er wollte Hochzeit machen.

Das Hochzeitmachen hatte er vergeſſen? fragte ich, wie iſt denn das möglich?

Es iſt ſo wahr, antwortete er, als ich vor Ihnen ſtehe. Er iſt ſo unordentlich in ſeinem Amte, daß er faſt immer, eine Woche um die andere, Execution hat.

Das ſind ſchlechte Aſpekten! antwortete mein Vater, und öfnete ſchon den Mund, um weiter zu ſprechen, als mein Herr Amtsſchreiber, ganz auſſer Odem, herein trat, und ſagte:

Ich bitte tauſendmal um Verzeihung! das ſind vermuthlich die Mademoiſelle Tochter? (meine Hand küſſend) iſt mir angenehm, die Ehre zu haben, Sie kennen zu lernen. Doch immer wohl gelebt? wirklich? nun das iſt brav! Und hier? (ſich zu meinem Vetter wendend) wem habe ich denn die Ehre mein Compliment zu machen?

Ich bin, antwortete mein Vetter, des Herrn Amtmanns Schwager.

Amtsſchr. Schön! vortrefflich! Ja! ja! Sind Sie verheyrathet? ohne Zweifel.

Vett. Schon ſeit zehen Jahren.

Amtsſchr. Seit zehen Jahren? ha! ha! ha! Das iſt ja allerliebſt! haben Sie auch Familie? woran ich nicht zweifele.

Vett. O ja!

Amtsſchr. Das iſt ja ſchön! Sie werden vermuthlich ſchlechten Weg gehabt haben?

Vett. Mittelmäßig!

Amtsſchr. Ja wie es um dieſe Jahrszeit iſt. Kann ich Ihnen mit etwas aufwarten? Sie dürfen nur befehlen!

Vat. Befehlen will ich nun eben nicht. Aber haben Sie denn meine Bitte erfüllt, und für ein warmes Zimmer, und eine kleine Collation geſorgt? Wir ſind alle halb erfroren, hungrig und müde.

Amtsſchr. Ich bitte tauſendmal um Verzeihung! Es ſoll alles ſo gleich geſchehen! Meiſter Heinrich! (ſich zu unſerm Wirthe wendend) ſey er doch ſo gut, und ſchaffe Holz ins Amtshaus, und laſſe die Stube Num. 3 heizen!

Wirth. Meinem gütigen Herrn Amtmanne zu Liebe, thue ich alles!

Amtsſchr. Iſt er nicht mit etwas Braten und Sallat verſehen?

Wirth. Damit kann ich nicht aufwarten. Wie käme ich und ein Braten zuſammen!

Ich. Sorgen Sie nicht Herr Amtsſchreiber! Wir ſind mit allem verſehen. Ich habe auf den Nothfall, ein gebratenes Kalbesviertel, ein Brod, und einige Bouteillen Wein eingepackt!

Amtsſchr. O ſchön! vortrefflich! Sie werden einmal eine herrliche Wirthin werden!

Ich. (verbeugte mich)

Amtsſchr. Was hört man neües bey Ihnen?

Vater. Neues? weiß gar nichts! Es geht bey uns immer auf den Fuß, wie es ſonſt gegangen iſt.

Amtsſchr. Wie ſteht es mit dem Türkenkriege?

Vater. Daran nehme ich keinen Antheil, wenn ich nur meine Ruhe und Bequemlichkeit hätte.

Amtsſchr. Die ſollen Sie gleich haben! Meiſter Heinrich! aber der iſt auf dem Amtshauſe!

ſe! Das ſind doch wirklich ſchlechte Anſtalten!

Vater. Ja wohl! ja wohl!

Amtsſchr. Wollen Sie nicht die Gütigkeit haben, mir zu folgen? Itzo wird das Zimmer geheizt ſeyn.

Ich. Aber, wie ſteht es denn mit den Lichtern?

Amtsſchr. Mit den Lichtern? mit den Lichtern? Die wird ja Meiſter Heinrich beſorgt haben! ich will doch nimmermehr hoffen —

Ich. Haben Sie ihm denn den Auftrag dazu gegeben?

Amtsſchr. Ey das verſteht ſich ja von ſelbſt! ja! ja! Wenn er die Zimmer heizt — ſo wird er doch auch für Lichter ſorgen! Wenn ich doch nur gleich einen Boten hätte, der zu meiner Frau liefe, und ſich Lichter geben ließe!

Ich. Bemühen Sie ſich nicht! Hier ſind zwey Lichter, die uns Meiſter Heinrich geliehen hat!

Amtsſchr. Schön! Vortrefflich! Iſts nun gefällig, mir zu folgen?

Wir folgten ihm, und jedes murmelte etwas. Bey unſerm Eintritte in die Stube Num. 3, hatten wir eine ſehr unangenehme Empfindung. Der Theil, der zunächſt an den Ofen gränzte, glühete durch die Gefälligkeit des guten Meiſter Heinrich — der andere, der nahe an dem Fenſter lag, war ſehr kalt. Mein Vater zitterte, trat nach dem Ofen zu, und ich — packte aus, was ich eingepackt hatte. Wollen Sie unſer Gaſt ſeyn, lieber Herr Amtsſchreiber? fragte ich, nachdem ich etwas zur Befriedigung unſers Hungers und Durſtes aufgeſetzt hatte.

Amtsſchr. Das würde zu viele Freyheit ſeyn! Ich wünſche Ihnen geſegnete Mahlzeit, und angenehme Ruhe!

Vater. Gleichfalls! gleichfalls! aber wo ſollen wir ſchlafen?

Amtsſchr. Hier zur Linken finden Sie ein Bette, da können die beyden Mannsperſonen, und zur rechten, ein Bette, da können die Mademoiſelle ſchlafen. Angenehme Ruh! laſſen Sie ſich etwas recht angenehmes träumen!

Mit dieſen Worten ſprang er fort, und wir — nachdem wir unſern Hunger und Durſt geſtillt ſtillet hatten — verfügten uns in unſere Betten.

Den folgenden Morgen, da ich das Frühſtück zubereiten wollte, fehlte es an nichts mehr, als an allem; weil alle Gefäße, die ich dazu nöthig hatte, verpackt waren.

Der gefällige Meiſter Heinrich aber, der gleich nach unſerm Aufſtehen, ſich erkundigte, wie wir geruhet hätten, und womit er uns dienen könne? half allen Unbequemlichkeiten ab.

Es wäre doch auch artig, ſagte mein Vater, da das Frühſtück eingenommen war, wenn der Amtsſchreiber fragte, ob wir noch lebten?

Ich dächte, antwortete mein Vetter, wir giengen zu ihm, und beſähen ſeine Wirthſchaft.

Der Vorſchlag wurde von allen angenommen.

Da wir in ſeine Stube traten: ſaß er an ſeinem Pulte und las — gelehrte Zeitungen, ſtand mit dem Zeitungsblatte in der Hand, auf, kam uns entgegen, und las, indem er uns entgegen kam.

Haben Sie doch die Güte Platz zu nehmen, ſagte er, ſetzte uns Stühle hin, und bat ſich die Erlaubniß aus, nur noch ein Paar Minuten leſen zu dürfen.

Dieſes Paar Minuten mochte aber doch wohl eine Viertelſtunde dauern. Als dieſe verfloſſen war, ſprang er auf, rief ſeine Magd, gab ihr die Zeitungen und dann erſt wendete er ſich zu uns, und bat wieder tauſendmal um Verzeihung, daß er uns ſo lange, ohne Unterhaltung, hätte ſitzen laſſen!

Mein Vetter nahm das Wort, und ſagte: Sie ſcheinen viele Geſchäfte zu haben, lieber Herr Amtsſchreiber!

A. Ja wohl! ja wohl! Sehen Sie nur, geſtern und heute, und die ganze vorige Woche, habe ich unaufhörlich gelehrte Zeitungen, Journale und Monatsſchriften geleſen, und doch habe ich mich nicht durcharbeiten können! Sehen Sie dieſen Stoß, der noch vor mir liegt, und davon ich noch keinen Buchſtaben geleſen habe!

(Wirklich war der Stoß ſo hoch, daß, wann er hinter dem Pulte ſaß, er über denſelben nicht wegſehen konnte.)

Vetter. Wenn Sie aber alle dieſe Zeitungen, Journale und Monatsſchriften leſen — wie viel Zeit bleibt ihnen denn zum Handeln übrig?

A. Keine! So wahr ich ehrlich bin, ich habe kaum ſo viele Zeit übrig, daß ich eſſen und ſchlafen kann, an das Handeln will ich gar nicht denken.

V. Wie kommen Sie denn aber da mit Ihrem Amte zurechte?

A. Schlecht! Schlecht, lieber Herr Prediger! In der Nebenſtube liegt ein Stoß Acten, worüber ich Bericht abſtatten ſoll, der wenigſtens noch einmal ſo groß iſt, als der Stoß Zeitungen und Journale, der vor mir liegt.

V. Wenn Sie nun aber durch treue, gewiſſenhafte, Abfaſſung Ihrer Berichte nur zehen Unſchuldigen zu ihrem Rechte hülfen, ſtifteten ſie damit nicht mehr Nutzen, als mit allen Ihrem leſen?

A. Ich weiß nicht, was Sie damit ſagen wollen: Ich verſtehe Sie nicht recht.

V. Ich meyne ob Sie, durch treue, gewiſſenhafte Abfaſſung ihrer Berichte, wodurch Sie jährlich, gering gerechnet, nur zehen Unſchulſchuldigen zu ihrem Rechte hülfen, nicht mehr Nutzen ſtiften würden, als mit alle Ihrem Leſen?

A. Kann ſeyn! Kann ſeyn! aber dieſe Schriften müſſen doch geleſen werden.

B. Und warum?

A. Warum? Warum? dieſe Frage iſt mir ganz unerwartet.

B. Mir ſcheint ſie ganz natürlich. Wann ich einen Menſchen leſen oder handeln ſehe: ſo iſt doch wohl immer die erſte Frage, die mir beyfallen muß, dieſe: warum thuſt du das?

A. Und die Antwort iſt eben ſo natürlich: um mir mehr Kenntniſſe zu erwerben.

B. Darauf folgt denn wieder, eben ſo natürlich die Frage: Wozu willſt du dir mehr Kenntniſſe erwerben?

A. Ei das verſteht ſich, um immer mehr zu lernen.

R. Sich Kenntniſſe erwerben, und lernen iſt im Grunde einerley: Ich muß alſo nochmals fragen, warum wollen Sie mehr lernen?

A. Um an der Aufklärung unſerer Zeiten Theil zu nehmen.

N. Das iſt wieder das nämliche. Warum wollen Sie denn an der Aufklärung unſerer Zeiten Theil nehmen?

A. Um ſelbſt aufgeklärter zu werden.

N. Liebſter Herr Amtsſchreiber! Sie machen Winkelzüge. Ich ſage es Ihnen aber frey heraus, daß ſie Ihnen nichts helfen werden. Ich laſſe Sie nicht los, bevor Sie mir eine beſtimmte Antwort geben. Warum, wollen Sie denn aufgeklärter ſeyn? Was iſt die Abſicht — der Aufklärung, die ſie ſuchen?

A. Die Abſicht? Die Abſicht? — je nun — daß ich deſto mehr Gutes ſtiften will.

N. Bravo! das gefällt mir! deswegen ſind wir auf der Erde, deswegen hat uns der Schöpfer ſo viele Anlagen und Kräfte ertheilt, daß wir damit recht viel Gutes ſtiften ſollen. Aber lieber — beſter Mann! — doch ehe ich weiter rede, muß ich Sie fragen: können Sie die Freymüthigkeit wohl leiden?

A. O ja! ſehr wohl!

N. Wenn Sie nun, lieber Mann, ſo viele gelehrte Zeitungen und Journale leſen, daß

Ihnen keine Zeit zum Handeln übrig bleibt, wie können Sie denn da Gutes ſtiften?

A. Es iſt traurig! ich geſtehe es.

R. Und wenn das übertriebne Leſen Sie ſogar dahin verleitet, daß Sie nicht einmal das Gute ſtiften, das jeder gute Menſch, auch ohne Lectüre, würde geſtiftet haben —

A. Wie verſtehen Sie denn das?

R. Seinem neuen Amtmanne, der müde, erkältet und hungrig von der Reiſe kommt, die nöthige Bequemlichkeit, ein gewärmtes Zimmer, eine gute Mahlzeit, zu verſchaffen, das iſt doch etwas Gutes, das jeder brave Amtsſchreiber ſtiftet, wenn er auch gar keine gelehrten Zeitungen und Journale lieſt. Die Pflichten zu erfüllen, die das Amt mit ſich bringt, wofür man ſich bezahlen läßt, iſt doch etwas Gutes, das jeder ehrliche Mann thut, der gar keine Lectüre hat.

A. Ich bitte tauſendmal um Verzeihung.

R. Sie haben nicht nöthig einmal um Verzeihung zu bitten. Die Unbequemlichkeiten, die uns geſtern Ihre Lectüre verurſacht hat, ſind vergeſſen und vergeben. Und die Seufzer, die

Sie dadurch ſich von andern zugezogen haben, bin ich nicht berechtigt zu verzeihen.

A. Es iſt eine verfluchte Periode, in der wir leben!

R. Uebereilen Sie ſich nicht lieber Mann! Die Periode, in der wir leben, ſcheint mir ſehr gut zu ſeyn. Warum verfluchen Sie ſie?

A. Weil in derſelben ſo ein entſetzlicher Wuſt von gelehrten Zeitungen und Journalen geſchrieben wird, daß man am Ende gar nicht mehr durchkommen kann, und über dem Leſen alles Handeln vergißt.

R. Wenn in einem Lande die Nahrungsmittel vervielfältigt werden, wollen Sie die Periode, in der es geſchieht, wohl verfluchen?

A. Wie können Sie mir eine ſolche Unbeſonnenheit zutrauen!

R. Warum verfluchen Sie nun unſere Zeitungs- und Journals Periode? die gelehrten Zeitungen und Journale ſind auch Nahrungsmittel — Nahrungsmittel für den Geiſt. Wer aber freylich nichts anders thut, als den ganzen Tag lieſt, der kommt mir vor wie ein Menſch, der den ganzen Tag nichts anders thut, als ißt und trinkt. Eſſen und Trinken ſollte das Mittel ſeyn, ihn zur Arbeit zu ſtärken. Er macht aber das Mittel zum Endzwecke. Dazu kann aber freylich der Mann nichts, der aus Kartoffeln Mehl, und aus Johannisbeere Wein bereiten lehrt. Wer heißt uns denn Kuchen von Waizen- und Kartoffelmehl, Rheinwein und Johannisbeerwein zugleich genießen?

A. Sie haben vollkommen recht! Ich will auch wirklich am Ende dieſes Vierteljahrs einige gelehrte Zeitungen und Journale aufſagen.

N. Das iſt noch lange nicht genug! Wie viele periodiſche Schriften leſen Sie itzo?

A. Gegen Vierzig?

N. Gegen vierzig? Ich glaube, viere wären vollkommen hinlänglich.

A. Das wäre doch wirklich wohl zu wenig!

N. Und warum? Wer wirkt wohl mehr Gutes, der Unmäßige oder der Mäßige?

A. Verſteht ſich, der Mäßige!

R. Folglich glaube ich, daß derjenige, der mäßig lieſt, mehr Gutes ſtiftet, als ein anderer, der viel lieſt.

A. Ich muß Ihnen geſtehen, daß ich den Zuſammenhang nicht einſehe.

R. Und dieſer iſt doch ſehr leicht zu finden. Lektüre iſt Nahrungsmittel, und jedes Nahrungsmittel es ſey körperlich oder geiſtig, hält das Handeln auf, ſobald es unmäßig genoſſen wird; Iſt es körperlich, ſo ſpannt es die Verdauungskraft ſo ſtark an, daß alle übrige Kräfte dabey ihre Wirkſamkeit verlieren, und verſchaft dem Körper doch nur elende unverdauete Nahrung! Iſt es aber geiſtiges Nahrungsmittel, ſo überladet es den Geiſt ſo ſehr, daß er nicht vermögend iſt, es zu überdenken, folglich ganz unfähig, es in Ausübung zu bringen. Wenn Sie lieber Mann nur eine Recenſion, z. E. ein Kants von Weishaupts Schriften gehörig überdenken, prüfen, und die Anwendung davon auf ſich und Ihren Zuſtand machen wollen: ſo iſt doch wenigſtens für jede ein halber Tag nöthig.

A.

A. Wohl wahr!

N. Und wenn Sie nun alles durch einander leſen, und es nicht gehörig überdenken: ſo iſt es ja eben ſo, als wenn Sie alles durch einander eſſen und trinken, aber — nicht verdauen wollten. Keines von beyden giebt Ihnen Nahrung, eines ſo gut als das andere, verhindert Ihre Thätigkeit.

A. Ich wollte, daß Sie mir dieſes vor zehn Jahren geſagt hätten! Itzo wollte ich ein anderer Mann ſeyn! Meine Haushaltung ſollte blühen, mein Fürſt ſollte mit mir zufrieden ſeyn, ich wollte mehr Freunde, mehr Menſchen um mich haben, die mir ihre Errettung, ihr Glück verdankten: So — wenn ich nun mich ſelbſt frage: was haſt du in den letzten zehen Jahren gelernt? gethan? gewirkt? ſo muß ich es geſtehen — Nichts. Mein bisheriges Leben war weiter nicht als Friſeursleben! Im Grunde habe ich in dieſen zehn Jahren nicht mehr, vielleicht nicht ſo viel, als ein Friſeur gelernt, und eben ſo wenig Gutes geſtiftet. Dank (indem er meinen Vetter umarmte) Dank Ihnen! daß Sie mich zur geſunden Vernunft zurück geführt haben!

R. Große Freude würde es für mich ſeyn, wenn ich dieſen Dank wirklich annehmen dürfte! Sagen Sie mir doch Ihren Entſchluß, was wollen Sie nun thun?

A. Von den vierzig Zeitungen und Journalen, die ich bisher geleſen habe, ſechs und dreyßig zurück ſchicken, viere fortleſen, mit Bedacht leſen, überdenken, und von den Beſten, einen praktiſchen Nutzen ziehen.

R. Wohl Ihnen! Sie ſind auf einem guten Wege!

A. Auf einem herrlichen Wege! Die Schuppen fallen mir von den Augen — bald werde ich wieder werden, was ich längſt hätte ſeyn ſollen — Menſch — Gatte — Amtsſchreiber — Menſchenfreund! Dank Ihnen, edler Mann! (meinen Vetter wieder umarmend). Von dieſer Minute an, lebte er auf, und wurde ſehr behaglich und gefällig, ſo, daß wir einige vergnügte Stunden bey ihm zubrachten.

Bey dieſer Gelegenheit lernte ich recht, wie viel Gutes ein Menſch ſtiften kann, wenn

er

es ihm ein Ernſt iſt, es zu thun, und, wenn er jede Gelegenheit dazu benutzt.

Was ich mir, bey dieſer Gelegenheit vorgenommen habe, weiß ich. Sie nehmen ſich gewiß auch ſo etwas vor!

Auf alle Fälle bin ich

Ihre

treue
Henriette.

Dreyzehnter Brief.

Der Diakonus Rollow an Henrietten.

Grünau, d. 7. März.

Liebe Henriette!

Geſtern bin ich wieder glücklich bey den Meinigen angekommen, habe ſie alle geſund angetroffen, und einen ſehr vergnügten Abend in ihrer Geſellſchaft zugebracht. Du hätteſt ſollen die Familienſcene mit anſehen, die bey meinem Eintritte in die Stube entſtund! Alles ſprang mir entgegen, umarmte mich, und bedeckte mich mit herzlichen Küſſen. Das kleinſte, das noch nicht laufen kann, reichte mir wenigſtens ſein Händchen entgegen.

Die Familienfreuden, liebe Henriette, ſind doch die ſüßeſten und herzlichſten, die wir auf der Erde haben, und werden faſt immer denen zu Theil, die ſich ſelbſt zu beherrſchen, und durch ein Leben, das der Natur gemäß iſt, die Geſundheit und Kraft ihres eigenen, und des Körpers ihrer Kinder zu erhalten wiſſen.

Und doch ſind ſie ſo ſelten — ſo ſelten — Nur wenige Häuſer kenne ich, wo ſie gefunden werden. In dem einen zerſtört ſie die Heftigkeit der Leidenſchaften, in dem andern die Vernachläſſigung des Körpers, und die verkehrte Geſundheitspflege.

Dein Theil werden ſie einſt ſeyn, das verſpreche ich mir ganz gewiß.

Da ich in Kröbnitz ankam, vermied ich das Hauß, wo wir, bey unſerer Hinreiſe einkehrten, ſorgfältig; und ſuchte einen Gaſthof auf, wo ich mir eine kleine Mittagsmahlzeit bereiten ließ.

So wenig leckerhaft ich nun auch bin, und ſo ſehr ich die Empfindeley derer tadele, die die Naſe rümpfen, und den Teller zurückſchieben, wenn ihnen eine Speiſe vorgetragen wird, die gegen die Regeln Ihres Kochbuchs zubereitet iſt! ſo muß ich doch bekennen, daß mir dieſe Mahlzeit gar nicht behagen wollte. Das Brod, welches ſonſt immer, bey dem Eſſen, mein Beſtes iſt, war nicht aufgegangen, und blieb, wenn man darein biß, zwiſchen den Zähnen kleben, das Bier war dick — und hatte einen ſehr wiederlichen Geſchmack, ſo, daß ich ein Glaß Waſſer, zur Löſchung meines Durſtes fordern mußte.

Wie kommts, fragte ich den Wirth, als er mir das Waſſer reichte, daß ſein Brod und Bier ſo ſehr ſchlecht iſt?

Wirth. Ein Schelm giebt es beſſer, als er es hat. Ich habe den ganzen Winter hindurch mit dieſer erbärmlichen Koſt vorlieb nehmen müſſen. Kein Wunder wäre es, wenn man krank würde! Ich denke! ich denke! es wird noch etwas nachkommen. Wenigſtens, ſo weit ich zu denken weiß, kamen immer im Frühjahre Krankheiten, wenn wir im Winter ſo ſchlechtes Brod und Bier gehabt hatten.

Ich. Warum ſorgt denn aber die Gemeine nicht dafür, daß ein beſſerer Becker und Brauer angeſtellt wird?

Wirth. Dazu, mein lieber Herr, kann weder Becker noch Brauer etwas, daran iſt die Frucht Schuld. Vorigen Sommer hatten wir eine naſſe Erndte, da iſt das liebe Getraide faſt alles verdorben. Korn und Gerſte iſt ausgewachſen, und der Weizen — ja der iſt vollend nicht werth, daß man ihn auf den Boden bringt. Er iſt ſchlechterdings gar nicht zu gebrauchen, wenn ich einen Kuchen laſſe backen, ſo weiß der Becker gar nicht, wie er ihn aus dem Ofen bringen will. Es thäte oft Noth, daß wir ihn mit der Krücke herausholten.

Ich. Armer Mann! das muß wohl ein großer Schade für ihn ſeyn!

Wirth. Ja wohl! ja wohl! Da habe ich mich das ganze Jahr hindurch geplagt, und gemartert, um mich mit Gott, und mit Ehren durch die Welt zu bringen — Da die Zeit kam, daß ich erndten wollte, mußte ich das liebe Getraide verfaulen ſehen. Und das iſt noch nicht alles! Wenn ich in den Schaafſtall komme, da ſehe ich erſt meinen Jammer. Ich hatte ſo ein charmant Stämmchen Schaafe, meiner Treue — alle waren ſie wie die Hirſche. Itzo hängen ſie alle die Köpfe. Ich glaube nicht, daß ich einen Schwanz davon bringe.

Ich. Vermuthlich iſt dieß eine Folge von der naſſen Weide des vorigen Jahrs.

Wirth. Zum Theil! Viele Schuld hat aber auch das Heu und Stroh, das alles halb verfault in die Scheune gekommen iſt. Das Heu ſtinkt, und das Stroh war ſo vermodert, daß, wenn die Drescher draſchen, der Schimmel ſo umher ſtob, daß es die armen Leute kaum aushalten konnten.

Ich. Es iſt zu bedauern! Unterdeſſen, lieber Freund! Das iſt eine Schickung, die nicht abzuändern iſt! Er muß ſich alſo, ſo viel als möglich, dabey zu beruhigen ſuchen, und überlegen, wie er den erlittenen Schaden wieder erſetze.

Wirth. Das werde ich freylich thun. Aber darinne kann ich Ihnen nicht beyſtimmen, daß die Sache nicht abzuändern wäre. Ich bleibe dabey, und laſſe mich davon nicht abbringen, — der Menſch kann alles abändern.

Ich. (Wie ſehr mich dieſer kühne Ausdruck, von einem gemeinen Manne überraſchte, kannſt du leicht denken.) Alles abändern? das wäre viel.

Wirth. Sie dürfen mir es nicht übel nehmen, wenn ich ſo gerade heraus rede, aber ich glaube es ſteif und feſte!

Ich. Warum ſchafft er denn nun nicht das ſchlechte Brod und Bier weg, wenn er alles abändern kann?

Wirth. Ey! ich habe ja nicht geſagt, daß **ich** alles abändern kann. Meine Meynung war nur, daß der Menſch es könne. Das heißt: Wenn ein Unglück kommt, ſo iſt doch immer ein Menſch da, der im Stande iſt, es abzuändern, wenn er ſichs nur ein Ernſt ſeyn läßt. Ich weiß nicht, ob Sie mich recht verſtehen?

Ich. Recht gut! aber ſage er mir einmal, glaubt er denn, daß es einen Menſchen gebe, der das Wetter abändern könne?

Wirth. Das glaube ich nicht. Ich dächte aber doch, es müſſe Menſchen geben, die Mittel finden könnten, das Heu, Getraide und Stroh zu bewahren, daß es nicht von dem Wetter verderbt würde.

Ich. Möglich mag es wohl ſeyn. Aber ich begreiſe noch nicht, wie es möglich gemacht werden ſoll.

Wirth. Ich halte es nicht nur für möglich, ſondern glaube auch, daß ich es ſelbſt möglich machen könnte, wenn ich nur freye Hand hätte.

Ich. Er? er wollte es möglich machen?

Wirth. Sie mögen mich nun anſehen, wie Sie wollen, ſo traue ich mir es doch zu, daß ich es möglich machen könnte. Nur freye Hand müßte ich haben.

Ich. Hat er keinen Wein im Keller?

Wirth. Ein gut Glas ächten Wertheimer.

Ich. So bringe er mir eine Bouteille herauf, und zwey Gläſer!

Wirth. Für wen denn das andere?

Ich. Für ihn. Ich trinke gern ein Glas Wein mit jedem Manne, der den Glauben hat, der Menſch könne alles abändern.

Fortſetzung.

Ich. (Für mich und den Wirth einſchenkend, und mit meinem Glaſe an das Seinige anſtoßend.) Es leben alle brave Männer, die glauben, der Menſch könne alles abändern!

Wirth. Sie ſollen leben!

Ich. Nun erzähle er mir aber, bey einem Gläschen Weine, wie er es anfangen würde, wenn er freye Hand bekäme, um das Verderben des Heues, des Getraides, des Strohs, bey einfallender naſſer Witterung, abzuändern!

Ich.

Wirth. Ich? Das will ich Ihnen ſagen! Sehen Sie! unſere Vorfahren mögen ganz ehrliche Leute geweſen ſeyn, recht klug waren ſie aber doch nicht.

Ich. Wie ſo?

Wirth. Da pfropften ſie alle Häuſer neben einander, wie wenn es auf der weiten Welt, keinen andern Platz gäbe, wo ſich der Menſch anbauen könnte. Da iſt unſer Oertchen, es iſt klein, aber 350 Häuſer ſind doch da, ſo dicht an einander gebauet, daß man meynen ſollte, es wäre gar kein Plätzchen mehr auf der Welt, wo man ſein Hüttchen hinbauen könnte.

Ich. Das iſt freylich nicht recht. Dadurch wird der Zugang der freyen Luft verhindert, und, wann ein Feuer entſteht: ſo iſt die Gefahr deſto größer. Was ſchadet dieſes aber dem Heu, Stroh und Getraide, das auf dem Felde liegt?

Wirth. Sehr viel! Sehen Sie! Wenn jeder Bauer ſein Bißchen Länderey und Wieſe, um ſein Hüttchen herum hätte, ſo könnte er jedes Sonnenblickchen benutzen, könnte mit ſeinen Leuten hinauslaufen, wenden, trocknen, auf

Hauſen bringen, und mit der Manier, wenn er ſeine Knochen brauchte, alles retten. Denn das müßte ein ſchlechter Sommer ſeyn, wo es acht Tage unaufhörlich regnete, und gar kein Sonnenblick käme! Das kann ich aber nicht! Meine Aecker und Wieſen, liegen eine, zwey, manche dreyviertelſtunden von meinem Hauſe. Geſetzt nun, es kommt ein Sonnenblick, und ich biete Frau und Kind, Knecht und Magd, und Taglöhner und Nachbar, und alles, was ich aufbieten kann, auf, um das Bischen Getraide, Heu und Stroh zu retten: nun — da ſind ſie halt aufgeboten! Wenn wir auf den halben Weg ſind, ſo fängt es wieder an zu regnen, wir gehen wieder nach Hauſe, und — ich habe nichts davon, als die Koſten.

Ferner: Wenn ich nun mit Angſt und mit Noth, ein Fuder Heu oder Getraide, zuſammengebracht habe, und will es nach Hauſe fahren — pauz! da kommt auf dem halben Wege, ein Regen, der das Fuder durchaus naß macht. So bekomme ich nicht Heu, nicht Stroh, nicht Getraide, ſondern, daß ich es gerade heraus ſage, Miſt in die Scheuer.

Ich. Das iſt traurig! Sage er mir aber nur, woher kommt es denn, daß die Aecker und Wieſen ſo weit von ſeinem Orte entfernt ſind?

Wirth. Das will ich Ihnen alles ſagen. Sonſt waren eigentlich fünf Dörfer um unſern Ort herum. Die ſind aber alle im dreyßigjährigen Kriege abgebrennt worden.

Ich. Und noch nicht wieder aufgebauet?

Wirth. Und noch nicht wieder aufgebaut.

Ich. Und woher mag das wohl kommen?

Wirth. Ja woher ſolls kommen. Die Landeseinkünfte reichen kaum für den Hof, und die Soldaten hin. Wenn gebauet werden ſoll: ſo iſt immer kein Geld da. Und der gemeine Mann hat keine Courage! Wenn ich unſern Einwohnern den Vorſchlag thun wollte, daß ſie ein neues Dorf bauen ſollten, da würden ſie Maul und Naſe aufſperren, und alle glauben, ich wäre nicht wohl geſcheut. Darinne hatten nun unſere Vorfahren wieder einen Vorzug. Ich bin zwar nicht in der alten Chronik bewandert, aber das glaube ich doch, daß die meiſten Dörfer durch gemeine Leute ſind erbauet worden. Ich glaube, wenn einer ein Stückchen Land hatte, ſo baute er ſich ein Hüttchen dahin. Wenn ſeine Kinder größer wurden, und heyratheten, ſo baueten ſie daneben, und ſo entſtunden nach und nach die Dörfer.

Ich. Von vielen mag das wohl gelten. Wenn er nun aber freye Hand hätte, zu thun, was er wollte, was würde er da wohl thun?

Wirth. Verſteht ſich, ganz freye Hand müßte ich haben! Ich müßte auch befehlen dürfen!

Ich. Nothwendig!

Wirth. Da würde ich ſogleich den Befehl geben, daß jeder, der ein neues Haus bauen wollte, es auf den Platz bauen müßte, wo er die mehreſte Länderey hätte.

Ich. Was ſollte aber aus dem Platze werden, wo das alte Haus ſtund? Was aus dem Garten und Hofraume?

Wirth. Darum würden ſich die Nachbarn reiſſen und zerren. Ein Platz, der gleich neben dem Hauſe liegt, iſt allemal zehnmal mehr werth, als ein anderer, eben ſo großer, nach dem man, von ſeinem Hauſe aus, eine halbe Stunde weit gehen muß. Es würde alſo gern jeder Nachbar ihm dafür ein entferntes Stück Land, das jenem näher läge, wenn es auch noch einmal ſo groß wäre, geben.

Ich. Wenn ich Fürſt wäre; ſo wollte ich ihm gleich freye Hand geben. Ich glaube es wirklich ſelbſt, daß wenn jeder Eigenthümer ſeine Länderey, gleich hinter ſeinem Hauſe hätte, nicht der zehnte Theil von Heu, Stroh und Getraide, der bisher verdarb, verderben würde. Das wäre freylich ein beträchtlicher Gewinn für den Staat.

Wirth. Ey das wollte ich meynen! In unſerm Fürſtenthume ſind 180 Dörfer. Laſſen Sie uns, in Pauſch und Bogen, auf jedes 3000 Aecker rechnen, davon, die Wieſen mitgerechnet, jährlich 2200 tragbar ſind! Das beträgt, (die Kreide herholend, und rechnend) wenn ich mich nicht verrechnet habe, 396000 Aecker! Bedenken Sie nur, wie viel dieſe tragen können! Wenn nun das alles bey naſſen Jahren verdirbt, was für ein Schade iſt das für das Land! und das kommt doch alles von der albernen Einrichtung her, die man gemacht hat.

Ich. Das iſt freylich ein großer Schade!

Wirth. Und dieß iſt noch nicht alles.

Ich. Noch nicht alles? ich dächte, das wäre ſchon genug!

Wirth. Noch lange nicht genug. Wenn ich meine Länderey bey dem Hauſe habe, ſo muß ſie mir wenigſtens zehnmal ſo viel eintragen, als wenn ich eine halbe Stunde weit darnach gehen muß. Habe ich das Land hinter dem Hauſe, ſo iſts mir ein Spaß, es alle Jahre zu verbeſſern. So oft ich, oder die Frau, Magd und Kinder, ein müßiges Ständchen haben, ſo gehen wir hinaus, leſen Steine auf, rupfen Diſteln aus, machen Graben, wo ſie nöthig ſind; bald finden wir ein Plätzchen, wo ein Baum ſtehen könnte — geſchwinde pflanzen wir ihn hin. Ein andermal laſſe ich das Tauben- oder Hühnerhauß, oder die Scheuer reinigen, da nimmt mit Freuden jedes Kind den Unrath in ein Körbchen, und trägt ihn auf das Land.

Das alles muß ich bleiben laſſen, wenn meine Länderey eine halbe Stunde weit von mir entfernt iſt. Herr! ich verſichere Sie, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin, das Land, das ſo weit entfernt iſt, iſt nicht werth, das mans hat. Ich bin ſchon oft Willens geweſen, es zu verſchenken. Denn, wenn ich die Verſäumniß, das Fuhrlohn, den Schaden, den ich bey dem Einbringen habe, Geſchoſſe und Steuern rechne; ſo habe ich am Ende des Jahrs nichts davon, als — die Mühe, die Arbeit und Aergerniß. Wäre es nicht beſſer, wenn ich das Land gar nicht hätte?

Ich. So ſcheint es wirklich. Wenn man ſeinen Vorſchlag nun ausführte; ſo würde ja ein Land noch viermal ſo reich als es iſt.

Wirth. Ey freylich! Da iſt immer ein Klagen, und ein Lamentiren, über ſchlechte Zeiten, über Gottes Strafe! Ich denke bey mir ſelbſt, **die Straf wir wohl verdienet han, und leidens mit Geduld.** Das ſind Strafen für die Dummheit und Faulheit, die wohl ſo lange bleiben werden, bis wir geſcheuter und fleiſſiger werden. Ich wenigſtens handele ſo. Wenn mein Junge faul iſt; ſo ſtrafe ich ihn, kehre mich an kein Bitten und kein Lamentiren, die Strafe dauert ſo fort, bis der Junge ſich beſſert:

und fleißiger wird. Ich denke immer, ſo macht es der liebe Gott auch!

Ich. So macht er es auch!

Wirth. Wozu dienet denn das immer und ewige Klagen und Lamentiren, daß die Erde ein Thränenthal wäre? Ich denke immer, die Erde iſt gut, aber die Leute, die drauf wohnen, taugen mehrentheils nicht viel. Und wenn ich Leute, die nichts taugen, in das Paradieß ſelbſt, ſetze, meiner Seele! ſie machen es nach ein paar Jahren zu einem Thränenthale, und ſingen:

Ach wie betrübt ſind fromme Seelen,
Allhier auf dieſer Jammerwelt!

Das kommt mir eben ſo vor, als wenn ich mich um meinen Gaſthof nicht mehr bekümmern, mich in den Groſsvaterſtuhl ſetzen, und faullenzen, hernach, wenn ich hungerte, ſingen wollte:

Ach wie betrübt ſind fromme Seelen,
Allhier auf dieſer Jammerwelt!

Ich. Recht mag er wohl haben!

Wirth. Ich denke es auch! Nehmen Sie mir es nicht übel, daß ich ſo geradeweg von der Leber geſprochen habe — es iſt meine Art nicht anders.

J. Sein Geſpräch hat mir Freude gemacht, und ich verſichere ihn nochmals, daß, ſobald ich Fürſt werde, er vollkommen freye Hand haben ſoll.

W. Warum ſind Sie denn nur nicht Fürſt?

Fortſetzung.

Ich bezahlte ihm eine ſehr billige Rechnung, und beantwortete ſeine Frage nicht, weil ich niemals Neigung noch Kraft bey mir gefühlt habe, ein Fürſt zu ſeyn. In meinem Herzen dachte ich aber: Warum biſt du nicht Kammerpräſident? Köpfe dieſer Art, die in Bauerhütten und elenden Werkſtätten verroſten, ohne ihre Talente, durch deren Anwendung, ganze Staaten hätten blühend gemacht werden können, brauchen zu dürfen, ſcheint mir immer der bitterſte Vorwurf gegen die Staatsverfaſſung eines Landes zu ſeyn. Was würde man wohl von dem Verſtande einer Regierung halten, unter deren Wirkſamkeit die Wege mit diamanthaltigen

Steinen gepflaſtert, und mit Goldſand überſchüttet würden, wo man mit Buchsbaum die Oefen heizte, und die Flöten aus Tannenholze drechſelte? und was ſoll man von einer andern halten, in welcher noch keine Anſtalt iſt, menſchliche Talente zu ſchätzen, aufzuſuchen, und auf den Platz zu ſtellen, wo ſie am wirkſamſten ſeyn können? der größte Reichthum eines Staats, das iſt unleugbar, beſteht in den Talenten ſeiner Bürger. Wenn nun der Mann von Talenten, hinter dem Pfluge hergehen, oder mit Bierſchenken ſein Brod verdienen muß: ſo kommt mir dieſes eben ſo ſonderbar vor, als wenn man den Weg mit Goldſand beſchütten wollte.

Ich gieng itzo auf die Poſt, um mich einzuſetzen, weil ich, ſchon bey meiner Ankunft, die Pferde hatte beſtellen laſſen. Die Kaleſche fand ich bereits angeſpannt, zu meiner Verwunderung, ſtatt zweyer, mit vier Pferden.

Der Poſthalter, dachte ich, iſt ſehr gefällig. Ich zählte ihm alſo ſehr freundlich das Geld hin, das ich auf der vorigen Station bezahlt hatte. Leider mußte ich aber bald die gute Meynung, die ich von ihm hatte, abändern.

Er zählte das Geld mit finſtrer Miene durch, und ſagte: noch ein Thaler und acht Groſchen muß es ſeyn.

J. Und wofür?

P. Sie haben itzo vier Pferde.

J. Die habe ich aber nicht verlangt.

P. Das hilft nichts! Sie müſſen über einen Berg fahren, und da können Sie mit zweyen Pferden nicht fort kommen.

J. Ich nicht? ich bin ja eine einzelne Perſon, und meine Equipage, wiegt keine funfzig Pfund.

P. Eine Perſon mehr oder weniger, funfzig Pfund mehr oder weniger, das macht nichts aus. Der Berg bleibt doch, und ich kann um Ihret willen, mein Vieh nicht zu Grunde richten.

J. Nun! da will ich es ſo machen. Sie nehmen zwey Pferde wieder zurück, und ich ſteige ab, wann der Berg kommt, und gehe zu Fuße.

P. Das hilft alles nicht?, Sie zahlen noch einen Thaler und acht Groſchen.

J. Aber lieber Mann! Sie glauben gewiß, ich ſey ein reicher Capitaliſt. Ich muß Ihnen ſagen, daß ich ein armer Prediger bin, dem ein Thaler und acht Groſchen ſchwer zu verdienen ſind. Ich muß eine ziemlich zahlreiche Familie ernähren, die einen überflüſſigen Aufwand von einem Thaler und acht Groſchen gar ſehr fühlen wird. Von dieſer Summe leben wir, bey unſerer Einſchränkung, zwey Tage.

P. Das geht mich nichts an. Wenn der Herr kein Geld hat, Extrapoſt zu bezahlen, ſo ſollte er nicht mit Extrapoſt reiſen, ſondern lieber zu Fuße gehen.

Itzo hatte meine Gelaſſenheit ein Ende — ich ſah ihm mit finſterm Blicke, ins Auge, ſtrich mein Geld zuſammen, und ſagte: ich will es Ihnen beweiſen, daß ich gelernet habe, zu Fuße zu reiſen.

Er brummte und ſchimpfte, ich ſtellte mich aber, als wenn ich es nicht hörte, nahm mein Paquet an die Hand, und gieng fort.

Da ich auf das Feld kam, war alles vergeſſen und vergeben, weil der Anblick der ſchönen Natur, die mir itzo näher, als im Wagen war, gar bald das Andenken an die zugefügten Beleidigungen ſchwächte.

Zu beklagen iſt es aber doch immer, daß die Oberpoſtämter über ihre Untergebenen nicht beſſer wachen. Halb Deutſchland würde ſchreyen, wenn ein Fürſt auf einer ſeiner Brücken einen neuen Zoll anlegte, den jeder Vorbeyreiſende mit zwey Gulden bezahlen müßte.

Wenn aber ein Poſtmeiſter oder Poſthalter, es ſich anmaſſet, dem Reiſenden dieſe Summe ganz ohne Grund, abzufordern, ſo ſchweigt man dazu: Wenigſtens errinnere ich mich nicht, darüber, eine Klage geleſen zu haben, als einmal im **Journal von und für Deutſchland.** Die Sache iſt von Wichtigkeit! Wenn ein Reiſender, den dringende Geſchäfte in die Nothwendigkeit ſetzen, einen großen Theil Deutſchlands zu durchreiſen, mehrmalen in die räuberiſchen Hände ſolcher Poſthalter fällt, ſo kann er ja in Geldmangel gerathen, der immer drückender iſt, je weiter man ſich von dem Vaterlande entfernt hat. Ich hatte nicht mehr, als noch zwey Meilen zu reiſen, und konnte alſo leicht dieſem ungeſtümen Manne Trotz bieten. Was hätte ich aber thun wollen, wenn ich noch zwanzig Meilen vorwärts, und dreyßig rückwärts zu reiſen gehabt, einen ſchweren Koffre bey mir geführt, und dringende Geſchäfte gehabt hätte?

Eine Viertelſtunde mochte ich ohngefähr gegangen ſeyn, als ich hinter mir ein Poſthorn hörete. Ich wendete mich um, und ſahe die ordinaire Poſt hinter mir herkommen. Sobald ſie mich erreicht hatte, redete mich der Poſtillon an, und fragte: wo geht die Reiſe hin?

J. Immer nach Grünau zu.

P. Nach Grünau? da reiſen wir ja mit einander.

J. Das wird ihm und mir wenig helfen. Nach etlichen Minuten ſind wir getrennt.

P. Sie können ſich ja aufſetzen, wenn Sie ſonſt wollen. Sie zahlen mir einen halben Gulden — dafür gebe ich Ihnen den beſten Sitz.

J. Was würde aber der Poſtmeiſter dazu ſagen?

P. Ey, was geht uns denn der Poſtmeiſter an? der ſieht uns ja nicht.

J. Freylich ſieht er uns nicht. Ich glaube aber, man müſſe nicht nur ſeinem Nebenmenſchen nicht Unrecht thun, wenn er uns ſieht, ſondern auch, wenn er uns nicht ſieht.

P. Das gilt wohl auf der Kanzel, aber nicht auf dem Poſtwagen. Der Poſtwagen iſt keine Kanzel.

J. Das weiß ich wohl. Ich denke aber, auf dem Poſtwagen, ſollte gethan werden, was auf der Kanzel geſprochen wird.

P. Das Gott tauſend im Himmel erbarme! da würde ich ſchlecht zurechte kommen. Ich halte es mit dem Prediger Salomo, der ſpricht: alles hat ſeine Zeit. Beten hat auch ſeine Zeit, und Predigen hat ſeine Zeit. In der Kirche bet ich, und höre dem Prediger zu — aber, wenn ich den Poſtwagen fahre, ſo laſſe ich Beten, Beten, und Predigen, Predigen ſeyn, und mache es halt ſo, wie es die Gelegenheit mit ſich bringt. Kann ich einen halben Gulden auf den Kamm ſchlagen, kann ich ein Paar Briefe unter der Hand beſtellen, und etliche Gröſchelchen dafür einſtreichen, ſo thue ich es vom Grunde der Seele gern. Kann ich einem Paſſagiere ein Paar Groſchen mehr von der Seele reiſſen, warum ſollte ich es denn nicht thun? Es geht ja jeder Menſch ſeiner Nahrung nach. Komme ich ins Wirthshaus, und die Paſſagiere laſſen mir Brandewein einſchenken, ſo laſſe ich mir ihn gut ſchmecken, und wenn manchmal die jungen Herrn, auf dem Poſtwagen, mit den Mädchens ſchökern, ſo helfe ich dazu, was ich kann. Man muß kein Spielverderber ſeyn! der Apoſtel Paulus ſpricht ja: **freuet euch mit den Fröhlichen!**

J. Lieber Freund! wenn er langſam fahren will, ſo will ich ihm dieſe Sprüche erklären, und ihm zeigen, daß er ſie ganz falſch verſtanden habe.

P. Ey da hätte ich die liebe Zeit davon. Wenn ich einmal in ihre Kirche komme, ſo will ich recht andächtig zuhören. Jtzo fahre ich aber die Poſt! **Alles Ding hat ſeine Zeit!**

Hierauf ſtieß er in das Poſthorn, hieb die Pferde an, und wollte davon eilen. Der Paſſagier aber, der auf dem Wagen ſaß, rief ihm zu, daß er halten ſollte, weil er abſteigen müſſe.

So, wie er abgeſtiegen war, druckte er mir die Hand, und ſagte: lieber Freund! wenn der Poſtillon ihre Erklärung dieſer Sprüche nicht anhören will, ſo bittte ich, ſie mir mitzutheilen. Sie werden an mir, einen ſehr aufmerkſamen Zuhörer haben.

J. Das möchte doch wohl nicht recht ſchicklich ſeyn, weil der Poſtillon nicht auf uns warten wird

Wenn er nicht warten will, ſagte der freundliche Paſſagier, ſo laſſen wir ihn halt fahren. Schwager! fahr zu! ich gehe nach Grünau zu Fuße!

P. Mir iſts recht! aber mein Trinkgeld muß ich erſt haben!

Hier! ſagte der Reiſende, indem er ihm etwas in die Hände druckte.

P. (Das Geld hin und her zählend.) Es könnte auch wohl etwas mehr ſeyn. Das kriege ich ja von einem Schneiderspurſchen!

R. Die Poſttaxe beſtimmt nicht mehr. Er weiß ja auch nicht, ob ich nicht ein Schneiderspurſche bin?

P. Alſo will er mir wirklich nicht mehr geben?

R. Nicht einen Kreuzer mehr!

P. Nun ſo muß ich halt denken, daß ich einen Schneiderspurſchen gefahren habe.

Nun bließ er in das Horn, und jagte davon.

Mein Reiſender ſchloß mich liebreich in ſeine Arme, und ich erfuhr bald von ihm, daß er der Rector des Gymnaſiums zu Ritterſtadt ſey.

R. Der Schwager redete doch, wie er es meynte. Wenn die mehreſten Chriſten eben ſo aufrichtig, wie dieſer Poſtillon, ſprechen wollten, ſo würden wir von ihnen eben keine andere Sprache hören. Ihre Tugend ſchränkt ſich nur auf die Kirche ein, auſſerhalb derſelben, ſieht man unter ihnen, und den Nichtchriſten keinen Unterſchied. Die Bibel brauchen ſie zu nichts, als Sprüche heraus zu klauben, mit denen ſie ihre Laſter entſchuldigen, und ihr Gewiſſen einſchläfern.

J. Leider! leider wahr! Wenn ich den größern Theil meiner Zuhörer auſſer der Kirche handeln ſehe; ſo hält es ungemein ſchwer, die Vorzüge zu finden, die ſie vor Nichtchriſten, vor Heyden und Muhammedanern voraus haben.

R. Und das wird nie anders werden, ſo lange Sie, und ihre Herren Collegen, ihre Zuhörer, nicht mit dem Geiſte des Chriſtenthums, beſſer bekannt machen.

J. Was nennen Sie Geiſt des Chriſtenthums?

R. Streben nach höherer Vollkommenheit, Beherrſchung der Lüſte, Ausbildung aller Kräfte, Liebe und Vertrauen auf Gott und thätige Menſchenliebe.

J. Alſo glauben Sie nicht, daß die Lehre von der Dreyeinigkeit, der Erbſünde, der

Taufe, und die übrigen Lehren der Dogmatik, der Geiſt des Chriſtenthums ſind?

R. Nein, das glaube ich nicht.

J. Ich glaube es auch nicht. Ich denke, wenn der Weltrichter uns einſt verhören wird, ſo wird er nicht fragen: was haſt du geglaubt? ſondern — wie haſt du meinen Willen gethan?

R. Nothwendig! Jeſus ſpricht ja ſelbſt: **es werden nicht alle, die zu mir ſagen, Herr! Herr! in das Himmelreich kommen, ſondern, die den Willen thun meines Vaters im Himmel.**

J. Was mich betrift, ſo ſuche ich, ohne mich rühmen zu wollen, meine Zuhörer immer auf den Geiſt des Chriſtenthums zu führen. Ich weiß gewiß, ich habe viele Collegen, mehrere, als Sie ſelbſt glauben, aber — — — ſo lange nicht eine totale Schulreformation erfolgt, ſo richten wir mit unſern Arbeiten ſehr wenig aus.

R. Eine Reformation wäre ja freylich bey unſern Schulen gut! das Compendium

Hutteri, z. E., und noch eines und das andere müßte weg. Aber totale Reformation, die halte ich doch nicht für nöthig.

J. Totale Reformation!

R. Und wenn Sie dieſelbe vornehmen ſollten, womit würden Sie den Anfang machen?

J. Da ich nie berufen geweſen bin, die Schulen zu reformiren; ſo habe ich darüber noch nicht hinlänglich nachgedacht. Ich will Ihnen indeſſen doch ſagen, was mir ſogleich beyfällt. Zuerſt würde ich in den Schulen das Leſen der Heidniſchen Dichter, ſehr, ſehr, einſchränken.

R. Wie? Das Leſen der Griechen und Römer?

J. Das Leſen der Griechen und Römer!

Fortſetzung.

R. Darf ich fragen, warum?

J. Deswegen, weil ſie den Geiſt des Heidenthums predigen, nicht Streben nach höherer Vollkommenheit, nicht Beherrſchung der Lüſte, nicht Liebe und Vertrauen zu Gott, nicht thätige Menſchenliebe, ſondern — Wolluſt, Trunkenheit — unnatürliche Laſter!

N. Das gilt doch nicht von allen!

J. Nicht von allen! aber doch von den mehreſten. Deswegen wünſche ich auch nur, daß das Leſen derſelben eingeſchränkt werden möchte.

N. Und das wenige Anſtößige, was noch da und dort vorkommt, kann nicht viel ſchaden, weil die chriſtliche Lehre doch immer ein ſicheres Gegengift iſt.

J. Mann! vergeſſen Sie ſich nicht. Wornach bilden ſich unſere neuern Dichter? nach den Grundſätzen der chriſtlichen Lehre, oder nach den Griechiſchen und Römiſchen Dichtern?

N. Nothwendig nach den letztern.

J. Folglich ſind die Gedichte ſehr einzeln, in denen Aufſtreben nach höherer Vollkommenheit, thätige Menſchenliebe u. d. g. empfohlen wird. Die mehreſten fordern uns auf, den

Genuß der Liebe und des Weins, als das höchſte Menſchenglück zu betrachten — ſeine Lüſte ſich beherrſchen zu laſſen, für das allgemeine Beſte nichts, für die Befriedigung ſeiner Lüſte alles zu thun. Unter dieſen Umſtänden leben wir ja nicht im Chriſtenthume, ſondern im Heydenthume.

R. Das iſt doch wirklich zu hart! dafür müſſen Sie Beweiß geben.

J. Dieſer wird mir ſehr leicht ſeyn. Der Geiſt des Chriſtenthums beſteht doch nicht in der Dogmatik, ſondern in der Sittenlehre?

R. Freylich! dieß habe ich ſchon geſagt!

J. Die Heydniſche Dogmatik haben wir nun mit der Chriſtlichen vertauſcht. Wir glauben nicht mehr an Jupiter, Merkurius, Venus u. d. gl.; wir ſuchen Gott nicht mehr durch das Blut der Thiere zu verſöhnen; aber die Moral der Heyden adoptiren wir. **Wir trachten nicht nach dem Reiche Gottes, und nach ſeiner Gerechtigkeit,** ſondern **nach dem Kuſſe und Genuſſe einer Lesbia, und dem Einſchlurfen einer Flaſche gutes Weins.**

N. Ey lieber Mann! Sie betrachten die Sache gar nicht aus dem rechten Geſichtspunkte! der chriſtliche Sittenlehrer, arbeitet für die Veredelung der Geſinnung, der Dichter, für die Verfeinerung des Geſchmacks. Das ſind ja ganz verſchiedene Sachen.

J. Ganz verſchieden! das ſollen ſie auch ſeyn! aber widerſprechen dürfen ſie doch einander nicht. Dichter und Moraliſt müſſen doch in ihren Arbeiten wenigſtens ſo viel Harmonie haben, als Zimmermann und Maurer.

N. Wohl! ich halte Sie bey ihrem Gleichniſſe! der Dichter arbeitet für Bildung des Geſchmacks; der Moraliſt für die Veredelung der Geſinnung; ſo, wie der Zimmermann für das hölzerne Gebäude, der Maurer für das Fundament thätig iſt.

J. Ganz recht! aber Zimmermann und Maurer müſſen doch in einer gewiſſen Harmonie ſtehen! Denn wenn des Zimmermanns Arbeit zu der Arbeit des Maurers nicht paßt: ſo wird ja das Gebäude monſtrös, und fällt wieder zuſammen.

N. Das iſt ein ſimile. Omne ſimile claudicat.

J. Richtig! denn, wenn das ſimile paſſen ſollte, ſo müßten Zimmermann und Maurer ſo vorgeſtellt werden, als wenn ſie nicht nur ohne Harmonie arbeiteten, ſondern ſich auch beſtrebten, einer des andern Arbeit niederzureiſſen. Hätte ich das ſimile ſo ausgedrückt, ſo würde es weniger hinkend ſeyn. Denn, wenn ich z. E. Zollikofers Predigten von der Würde des Menſchen, und N. Gedichte leſe, ſo kommt es mir gerade ſo vor, als wenn ich einen Zimmermann und einen Maurer ſo beſchäftigt ſähe, daß immer einer wieder niederzureiſſen ſuchte, was der andere aufgebauet hat — Jener verweißt uns auf Gott und Chriſtum, dieſer auf Chloen und die Weinflaſche. Jener empfiehlt die Beherrſchung der Lüſte, dieſer ihre Herrſchaft. Jener ermuntert zur Thätigkeit, und nennt diejenigen böſe Schuldner, die nur genieſſen, und ihren Genuß nicht durch Thätigkeit zu vergelten ſuchen, dieſer reizt zum Genuß, und lächelt über alle Thoren, die ihre Kräfte anwenden, um etwas wichtiges für ihre Nebenmenſchen zu thun. Jener ſucht die Menſchen den Engeln, dieſer den Thieren näher zu bringen. Und dieſer ſchreckliche Widerſpruch, dieſes ewige Gegeneinanderarbeiten, iſt die vorzüglichſte Urſache, warum die Menſchen immer nicht weiter kommen, immer auf der einen Seite ſo weit ſinken, als ſie auf der andern ſteigen. Wie reimt ſich Chriſtus und Belial! Wie Chriſti Bergpredigt und Ovids libri amorum! Dieß kann nicht abgeändert werden, ſo lange nicht ihre Schulen und Gymnaſien total reformirt werden.

R. Sie ſcheinen in Hitze zu gerathen. Trauen Sie der chriſtlichen Religion nicht mehr Kraft, als den Phantaſien der Griechiſchen und Römiſchen Dichter zu?

J. Nein.

R. Sehr entehrend für unſere vortreffliche Religion!

J. Im geringſten nicht! Es geſchieht täglich, daß die Kindermagd wieder niederreißt, was die Mutter, Gutes geſtiftet hat. Iſt dieß für die Mutter entehrend? Ich will ohne Bild reden, und eine Frage an Sie thun, die Sie mir aber ganz freymüthig beantworten müſſen. Darf ich dieß hoffen?

R. Hier haben Sie meine Hand darauf!

J. Was wirkt mehr auf den Menſchen? der Verſtand, oder die Einbildungskraft?

R. Nothwendig die letztere. Denn alles, was der Verſtand als richtig gedacht hat, muß erſt die Einbildungskraft verſinnlichen, wenn es zur Handlung werden ſoll.

J. So haben Sie ſich alſo, wenn Sie mir dieſes zugeben, ſelbſt widerlegt. Der chriſtliche Sittenlehrer überzeugt den Verſtand, der nach Heiden gebildete Dichter, nimmt die Einbildungskraft für ſich ein. Folglich hat dieſer immer das Uebergewicht. Jeſu Ausſpruch: **die Erndte iſt groß, aber wenig ſind der Arbeiter**, wird bald vergeſſen, wenn Chloens Buſen geſchildert wird. Wenn der Dichter ſich erſt gewöhnte, dem chriſtlichen Sittenlehrer beyzuſtehen, z. E., ſtatt Chloens Buſen, der, auch ohne Lieder, immer ſeinen Reiz behalten wird, die Verdienſte der Edelſten und Wirkſamſten unſrer Vorfahren beſänge. Dann erſt würde Harmonie entſtehen, dann erſt die Veredelung der Menſchen ſichtbar werden. Was würden Sie von einem Menſchen halten, der Jeſu

Bergpredigt, und Anakreons Gedichte in einen Band binden lieſſe?

N. Das wäre unſchicklich. Das wird niemand thun.

J. Beſter Mann! Die mehreſten Köpfe unſer aufgeklärt ſeyn wollenden Zeitgenoſſen, ſind nichts anders, als Bücher, davon der erſte Theil Anakreons Gedichte, der andere Jeſu Bergpredigt enthält.

N. Sie ſprechen ſehr bitter!

J. Nicht bitter, wahr ſpreche ich beſter Mann! Wofür würden Sie mich halten, wenn ich eine Erziehungsanſtalt dirigirte, wo ich meine Zöglinge wechſelsweiſe Ovidii libros amorum und Zollikofers Predigten, **von der Würde des Menſchen**, leſen lieſſe! Solch eine Erziehungsanſtalt iſt aber unſre itzige Welt!

N. Es iſt aber nun ein für allemal nicht abzuändern. Die Griechiſchen und Römiſchen Dichter bleiben doch immer die Muſter des guten Geſchmacks, nach denen wir uns bilden müſſen.

J. Oho! Oho!

N. Oho! was wollen Sie damit ſagen?

J. Welches waren denn die Muſter, nach welchen ſich die Griechen und Römer bildeten?

R. Dieſe hatten noch keine Muſter, nach denen ſie ſich bilden konnten.

J. Strecken Sie das Gewehr! Sie ſind verlohren, lieber Mann! Das müſſen Sie mir zugeben, die größten Dichter hatten keine Muſter. Wenn wir alſo große Dichter haben wollen, was müſſen wir wünſchen?

R. Ich weiß ſchon, was Sie ſagen wollen. Daß ſie aus der Quelle ſchöpfen, die alle wirklich großen Dichter begeiſterte! daß ſie die großen Wirkungen der Natur beobachten. Dieß kann ja geſchehen, und das Bilden nach Römiſchen und Griechiſchen Muſtern, die wir doch nie erreichen, dem ohnerachtet damit verbunden werden.

J. Freylich werden wir Griechen und Römer nie erreichen, und dieß aus einem ſehr ſimpeln Grunde.

R. Und der wäre?

J. Dieſer, daß wir weder Griechen noch Römer ſind. Wir haben eine andere Religion, andere Sittenlehre, eine andere Staatsverfaſſung, Geſetzgebung, Sitten, Clima, Geſchäfte, andere Einſichten, andere körperliche Conſtitution, als Griechen und Römer, und ſollen uns doch nach ihnen bilden? ſo beſorge ich, die Arbeiten der beſten Köpfe, die vielleicht Meiſterſtükke würden geliefert haben, wenn ſie ihren eignen Gang gegangen wären, werden verunglücken. Wir ſehen ja, was aus dem Deutſchen wird, wenn er den Franzoſen oder Engländer, die doch ſeine Zeitgenoſſen, und nächſte Nachbarn ſind, machen will. Was muß nun aus ihm werden, wenn er ſich nach Griechen und Römer bilden will! Alle ihre Gedichte ſind Copien der Natur, warum wollen wir uns gewöhnen, Copien von Copien zu machen, und nicht nach Originalen zeichnen?

R. Ihre Meynung hat viel für ſich. Ich beſorge aber, wir würden alsdenn ſehr wenige Dichter bekommen.

J. Wohl wahr! Was ſchadets aber? Wenn ein Land wie Deutſchland iſt, in einem Jahrhunderte, nur vier wirklich originelle Dichter hervorbringt, ſind dieſe nicht hinlänglich, den Geſchmack der Nation zu verfeinern, ihre Geſinnung zu veredeln, und ihr Liebe zu dem, was ſchön, groß, und Edel iſt, einzuflößen? und dieſe, wenn ſie durch den Anblick der Natur, und der großen Begebenheiten der gegenwärtigen Welt begeiſtert wären, würden gewiß für unſere Religion, Sitten und Nationalcharakter paſſender dichten, als wenn ſie ihre Ideen, aus den, mehrentheils ſchlüpfrigen, Werken der Griechen und Römer geſchöpfet hätten.

R. Ich glaube aber doch, daß das Leſen der Alten, ſchon manches dichteriſche Talent entwickelt habe, welches ohne dieſes immer ohne Entwickelung würde geblieben ſeyn.

J. Wohl wahr! ſo wie es den Wolluſttrieb entwickelt, und ihn eher zur Reife bringt, als die Kräfte der Natur es verlangen. Das Entwickeln des Dichteriſchen Talents und des Wolluſttriebs, durch Lectüre, ſcheint mir eines ſo ſchädlich als das andere zu ſeyn. Dieſes macht kraftloſe Menſchen, jenes kraftloſe Dichter. Wo wahres Dichtertalent iſt, da äuſſert es ſich von ſelbſt, und eine kleine Veranlaſſung, iſt vermögend, es in Feuer und Thätigkeit zu ſetzen.

R. Ich muß Ihnen ſagen, daß ich lange ſo einen paradoxen Mann nicht gefunden habe, als Sie ſind.

J. Mögen doch meine Meynungen paradox seyn, wenn ſie nur wahr ſind! Mir wenigſtens ſind ſie ſehr wahr. So lange der Geiſt des Heidenthums noch unſere Dichter begeiſtert ſo lange er noch aus ihnen Lieder ſingt, die die Grundſätze verhöhnen, die von unſern Kanzeln geprediget werden, und in unſern Sittenlehren ſtehen, ſo lange wird die Wirkſamkeit des Geiſtes des Chriſtenthums ſich in den menſchlichen Handlungen nur ſehr ſchwach äuſſern, ſo lange wird der gröſſere Theil der Chriſten immer unſerm Poſtillon gleichen,. der eine andere Sittenlehre für die Kirche, eine andere für den Poſtwagen hat.

R. Und der hat doch ſchwerlich den Anakreon oder Ovid geleſen?

J. Ich glaube, Sie ſind ein Recenſent?

R. Könnte wohl ſeyn. Aber wie kommen Sie anf dieſen Gedanken.

J. Weil ſie mit dem gewöhnlichen Kunſtgriffe vieler Recenſenten ſo bekannt ſind; die Gründe des Verf. unberührt, und unbeantwortet zu laſſen, und nun durch einen Spaß, oder durch eine unerwartete Frage ſeine ganze, mit vielen Gründen unterſtützte, Behauptung, lächerlich zu machen.

R. Dieſe Frage kann Ihnen gar nicht unerwartet ſeyn, ſie iſt ja ganz natürlich. Sie behaupten, der Grund, warum die mehreſten Chriſten eine andere Religion für die Kirche, eine andere für das tägliche Leben haben, läge in dem Leſen der Dichter, vorzüglich der Griechen und Römer. Sie führen zum Exempel den Poſtillon an. Habe ich nun nicht ein Recht zu fragen, ob dieſer wohl Griechen und Römer geleſen habe?

I. Sie haben wirklich viel Talent zum Recenſenten, ſie verſiehen auch die Kunſt, mir eine Meynung beyzulegen, die ich gar nicht für die Meinige erkenne. Ich habe nicht geſagt, daß, um den Lehrſätzen des Chriſtenthums mehr Einfluß auf das Leben zu verſchaffen, es hinlänglich ſey, das Leſen der Griechen und Römer in den Schulen einzuſchränken, ſondern, daß dazu eine totale Schulreformation erfordert werde. Den Poſtillon habe ich nicht als Exempel von der Schädlichkeit des Leſens der Dichter, ſondern als Exempel von einem Manne angeführt, der eine andere Religion für die Kirche, eine andere für

Poſtwagen, oder ſeine täglichen Verhältniſſe hat. Von der totalen Reformation der Schulen, die ich ſo ſehr wünſche, habe ich Ihnen nur den Anfang erzählt. Erlaubte es die Zeit, ſo würde ich Ihnen leicht zeigen können, daß in den niedern Schulen, wo unſer Poſtillion gebildet wurde, wo Ovid und Anakreon ſo unbekannte Namen, als Paris und Warſchau ſind, daß da nicht der Geiſt, ſondern das caput mortuum des Chriſtenthums vorgetragen werde, und daß es daher ſehr leicht zu erklären ſey, woher die zweyerley Religionen des Poſtillons kommen. Wir ſtehen itzo an dem Thore von Grünau, haben Sie die Güte, bey mir einzuſprechen, und mich Ihres Umgangs genieſſen zu laſſen: ſo hoffe ich im Stande zu ſeyn, Ihnen die unmittelbaren Quellen zu zeigen, aus denen die zweyerley Religionen des Poſtillons entſprungen ſind. Mein Zureden war aber umſonſt. Nothwendige Geſchäfte, die er in Grünau zu beſorgen hatte, machten es ihm unmöglich, meine Einladung anzunehmen.

Die Bekanntſchaft mit dieſem lieben Manne, hat mir viele Freude gemacht. Meine Unterterredung mit ihm, habe ich dir deswegen überſchrieben, weil ich dich lieb habe, mich gern mit dir unterhalte, und du an dergleichen Unterredungen bereits gewöhnt biſt.

Ich bin, mit der herzlichſten Liebe,

Dein

Freund
Rollow.

Vierzehnter Brief.

Caroline Menzerin an die Hofräthin Namur.

Kolchis,
den 30ſten März.

Beſte Schweſter!

Sonſt heißt es: immer etwas Neues, und ſelten etwas Gutes! Dießmal findet aber eine Aus-

Aufnahme ſtatt. Ich ſchreibe dir etwas Neues, aber auch etwas Gutes.

Vorige Woche kam der ehemalige Hofmeiſter des Herrn von Carlsberg, der itzige Superintendent zu Carmin, Wenzel, um meiner Prinzeſſin aufzuwarten. Da dieſe noch nicht angekleidet war, ſo mußte ich ihn einige Zeit im Vorzimmer unterhalten.

Ob ich nun gleich am Hofe ziemlich gelernt habe, Perſonen von allerley Stande zu unterhalten, und das Geſpräch auf Dinge zu lenken, die Stof zur Unterredung geben, ſo wollte es mir doch diesmal nicht gelingen.

Der Anblick dieſes Mannes, ſein freyer, offner Blick, die Geſundheit, die ſeine Wangen röthete, ſein ſchlanker Wuchs, ſein natürliches, ungezwungnes Benehmen — das alles ſetzte mich in eine Verwirrung, die er nothwendig bemerken mußte.

Ich bedaure, ſagte ich endlich, daß Sie ſo lange im Vorzimmer warten müſſen.

Wenn man angenehme Geſellſchaft hat, war ſeine Antwort, ſo befindet man ſich allenthalben wohl!

Das Blut trat mir ans Herz und ins Geſicht, und es war mir unmöglich ein ſchickliches Gegencompliment zu finden.

Wir ſahen einander an, und er ſchien ſo verlegen als ich zu ſeyn. Einmal über das andere ſah ich nach der Thür, er that ein Gleiches, und ich wünſchte nichts mehr, als daß ſie ſich öffnen und meine Verlegenheit endigen möchte.

Sie öffnete ſich aber nicht, Sie ſind, ſagte ich endlich, der Erzieher des Herrn **von Carlsberg**?

E. Ja ich bin einige Zeit ſein Geſellſchafter geweſen.

J. Wer ihn kennt muß nothwendig eine vortheilhafte Meynung von ſeinem Erzieher bekommen!

E. Das Gute, das er an ſich hat, iſt wohl vorzüglich auf Rechnung ſeines geraden Verſtandes und ſeiner natürlichen Herzensgüte zuzuſchreiben. Iſt er Ihnen bekannt?

J. Durch ſeine Henriette, die meine Freundin iſt.

E. (erröthend) Alſo habe ich wohl die Ehre Mademoiſelle Menzer zu ſprechen?

J. Beantwortete die Frage mit einer ſtummen Verbeugung.

Er faßte darauf meine Hand, verſicherte, daß er ſchon lange, ohne mich perſönlich zu kennen, mich geſchätzt habe, u. ſ. w. Die Rede kam bald auf meinen Rollow, und ſo war unſer beyder Verlegenheit mit einemmale geendigt. Er hatte Gelegenheit mich zu bedauern, und von ſeiner Theilnehmung zu verſichern, und ich trocknete die Thränen ab, die meinen Augen entfloſſen, und hatte ſo Veranlaſſung mein Geſicht unter das Schnupftuch zu verbergen.

Da das Geſpräch am lebhafteſten war, wurde er zur Prinzeſſinn gerufen, und ich — trat gedankenvoll an das Fenſter.

Ende des erſten Aufzugs.

Gedankenvoll gieng ich den ganzen Tag umher, und alles was ich anfieng mislang mir. Meine Verwirrung entgieng der Aufmerkſamkeit der Prinzeſſinn nicht. Auf alle ihre Fragen bekam ſie kurze Antworten, und ich ſelbſt war auſſer Stande ein Geſpräch anzufangen. Ohne zu thun, als wenn ſie dieß bemerkte, gieng ſie an ihren Schreibetiſch, nahm ein Buch, und ſetzte ſich, als wenn ſie leſen wollte. Das war mir eben recht, weil ich nun glaubte, hinlängliche Muſe zu haben, meinen Gedanken nachzuhängen.

Ich Thörinn hätte aber leicht denken können, daß dieß alles nichts als Maske ſey, unter der ſie mich beobachten wollte. Sie war es wirklich. Den Kopf in die Hand geſtützt, ſahe ſie über das Buch weg, und beobachtete alle meine Mienen. Da ſie nun merkte, daß ich den höchſten Grad von Beſchaulichkeit erreicht hätte, rief ſie mir heftig zu: Caroline!

Ich fuhr zuſammen und ſagte: Ihro Durchlaucht!

Pr. Sag! was denkſt du itzo?

I. Ich? denken? Ich weiß nicht, was ich ſollte gedacht haben! ich ſaß in Gedanken.

Pr. In Gedanken ſaßt du — und — dachteſt nichts? Siehſt du Mädchen, was du für verworren Zeug redeſt? das iſt nun den ganzen halben Tag ſo gegangen! Immer biſt du nicht bey dir ſelber geweſen! Ich will nun ſchlechterdings, daß du gegen mich nicht zurückhaltend ſeyn ſollſt! Ich bin deine Freundinn, das weiſt du! ich bin verſchwiegen, das haſt du erfahren! Habe ich wohl je etwas weiter geſagt, von deinen Geheimniſſen? Habe ich dich deiner Schwachheiten wegen, je indiſcret behandelt?

J. Mehr als zu diſcret, gnädigſte Prinzeſſin! ich bitte unterthänigſt, daß Sie doch die Gnade haben, und dieſe Diſcretion mich ferner genießen laſſen.

Pr. Aus welchem Grunde zweifelſt du daran?

J. Ich bitte unterthänigſt! was iſt Ihnen damit gedient, wenn Sie die Schwachheiten, eines albernen Mädchens erfahren. Was nützt es Ihnen mich zu beſchämen? wie reimt ſich das Beſchämen eines armen Mädchens, zu der Diſcretion, die ein Hauptzug in Ihrem vortreflichen Charakter iſt?

Pr. Wunderliches Mädchen! habe ich dich je beſchämt? Ich will ja deine Gedanken aus keinem andern Grunde wiſſen, als, um dir helfen und rathen zu können!

J. Ich bin trübſinnig Ihro Durchlaucht! den Grund davon weiß ich ſelbſt nicht. Vermuthlich liegt er in meinem Blute.

Pr. Ich glaube es ſelbſt, du ſcheinſt ſehr vollblütig zu ſeyn. Vielleicht haſt du auch heute einen kleinen Zufall gehabt, der dein Blut in Wallung brachte. He! Mädchen habe ich es errathen?

J. Ich wurde blutroth, ſchwieg und antwortete mit Thränen.

Pr. Iſt's nicht wahr daß ich auf den rechten Grund gekommen bin? Und nun — Punktum! ich ſage kein Wort weiter. Aber! aber! wenn ich deine Freundinn bleiben ſoll: ſo erwarte ich, daß du dich morgen mir ganz entdeckeſt. Denn wozu hilft dir die Verſtellung? ich dächte du merkteſt ſchon, daß ich ſo ziemlich in dein Herz geblickt hätte!

J. Haben Ihro Durchlaucht wirklich hinein geblickt, ſo werden Sie ohne Zweifel geſehen haben, wie viel das arme Herz leide. Und einem betrübten Herzen — ſoll man nicht mehr Leides machen.

Pr. Das haſt du von mir nicht zu beſorgen. Ich überlaſſe dich deinen Gedanken, und leſe nunmehr ernſtlich. (Sie wendete ſich um, und kehrte mir den Rücken zu).

So wurde der Reſt des Tags vollbracht, ohne daß weiter eine Unterredung vorfiel. Ich legte mich zu Bette und freuete mich auf die Ruhe, die ich hier finden würde. Aber — leider fand ich ſie nicht. Meine Einbildungskraft war zu lebhaft, als daß es mir möglich geweſen wäre, ſie zu beruhigen. Immer ſtund der liebe, geſunde, brave, helldenkende, Erzieher Carlsbergs vor mir. Schon war ich ihm geneigt, wenn Henriette mir die herrlichen Grundſätze erzählte, die er ihrem Carl beygebracht hatte. Aber da ich ihn ſelbſt ſahe — den offenſten, rechtſchaffenſten, ungezwungenſten, geſundeſten Mann ſelbſt ſahe: da verwandelte ſich plötzlich meine Zuneigung in Liebe.

Ja ich fühlte es — ich liebte ihn, und wußte nicht ob er mich wieder lieben, ob er je der Meinige werden würde. Dieß verurſachte mir eine unbeſchreibliche Unruhe, die mir allen Schlaf raubte. Wohl hundert Entwürfe giengen durch meinen Kopf, die ich aber alle wieder verwarf. Endlich ſetzte ſich doch einer feſte. Du willſt, dachte ich, eine Correſpondenz mit ihm anfangen. Dieſer Einfall ſchien mir ſo vortrefflich, daß ich die erwünſchteſten Wirkungen davon erwartete. Dieß beruhigte mein Gemüth, und machte mich fähig, etwa eine Stunde lang, einen erquickenden Schlaf zu genießen.

Erwachen, Aufſtehen, ein Licht anzünden, und einen Brief ſchreiben — das war eins.

Der Inhalt davon war, daß ich Carlsbergen lobte, ihm als ſeinem Erzieher viel ſchmeichelhaftes ſagte, und ihn bat, Carlsbergen an ſein Verſprechen, nach der Verbindung mit Henrietten, mich zu ſich zu nehmen, zu erinnern. Ich wäre, ſetzte ich hinzu, des Hoflebens überdrüßig, und ſehnte mich ſehr, bey Menſchen zu leben, die nach richtigen Grundſätzen handelten, und dieſe glaubte ich gewiß in einer Familie zu finden, wo ſeine Grundſätze befolgt würden. Mit der aufrichtigſten Hochachtung, ſetzte ich hinzu, bin ich bis in den Tod Ihre, Verehrerinn N. N. Punktum!

Wie froh war ich, da dieſer Brief geendigt war! Ich trat an das Fenſter und ſahe den Aufgang der Sonne, ſetzte mich an das Clavier, ſpielte und ſang dazu:

Sey mir gegrüßt! zu meines Gottes Ehre,
Du, ſeiner Schöpfung Königin!
Steig auf, und geuß, aus deinem Flammenmeere,
Erſtaunen vor dir hin!

Zweymal, und mit beſonderer Rührung, ſang ich den Vers:

Auch mir, wenn ich in Kummer aufwärts blicke,
Weil ſeine Weg ich nicht verſteh,
Geuß Heiterkeit ins kranke Herz und ſchicke,
Mir Kraft, daß ich beſteh!

Und nun ſetzte ich mich wieder, um den Brief zu couvertiren, zuvor las ich ihn aber noch einmal durch. Dann ſank ich auf das Canapee und folgende Gedanken giengen durch meine Seele: „Er müßte blind ſeyn, wenn er nicht merken wollte, daß du ihn liebteſt — deſto beſſer für mich, deswegen ſchrieb ich ja den Brief. Wenn er mich nun auch liebt, ſo komme ich ihm auf halbem Wege entgegen — Er liebt mich gewiß

wiß — er drückte mir ja die Hand, und wurde roth, wann er mir in die Augen ſahe! Aber — wenn er mich wirklich liebt, ſo habe ich ja nicht nöthig, ihm auf halbem Wege entgegen zu kommen. Wenn er mich aber nicht liebte — wenn ſein Herz ſchon nicht mehr ihm zugehörte — was wollte ich dann thun? Meine ganze Blöße hätte ich ihm gezeigt?“

Heftig ſprang ich auf, trat wieder an das Fenſter, ſahe hinaus, ſahe nicht mehr, weil ich ganz in mich ſelbſt gekehrt war, dann nahm ich meinen Brief, las ihn nochmals durch, und zündete ihn an dem Lichte an, das ich in meiner Gedankenloſigkeit hatte brennen laſſen.

Nun trat ich wieder an das Fenſter, überließ mich meinen Gedanken, und faßte den Entſchluß: du willſt, es koſte was es wolle, deine Liebe beherrſchen, und zu unterdrücken ſuchen.

Dank ſey für dieſen Entſchluß meinem guten Rollow geſagt. „Da es nun einmal, pflegte er mir oft zu ſagen, das Schickſal der Mädchen iſt, daß ſie nicht wählen dürfen, ſondern ſich müſſen wählen laſſen, und, bey dem großen

Sittenverderben unſerer Zeit, von zehen Mädchen kaum eines das Glück hat von einem Manne gewählt zu werden, zu dem es eine herzliche Zuneigung empfindet: ſo muß das erſte und ernſtlichſte Beſtreben eines Mädchens ſeyn, die Herrſchaft über ihr Herz zu behaupten, und die Eindrücke bald wieder zu vertilgen, die liebenswürdige Mannsperſonen auf daſſelbe gemacht haben. Es iſt ſchwer aber ſchlechterdings nöthig. Die Liebe iſt der gefährlichſte Wurm, der an der Zufriedenheit der weiblichen Seelen, vorzüglich ſanfter, gefühlvoller, weiblicher Seelen nagt, und ſie bey den mehreſten gänzlich zerſtört. Man muß nothwendig entbehren lernen, was man nicht haben kann, wenn man ſich ſein Leben nicht zur Hölle machen will."

Dieß iſt einer von den herrlichen Sprüchen, die ich von den Lippen, die itzt verweſen, hörte und in ein eignes Buch zuſammentrug.

Ich überlas dieſen Spruch einigemal, überdachte ihn, und fühlte ſeine Kraft. Rollows Geiſt ſchien mit mir zu ſprechen, und ſich zu meinen Schutzengel anzubieten.

Itzo rief mich der Schall des Glöckchens in das Zimmer meiner Prinzeſſinn.

Ende des andern Aufzugs.

Ich wünſchte ihr den guten Morgen, mit heiterm Blicke, aber meine Augen waren noch vom Weinen geſchwollen.

Pr. So heiter Caroline?

J. Recht heiter gnädigſte Prinzeſſinn!

Pr. Wenn nur deine Augen dich nicht widerlegten. Iſts nicht wahr, du haſt geweint?

J. Heftig geweint aber, wie ich hoffe, ausgeweint.

Pr. Seht doch die Heldin! Sag mir aber doch, was hältſt du denn von dem Herrn Superintendent Wenzel? der Mann hat mir gefallen, Er hat ſo etwas Angenehmes in ſeiner Bildung, ſeinem Umgange, ſpricht ſo vernünftig —

J. Ihro Durchlaucht verſprachen mir ja geſtern, Sie wollten mich discret behandeln. Iſt es denn aber discret, wenn man die Wunde aufreißt, die eben iſt geheilet worden?

Pr. Du ſprichſt räthſelhaft. Laß uns ohne Metapher reden! Iſts nicht wahr, du haſt dich in den Superintendenten verliebt?

J. Verdiene ich deswegen Vorwürfe?

Pr. Daß du mir ja kein gerades Ja ſagſt! wie kannſt du von mir Vorwürfe erwarten, da ich, meines Standes ohngeachtet, ſo gut ein Mädchen bin, als du. Habe ich dir nicht meine eigene Schwachheit geſtanden? Aber, nun beantworte mir noch eine andere Frage! glaubſt du, daß du von ihm geliebt werdeſt?

J. (ſeufzend) das iſt eben mein Leiden! bald glaube ich es, bald glaube ich es nicht!

Pr. Wenn du es nicht gewiß weißt, ſo biſt du in einer ſehr traurigen Lage. Mädchen! Mädchen! ſey auf dein Herz aufmerkſam! itzo iſt es noch Zeit!

J. (das Buch herausziehend, in dem Rollows Spruch ſtand) Hier Ihro Durchlaucht, iſt das Recept, das mein verwundetes Herz aus dem Grunde heilen wird.

Pr. Das Recept iſt vortreflich! wer aber Gebrauch davon machen will, muß eine ſtarke

Natur haben! traueſt du dir wohl ſo viel Stärke zu?

J. Nicht ganz! was ich aber nicht habe, das will ich mir zu erwerben ſuchen!

Pr. Gutes Mädchen! dein Rollow muß ein herrlicher Mann geweſen ſeyn, weil er dir ſo viel Feſtigkeit des Charakters zu verſchaffen gewußt hat! Es iſt aber wohl billig, daß ich noch das Meinige zum glücklichen Ausgange der Cur mit beytrage. Eine Bewegung ſollte dir wohl nicht undienlich ſeyn. Haſt du Luſt eine Spatzierfahrt zu machen?

Ich küßte Ihre Hand, und bekam den Auftrag Pferde und Wagen beſtellen zu laſſen.

Gegen zehn Uhr reiſten wir ab nach Ripsdorf, einen Ort, wo die hieſigen Einwohner, vom Hofmarſchalle an, bis auf den geringſten Handwerker, ſich zu zerſtreuen pflegen.

Dießmal war das Wirthshaus ganz leer, und wir trafen daſelbſt niemanden, als einen Franzoſen an, der eben mit Extrapoſt angekommen war. Er bat ſich die Erlaubniß aus, in unſerer Geſellſchaft ſpeiſen zu dürfen, die ihm auch von der Prinzeſſinn zugeſtanden wurde.

Die Prinzeſſinn hatte den Einfall, ſie wollte mich für ihre Schweſter, und uns beyde für Töchter eines Banquier ausgeben.

Da die Tafel gedeckt war, und er ſich nach unſern Namen erkundigt hatte: ſagte er, jeder von uns, franzöſiſch, ungemein viele Schmeicheleyen.

Da die Suppe aufgetragen wurde, ſpann ſich unter uns ein franzöſiſches Geſpräch an, das ich dir, ſo gut ich es gemerkt habe, gleich in der Ueberſetzung hinſchreiben will.

Pr. Sie ſind alſo ein Franzoſe von Geburt?

Fr. Zu dienen! Ich bin aus der Hauptſtadt von Frankreich, aus Paris ſelbſt, gebürtig. Mein Name iſt du Sapin.

J. Vermuthlich reiſen Sie in Handlungsgeſchäften?

Fr. Ich bitte um Verzeihung! der Kaufmannsſtand iſt mir freilich immer der wichtigſte geweſen, und ich muß Ihnen geſtehen, daß ich immer den mehreſten Geſchmack bey den Töchtern und Weibern der Kaufleute gefunden habe. —

Pr. Viel Ehre für uns!

Fr. Ich bin aber eigentlich ein Gelehrter, und von dem Fürſten zu Meluſina an ſeinen Hof, mit einer Beſoldung von 4000 Livres, berufen worden.

Pr. Darf ich wiſſen, zu welcher Abſicht?

Fr. Die Aufklärung in ſeinem Lande zu befördern.

Pr. Ich zweifle nicht, daß Sie der Mann dazu ſind, von dem ein Land Aufklärung erwarten darf. Wenn ich aber meine Meynung aufrichtig ſagen ſoll, ſo dünkt mir es doch ſchicklicher, wenn man Deutſchland durch Deutſche aufklären ließe. Der Deutſche kennt immer beſſer den Charakter, die phyſiſchen, politiſchen und moraliſchen, Bedürfniſſe ſeiner Nation, als der Ausländer. Ich beſorge, Sie werden Ihre Maximen mit eben ſo wenigem Glücke bey uns verbreiten, als wenn ſie ihre Orangenbäume aus der Provence, in das Fürſtenthum Meluſina verpflanzen wollten.

Fr. Ihre Nation ſcheint doch aber das Bedürfniß zu fühlen, Aufklärung von uns, beſonders von der Hauptſtadt kommen zu laſſen. Sie thun uns doch die Ehre an, daß Sie ſich nach uns bilden; ihre Höfe, ihr Adel haben die deutſche Sprache aus ihren Cirkeln verbannt, und ſprechen die unſrige; Ihre Kleidung formen ſie nach der unſrigen, und in Ihrer Etiquette bilden ſie ſich nach uns. Es iſt wahr, bey den mehreſten geht es etwas langſam, und der Deutſche ſchimmert noch immer durch, ſo ſorgfältig er ſich auch zu verbergen ſucht. Unterdeſſen kann ich doch rühmen, daß ich auf meiner Reiſe verſchiedene Perſonen vom Stande geſprochen habe, die ſich ſo glücklich nach uns gebildet hatten, daß man ſie für geborne Franzoſen hätte halten ſollen.

Pr. Wohl ihnen! So weit werden wir beyden es niemals bringen.

Fr. Sie, meine Schönen? Sie? ich getraue mir zu behaupten, daß, wenn Sie ſich nur ſechs Monathe in Paris aufhielten, für die vollkommenſten Franzöſinnen paſſiren würden!

Pr. Sie urtheilen ſehr gütig! ob Sie eben ſo richtig urtheilen? darüber ließe ſich dann erſt entſcheiden, wann wir ſechs Monate in Paris

ris geweſen wären. Wann Sie aber an das wichtige Werk, meine Landsleute aufzuklären, die Hand legen, womit werden Sie wohl anfangen?

Fr. Womit? das iſt nun gleichviel. Wahrſcheinlich werde ich den Anfang mit Verbeſſerung der Finanzen machen.

Pr. Dadurch wird ohne Zweifel der Fürſt viel gewinnen.

Fr. Unglaublich viel! Im erſten Jahre muß, nach einer mäßigen Berechnung, ſeine Einnahme ſich auf 50000 Thl. vermehren.

Pr. Um 50000 Thlr.? das iſt ja erſtaunlich! Wie glücklich iſt ein Land zu preiſen, das einer ſolchen Aufklärung genießt! Darf ich wohl das Geheimniß wiſſen?

Fr. Ein Geheimniß iſt es freilich, aber wie ſollte es mir möglich ſeyn, gegen ſolche ſchöne Seelen ein Geheimniß zu haben! Mein ganzes Geheimniß iſt die Verpachtung.

J. Die Verpachtung? und was wollen Sie denn verpachten? Der Fürſt von Meluſina hat, ſoviel ich weiß, ſchon Pachter auf allen ſeinen Domainen.

Pr. Auf den Domainen! gut! aber iſt denn der Toback, der Wein, der Kaffee, das Salz verpachtet?

J. Freylich nicht, ſo etwas iſt in Deutſchland unerhört.

Fr. Das muß wohl ſeyn, ſonſt würden die Deutſchen Fürſten uns nicht zu ſich berufen.

Pr. Ich beſorge nur, daß ihre Verpachtung bey uns nicht fortkommen werde. Der Deutſche iſt ein freyer Mann. Er zahlt wohl gern, was dem Fürſten zukommt, aber, wenn ihm neue Laſten ſollen aufgelegt werden! ſo ſträubt er ſich.

Fr. Aha! Das Sträuben wollen wir ihm ſchon abgewöhnen! Ich will dem Fürſten ſchon Anſchläge geben, ſeine Unterthanen zu dreſſiren, die wirkſam ſeyn ſollen.

Pr. Ich glaube doch nicht, daß Sie es durchſetzen werden. Bey uns ſind keine Galeeren, auf die man den Unterthan, ſo wie in Frankreich gewöhnlich iſt, ſchmieden könnte, wenn er das Salz nicht von Pächtern nimmt.

Fr. Thut nichts! Sie haben doch Polizeyhäuſer, Zuchthäuſer, Schanzarbeit, oder ſo etwas, das die Stelle der Galeere vertreten kann.

Pr. Wenn Sie es aber wirklich dahin brächten, daß der Unterthan, der, um etliche Groſchen zu erſparen, eine Metze Salz durch einen verbotenen Weg ſich zu verſchaffen ſuchte, wie ein Dieb an die Karre geſchloſſen würde, was haben Sie damit ausgerichtet? Dem Fürſten, die Liebe, die Treue ſeiner Unterthanen geraubt — ein Gut, das weder 50000, noch eine Million, jährliche Einkünfte erſetzen können.

Fr. Dafür laſſen Sie mich ſorgen! Das junge Pferd bäumt ſich auch und ſchlägt, wenn man ihm den Zaum das erſtemal anlegt, nach und nach gewöhnt es ſich aber doch daran, und liebt den Reuter, der ihm die Spornen in die Seite ſetzt.

Pr. Aber ein Unterthan iſt kein Pferd. Ihre Vorſchläge mögen vortrefflich ſeyn, für Franzoſen, ich will ſie gar nicht tadeln, aber unſere Deutſchen Köpfe ſind noch nicht ſo weit, daß ſie für ſo etwas Sinn hätten. Unſere Finanziers, ſuchen den Unterthan reich zu machen, befördern den Ackerbau, die Viehzucht, die Fabriken, unterſtützen den Handwerker, Künſtler und Gelehrten, und glauben, wenn der Unterthan reich wäre, ſo wäre es auch der Fürſt. Sie glauben auch, daß neue Verpachtungen, Accisen, Zölle, weiter nichts, als Schröpfköpfe wären, wodurch den Unterthanen das Mark ausgeſogen würde.

Fr. Laſſen Sie mich aber nur einige Jahre wirken, dann ſoll alles umgeſtimmt werden. In Anſehung der Finanzwiſſenſchaft, das können Sie mir doch nicht ableugnen, behält Frankreich immer die Oberhand.

Pr. Ich als ein Mädchen bin nicht im Stande, darüber zu urtheilen. Ich beurtheile immer den Baum nach ſeinen Früchten.

Fr. (Indem er meiner Prinzeſſin die Hand küßte) O vortrefflich! und die Früchte unſerer Finanzwirthſchaft wären?

Pr. Entſetzliche Armuth des Bauers! Ihre Bauern ſind Bettler, die ſich freuen, wenn ſie genug Brod, Zwiebeln und Knoblauch haben.

Fr. Ich bitte um Verzeihung. Der allerchriſtlichſte König hat verſichert, daß er nicht eher ruhen wolle, bis jeder ſeiner Unterthanen, wenigſtens einmal die Woche Fleich genieſſen könne.

Pr. Dieß macht Ihrem guten Könige, den ich herzlich hochſchätze, Ehre. Ich muß Ihnen aber ſagen, daß dieſe Glückſeligkeit, die in Ihren Augen ſo großen Werth hat, die deutſchen Unterthanen ſchon lange genoſſen haben. Gehen Sie zu unſern deutſchen Bauern, und ſie werden ihre Feuermauern mehrentheils mit Schinken und Würſten angefüllt finden. Wenigſtens zweymal wöchentlich genieſſen Deutſche Unterthanen Fleiſch. In Provinzen müßte vielleicht eine Ausnahme ſtatt finden, wo die Auflagen übertrieben ſind, und durch neue Acciſen und Zölle des Unterthanen Mark ausgeſogen wird.

Fr. Verzeihen Sie mir! Ich glaube, wenn der Vater Geld hat, ſo haben es auch die Kinder. Und der Vater des Landes bleibt doch immer der Fürſt.

Pr. Vielleicht lieſſe ſich noch etwas gegen dieſen Satz einwenden. Vielleicht könnte ich ihn umkehren, und behaupten, wenn die Kinder Geld haben, ſo hat es auch der Vater. Aber wir ſind ja hier nicht zuſammen, um uns zu ſtreiten, ſondern, um uns zu vergnügen. Alſo gebe ich Ihnen Ihren Satz zu. Iſt denn Frankreichs Vater aber ſo ſehr reich? Die Beſten unſerer deutſchen Fürſten haben itzo ihre Schatzkammern gefüllt, und Ihr, gewiß ſehr guter, König, iſt in die traurige Nothwendigkeit geſetzt, mit jedem Jahre mehrere Schulden zu machen.

Fr. Ich bitte um Verzeihung! unſere königliche Familie ſchränkt ſich itzo ſehr ein. Dieſer Vorwurf möchte alſo wohl wegfallen.

Pr. Dieſe Einſchränkung bringt ihr wahre Ehre. Ich muß Ihnen aber ſagen, daß ſich die beſten unſerer deutſchen Fürſten, ſchon ſeit Friedrichs des Einzigen Regierung, ſehr eingeſchränkt haben. Sie ſcheinen verdrüßlich zu werden. Laſſen Sie uns alſo abſtrahiren. Vermuthlich werden Sie auch die Geſetzgebung in Meluſina verbeſſern?

Fr. Nothwendig! Die Geſetzgebung iſt, nach meiner Ueberzeugung, der Grundſtein, auf dem die Glückſeligkeit eines Staats beruht.

Pr. Vortrefflich! Nur bitte ich, daß Sie alsdann die Gerechtigkeit nicht aus den Augen ſetzen.

Fr. Wie kommen Sie zu dieſer Bitte?

Pr. Deswegen, weil bisher in Frankreich, das müſſen Sie mir doch ſchlechterdings zugeſtehen, ſo viele unſchuldige Perſonen jährlich auf die Galeeren geſchmiedet, gehängt, geköpft und getödtet wurden.

Fr. (erblaſſend) Es iſt alles itzo abgeſchaft. Der allerchriſtlichſte König hat Befehl gegeben, daß nicht eher, als vier Wochen nach der Ausfertigung, ein Todesurtheil vollſtreckt, und wegen kleines Hausdiebſtahls niemand mehr am Leben beſtraft werden ſolle.

Pr. Das bringt ihrem guten Könige wieder Ehre. Bey uns iſt es aber ſchon ſeit Jahrhunderten Sitte geweſen, daß man den Werth des menſchlichen Lebens ſchätzt, daß man nur Mord, Straßenraub, Mordbrennerey, und andere dergleichen grobe Verbrechen, mit dem Leben ſtraft, und das nicht ſogleich, als jemand eines ſolchen Verbrechens wegen iſt angeklagt worden, ſondern dann erſt, nach dem ihn zwey Univerſitäten das Leben abgeſprochen haben.

Vermuthlich wird auch die Religion eine Veränderung erdulden müſſen?

Fr. Allerdings!

Pr. Da will ich nur ſehr bitten, daß Sie uns unſere Toleranz laſſen.

Fr. Wie können Sie das Gegentheil beſorgen! Iſt unſere Nation nicht tolerant genug?

Pr. Ihre Nation tolerant?

Fr. Nu? zweifeln Sie etwa daran?

Pr. Eine Nation, bey der die Bluthochzeit celebrirt wurde, die die Prediger, die nicht zur herrſchenden Kirche ſich bekennten, hängen, und auf die Galeeren ſchmieden ließ, die die beſten und treuſten Mitbürger zwang, das geliebte Vaterland zu verlaſſen, die ſollte tolerant ſeyn? Um Vergebung! Was nennen Sie denn intolerant, wenn dieß Toleranz ſeyn ſoll?

Fr. Das ſind ja Sachen aus den vorigen Jahrhunderten. Sie müſſen die Nation nur beurtheilen, wie ſie itzo iſt.

Pr. Und wie iſt ſie denn itzo? ich bitte ſie!

Fr. Tolerant! höchſt tolerant! Haben Sie das Edikt nicht geleſen, das der allerchriſtſte König zum Beſten der Nichtkatholiken hat ergehen laſſen?

Pr. Ich habe es geleſen.

Fr. Nu! und zweifeln noch daran, daß unſere Nation tolerant ſey?

Pr. Weniger intolerant ſey als ſonſt, wollen Sie ſagen, wir Deutſche lieben die Beſtimmtheit ſehr.

Fr. Wie es ſcheint, auch das Beleidigende. Wo iſt bey dem Edikte nur ein Zug von Intoleranz?

Pr. Erſtlich, daß ihr guter König ſo viele Mühe hatte, es durchzuſetzen, zweytens, daß die Religionsfreyheit der Nichtkatholiken doch noch ſo ſehr eingeſchränkt iſt.

Fr. Aber ich bitte Sie, bedenken Sie doch, daß die Geſtattung der Religionsfreyheit, für ſolche, die ſich nicht zur herrſchenden Kirche bekennen, eine bloße Gnade ſey!

Pr. Eine Gnade? (laut lachend) eine Gnade? Herr du Sapin, wo verirren Sie ſich denn hin?

J. (eben ſo ſehr lachend) Eine Gnade? eine Gnade? (da mir das Geſpräch, das ich mit der Prinzeſſinn auf dem Wege nach Kolchis, über dieſen Punkt geführt hatte, noch im friſchen Andenken war: ſo war der Reiz zum Lachen bey mir außerordentlich ſtark; durch mein Lachen, wurde die Prinzeſſinn noch mehr dazu gereitzt; dieß gieng ſo weit, daß wir vom Tiſche aufſtehen, und dem Lachen freyen Lauf laſſen mußten. Eine Gnade! eine Gnade! rief bald die Prinzeſſinn, bald ich, und immer fiengen wir wieder von neuen an zu lachen).

Fr. (auch mit lachend) Es iſt mir lieb, daß ich Sie, meine Schönen, durch mein Geſpräch ſo ſehr aufgeheitert habe. Aber, ſagen Sie mir doch, ich bitte Sie, warum Sie es lächerlich finden, wenn ich die Toleranz ſolcher Menſchen, die ſich nicht zur herrſchenden Religion bekennen wollen, eine Gnade nenne?

Pr. (ſich ſammlend) wenn Sie es ja zu wiſſen verlangen; ſo will ich es Ihnen ſagen.

Vor hundert Jahren war es auch bey uns gewöhnlich, daß man es für eine große Gnade hielt, wann ein Fürſt es ſeinen Unterthanen erlaubte, das zu glauben, was ſie für wahr hielten. Itzo hält jeder aufgeklärte deutſche Fürſt es für Schuldigkeit. Von unaufgeklärten Fürſten, deren wir leider auch noch einige haben, rede ich nicht.

Fr. Bey dem allen ſehe ich aber nichts lächerliches.

Pr. Ich will es Ihnen ſagen! wenn ich dieß Urtheil aus dem Munde eines gewöhnlichen Mannes, der keine Prätenſionen hat, gehört hätte: ſo wäre es freilich nicht lächerlich. Aber aus dem Munde eines Mannes, der Nationen aufklären will — nun da iſt es doch unmöglich, es ohne Lachen anzuhören. Ein großer Theil unſerer Landsleute iſt doch in ſeinen Einſichten viel weiter vorgerückt.

Fr. Ich muß Ihnen ſagen, daß ich mit Religionsverbeſſerungen mich nicht gar viel abgeben werde.

Pr. Da thun Sie auch wohl! Ihre Landsleute ſcheinen unſerm Geſchlechte ſehr ergeben zu ſeyn. Vermuthlich bringen Sie auch für uns etwas mit?

Fr. Ihrem Geſchlechte mich gefällig zu machen, wird immer mein Hauptbeſtreben ſeyn, deswegen werde ich vorzüglich für die Verbeſſerung des Theaters ſorgen.

Pr. Des Theaters? Das iſt ja nicht blos für uns, ſondern eben ſo gut für die Mannsperſonen. Unterdeſſen glaube ich wirklich, daß Sie von dieſer Seite viel werden wirken können. Sie ſchätzen doch Moliere?

Fr. Verſteht ſich! Er wird noch lange das Muſter, nicht nur für Frankreich, ſondern für Europa bleiben.

Pr. Freylich! ſo lange man nicht ſelbſt über den Zweck der Schauſpiele nachdenkt. Laſſen Sie nur recht viele Schauſpiele a la Moliere aufführen! Was gilts, in wenigen Monathen wird ſich halb **Meluſina** nach ihrer Nation gebildet haben!

Fr. Das hoffe ich auch. Das Schauſpiel! das Schauſpiel! iſt gewiß immer das wirkſamſte Mittel, eine Nation aufzuklären.

Pr. Ganz gewiß iſt es das wirkſamſte Mittel, eine Nation von den Meynungen und Grundſätzen abzubringen, die ſie angenommen hatte. Wir Deutſchen glaubten z. E. bisher, das Geſinde müſſe ſeiner Herrſchaft gehorchen, die Kinder ihre Eltern ehren, und die Weiber ihren Männern treu ſeyn. Laſſen Sie aber nur erſt ein halb Jahr Schauſpiele a la Moliere aufführen, dann wird dieſe deutſche Grille, wenigſtens in Meluſina aufhören, dann wird dieſes deutſche Vorurtheil ſich bald verlieren. Wie verſtändlich ſind die Winke, die Moliere dem Geſinde, den Kindern, den Weibern giebt, ihre Herrſchaften, Eltern und Männer zu hintergehen, zu betrügen und lächerlich zu machen, ſie ſind ſo verſtändlich, daß man ein Klotz ſeyn müßte, wenn man ſie nicht verſtehen wollte.

Fr. Ja! Ja! Moliere wird allerdings noch lange Muſter bleiben.

Pr. In dieſer Rückſicht gewiß. Haben Sie denn aber nicht einen Plan zur Aufklärung unſers Geſchlechts? etwa eine neue Art von Friſur, Kopfputz, Schnürbrüſten, Pochen oder Schminken?

Fr. Sie ſpötteln! ſie ſpötteln! ich habe es lange gemerkt. Das können Sie mir doch aber nicht leugnen, daß unſere Nation in Erfindung ſolcher Sachen unerſchöpflich iſt.

Pr. Das gebe ich Ihnen, und mit mir jedes deutſche Frauenzimmer, zu. Sie haben damit auch einen unleugbaren Beweiß Ihrer Menſchenliebe gegeben, indem ſie uns die Mittel zeigten, alle unſere Gebrechen zu verbergen. Seit dem die Aufklärung aus Frankreich ſich über Deutſchland verbreitet, ſcheint alles menſchliche Elend aufzuhören. Der Kahlkopf bekommt Haare, der Graukopf verwandelt ſich in einen Jüngling, das durch Ausſchweifungen und Alter verwelkte Mädchen, fängt wieder an, aufzublühen, die bucklichten und hochſchultrigten werden gerade, und die unvollendeten, erlangen ihre natürliche Größe; das heiße ich doch Menſchenliebe und Aufklärung!

Fr. Sie haben vergeſſen, noch hinzuzuſetzen, daß durch unſere Erfindungen viele tauſend menſchliche Hände in Thätigkeit geſetzt werden.

Pr. Das iſt unleugbar. Die Deutſchen haben aber die Grille, bey den Geſchäfften der Menſchen zu fragen: wozu nützen ſie? ſie glauben, eine Hand die ſpinnt und webet, ſey nützlicher, als eine andere, die Kopfputz macht, friſirt, oder Schminke bereitet; der Mann, der Mehl macht, ſtiſte mehr Gutes, als der Mann, der Puder bereitet; die Kunſt, Seife zu verfertigen, ſey für die menſchliche Geſellſchaft wichtiger, als die Kunſt, Pomade zu bereiten. Wir haben auch die Kunſt, die Charten gut zu miſchen, und glauben, das Chartenſpiel beſchäftige wenigſtens eben ſo viele Hände, als alle die Künſte, die ich hier genennt habe.

Fr. Die Zeit iſt kurz, ich muß aufbrechen! Ich bekomme künftig jährlich 4000 Livr., die gönnen Sie mir doch, meine Schönen?

Pr. Ich von ganzem Herzen.

J. Und ich auch.

Fr. Nun wozu wollen wir uns denn ſtreiten? Friede! Friede! zur Verſiegelung des Friedens, einige Küſſe! (die Arme ausbreitend.)

Pr. (zurückſpringend) Küſſe?

Fr. O beſtes Mädchen! Engel! Warum ſind Sie ſo ſpröde?

Pr. Weil ich in Deutſchland erzogen bin.

Fr. Ich verſichere auf Ehre, daß ich ſchon viele deutſche Weiber und Mädchen geküſſet habe.

Pr. Vermuthlich ſolche, die ſich nach Ihnen bildeten. Das ächte deutſche Weib und Mädchen, erlaubt nur dem Manne, dem treuen Liebhaber, dem bewährten Freunde einen Kuß.

Fr. Und warum nicht jedem, der zu leben weiß?

Pr. Aus Beſorgniß, angeſteckt zu werden.

Fr. Das war zu deutſch! (unwillig fortgehend) Leben Sie wohl!

Pr. Sie auch! und ſtatt des Kuſſes bitte ich noch um etwas!

Fr. Das heiſt?

Pr. Daß Sie die Lettres de cachet nicht etwa im Fürſtenthume Meluſina einführen. Den Deutſchen wollen ſie nicht behagen.

Fr. Sacre bleu! (abgehend.)

J.

J. Ihro Durchlaucht!

Pr. Nu?

J. Das war doch wirklich zu bitter!

Pr. Bitter? War es wahr?

J. Wahr wohl! aber —

Pr. Nun, wenn es wahr war, ſo iſt es gut, die Wahrheit iſt allemal etwas bitter.

J. Aber die Blößen einer ganzen Nation aufzudecken. —

Pr. Was ſchwätzeſt du da? Haſt du mich gar nicht verſtanden? jede Nation hat ihre Blößen, und wenn alle Nationen, die auf Gottes Erdboden wohnen, zuſammentreten, und einander ihre Blößen und Schwächen aufdecken wollten; ſo würde am Ende kein ander Geſtändniß, als dieſes, herauskommen — **Wir ſind allzumal Sünder.**

Wenn aber eine Nation die Prätenſion hat, ſie wäre Muſter für andere, von ihr müſſe die Aufklärung über die übrigen Menſchenkinder ausgehen: dann iſts doch wohl Pflicht, ſie ein wenig zurecht zu weiſen. Das Gute, das die Franzoſen an ſich haben, verkenne ich gar nicht. Ich ze dieſe Nation ſehr! wenn aber die Rede davon iſt, daß wir uns nach ihr bilden ſollen; dann werde ich allemal bitter. Es iſt doch ganz entſchieden, daß wir ſie in Anſehung der Finanzwiſſenſchaft, der Geſetzgebung, der Toleranz, des Gefühls für Natur und Wahrheit, der Feſtigkeit des Charakters, der körperlichen Kraft, und in hundert Stücken mehr, ſehr weit hinter uns zurücklaſſen. Und dieſe Nation ſoll unſer Muſter ſeyn? das iſt nicht auszuhalten. Glaube mir Caroline! ſo lange der Deutſche ſich nach den Franzoſen bildet, ſo wird nichts aus ihm! der Deutſche hat ſo viele Kräfte des Geiſtes und des Körpers, denkt ſo tief und wahr, hat bisher ſo vieles gewirkt, iſt ſo ehrlich und brav! Sobald er ſich aber nach den Franzoſen bildet, ſo iſt er nichts, als — ein Affe. Unſere Staaten werden nichts als — Affenſtaaten, ſobald wir die Originale dazu jenſeits des Rheins holen. Und — wenn ich es dir ganz aufrichtig ſagen ſoll —

Ende des dritten Aufzugs.

Itzo traten wieder zwey Reiſende herein, die mit Extrapoſt angekommen waren. Der eine ne war — Herr Superintendent Wenzel, der andere ein Unbekannter.

Was ich bey dieſem Anblicke empfand? das kannſt du dir leicht vorſtellen. Ich trat, nach einer Verbeugung, an das Fenſter, und meine Prinzeſſin war ſo gnädig, daß ſie ſogleich ein Geſpräch anfieng, um mir jene Verlegenheit auf das möglichſte zu erleichtern.

Pr. Der Herr Superintendent reiſen alſo wieder zurück?

S. Ja! Ihro Durchlaucht! wenn man beſtimmte Geſchäfte hat, ſo iſt man oft in der unangenehmen Nothwendigkeit, Oerter zu verlaſſen, wo man ſich Lebenslang zu verweilen wünſchet.

Pr. Ich freue mich, wenn es Ihnen in Kolchis gefallen hat. Sie haben doch einen Reiſegefährten! Wenn man einen guten Reiſegefährten hat, ſo ſcheint der Weg um die Hälfte kürzer zu ſeyn. Darf ich nach ſeinen Namen fragen?

S. Es iſt der Herr Bildhauer Winkeler, der eine Reiſe nach Italien thut.

Pr. Ich freue mich, Sie kennen zu lernen. Sie reiſen alſo nach Italien?

W. Allerdings!

Pr. Darf ich wiſſen, in was für Abſichten?

W. Blos um die Natur zu ſtudieren, und mir daher Regeln für die Vervollkommnung meiner Kunſt zu abſtrahiren.

Pr. Aber Lieber! muß man wohl nach Italien reiſen, um die Natur zu ſtudieren? Haben wir in Deutſchland die Natur nicht ſo gut, als in Italien?

W. Erlauben Sie mir! meine Geſchäfte bringen es mit ſich, die Natur in dem menſchlichen Körper zu ſtudieren, und da muß ich Ihnen denn freymüthig geſtehen, daß ich in dieſer Rückſicht, die Natur in Deutſchland vermiſſe.

Pr. Das wäre ſehr traurig.

W. Traurig freylich, es iſt aber ſo! ich habe verſchiedenemal Gelegenheit gehabt, ſowohl männliche als weibliche Perſonen nacket zu ſehen, und habe immer gefunden, daß die Natur ganz verdrängt iſt. Der Körperbau bey dem weiblichen Geſchlechte iſt gemeiniglich verwachſen, und die Muskeln ſind bey beyden matt und kraftlos.

Pr. Und woher mag dieſes kommen?

W. Erſtlich von unſrer Lebensart, weil keine Anſtalten da ſind, unſere körperlichen Kräfte auszubilden. Tanzen, Fechten, Reuten, grobe körperliche Arbeit, das iſt alles, was wir haben. Dieß iſt aber noch lange nicht hinlänglich, unſern körperlichen Kräften die nöthige Vollkommenheit zu geben. Hierzu kommt noch unſere alberne Kleidung.

Pr. Die Kleidung? ich wünſche, daß Sie ſich deutlicher erklärten!

W. Die Deutlichkeit iſt in dieſem Falle ſehr leicht. Laſſen Sie uns vom Kopfe anfangen, und bis auf die Füße fortgehen. Auf dem Kopfe ſitzt die Friſur, welcher Menſch der nur einiges Gefühl für Wahrheit und Schönheit hat, iſt vermögend, einen friſirten Kopf in Stein zu hauen? Der Meiſel ſinkt ja in der Hand, wenn man ſo ein Monſtrum erblickt. Der Hals iſt, bey dem männlichen Geſchlechte durch eine Binde zugeſchnürt, und unfähig gemacht, ſeine Muskeln ſich entwickeln zu laſſen. Wenn die Halsbinden ihre Wirkungen thun, ſo erzeugen ſie, nicht Menſchenhälſe, ſondern Storchshälſe. Die Arme ſind durch enge Kleidung zuſammengepreßt, und die Hände, wenigſtens bey den Mannsperſonen, durch Hemdeknöpfe unfähig gemacht, ihre Wirkſamkeit hinlänglich genug zu beweiſen. Der Theil vom Halſe bis zum Unterleibe, iſt bey allen Frauenzimmern, die Schnürbrüſte tragen, verwachſen, eine Schulter iſt höher, als die andere, das Rückgrad hat eine ſchiefe Richtung, und die Brüſte ſind ohne Aufſtrebkraft. In Anſehung der Hüften iſt Disproportion. Der Unterleib, der in den alten Statuen ſo vielen Reiz hat, iſt zuſammengepreßt *). Weiter will ich mich nicht erklären. Aber daß das deutſche Frauenzimmer genöthiget iſt, ſich culs de Paris machen zu laſſen, ſagt alles, was ich zu ſagen hätte.

Gehe ich weiter, ſo ſind bey den Mansperſonen unter den Knieen alle Nerven durch Knie-

---

*) Wer dieß für übertrieben hält, der leſe nach: Ueber die Schädlichkeit der Schnürbrüſte, zwey Preißſchriften, durch eine Preißfrage der Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal veranlaßt, wo in der erſten, Herr Profeſſor Sömmerring ganz augenſcheinlich aus dem Baue der weiblichen Bruſt darthut, daß dieſe allemal durch die Schnürbruſt verſchoben werde.

gürtel und Strumpfbänder zuſammengepreßt und unfähig gemacht, ihre Kraft zu äuſſern; die Waden, deren Vollheit zur Schönheit des menſchlichen Körpers ſo nöthig iſt, werden durch die gewöhnlichen Stiefeln ganz zuſammengedruckt. Soll ich Ihnen noch meine Meynung von den Füßen ſagen: ſo muß ich Ihnen geſtehen, daß ich, weder bey dem männlichen, noch bey dem weiblichen Geſchlecht einen natürlichen Fuß je geſehen habe. Alle waren durch die Schuhe und Stiefeln unnatürlich zuſammengepreßt. Kein Zähe hatte ſeine natürliche Lage, die mehreſten waren mit Leichdornen und Hüneraugen beſetzt.

Pr. Sie ſagen unſerer Nation bittere Wahrheiten, das muß ich geſtehen. Glauben Sie aber wohl, daß die Italiener klüger als wir ſind?

W. Gar nicht! ich will die Natur keinesweges bey den Italienern, ſondern an den Ueberbleibſeln vom alten Rom und Griechenland ſtudiren.

Pr. Nun dieſe waren freylich der Natur näher als wir. Wie reimt ſich aber die, bey ihnen gewöhnliche, Entblößung des gröſſern Theils des Körpers zu unſerer Schamhaftigkeit?

W. Erlauben Sie mir! Es giebt eine wahre und eine falſche Schamhaftigkeit. Die letztere iſt allemal höchſt gefährlich.

Pr. Wie verſtehen Sie das?

W. Ich muß Ihnen geſtehen, daß Ihre Geſichtsbildung großen Eindruck auf mich gemacht hat. Wollten Sie aber Ihr Geſicht mit einem Schleyer bedecken: ſo würde der Eindruck für mich noch viel gefährlicher ſeyn. Ihre Hand iſt, ohne Ihnen zu ſchmeicheln, ſehr ſchön, weit ſchöner aber denkt ſie ſich meine Einbildungskraft, ſobald Sie dieſelbe, in einem Handſchuh verbergen.

Pr. Sie wollten aber von wahrer und falſcher Schamhaftigkeit reden.

W. Ich habe bereits davon geredet. Gewiſſe Theile des Körpers zu verhüllen, erfordert das Gefühl, das allen geſitteten Menſchen eigen iſt. Die Verhüllung derſelben iſt die Wirkung der wahren Schamhaftigkeit. Die zu ſorgfältige Verbergung anderer, z. E. der Arme, Hände und Füße, iſt falſche Schamhaftigkeit, die, nach meiner Empfindung mehr Schaden als Nutzen ſtiftet.

Pr. Ich kann Ihnen nicht beyſtimmen. Stellen Sie ſich vor, lieber Mann, daß Manns- und Weibsperſonen anfiengen, mit entblößten Armen und Füßen zu gehen, was für Irregularitäten würden hieraus entſtehen!

W. Dieß glauben Sie wirklich? Darf ich bitten, mir die Grundſätze anzugeben, worauf Ihre Vermuthung beruhet?

Pr. Mein Gefühl ſagt mir dieß!

W. Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen widerſprechen muß! Mit dem Gefühle iſt es eine ſehr mißliche Sache! Jeder Menſch hat ſein eignes Gefühl, ſo, wie ſeinen eigenen Geſchmack, und hat daher kein Recht, ſein Gefühl, oder ſeinen Geſchmack, als allgemeinen Maasſtab der Wahrheit anzupreiſen. Nach meiner Ueberzeugung würden aus dem Anblicke der entblößten Theile des menſchlichen Körpers, anfänglich deswegen Irregularitäten entſtehen, weil man an den Anblick noch nicht gewöhnt war.

Pr. Ehe man aber daran gewöhnt würde, — Wie viele junge Leute würden ſich unglücklich machen!

W. Viele! das geſtehe ich Ihnen zu! aber gewiß nicht ſo viele als es durch die übertriebene Verhüllung der Glieder wurden.

Pr. Wie verſtehen Sie das?

W. Erlauben Sie mir, daß ich ganz freymüthig ſprechen darf?

Pr. Ganz freymüthig!

W. Nun, da muß ich Ihnen ganz freymüthig als Mannsperſon geſtehen, daß kein Theil des weiblichen Körpers auf mich gröſſern Eindruck gemacht habe, als — das Auge. Wann ich ſo ein pechſchwarzes, feuriges, blitzendes, oder ein blaues, recht ſchmachtendes Auge erblickte, dann wurde mein Blut immer in Wallung geſetzt, und meine Einbildungskraft mahlte dann alles aus, was die Kleider verbargen, und bald ſtand eine Mediceiſche Venus vor mir. Geſetzt nun, daß ein Frauenzimmer, das ſolchen Eindruck auf mich machte, ſich, ſo weit es der natürliche Wohlſtand erlaubte, ſogleich entblößt hätte, glauben Sie, daß meine Begierden würden ſeyn vermehrt oder vermindert worden?

Pr. Ich ſtreiche die Segel. Ich glaube wirklich in vielen Fällen würde das ſicherſte Mittel

tel, den Eindruck zu mäßigen, den eine Person des andern Geſchlechts gemacht hat, dieſes ſey, daß man ſie in ihrer natürlichen Blöße zeigte.

W. Ganz gewiß!

Pr. Sie ſcheinen alſo wirklich zu wünſchen, daß die Menſchen ihren Körper weniger gegen einander verhüllten?

W. Dieß iſt freylich mein Wunſch, der, wenigſtens in dieſem Jahrhunderte, nicht wird erfüllet werden. Ich glaube, die Kraft des Menſchen und ſeine Moralität, würde dabey mehr gewinnen *).

---

*) Meine jungen Leſerinnen bitte ich, dieſe Stelle wohl zu beherzigen. Es ſind dieß Gedanken eines Bildhauers, deren Richtigkeit oder Unrichtigkeit ich unentſchieden laſſe. Um davon urtheilen zu können, müßte man ſich wohl folgende Fragen beantworten: ob gewiſſe Theile des andern Geſchlechts, die, ohne den Wohlſtand zu beleidigen, entblößet werden können, mehr Eindruck machen, wann man ſie ſieht, oder wann die erhitzte Einbildungskraft das Bild davon entwickelt? Ob die Muskeln mehr Kraft bekommen, wann ſie

Pr. Ihr Wunſch iſt gut gemeynt, mich dünkt, er paſſe aber nicht für unſer Clima. Wir leben weder in Italien, noch in Griechenland, ſondern in Deutſchland.

W. Wir tragen doch aber unſer Geſicht blos, warum nicht auch andere Theile des Körpers?

Ende des vierten Aufzugs.

Das Geſpräch zwiſchen der Prinzeſſin und dem Bildhauer dauerte noch einige Zeit, ich aber hörete nichts mehr davon. Das Blut trat mir nach dem Herzen, die Ohren fiengen mir an zu klingen, und vor den Augen wurde es mir ſchwarz.

Die-

ſie frey wirken, und dem Einfluſſe der friſchen Luft ausgeſetzt ſind, oder wann man ſie einpreßt, und gegen die Einwirkungen der Luft ſie ſchützt? daß aber Füße Arme und Bruſt eben ſowohl zur Aushaltung der Kälte könnten gewöhnt werden, als das Geſicht, iſt bey mir entſchieden. Wenn man nur von Jugend auf ſich an kalte Bäder gewöhnte, von Jugend auf dieſe Glieder jeder Art von Witterung ausſetzte, ſo würde uns alle Kälte unſchädlich ſeyn. Wenn bisweilen Hände und

Füſ-

Dieſe Schwachheit wirſt du mir vermuthlich verzeihen, wenn ich dir die Veranlaſſung dazu ſage.

Herr Wenzel, der mich, während des Geſprächs, immer von der Seite beobachtet hatte, näherte ſich nun mir, und fragte: haben Sie mein Billet erhalten?

J. Ein Billet? ich? von Ihnen?

Füße erfrieren: ſo kommt dieß nicht von der Kälte, ſondern von der Wärme her, an die wir ſie gewöhnt haben. Das in der Stube erzeugte Gewächs erfriert, wenn es der kalten Luft ausgeſetzt wird, ein anderes von der nämlichen Gattung, das im Freyen erzogen wurde, hält in der ſtrengſten Witterung aus. Ich habe ſelbſt zwey Kinder einer ſehr würdigen Fürſtin bey naſſer, unfreundlicher Witterung baarfuß gehen ſehen, ohne davon eine andere Wirkung als dieſe zu bemerken, daß ſie weit blühender, geſunder und feſter, als andere Kinder, waren bey denen die Füße ſehr ſorgfältig vor Näſſe und Kälte verwahret werden.

Anm. d. Herausg.

M. Ich habe es Ihnen vor meiner Abreiſe zugeſchickt.

J. In meine Hände iſt kein Billet gekommen!

W. Vermuthlich, weil Sie ſchon abgereiſt waren! Sie ſind früher als ich, ausgefahren.

J. Was war der Inhalt dieſes Billets? Haben Sie die Güte, mir ihn mitzutheilen; ſo kann ich es vielleicht auf der Stelle beantworten.

W. Der Inhalt war zu wichtig, als daß darauf auf der Stelle geantwortet werden könnte.

J. Wichtig? wichtig? Sie ſpannen meine Neugierde aufs höchſte.

W. Die bey Ihrer Zurückkunft befriedigt werden wird. Haben Sie nur die Güte, daß Sie ſich mit der Antwort nicht übereilen! Ich kann zwey, und, wenn Sie wollen, vier Wochen auf Antwort warten. In Angelegenheiten, die die Beſtimmung unſers ganzen künftigen Schickſals betreſſen, kann man ſeine Entſchlieſſung nicht langſam genug faſſen.

J. Die Beſtimmung meines ganzen künftigen Schickſals? Erklären Sie ſich doch deutlicher!

W. Meine Erklärung iſt geſchehen! Verzeihen Sie mir meine Freymüthigkeit!

Nun küßte er meine Hand und verließ mich.

Nachdem ich ein paar Minuten gedankenlos durch das Fenſter geſehen hatte, näherte ich mich der Prinzeſſin, und flüſterte ihr ins Ohr: Ihro Durchlaucht ſehen meine Verlegenheit. Schonen Sie eines armen Mädchens! Laſſen Sie uns abreiſen!

Pr. Närrchen! Laß in dieſem Augenblikke die Pferde anſpannen! die Reiſe iſt um deinetwillen angeſtellt, und ich richte mich auf derſelben blos nach dir!

Geſchwind entfernte ich mich, ließ unſern Kutſcher rufen, befahl ihm anzuſpannen, und verſprach ihm einen halben Gulden, wenn er uns recht geſchwind zurück bringen würde.

Meine Verſprechung that ihre Wirkung, in etlichen Minuten war der Wagen angeſpannt, wir beurlaubten uns von der Geſellſchaft, ich, in ſichtbarer Zerſtreuung, ſetzten uns in den Wagen, und fuhren fort, ſo ſchnell, wie ein Vogel fliegt.

Meine Prinzeſſin druckte meine Hand, und ſagte: armes Mädchen! ich kann mich ganz in deine Lage denken. Du leideſt!

J. Ich leide Ihro Durchlaucht! und fühle es ganz, wie discret Sie mich behandeln.

So wurde im Allgemeinen fortgeſprochen, wieder einige Minuten pauſirt, das Geſpräch auf gleichgültige Dinge gelenkt, bis wir wieder in Kolchis ankamen.

Sobald ich meine Prinzeſſin auf ihr Zimmer begleitet hatte, entfernte ich mich, ſchellte dem Bedienten, und fragte: ob kein Brief an mich angekommen wäre?

Allerdings ſagte er, holte ihn, und übergab ihn mir. Zitternd eröffnete ich ihn, zeigte ihn meiner Prinzeſſin, und ſchrieb, mit ihrer Einwilligung, ſogleich darauf die Antwort.

Brief und Antwort, erhältſt du hierbey, und zugleich, nebſt Entwickelung des Knotens,

Ende des fünften Aufzugs.

Ich bin, mit der aufrichtigſten Liebe,

Deine

treue Schweſter,

Caroline.

Funfzehnter Brief.

Der Superintendent Wenzel an Caroline Menzerin.

Kolchis, d. 28. Merz.

Würdige Freundin!

So nenne ich Sie, ſeitdem ich aus den Nachrichten, die mir unſer Carlsberg, von Zeit zu Zeit von Ihnen gab, bemerket habe, daß wir über viele Punkte mit einander gleich denken. Ich weiß nicht, ob Sie mit mir auch darinne übereineinſtimmen, daß der Menſch, um ſeiner Beſtimmung ganz gemäß zu leben, wenn es ſeine Kräfte und übrigen Verhältniſſe erlauben, ſich verehelichen müſſe. Ich denke ſo!

Bisher ſetzten mich meine Verhältniſſe in die unangenehme Nothwendigkeit, meinen Wunſch nach dem Eheſtande zu unterdrücken. Seitdem die Vorſehung dieſelben aber, durch meinen Ruf zur Superintendentur, abgeändert hat, denke ich im Ernſte darauf, ein liebes Mädchen zu finden, mit dem ich mich, zum gemeinſchaftlichen Genuß der Freuden, und zur gemeinſchaftlichen Duldung der Leiden dieſes Lebens, verbinden könnte.

Um es zu finden, hätte ich ſuchen ſollen. Dieß war mir aber, nach den Schilderungen, die ich von Ihrem vortreflichen Charakter, theils durch den Herrn von Carlsberg, theils durch andre Freunde erhalten hatte, unmöglich. In Ihnen war, nach meiner Empfindung, bereits alles vereinigt, was ich ſuchte. Ich wünſchte alſo kein anderes Mädchen zu meiner Gefährtinn, auf dem Wege dieſes Lebens, als Sie, meine Theureſte. Ehe ich aber Sie um die Befriedigung meines Wunſches bitten durfte, mußte, ich Sie erſt von Angeſicht ſehen. Denn ob ich es gleich für Empfindeley halte, wenn man einen Menſchen deswegen zurückſetzt, weil er in ſeiner Geſichtsbildung etwas widriges hat: ſo glaube ich doch, daß die Perſon, mit der man ſich auf Lebenslang verbindet, in Ihrem Geſichte nichts, das unſern Empfindungen unangenehm iſt, haben dürfe.

Um alſo, nachdem ich Ihren, lieben, freundſchaftlichen, für Natur und alles Gute empfänglichen Charakter hatte kennen lernen, auch Ihre Geſichtsbildung mir bekannt zu machen: wartete ich Ihrer würdigen Prinzeſſinn, in der Hoffnung, auf, Sie bey dieſer Gelegenheit zu ſehen.

Ich ſahe Sie! und — die Verlegenheit, in die mich Ihr Anblick verſetzte, wird Ihnen ſchon geſagt haben, daß ihr holder, offner, feſter Blick, das Geſichte, auf dem der liebenswürdigſte Charakter zu leſen war, den ſtärkſten Eindruck auf mich gemacht habe.

Ich geſtehe es Ihnen alſo freymüthig, daß ich itzo keinen herzlichern Wunſch habe, als — Sie die meinige nennen zu dürfen, und bitte deswegen um Ihr Herz und Ihre Hand. Ich würde ſe Bitte nicht wagen, wenn ich nicht zuverläſſige Nachrichten hätte, daß Beydes noch frey wäre.

Fragen Sie nun, meine Beſte, Ihren Verſtand und Ihr Herz, ob Sie glauben, mit mir glücklich leben zu können. Mein Aeußerliches haben Sie geſehen. Von meinem Charakter können Sie leicht Nachricht einziehen. Von Vermögensumſtänden darf unter Perſonen, wie Sie und ich ſind, niemals die Rede ſeyn. **Wer ſeine Kräfte ausgebildet hat, verſchafft ſich, durch ſich ſelbſt, alles, was er bedarf.**

So angenehm es mir nun wäre, von Ihnen **bald** eine erfreuliche Antwort zu erhalten: ſo bitte ich doch ſehr, ſich nicht zu übereilen! Mein Schickſal ſoll blos von dem Ausbruche Ihres Verſtandes und Herzens abhängen! Beyde müſſen aber Zeit haben, wenn ſie **richtig** urtheilen ſollen.

Mit der aufrichtigſten Liebe und Hochachtung bleibe ich, **auf jeden Fall**

der Ihrige
Wenzel.

N. S.

Da ich Sie ſahe: waren Sie friſirt und trugen eine Schnürbruſt. Ich müßte mich in Ihnen ganz irren, wenn ich dieſe unnatürliche Verunſtaltung Ihres ſchönen Körpers, Ihrer eigenen Wahl zuſchriebe. Wenn ich das Glück haben ſollte, Sie die Meinige, zu nennen, ſo fällt doch wohl alles weg, was Sie aufhält, Ihrer Beſtimmung als Erdbürgerinn, Gattinn, Mutter, gemäß zu leben?

Nach den Verhältniſſen, in denen Sie bisher lebten, muß Ihnen der Name Superintendent vermuthlich eben ſo unangenehm ſeyn, als mir, der Anblick einer Schnürbruſt. Ich kann dieſen Namen nicht ſo leicht, wie Sie Ihre Schnürbruſt, ablegen; doch hoffe ich, durch mein Betragen gegen Sie, Sie zu überzeugen, daß nicht alle Superintendenten, wie der Grünauiſche, denken.

Sechzehnter Brief.

Caroline Menzerin an den Superintendent Wenzel.

Kolchis, d. 29. Merz.

Würdiger Mann!

Wenn ein Mädchen an einen Mann, von Ihrem Charakter, ſchreibt: ſo kann es wohl in etwas die Gränzen der Etiquette überſchreiten, die Frauenzimmern, in ihrem Briefwechſel mit Mannsperſonen, ſo nöthig zu beobachten iſt!

Ich laſſe Sie alſo, ganz ohne Zurückhaltung, in mein Herz ſehen.

Der Verluſt meines Rollow hat mich ſehr gebeugt. Einige Wochen war ich ganz untröſtlich. Dann fühlte ich das Bedürfniß, ſeine Stelle erſetzt zu wiſſen. Verſchiedene Mannsperſonen, bewarben ſich um meine, ich weiß nicht, wie ich es nennen ſoll, meine Freundſchaft? oder um meine Liebe? keinem gab ich Gehör, weil ich in keinem nur den Schatten von meinem Rollow fand. Nur wann ich die Schilderungen hörete, die mir meine Freunde und Freundinnen, von Ihrem vortreflichen Charakter machten, nur dann hielt ich es für möglich, daß Rollows Verluſt erſetzt werden könnte.

Ich ſahe Sie — welchen Eindruck Ihr Anblick auf mich machte, wird Ihnen meine Verwirrung hinlänglich geſagt haben.

Seit unſerer Unterredung war es um meine Gemüthsruhe ziemlich geſchehen. Ich glaubte an keines andern Mannes Seite, als — an der Ihrigen mein Glück finden zu können. Doch bekämpfte ich meine Neigung, durch Rollows Grundſätze geſtärkt.

Unter dieſen Umſtänden erhielt ich Ihren Brief — urtheilen Sie ſelbſt, was für Wirkung er auf mich gethan habe!

Ja, würdiger Mann! ohne die geringſte Bedenklichkeit, übergebe ich Ihnen Herz und Hand, mit der herzlichen Verſicherung, daß ich keine Mannsperſon kenne, gegen die ich, ſo innige Liebe und Hochachtung empfände, als Sie. Glauben Sie ja nicht, als wenn meine Erklärung übereilt ſey. Schon ſeit einigen Monaten, habe ich Ihren Charakter ſtudirt und hochgeſchätzt, der Anblick Ihrer Perſon erhöhete nur meine Hochſchätzung und verwandelte ſie in Liebe.

Auch habe ich meinen Entſchluß meiner würdigen Prinzeſſin mitgetheilt, die ihn vollkommen billigte. Sie läßt ſich Ihnen empfehlen.

Daß ich an der Seite eines ſo vortreflichen, ausgebildeten, Mannes nie Mangel leiden werde, weiß ich gewiß. Bin ich zu ſchwach zur Erwerbung unſerer Bedürfniſſe ſelbſt etwas beyzutragen; ſo will ich mir es wenigſtens zur Pflicht machen, den treuen, thätigen, Verſorger bey ſeinen Geſchäften aufzuheitern, und, ſoviel ich kann, allen Kummer von ſeiner Seele zu entfernen.

Wenigſtens ſoll Ihnen, wie ich hoffe, die Herbeyſchaffung meiner Bedürfniſſe keinen Kummer machen. Wenn Sie am Ende des Monats die Ausgaben durchſehen, die Ihnen meine Unterhaltung nothwendig machte: ſo ſollen Sie wenigſtens die Artickel, **für Putz, Vergnügungen, Medicin**, entweder gar nicht, oder doch äußerſt unbeträchtlich finden.

Das verſteht ſich, daß ich der Schnürbruſt der Friſur und allem, was damit zuſammenhängt, auf ewig entſage, ſobald ich mich vom Hofe entferne. Gar ſehr freue ich mich auf den Zeitpunkt, wo meine Lunge wieder frey athmen, mein Herz ungehindert ſchlagen, und ich ſelbſt, meiner Feſſeln entledigt, in Gottes ſchöner Natur wandeln, die ſtärkende Morgenluft einathmen, und den erquickenden Morgenthau auf mich fallen laſſen kann.

Wie können Sie glauben, daß mir der Name Superintendent unangenehm ſey! Mich hat kein Superintendent ſondern ein Heuchler gekränkt, und meine Hand gebe ich ebenfalls nicht dem Superintendenten, ſondern dem braven Manne.

Mit der aufrichtigſten Geſinnung bin ich

Ihre,

Sie herzlichliebende
Caroline Menzerin.

* * *

Siebenzehnter Brief.

Der Diakonus Kollow an den Kaufmann Kolbert.

Grünau, d. 3. April.

Theuerſter Freund!

Ich ſchicke Ihnen hierbey dankbarlich die 200 Thl. zurück, die ich von dem Juden Baruch Löwe, erborgt habe, nebſt Intereſſe, und bitte beydes, gegen Rückgabe des Wechſels, meinem Glaubiger zuzuſtellen.

Wollten Sie mir auch die Briefe zurückſchicken, die ich Ihnen bey dieſer Gelegenheit ſchrieb, ſo erzeigten Sie mir eine große Gefälligkeit. Ich ſchrieb ſie in einem ſtarken Anfalle von Hypochondrie, und wollte gar nicht gern, daß ſie in anderer Leute Hände kämen, und ich darnach beurtheilt würde. Künftig werde ich hoffentlich nie wieder einen ſo kleinmüthigen Brief ſchreiben.

Da meine Verlegenheit aufs höchſte geſtiegen war: fiel mir die Stelle ein, nehmet wahr der Raben! Sie fiel mir aufs Herz und verurſachte mir eine ſchlafloſe Nacht. In dieſer glaube ich aber auch den wahren Sinn dieſer Stelle gefunden zu haben. Sehet auf die Raben, das heißt, nach meiner Erklärung, ſoviel als: an den Raben könnt ihr lernen, daß jedes Geſchöpf von ſeinem Schöpfer die Kraft erhalten habe, ſich alle ſeine nothwendigen Bedürfniſſe zu verſchaffen. Daraus folgerte ich, daß die Armuth der Menſchen einen doppelten Grund habe: einmal die unnöthige Vervielfältigung ihrer Bedürfniſſe, hernach ihre Trägheit, ihre Abneigung ihre Kräfte kennen zu lernen, ſie zu gebrauchen, und anzuſtrengen. Dann dachte ich, wenn dem Menſchen 200 Thl. ſchlechterdings Bedürfniß ſind: ſo muß er ſie eben ſowol ſich verſchaffen können, als der Rabe ſein Frühſtück. 200 Thlr. wollen freilich etwas mehr ſagen, als ein Paar Mäuſe, oder ein Stück Aas, von dem ſich der Rabe zu ſättigen pflegt. Dem Raben wurde aber auch weiter keine Kraft, ſich ſeine Bedürfniſſe zu erwerben, zugeſtanden, als der Geruch, die Flügel, der Schnabel, und die Krallen. Der Menſch hingegen hat Verſtand, eine Zunge und Hände, womit er mehr als eine Million Raben ausrichten kann. Und die Mittel, die die Menſchen erfinden können, ſich aus ihren Verlegenheiten zu retten, ſind ſo mannichfaltig, daß ſie kein menſchlicher Verſtand zu überſehen vermögend iſt.

Da ich mir dieß alles nun recht lebhaft dachte, mußte ich über mich ſelbſt lachen, daß ich mich vor der Erwerbung von 200 Thlr. ſo ſehr gefürchtet hatte, wie der Rabe vor einem Falken. Ich fieng an über meine Talente, meine Verhältniſſe und meinen Wirkungskreis, nachzudenken, und fand da ſo viele Mittel, nicht nur dieſe 200 Thl. zu bezahlen, ſondern auch mich künftig gegen Schulden zu ſichern und meine Familie, ohne Kummer zu erziehen, daß ich mich meiner vorigen Kleinmuth, gegen mich ſelbſt ſchämte.

Eben deswegen bitte ich nochmals um die Zurückgabe meiner Briefe.

Mit der aufrichtigſten Geſinnung

Ihr

Freund
Rollow.

Achtzehnter Brief.

Carl von Carlsberg an den Oberſten von Brav.

Troppenheim,
den 16ten April.

Beſter Herr Vetter!

Vermuthlich werden Sie mich, nebſt meiner lieben Braut, itzo erwarten. Statt unſerer erhalten Sie aber nur einen Brief.

Sie ſind, liebſter Herr Vetter, ein Mann, dem ich ſoviel Kraft zutraue, daß auch die unangenehmſten Nachrichten ihn nicht ganz in ſeiner Gemüthsruhe ſtören können. Ich trage alſo kein Bedenken, Ihnen einen Unfall, der uns begegnete, zu melden, der zwar ſchrecklich iſt, aber doch ſich ſo entwickelte, daß dadurch unſere Glückſeligkeit nicht zerſtört wurde.

Ich reiſte zu meiner lieben Henriette. Die Begierde ſie, nach einer langen Trennung, wieder zu umarmen, nach tauſend überwundenen Schwierigkeiten, die Meinige nennen zu können, und, nach Ihrem Wunſche, an Ihrem Geburtstage bey Ihnen Hochzeit zu halten, waren Spornen genug, meine Reiſe zu beſchleunigen.

Da ich beynahe Gollnau erreicht hatte, ließ ich den Poſtillion Halt machen, ſtieg ab, und ſagte ihm, daß er, ohne in das Poſthorn zu ſtoßen, nach der Poſt fahren ſollte.

Ich ſelbſt ſchlich aber nach dem Amthauſe zu. Bey meinem Eintritte traf ich ein Dienſtmädchen an, das ich ſogleich fragte, ob Mademoiſelle Henriette zu Hauſe ſey, und ob ich ſie nicht ſprechen könne?

Zu Hauſe iſt ſie wohl, war des Mädchens Antwort, ich weiß aber nicht, ob ſie ſich gern ſprechen läßt. Sie bringt eben die Wäſche in Ordnung. Wir ſind noch nicht lange hier angekommen, da iſt noch alles unordentlich.

Das thut nichts! Sage Sie mir nur, antwortete ich, wo ich ſie finde!

Wenn Sie die Treppe hinauf gehen, und die Thür öffnen wollen, die gleich darauf ſtößt, ſo werden Sie ſie antreffen. Ich kann Ihnen ja den Weg zeigen.

Es iſt nicht nöthig, war meine Antwort, bleibe ſie zurück! ich will mich ſchon finden. Leiſchlich ich mich zur Treppe hinauf, öffnete dieſe

Thür des Zimmers, und ſahe das holde Mädchen ganz damit beſchäftigt, die Wäſche in Ordnung zu bringen. Einige Minuten war ich unentſchloſſen, ob ich ſie ſogleich überraſchen, oder ſie erſt zur Ueberraſchung vorbereiten ſollte. Endlich entſchloß ich mich zum leztern, weil ich beſorgte, durch die zu ſchnelle Ueberraſchung ihr zu ſchaden.

Deswegen ſchloß ich leiſe die Thür wieder zu, gieng zu dem Mädchen zurück, und trug ihm auf, der Demoiſelle Henriette zu ſagen, es wäre ein Bote da, der nach Carlsberg gienge, und den Auftrag hätte, bey ihr anzufragen, ob ſie nichts dahin zu beſtellen habe.

Das Mädchen befolgte meinen Auftrag, und ich ſtellete mich hinter die Thür, um zu erfahren, wie es würde aufgenommen werden.

Nach Carlsberg? fragte Henriette heftig. Hat er denn keinen Brief an mich?

M. Ich weiß von keinem.

H. Das iſt doch ſonderbar, ich habe ja zulezt geſchrieben. Hat er denn wirklich den Auftrag, bey mir anzufragen?

M. Wie er ſagte.

H. So laßt ihn doch herein kommen!

Sie hatte es kaum geſagt, ſo ſtund ich auch ſchon vor ihr.

Mein Carl! rief ſie aus, flog an meinen Hals, ihre Thränen floſſen über meine Backen, und meine Augen wurden auch naß.

Sie haben, liebſter Herr Vetter, ſelbſt geliebt, und können ſich alſo leicht ſelbſt dieſe Scene ausmahlen. Nach einer wechſelſeitigen Ergieſſung der Herzen, führte ſie mich ihrem Vater zu, der mich ſehr liebreich aufnahm. Da ich ihm ſagte, daß ich deswegen gekommen ſey, um ſeine Tochter mitzunehmen, und mich ſogleich mit ihr trauen zu laſſen, machte er mir eine Menge Einwendungen. Er müſſe, ſagte er, erſt für die Ausſtattung ſorgen, dazu habe er noch keine Anſtalten gemacht, ſeine Caſſe ſey nicht in den beſten Umſtänden. Da ich ihn aber verſicherte, daß ich gar keine Ausſtattung, keine Kleidung, gar nichts als ſeine Tochter verlangte, gab er mir ſeine Einwilligung.

Den folgenden Tag reiſeten wir ab, ohne ihn. Weil er verſicherte, daß ihm ſeine Geſchäfte ſchlechterdings nicht erlaubten, uns zu begleiten.

Itzo ſaß ich alſo im Wagen, an der Seite des Mädchens, das mein Herz unter allen Frauenzimmern, die mir bekannt waren, zu ſeiner vertrauteſten Freundin auf Lebenslang gewählt hatte.

Wenn ich die Stunden abrechne, in denen mir eine gute That gelang, ſo hatte ich in meinem Leben keine vergnügtern, als die gegenwärtigen. Unter Händedrucken, Küſſen, Vorwürfen, Ausſöhnungen, kamen wir unvermerkt in Grünau an.

Hier wechſelten wir die Pferde, und luden den Diakonus Rollow ein, uns, nebſt ſeiner Frau zu begleiten. Er nahm die Einladung ſogleich an. Sie aber hatte tauſend Einwendungen, davon die vorzüglichſte dieſe war, daß ſie nicht mit Kleidung verſehen wäre.

Da ich ihr aber eine Schilderung von der Einrichtung unſers Hochzeitfeſtes machte: machte ſie doch Anſtalten, mit uns zu reiſen. Dieſe Anſtalten dauerten aber ſo lange, daß wir erſt in der Dämmerung abreiſen konnten. Wir waren kaum eine Stunde gereiſet, ſo brach die Nacht ein. Henriette und ich, weil wir beyde früh aufgeſtanden waren, ſanken in einen ſüßen Schlummer. Wie lange dieſer gedauert haben mag, weiß ich nicht, er wurde aber dadurch unterbrochen, daß der Wagen ſtille hielt.

Halb ſchlaftrunken rief ich zum Wagen heraus, Was giebts, Schwager? Anſtatt aber, daß mir dieſer hätte antworten ſollen, wurde der Kutſchenſchlag an der Seite, wo Henriette ſaß, aufgemacht. Heraus ihr Canaillen! rief eine ſchreckliche Stimme. In eben dieſem Augenblicke ſahe ich auch Henrietten von meiner Seite weggeriſſen. Der höchſte Grad von Wuth ergriff mich, da ich ſie ſchreyen hörete; ich nahm die Piſtole, die ich bey mir hatte, zog den Hahn auf, und ſprang zum Wagen heraus, um dem Böſewichte, der ſich an der Geliebten meines Herzens vergriff, eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Ein heftiger Schlag, den ich, bey dem Ausſteigen, auf den Arm bekam, ſetzte mich aber aufauſſer Stand, meinen Zweck zu erreichen, die Piſtole gieng los, und die Kugel, die für den Kopf des Böſewichts beſtimmt war, fuhr — in die Erde.

Nun war ich, und folglich meine ganze Geſellſchaft, entwaffnet. Eine Hand faßte meine Kehle, und zugleich wurde mir zugerufen: Das Geld heraus! Ihr ſollt alles haben, ſagte ich, laßt mich nur los. Sobald ich losgelaſſen war, ſammlete ich mich, und ſagte: Ihr wollt unſer Geld? ihr ſollt nicht nur dieſes, ſondern alles andere haben, was wir bey uns führen. Wenn ich euch aber rathen ſoll, ſo macht euch bald aus dem Staube, daß ihr nicht ergriffen werdet! Verletzt niemanden, damit ihr eure Strafe nicht vergröſſert, wenn, über lang oder kurz, eure That ſollte entdeckt werden. Hier iſt meine Börſe! ſagte ich, und meine Uhr. Hier iſt meine Uhr, rief Henriette, Geld habe ich nicht bey mir. Hier iſt meine Uhr und mein Geld, rief Rollow; hier mein Geld, rief ſeine Frau!

Hier iſt auch noch ein Coffre, ſagte ich, wenn ihr ihn abſchneiden wollt.

Indem ich dieß ſagte, ſahe ich, daß einer dieſer Kerls meinen Bedienten bey der Gurgel hielt, ein anderer dem Poſtillon die Piſtole auf die Bruſt geſetzt hatte, und ein dritter, den Pferden in den Zügel gefallen war.

Was iſt in dem Coffre? fragte der eine. Die Kleider dieſes Frauenzimmers, war meine Antwort.

Hör Bruder! ſagte er zu dem andern, die Leute ſind zu brav. Ich dächte, wir lieſſen uns gnügen, und machten uns aus dem Staube.

Ich dächte es auch, antwortete der andere.

Auf! rief dieſer wieder, abmarſchirt!

Sogleich eileten alle davon, und riefen: glückliche Reiſe!

Itzo war meine erſte Sorge, meine Henriette wieder zu ſich ſelbſt zu bringen, die ſprachlos, am ganzen Leibe zitternd, da ſtand.

Ich ſchloß ſie in meine Arme, und ſagte: faſſen Sie ſich, es iſt überſtanden! Sie reichte mir ihre zitternde Hand, und ich hob ſie in den Wagen. Es iſt überſtanden! ſagte ich zu dem

Diakonus und ſeiner Frau, druckte ihre Hände, die eben ſo ſehr zitterten, und rief dem Poſtillon zu: zugefahren Schwager!

Er fuhr nach ſeinem beſten Vermögen, und brachte uns bald nach Troppenheim.

Fortſetzung.

Gott ſey gelobt, ſagte Henriette, als wir zum Thore hinein fuhren, daß wir wieder unter geſittete Menſchen kommen! Bis itzo habe ich Todesangſt ausgeſtanden! ſo oft ein Zweig an den Wagen ſchlug, fuhr ich zuſammen, und dachte, es wäre ein Räuber.

Itzo kamen wir in das Wirtshaus, wo ich meiner Reiſegeſellſchaft die beſte Verpflegung zu verſchaffen dachte. Wie erſchrack ich aber, da ich die Stube öffnete, und ſie voll Huſaren ſahe, die alle Tiſche beſetzt, und einen ſolchen Tobacksdampf gemacht hatten, daß man ſie kaum erkennen konnte.

Mein Frauenzimmer fuhr zurück, und konnte ſich nicht entſchlieſſen, hineinzugehen.

Wir ſuchten den Wirth auf, und fragten, ob er uns nicht ein beſonderes Zimmer einräumen könne, bekamen aber die Verſicherung, daß dieß unmöglich ſey, weil bereits alle Zimmer mit Fremden beſetzt wären, und wurden in eine Stube gewieſen, in der ſich einige Officiere befanden.

Auch hier konnten wir nicht aushalten, weil ſie mit unverwandten Blicken uns, und beſonders unſer Frauenzimmer betrachteten; die jüngern auch zuſammen traten, einander in die Ohren flüſterten, bald nach Henrietten, bald nach der Diakonuſin ſahen, dann unter einander zu lachen anfiengen.

Zum Glück waren ein paar ſolide Männer bey ihnen. Der eine, der Hauptmann von Sonderberg, trat zu mir, und ſagte, ich beſorge, wir werden ſie durch unſere Gegenwart in Verlegenheit ſetzen.

Und ich bedaure, daß wir durch unſere Ankunft, ſie vielleicht in einer geſellſchaftlichen Unterhaltung geſtört haben. Unangenehm iſts uns aber immer, daß wir nicht unſer eigenes Zimmer haben können. Man kann doch, in Gegenwart

wart fremder Perſonen, unmöglich ſeine Bequemlichkeit ſo haben, wie man ſie, nach geendigter Reiſe, zu haben wünſchet. Könnten Sie mir nicht einen andern Gaſthof vorſchlagen, wo noch ein Zimmer zu haben wäre?

H. Daran zweifle ich. Es iſt itzo die Frankfurter Meſſe, wo immer alle Gaſthöfe überflüſſig beſetzt ſind. Unterdeſſen — itzo habe ich einen Einfall — mein Hauswirth hat noch ein ſchönes geräumiges Zimmer ledig, das er gern vermiethen möchte. Ich ſollte faſt glauben, daß er ſich willig finden lieſſe, ihnen ein Nachtquartier zu geben. Können Sie ſich hierzu entſchlieſſen?

Ich ſahe meine Geſellſchaft an — wenn der Herr Hauptmann verſichern können, daß wir bey einen ehrlichen Mann kommen, ſagte der Diakonus, ſo wollen wir dieß Anerbiethen mit Dank annehmen.

S. Ein grundehrlicher Mann iſt er. Freylich hat er viel Kinder und eine kleine Einnahme, und iſt deswegen ziemlich hypochondriſch. Wenn Sie ihm aber für das Nachtquartier etwa einen Louisd'or bezahlen wollten: ſo könnten Sie ihm vielleicht ein Paar vergnügte Stunden machen.

J. Verſprechen will ich ihm zwey Louisd'or, aber bezahlen kann ich ſie ihm itzo nicht.

H. Wie ſo? ſind Sie nicht bey Gelde?

J. Noch vor einer Stunde fehlete es mir nicht dran. Wir ſind aber ſo unglücklich geweſen, von Räubern angefallen zu werden, die uns unſer Geld und Uhren abgenommen haben.

H. Von Räubern ſind ſie angefallen worden?

Sobald wir das Wort Räuber genannt hatten, verſammleten ſich ſämmtliche Officiere um uns, thaten eine Menge Fragen, und nöthigten uns, ihnen die ganze Geſchichte ausführlich zu erzählen.

H. Aber das ſind doch wahrhaftig keine Kleinigkeiten, die müſſen angezeigt werden. Herr Lieutenant, ich gebe ihnen den Auftrag, die Sache ausführlich dem Herrn Oberſten anzuzeigen. Um Vergebung, meine Herren, wie ſind ihre Namen?

J. Ich heiße von Carlsberg, und dieſer Herr, iſt der Herr Diakonus Rollow aus Grünau.

H. Alſo der Herr von Carlsberg, und der Herr Diakonus Rollow, nebſt zweyen Frauenzimmern, ſind, ohngefähr eine Stunde von Troppenheim, von 6 Räubern angegriffen, und geplündert worden. Merken Sie es Herr Lieutenant!

Ich gehe ſogleich zu meinem Hauswirthe, und bringe es wegen des Nachtquartiers in Ordnung. (mir ins Ohr) Wegen des Reiſegelds, ſeyn Sie unbekümmert! Ich kann itzo über 10 Louisd'or disponiren, die ſtehen zu ihren Dienſten.

Ich druckte ihm die Hand. Hauptmann und Lieutenant giengen ab, und eine kleine Abendmahlzeit wurde für uns aufgetragen.

Seyn Sie unbekümmert! ſagte ein Officier, es werden nun den Augenblick Huſaren abgeſchickt werden, um die Räuber aufzuſuchen.

J. Es iſt löblich, daß man hier ſo gute Ordnung hält; uns hilft aber dieß nichts. Das Schrecken, das wir, beſonders unſer Frauenzimmer, gehabt haben, kann uns doch niemand wieder abnehmen.

H. Dieß wohl nicht, Sie ſehen aber doch, daß man es ſich angelegen ſeyn laſſe, Ihnen die möglichſte Satiſfaction zu verſchaffen.

Rollow. Dieß iſt ſehr gut, beſſer wäre es aber wohl, wenn wir keine Satiſfaction nöthig hätten.

O. Dieß wohl. Wie iſt dieß aber abzuändern? Wie iſts möglich, alle Raubereyen und Plünderungen zu verhüten?

R. Möglich wäre es wohl, wenn man ernſtlich wollte.

O. Da könnten Sie ſich ſehr verdient um unſer Land machen, wenn Sie uns ein Mittel zeigten, die Räubereyen und Plünderungen zu verhindern.

R. Wie können Sie mir, als einem Geiſtlichen, zumuthen, dieſe Mittel anzugeben? Sie ſind ja ein Officier, und können in ſolchen Fällen gewiß beſſer rathen. Sie ſchützten ja im letztern Kriege die hieſige Gegend ſo ſchön vor

Raub und Plünderung, obgleich an der Grenze immer zwey bis dreyhundert Freybeuter herumſchwärmten. Wie viel leichter müßte es ſeyn, ein halb Dutzend Räuber im Zaume zu halten!

O. Ja im Kriege iſt es eine ganz andere Sache, als im Frieden.

R. Anders iſt es freylich, in mancher Rückſicht. Unterdeſſen will man doch im Frieden eben ſo gern Sicherheit haben, als im Kriege, und — der Soldat zieht doch im Frieden immer ſeinen Sold vom Lande fort. Da ſitzen drüben ſo viele Huſaren, ſpielen in der Charte, und rauchen Toback. Was nützen denn nun dieſe dem Lande? Wäre es denn wohl eine unbeſcheidene Forderung, wenn man für die vielen Abgaben, die man zur Unterhaltung der Soldaten entrichten muß, verlangte, daß immer einige bereit wären, die Poſten zu begleiten, die in der Nacht reiſen müſſen? Würden dadurch nicht auch die Soldaten in Thätigkeit erhalten, und in ihrem Dienſte geübt?

O. Der Vorſchlag läßt ſich hören. Es wäre dieß freylich ein ſicheres Mittel, mit einemmale den Poſten die nöthige Sicherheit zu verſchaffen, und die Poſtraubereyen zu verhindern. Aber — Wir ſind dazu nicht angewieſen, und Sie dürfen mir deswegen keine Vorwürfe machen.

N. Ihnen Vorwürfe zu machen, iſt mir nicht in den Sinn gekommen. Ich weiß nur allzu gut, daß der Subaltern von dem Willen ſeiner Vorgeſetzten abhänge, manches gegen ſeine Ueberzeugung thun müſſe, und die Vorwürfe deswegen nicht ihn, ſondern ſeine Vorgeſetzten treffen. Wäre dieſes nicht, ſo verdiente ich auch Vorwürfe deswegen, daß ich am letzten Bußtage, vor dem Altare, an dem ich das Abendmahl auszutheilen pflege, leſen mußte: **Ach Herr! ſtrafe mich nicht in deinem Zorn, und züchtige mich nicht in deinem Grimm.**

O. Deswegen wird ihnen niemand Vorwürfe machen. Dieſe Worte ſtehen ja in der Bibel.

N. In demjenigen Theile, der für die, noch unaufgeklärten Juden beſtimmt war. In dem Munde eines Chriſten aber, der von ſeinem Herrn und Meiſter belehrt iſt: **ſeyd barmherzig, wie euer Vater im Himmel barmherzig iſt,** ſind ſie ſo widerſprechend, wie ein Ave Maria in dem Munde eines Proteſtanten.

Itzo trat der gefällige Hauptmann wieder herein und ſagte: Meine Herren und Damen, ich habe das Vergnügen, ſie verſichern zu können, daß ein rechtſchaffener Wirth, ein gut meublirtes und gewärmtes Zimmer Sie erwarte. Ich habe meinen Bedienten mitgebracht, der dem Ihrigen den Coffre, und was ihnen ſonſt noch die Räuber übrig gelaſſen haben, in ihr neues Quartier bringen helfen wird. Ich habe die Ehre, Sie zu begleiten, mit dem Gaſtwirthe iſt alles ſchon abgemacht.

Nun reichte er meiner Henriette den Arm, führte ſie fort, und wir übrigen folgten ihm. Wirklich brachte er uns in ein Zimmer, wo wir alles fanden, was wir zu unſerer Bequemlichkeit bedurften, und wir alle dankten ihm für ſeine ungemeine Gefälligkeit.

Ich habe, antwortete er, weiter gar nichts gethan, als was in dieſem Falle meine Schuldigkeit war, und was jedes von Ihnen auch würde gethan haben, wenn es mich in gleicher Verlegenheit, in der Sie waren, gefunden hätte.

Bey dem Abſchiede druckte er mir 10 Louisd'or in die Hände, und ſagte: dieſe bezahlen Sie mir nach ihrer Bequemlichkeit wieder. Ich wurde gerührt — und wollte eben eine Lobrede, mit den Worten anfangen: Aber würdiger Mann! Wo —

Schon gut! Schon gut! ſagte er, ich wünſche, daß ſie alle recht wohl ruhen, und die heutige Fatalität für Sie keine weitere Folge haben möge.

Mit dieſen Worten gieng er ab, und verließ uns, gerührt durch ſeine Gefälligkeit.

Jedes brachte etwas zu ſeinem Lobe hervor, aber unter allen Lobſprüchen gefiel mir keiner beſſer, als der von meiner Henriette. Schmeichelnd ſtrich ſie meine Backen, und ſagte: Wie viel kann ein braver Mann zur Linderung des menſchlichen Elends beytragen!

Viel, ſagte ich, vielleicht aber nicht ſo viel, als eine brave Frau; ſo eine Frau, wie die ſeyn wird, die ich in meinen Armen halte.

Daß ein herzlicher Kuß dieſes Lob beſtätigte, verſteht ſich von ſelbſt.

Fort.

Fortſetzung.

Wir verfügten uns nun zur Ruhe, und da wir erwachten, war meine erſte Frage: wie Henriette geruhet habe?

Herrlich! war ihre Antwort.

Dank ſey dem braven Diakonus Rollow für die gute Ausbildung geſagt, die er ihr gegeben hat! Wäre ſie zu der, itzo ſo gewöhnlichen, Empfindeley geſtimmt worden, ſo würde zum wenigſten ein kaltes Fieber die Folge von dem geſtrigen Vorfalle geweſen ſeyn.

Nach eingenommenem Frühſtücke, ſuchte ich vor allen Dingen unſern lieben Wirth auf, um ihm meine Dankbarkeit, für die Bequemlichkeit, die er uns verſchafft hatte, zu bezeigen. Ich wurde zu ſeinem Zimmer geführt, öffnete es und ſahe — was Sie gewiß nicht errathen werden, ſahe einen vierzigjährigen Mann, auf einem Schaukelpferde ſitzen, und ſich auf demſelben hin und her bewegen.

Guten Morgen! lieber Herr Wirth, ſagte ich, was machen Sie denn hier?

W. Guten Morgen! ich ſuche mir eine Bewegung zu machen. Sie nehmen mir nicht übel, daß Sie mich in dieſer Situation antreffen! Ich habe ein höchſt beſchwerliches Amt! Ich bin Acciſinſpektor, muß täglich, von acht bis eilf Uhr Vormittags, und von ein bis fünf Uhr Nachmittags, ſitzen und Acciſe einnehmen. Dieß kann ich unmöglich aushalten, wenn ich mir nicht täglich eine Bewegung mache.

J. Das iſt recht ſehr gut. Aber auf dem Schaukelpferde wird die Bewegung immer ſehr ſchwach ſeyn. Warum miethen ſie denn nicht ein lebendiges Pferd, und reuten täglich ein Stündchen aus?

W. Ach lieber Mann! dazu habe ich einen ſehr determinirenden Grund. Ein lebendiges Pferd koſtet Geld, und dieß habe ich nicht.

J. Haben Sie denn nicht einen Garten, den Sie bearbeiten können?

W. Gartenarbeit habe ich nicht gelernt.

J. Unter allen Arbeiten iſt doch wohl keine leichter zu lernen, als dieſe. Was Sie nicht können, iſt ja noch zu lernen.

W. Wo ſoll ich es denn lernen? ich habe ja keinen Garten.

J. Sie keinen Garten? das iſt doch traurig! zu einem vergnügten Leben ſcheint mir doch ein Gärtchen, das man bearbeitet, ein vorzügliches Bedürfniß zu ſeyn.

W. Was ich darauf antworten ſoll, weiß ich nicht; Gnug ich habe keinen Garten, und in Deutſchland giebt es gewiß mehr, als eine Million Menſchen, die mit mir gleiches Schickſal haben, die von unſerer großen, geräumigen Erde, nicht ſoviel Eigenthum beſitzen, als ſie mit einer Hand bedecken können.

J. Wohl wahr! Wenn ſie aber kein wirkliches Eigenthum beſitzen: ſo iſt es ihnen doch unverwehrt, auf der Erde herumzugehen, und die friſche Luft einzuathmen. Warum thun Sie denn dieſes nicht?

W. O wie können Sie mir denn dieſes zumuthen? es wehet itzo ſo eine kalte Nordluft!

J. Die iſt ja gut, ſie ſtärkt die Nerven!

W. Kann wohl ſeyn, aber bey einem Geſunden. Ich bin zu weit herunter, zu weit, ich bin ein armer, ſchwacher Mann.

J. Je ſchwächer der Mann, deſto nöthiger iſt ihm die Stärkung! wenn nun die freye Luft ſtärkt?

W. Ich bin kein Arzt, und kann alſo auf dieſe Frage nicht antworten. In ſolchen Stücken richte ich mich blos nach dem Arzte. Dieſer hat mich ſehr gewarnet, daß ich mich, ſo viel als möglich, vor der freyen Luft hüten, und mich dieſes Schaukelpferds bedienen ſolle.

J. Ihr Arzt mag es verantworten!

Mit dieſen Worten und Verſicherung meiner Dankbarkeit, für die gütige Aufnahme, verließ ich ihn.

Da ich zu meiner Geſellſchaft zurück kam, fand ich einen Bedienten, von dem Oberſten, der hier im Quartiere liegt, mit einem Billete, in dem er mich und meine Geſellſchaft ſehr dringend bat, mit ihm zu Mittage zu ſpeiſen, und ihm von der vorgefallnen Räubergeſchichte, nähere und umſtändliche Nachricht zu geben. Ich konnte dieſe Einladung nicht wohl ausſchlagen, weil ich glaubte der Erhaltung der öffentlichen Sicherheit es ſchuldig zu ſeyn zur Entdeckung der Räuber beyzutragen, was ich könnte. Aber eben dieß ſetzt mich in die unangenehme Nothwendigkeit, meine Reiſe zu Ihnen erſt morgen anzutreten.

Mit innigſter Hochachtung bin ich

Ihr

treuer Vetter,
Carl.

Neunzehnter Brief.

Henriette an die Hofräthinn Grimmlein.

Carlsb., d. 26. April.

Beſte Frau Muhme!

Da ich weiß, welch aufrichtigen Antheil Sie an meinem Schickſale nehmen, ſo kann ich gewiß vermuthen, daß Sie eine etwas umſtändliche Nachricht von der Feyer meiner Hochzeit erwarten. Ich ſchreibe Sie Ihnen alſo, ob es mir gleich lieber geweſen wäre, wenn ich ſie Ihnen nicht beſchreiben dürfte, und Sie ſelbſt hätten daran Antheil nehmen können. Wäre es nach meinen und meines lieben Mannes Wünſchen gegangen; ſo hätten Sie gewiß Zeugin meiner Freude seyn müſſen. Allein wir hiengen nicht von uns, ſondern von dem Herrn Oberſten von Brav ab, der unſere Hochzeit ausrichtete, und es ſich von uns ausbat, daß er alles nach ſeinen eigenen Wünſchen einrichten dürfe. Dieſer meynte nun, wenn man eine Hochzeit recht zweckmäſſig feyern, und recht herzliche Freuden genießen wollte, ſo müſſe die Geſellſchaft der Hochzeitgäſte ſo klein als möglich ſeyn. Die großen Geſellſchaften, verurſachten ſo viele Geſchäffte und Sorgen, daß die Väter und Mütter ganz unfähig gemacht würden, an den hochzeitlichen Freuden Theil zu nehmen, und, wenn man ſeine Sachen auch auf das Beſte einrichtete, ſo würde man doch immer von einem großen Theile der Gäſte getadelt. Die zu großen Geſellſchaften, machten es auch ſchwer ſich nach ſeinen eignen

Einſichten zu kleiden. Wenn Braut und Bräutigam in ihrer gewöhnlichen, ſimpeln, natürlichen, Kleidung erſchienen, und andere zeigten ſich mit hochfriſirten Köpfen, Schnürbrüſten, Poschen, ſeidnen Kleidern und koſtbarem Halsſchmucke, ſo gäbe dieß, von beyden Seiten, Gelegenheit zu Spöttereyen. Wenn jene in der lieben Natur ſich herumtummeln wollten, und dieſe ſchrieen ach Herr Je! wenn ſie auf ein naſſes Fleckchen, mit ihren atlasnen Füßlein, oder in einen Buſch mit ihren friſirten Köpfen, ſeidnen Kleidern und Poſchen kämen: ſo verurſachte dieſes allerley Mißverſtändniſſe.

So meynte der Herr von Brav, und erſtickte alſo bey uns den Wunſch, unſere beſten Freunde zu unſerm Hochzeitfeſte einzuladen.

Nun hören Sie denn weiter, wie es damit gieng! An Einkaufung des Brautſchmucks, der Brautkleider u. d. gl. wurde gar nicht gedacht. Mein Mann hat ein ſauberes grünes Tuchkleid, das mir immer am beſten gefallen hat, dieß wählte er zu ſeinem Hochzeitkleide, und ich wählte zum Brautkleide den Amazonenhabit, den ich mir vor einem Vierteljahre machen ließ.

Den Abend vor unſerm Hochzeiſtage ſagte uns der Oberſte. Lieben Leutchen! eine Bitte — verfügt euch bald zur Ruhe! Morgen wird etwas früh aufgeſtanden werden.

Wir befolgten ſeinen Wink, jedes ſuchte ſein Schlafzimmer gegen neun Uhr.

Früh ehe die Sonne aufgieng, waren wir ſchon alle angekleidet, und wurden von dem Oberſten auf einen hohen Berg geführt, von welchem wir auf der einen Seite die Ausſicht in ein lachendes Gefilde, auf der andern in ein, mit Waldung beſetztes, langes Gebirge hatten.

Sobald die Sonnenſcheibe anfieng ſichtbar zu werden, ertönte in dem herumliegenden Walde das ſchöne Kleiſtiſche Lied:

Groß iſt der Herr, lobſinget alle ihm,
Jahrlichter ſeiner Burg.

und Clarinetten, und Waldhörner begleiteten dieſen Geſang. Unterdeſſen rückte die Sonne immer höher, alle Berge wiederholten das Lob des Schöpfers, und eine Menge Vögel nahmen daran Antheil. Etwas herzerhebenders habe ich nie empfunden.

Nach Endigung derſelben drückte uns der gute Oberſte, mit ſeiner Frau gerührt die Hände und ſagte: es iſt billig, daß wir einen ſo freudigen Tag mit dem Lobe des Schöpfers anfangen und unſer Herz dadurch recht zur Freude ſtimmen. Nun führte er uns in eine Laube, wo wir eine Chololate bereitet fanden, die zu unſerm Frühſtücke beſtimmt war. Indem wir dieſelbe einnahmen, ertönte aus den Wäldern wieder das ſchöne Lied auf den Frühling:

Kind der Schönheit und der Freude,
Sey gegrüßt;
Das bereits im Veilchenkleide
Ein geborner Engel iſt.

Wie herzlich vergnügt wir dabey waren, kann ich Ihnen, beſte Frau Muhme, nicht beſchreiben. Und doch war dieſe Freude ſo wohlfeil! Gewiß die Menſchen könnten Millionen Freuden genießen, und das ſogenannte Thränenthal in ein Freude- und Wonnethal verwandeln, wenn ſie mehr Sinn für die Natur beſäßen, wenn dieſer Sinn nicht durch die gewöhnliche verkehrte Erziehung geſtümpft würde, wenn ſie die unermeßlich vielen Materialien zur Freude, die in der Natur liegen, zu ſchätzen und zu benutzen wüßten.

Itzo ſtunden wir auf, und wurden unter Vogelgeſang und Blumenduft im Walde herumgeführt, wo der Oberſte mit ungemeiner Lebhaftigkeit, uns alle die Verbeſſerungen zeigte, die er in dem Forſtweſen vorgenommen hatte. Seine Heiterkeit erreichte den höchſten Grad, da wir auf eine Anhöhe kamen, von der wir einen groſſen Strich Wald überſehen konnten, der im Grunde aus Erlen, und da, wo er zu ſteigen anfieng, aus Lerchenbäumen beſtund. Dieſer ganze Platz, ſagte er, war unten ein Moraſt, und oben eine Wüſteney, da ich meine Oekonomie anfieng, itzo hat er ſich ſo verſchönert!

Da wir einige Schritte weiter giengen, kamen wir an ein Häuschen, das einer Einſiedeley glich. Wer wohnt hier? fragte ich.

Ein gewiſſer Nickelſen, antwortete der Oberſte. Der gute Mann hat im Kriege einen Arm verloren, iſt aber demohnerachtet immer thätig und mir ſehr nützlich. Er führt über meinen ganzen Forſt die Aufſicht, und bringt in demſelben immer mehrere Verbeſſerung an. Bald wird er das Vergnügen haben, Plätze, die Wüſteneyen waren, durch ſeinen Fleiß, in die angenehmſten Haine umgeſchaffen zu ſehen.

So, wie der Herr Oberſte das Vergnügen hat, einen Bettler, durch ſeine Großmuth, in einen thätigen Mann umgeſchaffen zu ſehen — ſo redete Nickelſen, der ſogleich aus ſeiner Einſiedeley hervortrat, und uns einlud, ſie zu beſehen.

Sie war in Anſehung der Simplicität, wahre Einſiedeley, nur hatte ſie das Vorzügliche, daß ſie ein artiges Bibliothekchen enthielt, das er der Wohlthätigkeit des Oberſten zu danken hatte.

Wie glücklich, ſagte ich, muß nicht der Mann ſeyn, der um ſich Plätze und Menſchen ſieht, die durch ihn gebeſſert wurden!

Dieſes zu thun, erwiederte der Oberſte, verbindet uns ja die Liebe zu uns ſelbſt. Indem wir Freude um uns verbreiten, machen wir uns ſelbſt Freude.

Wir giengen weiter, Nickelſen erbat ſich die Erlaubniß uns begleiten zu dürfen, und wir kamen wieder auf einen höchſt romantiſchen Platz. Es war ein geräumiges Thal, das von allen Seiten mit Bergen, die mit Gehölz bewachſen waren, eingeſchloſſen, und durch einen hellen Bach gewäſſert wurde.

Eine alte Eiche, unter welcher ein, von Raſen erbaueter, Altar ſtund, auf dem ein Buch lag, ließ mich gleich ahnden, in welcher Abſicht wir hierher waren geführt worden.

Ich hatte mich nicht geirret: Mein Vetter Rollow, den ich ſeit einiger Zeit vermiſſet hatte, trat aus dem Gebüſche, in prieſterlichem Ornate hervor und ſtellete ſich vor den Altar.

Hier, lieben Kinder, ſagte der Oberſte zu uns, wäre wohl ein ſchicklicher Platz, wo ihr euch trauen laſſen könntet. Tretet herzu!

Mein lieber Carl faßte mich bey der Hand, führte mich zum Altare und die übrige Geſellſchaft ſchloß um uns herum einen halben Cirkel.

Hierauf hielt mein Vetter folgende Anrede an uns, die ich durch unſern Bedienten habe copiren laſſen:

Meine geliebten Freunde!

„Von allen Orten her hört man Klagen über das Elend der Menſchen, die leider mehr als zu gegründet ſind. Wahre Liebloſigkeit wäre es, wenn ich Sie bereden wollte, daß dieſe Klagen übertrieben wären. Wenn Feuer in einem Hauſe auskommt, ſo iſt es wirklich grauſam, den Eigenthümer zu überreden, die bevorſtehende Feuersbrunſt ſey blos in ſeiner Einbildung.

Dieſe Verſicherung könnte Sie nun leicht kleinmüthig machen; Sie könnten auf die Beſorgniß gerathen, ob es nicht Sünde ſey, ſich zu verehelichen, und neue Menſchen hervorzubringen, auf welche nichts als Elend wartet. Ich muß Ihnen alſo zu Ihrer Beruhigung ſagen, daß zwar unnennbar vieles Elend auf der Erde ſey, und die Menſchen plage; daß aber alle dieſes Elend blos als eine Strafe der Sünde, oder eine Folge des Unverſtandes und der Thorheit angeſehen werden müſſe. Der Grund davon iſt die Erbſünde, die uns durch Eltern, Lehrer, Freunde und Schriftſteller mitgetheilt wird. Aber unſer Erlöſer wird Sie von alle dieſem Uebel befreyen, wenn Sie auf ſeine Winke merken und ſie befolgen wollen. Ihr Acker wird dann nicht mehr verflucht, ſondern geſegnet ſeyn, nicht Dornen und Diſteln, ſondern Roggen, Waizen, Gerſte und Hafer tragen, ſpaniſchen und Lucerner Klee, nebſt Esparcette wird er Ihnen tragen; nicht im Kummer ſondern mit Fröhlichkeit werden Sie ſich darauf nähren; zwar werden Sie im Schweiß Ihres Angeſichts Ihr Brod eſſen, aber dieſen Schweiß werden Sie nicht mehr als Fluch, ſondern als Segen, betrachten, weil er ein Beförderungsmittel ihrer Geſundheit iſt. Alle Seuchen und Krankheiten werden von ihnen weichen, und ſelbſt die Schmerzen der Geburt, die faſt immer Folgen der menſchlichen Thorheit, und des menſchlichen Unverſtandes ſind, werden immer mehr ſich mindern. Sorge und Kummer wird Ihnen unbekannt bleiben. Der Tod wird nicht mehr ſeyn; weil ſie die Trennung von unſerm Planeten, bloß als eine Erhöhung zu einer neuen Staffel der Vollkommenheit betrachten werden.

Gegen die unvermeidlichen Leiden wird Sie Ihr Muth, Ihre Standhaftigkeit, Ihr Vertrauen zu Gott und zu ſich ſelbſt waffnen, daß Sie dieſelben nie niederwerfen können.

Kurz Sie ſind heute vom menſchlichen Elende erlöſet, wenn Sie es ernſtlich wollen. Die Erde wird von Heute an für Sie ein Himmel.“

Hier ließ ſich wieder aus dem benachbarten Walde ein Chor hören, das, unter Begleitung der Clarinetten und Waldhörner, ſang:

Wie ſchön, o Gott! iſt deine Welt gemacht,
Wenn ſie dein Licht umfließt!
Ihr fehlts an Engeln nur, und nicht an Pracht,
Daß ſie kein Himmel iſt. u. ſ. w.

Nach Endigung dieſes Geſangs trauete uns mein Vetter, nach einem Formulare von Zollikofer. Am Ende ertheilte er uns ſeinen Segen, und die Verſammlung antwortete: Amen! Amen!

Ein Chor linker, und ein Chor rechter Hand, und alle Berge wiederholten es: Amen! Amen!

Das war doch ein Amen! dergleichen ich noch nie gehört habe.

Die kleine Hochzeitgeſellſchaft trat itzo näher und wünſchte uns Glück mit wenigen Worten, die aber alle ſo herzlich waren, ſo ganz aus dem Innerſten der Seele kamen, daß Sie auf uns mehr wirkten, als ein halbes Dutzend gewöhnliche Hochzeitgedichte.

Das iſt doch einmal der Tag der Freude und des Wohllebens für mich alten Mann, ſagte der Oberſte, ſo einen Tag hatte ich lange nicht. Billig ſollten wir ihm ein kleines Denkmal ſtiften.

Sobald er dieſes geſagt hatte, kamen aus dem Gebüſche zwey junge Bauern hervor, davon jeder ein Bäumchen und eine Schaufel trug. Der eine gab ſein Bäumchen mir, der andere meinem Carl, und zeigten uns zwey Löcher, die in einiger Entfernung, zu beyden Seiten des Altars, gegraben waren, in die wir unſere Bäumchen ſetzen mußten.

Sobald dieſes geſchehen war: ſtellten die Bauern bey jedes Bäumchen einen Pfahl, ſchaufelten und traten die Erde an, und aus dem Walde ertöneten folgende Verſe:

Unvergeßlich ſey er uns,
Dieſer freudenvolle Tag,
Da wir ſahen,

Wie zum lebenslangen Glück
Zweyer redlichliebenden
Ward der Grund geleget.

Wann der Enkel einſtens bricht
Dieſer Bäumchen ſüße Frucht,
Die wir pflanzen:
Dann erzähle noch ſein Mund,
Welchem frohen Tage ſie
Ihre Pflanzung danken.

Gerührt drückten wir dem Oberſten und der Oberſtin die Hände, und dankten für ihre Geſchäftigkeit unſere Freude zu vergrößern.

Wenn wir nur unſern Zweck erreichen, ſagte die Oberſtin, ſo iſt alles gut.

Nun giengen wir wohl noch eine Stunde lang, unter lauter belehrenden, unterhaltenden, aufheiternden, Geſprächen in dem Walde umher, kamen bald auf Anhöhen, von da wir die reizzendeſten Ausſichten hatten, bald in Thäler, die zur Ruhe und zum Nachdenken einzuladen ſchienen, und immer machte uns Nickelſen auf die Verbeſſerungen aufmerkſam, die der Oberſte hervorgebracht hatte. Auf einmal ſtanden wir an einem See, in deſſen Mitte eine, mit Gebüſchen bewachſne, Inſel lag.

Die Gondel, die am Rande ſtund, ließ mich ziemlich muthmaſen, warum wir an dieſen See wären geführet worden. Ich hatte mich, in meiner Muthmaſung, nicht geirret. Der Oberſte faßte mich bey der Hand und ſagte: auf dem feſten Lande haben wir nun genug Vergnügen genoſſen, wie wäre es, wenn wir zur See giengen? Kaum hatte er es geſagt, ſo war ich auch ſchon in der Gondel, und die ganze Geſellſchaft mit mir.

Nun wurde, unter Muſik, die vom Ufer ertönte, immer um die Inſel herum gerudert, und — endlich an derſelben gelandet.

Wir fanden auf derſelben ein Gezelt aufgeſchlagen, nachdem wir geführt wurden. Sobald wir uns demſelben näherten — ſtellen Sie ſich die Ueberraſchung vor! trat meines Carls ehemaliger Hofmeiſter, Herr Wenzel, aus dem Zelte, umarmte meinen Carl und ſagte: mein Carl! da ich gerührt dieſer Umarmung zuſahe: ſtürzte Caroline Menzerin hervor, hieng an meinem Halſe und ſagte: meine Henriette!

Nachdem die erſte Ergießung der Herzen vorbey war, fragte ich, was iſt das? was bedeutet das? Caroline bey Herrn Wenzel?

Nichts weiter, ſagte Herr Wenzel, als daß ich das Vergnügen habe, Ihnen in meiner Caroline meine liebe Braut vorzuſtellen.

Caroline Ihre Braut? rief Carl.

Caroline Wenzels Braut? rief ich.

Carl flog an Wenzels, ich an Carolinens Hals, und beyde ſagten: nie hätten Sie beſſer wählen können.

Ich muß Ihnen noch mehr ſagen, erwiederte Wenzel, Caroline iſt nicht blos meine Braut, ſondern auch meine, mir angetrauete Braut. Unter der Zeit, da Sie getrauet wurden, geſchahe auch unſere Trauung. Da Sie Bäume pflanzten, pflanzten auch wir Bäume.

Das iſt zu viel Freude für einen Tag! ſagte mein Carl, ſeinen Vetter umarmend. Das iſt zu viel Freude für einen Tag; ſagte ich, die Oberſtin umarmend.

Ich denke, verſetzte der Oberſte, am guten Tage ſey guter Dinge. Belieben Sie in das Zelt zu treten!

Wir traten herein, und fanden hier eine Tafel gedeckt, an die wir uns ſetzten, und die mit ſehr wenigen und einfachen Gerichten beſetzt wurde, zu denen in den Gläſern Medoc und Rheinwein perlte.

Unter der Zeit, da die Gläſer geleert wurden ſangen wir:

Wer wollte ſich mit Grillen plagen,
So lang uns Lenz und Jugend blühn.

und Waldhörner, nebſt Clarinetten, die aus dem Gebüſche ertönten, begleiteten unſern Geſang.

Scherz und herzliche Geſpräche verlängerten die Mahlzeit bis auf vier Stunden — wie wenn wir zwölf Gerichte gehabt hätten.

Nun ſtunden wir, auf den Wink des Oberſten auf, ſetzten uns wieder in die Gondel, und ſchiffeten weiter. Da wir das nördliche Ende des Sees erreicht hatten, wurde gelandet, und wir trafen bey unſerer Landung eine große Laube an.

an, die grade ſo ausſähe, als wenn ſie für uns wäre errichtet worden. Da wir uns derſelben näherten, trat ein alter Bekannter meines Carls, Ihr ehemaliger Freund, Herr Zellnick hervor und präſentirte uns ſein junges Weibchen, das ihm vor einigen Stunden war angetrauet worden. Dadurch erhielt unſere Freude eine neue Vergröſſerung. Die Geſchichte ſeiner Liebe iſt ſonderbar, und ich habe bis itzo noch nichts gewiſſes und ausführliches davon erfahren können. Mein Carl ſagte, er wolle Sie mir deswegen noch nicht erklären, damit ich mich ein wenig gewöhnte, meine Neugierde zu mäßigen.

Uebrigens wurde in dieſer Laube der Kaffee genoſſen, nach deſſen Einnehmung uns der Oberſte wieder zu einem Spatziergange einlud. Dieſer führte uns zu einem Platze, von dem uns Muſik und Jubel entgegen tönte, und auf dem wir eine Geſellſchaft erblickten, die ſich mit Tanzen beluſtigte.

Was giebts hier? fragte ich den Oberſten. Es iſt ein kleines Feſt ſagte er, das ich meinem Geſinde und Arbeitsleuten gegeben habe.

Sobald wir aber hinzutraten, hörete Muſik und Tanz auf, und wieder ein neues Ehepaar, trat hervor, das meines Carls Hände küßte, und ihm mit naſſen Augen die Verſicherung gab, daß es ihm ſein ganzes Glück verdanke. Es war Selbiger und die Rübnerin, die beyde durch meinen Carl, der erſte vom Soldatenſtande, die andere von einer ſchrecklichen Leibesſtrafe, waren losgekaufet worden. Der Anblick war ſehr rührend, und machte mir meinen Carl noch einmal ſo werth.

Der Oberſte nahm daher, indem er uns nach ſeinem Hauſe zuführte, Veranlaſſung von den Freuden des Wohlthuns zu ſprechen, und warf die Frage auf, woher es doch käme, daß es ſo wenig von den Menſchen geſchätzt, und immer den Freuden des Selbſtgenuſſes nachgeſetzt würde, da es doch ohne Zweifel weit inniger, und dauerhafter wäre.

Herr Wenzel ſuchte den Grund davon theils in der Unthätigkeit der Menſchen, theils in dem immer weiter um ſich greifenden Luxus, der den Menſchen nöthige ſich blos mit ſich, und der Erwerbung ſeiner erkünſtelten Bedürfniſſe zu beſchäftigen, ſo daß ihm keine Kraft übrig bleibe, für ſeinen Nebenmenſchen etwas zu thun.

So muß, ſagte der Oberſte, doch bey uns Kraft zum Wohlthun übrig ſeyn, da wir dem Luxus ſo ganz entſaget haben. Laſſen Sie uns einmal zuſammen rechnen, was die drey Hochzeiten, die heute gefeyert wurden gekoſtet hätten, wenn wir ſie auf den gewöhnlichen Fuß hätten begehen wollen, und wieviel wir dadurch erſpart haben, daß wir ſie der Natur gemäß begiengen: ſo wird gewiß ein Ueberſchuß bleiben, mit dem wir noch ein ziemlich gutes Werk verrichten können. Nun gieng das Rechnen an! Mahlſchätze, Brautkleider, Brabander Spitzen, Kleider für die Bräutigame, Hochzeitſchmäuſe, dieß alles zuſammen auf das billigſte gerechnet, betrug eine Summe von 1500 Thlr.

Damit ließe ſich, ſagte der Oberſte lächelnd, ſchon etwas Gutes ſtiften. Der dritte Theil wäre hinlänglich Selbigern Haus und Hausgeräthe zu verſchaffen. Dreyhundert Thaler, ſagte Carl, gebe ich dazu, Herr Wenzel verwilligte hundert und funfzig, und Herr Zellnick funfzig.

Ich habe mich doch, ſagte der Oberſte, nicht verrechnet, und im Vertrauen auf die Richtigkeit meiner Rechnung bereits für ihn das Häuschen bauen und mit den nöthigſten Mobilien verſehen laſſen. Wollen Sie es ſehen, ſo belieben Sie mir zu folgen. Wir folgten ihm mit Vergnügen, und kamen an ein kleines, aber ſehr niedliches Haus, vor dem ein heller Bach floß, und hinter dem ein Küchengarten angebracht war, in dem wenigſtens ſoviel Gemüſe erzeuget werden konnte, als zur täglichen Sättigung einer Familie nöthig war. Das Haus ſelbſt enthielt verſchiedene Zimmer, und das nothwendigſte Hausgeräthe und Werkzeug, nicht koſtbar, aber ſehr ſauber-gearbeitet.

In dieß Haus ſagte der Oberſte, will ich das neue Ehepaar dieſen Abend führen laſſen. Ich denke es wird ſich doch darüber freuen, denn es hat noch nicht das geringſte davon erfahren.

Herzlich wird es ſich freuen, ſagte Herr Wenzel, gewiß aber nicht ſo, wie Sie, und wie wir alle.

Ich denke es auch, antwortete der Oberſte, wenigſtens hoffe ich, daß wenn die lieben

Bräute nach einigen Jahren hierher kommen, und eine glückliche Familie finden, die ihr Daſeyn Ihrer Entſagung des Luxus zu danken hat, ſie darüber gewiß mehr Freude empfinden werden, als über ein Käſtchen voll Geſchmeide, und einen Schrank voll ſeidne Kleider. Dieß trauen Sie uns gewiß zu, ſagte Caroline, ſo lange Sie uns nicht für ganz fühllos halten. Bey unſerer Rückkehr in des Oberſten Haus fanden wir eine Tafel mit kalten Braten, Butter und Käſe, Kuchen und Wein, beſetzt, welches wir unter Scherz, Geſang und Saitenſpiel, genoſſen; dann wurde getanzt, und — am Ende — zu Bette gegangen? Sie irren ſich beſte Frau Muhme! Ehe dieß geſchahe faßte der Oberſte meinen Carl, und meine Muhme Rollow mich bey der Hand, giengen mit uns in beſondere Zimmer, und erklärten uns die geheimen Pflichten des Eheſtands. Dann wurde ich meinem Carl übergeben, dem ich zitternd in das Schlafgemach folgte, wo für uns ein Bette, mit einer Matratze bedeckt, aufgeſchlagen ſtund. Ueber daſſelbe war eine Crone angebracht, an welcher die Worte geſchrieben ſtunden: **Mäßigung befördert den Reiz und die Dauer des Vergnügens.**

Mein lieber Mann läßt ſich Ihnen beſtens empfehlen, und bittet mit mir, daß Sie doch ja recht bald uns beſuchen, und an den Freuden, die wir genießen, Antheil nehmen mögen. Mit der herzlichſten Liebe und Dankbarkeit verbleibe ich

Ihre

treue Freundin,
Henriette v. Carlsberg.

Nachrede.

Da ich dieſes Buch geendigt habe, und über den Plan ſowohl, als über die Ausführung deſſelben nochmals nachdenke: bin ich mit folgenden Stücken unzufrieden.

1. Daß gar vieles zu flüchtig, nicht gründlich genug, ausgearbeitet iſt. Der Grund davon, war weder Unthätigkeit, noch Genuß zu vieler Vergnügungen, ſondern Geſchäfte, denen ich mich unterziehen mußte, wenn ich einen

Plan durchſetzen wollte, der, nach meiner Ueberzeugung, ſehr wohlthätige Folgen haben wird. Zu dieſen Geſchäften gehört auch die Vielſchreiberey, die mir ſo oft iſt vorgerückt worden. Allein auch dieſe war Mittel, zu meinem Zweck zu kommen. Er iſt erreicht, und die Vielſchreiberey, hat mit dieſer Oſtermeſſe ein Ende.

2. Daß ich einige wollüſtige Auftritte zu lebhaft geſchildert habe. Meine Abſicht dabey war gut, ich ſehe aber itzo ein, daß das Leſen derſelben, doch jungen, zur Wolluſt geneigten, Seelen, eine falſche Stimmung geben könnte, und werde Sie deswegen, bey einer neuen Auflage, abändern.

3. Daß ich von geheimen Verbindungen, zwiſchen Proteſtanten und Katholiken zu zuverſichtlich geſprochen habe. Ich geſtehe daher, daß ich dafür keinen andern Gewährmann, als die Berliner Monatsſchrift, anführen kann. Was ich aber über den Eifer (nicht der Katholiken, die ich als meine Brüder liebe und hochſchätze, ſondern der Papiſten), Proſelyten zu machen geſagt habe, iſt alles wahr. Alles was davon erzählt wurde, iſt — Thatſache.

4. Daß ich von geheimen, Schwärmerey verbreitenden, Verbindungen, nicht beſtimmter ſprechen konnte, da doch ihr Daſeyn, und der Schade, der dadurch geſtiftet wird, unleugbar iſt. Möchten doch alle diejenigen, die mit der Sucht, verborgne Geheimniſſe zu erfahren, behaftet ſind, ehe Sie ihren Fuß in das heilige Dunkel ſetzen, erſt die Berliner Monatsſchrift Febr. 1788. p. 167. leſen, und ſich ſelbſt prüfen, ob ſie wohl eine Reception aushalten möchten, dergleichen hier beſchrieben iſt! möchten ſie doch, ehe ſie ſich der Leitung eines Mannes, der ſich rühmt, den Schlüſſel zum Univerſum zu beſitzen, überlieſſen, ſich erſt erkundigen, was hat dieſer Mann durch ſeine Weisheit gewirkt?

Wenn man mir aber vorwirft, daß ich die Schilderungen vom menſchlichen Elende übertrieben hätte, ſo thut man mir Unrecht. Der gröſſere Theil unſerer Zeitgenoſſen iſt ſo an den Anblick des Elends gewöhnt, daß er es für nothwendig, wohl gar für wohlthätig hält. Dieſen aus ſeiner Unempfindlichkeit zu erwecken, war eine ſtarke Sprache nöthig, die aber in dieſem Bu-

Buche, bey weiten nicht ſo ſtark iſt, als ſie ſeyn ſollte.

Um dieſes zu beweiſen, werfe ich einige Fragen auf: Iſt es vielleicht übertrieben, wenn ich ſage, daß junge Leute beyderley Geſchlechts, ſich zur Erzeugung und Erziehung verbinden, ohne nur die geringſte Kenntniß von Erziehung der Menſchen zu haben? iſt dieß nicht eben ſo thöricht — als wenn jemand Waid, Krapp oder ein anderes Gewächs anbauen wollte, ohne davon den geringſten Unterricht erhalten zu haben? Welches iſt der Platz, wo der Menſch erzeuget wird? iſts etwa ein anderer als der Leib des Weibes? Wenn nun dieſer, für die Menſchheit wichtigſte Theil, durch Schnürbrüſte, (wie der Herr Prof. Sömmerring, in der, durch eine, von der Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal, aufgeworfene Preißfrage, veranlaßte, Schrift, unwiderleglich bewieſen hat), zuſammengepreßt, verſchoben, unfähig gemacht wird, ſeiner Beſtimmung gemäß zu wirken, iſt da in allen Sprachen der Menſchen ein Ausdruck zu finden, der gegen dieſe entſetzliche Gewohnheit zu ſtark wäre? Ueberſchüttet den Acker, wo Roggen wachſen ſoll, mit

Steinen, ſetzet das, zum Spaniſchen Klee beſtimmte, Land unter Waſſer, alles dieß iſt Weisheit, wenn ich es mit der Gewohnheit vergleiche, den Platz, wo der Menſch ſich bilden, ſeine erſte Nahrung haben ſoll, durch Schnürbrüſte unfähig zu machen, ſeiner Beſtimmung gemäß zu wirken. Iſts etwa übertrieben, wenn ich behaupte, daß bisher faſt alle Schulen, die zum Theil Reichthümer, von unſern frommen Vorfahren legirt, beſitzen, mit denen die größten Dinge ausgeführet werden könnten, Mördergruben waren, wo die Unſchuld ihr Grab fand!

Der Zeugungstrieb iſt gewiß unter allen, die uns der Schöpfer einpflanzte, einer der ſtärkſten und nothwendigſten.

Wie klein iſt aber die Zahl derer, die ſich in ſo einer glücklichen Lage befinden, daß ſie dieſen Trieb, wenn ſie hierzu die nöthigen Kräfte haben, auf eine erlaubte Art befriedigen können? Und wie groß und mannichfaltig iſt der Jammer, der durch unnatürliche Einſchränkung dieſes Triebs in der menſchlichen Geſellſchaft angerichtet wird!

Iſts etwa überſpannt, wenn ich behaupte, die mehreſten Ehen würden nicht aus Liebe, ſondern

dern aus Eigennutz geſchloſſen, und dergleichen Verbindungen, als eine Quelle von mannichfaltigem Elende vorſtelle?

Kann etwas traurigeres gedacht werden, als die große Unwiſſenheit unſerer mehreſten Zeitgenoſſen, in Anſehung ihrer Geſundheitspflege? Sind nicht mehrentheils die Mittel, die man anwendet, ſie zu erhalten, die wirkſamſten, ſie zu zerſtören? Iſts nicht zu bejammern, daß die Kenntniß der Natur, des Magazins, das alle Mittel, unſern Zuſtand zu verbeſſern, im Ueberfluſſe enthält, ſo ſehr ſelten iſt? iſts nicht zu beklagen, wenn die Aufmerkſamkeit der Kinder, von der gegenwärtigen Welt abgezogen, und, ehe ſie dieſe kennen, auf das alte Paläſtina, Rom und Griechenland gerichtet wird? Iſts etwa Erdichtung, wenn ich ſage, daß in chriſtlichen Schulen der Terenz geleſen, und in deutſchen, chriſtlichen Gemeinen geſungen werde:

An Waſſerflüſſen Babylon,
Da ſaſſen wir und weinten.

Kann etwas kläglichers gedacht werden, als unſere Liturgie, und die Sorgloſigkeit, ſie zu verbeſſern?

Iſt das, was ich von der Schwäche des menſchlichen Körpers und Verſtandes, von den zahlloſen Krankheiten, die den erſtern peinigen, und den Irrthümern und Schwärmereyen, die den letztern in Feſſeln halten, von der erbärmlichen Verfaſſung vieler Schulen, Univerſitäten, Wayſenhäuſer und Gefängniſſe, von der Unnatürlichkeit des Soldatenſtandes, ſo wie er itzo iſt, geſagt habe, nicht der Wahrheit gemäß? Findet man zu meinen Schilderungen nicht allenthalben die Originale?

Bey alle dieſem Elende iſt das bedaurenswürdigſte dieſes, daß ſich ſo viele Menſchen finden, die ihre leidende Brüder, gegen das Gefühl ihrer Plagen zu betäuben, und ihnen allen Muth ſich zu helfen, zu benehmen ſuchen; daß ſogar die Religion, die uns der **Erlöſer** predigte, oft dazu gemißbrauchet, durch unrichtige Vorſtellungen vom Vertrauen auf Gott, der Menſch in Unthätigkeit erhalten, durch unrichtige Erklärungen vom Glauben, das Selbſtdenken gehindert, und das menſchliche Elend, das augenſcheinlich eine Folge des menſchlichen Unverſtandes iſt, geradezu als eine Anordnung der göttlichen Weisheit und Güte vorgeſtellet, und ſo dem Menſchen Mißtrauen zu Gott, und zu ſich ſelbſt eingeflößet wird.

Unterdeſſen iſts doch gewiß, daß ſich die Ausſichten in die Zukunft immer mehr aufheitern. Wenn wir zurückſehen auf die Verbeſſerungen, die, ſeit dem letzten Jahrzehend, im Staate, in der Kirche, in Schulen, auf Univerſitäten, geſchehen ſind, wenn wir das immer weiter um ſich greifende Beſtreben, die Leiden der Menſchen zu mindern, bemerken: ſo wird doch die Hoffnung ſtärker, daß die Herrſchaft des Unverſtands einmal aufhören, die Weisheit ihre Rechte wieder erlangen, und die Feſſeln, in denen die Menſchheit ſeufzte, auflöſen werde. Das Buch von der Erlöſung wird, wie ich hoffe, zur Erreichung dieſes Zwecks auch ſein Theil beytragen.

Ehe ich dieſes aber liefere, habe ich es für nöthig gehalten, ein Wochenblatt unter dem Titel: der Bote aus Thüringen in das Publikum zu ſchicken. Da dieſes mit dem Buche vom menſchlichen Elende und von der Erlöſung im genaueſten Zuſammenhange ſteht, ſo iſt es wohl ſchicklich, hier etwas von dem Zwecke und der Einrichtung deſſelben zu ſagen.

Wenn die Erlöſung vom Elende wirklich erfolgen ſoll: ſo dürfen wir nicht ſowol eine außerordentliche Perſon erwarten, die der, ſich leidend verhaltenden, Menſchheit Feſſeln durchfeile, als vielmehr darauf rechnen, daß jeder, der Verſtand und Kraft genug hat, ſeine eignen und ſeiner benachbarten Brüder Feſſeln löſe. Die mit vorzüglicher Kraft und Verſtande verſehenen Menſchen, ſind aber nicht in einer Claſſe der Bürger des Staats zuſammengedrängt, ſondern in allen Ständen zerſtreuet. Es iſt alſo ein Blat nöthig, das für alle, vorzüglich für die niedrigen Stände der Menſchen, die bey weiten den größern Theil ausmachen, lesbar iſt, das hier und da etwas hinwirft, um das Nachdenken zu reitzen, und die Kräfte des Verſtandes bey denen zu entwickeln, die ſie wirklich haben.

Dieß Blat ſoll nun der Bote aus Thüringen ſeyn.

Da ich es hinlänglich bewieſen zu haben glaube, daß ich mich bis zu den niedrigſten

Ständen herablaſſen, und mich ſo ausdrücken kann, daß ich auch den geringſten verſtändlich werde: ſo finde ich zur Ausfertigung dieſes Blats auch hierinne einen neuen Grund.

Da man es nicht unſchicklich findet die Grönländer in grönländiſcher, und die Wenden in wendiſcher Sprache zu unterrichten, ſo wird man hoffentlich es auch nicht tadeln, wenn ich zum Volke in Volksſprache rede.

Da es ferner Pflicht iſt, ſich bey dem Unterrichte einer gewiſſen Menſchenclaſſe nach ihrem Geſchmacke zu richten: ſo wird man mir es verzeihen, wenn ich den Geſchmack der Claſſe, für die ich ſchreibe, zu erforſchen, und mich nach ihm zu richten ſuche. Aus dieſem Grunde muß ich Zeitungsnachrichten beyfügen, die von einem in der Geographie und Statiſtik ſehr geſchickten Manne herrühren, und Aufſätze aus der Oekonomie und Naturgeſchichte einweben, die von einem ſehr erfahrnen Naturforſcher verfertigt werden. Dieß Blat wird für den möglichſt wohlfeilen Preiß geliefert. Es koſtet der Jahrgang von 52 Bogen, in Gotha, 18 gl. Die Beſtellungen darauf kann jedes auf dem nächſten Poſtamte, oder in der nächſten Buchhandlung, in den Gegenden aber, durch welche die Gothaiſchen Zeitungsboten gehen, auf der Zeitungsexpedition machen. Wem es alſo ein Ernſt iſt, die Menſchen dahin zu bringen, ſich von dem Elende, das ſie druckt, zu befreyen, wird gewiß dieſe Schrift in ſeiner Gegend aufs möglichſte zu verbreiten ſuchen.

Aber — wird man ſagen.

Alle dieſe Aber weiß ich voraus, und will ſie ſogleich beantworten.

1) Die Freymüthigkeit, die im Carlsberg herrſcht, wird nie im Boten aus Thüringen ſichtbar.

2) Nie wird gegen irgend einen Stand geſprochen.

3) Keine Glaubenslehre, irgend einer Religionsparthey wird angegriſſen.

Auf dieſe Verſprechungen kann man ſich zuverläſſig verlaſſen. Meine Schrift kann, vom Katholicken bis zum Socinianer, jeder ohne Anſtoß leſen. **Möchten doch alle, die Auf-**

klärung zu verbreiten ſuchen, eben dieſe Vorſicht beobachten! das Angreifen der Glaubenslehren erregt nur Verbitterung und Streit, worunter die gute Sache immer leiden muß. Man ſuche doch nur den menſchlichen Verſtand aufzuklären, ſo fällt alles, was wirklich Irrthum iſt, von ſelbſt weg. Einem unaufgeklärten Verſtande gewiſſe Lehren als Irrthümer vorſtellen zu wollen, iſt vergebliche Arbeit, und — — iſt der guten Sache nachtheilig!

Was nun das Buch von der Erlöſung ſelbſt betrift, ſo habe ich ganz beſondere Gründe, die ich zu ſeiner Zeit meinen Leſern vorlegen werde, warum ich den Plan davon vor der Hand nicht bekannt mache. Nur das Motto dazu will ich herſetzen: **Sehet, ich habe euch Macht gegeben, zu treten auf Schlangen und Scorpionen, und über alle Gewalt des Feindes; und nichts wird euch beſchädigen.**

Dieſes Motto, lieber Leſer, ſtudire nun, und denke darüber nach! Findeſt du darinne einen vernünftigen Sinn, wird es dir warm um das Herz, fühlſt du bey dir Luſt, Schlangen und Scorpionen ähnliche Ungeheuer unter die Füße zu treten — gut! ſo glaube, daß du berufen biſt, die Erlöſung der Menſchen befördern zu helfen.

Lies nun täglich, bey dem Frühſtücke eine von Zollikofers Predigten über die Würde des Menſchen! zur Abwechſelung auch eine von meinen Gottesverehrungen, in welchen mein ganzes Syſtem bereits verſteckt iſt; denke darüber nach, und bemühe dich das, was du geleſen haſt, auf dem Platze, auf den dich Gott ſtellete, in Ausübung zu bringen.

Verſtehſt du dieß Motto aber nicht, hältſt du mich deswegen für einen Schwärmer, — nun ſo nimm zu deiner Beruhigung ein anderes Verslein an, das zwar nicht von Jeſu herrührt, aber doch in verſchiedenen Geſangbüchern ſteht und alſo lautet:

Laß kommen alles Kreuz und Pein!
Laß kommen alle Plagen!
Laß mich veracht't, verſpottet ſeyn,
Verwund't und hart geſchlagen!
Nur gieb, daß ich in ſolcher Pein,
Mög ein geduldigs Lämmlein ſeyn!

Regiſter

über alle ſechs Theile.

Die römiſche Zahl zeigt den Theil, die kleinere die Seite an. Der Buchſtabe A bedeutet den Anhang zum fünften Theile.

A.

Abendmahl, eine ſehr wichtige Handlung I. 298. eine Gelegenheit ſeinen Putz zu zeigen II. 115. Menſchenſatzungen dabey II. 139. ſchlechter Wein der zuweilen dabey gebraucht wird I. 292. ſoll vielleicht eine Erinnerung an den Gallentrank des Erlöſers ſeyn 293. Anmerkung über das gewöhnliche Brod, das daſelbſt ausgetheilt wird 297.

Abſtracte Begriffe werden ſehr verkehrt den concreten vorausgeſchickt III. 243.

Abweſenheit der Gedanken, ein größeres Uebel als Deſpotismus, Pocken und Krieg III. 240.

Accidentien der Schullehrer und Geiſtlichen III. 90.

Adel, Vorzüge deſſelben II. 213. darf nicht vom bürgerlichen Blute befleckt werden II. 208. des Obriſten v. Brav Gedanken davon 222. hat allein das Recht auf des Fürſten Geburtstage Glück zu wünſchen VI. 81. der Stammbaum deſſelben hat oft einen mißlichen Grund 105.

Adeptus und **Alchymiſt**, ſiehe Goldmacher.

Aecker ſind oft zu weit vom Dorfe entfernet und woher das komme VI. 183. der Schade, der daher entſpringt 184.

Akademien ſind für die Tugend und Zufriedenheit ſo gefährlich als der Sitz der Peſt, Conſtantinopel ꝛc. I. 36.

Regiſter.

Alkiburainico, ein Reiſender aus O-Taheiti III. 22. was er für Cultur gelernet auf ſeinen Reiſen 23.

Alte Schriftſteller, nöthige Vorſicht bey ihrer Leſung in Schulen IV. 353.

Amen, merkwürdiges VI. 313.

Ambition, ob der Adel mehr davon habe III. 116.

Amtmannsſtelle, ſonderbare Art ſie zu erhalten I. 110.

Anblick des Guten, das man ſelbſt geſtiftet hat III. 184.

Anton, Pater, wird incarcerirt, weil er eine Ode auf die Inquiſition gemacht V. 60.

Arzt, einer in Pelzſtiefeln hält viel auf Transſpiration IV. 105. glaubt der halbe Menſch ſey Staubmehl 107, ein anderer vermuthet überall Bandwürmer 113, ein dritter curirt bloß durch Bewegung 122, ſtirbt aber bey ſeiner Praxis beynahe Hungers 126, ſoll natürliche Anlagen haben IV. 159, zwey widerſprechen ſich V. 89.

Arbeitsſcheu wird durch die Lektüre des Carlsbergs nicht befördert, ſondern verhindert A. 10.

Avancement, Ungerechtigkeiten dabey III. 115.

Aufklärung, wie ſie beſchaffen ſeyn muß III. 85, 100, führt Leiden mit ſich III. 69, 100, doch mehr Glückſeligkeit als die Unwiſſenheit III. 100, ſie zu verbreiten iſt Pflicht des Schriftſtellers, A. 93, ſoll ein Mittel werden deſto mehr Gutes zu ſtiften VI. 166, Einwürfe wider dieſelbe IV. 320, ob ſie den gemeinen Soldaten nützlich 326.

Auge, iſt der ſchönſte und gefährlichſte Theil des menſchlichen Körpers VI. 262.

Ausdünſtungen fauler Körper in den Kirchen III. 219.

B.

Bandwürmer vermuthet ein gewiſſer Doctor bey allen Kranken IV. 114.

Barbierer, will einem, der unter Schinders Händen geweſen nicht zur Ader laſſen III. 95. ihre Hände und Scheermeſſer ſind zuweilen ſehr gefährlich V. 160, A. 83, verbreiten oft die Blattern VI. 156, Chirurgus und Barbierer ſollten beyde nicht in einer Perſon vereiniget ſeyn, VI. 156.

Bauer, deutſcher, ißt wöchentlich zweymal Fleiſch VI. 241, büßt jährlich wegen der böſen Wege viel von ſeiner Saat ein V. 7, Bauern werden, von Rechts wegen, jämmerlich gedrückt IV. 365.

Baumpflanzung, merkwürdige, VI. 314.

Begräbniſſe in der Kirche höchſt ſchädlich III. 217.

Beichte, aufrichtige, eines Kranken und Sterbenden I. 287.

Beſſerung des Menſchen ſollte der Hauptzweck jeder Geſellſchaft ſeyn III. 58.

Betrug, wodurch er befördert wird III. 3.

Betrügerey, niederträchtige, eines Handelsmanns III. 178, 181.

Bettler, merkwürdige Geſchichte von einigen derſelben I. 167.

Bild Gottes an dem Menſchen iſt keine Chimäre A. 96.

Bilder, fratzenmäßige, die auf Religion Beziehung haben, thun groſſen Schaden A. 55. vernünftiger Befehl Gottes: du ſollſt dir kein Bildniß machen 56.

Bildung der Jugend nach den Griechen und Römern IV. 184.

Regiſter.

Bildhauer, ſein Urtheil über die Zweckmäßigkeit unſerer Kleidung VI. 257.

Blattern können ganz vertilget werden VI. 154, ſtecken nur durch unmittelbare Berührung an 156.

Bordelle, Schädlichkeit derſelben II. 32.

Bote aus Thüringen VI. 331.

Bratwürſte ſind verpachtet IV. 152.

Braut, eine ganz gewöhnliche Ankleidung derſelben wird ſtückweiſe beſchrieben V. 275.

Brav, Oberſter, giebt Carlsbergen guten Rath I. 10, ſchreibt an den Rektor Califormius 142, ſeine Gedanken über die gewöhnliche Erziehung 159, triſt einige unglückliche Bettler an 166, ſieht einen Luftballon aufſteigen IV. 47. bekommt Verdruß, da er ein Pferd einer Wittwe wieder ſchaffen will IV. 63. ſagt der Fr. v. Carlsberg bittere Wahrheit über ihren Adelſtand VI. 120.

Brav, Ferdinand von, wundert ſich, daß Selbſtſchwächung etwas unerlaubtes ſey I. 131.

Briſtol, Cammerherr, weiß die ſchwache Seite eines Frauenzimmers zu treffen IV. 313.

Brod, ſchlechtes, eine Urſache vieler Krankheiten VI. 176.

Briefe, werden zuweilen auf den Poſten erbrochen V. 153. iſt mehrentheils ungerecht, wenn es auch ein Fürſt befiehlet A. 78.

Brüche, warum dieſe Gebrechlichkeit jetzt ſo gemein iſt V. 162. VI. 42, 45, beſonders bey Soldaten 43.

Bücher, die man mit Puder, Haarnadeln und Schnürbrüſten ins Feuer werfen kann A. 21.

Bullinger, Hauptmann, avancirt, weil er catholiſch wird V. 77.

Bürger, fremde, die aufgenommen werden, ſtiften oft viel Böſes III. 127, die Grünauer Bürger ſehen elend aus, die Urſache davon II. 159. II. 180.

Bürgermeiſter, warum einer ſein Amt niederlegt III. 127.

Bürgerliche ſollen nicht zurückgeſetzt werden III. 115, dürfen irgendwo keine Landgüter ankaufen IV. 240.

C.

Californius, Rektor, I. 141, entſchuldigt die Selbſtbefleckung 158, bekommt eine ſcharfe Lection von Obriſt v. Brav 159, ſeine Erziehungsart IV. 183.

Candidaten, Menge derſelben III. 75, warum einer einen Pfarrdienſt ausſchlägt III. 108.

Capitulation wird nicht gehalten III. 62.

Carlsberg, Carl, ſieht die Henriette zum erſtenmale I. 5, iſt unglücklich im Kartenſpiele 32, wird ſchlecht geſchildert 37, wird von ſeinen Gläubigern verfolgt 65, faßt einen muſterhaften Vorſatz ſeine Schulden zu bezahlen 98, iſt Freyherr und doch Sclave 120, duelliret 134, rettet eine Unglückliche von der Straſe 192, trift Henrietten unvermuthet an 245, eine freche Dirne will ihn nothzüchtigen II. 84, duellirt abermals 91, hat einen merkwürdigen Traum 188, wird relegirt 264, ſeine Phantaſie geräth in große Lebhaftigkeit III. 1, unterredet ſich mit einigen die nach Amerika emigriren 7, beſucht einen Delinquenten der gerädert werden ſoll 33, ihm wird bey der Gelegenheit ſeine Uhr geſtohlen III. 49, ſein Abentheuer mit einer Nonne 291, und einer im Grabe liegenden Jüdin 297, geräth den Aerzten unter die Hände, IV. 158, wird vor ein Geſpenſt angeſehen 210. ihm wird ſein Pferd geſtohlen 212, beſucht eine Maskerade und trift die Menzerin an 341, eben daſelbſt ſeine Mutter 346, beweiſt Henrietten ſeine Unſchuld VI. 107, rettet einen Juden III wird von Räubern angefallen VI. 286, ſteigt ins Hochzeitbette VI. 323.

Carricatur, was eigentlich dergleichen iſt A. 60.

Caſſe, gemeinſchaftliche, fehlt an vielen Orten V. 20, wird aber auch zuweilen ſchlecht verwaltet 32.

Chirurgus, ſiehe Barbierer.

Chriſtus, ihn lieb haben iſt beſſer denn alles wiſſen, wird oft unrecht verſtanden I. 338.

Chriſten, die mehreſten ſchränken ihre Tugend nur auf die Kirche ein VI. 203.

Chriſtenthum: Geiſt deſſelben worinnen er beſtehet VI. 204, Werth deſſelben IV. 196.

Commiſſionen koſten ſehr viel V. 32.

Comödie, unſchickliche, an eines Fürſten Geburtstage VI. 83.

Conſiſtorialverhandlungen II. 236. IV. 80.

Copulation, eine gezwungene, vor dem Conſiſtorio IV. 87.

Corpus Juris, kann verbrannt werden A. 21.

Crucifix, von dem Maler Riccioli, der deswegen einen Bettler tödtete um es recht zu treffen V. 338.

Cultur, was ein O-taheiter in England davon gelernet III. 23. Folgen der Aftercultur auf die Geſundheit 26 ꝛc.

Currente, die ſingt vor einem Bierhauſe: Sey Lob und Ehre mit hohem Preiß IV. 27.

D.

Denken lehrt man den Gelehrten; aber nicht Handeln III. 245.

Deſerteur, lauft davon weil man ihm die Capitulation nicht gehalten und wird gehängt III. 62, Deſerteur wird geſpiesruthet IV. 28.

Diebe, die kleinen hängt man, die großen fahren in der Kutſche III. 30.

Dichter, heidniſche, ſollten ſehr vorſichtig mit der Jugend geleſen werden VI. 203.

Doctor, die auf dem Lande herumziehenden, was ſie für Schaden anrichten II. 183.

Dominikus, Stifter der Inquiſition V. 59.

Dorf, ein neues, wie es angelegt werden könnte, VI. 184.

Dorfpfarrer, ein junger, wird vor das Conſiſtorium gefordert IV. 80.

Dummkopf, ein wirklicher, iſt ſo ſelten als ein Blinder III. 78.

E.

Ebenbild Gottes, worinnen es beſtehet X. 96.

Ehe, mit der verſtorbenen Frauen Schweſter II. 237, eines jungen Mädchen mit einem alten

Manne 244. IV. 10, Beſchreibung einer ſehr unglücklichen III 148. IV. 9, ſie muß ein freywilliger Vertrag ſeyn IV. 88.

Eheſtand, wird ſchlecht begünſtigt I. 61.

Ehegattin, welche zu wählen VI. 99.

Eheleute, die Mißverſtändniſſe unter ihnen müſſen geheim gehalten werden V. 191.

Eheloſigkeit, Zwang dazu macht elend IV. 34.

Eid, Mißbrauch deſſelben IV. 93.

Eiferſucht, ein Auftritt derſelben IV. 9.

Eidſchwüre eines Handelsmannes III. 178.

Einſiedler, ſonderbarer, VI. 308.

Einwirkung des Geiſtes Gottes, man ſpotte derer nicht, die daran glauben III. 5.

Emigranten, Geſchichte einiger, die nach Amerika emigriren III. 6.

Erbauungsſtunden, Vertheidigung derſelben, III. 268.

Erb- und Gerichtsherr hat Amt genug, wenn er für ſeine Unterthanen ſorgt III. 75.

Erde, iſt kein Jammerthal, aber die Leute die darauf wohnen, taugen mehrentheils nicht viel, VI. 188.

Erbfolge in der Regierung, wird beſtritten, aber auch vertheidiget III. 189.

Erziehung der Gelehrten iſt ganz verkehrt III. 242, Traum über die Erziehung III. 278, verderbliche eines jungen Grafen IV. 362.

Eſelsarbeit und Zeiſigsfutter haben viele Schullehrer III. 87.

Evilmerodach, Fürſt, ſeine Unterredung mit dem Feldprediger Wenzel vom Kriege II. 26,

giebt,

giebt, zum Verſuche, den Einwohnern in Marnewitz völlige Freyheit III. 197, was dabey herauskam 230, ſchafft das Spißruthenlaufen ab 341.

Europäer, ihr grauſames Betragen gegen die armen Indianer V. 117.

Examen, eines jungen Grafen von ſeinem Hofmeiſter IV. 362.

Exorcismus, ein Mißbrauch des göttlichen Namens I. 295.

F.

Familienfreuden ſind die ſüßeſten VI. 174.

Faſttage der Katholiken III. 310.

Ferdinand, des Obriſten v. Bravs Sohn, ein unglücklicher Menſch I. 129, 148, glaubt nicht an das menſchliche Elend II. 231, wird ein Herrnhuter IV. 356.

Feuersbrünſte, ſchlechte Anordnung bey denſelben IV. 44.

Fieber, wie es ein gewiſſer Arzt am beſten und ſicherſten curirt IV. 122.

Fluch. Abſcheulichkeit der Eltern, die ihre Kinder verfluchen VI. 96.

Flurſchütze, läßt für einen halben Gulden über die Saat reuten und fahren V. 7.

Freundſchaftsdienſt, Erzählung eines ſehr enthuſiaſtiſch albernen III. 209.

Freyheit, allzugroße, der Unterthanen, wozu ſie verleitet III. 230.

Friſur, hindert die Verbindung zweyer Liebenden II. 256.

Friſeurs, ihre Lebensart wird umſtändlich beſchrieben II 144.

Fuhrleute, was ſie durch böſe Wege leiden V. 12.

Fürſt, ein, hat einmal Luſt Wahrheit zu hören II. 31.

Fürſten, über ihre Nothwendigkeit III. 196, 234, ihre Laſt iſt ſchwer 106, von ihnen muß die Menſchheit nicht alles Heil erwarten IV. 60, wie ſie die menſchliche Glückſeligkeit vermehren könnten IV. 283, haben wenig Freunde II. 25.

Fußſtapfen, Jeſu am Oelberge, ſollen einen Beweiß von der Wahrheit der chriſtlichen Religion geben III. 93.

G.

Gebote, die zehn Gebote, für wem ſie eigentlich gegeben worden I. 346, IV. 83.

Geburtstag eines Fürſten, wie er gefeyert wurde und wie er hätte ſollen gefeyert werden VI. 80.

Gefängniſſe, unmenſchliche Einrichtung mancher derſelben IV. 218.

Geiſter, Umgang mit ihnen, warum manche ihn wünſchen V. 259, Oberſter der Geiſter, wer er iſt 261. Schwedenborg rühmt ſich eines beſondern Umgangs mit ihnen V. 255.

Geiſtlicher, läßt einem begnadigten Delinquenten zur Ader III. 45.

Geld, macht nicht glücklich II. 35.

Gelehrte maßen ſich das Monopol über alle menſchliche Kenntniſſen an III. 77, haben ihre Weidmannsſprache unter ſich III. 80, ſind oft abweſend in Gedanken 242.

Gelehrſamkeit, gründliche, was darunter zu verſtehen A. 16.

Gerechtigkeit, ſchlecht gehandhabt III. 53. ꝛc.

Gerichtsherr, bekommt das beſte Stück Vieh, ſo oft einer ſeiner Unterthanen ſtirbt IV. 67.

Gerichtshalter, ohne Menſchengefühl III. 46. der nicht weiß, was Moralität iſt. und doch ſtraft 51.

Geſchmack, ſchlechter und guter A. 88.

Geſellſchaft der Menſchen iſt in manchen Stükken unſern Neigungen nicht gemäß I. 13.

Geſellſchaftlichkeit, wie ſie itzo iſt III. 169.

Geſetze ſollten den Unterthanen deutlicher bekannt gemacht werden III 36, 56 dictiren nichts als Strafe, nie Belohnung III. 58, ſtehen im Widerſpruch mit dem menſchl. Herzen, ebend.

Geſpenſt, Carlsberg glaubt eines zu ſehen III. 299, wird ſelbſt für eines angeſehen IV. 210, Geſpenſterfurcht III. 304, IV. 116.

Geſundheit, auf alles mögliche wird mehr Rückſicht genommen als auf dieſe IV. 124.

Geſundheitspflege, ſchädliche Vorurtheile, ſelbſt der Aerzte in Abſicht auf dieſelbe IV. 105, wichtigere Grundſätze eines vernünftigen Arztes IV. 126.

Geſpräch, ein ſchändliches, bey Tiſche IV. 375.

Getraide, wie es in naſſer Erndte doch könnte verwahret werden V. 180.

Gibraltar, Belagerung V. 290, ſchwimmende Batterien 294, ein deutſcher Schloſſer ſoll daſelbſt den Gebrauch der glüenden Kugeln gewieſen haben 297.

Glaubensbekenntniſſe, geben Stof zum Phariſäismus IV. 293, ob ein neues nöthig und nützlich IV. 302.

Goldmacher, wahre und betrügeriſche V. 232. das entdeckte Geheimniß Gold zu machen 236.

Gottesdienſt, Exempel eines ſehr unvernünftigen IV. 188.

Gottesdienſtliche Verſammlungen III. 271.

Grabſchriften, ofte ſehr lügenhaft V. 128, eine lächerliche 311, wie ſie ſeyn ſollten 132.

Grenzlinien, zwiſchen dem Befehlenden und Gehorchenden Theile ſind ſchwer zu beſtimmen IV. 323.

Grimlein, Hofrath, will Henrietten heyrathen II. 109, heyrathet Luiſe Hellwigin III. 263, iſt ſehr eyferſüchtig IV. 9.

Gutheim, (Barons von) edle Menſchenliebe III. 47, 48.

H.

Halseiſen, ſchädliche Wirkung deſſelben III. 66.

Hazardſpiele, ihre Schädlichkeit I. 31, 38.

Heerbrand, (Magiſter) ißt Rebhüner vor Hammelbraten III. 239, iſt immer zerſtreut 240, macht nichts aus Pädagogen, Rectoren u. ſ. w. III. 249.

Hellwig, Friederikens Vater, ſchreibt an den Obr. Brav II. 106.

Hellwigin (Friederike) peinigt Henrietten I. 49, ſucht ſie unglücklich zu machen 254, führt ihr den alten Hofrath Grimlein zu 105, ihre Zubereitung zum Tode IV. 1, ſtirbt 4. ihre Leichenpredigt 17, ihre Wartfrau hält ihr eine, die wahrhaftiger 24.

Hellwigin (Luiſe) erzählt ihre erſte Liebesgeſchichte I. 22, heurathet den Hofr. Grimlein III. 253, führt eine unglückliche Ehe IV. 8.

Henriette, ſieht Carlsbergen zum erſtenmale I. 5, geſteht ihre Liebe zu ihm 18, ſoll einen alten Hofrath heyrathen 106, geſteht ihre Fehler VI. 140, ihre Gedanken von der Pathenſtelle IV. 166, macht Anſtalten zur Hochzeit VI. 306, wird getrauet VI. 310, wird vom menſchlichen Elende erlöſet VI. 313, beſteigt das Hochzeitbette VI. 323.

Herrnhuter, Urtheil über ſie V. 299, ihr Vorzügliches 299, ſind wahre Weltbürger 302, ihre Arbeitſamkeit 303, Kleidung 305, bey ihnen iſt kein Luxus anzutreffen 306. ihre Verheyrathung 307, Gottesverehrung 308. Begräbniſſe 309, vormaliger Ehegreuel 312, ihr Lehrſyſtem 313, ein Theil der Brüder und Schweſtern ſind wahre Maſchinen 315, gezwungene Verheyrathungen unter ihnen 317, ihre Entſcheidung durchs Loos wird gemißbilliget 319.

Herrnhuter, ein ſchwärmeriſcher IV. 316.

Heu und Stroh, wie es bey naſſer Witterung könnte unſchädlich erhalten werden VI. 180.

Hieroglyphen, ägyptiſche, enthalten nicht die Kenntniß der geheimen Kräfte V. 252.

Hirſchhorn, ſoll manchmal aus Todtenköpfen gemacht werden V. 135.

Hochzeit, ärgerliche Gedichte auf derſelben V. 285, unzüchtige Reden, eben daſelbſt.

Hofleben, das iſt ſehr gefährlich II. 277.

Hofmeiſter, müſſen ſich leider bey der Erziehung der Kinder, nach der Vorſchrift der Eltern richten IV. 356.

Hohelied Salomonis wird von Kindern geleſen III. 92.

Honoratiores halten bey offener Tafel die unzüchtigſten Geſpräche IV. 375.

Hufland (Doctor) ſein Vorſchlag über die Vertilgung der Blattern wird gebilliget VI. 154.

J.

Jäger, Grauſamkeit eines derſelben gegen einen Bauer, den er in den Faſan-Garten antrift II. 313, bekommt Beſold, wenn er Raubvögel ſchieſſet VI. 17.

Impoſt, ſchwerer, giebt zum Betruge und Meyneid Gelegenheit III. 3.

Inquiſition, das abſcheulichſte was je auf Gottes Erdboden geweſen iſt V. 56.

Inſcription, auf Akademien I. 331, eines Hochzeitbettes VI. 323.

Inſefeld, der Bürgemeiſter daſelbſt V. 24, alberner Streich der Bürger daſelbſt 27.

Intoleranz, einiger Lutheraner gegen Reformirte III. 15, und umgekehrt 16.

Intereſſen, Akademiſche I. 44.

Invaliden, Verſorgung derſelben, ohne Unkoſten des Fürſten V. 10.

Journale, wer ſie alle leſen will, verdirbt ſich viel Zeit, wo er etwas nützlicheres thun könnte VI. 169.

Juden, begraben ihre Todten zu früh III. 301, eſſen nicht von den Hintertheilen der Thiere 308, auch keine Butter an den Braten 309. hartes Schickſal derſelben unter den Chriſten VI. 112, ihr Sabbath 119, ob man ihnen die Schuld ihrer Vorfahren mit Recht aufbürden kann 114, einer derſelben erzählt Carlsbergen ſeine Schickſale 126, möchte ſich gerne taufen laſſen, wenn ihn nicht eine Schwierigkeit abhielte 132, ihnen iſt in manchen Ländern das Heurathen verbothen 133. die mehreſten zehren nur, aber erwerben nichts 136.

Jungfern, alte, wie alte Kandidaten I. 28.

K.

Kartenſpiel, ein unnützer Zeitvertreib V. 304, in welchem Falle es nützlich iſt III. 161. Beyſpiel eines unglücklichen Kartenſpielers I. 33. Karten und Hazardſpiele müſſen gemieden werden 38.

Katechismus, wie er in mancher Schule gelernt wird III. 92.

Katholik und Papiſt ſind ſehr verſchieden V. 63.

Regiſter.

Kinder, verzärtelte I. 235, ſterben faſt nur von Folgen einer fehlerhaften körperlichen Erziehung IV. 112, wie ſie geübt werden ſollen II. 177, lernen von Soldaten viel Böſes III. 107, in wie fern ſie über den Fluch der Eltern erſchrecken müſſen VI 97.

Kindermörderin III. 64, VI. 69, Urſachen des Kindermords III. 64.

Kindtaufe, Geſpräch darüber IV. 175.

Kirche, wo weder lutheriſch, noch reformirt, noch katholiſch, ſondern chriſtlich Gott verehret wird IV. 305, katholiſche, wie und warum ſie ſich ſo ſehr ausbreitet V. 72.

Kirchenbuſſe II. 112.

Kirchengebet, muſterhaftes für den Landesherrn, II. 169.

Kirchenſtaat, ſchlechte Regierung daſelbſt V. 63.

Kleider, allzukoſtbare, thun den Frauenzimmern vielen Schaden A. 63.

Klöſter, Weinſchank in denſelben V. 329, man hat ſie niedergeriſſen und die Vorurtheile derſelben beybehalten III. 249, 251.

König in Frankreich macht Schulden VI. 242.

Kopfputz, der Frauenzimmer oft unnatürlich I. 258, Urſprung deſſelben 265, einer Braut umſtändlich beſchrieben V. 273.

Körper, des Menſchen, ſiehe Leib.

Krämer, wie er ſeine Waaren empfiehlt III. 176.

Krankheiten, wie ſoll man ſich dabey verhalten? IV. 46.

Krieg.

Regiſter.

Kraskis, Roman, Charlotte genannt wirket viel Böſes IV. 247.

Krieg. Grauſamkeiten, die in demſelben verübet werden II. 27, ob er nothwendig? IV. 330, fürs Vaterland kommt kaum alle hundert Jahre einmal vor 328, durch wahre Aufklärung muß er immer ſeltener werden IV. 330, der Sohn ermordet darinn ſeinen Vater II. 31.

Kugeln, glühende zu Gibraltar V. 294, ein Schloſſer, der ihren Gebrauch gewieſen, wird ſchlecht belohnt 297.

L.

Labre, der Bettler, wird canoniſirt V. 60.

Landesherr, bekommt Zoll und Geleite, und beſſert oft die Wege nicht V. 19.

Landprediger, ein alter, beklagt ſich über das Sittenverderben durch die Soldaten III. 117.

Leib, des Menſchen, ſein großer Einfluß auf die Seele V. 92, hat ſeine urſprüngliche Schönheit nicht mehr VI. 257.

Leichen, manche Geiſtliche und Schullehrer müſſen darauf hoffen III. 90.

Leichenpredigt, eine unſchickliche IV. 17, arme gute Leute bekommen keine 21, 24.

Leichenſtein, ſiehe Grabſchrift.

Leiden, ſind Wohlthaten, weil ſie uns klüger und beſſer machen können I. 89.

Leideſſen, eine alberne Gewohnheit IV. 19.

Leihbibliotheken. Schaden, den ſie ſtiften, wenn keine Aufſicht auf dieſelben iſt VI. 57

Liturgie, Mißbräuche derſelben müſſen öffentlich angezeigt werden A 92, hat aber in den Augen der mehreſten eine übertriebene Heiligkeit I. 295.

Liebe, darf man nicht immer geſtehen I. 20, entſteht ofte aus thörigten Urſachen VI. 99, das heftige Verlieben in eine Perſon iſt ein großer Fehler 141.

Liebhaber, ein theurer II. 201.

Liebesbriefe, eine Folge derſelben IV. 11.

Lieder, neue wollen die Conſiſtoria oft nicht leiden IV. 80.

Leſen, das allzuviele ſchadet oft VI. 164, in wie fern Lectüre nützlich iſt 170.

Lotto, macht vie Bettler III, 226.

Luftſchiff, Gedanken über die Erfindung deſſelben IV. 47, verunglückt 49, unvernünftiger Spott dabey 50, 55, will jemand vor unmöglich halten 56, wird widerlegt 58. V. 325.

Luchſenburger, (Superintend) ſchreibt an Herrn Pankratius über die himmelſchreyende Schädlichkeit der neuern Pädagogen VI. 30, deſſen Schweſter will ſich gerne manipuliren laſſen 35, er will einen Bettler Krums kanoniſiren 36.

Luxus, ſeine Schädlichkeit VI. 320, wie nützlich die Einſchränkung deſſelben ſey VI, 321.

M.

Mädchen, man darf mehrentheils nicht dasjenige wählen, welches einen am beſten gefällt I. 14. deutſche, wenn ſie einen Kuß erlauben VI. 252, Mädchenſehnſucht VI. 72, laſſen ſich gerne Schmeicheleyen vorſagen IV. 312.

Mahlerey, alberne in manchen Zimmern V. 45.

Mäntel, der Schüler, ſind unſchicklich und ſchädlich IV. 186.

Manuſcripte, der Verſtorbenen ſind heilig V. 148.

Maria, die heilige Jungfrau, ſoll nach der Vulgata, der Schlangen den Kopf zutreten V. 54.

Maria Magdalena, (heilige) muß das Bild von der Maitreſſe eines hochſeligen Biſchofs vorſtellen V. 336.

Marktſchreyerey von der Obrigkeit erlaubt II. 138. warum? II. 185.

Marnewitz, Tumult der Bürger daſelbſt III, 183.

Maſkerade, Beſchreibung einer IV. 238.
Maulwürfe, können einen Damm unterminiren A. 48.
Mauerbrecher, ein mißvergnügter Reiſender II. 19. III. 136.
Menſch, der, iſt kein Haußthier, mit dem man ſchalten und walten kann, wie man will IV. 333, kann alles abändern, wenn er nur ernſtlich will VI. 178, kann von ſeiner Stube aus in 5 Erdtheilen wirken II. 11.
Menſchenliebe, unſers Jahrhunderts III. 33.
Menſchenverſtand, der geſunde, wandelt ohne Geräuſch umher II. 102.
Menzerin, Braut des verſtorbenen Rollows II. 66, tritt im Dienſt einer Prinzeſſin III. beſchreibt ihr Schickſal bey Hofe 277, die Prinzeſſin vertraut ihr Geheimniſſe 289, ein Kammerherr verliebt ſich in ſie IV. 313, giebt dem Sup. Wenzel das Jawort VI. 274, iſt ihm angetrauet VI. 317.
Mezgergeſell, wie er examinirt wird, wenn er will Meiſter werden II. 75.
Mißbräuche, auch die albernſten beſtehen Jahrhunderte IV. 28.
Miſſionarius, einer derſelben erzählt ſeine Schickſale V. 102, kommt ins Gefängniß weil er Sklaven zum Chriſtenthume bekehren will 109.
Moliere in welcher Rückſicht ſeine Schauſpiele Muſter ſind VI. 249.
Mordbrenner, einer, warum er es geworden. III. 68
Moralität, auf ſie muß bey Beſtrafungen Rückſicht genommen werden III. 51.
Motto, zum Buche von der Erlöſung VI. 335.
Mutter Gottes, eine Copie von der Mediceiſchen Venus V. 337.
Mütter, vergeſſen oft ihre Kinder, und gehen dem Tanze nach I. 81.

Muſik, lächerliche, bey einer Hochzeit in der Kirche V. 281.

Mythologie, deren Kenntniß für die Jugend gefährlich IV. 371.

N.

Nachdenken, durch, richtet man alles aus I. 16, Mangel deſſelben erhält die größten Grauſamkeiten und Thorheiten in der Welt IV. 71.

Nachdruck, der Bücher iſt nicht zu entſchuldigen III. 119

Nachdrucker, ihre Schädlichkeit III. 120.

Nacktheit, iſt weniger gefährlich für die Sitten als übertriebene Verhüllung VI. 260. III. 261.

Namur, (Räthin) verklagt ihren Mann vor dem Conſiſtorio wegen Ehebruch II. 247. muß ihn aber doch behalten IV. 100, erfährt immer mehr böſes von demſelben VI. 65.

Narren, oder Blödſinnige zu verſpotten iſt groſſe Sünde VI. 146.

Natur. Gott ſpricht auch in der Natur zu uns II. 63, wie weit und vielfältig man von ihr abweicht IV. 257.

Naturlehre erleuchtet die Menſchen II. 63.

Neujahrsſingen der Schullehrer III. 88.

Nonne, Gertrude, eine aus dem Kloſter entſprungene III. 293, wird von Zelniken geſchwächt IV. 244.

O.

Officier, bürgerlicher, avancirt nicht leicht III. 113.

Onanie, ſiehe Selbſtbefleckung.

Orden, der ſchwarze Rabenorden, wird einem dreyjährigen Prinzen umgehängt VI. 82,

Orthodoxie, bringt ſchädliche Wirkungen IV. 296, wie ſie am beſten abzuſchaffen 304.

P.

Pabſt, will allein beſtimmen was in der Religion wahr iſt V. 55, iſt ein ſchlechter weltlicher Regent 63.

Pädagogen, worauf ſie vorzüglich mit ſehen ſollten III. 248, die erſten in Deutſchland waren Pfaffen 249.

Papiſt. Unterſchied zwiſchen ihm und einen Katholiken V. 66. A. 41, hat den Grundſatz, Ketzern brauche man nicht Wort zu halten 67, ihre Art die Ketzer zu bekehren 355.

Pardon, bekommt einer der gerädert werden ſollte III. 42.

Paß, ohne dem wird niemand beherberget V. 49.

Pathen, verſprechen was das Kind künftig glauben ſoll IV. 166.

Pelzmützen. III. 95.

Peruquen IV. 71, 185.

Phariſäismus, ein ſchreckliches Uebel IV. 284, im Judenthume 287, im Pabſtthume 290, in der lutheriſchen Kirche 292.

Poſthalter, ſind oft unbillig in ihren Forderungen VI. 194. Ober = Poſtämter ſollten beſſer über ſie machen, 197.

Poſtillon, ohne Gewiſſen VI. 199.

Prediger, was er ſeiner Gemeine ſeyn ſoll III. 58, müſſen von Accidentien leben 134, ihre ſchlechte Beſoldung 259, Worte eines ſterbenden Predigers III. 276, muß Menſchenkenntniß beſitzen, und der Rathgeber ſeiner Gemeinde ſeyn II. 59, wer den Geiſt und den Körper des Menſchen nicht kennt, iſt ungeſchickt ein Prediger zu ſeyn II. 60.

Prieſter, ein katholiſcher, entſpringt aus dem Kloſter Gefängniſſe V. 52, Urſache ſeines Gefängniſſes 53.

Prinzen, wie ſie gewöhnlich erzogen werden VI. 86,

Prinzeſſin, eine, erzählt ihre traurigen Umſtände II. 292, iſt in einen Sekretair verliebt 294.
Profeſſor, wie einer zur Frau kömmt III. 144.
Profeſſuren, wie man ſie erlangen kann III. 140.

R.

Raben ſind Muſter für die Menſchen, VI. 279.
Raubvögel, haben auch ihren wahren Nutzen VI. 19
Rädern, iſt Barbarey III. 23.
Reformation, totale, der Schulen, wäre zu wünſchen VI. 204.
Reformiren, muß anſtehen, bis der Verſtand ein gewiſſes Alter erreicht hat III. 76.
Reformationstalente, müſſen angebohren werden V. 35.
Reformirte, werden in manchen lutheriſchen Städten nicht geduldet III. 12.
Reiſende, leiden viel durch böſe Wege V. 14.
Reiſender, dem es nirgends gefällt II. 19, III. 136, gute Gedanken eines Reiſenden in großer Gefahr IV. 196.
Religion und Liturgie ſind ſehr verſchieden A. 91.
Religionseifer und ſchändliche Betrügerey in einer Perſon vereinigt III. 15, 19.
Religionsſpötter, ſind bisweilen zu entſchuldigen III 312.
Republikaniſche Regierung, ihr nachtheiliges III. 191, 202, 230.
Reue, des Herausgebers VI. 324.
Riccioli, ein Mahler, ließ einen Bettler binden, und ans Creutz ſchlagen, und erſtach ihn, um einen ſterbenden recht zu treffen V. 338.
Ribonius, (Profeſſor) wie er zum Amte gekommen III. 138., deſſen unglückliche Ehe 148, findet keinen Troſt in der Religion 154, hängt ſich an ein leichtfertiges Mädchen 154, ergiebt ſich dem

dem Brandteweintrinken ebendaſ., will ſich erſchieſſen 257, erſchießt ſich wirklich 266.

Ribonius, (Fr. Profeſſorin) will Carlsbergen verführen I. 75, 79, wendet viel Geld an ihre Galans II. 301, liegt an einer häßlichen Krankheit darnieder III. 258.

Richter, Exempel eines Ungerechten. I. 195

Richter (der Welt) wird einmal nicht fragen, was haſt du geglaubt, ſondern, wie haſt du meinen Willen gethan IV. 295, VI. 104.

Rollow, Diakonus erſte Bekanntſchaft mit Carlsbergen I. 282, verhindert einen Meyneid IV. 95, muß Schulden machen III, 164. bezahlt ſeine Schulden VI. 278, hält eine Hochzeitrede VI. 311.

Rollow (Bruder des vorſtehenden) ein Candidat wird zu Tode examinirt II. 48.

Romane, ſtiften viel Böſes IV. 246, 252.

Rübnerin (Charlotte) wird von Carlsbergen von der ſchändlichen Straſe die ſie leiden ſoll, befreyet I. 193, Schickſal ihres Vaters 218, deſſen Beichte 286, Heinrich Selbiger, Bräutigam der Rübnerin, ſchreibt an ſie II. 153, er heyrathet ſie VI. 320, beyde bekommen ein Haus VI. 322.

S.

Schatzgräberey, Glaube daran IV. 204.

Schlafröcke der Schüler IV. 186.

Schmerz, dem Schmerze muß man Trotz bieten, V. 100.

Schminke, eine böſe Mode IV. 257.

Schneiderzunftmißbrauch iſt Schuld daß ein Mädchen Hure wird II. 87.

Schnürbrüſte, Schädlichkeit derſelben V. 273.

Schönheit, derjenige, dem das Gefühl für die eine Art fehlet hat mehrentheils auch keine für die übrigen A. 54.

Schröpfer, hat Schmach über unſre Nation gebracht V. 178.

Schriftſteller von Talenten, haben groſſe Würde V. 172, A. 35, an ihnen ſtrahlen die Züge Gottes A. 98.

Schulen, was darinnen gelehrt wird II. 178, klöſterliche Form derſelben III. 251, ſehen die Schüler oft als ein Jammerthal an V. 226.

Schulen, Mädchen, ihre ſchlechte Einrichtung V. 199, 202.

Schullehrer, die ihrem Amte würdig vorſtehen A. 109, haben ſchlechte Beſoldung III. 87, müſſen oft von Haus zu Haus gehen und einſammeln III. 87. ꝛc. ſind oft ſehr ſchlecht III. 96.

Schulmeiſter, einer derſelben verführt die Kinder III. 125.

Schüler, jeder ſoll ſein einzeln Bette haben, und warum? V. 223.

Schwedenborg, was von ihm zu urtheilen V. 255.

Schwärmerey zweyer Freunde III. 203, artet in Diebſtahl aus 210, jeder hat einen Hang zur Schwärmerey 230.

Schwierigkeiten und Hinderniſſe, höchſt wohlthätig für die Menſchheit IV. 281.

Sechswöchnerinnen, ſterben zuweilen wegen des Kindtaufsſchmauſes IV. 171.

Seele, kann nicht gebeſſert werden, wenn man nicht zugleich dem Körper hilft V. 90.

Selbſtbefleckung, ein traurig Exempel davon, I. 131.

Selbſtmord, Urſachen deſſelben III. 319. III. 266.

Selbſtmörder, ein, will ſeine That entſchuldigen II. 322.

Silhouette von Bratenbrühe auf der Wange eines Mädchens I. 109.

Silkowitz, Lieutenant, III. 326.

Sittenverderben unſrer heutigen Jugend III. 107.

Soldaten verführen die Jugend III. 107, ihre Dienſte hindern die Ehen und geben zu Hurerey Gelegenheit III. 117, IV. 36, ſtehlen zuweilen wegen ſchlechten Soldes 125, ſind Maſchinen 331. wie ſie ofte geworben werden 334, IV. 33, was ſie bey Feuersbrünſten thun IV. 42, was ſie oft aus Deſperation thun 278, ein neugeworbner will entwiſchen und wird erſchoſſen VI. 7 könnten wie ehedem die römiſche Soldaten die Wege beſſern V. 20, bekommen zu geringen Sold V. 21, A. 74, Wahrheitsgefühl ob es bey ihnen zu ſchärfen IV. 321, ihr Elend IV. 33.

Sonntagsbüchelchen, was einige Bauern dahinein ſchreiben IV. 368.

Spißruthen laufen III. 322, Einfluß deſſelben auf Moralität III. 329.

Spielſucht, Schädlichkeit derſelben I. 38.

Studenten, ein Handwerkspurſche lehrt einigen derſelben Mores I. 153, Studententumult 143, borgen oft und bezahlen nicht II. 121, ſind deswegen doch keine Schelme II. 122, ſuchen ihre Ehre darinn die Weiber zu verführen II. 124.

Staatsſecretair, einer der Wechſel macht und ein Landesverräther iſt III. 129.

Strafen der Verbrecher, wie ſie beſchaffen ſeyn ſollten und nicht ſind IV. 261.

Straßen, ſchlechte V. 12, ſollten Anſtalten zur Verbeſſerung derſelben ſeyn 23.

Straßenräuber, der nur ein Schock Käſe jemanden auf der Straße abgenommen, ſoll gerädert werden III. 29.

Stammbäume der Adlichen haben zuweilen einen mißlichen Grund VI. 106.

Studentenlieder, ſchöne Probe aus einem I. 144.

Superintendent examinirt einen Candidaten daß er ſtirbt II. 57, kommt in Verlegenheit darüber 67, ſucht ſich zu vertheidigen 62, ein würdiger III. 74. ꝛc.

Sylbenau, der Conrector daſelbſt III. 85.

Symboliſche Bücher, ein Candidat will nicht drauf ſchwören III. 109, können nicht ohne Irrthum ſeyn III. 110.

Syſteme, philoſophiſche, ihr Werth X. 22.

T.

Taufe der Kinder, Henriettens Gedanken über dieſelbe IV. 166, 173.

Theorien der ſchönen Wiſſenſchaften, ihr Werth X 23.

Tobak zu rauchen eine ſchädliche Gewohnheit V. 36, X. 51, 61, ſoll ein Schild gegen Leiden ſeyn V. 41, Schnupftobak eben ſo ſchädlich 42.

Todesſtrafen, Wirkung derſelben III 49, Schrecklichkeit einiger 28, 63, 67. verſchiedene Arten derſelben III. 6, Mißbrauch derſelben in Frankreich VI. 243.

Toleranz, iſt Schuldigkeit der Fürſten und verdienet kein beſonderes Lob VI. 11, ſchlechte in Frankreich VI 244.

Transſpiration, häufige, iſt ſchädlich IV. 110.

Trauerkleider Urtheil darüber IV. 5.

Trauungsformular, das gewöhnliche wird beurtheilet V. 281.

Traum, fürchterlicher, des Fürſten von Evilmerodach II. 41. merkwürdiger, von einer bevorſtehenden großen Veränderung II. 188. noch einer von künftiger beſſerer Erziehung der Kinder in Schulen III. 278.

Trieb der Mädchen zum Manne iſt für ſie eine Folge von mannichfaltigen Leiden I 20.

Triftgerechtigkeit verhindert manch Gutes IV. 366.

Troppenheimer Schüler jagen die Hühner in die Schulſtube III. 253, tragen einen Mitſchüler unter die Plumpe, ebend. legen einem ein todtes Schwein ins Bette 255.

Troſt, phantaſtiſcher, einer Sterbenden IV. 2, aus der Religion Jeſu erregt bey einem Kranken Zweifel V. 84.

Trunk, üble Folgen deſſelben II. 344-348.

Tumult der Studenten auf der Akademie I. 14.

U. V.

Vaterland, die Beſchützung deſſelben iſt ſelten die Urſache eines Krieges IV. 328.

Vaterfreuden, Mittel dieſelben zu erlangen I. 93.

Veneriſche Krankheiten ſind ſehr gewöhnlich V. 161, A. 84.

Verbrecher, man ſollte erſt verſuchen, ob ſie nicht zu beſſern, ehe man ſie hinrichtet III. 57.

Verführer der Mädchen, oft nicht geſtraft III. 65.

Verläumdungsſucht, ihre Urſachen und Häßlichkeit III. 159, 162, ein Zeitvertreib in Geſellſchaften 159.

Verſchwiegenheit, wie nöthig ſie ſey III. 164, iſt nicht die Sache des Frauenzimmers, warum? III. 167.

Univerſitätsjahre ſind gefährliche Jahre II. 273.

Univerſitäten, Unnützlichkeit derſelben I. 314. die Schuld liegt nicht an den würdigen Lehrern, ſondern an der Einrichtung der Univerſitäten 318.

Unternehmungen, vereitelte großer Meiſter, wie ſie von kleinen Geiſtern belächelt werden IV. 104.

Unterricht, im Chriſtenthum, ein höchſt kläglicher III. 92. Traum über denſelben 278. Unterricht der Jugend, muß von den wirklichen und nächſten Gegenſtänden anfangen IV. 363.

Unterricht, die Geſundheit zu erhalten, gar nicht oder verkehrt gegeben III. 95.

Volksmenge, in wie weit ſie der größte Reichthum eines Fürſten VI. 136.

Vorurtheile (ſchädliche) warum ſie ſich Jahrhunderte erhalten IV. 194.

Vulgata, nach derſelben muß in der römiſchen Kirche der Grundtext erklärt werden V. 53.

W.

Waiſenhäuſer, ſchlechte Einrichtung derſelben I. 333. Beſchaffenheit der Kinder in denſelben 342, grauſame Zucht daſelbſt 350. haben ein für die Kinder unnützes Naturalien Cabinet III. 349.

Wall (Anton) ſein Dialog, die deutſche Fürſtin genannt I. 256.

Walpurgis (heilige) ihr Bild ſtellt die Maitreſſe eines Biſchoffs vor V. 336.

Wege zu Profeſſaren III. 140.

Weibliches Geſchlecht, iſt ſelten verſchwiegen III. 166, ein ſchwaches Werckzeug IV. 77, ſeine gute

Seite V. 197, die Fehler deſſelben rühren größtentheils von ſeiner Erziehung her 198, ſeine Verſchwendung an neue Maden V 334.

Weibliche Krankheiten, woher viele entſtehen III. 259.

Weibesperſonen (geſchwächte) werden zu hart geſtraft I. 197, Vorſchlag zur Aufhebung derſelben 360, will oft niemand aufnehmen III. 133.

Weidemannsſprache der Gelehrten III. 80.

Wein beym Abendmahle, dazu wird oft ſchlecht Zeug genommen I. 292.

Wenzel, Feldprediger, ſeine Unterredung mit dem Fürſten II. 24, ſeine Predigt über den Anfang des Evangelii Johannis 99, wird Superintend. VI. 51. ſchreibt einen Liebesbrief VI. 267.

Weſtphäliſcher Friede, in Abſicht auf die Religion VI. 14.

Wilde, die mit den Europäern Umgang halten, ſind treulos und boshaft, die andern gefällig und ehrlich V. 113.

Winkeler, reiſt nach Italien um die Natur zu ſtudieren VI. 256.

Werbungen, Abſcheulichkeiten dabey IV. 33.

Wirthshauß, Beſchreibung eines höchſt elenden IV. 202, 207, in einem derſelben bringt der Wirth in einer Hand gebratene Hüner und in der andern ein Blatterkind VI. 150.

Wiſinich (Rath) wird wegen ſeines ſchwachen Verſtandes unbillig ausgelacht VI. 44.

Wolluſt (körperliche) ihre Quellen und Folgen IV. 247, 252.

Z.

Zeitgenoſſen (unſere) wagen es, wie verwöhnte Kinder, nicht, ſich ſelbſt zu helfen IV. 150, 156.

Zeitungen, ein groſser Liebhaber derſelben, vergißt darüber ſeine Amtsgeſchäfte VI. 164.
Zellnik Luiſens Liebhaber I. 43, 71, ſein Geſpräch mit Luiſen über den Kopfputz 256, bereut ſeinen Eigenſinn wegen des Kopfputzes IV. 180, beſucht den Rektor Californius 181, macht Hochzeit VI. 319.
Zenterfeld, daſelbſt ſoll ein Menſch gerädert werden, der nur Käſe geſtohlen III. 31, verſchiedenes Betragen der Zuſchauer dabey 32.
Zinßendorfianer, ſiehe Herrnhuter.
Zollikofers, Predigt von der Würde des Menſchen IV. 334.

NB. In dem vierten Theile ſteht die Seitenzahl 353. bis 371 zweymal.

Ende.

ÜBER
DIE
SCHÆDLICHKEIT
DER
SCHNÜRBRÜSTE.
ZWEY
PREISSCHRIFTEN

DURCH EINE
VON DER ERZIEHUNGSANSTALT ZU
SCHNEPFENTHAL AUFGEGEBNE PREIS-
FRAGE VERANLAST,

LEIPZIG,
BEY SIEGFRIED LEBRECHT CRUSIUS,
1788.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

DEN

DEUTSCHEN

WEIBERN

GEWIDMET.

Gegenwærtige Abhandlungen, davon die erſtere den Herrn Profeſſor *Sömmerring* zu Maynz, die andere einen Ungenannten, zum Verfaſſer hat, eigne ich den *Weibern* zu, weil ſie Ihrer und Ihrer Kinder *Schönheit*, *Geſundheit* und

Heiterkeit zu erhalten, unmittelbar zur Abſicht haben.

Ich widme ſie *deutſchen* Weibern, worunter ich freilich nicht alle verſtehe, die deutſch ſprechen, ſondern diejenigen nur, die noch den *æcht deutſchen* Character haben, der in einer Kraft beſteht, *nach ſeiner eignen Ueberzeugung* zu handeln, ſich von allen ſchædlichen Moden und Vorurtheilen unabhængig zu machen, und die Kleider nach dem Körper, nicht aber den letztern nach den erſtern zu formen, wenn auch die halbe Welt das Gegentheil thæte.

Ihnen alſo *würdige Gattinnen und Mütter*, die Sie den Werth eines geſunden, geraden, kraftvollen Körpers zu ſchætzen wiſſen, ſind dieſe Abhandlungen gewidmet, in denen augenſcheinlich dargethan wird, daſs durch die Schnürbrüſte, die Form, die der weiſe Schöpfer der weiblichen Bruſt gab, daſs *in* ihr ein fröliches Herz ſchlagen, *unter* ihr die Keime zu geſunden, frölichen Weltbürgern, entwickelt, und *an* ihr die erſte ſüſse Nahrung, von den jungen Ankömmlingen auf unſerm Planeten, eingeſogen werden ſollte, daſs die Form dieſer Bruſt, die alſo für die Menſchheit ſo ungemein wichtig iſt, durch die Schnürbrüſte, die ohne Zweifel eine Gebrechliche erfand, um dadurch die Gebrechen ihres Körpers zu verbergen, gænzlich verunſtaltet werde.

Die weibliche Bruſt iſt oben enge, und erweitert ſich nach unten die Schnürbruſt hingegen iſt oben weit, und verengert ſich nach unten; die Ribben der Bruſt ſind nie auf beyden Seiten von gleicher Stærke, die Schnürbruſt preſst ſie aber von beyden Seiten gleich ſtark zuſammen; die Bruſthöhle hat von dem Schöpfer ihre abgemeſſene Weite erhalten, damit Herz und Lunge darinne hinlænglichen Platz haben, und ihre, für Geſundheit und Leben ſo æuſserſt wichtige, Arbeiten ungeſtört verrichten können, die Schnürbruſt verengert aber nicht nur dieſen Raum, ſondern zwingt auch die Bruſthöhle, einen Theil der Eingeweide, die für den Unterleib beſtimmet ſind, mit aufzunehmen.

So muſs des weiſen Schöpfers Werk ſich verhunzen, und nach dem Leiſten der Schnürbruſt formen laſſen.

Schon dieſe *Wahrheit*, *würdige Gattinnen und Mütter*, muſs Ihnen die Schnürbrüſte abſcheulich machen. Denn wenn nun das Gehæus des Herzens *gegen des Schöpfers Abſicht* zuſammengepreſst wird, kann es wohl auf die Fröhlichkeit Anſpruch machen, die ihm der Schöpfer beſtimmte? iſts zu verwundern, wenn Aengſtlichkeit, Bangigkeit, Schwermuth in ihm erzeuget werden? Wenn der ſchlanke, gerade, Kœrper in eine unnatürliche Form geſchnürt wird, was iſt da anders zu erwarten, als daſs er ſeine gerade Richtung verlieren, und eine unnatürliche Krümmung annehmen werde? Wenn die Quellen, aus denen der Sæugling ſeine erſte Nahrung ziehen ſollte, verſiegen, und mit ihnen ein groſser Theil Mutterfreuden dahin welken: darf man wohl ſich lange nach der Urſache erkundigen, da die Schnürbruſt erſt die Kanæle verſtopft hat, aus welchen jene Quellen ſollen unterhalten werden?

Daſs dieſs nicht bloſse Declamation ſey, beweiſen, die, Ihnen zugeeigneten Abhandlungen, vorzüglich die, auf lauter Erfahrung ſich gründende, vortrefliche Schrift des Herrn *Sömmerring*. Sie iſt zwar gelehrt, etwas ſchwer zu verſtehen, zerlegt die ganze weibliche Bruſt, und ſcheint alſo nicht für Frauenzimmer beſtimmt zu ſeyn: allein da ich ſie nicht allen, ſondern nur *deutſchen* Weibern gewidmet habe: ſo glaube ich doch, daſs *Sie* dieſelben leſen werden. Denn das *deutſche* Weib pflegt keine Anſtrengung zu ſcheuen, vorzüglich in Fællen, wo es auf ihr und ihrer Kinder Wohl ankommt. Und ſollten wirklich Stellen vorkommen, die ihm unverſtændlich blieben: ſo werden ſie doch immer mit Hülfe des Gatten oder Freundes, erklært werden kœnnen.

Würdige Gattinnen und Mütter! Sollten dieſe Abhandlungen, wie ich nicht zweifle, Sie von der Schædlichkeit der Schnürbrüſte! überzeugen: ſo wünſche ich ihnen Kraft, nach ihrer Ueberzeugung zu handeln, und mit æcht deutſchem Muthe die Feſſel zerbrechen zu helfen, in die die *Thorheit* unſere Mædchen und Weiber geſchmiedet hatte, den Kerker zu zerreiſen, in dem ſo viele tauſend ſchœne weibliche Kœrper ſchon ſind verunſtaltet, ſo viele tauſend weibliche Seelen ihrer Heiterkeit beraubt worden.

Sollte lange Gewohnheit ihnen dieſe Feſſel, dieſen Kerker, ſo zum Bedürfniſs gemacht haben: daſs ſie davon ſich nicht mehr losmachen kœnnten, ſo hoffe ich doch, daſs ſie die Barmherzigkeit haben, und ihre Kinder davon frey ſprechen werden.

Heil jedem edeln Weibe, das Kraft und Muth genug hat, ſich, oder wenigſtens ſeine Kinder, von dem eiſernen Zepter der Mode loszureiſſen! Wird ſeinem, für die Menſchheit ſo *wichtigen*, Verdienſte, auch kein *öffentliches* Denkmal errichtet, ſo wird doch ſein Gedæchtniſs in ſeiner Familie im Segen bleiben. Wann einſt die Tœchter, durch die *würdige Mutter*, auf den Weg der Natur geleitet, ſchlank wie Erlen emporwachſen, in ihrem Buſen ein Herz fühlen, das frey ſchlagen kann, von alle dem Trübſinne, der unſere Zeitgenoſſinnen peinigt, frey, für die tauſendfæltigen Freuden, die uns der Schœpfer, durch die Natur, ſo reichlich darbietet, Empfænglichkeit hat; wann ihre Lunge frey athmen kann; wann Enkel und Enkelinnen am vollen Buſen ſpielen kœnnen, und die Mütter nicht in der entſetzlichen Nothwendigkeit ſich befinden, ihre, mit Schmerzen gebornen, Kinder feilen Ammen zu übergeben: dann — dann werden *Sie* Ihre Tœchter ſegnen, und — wann *Sie* lange von der Erde gegangen ſind, dankbare Thrænen auf das Grab fallen laſſen, wo Ihre Hülle verweſet.

Zu den Weibern, die ſich und ihre Kinder ganz ohne Nachdenken kleiden, ſich nicht durch ihren Verſtand, ſondern durch Pariſer Putzmacherinnen regieren laſſen, habe ich weiter nichts zu ſagen, als daſs ich ſie herausfordere: zu *beweiſen*, wieviel die Menſchheit, und beſonders das weibliche Geſchlecht, durch die Schnürbrüſte gewinne, und was für groſſer Nachtheil aus Abſchaffung derſelben entſpringe. Dieſes Geſchæfte kann ja nicht ſchwer ſeyn, weil ſie leicht überſehen kœnnen, wie viele Krüpel und Elende unter 500 geſchnürten, und wie viele Krüpel und Elende unter 500 ungeſchnürten Kindern ſich befinden. Viele von ihnen ſind ſelbſt Schriftſtellerinnen, andere kœnnen es ja durch ihre Mænner und Freunde thun laſſen.

Ich bin tæglich zum Widerrufe bereit, ſobald man mir darthut, daſs der geſchnürte weibliche Kœrper vollkommner als der ungeſchnürte ſey.

Schnepfenthal
im Mærz 1788.

Salzmann.

Idem

IDEM RATIO,
QUOD EXPERIENTIA
DOCET.

D*er Einfluß der Schnürbrüſte auf den Wuchs des weiblichen Kœrpers, auf die Bildung, Geburt und Sæugung des Kindes* ſcheint mir am gründlichſten und ſicherſten beſtimmt werden zu können, 1) wenn man die natürliche Form einer geſunden Bruſthöle, oder der Theile, die die Schnürbruſt unmittelbar umfaſst, genau mit der allgemeinen Form einer Schnürbruſt vergleicht, und die etwanigen Unterſchiede anmerkt.

Denn ohnſtreitig legt man eine Schnürbruſt an, um eine Abänderung an der natürlichen äuſſerlichen Form zu verurſachen.

2) Wenn man ſowohl an Lebendigen als Todten unterſucht, welche Veränderungen durchs Schnüren ſowohl in den einzelnen Theilen, woraus die Form der Bruſthöle zu-

ſammengeſetzt iſt, als im Ganzen derſelben wirklich erfolgt. Und

3) alsdann dieſes auf die Bildung, Geburt und Säugung des Kindes, anwendet.

Ich werde dem Ideengange, den ich mir ſchon vor mehreren Jahren gezeichnet hatte, folgen, die natürliche Beſchaffenheit blos nach der Natur, wie ſie vor mir liegt, und blos in beſtändiger Rückſicht auf die Schnürbruſt genau beſchreiben; auch über die veränderte Beſchaffenheit werde ich mich größtentheils nur an meine eigene Erfahrung halten, die ich mir erwarb, ſeitdem ich auf dieſen Umſtand durch mancherley Veranlaſſungen aufmerkſamer werden muſte.

Ich hatte Gelegenheit nicht nur mehrere, wirklich durch Schnürbrüſte veränderte, weibliche und männliche Leichen mit andern, die nie eine Schnürbruſt getragen hatten, zugleicher Zeit zu vergleichen, ſondern auch vorausgeſetzte Veränderungen auf den Gebrauch einer Schnürbruſt wirklich erfolgen, und wirklich angefangene durch Befolgung meines Raths aufs erwünſchteſte gehoben zu ſehen.

Die ausgeſetzte Preisfrage bewog mich daher nur zur etwas frühern Ausarbeitung meines Entwurfs.

Uebrigens glaube ich, daſs auf dem Wege, den ich zu gehen mich bemühte, ſich der gröſte Theil der Beantwortung der Frage mit geometriſcher Gewiſsheit beweiſen läſst, weil wir es mit Vergleichung von Körpern, Figuren, Räumen, Gröſsen und Veränderung derſelben zu thun haben.

§. I.

Die feſteſte Grundlage der menſchlichen Bruſthöle, die gleichſam das übrige Weiche zu beſtimmen ſcheint, oder mit dem man ſie wenigſtens in unzertrennlicher Beziehung antrift, beſteht aus Knochen und Knorpeln.

§. II.

Ich ſage, das Knochengerüſte der Bruſt ſcheine das übrige Weiche, oder Häute, Gefäſse, Nerven, Muskeln, Bänder, Bedekkungen u. ſ. w. zu beſtimmen, oder allemal wenigſtens ſtünden dieſe mit jenem in Bezug;

Es braucht nur einen flüchtigen Blick bey Zerlegung des Körpers, um gewahr zu werden, daſs z. B. verhältniſsmäſsig gröſsere und ſtärkere Ribben, gröſsere und ſtärkere Muskeln, und dieſe wieder gröſsere und ſtärkere Blut- und einſaugende Gefäſse, Nerven, Bänder u. ſ. f. beſitzen; daſs eine groſse, wohlgewölbte, geräumige, Bruſthöle, anſehnliche und ſtarke Lungen enthält.

Geringe Erfahrung in pathologiſchen Unterſuchungen lehrt, daſs bey rachitiſchen, ſkorbutiſchen Perſonen, oder wo ſonſt die Knochen der Bruſthöle an Subſtanz und Form leiden, ebenfalls die weichen Theile, Muskeln u. ſ. f., ſo wie auch die Eingeweide, die von den Knochen umgeben werden, gar viel von ihrer geſunden Beſchaffenheit verlieren.

§. III.

Auch der umgekehrte Fall tritt ein, daſs veränderte Eingeweide der Bruſt und des Unterleibs die Knochen der Bruſt verändern.

§. IV.

Dieſe Knochen der Bruſthöle, die in Ribben, Wirbeln und Bruſtbein, beſtehen, ſind im ganzen durch dazwiſchen gelegene Knorpel und ſehnigte Faſern ſo zuſammengefügt, daſs ſie einigermaſsen einen aufwärts mit der Spitze gekehrten, abgeſtutzten Kegel bilden, deſſen Axe mitten durch die Bruſt ſenkrecht geht; bey einigen Perſonen iſt jedoch dieſe Bruſthöle von Natur etwas faſsartig, oder ſie nimmt nach unten zu, wieder etwas, doch allemal viel weniger und unregelmäſſiger als nach oben zu, koniſch ab; beſteht alsdenn gleichſam wie ein Faſs aus zweyen mit ihren Grundflächen zuſammenſtoſſenden Kegeln.

Doch wir müſſen erſt die einzelnen Stücke beſchreiben, woraus die Bruſthöle zuſammengefügt iſt, um von den übrigen, ihrer Form und deren etwanigen Abänderung durch Schnürbrüſte deſto deutlicher und gründlicher zu handeln.

Ich beſchreibe alle dieſe Theile nach der Natur, wie ich ſie aus *wohlgebauten*, *geſunden*, *ausgewachſenen*, nicht zu jungen noch zu alten Perſonen, von 18 bis zu 25 Jahren, vor mir habe.

VON DEN RIBBEN.

§. V.

Die Zahl der Ribben iſt gewöhnlich auf jeder Seite *zwælf*, doch trift man nicht ſelten ſowohl ober- als unterhalb eine mehr, folglich *dreyzehn* an. Findet ſich dieſe *überzæhlige* Ribbe *oberhalb*; ſo iſt ſie zwar bisweilen der erſten Ribbe bald mehr, bald weniger ähnlich *), doch meines Wiſſens nie der erſten ganz vollkommen gleich, oder ähnlich: denn wäre ſie das, ſo hielte man ſie für die wahre erſte, zählte alsdann nur ſechs Halswirbel und nennte den untern länglichten, mit den Wirbeln eingelenkten, Knochen die dreyzehnte Ribbe. Meiſt hält ſie nur das Mittel zwiſchen einer erſten wahren Ribbe und einem Queerfortſatz des letzten Halswirbels, indeſſen finde ich doch in ſolchen Fallen die erſte eigentliche Ribbe, die ſich ans Bruſtbein ſetzt, gröſser als gewöhnlich, folglich auch den Raum zwiſchen ihrer Sichel, dem Wirbelkörper und dem Bruſtbein

---

*) Z. B. *Hunauld's* Fall iſt wenig, *Leveling's* Fall mehr, meiner am meiſten noch einer wahren erſten Ribbe æhnlich.

bein merklich weiter, zum offenbaren Beweiſe, daſs dieſer Knochen für eine Ribbe dient, und die Bruſthöle bilden hilft.

Findet ſich hingegen *unterhalb* eine dreyzehnte Ribbe, ſo iſt ſie oft ſo vollkommen einer gewöhnlichen zwölften ähnlich, daſs ſie ſie wohl gar an Stärke und Länge übertrift: die zwölfte aber habe ich wenigſtens alsdenn gröſser und länger als gewöhnlich gefunden.

Bisweilen finde ich einen länglicht runden Knochen an dem Wirbel unter dem zwölften Rückenwirbel, der ſo, wie die obern überzähligen Ribben, ein Mittel zwiſchen einer dreyzehenten Ribbe und dem Queerfortſatz des erſten Lendenwirbels zu halten ſcheint, oder den Uebergang von einer Ribbe zu einem Queerfortſatz macht.

Andere wollen ſogar bis funfzehn Ribben im Menſchen geſehen haben.

Aber auch den entgegengeſetzten Fall, wo nur *eilf* Ribben vorkommen, ſieht man zuweilen, doch finde ich, daſs alsdann alle Ribben durchaus ungewöhnlich breit und ſtärker ſcheinen, als ſie eine Bruſthöle von gleichem Umfange bey zwölf Ribben vermuthlich gehabt haben würde; ſo iſt's in dem Fall, den ich in der Natur vor Augen habe.

§. VI.

Von dieſen zwölf Ribben ſitzen gewöhnlich *ſieben* ſtufenweiſe nach unten zu verlängerte, durch ihre Knorpel am Bruſtbein feſt, und heiſsen deshalb *wahre aechte* Ribben, die übrigen *fünf falſche unaechte* nehmen umgekehrt ſtufenweis nach unten zu an Länge ab, ſo, daſs jedoch die 8te noch durch ihren Knorpel an die 7te und die 9te an die 8te zu liegen kommt, die 10te, 11te und 12te aber ſich mit ihren Knorpeln untereinander nicht berühren.

Doch habe ich Fälle genug vor mir, wo *acht* Ribben ans Bruſtbein gelangen, und nur vier falſche da ſind.

§. VII.

Alle Ribben haben zwar, auſſer etwan der letzten, eine immer zunehmende Neigung nach unten, ſo, daſs ihr hinteres Ende höher

her als ihr vorderes zu liegen kömmt, allein ſie iſt doch an verſchiedenen Stellen verſchieden.

Im ganzen machen aber alle Ribben hinten mit der Wirbelſäule faſt einerley Winkel.

§. VIII.

Die *erſte* Ribbe iſt gewöhnlich unter den *ächten* die kürzeſte, breiteſte, auf ihrer obern Fläche raucheſte, und ſtärkeſte in Anſehung ihrer Kleinheit, ſie hat den längſten, ſchmälſten Hals, und wird in der am wenigſten geneigten Richtung, durch den kürzeſten, härteſten, aber ſowohl an ſeinem Ribben, als vorzüglich ſeinem Bruſtende, breiteſten Knorpel aufs allerfeſteſte ans Bruſtbein geheftet.

Die 2te, 3te, 4te, 5te, 6te und 7te, nehmen ſtufenweis, wie ſie tiefer zu liegen kommen, an Länge und verhältniſsmäſsiger Starke aller ihrer Theile und ſchiefer abſteigender Richtung zu, ihre *Knorpel*, die von der dritten Ribbe an ſichtlich aufzuſteigen anfangen, werden länger und im ganzen ſtärker, nehmen dann nach oben zu an Breite wieder ab, endigen ſich rundlich oder eckigt, und werden ins Bruſtbein förmlich eingelenkt.

Gewöhnlich werden auch die Knorpel der 5ten, 6ten, 7ten und 8ten Ribbe unter einander durch einen eignen abſteigenden Fortſatz des über ihm liegenden Knorpels gelenkartig verbunden, ſo z. B. die 6te durch den Fortſatz der 5ten u. ſ. f. Bisweilen hängen nur die Knorpel der 6ten, 7ten und 8ten Ribbe auf dieſe Art, doch auch zuweilen der 6ten, 7ten, 8ten, 9ten, zuſammen. Bisweilen flieſsen drey oder vier Knorpel an dieſen Stellen in ein unzertrennliches Stück zuſammen.

Die *achte* Ribbe iſt im ganzen kürzer als die ſiebende, aber in Anſehung ihres Knochentheils die allerlängſte, jedoch nicht die ſtärkſte, weil ſie am Bruſtende etwas dünne wird. Sie liegt noch ſchräger als die ſiebende, ihr Knorpel iſt ſchwächer, kürzer, als der ſiebenden, und am Ende fein zugeſpitzt. Doch hängt er, wie geſagt, durch einen Fortſatz des Knorpels der ſiebenden mit der ſiebenden zuſammen.

Die *neunte* Ribbe iſt merklich kürzer, auch in allen ihren Theilen ſchwächer als die achte:

ihr Knorpel iſt noch ſpitzer, und hängt auch zuweilen, durch einen Fortſatz der achten, mit der achten zuſammen.

Die *zehnte* und *eilfte* Ribbe ſind noch kürzer und durchaus ſchwächer, ſowohl an Knochen als Knorpel, der ſich weniger ſpitz endiget, und liegen noch ſchräger als die neunte.

Die *zwœlfte* Ribbe iſt die kürzeſte, ſchwächſte und ſlächſte, von allen falſchen und endigt ſich mit dem kürzeſten, ſtümpfſten oder auch wohl gar keinem Knorpel. Ihrer Richtung nach, liegt ſie oft nicht ſo ſchräg (§. VII.) als die eilfte, beſonders wenn ſie kürzer als gewöhnlich iſt.

§. IX.

Die eigene elliptiſche oder ſichelförmige Krümmung der Ribben verhält ſich im allgemeinen, was den Knochentheil betrift, ſo, daſs die erſte die krümmſte gebogenſte iſt, oder ein gröſsers Stück von ihrem Zirkel ausmacht, die übrigen aber bis zur letzten ein immer kleineres Stück von ihren gröſsern Kreiſen darſtellen, zuweilen auch wohl die *letzte* wenig oder gar nicht mehr gebogen erſcheint.

Ueberdieſs ſieht man noch die äuſsere und innere Seitenfläche der Ribben nicht überall dieſer allgemeinen Beugung folgen, ſondern eine eigene annehmen, wodurch ihr oberer, immer mehr ſich ſchärfender Rand, wie er nach vorne zu niederſteigend fortläuft, an den *wahren* Ribben allmählig etwas mehr nach innen zu, als der faſt durchaus noch weit ſchärfere untere Rand, zu liegen kömmt. Etwas verſchieden iſt die Drehung oder Windung der Seitenflächen bey den falſchen Ribben.

Sehen wir die Krümmung des *Knochentheils* der Ribben noch genauer an, ſo finden wir ſie beſonders an den oberſten ganz deutlich aus zweyen Bogenſtücken zuſammengeſetzt: das hintere Stück der Ribbe iſt ein Stück eines kleinern Zirkels, an dieſes ſtöſst das Stück eines ſehr viel gröſsern Zirkels. Betrachten wir den fortgehenden *Knorpel*, ſo finden wir ihn an der erſten, zweyten, vorletzten und letzten Ribbe, ganz in der Richtung des gröſſern Bogens ſeines Knochens fortlaufen, bey den übrigen neun Ribben aber beugen ſich die Knorpel neuerdings in eine ſtarke Krümmung, und ſtreben dann faſt grad aufwärts, ſoviel es ihre länge erlaubt, gegen die vordere Seite der Bruſt hin.

§. X.

Jede Ribbe hat hinterwärts ein ründlich oder eckigt *Kapfchen*, je nachdem ſie entweder wie die erſte, vorletzte und letzte ſich nur an einen Wirbel legt, oder zwiſchen je zweyen Wirbeln eingelenkt iſt.

Dann geht ſie flach, an einigen ründlich und etwas von ihrer Breite verlierend fort, und bildet dadurch, auſser der vorletzten und letzten, die Stelle, die man den *Hals* nennt; dieſer endigt ſich an der zweyten *Gelenkfläche*, die auf die Gelenkfläche des unter ihm befindlichen Queerfortſatzes der Wirbel paſst, in dieſer Gegend iſt auch meiſt ein *Hœckerchen* oder nur eine Rauhigkeit von der Anlage des Queerbandes bemerklich: nun nimmt ſie allmählig an Dicke und Stärke zu, wird auch wohl viereckigt, zeigt hinten eine Schiefe *rauhe Linie*, die einigen Ribben faſt ein winkliches Anſehn verſchaft, auch iſt ihr unterer Rand in dieſer Gegend faſt am ſchärfſten,

ſten, bis ſie ſeitswärs und nach vorne zu wieder reifenartig flachrund wird, bis zur ſiebenden Ribbe an Breite und Rundung am vordern Ende etwas zunimmt, von der achten an aber bis zur letzten abnimmt, oder ründlich ſich ſpitzt, und in einem Knorpel verwächſt, der ſo vollkommen ihre Figur und Dicke an dieſer Stelle hat; daſs man ihn für eine Fortſetzung der Ribbe anſehen muſs, und der, ſo lang er auch an einigen iſt, dennoch bey weiten nie die Länge des Knochens ſeiner Ribbe erreicht.

Ihre ganze innere Fläche iſt glatt, und eben, und ſo auch der gröſste Theil, der äuſſern meiſt an verſchiedenen Stellen ungleich erhabenen.

Die Ränder, Ecken, Spitzen, Fortſätze, Unebenheiten, Eindrücke, Löcher, Furchen u. ſ. f. der Ribben, übergehe ich, da ſie zu meinem Zwecke nicht dienen.

§. XI.

Die *Entfernung der beyden Gelenkflæchen* am hintern Theil der Ribben, wo ſie ſich nämlich 1.) durchs Köpfchen mit dem Körper der Wirbel, 2.) durch eine flächere Fläche mit einer unter ihr liegenden Fläche der Querfortſätze verbindet, nimmt bis zur dritten ab, wird an den folgenden wenig oder gar nicht gemindert, nimmt aber von der achten an ſchleunig durch die folgenden ſtufenweis ab, bis an der eilften die Gelenkfläche mit dem Querfortſatz wegfällt.

§ XII.

Aber die *Entfernung der rauhen ſchiefen Linie vom Hæckerchen* nimmt allmählig durch alle Ribben bis zur neunten oder zehnten zu, da beyde das Höckerchen und die rauhe Linie an der erſten Ribbe an der nemlichen Stelle zuſammen fielen.

§ XIII.

Die Ribben liegen *nicht parallel*, weil ſich nicht nur a.) hinterwärts ihre Köpfchen merklich näher an einander als ihre Bruſtenden befinden, ſondern ſich auch vorwärts ihre Knorpel im Aufſteigen ſo ſehr nähern, daſs fünf oder ſechs dicht an einander zu liegen kommen: b.) weil ſie nicht überall gleich breit ſind: c.) ihre Beweglichkeit verſchieden

den ſeyn ſollte: d.) ihre Seitenflächen, die oben (§. IX.) beſchriebene Wendung nehmen; folglich laſſen ſie auch zwiſchen ſich nicht mit Parallellienien begränzte Zwiſchenräume übrig.

§ XIV.

Gewöhnlich iſt der *Raum zwiſchen* der erſten und zweyten Ribbe überall ſehr anſehnlich breit, der allerbreiteſte aber, der, zwiſchen der zweyten und dritten. Nun nehmen die Zwiſchenräume im ganzen an Breite ab, bis auf die zwey Räume zwiſchen den drey letzten Ribben, die im ganzen verhältniſsmäſsig breiter als die Zwiſchenräume von der dritten Ribbe an ſcheinen*).

Ueberhaupt aber iſt kein Zwiſchenraum zwiſchen je zwey Ribben überall gleich breit; ſondern z. B. an den wahren Ribben gegen das Bruſtbein zu gröſser als in der Mitte oder hinterwärts.

§. XV.

---

*) Ueber dieſen Umſtand darf man nicht nach einen trocknen Skelet, wo die Ribbenknorpel eingeſchrumpft ſind, urtheilen,

§. XV.

Wegen der zunehmenden Länge, wegen der gröſsern Abſteigung des Knochens und des aufſteigenden Knorpels, verbunden mit einem anſehnlichen Zwiſchenraume und der Art der vordern und hintern Einlenkung wird die zweyte Ribbe beweglicher als die erſte, die dritte beweglicher als die zweyte, die vierte noch beweglicher als die dritte, und ſo nimmt die *Beweglichkeit der Ribben*, wie ſie mehr nach unterwärts liegen, allmälig bis zur eilften oder zwölften zu.

Die erſte wahre Ribbe kann, ohne das Bruſtbein zugleich mit zu bewegen, ſich nicht regen, ſo gelenk ſie auch hinten iſt.

Die letzte Ribbe iſt zuweilen ſowohl im Zuſammenhang, als für ſich allein, unter allen am wenigſten beweglich, und macht dann gleichſam zu den ganz unbeweglichen Queerfortſätzen des oberſten Lendenwirbels den Uebergang, und dies theils wegen des kurzen ſcharf angezogenen Queerbandes, des gröſsern Winkels, den ſie mit der Wirbelſäule machen, theils wegen des an ihr befeſtigten Lendenmuskels.

Kurz im ganzen ſind die obern Ribben gradweiſe bis zur oberſten weniger beweglich, und zuweilen die oberſte ſogar als unbeweglich anzuſehen, gegen die ſich die übrigen hinaufziehen.

§. XVI.

Uebrigens zeigen die Ribben, wie man ſich davon durch einen Druck mit eignen Händen auf ſeinem eignen Körper überzeugen kann, eine anſehnliche *Schnellkraft*, die ihnen auch nach dem Tode bleibt, und die wohl hauptſächlich von ihrer bogenartigen und gewundenen Form kömmt.

§. XVII.

Ihre *Subſtanz* iſt nicht dicht, ſondern zellartig, und mit Mark ausgefüllt.

§. XVIII.

Sehr merkwürdig aber iſt für unſere Abſicht, daſs die Ribben zu den Theilen des Knochengerüſtes gehören, die *am früheſten ausgebildet* werden, da man verhältniſsmäſſig keine Knochen, auſſer denen, die den Sinnorganen gehören, ſo vollkommen in ihrer

Art ſchon im neugebornen Kinde antrift. — Indeſſen ſchmelzen ihre aufgeſetzten Gelenkknöpfchen (Epiphyſen) doch erſt gegen die Zeit der Vollendung des Wachsthums des menſchlichen Körpers mit der übrigen Ribbe zuſammen.

VON DEN WIRBELN DES RÜCKENS.

§. XIX.

Die Säule, an welche die Ribben, um die Bruſthöle zu bilden, befeſtigt ſind, iſt aus *zwælf* einzelnen durch dazwiſchen liegende Knorpelſcheiben faſt zuſammengelenkten *Wirbeln* bey ganz wohlgebildeten Leuten in einer von vorne her graden Linie aufgethürmt.

Die Zahl der Wirbel iſt ſo, wie die Zahl der Ribben verſchieden (§. V.).

§. XX.

Im ganzen nehmen dieſe Wirbel, wie ſie tiefer zu liegen kommen, an *Hæhe*, *Breite* und *Stærke*, ſo wie die zwiſchen ihnen befindlichen *Knorpel* an *Dicke* verhältniſsmäſſig zu, daher der vierte Wirbel viel anſehnlicher als der erſte, und der vierte um vieles anſehnlicher als der achte, und der zwölfte noch weit anſehnlicher erſcheint.

Hiedurch wird dieſe Säule etwas kegelförmig, feſt, ſicher, und ſtark genug um die auf ihr ruhende Laſt des Kopfs, der Bruſt und Arme mit Leichtigkeit zu tragen und Fähigkeit, die dieſer Laſt erforderliche Bewegung unterſtützen zu helfen, ja ſelbſt einen ſchnellen und ſtarken Stoſs dieſer Laſt auf ſie, z. B. beym Springen, ohne alle Gefahr auszuhalten.

§. XXI.

Ferner iſt dieſe koniſche Wirbelſäule von vorne nach hinten zu mäſſig ausgebogen, ſo daſs die Konvexität dieſes Bogens nach hinten gerichtet iſt, und ſeine gröſte Höhe ohngefähr gegen das Bruſtbein über fällt.

§. XXII.

Bisweilen, doch nicht allemal, iſt dieſe Wirbelſäule auch ein wenig in der Gegend ſeines dritten, vierten oder fünften Wirbels von der linken nach der rechten Seite zu wie ein wenig ausgeſchweift, mehrentheils aber liegen in dieſem Falle auch die ſpitzen Fortſätze nach hinten, nicht in einer graden Linie.

§. XXIII.

An jedem dieſer Wirbel unterſcheidet man deutlich, auch ziemlich beſtimmt, den *Kœrper* von dem *Bogen*, der zwiſchen ſich und dem Körper eine Oefnung fürs Rückenmark übrig läſst; an dem Bogen ſelbſt aber unterſcheidet man wieder *zwey Queerfortſætze*, *vier ſchiefe Fortſætze* und *einen ſpitzen Fortſatz*.

§. XXIV.

Ueberhaupt aber wird man aus allem deutlich ſehen, daſs der erſte Rückenwirbel zum letzten Hals- ſo wie der letzte Rückenwirbel zum erſten Lendenwirbel den Uebergang macht.

§. XXV.

Ferner nehmen überhaupt die Fortſätze im Vergleich zu ihren Körpern eher verhältniſsmäſſig an Stärke ab, als zu.

Denn offenbar hat der erſte Rückenwirbel die ſtärkſten und gröbſten Fortſätze, im

Verhältniſs zu ſeinem kleinſten Körper: der zwölfte Rückenwirbel den kleinſten, ſchwachſten.

Daher iſt dieſe Säule von der Seite angeſehen nicht gar viel breiter am zwölften Wirbel als am erſten, weil nur die Körper breiter geworden ſind, die Bögen wenig oder gar nichts in Anſehung ihres Vorſprungs hinterwärts zugenommen oder verloren haben

§. XXVI.

Der *Kanal*, der im ganzen Rückgrad, folglich auch in den Rückenwirbeln *fürs Rückenmark*, als einem wahren Theil der Gehirnmaſſe zwiſchen den Körpern und Fortſätzen der Wirbel angelegt iſt, iſt in den zwölf Rückenwirbeln nach oben zu etwas geräumiger als unten, im ganzen rundlich, in *dem untern Theile* vorzüglich dem ſechſten, ſiebenden, achten und neunten Wirbel überhaupt *am engſten*, dann im eilften und zwölften wieder etwas weiter, da er ſowohl im Halſe als noch mehr in den Lendenwirbeln ſehr viel geräumiger iſt. Auch hat hier dieſer Kanal verhältniſsmäſſig *kleinere Seitenöffnungen*

nungen als im Halſe oder den Lenden, und iſt mit der ganzen Säule dieſer Wirbel von vorn *nach hinten* zu *gekrümmt*.

In dieſen Seitenöfungen, die von je zweyen Wirbeln gemeinſchaftlich, doch allemal vorzüglich den öbern gebildet werden, ſind abgeründete Löcher, in welchen Blutgefäſse und anſehnliche Nerven liegen.

§. XXVII.

Die *Körper* der Rückenwirbel nehmen vom erſten bis zum zwölften regelmäſſig an Höhe, Länge, Umfang und Ründung, auſſer wo ſie hinten für die Bildung des Kanals für's Rückenmark ausgekehlt ſind, augenſcheinlich zu: daher der Körper des erſten Wirbels der kleinſte, der Körper des zwölften der gröſte iſt. Daher ſogar an jedem einzelnen Wirbelkörper der Umfang ſeiner obern Fläche gröſser, als der Umfang ſeiner untern Fläche iſt.

Doch unterſcheiden ſie ſich durch die Figur ihrer Oberflächen. Der Körper des erſten auch noch des zweyten Wirbels iſt von vorne her nach Art der Halswirbel etwas flach, der zweyte ſchon zuweilen, gewöhnlich aber erſt der dritte, vierte, fünfte, und ſechſte von vornher rundlicht eckigt, und ſeine Knorpeloberfläche deshalb herzförmig, der 7te, 8te, 9te, 10te, 11te und 12te wird immer rundlicher.

Gewöhnlich iſt der dritte und vierte der ſchmalſte.

An ihrem obern und untern Rande finden ſich nach unten zu die kleinen Gelenkflächen zur Anlage der Ribben. An den zwey unterſten Wirbel finden ſich ſolche Gelenkflächen nur am obern Rande oder in der Mitte, gemeiniglich iſt die untere Gelenkfläche viel kleiner, die obere gröſser.

Uebrigens ſind ſie gegen die Mitte zu ausgeſchweiſt oder wie ausgekehlt.

§. XXVIII.

Sehr oft wird man den obern Rand eines Wirbelkörpers dem untern nicht genau parallel laufen finden, vielmehr ſieht man oft die rechte Hälfte des Körpers eines Wirbels merklich höher, als ſeine linke Hälfte. In dieſem Fall ſieht man gewöhnlich den zunächſt drüber oder drunter liegenden Körper eines Wirbels auf der nämlichen Hälfte niedriger: z. B. iſt die rechte Hälfte des zweyten Wirbels höher (und ſeine linke niedriger) ſo iſt die rechte Hälfte entweder des erſten oder dritten Wirbels niedriger (und ſeine linke höher).

Durch dieſe Einrichtung wird dieſe Miſsbildung ſo ſehr verbeſſert, daſs ſie der graden Richtung der Wirbelſäule (§. XIX.) keinen Eintrag thun kann.

§. XXIX.

Die *Subſtanz* der Wirbelkörper ſieht im trockenen Zuſtande ſchwammigt, löcherricht und locker aus, iſt aber im friſchen Zuſtande ſehr blutreich.

§. XXX.

In Betracht der Ribben und des Bruſtbeins ſind die Wirbel diejenigen Theile, die am ſpäteſten ausgebildet werden, und am längſten auf ihren beyden Flächen knorplicht bleiben.

§. XXXI.

Die *Querfortſætze* der Wirbel verlieren ſtufenweis vom erſten bis zum dritten merklich

lich an Länge und Stärke, bleiben alsdann ſich ziemlich gleich, bis ſie am 10ten, 11ten oder 12ten wieder ſchnell gradweiſe abnehmen.

Vom erſten bis zum zehnten Wirbel ſind auf ihnen die Gelenkflächen deutlich, doch bald an dem einen höher, an dem andern niedriger.

§. XXXII.

Die *ſchiefen Fortſætze*, deren *vier* an jedem Wirbel *zwey obere* und *zwey untere* vorkommen, ſind hier weniger, als an den Lenden- doch deutlicher als an den Halswirbeln zu unterſcheiden. Die Gelenkflächen der obern ſchiefen Fortſätze ſind nach hinten gekehrt, die Gelenkflächen der untern nach vorne, (ausgenommen die des 12ten Wirbels, welche ſich, um den Uebergang zu den Lendenwirbeln zu machen, nach auſſen zu drehen anfängt). Jede untere und vordere Gelenkfläche verbindet ſich mit der oberen und hintern Gelenkfläche am Queerfortſaze des zunächſt unter ihm liegenden Wirbels.

§. XXXIII.

Der *ſpitze* Fortſatz iſt beym erſten Rückenwirbel dick, ſtark und ſpringt faſt horizontal oder nur wenig unter der Horizontallinie nach hinten zu vor, und endigt ſich nicht ſowohl ſpitz als knolligt.

Am zweyten, noch mehr am dritten Wirbel, wird ſeine Wurzel breiter, ſein oberer Rand ſchärfer, ſein Ende länger und ſpitzer und ſeine Richtung abſteigender.

Alles dieſes nimmt im 4ten, 5ten, 6ten, 7ten, auch wohl im 8ten noch mehr zu, vorzüglich wird ſeine abſteigende Richtung ſo ſtark, daſs er faſt dachpfannnenartig ziemlich dicht auf den nächſten zu liegen kommt, da die Spitzen des erſten, 2ten, 3ten, ſo wie des 9ten, 10ten, 11ten, 12ten mehr von einander ſtehen.

Dies iſt die Urſache, daſs die Rückenwirbelſäule in dieſer Gegend ſich mehr nach vorne, nicht ſo gut aber wie in der etwas tiefern Gegend auch nach hinten zu ſich bewegen läſst.

In den fünf lezten dem 8ten, 9ten 10ten, 11ten nimmt zwar die Breite ſeiner Wurzel zu, allein die Länge und Schärfe der Spitze wird gradeweis merklich verringert, und ſeine Richtung fängt an, ſich wieder der Horizontallinie zu nähern; geſtatten daher hier der Wirbel ſäule erforderlichen Falls mehrere Neigung nach hinten, als es bey der 5ten, 6ten, 7ten der Fall ſeyn konnte. — Uebrigens wird man ſelten die Fortſätze in einer graden ſenkrechten Linie von oben nach unten fortlaufen ſehen, oft iſt einer rechts, ein anderer links, ein dritter wieder rechts von dieſer graden Linie abgebogen.

§. XXXIV.

Der *Bogen* der Wirbel, das iſt, alle ſeine Fortſätze zuſammengenommen ſind ſamt und ſonders aus dichterer, feſterer und glätterer Knochenmaſſe als die *Kærper* gebauet.

KNORPEL ZWISCHEN DEN WIRBELN DES RÜCKENS.

§. XXXV.

Die Knorpelſcheiben zwiſchen den Körpern der Wirbel liegen ſo, daſs ſie zugleich die Wirbel aufs allerfeſteſte zuſammenhalten, ohne doch ihre Beweglichkeit, wiewohl dieſe am ganzen Rückgrad in der Mitte der Bruſthöle am wenigſten bemerklich iſt einzuſchränken.

Zwiſchen dem erſten und zweyten, und dritten Wirbel ſind ſie ziemlich dick, aber doch in Anſehung ihres Umfangs nicht ſo groſs, als zwiſchen den folgenden, nehmen hierauf allmälig an Umfang und Dicke verhältniſsmäſsig mit den Körpern zu, und beſtehen aus knorplichten und ſehnigten ſehr elaſtiſchen Faſern.

Quer durchſchnitten quillt vorzüglich die Mitte in eine ſehr elaſtiſche Erhabenheit, noch mehr, wenn ſie in Waſſer eingeweicht werden, hügelartig hervor.

§. XXXVI.

Ohngeachtet ich alle nur denkbare Verſchiedenheiten von Verwachſung der Wirbelbeine in mehrerern Beyſpielen in der Natur vor mir habe,

1.) theils durch eine *vorwærts* zwiſchen das lange Band und die Körper der Wirbel ergoſſene Knochenmaterie entweder in Form von Knöllichen, oder einem dicken Blatt:

2.) theils durch ein *ſeitwærts* rechts oder links zwiſchen eben dem Bande und dem Körper erzeugtes eignes Knochenblatt:

3.) theils durch Zuſammenküttung der ſchiefen Fortſätze:

4.) theils durch Auswüchſe der ſpitzen Fortſätze ſowohl an ihrer Wurzel als an ihren Spitzen.

5.) theils ſogar durch Zuſammenhängung der Querfortſätze, ſo finde ich doch in keinem dieſer Fälle, wo dieſer beſonders gebaute Knorpel ſelbſt in Knochen übergegangen wäre: ja ſelbſt beym Beinfras der Wirbel ſcheint er etwas länger zu widerſtehen.

BRUSTBEIN.

§. XXXVII.

Das Bruſtbein ſchlieſst den mittelſten und vorderſten Theil des Gerüſtes der Bruſthöle, beſteht aus zwey feſt verbundenen, doch gegen einander beweglichen Stücken; einem obern achteckigten, dem *Handgriff*, und einem längern, der *Klinge*, die ſich nach unten zu in einen anfangs knöchernen und dann erſt knorplichten ſpitzen Fortſatz verliert.

§. XXXVIII.

Dieſe Stücke ſind untereinander ſo verbunden, daſs das Bruſtbein von der Seite angeſehen im Zuſammenhange einen *nach vorne erhabenen,* nach hinten ausgehöhlten bogichten Knochen vorſtellt.

§. XXXIX.

Dieſe Stücke ſtellen ferner einen, im ganzen nach unten zu ſpitziger werdenden, Körper vor, der jedoch meiſt zwiſchen dem Anſatz des 4ten und 5ten Ribbenpaares etwas breiter wird, dann aber ſchnell an Breite wieder abnimmt.

§. XXXX.

Ans obere Stück, das dicker, ſtärker, breiter als die Klinge iſt, ſetzt ſich auſſer den Schlüſſelbeinen das erſte Ribbenpaar mit ſeinen Knorpeln unbeweglich feſt.

An der Stelle, wo Handgriff und Klinge zuſammenſtoſſen, iſt der eckigte Knorpel des zweyten Ribbenpaars eingelenkt, und ſo ſchlieſsen ſich der Reihe nach mit ihren eckigten Bruſtenden die übrigen Ribbenknorpel bis zum ſiebenden Ribbenpaar, das zwiſchen das Ende der Klinge und den Anfang des Fortſatzes zu liegen kömmt, ans Bruſtbein.

§. XXXXI.

Ueberhaupt liegen die Knorpel des erſten Ribbenpaars gewöhnlich am meiſten auseinander.

Die drey oder vier letzten wahren Ribbenpaare ſetzen ſich in immer kleinerer Entfernung, ſowohl in Anſehung der Queere, als der Länge, des Bruſtbeins an ſelbiges, ſo, daſs ſehr oft die Knorpel des ſiebenden Ribbenpaars ſich ſogar einander berühren.

§. XXXXII.

Bisweilen geſchieht dies in einem faſt regelmäſſigen Verhältniſs durch alle Ribbenknorpel ſo, daſs die Entfernung zwiſchen dem Knorpel der erſten Ribbe und der Gelenkfläche für den Knorpel der zweyten die gröſte, die Entfernung zwiſchen der Gelenkfläche für den zweyten und der Gelenkfläche für den dritten kleiner u. ſ. f. immer geringer wird, bis die zwiſchen den ſechſten und ſiebenden Ribbenknorpeln die allerkleinſte iſt.

§. XXXXIII.

Der obere Rand des Bruſtbeins, hinter dem die Luftröhre liegt, iſt ausgehohlt, abgerundet und glatt. Auf gleiche Art ſind die Seitenränder zwiſchen den Gelenkflächen ausgehohlt.

§. XXXXVI.

Nicht ſelten findet ſich im untern Theile der Klinge ein anſehnliches Loch.

§. XXXXV.

Auch finde ich, nur bisweilen im vollkommenen Alter, den ſpitzen Fortſatz von der Klinge durch eine knorplichte Fuge oder ſonſt ein Zeichen geſondert. Dieſer *Fortſatz* ſpielt auſſerordentlich in Anſehung ſeiner Gröſse, Figur, Dicke, Länge, Zuſammenhang, Krümmung u. ſ. f. — Selten finde ich ihn ganz knorpelicht, ſelbſt bey ſehr jungen Kindern.

§. XXXXVI.

Wegen der ſtufenweiſen Verlängerung der Knorpel der wahren Ribben, die zwiſchen ſich das Bruſtbein aufnehmen, kömmt das untere Ende des Bruſtbeins oft mehr als noch einmal ſo weit, als das obere von der Wirbelſäule zu liegen.

§. XXXXVII.

Uebrigens iſts ein leichter, ſchwammichter, lockerer Knochen, und hat das beſondere, daſs er mit mehrern Knochenkernen oft mit einer doppelten Reihe zu verknöchern anfängt, und ſpäter als die Ribben und die Wirbel ausgebildet wird.

§. XXXXVIII.

Noch niemals hab ich das Bruſtbein nur einigermaſſen genau angeſehen, ohne es ſowohl im ganzen als in ſeinen Theilen *unſymmetriſch* zu finden. Symmetriſch iſt auch nicht das ſonſt ſchöne Bruſtbein auf Albins Tafel.

BRUSTHÖHLE.

§. XXXXIX.

Wir ſehen alſo, daſs die Bruſthöhle, in ſofern ſie die Natur aus einem Gerüſte von Ribben, Wirbeln, Bruſtbein und Knorpeln zuſammengeſetzt, zu *oberſt am engſten iſt*; (§. VIII. §. XXXXVI.) denn wegen zunehmender Länge der Ribben (§. VIII.), der Aushöhlung der Wirbelſäule (§. XXI.), des Bogens des Bruſtbeins (§. XXXVIII.), der weit gröſsern Entfernung des untern Randes des Bruſtbeins als des obern von der Wirbelſäule (§. XXXXVI.) nach *unten zu allmælich ſich erweitert*, bis ſie tiefer nach unten zu, wegen abnehmender Länge der falſchen Ribben (§. VIII.), den vorſpringenden dickern Wirbelkörpern (§. XX. §. XXVII.), der Neigung des Bruſtbeins am untern Ende (§. XXXVIII.) allmälig zwar wieder ſich verengert, immer aber noch ſehr viel geräumiger als oben bleibt; folglich im ganzen doch mehr kegelartig als faſsförmig erſcheint.

§. L.

Wir ſehen, wie durch eine in dieſes Gerüſte vortretende Säule, die aus den Körpern der Wirbel (§. XIX.) gebildet iſt, und an die ſich mehr rückwärts (§. XIX. § XXVII.) die Ribben fügen, die Bruſthöhle ſelbſt in *zwey Hælften*, eine rechte und eine linke geſchieden wird.

§. LI.

Wir ſehen ferner, daſs dieſe Höhle, wegen der nach vorne zu flach werdenden Ribben (§. X.) vorzüglich ihrer Knorpel (§. IX. X.), der Breite des Bruſtbeins (§. XXXIX.) vorne etwas *platt gedruckt* ſcheint.

§. LII.

In den *Seiten* aber hat ſie von auſſen her die meiſte und ſtärkſte Wölbung.

§. LIII.

Hinterwærts ſcheint ſie auſſerhalb wohl flächer als ſeitwärts: allein inwendig iſt dieſe Höhle offenbar zu beyden Seiten am ſtärkſten gekrümmt.

§. LIV.

Der *Ausſchnitt*, der vorn *zwiſchen den Knorpeln* des letzten wahren Ribbenpaars und den Knorpeln der folgenden drey oder vier Paaren der falſchen Ribben begriffen iſt, in deſſen Mitte die Knorpelſpitze des Bruſtbeins herunter ragt, und blos durch Fleiſch und Haut ausgefüllt wird, iſt dreyeckigt, doch an Höhe und Breite ſehr verſchieden: mitten durch ihn läuft die ſogenannte *weiſse Linie*.

§. LV.

Wir ſehen, daſs bey horizontaler Durchſchneidung dieſes Kegels die *grœſste Flæche* ohngefähr in die Gegend der ſiebenden oder achten Ribbe von vorne her fallen würde, daſs folglich auf eine Ausdehnung oder Zuſammedrückung dieſer Gegend die anſehnlichſte Veränderung in Anſehung der Vergröſſerung oder Verengerung ſeines Inhalts erfolgen muſs.

§. LVI.

Dieſe Veränderung in Anſehung der Gröſse des Raums der Bruſthöhle tritt ein, wenn die Ribben in die Höhe gezogen werden, ſo, daſs die erſte nur wenig ſteigt, die zweyte ihr folgt, die dritte wegen ihrer gröſſern Beweglichkeit noch leichter gegen die zweyte, als die zweyte gegen die erſte, und ſo ferner bis zur zwölften angezogen wird.

Zu gleicher Zeit wird das Bruſtbein in die Höhe gezogen, von der Wirbelſäule entfernt, doch tritt ſein unterer Rand verhältniſsmäſsig ſtärker als der obere ab, die Stelle wo ſich beyde Stücke verbinden, beugt ſich in einen Winkel, und hindert dadurch, daſs die Stelle, wo das Herz liegt, nicht ferner erweitert wird. — Und umgekehrt werden einer Heraufziehung des Bruſtbeins die Ribben folgen müſſen.

Einigermaſſen läſst ſich dieſe Erweiterung und Verengerung der Bruſthöhle mit einem Aufziehen und Zuſammendrücken eines Blaſebalgs vergleichen.

Durch andere ſtarke Kräfte wird die Bruſthöhle im lebendigen Menſchen zuweilen, doch meiſt ſchnell und heftig in einen kleinern Raum zuſammengezogen, als der iſt, den ſie im todten oder im gewöhnlichen Zuſtande der ruhigſten vollendeten Ausathmung einnimmt; hier werden die Ribben gleichſam krampfhaft heruntergeriſſen, u. ſ. w. z. B. beym Nieſen.

§. LVII.

§. LVII.

In beyden Fällen aber, 1) der Erweiterung und 2) der Verengerung, iſt die Veränderung des Raums der Bruſthöhle viel weniger anſehnlich hinten, als vorne, weil ſich die Ribben nur wenig in ihren hintern Gelenken drehen, mit ihrem Vordertheil hingegen, zuſammt dem Bruſtbeine zugleich, nach vorne von den Wirbeln weg und beträchtlich in die Höhe begeben.

§. LVIII.

Von den Knorpeln zwiſchen den Wirbelkörpern (§. XXXV. u. XXXVI.) hängts mit ab, daſs die Bruſthöhle, ſo wie das übrige Rückgrad durch die Knorpel zwiſchen den Wirbel des Halſes und der Lenden durch langes Aufſeyn verkürzt, durch hinreichend langes Liegen auf dem Rücken verlängert wird,

Dieſe Knorpel nämlich werden durch die Laſt des Körpers, die auf die Wirbelſäule während des Aufſeyns drückt, jeder für ſich etwas zuſammengepreſst, oder ihre Feuchtigkeit ein wenig ausgedrückt, die Höhe der Wirbelſaule, im ganzen alſo ſehr merklich, beſonders bey jungen ſaftreichen Perſonen verringert: in der Horizontallage aber wird dieſen Knorpeln gewiſſermaſſen ſoviel wieder an Feuchtigkeit und Schnellkraft erſetzt, als ſie während des Aufſeyns verloren hatten, folglich dadurch die vorige Höhe der Wirbelſäule wieder hergeſtellt.

Deshalb iſt der Menſch des Abends wirklich ſichtlich kleiner, des Morgens nach der Ruhe gröſser.

Vielleicht wachſen deshalb mit unruhige lebhafte Kinder weniger hoch, als ſchläfrigere.

Folglich wird hier in dem einen Falle auch die Bruſthöhle weiter, in andern enger.

§. LIX.

Durch dieſe Knorpelſcheiben zwiſchen den Ribben wird es bewerkſtelligt, daſs ſich dieſe Säule der Rückenwirbel hauptſächlich ſowol vor- als rückwärts, und gleichfalls doch weniger ſeitwärts, rechts oder links, nebſt in alle mögliche zwiſchen dieſe vier Hauptrichtungen fallende ſchiefe Richtungen, gar leicht neigen kann.

Denn oft muſs z. B. dieſe Säule von ihrer graden Richtung (§. XIX.) abweichen, um die Laſt des Körpers ins Gleichgewicht zu bringen. Z. B. wenn man mehr auf einem als dem andern Fuſs ruhig ſteht, die Laſt des Körpers oberhalb ſich nach der ander andern Seite hingiebt, muſs ſich die Säule beugen, und die Convexität des Bugs nach der entgegengeſetzten Seite richten *).

Zu gleicher Zeit werden dadurch auf der Seite des jetzt faſt allein ſtützenden Fuſses die Ribben etwas zuſammengeſchoben, auf der andern aber von einander entfernt.

Folglich wird auch hier die Bruſthöhle auf der Seite, wo die Ribben zuſammengehen, verengt, auf der andern, wo ſie von einander gehen, erweitert **).

§. LX.

Ferner iſt offenbar die Veränderlichkeit der Bruſthöhle beym Drehen, Vor-und Rückwärtsneigen, rechts und links Beugen, in ſofern ſie von den Knorpelſcheiben zwiſchen den Wir-

---

*) Albin de Sceleto p. 87.
**) Albin de Sceleto p. 113.

Wirbeln, der Richtung der ſpitzen Fortſätze und Zuſammenſetzung der Ribben beſtimmt wird, durchaus unten ſtärker als oben.

Beym Vor-und Rückwärtsneigen, beym Rechts-und Linksbeugen, hauptſachlich wegen der zunehmenden Dicke der Knorpelſcheiben. Beym Rückwärtsneigen noch wegen der ſich weniger hindernden ſpitzen Fortſätze der Wirbel. Beym Drehen auch noch wegen der ſich nicht mehr hindernden Ribben, die ſich einander gegen über faſt wie Strebebalken dort anſetzen, wo die Säule ſich nur allein drehen kann.

§. LXI.

Im ganzen ſcheint zwar die Bruſthöhle ziemlich *ſymmetriſch* und folglich die rechte Hälfte der linken gleich, allein ſehr genau darf man dies nicht nehmen, da wir oft die eine Hälfte etwas gröſser, ſtärker auch ein wenig anders geſtaltet finden, z. B. gewölbter, flacher u. ſ. f. als die andere, ohne daſs wir deshalb dies für angeborne Misbildung oder ſonſtige Verunſtaltung durch Krankheit auszugeben berechtiget ſind, weil doch die Natur wieder dies auf der andern Seite durch eine kleine Abänderung unmerklich, wenigſtens ganz unſchädlich macht. (§. 28.) Vorzüglich iſt dies bey den Ribben auffallend. Ich finde nur ſelten eine rechte Ribbe (verſteht ſich nach den Geſetzen der Symmetrie) genau der gegenüberliegenden linken ähnlich.

a) Bisweilen ſind durchaus alle Ribben der rechten Seite länger, breiter und ſtärker als auf der linken, bisweilen ſind umgekehrt die linken ſtärker.

b) Vorzüglich finde ich, daſs die vier untern Ribben an Länge und Gröſse auffallend differiren, am meiſten unter allen aber differirt die letzte, die ich oft, ohngeachtet ihrer Kürze, doch bis um einen Zoll verſchieden ſehe.

c) Bisweilen iſt eine Ribbe nur auf der einen Seite ohne alles Verhältniſs breiter als ihre gegenüberſtehende.

d) Dies geht ſo weit, daſs ſie zuweilen ein Loch in ihrer Mitte wegen der Breite zeigt.

e) Oder auch wohl gar geſpalten wird, und ſich mit zwey Knorpeln ans Bruſtbein befeſtigt.

f) Bisweilen iſt ſie auf der einen Seite merklich anderſt gebogen, als auf der andern.

g) Oft findet man das knorplichte Ende einer Ribbe auf der einen Seite viel länger, dicker, breiter, anders gebogen, als auf der gegenüberſtehenden.

h) Zwey Ribben ſetzen ſich nur auf eieiner Seite durch einen gemeinſchaftlichen Knorpel ans Bruſtbein (Iſt dem in Note (e) bemerkten Falle juſt entgegen geſetzt.

i) Bisweilen flieſst nur auf der einen Seite der Knorpel einer Ribbe mit dem Knorpel der andern zuſammen, von dem er ſonſt getrennt iſt, (Sieh Albins ſchöne Tafel) bisweilen geſchieht dies mit mehrern Knorpeln.

k) Nur ſelten ſetzen ſich die Knorpel genau gegen einander über ans Bruſtbein, gemeiniglich werden ſie auf der einen Seite tiefer oder höher als auf der andern ans Bruſtbein eingelenkt.

l) Bisweilen gelangt der Knorpel der ſiebenden Ribbe von der einen Seite nicht bis ans Bruſtbein hinauf, ſondern ſtöſst nur an den Knorpel der ſiebenden Ribbe.

m) Daher iſt der dreyeckigte Raum zwiſchen den Knorpeln der letzten wahren und den drey oder vier Knorpeln der falſchen Ribben (§. LIV.) ſelten von ſymmetriſchem Umfang.

n) Und ſo finden wir auch hinterwärts die Einlenkung der Ribben an den Wirbelbeinen merklich auf der einen Seite anders als auf der andern, z. B. auf der rechten Seite macht die ganze Reihe der Ribbenköpfe einen tiefern Eindruck auf die Körper der Wirbel als auf der andern:

Oder (m) Da das Köpfchen der Ribbe zwiſchen je zwey Wirbelkörper eingelenkt iſt, ſo hat bisweilen an dieſer Einlenkung auf der rechten Seite der öbere, auf der linken der untere Wirbel mehreren Antheil.

O) So liegt die rechte Ribbe zuweilen mit ihrem Köpfchen mehr nach vorne als die linke gleichnamige.

p) q) r) s) Man ſehe hier nach, was ich von der zuweilen bemerklichen Ausbeugung des 3ten oder 4ten Wirbels; (§. XXII.) der obern mit der untern nicht parallel laufenden ſenden Fläche eines einzelnen **Wirbels;** (§. XXVIII.) den nicht in ſenkrechter Richtung herunterſteigenden ſpitzen Fortſätzen (§. XXXIII.) u. ſ. w. beygebracht habe, und von der gröſsern Schwere, und kräftigern Wirkung eines Arms (§. LXVII. u. LXVIII.) noch ſagen werde.

Feinerer Unterſchiede gedenke ich hier nicht, dieſe muſste ich aber, als in der Folge nothwendig, auseinanderſetzen. Alle dieſe Verſchiedenheiten kann ich in der Natur darlegen.

Krankheiten, die eine Bruſthölen Hälfte verändern, gehören nicht hieher. — Kurz, *ich für mein Theil habe nie eine vollkommen ſymmetriſche Bruſthœle jemals geſehen.*

§. LXII.

Aus allem aber müſſen wir einſehen, daſs ſich der Raum der Bruſthölen nicht genau berechnen läſst.

VER-

VERBINDUNG DER BRUST MIT DEM ARME.

§. LXIII.

Ueber die Bruſthöhle ſind die *Arme* ſo angebracht, daſs der Winkel zwiſchen den Schlüſſelbeinen und Schulterblättern, unter dem der eigentliche Arm wie im Gleichgewicht herabhängend anfängt, den obern Theil des Bruſthöhlen körpers gleichſam umſchlieſst, und von obenher ganz bedeckt.

§ LXIV.

Die *Schlüſſelbeine* kommen ſich ſo nahe, daſs ſie ſich ſelbſt durch ein kurzes feſtes Band unter einander verbinden, und zugleich äuſserſt feſt mit dem Bruſtbeine eingelenkt ſind.

§. LXV.

Die *Schulterblætter*, die durch Muskeln ausgefüllt, mit ihrer Aushöhlung auf die Erhabenheit der gleichfalls mit Muskeln bedeckten Bruſt paſſen, ſpielen frey und leicht in dem Raume über der erſten und neunten Ribbe auf- und abwärts, und zwiſchen den ſpitzen Fortſätzen der Wirbelſäule und dem Bogen der Ribben ein- und auswärts, und in alle ſchiefe dazwiſchen mögliche Richtungen.

§. LXVI.

Hieraus erhellet, daſs keine Veränderung der Form des Bruſthöhlengerüſtes an der Stelle, wo die Schulterblätter anzuliegen pflegen, geſchehen kann, ohne die Schulterblätter nicht zugleich aus ihrer Lage zu bringen. Erhöhen ſich z. B. die 4te 5te Ribbe aufwärts an dieſer Stelle, ſo verſchieben ſie zugleich mit das Schulterblatt (folglich dadurch den Arm auch aufwärts u. ſ. f.). Verſchieben ſich die 2te, 3te, 4te, 5te oder 6te Ribbe, nach hinterwärts, ſo muſs natürlich auch das Schulterblatt folgen.

Und umgekehrt muſs ein hinreichender Druck auf die Schulterblätter auch die Form der Bruſthöhle ändern.

§. LXVII.

Verſchiedene Muskeln, die zwiſchen den Bruſthöhlenknochen, dem Schlüſſelbein, Schulterblatt und Arm liegen, bewegen alſo wechſelsweiſe bald den Armknochen gegen die Bruſthöhle, bald verändern ſie die Bruſthöhle gegen das Armbein, bald beyde zugleich gegen einander.

Daher eben ſowohl ein Aufſchwellen *) und Zuſammmengehen **) der Bruſthöhle den obern Theil des Arms aus ſeiner Lage bringt, und umgekehrt, eine zum Beyſpiel zu ſtark und oft bewegte Schulter, den Obertheil der Bruſt allmälich verzieht. Daher finde ich wenigſtens, daſs bey Friſeurs, die beſtändig nur mit der einen Hand den Kamm führen, oder kräuſeln und mit der andern das Haar blos ruhig halten, am Ende ſich die Bruſthöhle durch die anhaltende Wirkung der Muskeln der Schulter auf der eigentlich arbeitenden

---

*) Z. B. beym Pulsadergeſchwulſt, Vergrœſſerung des Herzens, ergoſſenem Eiter u. ſ. w,

**) Bey der ſogenannten engliſchen Krankheit — Weichwerden der Ribben; Geſchwüren, die die Lungen aufgezehrt haben, und nach auſſen zu aufbrechen, wie ich ſolch einen Fall jetzt zu behandeln habe. — So beſitze ich ein Bruſtbein, deſſen Handgriff in ſeiner Mitte blos durch einen abſteigenden Kropf nach vorne zu übergebogen worden iſt.

den verſchiebt, und erhöhet, ſo daſs nun auch das ruhige Schulterblatt höher über ihr liegen muſs. — Man nennt dies im gemeinen Leben *eine hohe Schulter*, iſt aber im Grunde ein wahrer *Buckel*.

§. LXVIII.

Es iſt eine alte bekannte *) Anmerkung, daſs gemeiniglich ein Arm länger, dicker, ſchwerer, ſtärker als der andere angetroffen wird. Folglich iſt auch bey gleich ſtarken Bruſthälften die Wirkung ſeines Gewichts, Drucks und ſeiner Muskelkraft auf die Hälfte der Bruſthöhle ſeiner Seite, von der Wirkung des ſchwächern Arms auf die andere Bruſthälfte verſchieden.

§. LXIX.

Endlich liegen vorwärts zu beyden Seiten im Raum zwiſchen der zweyten und fünf-

---

*) Car. Aug. de Bergen Diſſ., qua probatur menſuram et proportionem membrorum corporis humani ſummam perfectionem et rigorem mathematicum non admittere. Francof. ad Moen. 1750, Seite 12.

ten Ribbe auf den Muskeln und unter der Haut die anſehnlichen *Milchdrüſen* oder die ſogenannten *Brüſte*.

EINGEWEIDE DER BRUSTHÖHLE.

§. XXV.

In dieſem aus Ribben, Wirbeln, Bruſtbein, Knorpeln und Bändern gebildeten Gerüſte, deſſen Zwiſchenräume mannichfaltig Muskeln und ſehnigte Faſern u. ſ. w. ausfüllen, das innerhalb mit einer dichten Membran ausgekleidet, und von auſſen her durch den Ueberzug der Haut zu einer wahren Höhle vollendet wird, befinden ſich beym Menſchen das *Herz*; die *Stæmme aller aus- und einführenden Blutgefæße*, die Stämme aller *einſaugenden Gefæße* nebſt verſchiedenen ihnen angehörigen *Drüſen*; viele *Nerven*; die *rechte* und die *linke Lunge*, die ohne Vergleich den gröſten Raum einnehmen; die *Luftrœhre*; der *Schlund*; die *Thymus*, auſſer etwas beyläufigem *Fett*, welches ſich z. B. als Polſter auf die Ribben zwiſchen ihre

Beinhaut und das Bruſtfell, oder ums Herz, oder in die ſogenannte mediaſtina legt.

§. LXXI.

Ferner nimmt dieſe Höhle unterhalb dem ringsum gewölbartig in ihr angehefteten *Zwergmuskel* noch die *Leber*, den *Magen*, die *Milz* und *Nieren* und verſchiedene Stücke des *Darmkanals* in ſich auf.

§. LXXII.

Und ſo hat dieſes Gerüſte durch die Verbindung mit den Bauch- und Lendenmuskeln und dem unzertrennten Uebergang ihrer allgemeinen Decke zum Unterleibe; auch an der Bildung der Bauchhöhle groſſen Antheil, und auf den ganzen Darmkanal und alle übrigen in ihr enthaltenen Gefäſse u. ſ. w. den gröſten Einfluſs.

Und da die Bauchhöhle innerhalb durch nichts von der Beckenhöhle und den in ihr liegenden Zeugungstheilen und Urinblaſe geſchieden wird, vielmehr durch eine gemeinſchaftliche glatte Haut mit ihr ausgekleidet iſt, ſo erhellt, daſs keine Veränderung des

Raums in der Bruſthöhle vorgehen kann, ohne nicht zugleich den Raum in der Bauch- und Beckenhöhle zu ändern.

Und daſs umgekehrt keine Veränderung des Raums in der Bauch- und Beckenhöhle vorgehen kann, ohne nicht zugleich den Raum der eigentlichen Bruſthöhle zu ändern.

Und ſo iſt alles zum Leben und der Erhaltung und Fortpflanzung deſſelben nothwendige in den bewunderungswürdigſten Zuſammenhang gebracht!

UNTERSCHIED DER WEIBLICHEN BRUSTHÖHLE VON DER MÆNNLICHEN.

§. LXXIII.

Bis hieher habe ich die Eigenſchaften der Bruſthöhle, inſofern ſie beyden Geſchlechtern gemein ſind, auseinander geſetzt, daher alles, was hier geſagt worden, auch als beyden Geſchlechtern zukommend angeſehen werden muſs.

Allein um gewiſſe Erſcheinungen, die beym Gebrauche der Schnürbrüſte vorkommen, in der Folge erklären, und um dieſe Erklärung darthun zu können, muſs ich die ſichtlichen an jedem nur einigermaſſen *wohl gebauten*, und wie ſich ohne meine Erinnerung verſteht, auch *gut ausgearbeiteten*, Gerippe bemerklichen Unterſchiede angeben.

§. LXXIV.

Man wird ſich wundern, wenn man dieſe Herrechnung der Unterſchiede lieſet, und ſie in der Natur ſelbſt bey der Prüfung beſtätiget ſieht, und dennoch der meiſten bey keinem der berühmteſten Knochenkenner gedacht findet; wie ſie ſo lange haben überſehen werden können, ob ſie gleich ſo beträchtlich und auffallend ſind. Sehr richtig ſagt daher *Albinus*, der bey weitem gröſte Oſteolog unſers Jahrhunderts: caremus ſceleto feminino *), und ich finde nicht, daſs dieſe Lücke Tarin oder Suë ausgefüllt haben.

§. LXXV.

Indeſſen um allen Einwendungen zu begegnen, iſt die Erinnerung nicht überflüſſig;

---

*) Ann. acad, Lib. I, Praef, p. 7.

daſs, ſo wie man überhaupt weibliche Körper antrift, die in mehrerer Rückſicht weit männlicher als viele unſers Geſchlechts, ſo wie umgekehrt viele Männer mehr weiblich als viele Frauen ſcheinen, dieſes auch der Fall in Anſehung der feſten Grundlage, der Knochen nämlich ſey. Daher wird man nicht erwarten, daſs genau alle und jede Charaktere in jedem weiblichen und männlichen Gerippe zutreffen ſollen, genug, wenn es bey weitem die meiſten thun, welches gewiſs geſchieht, wenn man verhältniſsmäſſig vollkommene weibliche Körper mit verhältnismäſsig vollkommenen männlichen vergleicht.

Ich habe alle Unterſcheidungszeichen, nicht von einem einzigen männlichen oder weiblichen Gerippe, oder fünfen oder ſechſen, oder von Knochen aus Körpern nur aus den Gegenden, in denen ich ſelbſt gelebt habe, abſtrahirt, ſondern da mir die Menge Knochen, die ich ſelbſt beſitze, nicht hinreichte, erkundigte ich mich bey meinen Freunden, den angeſehenſten Zergliederern, und erhielt Beſtätigung meiner Beobachtungen.

§. LXXVI.

Nach dieſen von mir bemerkten Charakteren bin ich völlig überzeugt worden, daſs die Originale zu den ziemlich richtig gezeichneten und ſchön geſtochenen Abbildungen von einzelnen Knochen bey *Bidloo* durchaus zu einem weiblichen Skelet gehörten; man kann folglich *Bidloos* Kupfer *) einſtweilen als ein Muſter von natürlichbeſchaffenen einzelnen *weiblichen* Knochen, und *Trendelenburgs* **) Zeichnung als richtig über ihren Zuſammenhang, mit *Albins* Kupfern, als Muſter von *mænnlichen* Knochen vergleichen.

§. LXXVII.

Daſs verhältniſsmäſsig *alle* Knochen des ganzen weiblichen Körpers, folglich auch die Knochen der Bruſthöle in Vergleichung des

---

*) *Bidloos* Kupferplatten ſind bekanntlich von *Cowper* gekauſt und wieder abgedruckt, von *Manget* aber in theatro anat. leidentlich nachgeſtochen worden; und ſo ſind dieſe Abbildungen noch gemeiner als die Albiniſchen.

**) S. ſeine Diſs. de Sterni coſtarumque in reſpiratione motus ratione. Goett. 1779.

des männlichen überhaupt kleiner, ſchwächer, dünner, glätter, ſpäter ſich ausbildend, und ich mögte faſt ſagen, feinfaſrigter ſind, iſt bekannt.

WEIBLICHE RIBBEN.

§. LXXVIII.

Weibliche Ribben ſind a) *dünner* als die männlichen (bey zartgebauten faſt halb durchſichtig) b) *weniger gewœlbt* ſowohl auf ihrer innern als äuſsern Fläche; c) daher wird ihr oberer und unterer *Rand ſchärfer*; d) der *kleinere Bogen* ihrer Sichel *iſt* im Verhälsniſs zum gröſsern Bogen ihrer Sichel ein Segment von einem *kleinern Zirkel*, die *Wirbelbeine treten* daher gleichſam *tiefer in die Bruſt* hinein, und ein Linial hinten auf die rechte und linke 7te und 8te wahre Ribbe zugleich gelegt, berührt den ſpitzigen Fortſatz der Wirbel mehrentheils gar nicht; e) an der Stelle, wo ſich der muſculus ſacrolumbalis anlegt, und eine rauhe ſchiefe Linie (§. X.) hervorbringt, ſcheinen ſie *eckigter*; f) faſt von der dritten Ribbe an ſcheinen ſie mit *gewundner*, beſonders wenn man ſie einzeln auf ei-

ne Fläche legt: g) ihr *Bruſtende* nimmt *nicht ſo ſtark* an *Breite* wieder zu; h) und im Verhältniſs zu ihren Knochen haben ſie weit *længere* und verhältniſsmäſsig *ſchwæchere Knorpel*; i) wegen aller dieſer Eigenſchaften zuſammen genommen werden ſie *elaſtiſcher* als die männlichen, und laſſen ſich mit einer geringern Kraft krumm beugen. k) Die ſtufenweiſe *Abnahme der falſchen Ribben an Længe* nach unten zu von der 8ten bis zur 12ten erfolgt viel *ſchleuniger* oder in ſtärker ſteigendem Verhältniſs; wenn zum Beyſpiel im *mænnlichen Kœrper* die Länge
der 8ten Ribbe linker Seits; rechter Seits beträgt:

	8 Zoll	3 Linien.	7-	11-
9ten -	7-	6-	7-	4-
10ten -	6-	10-	6-	10-
11ten -	5-	10-	5-	9-
12ten -	4-	- -	4-	4-

ſo beträgt ſie beym *weibl.* linker S; rechter S;

8ten - - - -	7-	5-	7-	3-
9ten - - - -	6-	9-	6-	10-
10ten - - - -	5-	11-	5-	11-
11ten - - - -	4-	5 1/2 -	4-	11-
12ten - - - -	1-	3-	2-	-

l) Ich finde daher, daſs wenn auch beym männlichen Geſchlecht die letzte Ribbe noch die Länge der erſten Ribbe übertrift oder beybehält, dies bey wohlgebildeten Weibern nicht der Fall iſt, wo *die letzte Ribbe* meiſt *viel kürzer als die erſte* erſcheint. m) Mehrere dieſer einzelnen Umſtände zuſammen genommen zeigen, daſs ſie auch im ganzen *beweglicher* beſonders die untern ſeyn müſſen. o) Einigen ſcheinen vom Druck der Brüſte die 3te und 4te Ribbe etwas niedergedruckt und flach; dies finde ich gedoch nicht oft genug um es als allgemein auszugeben.

WEIBLICHE WIRBEL DES RÜCKENS.

§. LXXIX.

Scheinen verhältniſsmäſsig zu ihrer Breite a) *hœher* als die männlichen*); b) auch weit *mehr* in ihrem Umfang beſonders zur Seite

---

*) Z. B. wenn der letzte Rückenwirbel beym weiblichen Geſchlecht an Hœhe 11 Linien, beym mænnlichen 1 Zoll hat, ſo hat er beym weiblichen Geſchlechte in der Breite 1 Zoll 1 Linie, beym mænnlichen 1 Zoll 6 Linien.

ausgeſchweift; c) ihre Queerfortſätze ſind ſtärker nach hinten gebogen, machen daher die Furche, die zwiſchen ihnen und den ſpitzen Fortſätzen hinterwärts der Länge nach am Rücken herunter zu beyden Seiten der ſpitzen Fortſätze läuft, tiefer; d) der *ſpitze* Fortſatz iſt *ſchärfer*, e) *kürzer*, f) *abſteigender*; g) die *Aushœhlung* nach hinten zu am Körper *für* den Kanal des *Rückenmarks* iſt *ſtærker*; h) ſo wie der ganze Kanal *geræumiger*, i) die *Seitenœfnungen* des Kanals fürs Rückenmark, in welchen die Nerven und Blutgefäſse liegen, die zwiſchen dem vom Körper abgehenden Bogen und dem Körper ſelbſt gemeinſchaftlich zwiſchen je zwey Wirbeln, doch allemal hauptſächlich vom obern ſolcher Ringwirbel gebildet werden, ſind *viel weiter*. k) Im ganzen beſtätigt ſich auch an jedem einzelnen Wirbelbeine die von mir oft über andere weibliche Knochen gemachte allgemeine Anmerkung, daſs, *wenn auch ein weiblicher Knochen von gleicher Længe und an ſeinen Enden, wo er ſich mit andern Knochen verbindet, von gleichem Umfang mit einem männlichen angetroffen wird, die dazwiſchen liegende Knochen-*

maſſe

naſſe ſchmæler (gleichſam geſperrter) erſcheint. Denn, wenn auch die zwey Gelenkflächen ler Körper der Wirbelbeine, die der Cartilago intervertebralis zuſammenheftet, die vier Gelenkflächen für die Ribben und die vier Gelenkflächen auf den ſchiefen Fortſätzen und die zwey auf den Queerfortſätzen, folglich alle zwölf, an einem weiblichen Wirbel die völlige Ausdehnung eines männlichen haben, iſt doch die zwiſchen ihnen gelegene Knochenmaſſe gleichſam mit mehrerer Sparſamkeit angebracht.

WEIBLICHES BRUSTBEIN.

§. LXXX.

Am weiblichen Bruſtbeine habe ich zuerſt, ſoviel ich bis izt weis, einen ziemlich eſtändigen Unterſchied vom männlichen, in nſehung des Verhältniſſes ſeiner Theile, gefunden, ſo daſs ſich beyweiten in den meiſten Fällen beſtimmen läſst, zu welchem Geſchlechte es gehört hat. Ja bey vielen gut ebauten nicht zu fetten Perſonen, wird man on der Wahrheit meiner Bemerkung ſich chon im Leben ſo, wie bey vielen Leichen, ohne allen Einſchnitt überzeugen können. Doch muſs ich erinnern, daſs ich hier von einer *wohlgebauten* Bruſt ſpreche.

a) Der *Handgriff* nämlich iſt im Verhältniſs zur Klinge beym weiblichen gewöhnlich viel *grœſser*, als beym männlichen, ſehr oft ſo groſs, daſs bey weitem ſeine Länge nicht zweymal in der Länge der Klinge enthalten iſt, da hingegen meiſt zweymal auch wohl darüber beym männlichen Geſchlecht die Klinge den Handgriff an Länge übertrifft *). b) Auch ſcheint mehrentheils der *Handgriff ſtærker* im Verhältniſs zur Klinge. c) Dieſes finde ich ſogar oft ſchon von der früheſten Jugend an, ſelbſt ſchon zuweilen im Embryonen. e) Ich finde die *Spitze der Klinge* (oder den ſogenannten Schwerdfortſatz) zwar wie das ganze Bruſtbein *kleiner*, aber

in

---

*) Recht ſchön iſt dies von Bidloo und Trendelnburg ausgedruckt. Desgleichen bey *Campers* Betrachtungen über einige Gegenſtænde der Geburtshulfe. Taf. 1 Fig. 6. So kann ich davon Jedermann mehr als zwanzig Exemplare vorlegen, und zum Vergleich ebenfalls mehr als zwanzig Bruſtbeine vom mænnlichen Geſchlechte.

in ſeinem öbern Theil ſo gut, wie im männlichen Geſchlechte *knœchern* und bald, *oft* auch noch vor Ausbildung anderer Knochen, ſchon mit der Klinge zu einem einzigen Stück *zuſammengeſchmolzen*. f) In Verhältniſs zu den Ribben iſts gewöhnlich *kürzer* *), daher g) der *untere Rand* der Klinge ohngefähr *in* die Horizontallinie *der vierten Ribbe* fällt, da er beym männlichen in die fünfte ohngefähr fiel **) h) Findet man jedoch beym weiblichen Bruſtbein die Klinge ſo lang, daſs ſie zweymal die Länge des Hefts hält, ſo iſt ſie ungewöhnlich ſchmal, ſo wie man, wenn das Heft des *mænnlichen* Bruſtbeins nicht zweymal in der Länge der Klinge enthalten iſt, es ungewöhnlich ſchmal antrift.

WEIB-

---

*) S. auch Trendelenburg im Vergleich zu *Albin.* Oder *Euſtachius* Tab. 33. 43

**) Wenn alſo der Menſch unter allen bekannten Thieren das kürzeſte Bruſtbein hat: ſo hat unter den Menſchen das kürzeſte das weibliche Geſchlecht

WEIBLICHE SCHLÜSSELBEINE.

Die weiblichen Schlüſſelbeine ſcheinen grader zu ſeyn, als die männlichen, um die Schulterblätter, wegen der oben engern Beſchaffenheit der Bruſthöhle, zu den breiten Hüften proportionirt abſtehend zu machen, und gehörig nach hinten zu bringen. Beym männlichen Geſchlechte ſind ſie hingegen krümmer, um die Schulterblätter mehr nach vorne zu bringen, als es der Fall ſeyn würde, wenn ſie grader wären, weil ſie als Strebebalken oder Radii die Entfernung des Schulterblatts von der Gelenkfläche des Bruſtbeins beſtimmen, und ihre Krümmung über dies beym männlichen Geſchlechte ſich nach der Form der Bruſthöhle richten muſs.

WEIBLICHE BRUSTHÖHLE.

§. LXXXI.

In ſofern nun dieſe Theile zur Bruſthöhle beytragen, finde ich von ihnen folgende Verſchiedenheiten zwiſchen beyden Geſchlechtern hervorgebracht. Im ganzen iſt die weibliche Bruſthöhle ſchon weit *mehr faßartig*, als die männliche: auch ſcheint ſie im ganzen Umfang *ründlicher*. *Die Reihe der ſpitzen Fortſætze ſpringt* hinterwärts lange *nicht ſo ſtark hervor*, (§. XXXIII.) wegen der a) nach hinten zu krummen Ribben, der b) ſchwächern Spitzen und c) ſtärkern Zurückbeugung der Queerfortſätze. Der *Ausſchnitt zwiſchen den Knorpeln* der ſiebenten, achten, neunten Ribbe, *bildet* nach oben zu *einen viel ſpitzigern Winkel*. Die ganze Bruſthöhle, ohngeachtet ſie länger iſt, *endigt ſich* noch über dies verhältniſsmäſsig *hœher* *) über dem Rande der Schaambeine, und dadurch wird der ganze weibliche Leib durchaus von vorne her länger, ſchlanker. Die *Entfernung* vom Köpfchen *der letzten Ribbe zum* Rande der *Darmbeine* iſt *grœßer*, theils weil in den Lendenwirbeln, bey geringerer verhältniſsmäſsiger Breite, die Höhe anſehnlicher iſt. Z. B. die Höhe des mittelſten Lendenwirbels finde ich

---

*) Wegen des kürzern Bruſtbeins der höhern Lendenwirbel und der weniger tiefen Einſenkung des Heiligbeins zwiſchen die Hüftknochen.

im weiblichen	im männlichen
1 Zoll 1 Linie	1 Zoll 3 Linien.
die kleinſte Breite	
1 Zoll 3 Linien	1 Zoll 6 Linien.

theils weil das unterſte Lendenwirbelbein faſt in gleicher Höhe mit dem Rande der Darmbeine liegt, da es beym männlichen Geſchlechte oft gleichſam tiefer zwiſchen die Darmbeine eingeſenkt iſt. Auch ſcheint mir der *obere Theil* der Bruſthöhle, ohngefähr, bis in die Gegend der vierten Ribbe verhältniſsmäſsig etwas *weiter* nach *unten* aber überhaupt enger. Auch finde ich, daſs gemeiniglich bey wohlgebauten männlichen Perſonen, die auf einer geraden Fläche ausgeſtreckt liegen, die Bruſt merklich höher, als der Schluſs der Schaambeine, ſich erhebt, bey weiblichen Perſonen hingegen iſt die *Bruſt nicht höher* als *der Schluſs der Schaambeine*, wohl gar bisweilen etwas niedriger. Alles dieſes wird man, auch bey Vergleichung der ſchönſten männlichen mit weiblichen antiken Statuen, nicht ohne Vergnügen beſtätiget ſehen.

Zuverläſsig iſt, wegen dieſer Einrichtung, die weibliche Bruſthöhle, in ſofern ſie dieſe Unterſchiede des Knochengerüſtes treffen, weit geſchickter zur Veränderung während der Schwangerſchaft. Das Knochen und Knorpelgerüſte giebt nämlich den Eingeweiden, die der ſich ausdehnende Uterus heraufſchiebt, leichter nach, wenn alle Ribben ſchwächer, flächer, elaſtiſcher, mit längern Knorpeln verſehen und beweglicher ſind*), wenn dabey die falſchen Ribben ſchleuniger ſtufenweis ſich verkürzen, — wenn die Wirbelbeine bey geringerer Breite höher ſind, die ganze Säule deshalb weniger geſtaucht ausſieht, die Seitenöfnungen des Kanals fürs Rückenmark weiter, und die Seitentheile der Körper der Wirbel ausgeſchweifter werden, — vorzüglich aber, wenn das Bruſtbein kürzer iſt, höher ſich endiget, und ſeine Spitze ſich früher und knorplichter endiget, wenn endlich die ganze

---

*) Beweglicher ſcheint die Bruſthöhle, um bey Beengung des Unterleibs während der Schwangerſchaft, und des Drucks aufs Zwergfell durch die Ribben das Athmen verrichten zu können. Halle, de C. H. Fabrica T. 7. p. 22.

Bruſthöhle länglichter, ründlicher und über die Beckenbeine erhabener wird.

§. LXXXII.

Daſs die weiblichen Brüſte im vollkommenen Alter durchaus gröſser, hervorragender, ausgebildeter als die männlichen, ſind, und in Anſehung des kleinern Bruſthölenumfangs einen deſto gröſsern Raum von ſelbigem einnehmen, und faſt von der zweyten bis zur fünften Ribbe ſich erſtrecken, iſt zu bekannt, als daſs ich mich dabey auf halten ſollte.

EINFLUSS DER SCHNÜRBRÜSTE AUF DEN WUCHS DES WEIBLICHEN KÖRPERS.

§. LXXXIII.

Alle Schnürbrüſte haben im allgemeinen die Form eines, mit der Spitze nach unten gekehrten, abgeſtutzten, ſehr regelmäſsigen, genau ſymmetriſchen Kegels, der aber doch nach hinten und unten zu gleichſam einen Anſatz oder eine Erweiterung bekömmt. Sie ſind, bald aus breitern, bald aus ſchmälern Streifen, die der Länge nach von oben herunter liegen, zuſammengeheftet. Meiſt iſt das vordere dreyeckigte, nach auſſen zu erhabene, inwendig ausgehöhlte Stück, das breiteſte und feſteſte, doch iſts oft an Länge und Breite verſchieden, alsdenn iſt ſie nach hinten zu offen und wird auch nach hinten zu zuſammengeſchnürt, ſo daſs gewöhnlich hinterwärts zwey der ſtärkſten, breiteſten und längſten Streifen, die auch tiefer hinten herunter gehen, genau an einander zu liegen kommen. Dieſes Mittelſtück paſst bisweilen in die regelmäſsige Kegelform, meiſt aber läuft es vorne am Bauche viel tiefer herunter, iſt auch wohl hier zuweilen nach vorne und oben wieder ein wenig heraufgebogen.

Bisweilen iſt die Schnürbruſt umgekehrt nach vorne zu ſo offen, daſs ein mittleres dreyeckigtes, längeres Stück vorne einpaſſet, und durch die Zuſchnürung den Kegel nach vorne zu erſt völlig ſchlieſset. Dieſer Kegel iſt bisweilen länger, bisweilen kürzer, und nach oben zu an ſeiner Grundfläche für die Arme, ſo wie nach unten zu für die Hüften, förmlich ausgeſchnitten, dieſer Kegel läuft bisweilen ſeitwärts von den Armen bis in die Gegend des Anfangs der Hüften herunter, ja

ich

ich habe die Mode geſehen, wo Schnürbrüſte die Hüften ſelbſt mit einſchloſſen.

Die Streifen, woraus dieſer Kegel zuſammen genäht iſt, ſind bald von feſterer, härterer Materie, bald etwas weicher; gemeiniglich mehr oder minder dickeres Fiſchbein, Rohr oder chemals Eiſen, bisweilen ſind vorne, bisweilen hinterwärts, ein oder mehrere ſtählerne Stäbe eingepaſst, bisweilen beſteht die Schnürbruſt blos aus einer Art von überzogenem Huthfilz.

Ich müſste eine ganz eigene Abhandlung blos über die Form und den Stof der Schnürbrüſte ſchreiben, wenn ich nur alle die Verſchiedenheiten angeben wollte, die ich erlebt habe.

Ich habe einige ſo feſt und hart und unbiegſam geſehen, daſs ich glaube, durch eine gewaltſame Zuſammenſchnürung würden eher die Ribben zerbrechen, als dieſer Küraſs ſeine Form ändern.

Alle Schnürbrüſte umfaſſen im allgemeinen, nicht nur den ganzen untern Theil, ſondern auch ein anſehnliches Stück vom obern Theile der Bruſthöhle; ſo, daſs ſie die Schulterblätter zugleich mit aufnehmen.

Die Abſicht der Frauenzimmer, bey der Anlegung oder Empfehlung einer Schnürbruſt,

bruſt, iſt wohl keine andere, wenigſtens bey denjenigen, die über die Abſicht einer Mode und die vortheilhafteſte Erreichung derſelben nachzudenken pflegen, als den Leib unter den Brüſten ſo ſchlank, und den obern Theil ſo breit, als möglich zu machen, und zugleich die Schultern mehr nach hinten zu bringen, weil man überzeugt zu ſeyn glaubt, daſs eine hiedurch verbeſſerte (abgeänderte) Form mehr gefalle. Daher geſchieht bey der Anlegung die Zuſammenſchnürung von unten herauf, weil man ſonſt ſeinem Zwecke entgegen handelte. — Daſs man auch ſeinen Zweck in Abänderung der Form erreicht, iſt bekannt. Ueberlegen wir aber, als Kenner des menſchlichen Körperbau's, kaltblütig, ohne Vorurtheil, was hiebey geſchehen ſoll, und auch geſchieht, ſo finden wir, daſs die *Schnürbrüſte juſt die umgekehrte Form der Bruſthöhle geben ſollen, die ihr die Natur gab.*

§. LXXXIV.

Wir haben geſehen (§. IV, XXXXIX.) daſs die Bruſthöhle eine, mit der Spitze *nach oben* gerichtete, Kegelform hatte, alle Schnürbrüſte grade die entgegengeſetzte, eine mit der Spitze *nach unten gerichtete*, Kegelform haben.

§. LXXXV.

Wir haben geſehen, daſs die Ribben zwar ſchräge, doch im ganzen der Queere nach liegen (§. VII.), die Ribben der Schnürbruſt (es ſey mir erlaubt die Stücke oder Streifen, woraus ſie zuſammengeſetzt iſt, ſo zu nennen), aber laufen den vorigen *durchkreutzend* im ganzen ſchräg der Länge nach (§. LXXXIII.) folglich iſt *die Lage der künſtlichen Ribben der Lage der natürlichen grade entgegengeſetzt.*

§. LXXXVI.

Was muſs alſo mit der Bruſthöhle vorgehen, wenn ſie dieſe Abänderung in der Form erleidet? da die Bruſthöhle aus zwar elaſtiſchen, doch immer zu harten Knochen und Knorpeln (§ XVII. XVIII. XXIX. XXXIV.) beſteht, als daſs ſie ſich wie ein Teig, oder irgend eine weiche Materie, umformen lieſse; ſo müſſen entweder 1) die *Ribben*, oder 2) die *Wirbelſæule*, oder 3) das *Bruſtbein* mit ſeinen Knorpeln, als die Theile, die einzig die Hauptſtütze der Form (§. II.) ſind, nachgeben und verſchoben werden.

§. LXXXVII.

Bey Anlegung alſo einer Schnürbruſt, wenn ſie im *geringſten* Grade auf die Bruſthöhle wirkt, werden erſt die weichen Theile unter der Bruſthöhle zuſammengezogen, und die im Unterleib enthaltene Eingeweide, in den ſehr beweglichen untern Theil der Bruſthöhle, (§. XV.) heraufgeſchoben; (denn die Zuſammenſchnüfung geht von unten aufwärts) dieſer würde ausgedehnt bleiben, wenn nicht die fortgehende Zuſammenſchnürung die Eingeweide allmälig noch höher hinauftriebe. Nun werden die ſehr beweglichen falſchen Ribben (§. XV.) nicht nur gegeneinander hinauf und dichte zuſammen geſchoben, und der Raum zwiſchen ihnen (§. XIV.) viel kleiner; ſondern auch ſo zuſammen gedruckt, daſs hiedurch die rechten den linken, nicht nur mit ihren vordern Enden näher gebracht, ſondern auch jede Ribbe für ſich, (die letzte wegen ihrer Kürze bisweilen ausgenommen) genöthigt wird, ihr Bruſtende dem Wirbelende, ſoviel es ohne Schmerz gehen will, zu nähern. Hiebey muſs die Neigung der falſchen Ribben aber im ganzen noch mehr abwärts (§. VIII.) und ihre Knorpel (§. VIII. IX.) noch ſtärker gekrümmt werden. Die Ribbenknorpel geben hiebey am willigſten nach, und die Ribbenknochen ebenfalls, wegen ihrer Schnellkraft, aber doch ohne alles Verhältniſs viel weniger.

§. LXXXVIII.

Ich hebe den ganzen Körper eines ausgewachſenen Mädchens auf, wo die Haut unter der Spitze des Bruſtbeins, oder die den dreyeckigten Ausſchnitt zwiſchen den Ribbenknorpeln (§. 14.) ausfüllt, eine tiefe und lange Falte von oben nach unten zu bildet, die durchs Schnüren verurſachet worden.

§. LXXXIX.

Geht die Zuſammenſchnürung weiter, ſo werden nun auch allmählig die wahren Ribben, die ſich durch die Hinauftreibung der Eingeweide von einander begeben hatten, ebenfalls 1) gegen einander hinaufgeſchoben, denn auch hier geſchieht die Zuſammenſchiebung durch die kleinſte Kraft, die im natürlichen Zuſtande, wie bekannt, hier noch immer leicht genug von ſelbſt erfolgt (§, XV. LVI.): 2) die rechten den linken näher gebracht, wozu eine ſchon gröſſere Kraft gehört: 4) das Bruſtbein ſteigt nun mit ſeinen Knorpeln in die Höhe, und ſein unterer Rand wird auch wohl gegen die Wirbelſäule hingedruckt, daher der ganze obere Theil der Bruſt vor und in die Höhe tritt, ja das Bruſtbein ſelbſt wird ſchief, und ſeine Klinge rechts oder links gebogen. 4) Endlich, wenn ſich die Kraft hinlänglich bey der Zuſammenſchnürung verſtärkt, wird auch jede wahre Ribbe für ſich genöthigt, ihr Bruſtende dem Wirbelende näher zu bringen, und ſo auch von vorne nach hinten zu die Bruſthöhle zu verengen. Ich ſage das Bruſtende der Ribben nähere ſich dem Wirbelende, nicht umgekehrt das Wirbelende dem Bruſtende, weil wir ſahen a) daſs die Ribben vorwärts wieder ſchwächer, flächer werden (§. X.) b) daſs ſie hinterwärts feſt anſitzen (§. XIX.), c) daſs das vordere Ende mit einem längern Bogen nach vorne und unten zu läuft, und daſs in dieſer Bogenform der Grund ihrer Schnellkraft liege (§. XXI.). d) Endlich, weil das vordere Ende der Ribbe nur unter der Haut liegt, da hingegen nach hinten zu ein drukkender Körper die Ribbe blos auf der Höhe ihres ſehr krummen Bogens (§. IX.), wo ſie ohnehin faſt am ſtärkſten iſt (§. IX.); berühren kann.

§. LXXXX.

Die Wirbelſäule, die nach vorne gebogen iſt (§. XXI.), wird durch die Schnürbruſt grader, folglich auch dadurch die Bruſt enger (§. XXXXIX.).

§. LXXXXI.

Während dieſes mit den Ribben vorgeht, werden die Wirbelbeine vorne an ihren Knorpelſcheiben auseinander gehalten, und ihre ſpitzen Fortſätze mit der Zeit noch abſteigender (§. XXXIII. §. LXXIX. f.) näher übereinander liegend, und weichen aus ihrer graden Richtung *).

§ LXXXXII.

---

*) Gehfeld: de luſibus Naturæ L. B. S 28.

§. LXXXII.

Nach oben zu iſt die Bruſthöhle wieder natürlich enger, daher die fünfte oder vierte Ribbe nicht ferner *unmittelbar* durch den Druck der Schnürbruſt leidet, ſondern in dieſer Gegend gemeiniglich vom Körper rings um mehr oder weniger abſteht; bey den freybleibenden obern Ribben geſchieht daher gewiſſermaſen das Gegentheil, die Ribben werden durch die, gegen ſie getriebene, Eingeweide auseinander gedruckt, ihre Zwiſchenräume gröſſer; die rechten entfernen ſich etwas von den linken, und ihre Bruſtende werden von den Wirbelenden abſtehender.

§. LXXXIII.

In dieſen freybleibenden Raum werden die Brüſte mit ihrem Fett hinaufgeſchoben, daher ſolche Kinder alsdenn ſtärkere Brüſte zu haben ſcheinen. Indeſſen leidet doch oft irgend ein oder anderes Knötchen (acinus) der Bruſtdrüſe, beſonders an ihrem untern Rande, durch den Druck des obern Theils der Schnürbruſt oder des ſogenannten Blanchets.

§. LXXXXIV.

Durch dieſe gewaltſame Zuſammendrükkung der ganzen Bruſthöhle, wird die Wirbelſaule etwas auseinander gehalten, die Schnürbruſt ruht auf den Hüften, und auf der Schnürbruſt ruhen die Ribben; folglich läſst ſich hieraus ohne alle Schwierigkeit erklären, *warum geſchnürte Perſonen grœßer ſcheinen*, den Trugſchluſs abgerechnet, daſs eine dünner gewordene Perſon höher ausſieht; durch die Schnürbruſt wird nämlich die Laſt des obern Theils des Körpers unterſtützt, daher ihr Druck auf die Knorpelſcheiben zwiſchen den Ribben (§. XXXV. XXXVI.) gemindert, und folglich die Säule in ihrer Höhe länger erhalten, als ſie ohne eine ſolche Stütze bleiben würde.

§. LXXXXV.

Allein wenn man eine *durchbrochene* Schnürbruſt um einen friſchen, durch Muskeln u. ſ. w. noch zuſammenhängenden, Thorax eines Kindes von 10 bis 12 Jahren, noch mehr einer ausgewachſenen Perſon von 18 bis 20 Jahren legt, wird man gewahr, daſs es *faſt nicht mœglich* iſt, ſie ſo anzulegen, daſs ſich nicht entweder 1) hin und wieder die Ribben auf der einen Seite mehr zuſammen begeben, als auf der andern, oder 2) ſich unter und über einander auf einer Seite verſchieben, oder 3) daſs ſich nicht der ganze Rückgrad (die Wirbelſäule, die gewöhnlich in grader Linie von vorne aufgethürmt iſt (§. XIX.) in einen Bug entweder rechts oder links begeben ſollte (§. XXII.), oder 4) was das gemeinſte iſt, wenn ſonſt alles noch ſo ziemlich geht, daſs ſich nicht der obere Theil von einer der Bruſthälften (§. L.) ganz deutlich höher als der andere erhebt, und eine ſogenannte *hohe Schulter* (§. LXVI. LXVII.) verurſacht.

§. LXXXXVI.

Geſchieht dieſes nun, wo wir die einzelnen Theile vor Augen haben, folglich einen durchs Schnüren ſich ergebenden Fehler leicht abändern könnten, (wenn er ſich ändern lieſſe) was geſchieht nicht, wo alles durch Fleiſch und Haut verborgen iſt, und kleine anfangende Verſchiebungen unſichtbar werden.

§. LXXXVII.

Was geſchieht ferner nicht im innern an den Eingeweiden, die dieſe Hohle einſchlieſst? (§. LXX. LXXI,) Sie müſſen ſich mit der Form ihrer Höhle abändern, da ſie der Abänderung der Höhle nicht widerſtehen können.

§. LXXXVIII.

Man wird eine ſchon beträchtliche, aber nur am entblöſten Knochengebäude ſehr ſichtliche Verunſtaltung, die gar leicht zunimmt, erſt zu ſpät durch die Bedeckungen gewahr. Viele bemerken eine ſogenannte hohe Schulter noch nicht einmal dann, wann es ihnen auch der Kenner, der ſie ſogar durch die Kleider entdeckte, ſchon geſagt und gezeigt hat, ſondern warten, wie mir dies widerfahren iſt, bis dies ihren, aber auch zugleich den Augen der ganzen Welt unwiderſprechlich wird.

§. LXXXIX.

Alles dieſes aber wird nun um ſo viel leichter und in deſto höherem Grade erfolgen müſſen, da wir 1) faſt nie eine völlig ſymmemetriſche Bruſthöhle, ſondern meiſt die rechte Bruſthöhlenhälfte beträchtlich anders, als die linke, ſowol überhaupt als in einzelnen Theilen finden (§. LXI. verglichen mit §. XXII. XXVIII. XXXIII. LXVII. LXVIII.) 2) weil die Schnürbrüſte jungen Perſonen angelegt werden, wo die Knochen noch nicht völlig ausgebildet ſind, ſondern bey einem Druck ausweichen oder nachgeben (§. XVI.) die Schnürbruſt hingegen 3) eine genau ſymmetriſche Kegelform iſt, die 4) nicht nachgiebt.

Um ſich alſo in dieſe der natürlichen grade entgegengeſetzte Kegelform des Schnürleibs zu ſchmiegen, giebt diejenige Bruſthälfte am meiſten nach, die die ſchwächſte iſt, und treibt folglich in die andere ſtärkere, kräftiger widerſtehende Hälfte, die Eingeweide, die gegen ſie getrieben werden, hinüber, und macht, daſs dieſe Hälfte endlich durch den anhaltenden gegen ſie wirkenden Druck ſich ausdehnen laſſen muſs. Dieſe Ausdehnung geſchieht gewöhnlich auf der einen Seite nach hinten und oben, weil die Ribben hier ſchon ihren ſtärkſten natürlichen

Bug haben. Nimmt dieſe Ausdehnung der einen Bruſthöhlenhälfte in einen Buckel zu, ſo treibt ſie das auf ihr liegende Schulterblatt (§. LXV. LXVI. LXVII.) vor ſich her, hebt den über ihr hängenden Arm im Winkel (§. LXIII.) in die Höhe, und verurſacht die ſogenannte *hohe Schulter*.

Wir haben geſehen, wie die doch von der Natur ſelbſt zugemeſſene Laſt des Körpers ſchon bey den mehreren ruhen auf dem einen als dem andern Fuſs, die eine Bruſthälfte verengt, die andere erweitert (§.LIX.) wie viel mehr muſs dieſes nicht bey einem ſo kraftigen Druck, als die Schnurbruſt äuſſert, geſchehen? Z. B. wenn im Durchſchnitt alle *rechte* wahre und falſche Ribben länger (§. LXI. LXXVIII.) und zugleich ſtärker ſind, ſo iſt natürlich der Druck einer *vollkommen gleich* grade und gut angelegten Schnürbruſt auf die *linke* Bruſthälfte weit wirkſamer als auf die rechte Halfte, muſs alſo auch die linke Halfte unſchelicher verengen.

Sind aber zwey auf einander folgende Ribben langer und ſtarker, als die zwey gleichnamige der andern Seite, die darauf folgenden hingegen wieder ſchwächer, als auf der andern Seite; ſo muſs nothwendig, bey *gleichem* Druck von beyden Hälften der Schnürbruſt auf die beyden Hälften der Bruſthöhle, eine Verunſtaltung in der regelmäſſigen Zuſammenfügung der Ribben und Bruſthöhle auf beyden Seiten erfolgen.

Da gewöhnlich die falſchen Ribben auf *einer* Seite beträchtlich kürzer als auf der andern ſind (§. LXXVIII.), ſo wird bey gleichem Druck auf die ganze Bruſthöhle die hohe Schulter auf der entgegengeſetzten Seite (wo die Ribben länger ſind), entſtehen müſſen.

Auch die auf *einer* Seite nur, breitere, durchlöcherte oder geſpaltene Ribben verurſachen natürlich, daſs bey *gleichem* Druck des Schnürleibs auf den ganzen Umfang der Bruſthöhle doch die Wirkung in *einer* Hälfte um vieles beträchtlicher wird. Auch das Zuſammenſtoſſen der Knorpel durch einen Fortſatz macht einen Unterſchied zwiſchen der Wirkung der Schnürbruſt auf die *eine* oder andere Hälfte; ſo auch das unſymmetriſche Bruſtbein (§. XXXXVIII.) ſo auch wenn ſich nur auf *einer* Seite *acht* wahre Ribben § LXI.) ſinden: desgleichen die unſymmetriſche Einlenkung derRibben an derWirbelſäule(§.LXI).

Ich will hier gar nicht des Falls erwähnen, den ich ſehr häufig, ſo w[illegible]aller de corp. hum. fabrica T. 3. p. 6.) angetroffen und aufbewahrt habe, wo der knöcherne Theil einer Ribbe aus irgend einer innern Urſache an einer oder andern Stelle weich wird (§. II.). Man kann ſich leicht denken, was hier wird geſchehen müſſen. Oder des Falls, wo 13 Ribben (§. LXI.) ſich auf einer Seite ſinden: oder des Falls, wo ein verändert Eingeweide, Lunge, Herz oder Leber ſchon die Bruſthöhle auf einer Seite umgeformt hat (§. LXVII.).

Ferner, wenn das Rückgrad ſchon eine natürliche Krümmung auf eine Seite hat, wird dieſe nothwendig durch die Schnürbruſt noch verſtärkt werden müſſen.

Man bedenke ferner, daſs das *Herz*, welches das ganze Leben hindurch, ohne wenige Sekunden zu ruhen, mehr in die linke als rechte Bruſthöhle gehört. Man bedenke, daſs das Knochengerüſte der Bruſt nun durch eine eigne Maſchine (die Schnürbruſt) weniger zu den nöthigen Erweiterungen und Verengerungen beym Ein- und Ausathmen fähig wird, folglich dafür dem *Zwergfell* einen Theil ſeiner Verrichtungen übertragen muſs.

Man erinnere ſich, daſs der bloſse ſtärkere Gebrauch der Muskeln des einen *Arms* die Bruſthöhle zu verziehen im Stande iſt (§. LXVII.); und ſtelle ſich zu allem dieſem nun noch vor, daſs doch die Ribben nicht nur *ernährt*, ihre verdorbenen Theile weggeführt, und durch friſche erſetzt werden, ſondern daſs ſie bis ins 30ſte Jahr und drüber noch *wachſen* müſſen, ſo wird man einſehen, daſs die Verunſtaltung bey anhaltendem Drucken der Schnürbruſt nur zunehmen muſs, weil die Natur gehindert wird, die Vermehrung der Maſſe und Stärke der Ribben dorthin anzubringen, wo ſie es thun würde, wenn ſie durch den Druck nicht gehindert würde.

§. C.

Sobald alſo eine Schnürbruſt auf *einer* Seite die Bruſthöhle zuſammengepreſst, auf der andern ausgedehnt hat, ſo kann nun durch fortgeſetzte Anlegung der Schnürbrüſte nichts weiter, als eine Vermehrung der Verunſtaltung, erfolgen, weil die ſchwache Seite immer mehr und mehr geſchwächt, und gepreſst, und die andere immer ſtärker verſchoben wird.

§. CI.

Daſs die Schnürbruſt das *Vor*- und *Rückwärtsneigen* der Rückenwirbelſäule (§.LIX.), auch ihr *Rechts*- und *Linksbeugen* (§. LIX.) völlig hindert, und folglich auch hierdurch der Vollkommenheit des Leibes ſich frey und leicht zu *drehen* und zu *wenden* Eintrag thut, bedarf wohl keines Beweiſes. Denn alle Schnürbrüſte mindern, vermöge ihrer Lage und Stärke, die Beweglichkeit auch ſogar der Lendenwirbel, vorzüglich aber der Rückenwirbel und dieſer insbeſondere juſt an *der* Stelle am meiſten, wo ſie doch die meiſte Beweglichkeit zu haben beſtimmt ſind (§. LX.).

§. CII.

Iſt die Schnürbruſt ſo lang, daſs ſie auch die Hüften mit faſst, ſo iſt ſie noch ſchädlicher, ſie drückt den ſehr lange knorplicht bleibenden Rand der Darmbeine nach innen, und verengt um ſoviel anſehnlicher die ganze Bauchhöhle. — Doch ſind ſolche Formen von Schnürbrüſten jetzt ſelten.

§. CIII.

Ich bin verſchiedentlich um Rath gefragt worden, wo man eine Hüfte durch eine Schnürbruſt erhöhet, die andere erniedrigt worden zu ſeyn glaubte; — allein in ſolchen Fällen war meiſt blos die Bruſthälfte *über* der höher ſcheinenden Hälfte, wegen ſtärkerer Ein- und Heraufpreſſung der untern falſchen Ribben dieſer Seite, beträchtlicher als die Bruſthälfte unter der niedriger-ſcheinenden Hüfte zuſammengedruckt worden, und machte dieſe ſcheinbare Erhöhung.

§. CIV.

Eine andere Wirkung der Schnürbrüſte iſt, daſs Kinder, auch ältere Perſonen, die ſtark und mehrere Jahre lang geſchnürt worden, endlich ohne Schnürbruſt nicht mehr bequem aufrecht ſtehen oder ſich bewegen können, ſondern, wie man ſehr richtig ſagt, *zuſammenfallen.*

Die Ribben nämlich haben an ihrer natürlichen Form und Lage gelitten, die Rükkenmuskeln ſind gelähmt worden, und können ſich ohne Schnürbruſt nicht einmal in der widernatürlichen Lage gehörig erhalten. Die Wirbelſäule iſt nicht mehr gewohnt, die auf ihr, nicht blos zum Ruhen, ſondern auch zum Bewegen beſtimmte Laſt des Körpers (§. XXVIII. LVIII.) ohne fremde Unterſtützung zu tragen, ſinkt alſo unter ſelbiger nieder und beugt ſich.

§. CV.

Man wird nicht ſelten in Ländern, wo noch das Schnüren ſehr Mode iſt, Perſonen von 15 - 16 Jahren finden, die, ſobald ſie die Schnürbruſt ablegen, ohnmächtig werden, und daher ſogar damit zu ſchlafen verbunden ſind. Sobald nämlich Bruſt und Unterleib durch die Ablegung ihrer gewohnten Unterſtützung erſchlaffet werden, ſtürzt das Blut nach unten, entleert die Kopfgefäſse, und bringt Ohnmacht hervor.

§. CVI.

Indeſſen habe ich beobachtet, daſs *ſchlechterdings alle Mannsperſonen*, die *ſtark* und *anhaltend* in ihrer Jugend geſchnürt worden, ohnausbleiblich in dem reifern Alter, bucklicht wurden, oder nicht ohne eine *hohe* Schulter wegkamen, da hingegen doch zuweilen ein Frauenzimmer mit einer kleinen Krümmung des Rückgrads, die durch die Kleider ſchwerlich oder gar nicht zu erkennen iſt, durchkommt. Die Urſache iſt nach dem, was ich blos in dieſer Rückſicht ſo vollſtändig von §. LXXIII. bis §. LXXXII. vorgetragen habe, ganz deutlich.

Die *weiblichen Ribben* geben, wegen ihrer Dünne, wenigern Wölbung, ſchärfern Ränden, ſtärkern Vortretens, mehrern Windung, vorzüglich wegen ihrer längerern, ſchwächerern Knorpel, gröſſern Schnellkraft, ſtärkeren ſtufenweiſen Abnahme, leichtern Beweglichkeit, einer geringern Kraft nach, als die männlichen Ribben. Die *weiblichen Rückenwirbel* geſtatten leichter eine Veränderung des Bruſthöhlenraumes, wegen der gröſſern Ausſchweifung bey ihrer gröſſern Höhe, wegen der ſtärkern Beugung ihrer Queerfortſätze nach hinten, gröſſern Seitenöffnungen; das *weibliche Bruſtbein* geſtattet gleichfalls leichter, als das männliche, eine anſehnliche Veränderung des Bruſthöhlenraums: da es kürzer an Klinge und Spitze iſt und höher liegt.

Ferner iſt die *weibliche Bruſt* im ganzen etwas faſsartiger, auch ründlicher, länger, weniger mit der hintern Reihe ihrer Spitzen vorſpringend; der dreyeckigte Ausſchnitt zwiſchen den Ribbenknorpeln iſt ſpitzer; die ganze Höhle liegt höher über den Darmbeinen und ihr öberer Theil iſt etwas geräumiger.

Folglich *widerſetzt ſie ſich in etwas weniger einer ſie umformenden Gewalt, als der mænnliche Thorax*, der faſt bis auf die Darmbeine herunter durch lange, robuſte, unbeugſamere *Ribben*, grobe, mit ihren ſtärkern Spitzen vorſpringende *Wirbel* und ein tiefer herunterragendes, mächtiges feſters Bruſtbein umſchloſſen, und für alle Gewalt einer Ausdehnung und Zuſammenpreſſung ſicherer iſt, der auch nie im *gewœhnlichen* Lauf der *Natur* in den Zuſtand kömmt, ſo anſehnlich als die weibliche Bruſthöhle während der Schwangerſchaft nachgeben zu müſſen, um erweitert zu werden (§. LXXXI.) und nach der Geburt des Kindes wider zuſammen zu gehen.

§. CVII.

In den Jahren 1760. bis 1770 ohngefähr ward es in Berlin ſo, wie in Holland noch vor wenig Jahren, ziemlich Mode Schnürbrüſte auch den Knaben anzulegen, die man jedoch ſo, wie zu Leipzig und andern Orten bald zu verlaſſen anfieng, als man gewahr ward, daſs ungeſchnurte Kinder grade aufwuchſen, diejenigen aber, die man aus Vorliebe mit dieſer beſondern Sorgfalt zu behandeln ſuchte, wenn man dieſe Sorgfalt nur mit gehörigem Ernſt ausübte, einen Buckel (hohe Schulter) bekamen.

Ich weis Familien, wo aus vielen Knaben der ſchönſte aus Vorliebe unter allen allein geſchnürt, und dadurch auch allein bucklicht wurde. Man ſuchte die Schuld in etwan unrecht angelegten Schnürbrüſten; bis man endlich in England zuerſt deutlich einſah, daſs kein Knabe mit einer Schnürbruſt grade aufwuchs, Schwindſuchten, Brüche u. ſ. f. die man ihnen nebenher dadurch zuzog abgerechnet.*)

§. CVIII.

Ich muſs für mein Theil geſtehen, daſs ich bis jetzt *noch kein* Frauenzimmer kenne, daſs durch ſtarkes ſchnüren (folglich durch Kunſt, nicht die Natur) eine nur im geringſten ſogenannte *feine Taille* erhalten hat, wo ich nicht bey genauerer Unterſuchung *allemal* entweder eine hohe Schulter oder eine ſogenannte hohe Hüſte, oder ſchiefe eingedruckte Ribben; oder wenigſtens ein ſchiefes ſ förmiges Rückgrad unausbleiblich fand.

---

*) Zimmermann von der Erfahrung p. 549.

Ich hatte Gelegenheit ſelbſt einige, mir als Muſter einer feinern Taille berühmte Perſonen vom höchſten Stande näher zu unterſuchen, und fand meinen Verdacht über die freilich durch Kleider, für Kenner, ſehr ſelten völlig, doch meiſt wenig entdeckbare Verunſtaltungen gegründet, ſo groſs auch die Zuverſicht war, mit der man ſich, um mich zu widerlegen, auf eine ſolche berühmte feine Taille als grade berufen hatte.

Daher ſagte ſchon Riolanus *) und nach ihm Guillemeau **), daſs faſt bey allen franzöſizöſiſchen Mädchen die rechte Schulter höher wäre, weil man weis, daſs die rechte Seite gewöhnlich ſtärker iſt. Daher behaupten die angeſehnſten holländiſchen Aerzte, daſs in ihrem Lande unter tauſend vornehmen Frauenzimmern nicht eine, wegen der Schnürbrüſte, recht grade ſey*). Ich habe mich hievon durch den Augenſchein in mehreren Provinzen Hollands überzeugt. Bekannt aber iſt's, daſs man nirgends bis auf den heutigen Tag das Schnüren ſoweit, als in Holland treibt.

---

*) Enchir. anat. Libr. VI. cap. VI.

**) Oſtomyologie. Paris 1618. *Ballasfeld* ſur l'education phyſique des enfants, in den Act. Harlem. Tom. VII.

Ich glaube, daſs dieſes hinreicht, um zu beweiſen, daſs *der Einfluſs der Schnürbrüſte auf die Bildung*, mit einem Worte *Verunſtaltung* ſey. **)

Allein

---

*) *Camper* Act. Harlem. Vol. 7. p. 338. desgleichen Betrachtungen über Geburthshülfe. Zweyter Theil. 1777. pag. 28.

**) *Rougemont* Etwas uber Kleidertracht. Bonn 1786. Weil ich glaube, daſs dieſe neueſte trefliche Schrift in Jedermanns Hænde iſt, ſo führe ich die Mænner, die ich bey ihm genannt ſinde, nicht an als *Riolanus*, *Spiegel*, *Winslow*, *Heiſter* deſſen

§. CIX.

Allein iſt denn 1) der Gebrauch der Schnürbrüſte ſo ſchlechterdings ſchädlich? 2) und

---

deſſen Diſſert. in Schlegels Collect. opus. muscul. Leipzig 1784 wieder abgedruckt iſt. *Portal*, *Schmucker*, *Frank*, *Buffon*, *Aepli*, *Rahn*, *Swieten*, *Morgagni*, *Targioni*, *Siebold*, *Levret*, *Richter*, *Tode*, *Kapp*, denen man noch folgende beyfugen kann. *Hogarth* Analyſis of Beauty.

The *World* by Adam Fitz - Adam. Volume 1. pag. 271, No. 50.

Platner de thoracibus

Zimmermann von der Erfahrung 1764. Theil 2. pag. 549.

Hallers elementa phyſiologiæ 1766. oder de corporis humani Fabrica. Tom. 6. pag. 2. Desgleichen Tom. 7. p. 25.

Bonnaud degradation de l'eſpece humaine par l'uſage de corps a baleine. Paris 1778.

A Roy de ſcolioſi. L. B. 1774.
Koſitzky diſſ. de thoracibus.

Tiſſot traité de nerfs Lausanne 1779. Cap. 8. § XXIV. S. 21.

Unzer med. Handbuch Leipz. 1780. pag. 632.

2) und kann er nicht bey kleinen, durch Krankheit verurſachten, Verunſtaltungen Nutzen ſtiften? 3) Unterſtützt eine Schnürbruſt nicht ſchwache Kinder? —

Auf alle dieſe drey Einwendungen läſst ſich die allgemeine Antwort zugleich geben; daſs alsdann noch wenigſtens eine Schnürbruſt die natürliche, geſunde, Form und nicht juſt die umgekehrte haben müſste. So lange eine Schnürbruſt die Geſtallt behält, die ſie bis jetzt hatte, iſt ſie nicht allein *überflüſsig*

unnütz

European Magazin July 1785. p. 23. On the bad Effets of ſome of the preſent Modes of female drefs.

Schnitzlein diſſ. de nauſea Erlang. 1785.

Pandora, oder Kalender des Luxus 1787.

Ich habe das Vertrauen zur Gründlichkeit meines Beweiſes über den Nachtheil der Schnürbrüſte daſs, wenn ihn *Tode* (unterhaltender Arzt 3. B. p. 43) Leppentin (Philoſoph. Geſundheitsbuch Lubek 1786) *Ackermann* (in Baldingers neuen Magazin 2. B. 5. St.) *Blumenbach* (Oſteologie p. 295.) leſen, ſie mir beyſtimmen werden.

unnütz, ſondern, wie ich unwiderleglich dargethan zu haben glaube, *offenbar ſchædlich*, ſobald ſie das thut, weshalb man ſie anlegt; daſs ſie nämlich die natürliche Form der Bruſthöhle umkehrt. Auf die zweyte Einwendung läſst ſich noch die beſondere Antwort geben, daſs auch hier die Schnürbrüſte ſchädlich ſind, iſt durch die neuere Methode von *Pott.* die Bückel zu heilen, ausgemacht worden. Alle, auch die ſinnreichſten Maſchienen, die man bis dahin anwandte, die Bückel zu heben, findet man nun nicht nur fruchtlos, ſondern ſogar ſchädlich, und auf einem falſchen Grundſatz beruhend. — Die nähere Kenntniſs der Urſache des Effekts und des eigentlichen Zuſtandes der Knochen, bey den verſchiedenen Arten der Bückel, hat uns hier erſt ſeit kurzem deutliche Begriffe verſchafft. Ich könnte hier vieles aus eigner Erfahrung herſetzen, wenn ich nicht abbrechen müſste, da dieſes doch eigentlich zur Heilung der Krankheiten gehört.

Daſs Schnürbrüſte, um auch auf die dritte Einwendung zu antworten, ſchwache Kinder nicht unterſtützen, wenn ſie ſie vorher nicht ſelbſt geſchwächt haben, iſt oben von mir ſchon (§. CIV.) gezeigt worden. Schwache Kinder bedürfen andrer Hulfe als blos einer Unterſtützung der Bruſt; und wäre die Bruſt allein ſchwach, ſo beengt und ſchwächt ſie ein ſolcher Panzer nur noch mehr.

Die Anwendung verſchiedener Gürtel, Schnürleiber, die bey manchen äuſſerlichen Schaden der Wundarzt nöthig hat, z. B. bey Magenbrüchen u. ſ. w. gehören nicht hieher.

§. CX.

Hier könnte fuglich das weitläuftige Kapitel vom Einfluſs der Schnürbrüſte auf die übrige Geſundheit des weiblichen Körpers eingeſchaltet werden, allein da dies nicht die Preisfrage fordert, ſo ſchweige ich hievon; ſo gelehrt ich auch über dieſen Gegenſtand, insbeſondere, weil er ſchon von vielen, und von einigen recht gut, abgehandelt worden, ſcheinen könnte. Beſonders iſt dies noch voriges Jahr von *Rougemont* in ſeiner wichtigen Schrift „*Etwas über Kleidertracht*" geſchehen, der das Heer der Krankheiten aufführt, womit die Schnurbrüſte den Körper überfallen.

EINFLUSS DER SCHNÜRBRÜSTE AUF BILDUNG UND GEBURT DES KINDES.

§. CXI.

Daſs von vielen *) die Schnürbrüſte auch als Urſache der Unfruchtbarkeit angeſehen werden, berühre ich, da es kein Gegenſtand der Frage iſt, nur im Vorbeygehen.

§. CXII.

Faſſen die Schnürbrüſte auch die Hüftknochen in ſich, ſo brauchts keines Beweiſes, daſs ſie durch Verengerung des Raums der Beckenhöhle das Austragen des Kindes ſowol, als die Geburt, beſchwerlich machen; da aber jetzt ſolche Schnürbrüſte nicht mehr gebraucht werden; ſo halte ich mich auch hiebey nicht auf.

---

*) Sehe man bey Rougemont nach. S. 15.

§. CXIII.

Läſst eine Perſon, die ſich ſchwanger befindet, frühzeitig genug mit dem Schnüren nach, und die mehreſten werden genöthigt es zu thun, weil der, ſich mit dem Wachsthum des Kindes mächtig genug ausdehnende, Uterus die Becken- und Bauchhöhle, und dadurch auch die Bruſthöhle allgemach immer mehr und mehr beengt, und die Eingeweide nicht ohne groſse Unbehaglichkeit vor ſich her heraufſchiebt, beſonders wenn ſie finden, daſs ihr Uebelbefinden durch Nachlaſſen des Schnürens aufhöre, ſo tragen die Perſonen ihr Kind (immer mit mehrerer Beſchwerlichkeit, als wenn ſie nie geſchnürt worden) glücklich aus.

Folgt man aber ſeinem Gefühle nicht, entweder weil man nicht weis, wie man ſich helfen kann, oder weil man ſich nicht helfen, ſondern lieber dulden will; ſo nehmen die Beſchwerden immer mehr und mehr zu, und widerſetzt ſich die Schnürbruſt mit mehrerer Kraft, als der Uterus zu überwinden im Stande iſt, ſo erfolgt eine zu frühzeitige

Ausleerung deſſelben, ein Abortus, der, bey einem unausbleiblich todten Kinde, zugleich die Mutter in Lebensgefahr verſetzt: dieſes findet man durch alle, die über die Schädlichkeit der Schnürbrüſte gründlich geſchrieben haben *), beſtätigt.

Geht es etwas beſſer, ſo erreicht das Kind mit dem Uterus, Trotz eines fortgeſetzten aber freilich doch nachlaſſenden Widerſtandes, ſeine völlige Gröſse, verändert aber die Bruſthöhle oben ſo, daſs nun nach dem erſten oder zweyten Kindbette die hohe Schulter unwiederbringlich eintritt, und dieſe Mutter ſo, wie die vorige, während der Zeit, ohne alle Nothwendigkeit, vieles durch Kopfwehe, Schwindel, beſchwerlichen Athmen, Uebelkeit **), Erbrechen, Ohnmachten, Venengeſchwülſten (Varices), angelaufenen Beinen, Bauchgrimmen, Harntrieb, Stuhlzwang, Vorfällen des Afters, Verſtopfung und Huſten, auch wohl allerhand Brü-

---

*) Man ſehe Unzers ſchöne, angeführte, Schrift nach.

**) Schnizlein am angef. Ort. p. 44.

chen, Nervenzufälle — u. d. gl. ausſtehen muſs.

Kopfweh und *Schwindel* muſste die Mutter dulden, weil nun Schnürbruſt und Uterus zu gleicher Zeit auf Bruſt und Bauchhöhle druckten, und das Blut nach der allein von Druck freyen Höhle des Kopfs beſtimmten.

Das *Athmen* fiel der Mutter beſchwerlich, weil nun nicht allein die Schnürbruſt ſondern (ſo wie ein voller Magen ohngefähr es auch beym männlichen Geſchlechte thut) auch der Uterus die Bruſthöhle beengte, und die Lungen am Ausdehnen hinderte.

Uebelkeit und *Erbrechen* quälten die Mutter, weil durch Schnürbruſt und Uterus der Magen zuſammengepreſst wurde.

Ohnmachten, weil das Blut durch die Aeſte der abſteigenden Aorta noch frey genug ſtrömte, wegen des Drucks des Uterus und der Schnürbruſt aber auf die Venen, nicht gehörig zurückkehrte, folglich die Gefäſse des Gehirns zu wenig Blut erhielten.

Aus dergleichen Urſache entſtehen die *Venengeſchwülſte* der Füſse in vielen Fällen, wo dies ohne Schnürbruſt nie geſchehen wäre; der Druck auf die einſaugenden Gefäſse der Füſse verurſacht, daſs ſie anlaufen, ſchwellen.

Bauchgrimmen, *Coliken*, weil bald dieſes, bald jenes, Stück der Eingeweide durch Uterus und Schnürbruſt gedruckt ward, und ſchmerzte, oder der Unrath nicht fortkonnte ſondern Luft entwickelte, und den Darm an einerStelle bis zum Schmerzerregen ausdehnte.

Harntrieb, weil die Urinblaſe ſich, wegen des Widerſtandes vom Uterus und Schnürleib, nicht gehörig ausdehnen, nicht genug Urin aufnehmen konnte, und das wenige, was ſie doch aufgenommen hatte, bald wieder durch den Druck vom Uterus und Schnürleib auszuleeren genöthigt ward.

Stuhlzwang peinigte die Mutter aus den nämlichen Urſachen. Desgleichen werden durch die nämlichen Urſachen die Därme in *Brüchen* oder ihr Ende der *After* beym *Vor-*

fall herausgedruckt. Desgleichen entſteht *Taubheit* in den Füſſen, durch die nämlichen Urſachen, nämlich einem Druck auf die Nerven.

Die vielen übrigen ſogenannten Nervenumſtände wage ich nicht zu erklären, weil ich ſelbſt mit meinen Ideen darüber noch nicht im Hellen bin.

§. CXIV.

Nicht ſelten habe ich bey geſchnürten Schwangern faſt augenblicklich manche dieſer Uebel verſchwinden oder ſich mindern geſehen, beſonders aber Uebelkeit, Ohnmacht, Schwindel, beſchwerliches Athmen, ſobald ſie nur den Bruſtgürtel ablegten.

§. CXV.

Indeſſen bin ich doch mit *Levret* der Meynung, daſs, wenn ſich Frauenzimmer zu ſehr an die Schnürbruſt gewöhnt haben, ſie nicht gleich ſie ganz bey der Schwangerſchaft wegwerfen, ſondern mäſſig fortbrauchen, und nur allmälig ſich alsdann ihrer entwöhnen ſollen, da die *ſchnelle* gänzliche Ablegung einer andern unbedeutendern Gewohnheit, dem Körper, wie bekannt, oft nachtheilig wird.

§. CXVI.

Sonderbar iſts freilich, daſs juſt das weibliche Geſchlecht, das doch während der Schwangerſchaft eine Erweiterung ſeiner Bruſt ſo unumgänglich nöthig hat, und allen obigen Uebeln ohnehin ſchon ausgeſetzt iſt, *vor* der Schwangerſchaft dieſe Theile ſo gewaltſam, oft nicht ohne körperlichen Schmerz, durch alle Kunſt, ſoviel als nur möglich, zu verengern ſucht.

Noch ſonderbarer, daſs Mütter, die dieſe Erweiterung ihrer Bruſthöhlen nicht nur ſelbſt erfahren haben, ſondern ſogar noch wiſſen, daſs nach mehreren Kindbetten ihre ſogenannte feine Taille auf immer verloren gieng, daſs ihnen die Schnürbruſt eine hohe Schulter zurück lieſs, und daſs ſie während der Schwangerſchaft ſich ſowohl befanden, wenn ſie auf eine feine Taille ganz Verzicht thaten, daſs eben dieſe Mutter, ſage ich, ſie ihren eigenen Töchtern, den nämlichen, die ihnen, ſo lange ſie noch in ihnen verborgen lagen, durch ihren Wachsthum dieſe Erweiterung ihrer Bruſthöhlen verurſachten, entweder ruhig geſtatten der Mode zu folgen, oder wohl gar eine Mode empfehlen, von der ſie doch wiſſen, wie beſchwerlich ſie ihren Kindern in der wichtigſten Lebensperiode werden muſs, einſtimmig zugeben, daſs dieſe erkunſtelte Form doch während der Schwangerſchaft ſich andern muſs.

Ich habe Mutter von Einſicht und Erfahrung gefunden, die es vorausſahen, daſs ein Buckel im 25ten Jahre ohnfehlbar das Loos ihrer Töchter ſeyn würde, und ſie doch einſchnüren lieſſen, weil ſie ſich blos ſcheuten, Sonderlinge aus ihren Kindern zu machen. Manche ſagten es ihren Kindern voraus, und uberlieſſen ihnen die Wahl.

Doch kenne ich in dem Orte, wo ich lebe, edle Mutter genug, die nie den Körper ihrer Töchter einer Schnürbruſt ausſetzten, weil ihr Rang und Vermögen ſie über das Glück, was von der Form des Körpers beym ſchönen Geſchlechte abhängt, erhebt; und zur Belohnung ihrem Verſtande gefolgt zu ſeyn, ſo ſchlank und grade ſie aufwachſen ſehen, daſs nun dieſe ſchöne Beyſpiele häufige Nachahmung veranlaſſen.

Die allgemein als die ſchönſten weiblichen Körper anerkannte der Tſchirkaſſier u. ſ. f. bilden ſich ohne Schnürbruſt, welches ich nicht auf hiſtoriſchen Glauben nachſchreibe, ſondern wovon ich durch den Augenſchein überzeugt worden bin: aber ihre Taille iſt auch nicht ſchnürleibmäſſig.

Ich hann indeſſen hier nicht ganz unerwähnt laſſen, daſs ich das ſogenannte *engliſche Kreuz* und alle ſogenannte *Korſette* und die jetzt modigen Gürtel (Ceintures) ebenfalls für nachtheilig halte: wer auf Knaben Achtung gegeben hat, wie ſie ohne engliſches Kreuz und ohne alle Kunſt grader aufwachſen, als alle Mädchen, an deren Form man künſtelte, bedarf keines Beweiſes, daſs, wenn das engliſche Kreuz wirkt, es nur nachtheilig für den Körper wirkt, weil ers nicht braucht. Genug alſo auch davon.

§. CXVII.

Uebrigens glaube ich nicht, daſs in einer ſonſt geſunden Mutter (und dieſe ſind doch nur in der Preisfrage gemeynt) die *Bildung* des Kindes leidet, auſſer in ſofern ſich eine Schnürbruſt, oder die ſchon dadurch erregte Veränderung im Körper, dem allgemeinen Wachsthum des Kindes entgegenſetzt, und wie wir oben geſehen haben, ein Abortiren verurſacht. Wir ſehen täglich ſtarke, geſunde, wohlgebaute, vollkommene Kinder in den ſchwächlichſten, durch die Schnürbruſt verdorbenſten, aber ſonſt geſunden, Müttern ausgebildet werden.

Ohngeachtet mir nicht unbekannt iſt, daſs *Ludwig* eingedrückte Spuren von der Schnürbruſt auf der Stirn des neugebohrnen Kindes geſehen haben will, und daſs *Siebold* einen groſsen ſogenannten Hirnbruch (der vermuthlich ein angebohrner Fehler war) eines

Kindes der Schnürbruſt der Mutter zuſchreibt ich ſehe ähnliche Brüche auch an Thieren.

GEBURT DES KINDES.

§. CXVIII.

Aus dem, was bisher geſagt worden, erhellt von ſelbſt, daſs, da die Beckenknochen durch die Schnürbrüſte, auſſer wenn ſie die Hüften umfaſſen, nicht verſtellt werden, dieſes die Geburt, in ſofern das Kind allein daran Artheil hat, nicht beſchwerlicher machen. Das wohlgebaute ſtarke Kind thut das ſeinige, ein gut geblieben Becken widerſetzt ſich nicht, allein was die Mutter betrift, ſo ſehen wir täglich, daſs ſo, wie der Mutter, mit einer durch Kunſt hervorgebrachten feinen Taille, die Schwangerſchaft ſehr beſchwerlich wird, in gleichem Grade die Geburth ebenfalls meiſt beſchwerlich fällt. **)

Die

---

*) *Camper* am ang. Ort. S. 28.

**) Dies hat *Unzer* am ang. Ort S. 42 durch Auszüge aus den *Süßmilchiſchen*

Sterb-

Die Knochenbruſt, das Zwergfell, die Muskeln des Unterleibs, die bey der Geburt mitwürken müſſen, haben ſo ſehr gelitten, und der ganze Körper iſt durch neun oder acht monatliche faſt anhaltende (§.CXIII.) Kränklichkeit geſchwächt, ſie können alſo nicht mit der im naturlichen Zuſtande (wenn ſie nie einer Schnürbruſt hätte entgegen arbeiten müſſen) zu dem Geſchäfte der Geburt völlig hinreichen

Sterbeliſten ſehr deutlich gemacht, aus dem ſich ergiebt, daſs (nebſt andern auch von ihm nicht vergeſſenen Urſachen) der in London früher verlaſſene Gebrauch der Schnürbrüſte die Sterblichkeit der Wöchnerinn ſo ſehr vermindert hat, daſs auf tauſend Todte nur acht im Wochenbett geſtorbene kamen, in Leipzig und Gotha hingegen 112/3 oder 31/2.

Daſs die Sterblichkeit der Wöchnerinnen ſeitdem in Leipzig abgenommen haben, beweiſst I. G. F. *Franz* Diſs. Lipſia parturientibus ac puerperis noſtris tem-
bori-

chenden Kraft mitwürken, noch ſich nach der Geburt ſobald in ihren vorigen Zuſtand wieder verſetzen.

EINFLUSS DER SCHNÜRBRÜSTE AUF DIE SÆUGUNG DES KINDES.

§. CXIX.

Die zartgebauten Bruſtdrüſen liegen auf den harten Körpern der Ribben (§. LXXXII.) ſie werden alſo, wenn der Schnürleib, als ein ebenfalls harter Körper, gegen ſie drückt, zwiſchen zwey harten Körpern gepreſst, und müſſen, weil die harten Körper ſtärker als ſie ſind, nachgeben. Die Bruſtwarzen werden bey gelindem Preſſen eingedruckt, und ziehen

---

poribus minus lethifera. Lipſ. 1785. wo er S. 33. ausdrücklich ſagt, daſs jetzt nicht mehr die Schnürbrüſte die Mædchenleiber zuſammendrückten.

ziehen ſich zurück, treten nachher, wenn ſie dem Munde des Kindes ſich darbieten ſollen, nicht lang genug vor, und machen nicht nur den Müttern Schmerzen, ſondern ſelbſt den Geburtshelfern, da ſie dieſelben vor oder nach der Geburt des Kindes zu bilden ſich bemühen, bisweilen ganz unnöthige Beſchwerlichkeit, und oft iſt alle Mühe doch vergebens, und die Mutter muſs vom Säugen, zu ihrem und ihres Kindes Schaden abſtehen.

Iſt das Preſſen der Schnürleiber auf die Bruſtdrüſe hinreichend ſtark, die Gefäſse in einem Theile der Drüſe zu verengen, ſo ſind ſie die Urſachen der Beſchwerlichkeit beym Abſondern der Milch an dieſer Stelle der Drüſe. Es entſtehen Geſchwülſte, Entzündung, Aufbrechen der Brüſte, ſogenannte böſe Brüſte, und völlige Unmögligkeit das Kind zu ſäugen.

Iſt das Preſſen der Schnürleiber, oder des Blanchets auf die Bruſtdrüſe, ſo ſtark, daſs ſich die Gefäſse an dieſer Stelle der Drüſe gänzlich verſchlieſsen, ſo entſteht daraus ein Scirrhus, der endlich in Krebs übergeht, und für den deshalb kein ander Mittel, als das Meſſer, übrig bleibt, weil durch nichts, geſchloſſene Gefäſse wieder geöffnet werden können, ſondern die Natur dieſe Theile als abgeſtorben, oft unter unausſprechlichen Schmerzen, abzuſtoſsen ſich bemüht. Gewöhnlich wenn die Patienten Acht haben, werden ſie anfangs einen Schmerz an dieſer Stelle bemerken, laſſen ſie ſich dadurch warnen, ſo hebt ſich oft das Uebel von ſelbſt, und folgen ſie dieſer Warnung nicht, ſo entſteht der todte, folglich keine Empfindung mehr gebende, Knoten, den die Natur im Körper oft lange ruhig zu dulden ſcheint, bis ſie ihn zuletzt mit aller Gewalt wegzuſchaffen ſich beſtrebt, meiſt aber unter dieſer Bemühung erliegt.

Die Mehrheit dieſer Sätze beſtätigt ſich 1), da ein ähnliches Preſſen auch an andern Theilen, z. B. an der Unterlippe durch eine Tabakspfeife, an der männlichen Bruſt durch einen Stoſs, oder beſtändig gegenliegenden harten Körper, den Krebs veranlaſst. 2) Da nirgends der Bruſtkrebs häufiger, als in

Holland iſt, wo man ſich am ſtärkſten, wie ſchon oben §. CVIII. geſagt worden, ſchnürt. — Indeſſen iſt dies freylich nicht die einzige Urſache dieſes ſchrecklichen Uebels. —

IN MEDIO
TUTISSIMUS IBIS.

I. EINLEITUNG.

Noth und allgemeiner Sinn für Schaam, ſcheinen den Menſchen zuerſt die Hülle gelehrt zu haben. Die unangenehmen Gefühle der Luft, der Winde, der Regen, der Kälte, der Hitze, halfen dem Menſchen auf die Spur, irgend etwas zur Leibesdecke zu wählen. Ob aber Schaamhaftigkeit allein die Lehrerin zur Verbergung der Geſchlechtstheile geweſen iſt, oder ob nicht auch die groſse Leichtigkeit ſie zu verletzen, vom Stich und Biſs der Inſekten inficirt zu werden, Rathgeberin der Schamhülle, war, das iſt wohl unentſchieden. Blätter, ein Büſchel Graſs, Muſchelſchaalen, Fellſtücke eines Thieres, Baumrinde, wie etwa Gegend und Zufall den einen oder andern Stoff treffen lieſs, waren doch wohl immer die erſten Anlagen zum Schaamgürtel im ſanftern Klima. In rauhen Ländern und Gegenden, wo des Wetters Wechſel empfindlicher iſt, wurden allmälig für den ganzen Körper Dekken

ken nöthig, auch erſonnen und gefunden. Vom leichten dünnen Baſt und einfach gereihten, oder auch gewebten Faden, bis zu den Bälgen und Häuten zahmer und wilder, ſchwacher und ſtarker Thiere, machte der aus Noth erfinderiſche Menſch ſein ſehr ſimpeles Kleid, oder vielmehr Decke, um weniger zu zittern, weniger von Näſſe zu leiden, weniger den Stachel und Dorn zu fühlen, der ihn im Streifen ſo oft ritzte. In gemäſsigtern Zonen reichte er mit der dünnen leichten Hülle aus; in rauhern, waldichtern, feuchtern und kältern Wohnſitzen wählte er ſchon mehr die Felle, die Häute der Thiere, die mit ihm gleichen Himmelsſtrich bewohnten. Vom Schaaf, Wolf, Bären, Seehund, Hirſch, Elend und Ochſen, empfieng er ſeine Rüſtung, der Näſſe und Froſt Trotz zu bieten. Nach Cluvers Verſicherung, blieben bey Deutſchlands alten Bewohnern ſelbſt die Hörner an den Ochſenhäuten, um dem gehörnten Wilden oben drein ein ſchreckenderes Anſehen zu geben. Dieſs war ſchon mehr als Hülle, Bedürfnis, es leitet auf die Exiſtenz anderer, auf Menſchenverbindung, Menſchenflucht.

Dem

Denn wer gefürchtet ſeyn will, ſucht den wegzuſchrecken, welchem er ſelbſt nicht trauet, ſo er ſicher ſeyn will, oder er muſs ſelbſt fliehen. So wie Trieb der Sicherheit, auſſer der Waffenerfindung, ſogar Schrecken machende Kleidungsmoden, ja auch noch hintennach verunglückte Geſichtsmoden erfand; ſo machte der Inſtinkt zur Geſellſchaft und zum Gefallen die nämlichen Menſchen auch gelehrig, ihren Decken, wie ſimpel ſie immer waren, ſo etwas zu geben, das denen, die mit ihnen den gleichen Schritt des Geſchmacks hielten, angenehm war. Stolz und Liebe behaupteten hier ihre Rechte. Der ſchöne Vogel ſchmückt das Haupt des Wilden, um ſich ein beſſeres Anſehen zu geben, mit den ſchönſten Schwung- und Schwanzfedern. Und eben der Wilde, der in ſeinem Lande mit dem bloſen Schaamgürtel auslangt, punktirt doch bald ſeinen nacketen Leib mit 100 Figuren und Farben, und bemalt oder beſchmiert ſich vielmehr ſo eifrig, daſs er bald von einem Feinde mehr gefürchtet, bald von einem Mädchen mehr geliebt ſeyn will. Die Schönen ſeiner Nation vergeſſen auch nicht, ihre Rechnung bey ähnlichen erwiedernden Moden ihres Geſchlechtes zu ſuchen. Paw ſagt von alle dem ſehr vieles. Wo es die Mode will, daſs man mit einen lang ausgeſchnittenen, herabhangenden, Ohrzipfel gefalle, einen Ring, ein Bein durch die Naſe ziehe, oder eine Lippe beringe, wie die Zempoalen, die Zähne befeile, beſirniſſe, Haare ſamt den Wurzeln ausjäte, oder unter das einzige natürliche Maul ein zweytes einſchneide, und mit etwas, einem Knochen, Steinchen u. d. gl. von einander halte, da ärgert ſich das eine Geſchlecht an dem andern ſo wenig, als ſüſſe Herren an den wehenden Fächern und Riechfläſchchen ihrer Dulcineen; oder als die galanten Damen an mehr Taſchenuhren der jungen Herren, und alle dem kleinen Hausrath, der an deren Bändern und Ketten ſo ſchön ſpielet. Das Maas des Geſchmacks iſt ſich faſt immer gleich. Die Wilden, ſpricht Villaume, behangen ſich mit Federn, Korallen, Ringen, Ketten und Hammeldarmen; der groſſe Haufe liebt das Bunte, Halbkünſtler das Gedrehte; unſre Damen Poſchen, Reifröcke, ſtelzenmäſſige Abſätze und thurmhohe Aufſätze.

So lange nun dergleichen Gefälligkeiten durch Körper- und Kleideraufſtutzung nicht auf Koſten der Geſundheit, des Lebens, der Brauchbarkeit des Leibes und ſeiner Gliedmaſen, und aller richtigen Darſtellung dieſes Meiſterſtücks der Schöpfung geſchehen; ſo wird wohl ein jeder philoſophiſcher Kopf Moden Moden ſeyn laſſen, und Kindereyen Kindern verzeihen. Es giebt ja aber, ſagt ein berühmter Schriftſteller, Göthe, groſſe und kleine Kinder, Aber allzu gewiſs iſt es, daſs Menſchen, in der Ferne und Nähe, Wilde und Zahme, verfeinerte wie unpolirte, auf ſolchen Leibs- und Kleiderzwang gefallen ſind, der Individuen und ganzen Geſellſchaften ſchadet. Treibt die Eiferſucht den Spanier, dem ſchönen Geſchlecht einen kleinern Fuſs zu prokuriren, als er es nach dem körperlichen Verhältnis, und zum Gebrauch dieſes Lebens, nicht ſeyn konnte und durfte: ſo findet freilich niemand in ſeinem Vaterland Geſchmack am weiblichen Fuſs, der natürliches Ebenmaas hat, aber der Schaden iſt doch nicht zu verkennen, der aus dieſer ſpaniſchen Fuſsoptik entſteht. Iſt der Sineſer ſo grauſam, den Fuſs des weiblichen Kindes, vom kleinen an, wie zur Tortur und zum Schraubenſtock zu verdammen; damit dieſe künftigen Gattinnen zum Kitzel argwöhniſcher Männer nie es unternehmen, ihrem Körper Bewegungen zu geben, die ihnen die Natur diktirt und der vernünftige Arzt empfehlen muſs, ſo hat das allgemeine Vorurtheil der Landesmoden nie etwas niedlicheres gefunden, als das Füſschen eines vierfünfjährigen Mädchens am Körper von 20 und 50 Jahren, von 100 und 200 Pf. Aber wie unglücklich ſind dieſe, auf immer in ihre vier Pfähle eingeſchloſſene Sineſerinnen. Cooks Entdeckungen an der weſtlichen Küſte des nördlichen Amerika, die uns Menſchen mit zwey Mäulern, dem einen natürlichen, dem andern von der grauſamen Kunſt des Wilden, zwiſchen dem Kinn und Unterlippe, neugeſchnittenen und wohl offen gehaltenen, bekannt machen, laſſen uns bemerken, daſs der Geſchmack aufs unnatürlichſte und widerſprechendchendſte herabſinken kann. Indeſſen würde es darauf ankommen, ob vielen europäiſchen Damen und ſüſſen Herrn, ein Auftritt der weiteſten Nordländer, nicht viel unangenehmer und unausſtehlicher ſeyn würde. Ich meyne die Grönländer und ihre Seitenverwandten die Ianuits von Labrador. Denn die dürften wohl in allzu verwöhnten, allzu empfindſamen und von der Natur zu weit gelaufenen, Augen und Sinnen mancher vornehmen ſtandesmäſſigen Europäer einen ſehr poſſierlichen Aufzug, und gehäſſige Ausdünſtung machen, wenn ſie bey täglicher Nahrung von Fiſchthran, (friſch oder ranzig, gleichviel) vom Kopf bis auf die Füſſe in Seehund gekleidet, und noch dazu die Mütter unter ihnen, mit ſo geraumigen Stiefeln daher träten, in welchen ſie ganz bequem ihre nacketen kleinen Säuglinge, wegen Mangel eines Mantels von Zitz und Flanel, verwahren können. Ein vernünftiger Beobachter findet dagegen gewiſs, in dieſer zwangfreyen, Kalte und Näſſe abhaltenden, Hülle nichts, das der menſchlichen Geſundheit, Leibe und Leben Schaden bringt; er findet ſie alſo, weil ſie natürlich iſt, nicht blos erträglich, er findet ſie gut. Und dies muſs doch wohl immer Maasſtab der Mode bleiben. Die Nation am Caucaſus, in der Nachbarſchaft der Georgier, die, wie Süſsmilch in ſeinem herrlichen Buch ſagt, den Köpfen ihrer Kinder ſehr bald die Kegel- und Piramidalform giebt, dieſe möchte immer den Kitzel und die Ehre zuſammen fühlen, den Titel der ſpitzköpfichen Völkerſchaften mit Wahrheit zu behaupten, wenn nur nicht dieſe unnatürlichen Preſſungen des Gehirnmarks das arme Volk beynahe um die Ehre, zum Menſchengeſchlecht zu gehören, plünderten. Denn eben dieſer Volksſtamm ſoll, wie ſich das erwarten läſst, der dümmſte ſeyn, der ſich auf Gottes Erdboden findet. Hottentotten und Kaffern haben freilich gar böſe Salben, um ihre Leiber fleiſſig damit zu balſamiren: aber ſie haben doch auch den doppelten Vortheil davon, ihren Leib geſchmeidig und pfeilgeſchwind zu machen, und oben drein Inſekten, die ſie plagen und ſtechen würden, ſo ſicher abzuhalten, als das die lange alte Sitte aller Schmiernationen iſt. Man kann ſich hierbey der Bemerkung nicht enthalten: es iſt auffallend, auf ſo viele Völkerſchaften zu ſtoſſen, die, ſo verſchieden ſie nach Himmelsſtrich und Verbindung ſind, immer was eigenes und hervorſtechendes, als Sitte oder Mode an Leib und Kleide einführen und veſt halten; hier iſt es was ganz unnatürliches, dort was ganz eigenes, der Lage, dem Bedürfniſſe des Ortes und Landes, angemeſſenes. Das muſs einem aber wohl recht ſehr Wunder nehmen, daſs, nebſt der gleichgültigern Sitte, dem Gürtel oder Kleid einen andern Stoff, eine andere Geſtalt und Schnitt zu geben, auch die ganz widernatürlichen, dem Körper, wie den Leben ſelbſt, nachtheiligen und verderblichen Moden an gar ſehr vielen und weit getrennten Orten haben aufkommen, und noch dazu ſich erhalten können. Zemboaler im Mexikaniſchen, die Goldringe in den Unterlippen tragen, Sineſer, die den weiblichen Fuſs durch Schrauben verjüngen, ſind ja wohl nicht weniger, als durch eine Halbkugel der Erde, getrennt. Cooks nordamerikaniſche Küſtenbewohner und Inſulaner, bey denen zwey Mäuler herrſchende Mode ſind, und die caucaſiſchen Spitzköpfe ſind ſich eben nicht viel näher. Und doch haben dieſe alle, Körpers Mishandlungen zu Moden machen, und an Unnatürlichkeiten Geſchmack finden können. So ſehr dient dies zum Beweis, daſs man überal bey dem, was Mode heiſt, nicht ſo gänzlich blinder Nachahmer ſeyn, ſondern auch bedenken ſollte, ob es des Menſchen Natur und Geſchlechte auch ſo zuträglich wäre, als es vor anſtändig gehalten wird. Wie konnte man wohl ſo weit ſchweifen, und am eigenen Körper, auf Koſten des Gefühls, der Geſundheit, des Lebens ihn misſtellen? Gewiſs keine ganz unnütze Frage. Der erſte Gebrauch von Moden, wie wir ſie eben geſagt haben, muſte doch allemal empfindlich und ſchmerzhaft ſeyn, auch konnten die Folgen keine andern als nachtheilige ſeyn. Zur Auflöſung des einen wird einem wohl freilich der Gedanke als ungeſucht aufſtoſſen, daſs rohere und wildere Völker immer fühlloſer, unempfindlicher, gleichgültiger und von Haus aus härter ſind, als daſs ſie einen, auch ſchon ſehr empfindlichen, Schmerz eben hoch achten ſollten, den ſie doch bey dieſer oder jener Initiation zu einer Landesmode erfahren müſſen, und der doch auch bald wieder vorübergeht oder heil wird. Trift er ihre Kleinen, ſo achten ſie, die unempfindlichen Alten um ſo weniger darauf, als ſie ihn ſelbſt erlitten und doch noch da ſind. Und dann das andere, die Reihe trauriger Folgen, wie können dieſe von Völkern bedacht, in Anſchlag gebracht, und überrechnet und angeſtellt werden, deren Arithmethik ſich nur allzuoft nicht über 5 verſteigt? Aber wie ſehr muſs man ſtaunen, geſittete, civiliſirte, policirte, verfeinerte, weiche, galante, gelehrte, auf hohen Geſchmack Anſpruch machende Geſchlechter mitten im menſchlichern Europa zu finden; die das zum Theil nun eben auch nicht beſſer machen! Was iſt denn die Einſchnürung eines ſo intereſſanten Theils des menſchlichen Leibes, als deſſen Mitte iſt, in einen nichts nachgebenden ſteifen Panzer anders, als Mishandlung des Meiſterſtücks der Schöpfung, wofür wir doch unſern Körper erkennen? Man urtheilt von der Sache ſehr ſchlecht, wenn mann einen Haufen Frauenzimmer, die von Kindheit des Dings gewohnen muſten, und ſich nun im Beſitz einer gefallenden Taille ſicher halten, das Urtheil ſprechen läſst. Seht, hört die kleinen Töchter, wenn das förmliche Schnüren beginnt, was ſie die Freude, die Minen der Fröhlichkeit verliehren, trauren, klagen — wofern ſie anders dürfen! Nochmehr laſst das erſte beſte Mädchen gemeinen Standes jetzt einmal den Verſuch machen, 1 Tag eingeſchnürt von dieſem Weiberkerker, zu leben! dann urtheilt, was wohl Stimme der Natur bey der Sache ſeyn mögte. Was darf man wohl vom Geſchmack an einer Mode gehalten werden, die einen ſo weichen und ſanften Körper, als der weibliche iſt, in 2 Theile zu ſondern Mine macht? Sollte, vernünftig betrachtet, etwas gefallen, das der Natur einen unleidlichen und ſchädlichen Zwang anthut, und im Ganzen wie im Einzelnen traurige Folgen hat? Aber gewiſs die Schnürbrüſte, mit denen die Leiber der Schönen von Jugend an gepeiniget werden, ſind ganz in dem Fall, von dem ſo eben geſprochen wird. Es iſt freilich ſchon vormals ſchriftlich und mündlich wider ſie geredet und deklamiret worden, wer aber hat es der Mühe werth gefunden, eine mehr als zweydeutige Mode aufzugeben, und der Vernunft damit ein Opfer zu machen? So lange das Vorurtheil veſt ſteht, als würden nur in dieſen Maſchinen ſchöne Weibsgeſtalten gezeugt, ſo lange wird man dem Winde reden. Glauben nicht Herren und Damen, die den Beſitz des Vorrechts uſurpiren, über Moden Geſetze zu geben, Urtheil und Recht zu ſprechen, daſs ſie von der Göttin der Schönheit initiirt, und mit den Geiſte der Moden ſo vertraut wären, daſs ſie nur beſtimmen könnten, was fein, nett und wohlpaſſend wäre? Und gleichwohl iſt es gar nicht ſchwer, ihnen gar deutlich zeigen, daſs ihre Kunſt, ihr Wiſſen, ihr Gefühl recht eigentlich Schaum und Oberflächsblick iſt. Man wird durchaus gezwungen zu denken, ſie wiſsen gar nichts von Oekonomie, Einrichtung, Entwickelung, Ernährung und Erhaltung des ganzen menſchlichen Körpers mit allen ſeinen innern und äuſsern zur genaueſten Harmonie verwebten, verbundenen Theilen. Wie könnte ſonſt ohne ſo allgemeine Begünſtigung für dieſs Kleidungsſtück einen ſchönen Körper darzuſtellen, der allgemeine

Wahn des feinern Europens dahin geſtimmt worden ſeyn, daſs die Schönen um ſo mehr gefielen, als enger die Peripherie wäre, die ihre Mitte umkreiſte? Und wie könnten ſonſt gerade die Schnürbrüſte das Verdienſt erhalten haben, dieſe ſchöne Geſtalt zu produciren? Man muſs daher die wahren Menſchenfreunde und gewiſſermaſsen Vormünder der Kinder, kleiner und groſser, in männlichem und weiblichem Kopf und Fuſs, mit Recht hochſchatzen, die es der Mühe werth finden, dieſen Gegenſtand genauer zu beleuchten, und einen Preiſs dran wagen, die Schrift zu belohnen, die den Gegenſtand richtig behandelt. In dieſs Fach gehört alſo die von dem berühmten Erziehungsinſtitut zu Schnepfenthal aufgegebene Preiſsfrage:

* * *

WELCHEN EINFLUSS HAT DER GEBRAUCH DER SCHNÜRBRÜSTE AUF DEN WUCHS DES WEIBLICHEN KÖRPERS, AUF DIE BILDUNG, GEBURT UND SÆUGUNG DES KINDES.

II. ABHANDLUNG.

Welchen Einfluſs haben Schnürbrüſte bey ihrem Gebrauch auf den Wuchs des weiblichen Körpers? Die Stimme für ſie, um einen ſchönen Wuchs zu ſchaffen, iſt lange und allgemein bekannt. In den Paläſten der groſſen Welt ſchallte ſie freilich zuerſt und wurde gern gehört. Kaum lieſsen die Schönen von erhabener Geburt den Reiz der neuen Kleidung der Welt bekannt werden; ſo machte dieſer neue Reiz ſo tiefe Eindrücke auf die geſchäftige Imagination des Frauenzimmers der nachfolgenden Claſsen und Abſtufungen, daſs der Reitz zu gefallen gar bald auch andre geſchnürt darſtellte. Wohl mag es ſeyn, wie das gewiſs ſchon oft der Fall bey den Moden war, daſs ein kleiner Auswuchs einer Dame von hoher Geburt die erſte Urſache war, dieſs harte Kleidungsſtück zu erfinden, um den Schaden zu verbergen oder zu verſtecken. Damit die Welt das nun ſo leicht nicht merkte, fanden ſich ohne Mühe ſo dienſtfertige andere Perſonen, die dem neuen Anzug ſchmeichelten und aus Gefälligkeit oder aus Stolz und Eitelkeit ſich grade auch ſo kleideten. Was konnte ſchöner ſeyn, als ein ganz neuer Putz der vornehmſten und erſten im Lande? Was konnte die Nachahmung und den an ſich ſo unſchuldigen Trieb zu gefallen beym andern Geſchlechte aufhalten, da Männer oft nicht minder davon angeſteckt ſind? Es ſchnürte ſich die königl. Familie, deren Hofdamen, der hohe und niedere Adel, die vornehmen und geringen des bürgerlichen Standes. Alle glaubten zu gewinnen, ſie gefielen ſich und gefielen andern. Da in kältern Ländern anliegende Kleider

der dem Körper beſsre Dienſte thun, als die weitern der Morgenländer; ſo war das ein eignes Intereſſe, daſs die Schnürbruſt dieſen Dienſt aufs genaueſte leiſtete, und das ſchon an anliegende Kleider gewöhnte Auge mit mehrerm Reitz auf ſich zog, auch der in ein neues Licht dargeſtellten Figur einen gröſsern Werth gab. Weil nach einem gar gewohnten Sprüchelchen: Hoffart Zwang leiten muſs; ſo ſchien man ſich doch bald mit den Unbequemlichkeiten dieſer Kleidung, die ſie der menſchlichen Natur anthun müſſen, auszuſöhnen. Und es verſtrich eine lange Zeit, ehe man auf ihren Einfluſs auf den menſchlichen Körper aufmerkſam gemacht wurde, darüber nachdachte, noch mehr etwas änderte. Endlich haben ſich zum gröſsten gar nicht zu verkennenden Nachtheile tauſender von Individuen und zum Schaden des menſchlichen Geſchlechts ſo viel traurige Folgen eingeſtellt, daſs man nun doch ſchon lange aufgehört hat, ſo ganz gleichgültig bey der Sache zu ſeyn. Freylich iſt das groſse Intereſſe einer ſchönen weiblichen Geſtalt nicht gar zu miskennen, und gleich ſtark war der herrſchende Gedanke, die Schnürbruſt allein ſchaffe, die ſchönen Taillen.

Wofern das nun auch ſo wäre, wie wir eine Zeit zugeben wollen; ſo würde doch immer die groſse Frage mächtige Hinderniſſe in den Weg legen müſſen: Iſt es vernünftig, iſt es billig, iſt es gerecht, auf Unkoſten des Körpers ſelbſten und ſeiner beſten Theile, auf Koſten der Geſundheit, des frohen Muthes, des Lebens, der menſchlichen Geſellſchaft und Geſchlechtes eine Tracht, die ſchöne Leiber darſtellt, zu begünſtigen? Zehn auch fünfzehn Jahre zu gefallen und an ſich ſelbſt die meiſte Zeit elend zu ſeyn, kann doch wohl verſtändigen, überlegenden und wohlgeſinnten Perſonen bey weitem nicht ſo wichtig ſeyn, als ſelbſt bey minder anziehender Geſtalt, ein fröhliches Herz zu haben, Frölichkeit um ſich auszuſtreuen, ſich glücklich zu fühlen, mehrere glücklich zu machen, und des Erdenlebens in Geſundheit länger zu genieſsen. Doch zur Schnürbruſt. Welches ſind ihre Verdienſte um den weiblichen Körper bey deſſen Wuchs?

Nicht aus Pedanterie beginnen wir mit einer Art von Definition und Beſchreibung, ſondern aus denen zu unſerm Zweck gar leicht in die Augen fallenden Urſachen. Schnürbrüſte, eine Art von Bruſt- und Mittenpanzer, ſind ein Kleidungsſtück, das gemeiniglich den doppelten Stoff hat, aus Fiſchbein, Rohrſtäben in eine umgekehrte Kegel - Piramidal - oder Zuckerhutgeſtalt ſo gereihet, und dann von leinenem, auch ſeidenen Zeuge durch dichte enge Nähte befeſtiget, zugerundet, ja, wann es eben die Grauſamkeit der Peiniger und Peinigerinnen für gut findet, noch mit eiſernen oder ſtählernen Stäbgen, Blechen und Reifen noch dazu gehärtet zu werden, daſs der ſpitzigere engere Theil nach dem untern Leibe, der weitere herauf nach dem Halſe zu angelegt, durch die Schulterbänder veſt gehalten, und dann hinten zugeſchnürt wird. Wer hat noch je einen runden menſchlichen Körper geſehen? So legte ihn der Schöpfer nicht an, denn ſeine Theile litten es nicht, und das iſt doch wohl genug, um das richtige natürliche Ebenmaas dieſer ſchönen Maſchine zu beurtheilen. Man muſs glauben, daſs man ein unberufener und am Verſtande verwahrloſter Richter ſey, wenn man die Sache anders haben, und ein Gehäuſe runden will, das breit angelegt iſt, angelegt ſeyn muſs. Aber eine gerundete, harte, ſteife Schnürbruſt, wie das eben geſagt iſt, was kann, was muſs die auf den weiblichen Körper, auf den des Kindes, wo alles noch zart, vieles weich, knorplich, noch nicht verknöchert iſt, für Eindruck, für Einfluſs haben? Sie ſind ein ganz panzerartiges, hartes, nichts nachgebendes, den obern Leib ſammt einem Theil des untern einſchnürendes ganz widernatürlich rundendes auch über das Maas erwärmendes Kleid. Müſsten Europens Schönen gleich jenen berufenen Amazonen, gegen feindliche Heere zu Felde ziehen, ſo würde die Erfindung dieſer den Leib einſchlieſſenden Küraſſe oder auch Schilde nicht übel ausgeſonnen ſeyn. In rauherer Jahreszeit gäbe es noch dazu für ſie ein gutes Wärmemittel ab, das, wann verhältniſsmäſſig nun auch der Unterleib eben ſo vorſichtig verwahrt wäre, ohne groſſen Nachtheil oder Schaden ſo lange gute Dienſte thun würde, als ſie in Gliedern aufmarſchirten, Wachen hielten, oder den Feinden Fronte machten und Treffen lieferten. Freilich würden ſie gepanzert wenig Schaden thun und ſchlecht agieren, aber Sicherheit hätten ſie doch viel. Denn wie mancher Pfeil, wie mancher Vogeldunſt und Haſenſchrot, (es verſtünde ſich von ſelbſt, daſs Flinten- Büchſen- und Kanonenkugeln als Maſſen verboten werden müſten, die wenig Reſpekt verſtehen), würden vor den gefiſchbeinten Streiterinnen das Gewehr ſtrecken müſſen, abgeprallt matt nieder ſinken müſſen, wie manche Degenklinge würde abglitſchen und brechen, wie mancher Sebel, es ſey denn daſs ihn Tamerlans Arm regierte, würde ſichs vergehen laſſen müſſen, dieſe Rüſtung zu zerhauen. Allein unſere Schönen ſind da, um einſt Mütter zu werden, ſich als Mütter zu geriren, Haushaltungen zu dirigiren, und ihren Männern jetzt oder doch einſt zu gefallen. Da wird es nun ſehr ſchwer, den medius terminus zu finden, daſs Schnürbrüſte dieſen Abſichten als bequeme Mittel entſprächen. Der Erfolg wird es zeigen, was ſie am weiblichen Körper und Wuchs hervorbringen. Daſs es aber auch ſogar galante, niedliche und geſchmackvolle Väter und Mütter giebt, gegeben hat, und woferne nicht eine ihren Verſtand und Herz erſchütternde Revolution entſtehen ſollte, wohl noch weiterhin geben wird, die ihren Söhnen Schnürbrüſte umlegen, das iſt wohl haut gout des galants. Wozu aber das? Wachſen nicht unſere Jungen bey gewöhnlicher männlicher Landeskleidung, bey geſunder Speiſe und Trank, bey anſtändigen, ſchicklichen Uebungen gut genug auf? Brauchts des Zwangs, oder reicht nicht ein bischen Kunſt des Maitre des dances, und Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt zu, um richtige Stellung zu haben? Sie ſollen doch wohl nicht Männerchen werden, die ſich gern beſpiegeln, der Toilette fleiſſig Hof machen, gleich Weibern anziehen, oder dem Frauenzimmer den unmodiſchen Gedanken eingeben, bey dieſen Herrchen niedlicher Mitten auf die Freyerey zu gehen? Oder will man durch Hulfe dieſes Panzers nur ihrem Appetit zähmen, auf daſs, wenn das Geſchirr abgelegt iſt, ſie ſich deſto leichter krank eſſen; denn Hunger iſt doch ein mächtiges Bedurfnis? Oder ſollen ſie nur was frühzeitiger kränklich, der Atrophie, der Hektik, der Lungenſucht zugeführt werden? Muſs man das eine wie das andere undienſam, gefährlich und ſchädlich finden; ſo diſpenſire man doch weniger grauſam ein für allemal unſer Geſchlecht von der unverdienten und die Mannheit entehrenden Folter der Schnürbrüſte! Gründe und Beyſpiele ſollten zu Belegen dieſer Behauptungen gar nicht fehlen, wann hier der Ort wäre, davon zu ſprechen, was dieſe Rüſtungen am männlichen Körper thun. Jetzt davon nur hier als im Vorbeygehen, weil es doch an die Stelle nicht gar uneben paſst, noch unwürdig iſt, berührt zu werden. Will man, um kleine Söhne ſo gut als Töchter in der zarten Kindheit, wo alles mehr knorpelicht als peinigt iſt, gegen manche Gefahren aus beſonderer Vorſicht ſicher zu ſtellen, ſich einer kleinen Ruſtung bedienen; ſo müſſen die Schnürbrüſtchen für ſie von weicherm Stoff und nach ihrem Körperchen, dieſe aber nicht nach den Schnürbrüſten gemodelt werden. Unten noch etwas von ſolcher Ruſtung. Vielleicht ſteht mancher Vater, manche Mutter hierbey in Ueberlegung, und kommt von den Söhnen durch die Analogie auf Schlüſſe für die Töchter. Möchten ſie doch alſo nur immerhin denken, ſie erblickten in ihrer

Töchter Exiſtenz eine höhere Beſtimmung, als die des Gefallens durch eine ſchlanke eingezwängte Geſtalt; möchten ſie dann immer auf eine Abänderung denken, und mitleidig und erbarmend ihnen die Foltern abnehmen, weil ein freyer Gebrauch aller Muskelbänder und Knochen ihnen weſentlich weit nothwendiger iſt, als den Männern, die ſie doch auch auf keinen Fall miſſen können. Denn Töchter haben doch die natürliche Beſtimmung, künftigen glücklichen Nachkommenſchaften Wohnung und Nahrung zu geben. Das iſt Naturbefehl und innerer Beruf; Wuchs iſt nur Auſſenſeite und Hülle. Dieſe müſſen nie zum Nachtheil der erſtern begünſtigt werden, wofern anders auch das Begünſtigung und nicht weit mehr Verhudelung iſt, was dem Aeuſſerlichen einen harten und empfindlichen Zwang anlegt. Es wird nicht widerſprochen, daſs ein ſchlanker Leib, eine gut proportionirte Mitte, eine erhabene gewölbte Bruſt, eine ungezwungene Geradheit des Oberleibs für verfeinerten Geſchmack ſo gut ausfällt, als ein gleiches Ebenmaas der andern Leibeshälfte, die ſich auf natürliche richtige Stellung musculöſer Beine und proportionirlicher Füſſe ſtutzet. Aber das iſt die groſſe Frage: Giebt das alles die Schnürbruſt, oder nicht vielmehr Mutter Natur mit einiger Beyhülfe unterrichtender nicht zwängender und einkerkernder Kunſt? Waren die Leiber jener Griechinnen, die ein Chodowiecki ſo ſchön fand, daſs er ſie 1785 im Frauenzimmerallmanach mit dreyfach gewechſelter Kleidung zu Muſtern für geſchmackvolle Kenner und Kennerinnen zwiſchen 276. und 277. Seite hinſtellte, nicht zum Gefallen ſchön? und doch ohne grönländiſches Fiſchbein und doch ohne ſüdamerikaniſches Rohr? Ich bin von Kennerinnen verſichert worden, daſs man dieſe Trachten mit den unſern Zeiten und Zeugen angepaſsten Abänderungen glücklich nachahme und nichts an Annehmlichkeit der Perſon verliere. Ich habe ſelbſt Perſonen in ganz ähnlicher Kleidung geſehen, und ſie ſchienen der Mutter Natur und den Huldgöttinnen ſo eben aus der Werkſtatt zu kommen. Die Kleidung chemiſe, iſt nach dem faden Modegeiſt franzöſiſch geſtempelt, und von

Chodowiecki doch erſt zur Schau aufgeſtellt! Das finden aber Damen von geſundem Geſchmack und Feinheit dabey tadelnswerth und ein bischen lächerlich, daſs der groſſe nachahmende, Moden ausſpürende, Moden aufpaſſende Haufen von Jungfern und Frauen allerley Wuchts Chodowiecki's griechiſchen Schönheitsgürtel, jetzt Scherpen geſcholten, nachmachten, und doch von Schnürbrüſten eingezäunt blieben. Aber ſollte man ſo aus Blumen Gift ſaugen, und um Thörinnen zu bleiben, nur von auſsen Verſtand zeigen! Wieviel ſchöne und gründliche wahre Gedanken denkt und ſagt 280. 281. S. der liebe wackere Ehrenberg ſeinem herzguten Nantchen über dieſen Gegenſtand! Aber wird man nicht fürchten müſſen, daſs dieſe guten Leute mit ihrem meiſterhaften Künſtler noch lange vielen tauben Ohren und blöden Augen predigen und zeichnen werden? doch wohl, ſo lange die Zahl der verſtändigern, gebildetern in der Claſſe des ſchönen Geſchlechts nicht ſchneller gemehrt, und durch richtige frühere, aufhaltende Belehrungen und Bildungen mit was mehr, als Auſsenſeite bekannt gemacht wird. Hier läſst es ſich fühlen, was an geſchickter, den mancherley menſchlichen und geſellſchaftlichen Lebensbedürfniſſen und Geſchlechtsbeſtimmungen angemeſſener, Belehrung und Bildung gelegen iſt, um jugendliche Seelen zu ſtimmen und zu gewöhnen, daſs ſie, was ſie glücklich machen kann, bald ſehen, aber auch veſt halten. Nun daher wüſten wir ſchon ein bischen, daſs ſchöner körperlicher Wuchs ganz ohne Beyhülfe der Schnürbruſt, zur Exiſtenz kommen kann. Doch nun weiter. Man ſehe ſich unter dem niedern Volk in Dörfern und Städten ein wenig um, beſonders da, wo die harte Leibesarbeit niederdrückender Laſten nicht zu plumb, oder die frühe Anſtrengung der Kinder zu übermäſſigen Arbeiten nicht verpudt machen; man erwähle vor allen Berg - und ähnliche Städte, wo das weibliche Volk mit leichtern Geſchäften ſich abgiebt; wie viele intereſſante, wohlgebildete, weibliche Geſtalten ſtoſſen einem da nicht auf, und nie trugen ſie Schnürbrüſte! Aber, was weit mehr als dieſes iſt, (denn auch die niedern Gattungen der Europäerinnen haben doch gemeiniglich etwas ſie einſchlieſſendes, ein Mieter, ein Leibchen, ein Camiſol, ein Corſet oder ſo was, das ihre Mitte und Bruſt, wie das eingefaltete Unterkleid oder Rock, umfaſst und zuſammenhält,) ſo ſagt Adanſon von den Negern in Senegal, die doch von allen dieſen Kleidern nichts wiſſen, nichts tragen, daſs ſie ſehr wohl proportionirt ſeyen, ihr Wuchs keinen Fehler habe, auch daſs es etwas unerhörtes ſey, unter ihnen Lahme, Bucklichte oder ſonſt Verwachſene anzutreffen, es müſſe denn durch einen Zufall ſeyn, der an allen Orten gleich wirken würde. Gleiche Beobachtungen machten die Herren Forſter an den Bewohnern der Südſeeinſeln. Dieſe Beyſpiele in dieſem Fach ganz kunſtloſer und den bloſſen Naturkräften des Körpers allein überlaſſener Völker lehren alſo ſehr deutlich, daſs ein gerader Leib und gut gebildetes Ruckgrad ganz das Werk der freyen Natur, durchaus nicht ausſchlieſſendes Verdienſt der zwängenden Kunſt iſt. Wo aber wohlgebildetes Ruckgrad vorhanden iſt, da iſt die Anlage zur Fertigkeit dem Oberleib eine Stellung zu geben, die nach dem Urtheil derer, die ſich der Macht menſchlicher Schönheiten zu beurtheilen anmaſſen, ſchön iſt. Und dawider haben auch andere verſtändige Leute nichts einzuwenden. Wozu aber nun die Schnürpanzer? die Natur allein vermags ein Werk zu vollenden, das lange genug und mit falſchen Rechte auf jener Rechnung geſchrieben iſt. Aber ſie machen eine ſchöne Taille! ein Anblick, der dem weiblichen Körper vielen Reiz giebt! Laſst das ſo ſeyn, denn wer wird ſo kühn ſeyn, einem alles beherrſchenden Modegeſchmack rundweg zu widerſprechen? Machen ſie nicht auch ſchlimme Eindrücke auf den weiblichen Körper, die nur allzu ſehr, allzu oft, ſo bedeutend ſind, daſs man ihre Urſachen verwünſchen muſs? Und giebt es nicht andere Wege und Mittel den gleichen Zweck zu erreichen? Noch mehr, wenn auch alles damit ſo ganz richtig wäre, iſt denn aber das vernünftig, billig, menſchlich, artige, nette Mitten auf Koſten unverletzter veſter Geradheit, guten Muthes, der Geſundheit, des Lebens zu produciren? Von dieſem Einfluſs dieſes Kleides auf Wuchs und ganzen Leib werden wir noch manches intereſſante zu ſprechen kriegen. Ich kenne Damen von Geſchmack, von Geiſt und Menſchengefühl, und noch darzu von der angenehmſten Leibesgeſtalt, die mir einmüthig verſichert haben, die Schnürbrüſte ſtunden bey ihnen in ſo übeln Credit, daſs, ſobald ſie Herrinnen von ſich geworden wären, ſie dieſe Kerkermeiſter ſogleich verwieſen hatten, auch ihnen, wegen des groſſen daher erduldeten Ungemachs, und daher entſtandenen traurigen Launen, nie wieder gut werden konnten. Hunger und jugendliche Freuden wären nur allzuoft mit dieſen unbiegſamen Peinigern in Colliſion gekommen. Sie glaubten wahrgenommen zu haben, daſs ein nicht zuſammengedruckter Körper natürlich ſchlanker wachſe, daſs dabey die Geſundheit, die Fröhlichkeit befördert werde; genirte Kinder wären traurig, niedergeſchlagen, nicht froh, nicht thätig, und ihre Unpäſslichkeiten immer empfindlicher, öfterer, härter. Ueberlieſs man alſo die Schönheit der Nachkommenſchaft der lieben Mutter Natur, die doch das Werk immer beſſer verſtehe, als die Kunſt, dann würden weit mehr urſprünglich ſchöne Geſchöpfe Mode werden. Wenn ihr auch hier und da eine weniger ſchöne Taille entſchlüpfte, ſo wäre ſie, wo nur nicht ſchief, intereſſanter als die verkehrte zuckerhutförmige Geſtalt, welche die Schnürbruſt erpreſste. Weiter erinnere ich mich aus ähnlichen Unterhaltungen über dieſe Materie, daſs nach abgedanktem Schnürbruſtdienſte ein Fröſtlein um den Leibestheil verſpürt worden ſey, der in jenem Panzer übers Maas warm gehalten worden war. Dabey iſt mir Tiſſots Anmerkung über die groſſen Müffe neu zu Sinn gekommen. Deren Wirkung hält er wegen der, an dem einen Leibestheil, wider alle Proportion gehäuften Wärme für durchaus ſchädlich, ſo wie auch den Gebrauch der Pelzhandſchuhe. Aerzte können das am ſicherſten beurtheilen und entſcheiden, was alſo von dem, durch die Schnürbruſte um den Mittelleib zu ſehr erhöhten, Wärmegrad für nachtheilige Folgen entſtehen müſſen. Gering können ſie wohl nicht ſeyn, und müſſen im Ganzen mit denen vieles gemein haben, die aus Erkalſtungen entſtehen, und doch, nach Unterſchied, Lage und Beſchaffenheit der darunter leidenden Theile, ſehr verſchieden ſeyn, auf Magenſchmerzen, Magengeſchwulſt, Bruſtweh, Schnupfen, Rückſchmerzen u. d. gl. hinauslaufen können. Doch wieder zu jenen. Sie überwandten allmälich durch den Gebrauch anderer etwas freyerer und dem Leibe nicht minder paſſender Kleidungsſtücke dieſe Gewohnheit und Neigung zum Fröſteln, fiengen an mit dem dringenden Bedürfniſs des Hungers, mit unſchuldigen Frölichkeiten, guten Launen, mit ihrem Daſeyn ausgeſöhnter, bekannter, zufriedner zu werden, und fühlten, daſs ſie lebten. Aber, ſetzten ſie hinzu, doch haben wir noch Augenblicke, die wir nicht kennen würden, wären wir nicht einſt ſo mühſam und veſt eingepanzert geweſen. Kindern, um ſie in den weichern Jahren gerade zu erhalten, könnten wohl unſchädlich und nützlich ähnliche Maſchinen, jedoch nur von Filz, oder geſteiften Bindfaden gegeben werden; doch müſsten dieſe mehr gleich aus und nicht in der verkehrten Zuckerhutform gemacht werden;

den; man brauchte ſolche, wann die Kleinen getragen würden, ſäſſen, das Laufen lernten, nicht, wann ſie ſchliefen; und gar nicht weiter, wann ſie gröſser würden, und ſich ſchon mehr ſelbſt regieren und helfen könnten. Nach der Hand hätten Mädchen und Weiber an geſteiften engliſchen Kleidern durchaus genug, mit denen die leichten Korſette gut abwechſelten, vorn breit mit Band geſchnürt würden, den Leib nicht preſsten, Mitte und Bruſt nicht zwängten und überall nicht genirten. Uebel gewachſene, durch die Schnürbrüſte ſchon ſelbſt verhudelte, Perſonen, wie die, die ſchon eben daher kein Vermögen mehr hätten, ſich gerade zu halten, würden freilich noch weiter zur Plage dieſer Panzer verurtheilt bleiben. Denn, was nun freilich geſchwächte Muſkeln nicht mehr vermögen, ſo tragen ſie zum Aufrechthalten bey, ſind unglücklich nothwendig gewordene Stützen, verſtecken und heilen nicht die Fehler des Körpers. Noch zeichne ich beſonders die Worte einer dieſer Damen aus, die ſchriftlich dieſe waren: „Sobald ich Herr über meinen Anzug wurde,

„rächte ich mich nachdrücklich an den Un-
„bequemlichkeiten , ſo mir meine kindiſche
„Rüſtung verurſachte, ich warf ſie weg, und
„auſſer Korſets und engliſchen Kleidern iſt
„nie wieder eine ſolche Steifigkeit gebraucht
„worden. Da ich Mama wurde, trug ich,
„auſſer bey Gallatagen, nicht einmal dieſe
„ſteife Kleidungen, lief in der Saloppe, und
„lieſs es, bis nach verrichteter Sache, mit
„meiner Taille gut ſeyn, welches mir denn
„ſehr gute Dienſte that."

Jetzt noch näher zur Hauptſache des Einfluſſes der Schnürbrüſte auf weiblichen Körperwuchs! dieſer ſelbſt iſt freilich mehr äuſſerlich und fällt ganz ins Auge. Allein er kann doch nicht ohne Harmonie mit den andern und innern Theilen entſtehen. Es iſt alſo nicht zu erwarten, daſs bloſs der äuſſere Schein der weiblichen Geſtalt damit gemeynt ſey, ſondern man wird ſich darunter das Ganze denken müſſen. Was thut alſo die Schnürbruſt zur ſchönen Taille, Verhinderung dicker Leiber, Darſtellung gewölbter Bruſt, was zum geraden Rückgrad und rechtgeſtellten Schultern? Wollen doch ſehen, ob dies Werkzeug das Verdienſt um alle dieſe körperlichen Vorzüge hat, und, wenn das nun auch ſo iſt, ob das Mittel in ſeiner Art einzig, obs nicht gefährlicher und grauſamer iſt, als die wahren oder eingebildeten Fehler und Krankheiten, denen es vorbeugen, die es heben, oder bemänteln ſoll.

Es wird niemand leugnen, daſs man einen weichen, nachgebenden, biegſamen Körper, ohne ihn gerade und auf einmal zu zerſtören, nach Gefallen in eine gewiſſe Geſtalt zwängen, preſſen, ſchrauben oder ſchnüren könne; auch wird man der Schnürbruſt die Kunſt, das Vermögen, dies zu bewirken nicht ableugnen. Allein iſt denn Menſchenleib eine gleichgültige Maſſe weichen Thons und Wuchſes, um ihn in eine ſchön geglaubte Form zu drücken? Iſt er ein Klumpen Trauben oder geſtampfte Aepfel und Birnen, um ihn in eine Preſſe zu ſchrauben, und nach Herzens Luſt und Willkühr zu formen, wie das eingepreſster Treſterkuchen iſt? Iſt er nicht beyweitem die künſtlichſte, aus wei-

chen,

chen, fleiſchichten, muskulöſen, drüſſigten, knorplichten, beinichten und nervenvollen Theilen, mit tauſend Gängen und Kanälen der feinſten Säfte von innen und auſſen, mit den edelſten Lebenstheilen und Eingeweiden verſehene Maſchine? Wenn das: ſollten einen dieſe Theile, ihre Anordnung, Nebeneinanderſtellung, Bewegungen und deren Geſetze, an ſo einem Meiſterſtuck als Menſchenleib iſt, nicht unverletzlich, heilig ſeyn, und im Wege ſtehen, ſobald man auf ſie Verſuche machen, ſie anders leiten und reihen will, als ſie ſind? Je ſteifer und knapper die Schnürbruſt, je enger zugeſchnürt, je mehr Verſündigung an dem Bau und ſeinen Theilen und ſeinen Geſetzen. Du achteſt das nicht, die Reue über kurz oder lang, ſie kommt gewiſs, und nicht ſelten neben ihr Fluch und Verwünſchung. Durch einen unnatürlichen Druck auf die Eingeweide, ihn macht die Schnürbruſt, wird freilich dem hungrigen Magen das Vermögen ſo viel zu faſſen und zu verdauen, als er nach dem Bedürfnis des Leibes nöthig hat, genommen; es werden freilich die Kanäle, ſo die verarbeiteten Speiſen

ſen zuerſt und weiter zu feinerer Bereitung in Empfang nehmen, wenig vollgeſtopft, füllen geringern Raum aus, laſſen den Unterleib leerer, weicher und dünner. Vorragender Dickbauch fällt alſo weg. Aber, aber was fühlt das Subjekt, dem ſo mitgeſpielt wird, bey dem unwiderſtehlichen Reitze des Hungers, der nicht geſtillt wird, für jetzt? die ganze Natur, die ſich bey ſchön beſetzter Tafel in den dürftigſten Boden geſetzt ſieht, was vermiſst ſie für jetzt? Und was geſchieht damit für die Zukunft? dieſer widernatürliche Zwang und Druck iſt, nach aller Aerzte Urtheil, muſs es nach der Natur ſeyn, allgemeiner Saame aller der Krankheiten, die ein fehlerhafter, gehemmter, gepreſster, oft gar unterbundener Kreislauf erzeugt; beſondere Atrophie und Nahrloſigkeit einzelner Theile, Unordnung monatlicher Zeit, Hypochondrie, Vapeurs, Kopfſchmerzen, Uebelbefinden. Man kann ſichs nicht lebhaft genug denken, daſs zwiſchen Kopf und Magen und deſſen fortgehenden Canälen der gröſte Conſens Statt hat, daſs der Sitz menſchlicher Narrheiten vielleicht eben ſo oft im Unterleib als im Haupte iſt. Verdient nun der Theil nicht Aufmerkſamkeit, kann, darf man ihn ungeſtraft vernachläſſigen?

Verhinderte freyere Bewegung des Zwergfelles, neue Folge der preſſenden Schnürbruſt, erſchwert das Athemholen, dieſs allgemeine Principium des Menſchenlebens, häuft das Blut in der Bruſt, kühlet es weniger ab; daher ſchwache Bruſt, Bruſtkrankheiten mehrerer Art, ſchlechte Geſichtsfarbe, die etwa nur die Schminke paſſirt. Harte anliegende Schnürbrüſte machen die Bänder des Bauches und Ruckgrads erſchlaffen, lähmen die Muskeln am Bauch, Rucken und Weichen. Denn wie lange ſie die Mitte umſchlieſsen, thun ſie gewiſsermaſſen den Dienſt der natürlichen Muskeln, die nun wie unterbunden erſchwachen, helfen den Oberleib etwas mittragen. Werden ſie abgelegt, dann neigt ſich der von der Kunſt gerade gehaltene Oberleib, wegen Schwäche der natürlichen Muskeln zur Krümme, viele fallen wie Taſchenmeſſer zuſammen, oder machen einen Bogen und hängen vorwärts zur Erde.

Je früher ihr Gebrauch iſt, je länger er dauert, je nachdrücklicher würkt ſie auf die wahren und falſchen Ribben, ſo daſs dieſe mit ihren Knorpeln vorn nach dem Bruſtbein zu einen ſchärfern und mit dem Bruſtbein ſpitzigern Winkel machen. Da wäre es nun faſt unbegreiflich, wenn die wahren und falſchen Ribben nicht ſo wachſen ſollten, daſs der untere Umfang der Bruſt dadurch enger würde, als er von Natur ſoll. Die Folge iſt widernatürliche Bildung der Bruſt, von deren Daſeyn die Lungenblätter weniger Raum zur Bewegung haben; traurige allgemeine Quelle der Bruſtbeſchwerden und Krankheiten! Beſonders müſſen Anhäufungen, Stokkungen des Blutes in der Lunge, leicht mögliches Zerplatzen der Blutgefäſse erfolgen. Spiegel leitet die häufigen Schwindſuchten, die in England ſo viele Menſchen wegraffen, von dem daſelbſt ſo allgemeinen Gebrauch der Schnürbrüſte. Und er wird wohl Glauben verdienen, wenn man das vorhin erwähnte vorausſetzet. Dieſer koſtbare Theil, als es die Menſchenbruſt iſt, erinnert mich an gewiſse längſt gemachte Erfahrungen, deren zu gedenken hier Ort und Materie erlaubt. Ammen und Kinderwärterinnen üben beym Einwickeln der kleinen Geſchöpfchen oft die verſtandloſe Manier aus, die Kinder ſo in die Windeln und Wickelſchnüren einzupreſſen, daſs ſie wie ausgeſtopfte Kinderpuppen ſteif und ſchlank da liegen, oder zwiſchen den Händen gehalten als unbegreifliche Bilder da ſtehen, wo ſich nichts regen, als das Köpfchen etwa auf eine Seite fallen kann. Nun freun ſich dieſe hirnloſe Leute ihres Kunſtwerks, wie ein Kind der Puppe. Aber gar unglücklicher Weiſe begegnet dieſen unſchuldigen Säuglingen noch früher, und mit ſchneller würkenden Gefahr, was nach der Zeit das Produckt der Schnürbrüſte wird. Es wird alles, beſonders die noch allzuweiche biegſame Bruſt, ſo gepreſst, daſs nach weniger Zeit, wann die Kinder zu lallen beginnen, es mit ſo haſtigem Streben des Athems geſchieht, daſs man glaubt, es wäre lauter Naturtrieb des Sprechens, und es iſt würklicher Erfolg des verengten Bruſtraums. Früh ſind dieſe im Einpacken verwahrloſten Kleinen zu Bruſtbeſchwerden geneigt, und leiden auch davon wenn ſie erwachſen nur allzuleicht. So ſehr dient das zum Grundſatz: der zur Geſundheit, Geradheit, Frölichkeit beſtimmte Menſch ſoll zu keiner Zeit, am wenigſten jung, im Alter wird es ſich von ſelbſt finden, durch eine Leibeshülle merklichen Zwang leiden, ſondern gleichſam freyen Spielraum haben, um zu gedeihen.

Noch was. Die Zuſammenpreſſung des Unterleibes durch das Inſtrument, von dem wir ſprechen, iſt auch ſogar, nach anatomiſchen Wahrnehmungen, oft eine Urſache falſcher Richtung der Beckenknochen, und der Verrückung der Eingeweide aus der natürlichen Stelle. Doch ſoll hier darauf nur Aufmerkſamkeit erweckt, nicht die Sache umſtändlicher erörtert werden. Der Wink ſoll nur mehr Senſation machen.

Aber durch die angelegte Schnürbruſt werden doch die Schultern mehr hinterwärts gehalten, der obere Bruſttheil wird durch ſie höher, gewölbter, der Leib gerader hingeſtellt. Das iſt noch ſehr die Frage, ob das alles ſo richtig, ja auch nur bey der gewöhnlichen Verfahrungsart möglich iſt. Es läſst ſich wohl denken, wenn in dem Kinde, das noch ein aus mehrern beweglichen Stücken beſtehendes Bruſtbein hat, dieſes, dem von unten her die Schnürbruſt das Vorwärtsweichen beym Einathmen benimmt, in eben dieſem Zeitpunkt des Athemholens von den mehr oberwärts ſtehenden Ribben auswärts gebogen würde, und da das täglich geſchieht; endlich auch ſo wüchſe. Aber wie vorſichtig müſſe eine Schnürbruſt zu dem Gebrauch im Schnitt und Geſtalt eingerichtet, wie verſtändig angelegt werden? läſst ſich das ſo leicht erwarten, wenn man die Meiſter, ſo ſie machen, und die, ſo ſie dann anlegen und ſchnüren, hinzudenkt? Genauere Beſichtigung ſolcher Frauenzimmer, die grade ſo behandelt wären, würde hier den Ausſchlag geben können. Und dann blieben doch alle ſchon gemeldtete Bedenklichkeiten noch veſtſtehen, und wäre die Frage immer übrig, iſts auch der Mühe werth, die obere Stellung, wie ſie da beſchrieben iſt, auf dieſe vorhin genannte Erfahrungen von

Gefahren zu befördern. Weit leichter wird man veranlaſst zu glauben, ſobald das Zuſchnüren nicht mit Klugheit geſchieht, oder das Inſtrument ſelbſten Fehler hat, zween gewiſs gar gewöhnliche Fälle, ſobald wird die obere Bruſt mehr ins Breite geebnet, und leichter nach den Schultern gezwängt, als gewölbt. Der innere Athemszug iſt nach den angezeigten Vorausſetzungen ohnediefs ſo ſchwach, daſs er wenig vermag, eine freye, geſchweig dieſe ins Weite gezerrte Bruſt zu heben, zu wölben. Hohe Bruſt ſcheint alſo bey weitem Werk der Natur zu ſeyn, und ſtützt ſich auf Bruſtbein und Ribben, nicht auf die eigentlichen fleiſchichten und drüſigten Theile, welche den Wohlbeleibten vor den Schmächtigern eigenthümlich ſind. Bey erſtern iſt es natürlich, daſs die Schnürbruſt ſie von ſelbſt hebet, bey andern iſt es Kunſt der Unterlagen, welche Geheimniſſe denn ſo leicht verrathen und fortgeplaudert werden. Das aber ſind ja keinesweges, was in der Schönheitsgeſtalt die hohe gewölbte Bruſt heiſſen ſoll.

Der Rückgrad gewinnt aus ganz begreiflichen Urſachen, wann er nicht Zwang leidet, und Theile, die auf ihn wirken, nicht gepreſst werden. Denn ſein beinernes Gerüſte iſt das regelmäſſigſte und zur graden Entwickelung angelegt. Muskeln und Sehnen dienen, ſeine Stellung aufrecht, gerade, nach Willkühr hin- und hergebogen zu halten. Werden ſie aber durch hart anliegende Schnürbrüſte ſehr gedrückt, faſt unterbunden und in ihrem Dienſte gelähmt, ſo fällt mit dem Gleichgewicht ihrer Arbeit auf und gegen einander die Geradheit, und freye Fertigkeit ſeiner Bewegung. Daher ſo unglückliche Perſonen, die auf ein Klümpchen zuſammen kauchen, wann ſie nicht geſchnürt ſind, die dann wohl ganz krumm verwachſen. Bey Geſunden ohne Schnürbruſt haben die Muskeln immer ſo viel Stärke durch die Uebung, daſs ſie auch bey einer drückenden Laſt den Rückgrad grade halten können. Nicht ſo die, deren Muskeln von den Schnürbrüſten erſchlafft worden ſind. Müſſen ſie nach dem Wochenbett ſich der Schnürbrüſte für einige Zeit enthalten, ſo wachſen ſie leicht in die

Krümme eines Bogens. Bar. von Swieten kannte ſogar ſolche, die des Nachts auch deswegen ſogar zur Schnürbruſt verurtheilt waren, weil ohne deren Beyhülfe ſie ſich kaum im Bette umwenden oder aufrichten konnten. Schlechte Recommendation für ſie und ihren Einfluſs auf den Wuchs des weiblichen Körpers. Es wird immer bey der Mühe, etwas zu ihrem Vortheil und Eindruck auf guten Wuchs zu ſagen, wenig gewonnen. Denn jeden Augenblick, Schritt vor Schritt legen ſie einem Hinderniſſe, und laſſen Blöſſen und Schwierigkeiten zum Vorſchein kommen, die alle ihre niedlich gehaltene Produkte verdächtig machen. Die kleinern und geringern Uebel, wenn man auch die weſentlichen gröſſern verſchweigen könnte, können einen kaum lange zweifelhaft laſſen, was man zu ihrem Nachtheil thun ſolle. Es kann zugegeben werden, daſs ſie nicht immer all den Schaden ſtiften, der von ihnen möglich entſtehen kann; es kann zugegeben werden, daſs weibliche Körper exiſtiren, die bey deren Gebrauch nichts an der Schöngeſtalt, nichts an der Geſundheit verloren haben. Soll aber der Schluſs nicht Trugſchluſs ſeyn; ſo würde vielerley vorher ausgemacht ſeyn müſſen. Der Schneider D. K. hatte vielleicht ein etwas völligeres Maas genommen; ein Dienſtmädchen war beym Einſchnüren ihrer jungen Gebieterin ein bischen mitleidiger und dienſtfertiger als die Mutter oder franzöſiſche Demoiſelle; eine Geſpielin that oft der andern den heimlichen Liebesdienſt, die Bande zu lüften und nachzulaſſen, welche die Grauſamkeit der Mode zu veſt geſchnürt hatte; das Subjekt, ſo gepanzert werden ſollte, war vielleicht ein bischen tuckiſch, und blieſs ſich auf, da es geſchnürt wurde, um nach vollendeter Sache, freyen Spielraum zu haben, ſich gütlich zu thun; die Schnürbruſt war wohl nur zuweilen, nicht in einem fort, und am allerwenigſten barbariſch des Nachts, angelegt; auch war wohl vor ihrem Anzug ſchon ein gutes Frühſtück, eine reichlichere Mahlzeit genoſſen, und dem peinigenden Harniſch eine gröſsere Peripherie in den Weg gekommen, als er knap zu faſſen vermögend war; man war vielleicht von ſelbſt ſo klug aus den unziemlichen Empfindungen dieſes Werkzeuges ſich ſeiner beſchwerlichen Dienſtfertigkeit noch zeitig genug zu entziehen. Iſt es unter dergleichen Umſtänden nicht noch ganz begreiflich, daſs man ohne ſonderlichen Schaden die Verſuchungen der Schnürbrüſte hat aushalten können? Und dann, was mehr als das alles iſt, der Schöpfer hat den Plan wahrhaftig zur menſchlichen Natur ſo breit und veſt angelegt, daſs nicht alle ihre Beſtürmer und Feinde denſelben ſo hurtig umwerfen und zerſtören können. Muſs es einen nicht Wunder nehmen, muſs man nicht ſtaunen, alle die Unordnungen, Ausſchweifungen, Unmäſſigkeiten und Gewaltthätigkeiten und Gefahren zu denken, oft vor Au-Augen zu ſehen, die Menſchen mit ihren Körpern vornehmen oder erfahren, daſs es nichts deſto weniger noch immer ſo viele leidlich geſunde, gerade und noch ziemlich lange lebende Menſchen auf Erden giebt? Könnte, würde das ohne Gottes weiſen Entwurf, Anordnung, Haushaltung und Vorſehung geſchehen? Wäre dieſe nicht Beſtimmerin, Erhalterin, Regiererin, dann müſste man gewiſs erwarten, wann man ſo ſieht, was die Menſchen thun und treiben, ſie würden ſich in kurzem aufreiben. So iſt es aber wirklich nicht. Dieſe höhere, allweiſe, allgütige, allgewaltige Aufſicht Gottes ſchirmt, ſchützt die Menſchen, hemmt ungeſehen die Folgen, die natürlich entſtehen müſten, wenn nichts dazwiſchen einträte, ſtärket geheim die Kräfte, die zernichtet werden ſollen, erſetzt in dem einen Theil, was dem andern entzogen, verſagt wird, beweiſt Unverſtändigen oder Undankbaren die reelleſten Dienſte, um ſie vor den Sturz in den Abgrund zu ſichern, nach welchem ſie blindlings eilen. So vielerley mögliche, neben einander beſtehende Auflöſungen des Räthſels laſſen einen ſehen, daſs der Schluſs auf Unſchädlichkeit, Anſtändigkeit, Nutzbarkeit der Schnürbruſt zur weiblichen Schöngeſtalt immer ein bischen ſchnell und trügend iſt.

Wo er aber auch ſelbſt geradezu geſundem Wuchs nicht günſtig iſt; ſo iſt doch eines Theils nicht zu leugnen, daſs die durch Schnürbrüſte ins Licht geſtellten Taillen der Schönen was ſehr Intereſſantes, Anziehendes

des, Reitzendes haben; und dann auch, daſs ſie für manche Schäden fürtrefliche Hülfsmittel ſind! Aufs erſte kurz dieſes. Schon oben iſt des Unnatürlichen gedacht worden, das die Geſtalt der runden ſteifen Schnürbruſt für den obern mehr ins Breite angelegten Leib hat. Dieſe Anlage iſt allein Regel und Richtſchnur, vom Ebenmaas des menſchlichen Körpers richtig zu urtheilen; dawider vermag kein Einfall, kein Urtheil des abgezogenſten Hofgeſchmacks, des raffinirteſten Modegeiſtes etwas. Was dawider lauft, iſt unbeſonnene, unrichtige Prätenſion, Unnatur, ganze Verdorbenheit des Geſchmacks, Verwöhnung des Auges, phyſikaliſche Unmöglichkeit. Man belacht die Anmaſſung des Fuhrmanns, der von einem Petſchierſtecher verlangte, 6 beſpannte Karren und ihn eine halbe Stunde vorausreutend auf die Gröſſe eines gemeinen Petſchaftes zu graben. Iſt das Verlangen einen breiten Körper rund zu bilden, und dieſen, nicht jenen geſchmackvoll zu finden, nicht eben ſo unnatürlich und lächerlich? Wie ſchädlich die Zuckerhutgeſtalt ſey, iſt ſchon genug geſagt.

Für manche Schäden und Naturfehler ſollen ſie ein gut Heil- und Hülfsmittel ſeyn. Das kann man ganz zugeſtehen, und dann wird daraus folgen, daſs, eben ſo wenig als Arzneyen für einen geſunden Leib, Bandagen und Bruchbänder für einen unverwundeten und unverhudelten Körper gehören, eben ſo wenig die Schnürbrüſte für den freyen und geſunden Aufwuchs des weiblichen Körpers ſich ſchicken. Kein geſunder Menſch arzneyet, kein Ungebrochener läſst Schienen und Bandagen um den Arm legen, die Reue bezahlt ihm gleich ſeinen Fürwitz. Oft würden die jungen Töchter von Auswüchſen, Verhudelungen, Ungleichheiten der Schulterblätter und Achſeln und Hüften nichts wiſſen, hätte man ſie nicht durch Schnürbrüſte geſchirrelt, gebunden. Sobald nur ein Fehlerchen bemerkt wird, ſobald raiſonnirt die Modephiloſophie ſo: es iſt nicht genau genug geſchnürt worden; Mädchen! du wirſt krumm, die Hüfte iſt ungleich, die Schulter ſteht heraus, ich werde dir beſſer auf dem Dache ſeyn! Nun ergehn die Befehle zum Engereinſchnüren, zum Blech, einen Reif an die Schnürbruſt und Wulſte darzwiſchen, um die Auswüchſe wieder gleich zu machen und hinein zu treiben. Aber wie ſchief, wie unbarmherzig iſt Beſcheid und Commando! Hier geſchieht aufs gelindeſte, was täglich ſich bey den jungen Kinderwärterinnen zuträgt. Haben dieſe die Gewohnheit, die Kleinen nicht wechſelsweiſe bald auf dem rechten bald auf dem linken Arm, ſondern nur ſtets auf dem einen zu tragen; ſo wird die eine Hüfte ganz ſichtlich ungleich gegen die andere ſeyn. Das kommt auch gerade von allmälicher Erſchlaffung der Muskeln und Sehnen der einen Seite, die in wenigerer Arbeit ſind. Denn wo ein Gleichgewicht in Kräften aufgehoben wird, da gewinnt die überwiegende durchs Gewicht, und, ſind es lebende Kräfte, durch die innere Stärke. Welche auf Köpfen und auf den Rücken tragen, die erhalten eben dadurch, daſs Wirkungen und Gegenwirkungen gleich ſind, eine gerade Stellung und Gleichheit der Theile; treiben ſie es mit Unmaas, ſo iſt der Lohn ein Kropf, nicht Auswuchs. Freyheit des Körpers hilft ſeiner Geradheit. Wer dazu

von

von der Kunſt einige Anweiſung erhält, und ſie mit Aufmerkſamkeit öfters ausübt, der muſs an der Geſtalt und Stellung gewinnen, ohne je dieſes miſslichen Küraſſes zu bedürfen. Sind durch andere Zufalle Auswüchſe und Ungleichheiten entſtanden; ſo haben nicht die Schnürbrüſte das Verdienſt, ſolche zu heben, ſondern nach vernünftiger Aerzte Rath gehören dazu durchaus andere Maſchinen. Man wird kein Beyſpiel aufweiſen können, daſs eine Schnürbruſt einen Hocker, einen Buckel geheilt hätte. Alſo anſtatt den ſchönen Wuchs des weiblichen Leibes für ſich zu produciren, ſind ſie ſogar nicht einmal das taugliche Hülfsmittel gegen äuſſerliche Fehler im Wuchſe. Man hat mir dieſs Anekdötchen erzählt. Eine reiche Dame ſagt einſt zu ihrem Gemahl: Männchen, ich gäb 1000 Thlr. drum, wann du das Wärzchen hier an deinem Backen, drauf weiſend, nicht hätteſt. Mein Kind! erwiederte er, ich aber überſteche dich, und gebe 10000 fl. drum, wann du dein Wärzchen dahinten, es war ein Hocker auf dem Rücken, wegſchaffen kannſt. O ich war ſtets geſchnürt, verſetzte ſie, man hats an nichts fehlen laſſen, trag nun Gedult wie ich. Dieſs paſst nicht unrecht zur Hauptſache.

Es iſt nun freilich gar nicht zu leugnen, daſs es Frauenzimmer giebt, die bey dem Gebrauch dieſes Kleides, die den Kennern ſo gefällige Taille und anziehende Leibesſtellung darſtellen. Aber das müſſe ja wohl auch ein Wunder ſeyn, wenn das anders wäre. Denn da die Natur allein geſchickt iſt, ſchöne auch ſchlanke Menſchen zu bilden; wie konnte es anders ſeyn, als daſs diejenigen, welche noch dazu ihrer Geſtalt durch die hinzugefügte Schnürbruſt die knappe und gerundete Taille zu geben bemüht waren, da ſie Anlage zur Schlankheit hatten, denen für dieſe Leibesbildung ſo ſehr eingenommenen Perſonen ganz beſonders gefallen muſten! Aber nur ſtille! die Freude iſt nicht beſtändig und von ſchlechter Dauer. Denn, wenn man die Umſtände, unter welchen dieſs geſchahe, die Folgen, welche kamen, nicht aus der Verbindung läſst, und ſo menſchlich iſt, auf ſo behagliche Freuden Verzicht zu thun, die über erkünſtelte, andern dagegen ſchädliche und tödliche, Leibesgeſtalten entſteht; dann wird man erſchrecken müſſen, daſs alle dieſe Opfer der Thorheit oder Eitelkeit ein wirkliches elendes Leben, und ein kurzes Leben gelebt *haben*, und doch noch immer ſo wenig Senſation auf andere gemacht haben. Wie viele ſind der Mitleidswürdigen, die unzufrieden mit der natürlichen Gabe eines ſchlanken Körpers, durchaus noch hartnäckigt ihre Zuflucht zu den ſteifen Schnürbrüſten nehmen, um noch dünner zu ſcheinen als ſie ſind? Gerade ſchreiten ſie daher, aufrecht ſitzen ſie wie die Puppen. Bey Tafel ſcheinen ſie Muſter der Mäſſigung, ſo wenig genieſſen ſie; überſchreiten ſie, von der Zudringlichkeit des Wirthes oder von der Appetitlichkeit der Trachten aufgefordert, ihr Maas, dann wird ihnen übel, ſie erblaſſen, und haben allen Anſchein ſchwangerer Weiber. Das übrige was ihnen begegnet und zuſtoſſen kann, denke man ſich aus droben geſagtem hinzu. Werden ſie Weiber, kommen ſie bis zu den Hoffnungen der Mutter, was für ein hartes Schickſal ſteht ihnen alsdann bevor? Unglückliche Ge-

Geburten, traurige Wochenbette, oft der Tod mit, oder bald nach. Manche werden in Zeiten noch ſo klug, und haben das Glück, ihren Fehler mit Ernſt zu bemerken, und ſich eines Feindes zu entledigen, der unter der Geſtalt der Reize ihnen alles zu rauben droht. Dieſe Bedenken ſich dann nicht lange, welche Entſchlieſſung zu faſſen ſey, ſetzen ſich in rechtmäſige Freyheit, ſofern ſie's dürfen oder hintergehn ihren Argus, und finden immer noch Mittel genug, ohne Lebensgefahr auf ſich zu nehmen, ihrer Geſtalt durch vernünftiger gewählte Kleidung Intereſſe zu geben. Welche aber zu wenig Kenntniſs von dem Menſchen haben, und vielleicht denken mögen, es ſey innerlich alles ein Stück Fleiſch, das nur geſchnürt werden dürfe, um nicht ſo unziemlich hervor zu quellen, kurz Thorens genug und von Eitelkeit voll ſind, keinen höhern Preiſs des weiblichen Menſchen kennen, als den der geſpitzten runden äuſerſt knappen Taille, die leiden was ſie können, und bezahlen ihre Sitte gewiſs nur allzubald mit ihrem eigenen Leben, und vielen traurigen mismuthigen Stunden. Da wir hier nicht mehr von Möglichkeiten trauriger Folgen, ſondern von deren unleugbaren Würklichkeit und Exiſtenz ſprechen; ſo dürfen wir es, ohne Namen zu nennen, wer wär auch dazu fähig? nur gerade heraus ſagen: ſie kränkeln meiſtentheils hektiſch und ſterben, ſelbſt verheyrathet ohne Geburten, oder erliegen in Geburten, wo ſelbſt die geſchickteſten Geburtshelfer kaum mehr als den einen Theil retten können; oder büſsen noch im Kindbette, im Dienſte des Säugens ihr Leben ein; oder führen dann doch gewiſs ein trauriges melancholiſches Leben; erſchrecken für den Gedanken der Schwangerſchaft, des Gebährens; werden ſelten Mütter, hinterlaſſen ſchwache Nachkommen, und ſterben dann gewiſs unter ſehr zu bemitleidenden Umſtänden weit früher, als bey nie gekannter Schnürbrſt zu erwarten war. Kann man dieſe Leiden ſo zahlloſer Individuen, zerſtöhrter Familien, und dieſe Kränkungen des Menſchengeſchlechts und der Geſellſchaft wohl gleichgültig anſehen?

Und dieſe frühen Opfer eines elenden Lebens und frühen Todes würden doch ganz ge-

gewiſs ſchön aufgewachſen ſeyn, ohne Beyhülfe dieſer Panzer, wenn ſie bey einem vernünftigen mäſsigen Leben, bey den Hülfsmitteln der Tanzkunſt, bey öfterer Aufmerkſamkeit auf ſich in fleiſsiger Wiederholung der Ausdehnung und Hebung der Bruſt, durch vollen Athem, bey zurückgebogenen Achſeln und Geradheit der Stellung, das Werk der Mutter Natur, die die Sache am beſten verſteht, hätten überlaſſen mögen, überlaſſen dürfen. Hätten ſie ſich dabey der Korſette, der ſo mäſsig geſteiften engliſchen Kleidung bedient, dann würden ſie noch oben drein allen den ſcheinbaren Reiz der Schnürbrüſte, ohne deren Nachtheil auf den Wuchs, gewonnen haben. Wie viel müſsten alsdann ſolche Damen für ſich, für ihre Familien und Häuſer, für die Geſellſchaft, fürs Geſchlecht der Menſchen gewinnen! Wäre der Schnürbrüſte ihr Alter ſo hoch, als es endlich nicht iſt, was würden ſie nicht für noch gröſsere Verwüſtungen angerichtet haben? und würden ſie wohl der Geiſel des Rotterdamer Penegyrikers auf Frau Moria, oder dem Griffel Chodowiecki's entwiſcht ſeyn, der dieſe Damen ſo anſchaulich kennbar gemacht hat? Nun wird aber wohl die Unbekanntſchaft voriger Zeiten mit dieſem Marterinſtrumente, denn das iſt es doch wohl faſt immer in den meiſten Fällen, eine der erſten und einleuchtendſten Urſachen mit ſeyn, warum vor Zeiten die Mütter auch des höhern und vornehmen Standes weit mehr glückliche Kindbetten hielten, bequemer ſelbſt ſaugten, viele und geſunde Nachkommen zählten, frölicherer Laune, geſunder und von längerm Leben waren. Gefielen ſie zu ihren Zeiten ohne dergleichen Küraſſe ihren Männern, ſo iſt nicht zu zweifeln, weil ein richtiges natürliches Ebenmaas des Körpers doch wohl immer für das Auge des unverwöhnten Mannes einen natürlichen angenehmen Eindruck macht, ihre Töchter würden, bey denen unſern Zeiten angemeſſenen und ihnen weit weniger ſchädlichen Hülfsmitteln, als Schnürbrüſte ſind, eben ſo ſehr intereſſiren, ja bey wenigerer Kränklichkeit und froherer Laune zufriedenere Männer und Häuſer machen und ſehen.

Es haben Schnürbrüſte auch das wider ſich, daſs ſie gelegenheitlich ſchlimme Folgen

gen haben können. Wie manches Frauenzimmer büſste ſchon ihr Leben bey einem Sturz, bey einem Fall blos über die Schnürbruſt ein! Einer Prinzeſſin in L. koſtete es auf folgende Art das Leben. Sie lehnte ſich, im Vertrauen auf die Steifigkeit der Schnürbruſt veſt auf die Lehne einer Treppe, um über dieſelbige herunter zu ſehen, was eben auf dem untern Fuſsboden des Parterre geſchahe. Die Anlage dieſes harten Kleidungsſtücks, nach unten zu ſpitziger und rund zu ſeyn, war die natürliche Urſache, daſs der obere Körper, indem im Druck aufs Gelender der weitere Theil vorwärts und der engere der Mitte leichter nachglitſchte, ſchnell das Uebergewicht bekam, und eine hoffnungsvolle Tochter zum ſchneidenſten Schmerz der verwittweten Mutter hinabſtürzte, das Leben augenblicklich einbüſste, und noch durchs ſtählerne Blankſcheid tief verwundet ward.

Jedermann begreift das leicht, daſs ein zum Theil geharniſchter Körper, bey Fällen und Stürzen, eben von dem härtern Stoff der Kompreſſe an weichern Theilen weit mehr leiden müſse, als wenn alles freyer iſt.

Mehr Beyſpiele ſollen nicht angeführt werden, damit die Weitſchweifigkeit nicht zu ſehr ermüde, und zwar in einer Sache, die ſehr klar iſt. Aber Aerzten und Moraliſten muſs ich das zur weitern Beurtheilung anheim geben, ob nicht, da die Mädchen von kleinen an etwas Behagliches darinne finden, wenn ſie mit der vordern Spitze der Schnürbruſt, und dem darein geſteckten Blankſcheid ſich auf die Ecke eines Stuhls, eines Tiſches u. d. gl. ſtützen, um gleichſam zu ruhen, oder auch zu reiben, ob nicht daraus unſchuldig und unvermerkt Veranlaſſung zu Gefühlen gemacht werden dürfte, von denen wir nach dieſem Winke nun billig ganz ſchweigen. Erwachſene begegnen freilich ſolchen Unarten gleich, ſobald ſie ſie vermerken, aber ſind Kinder nicht auch allein und ſich ſelbſt gelaſſen? Weiſs die Welt nicht von Sünden, grauſenden, wie Peſtilenz im Finſtern ſchleichenden Sünden, deren erſte wohl immer von ungeſuchten, unſchuldigen Gefühlen entſtanden ſind? Doch einen Flor darüber! Es ſey ein Wink genug!

So geſchieht es auch zuweilen, daſs Perſonen unförmlich dick und fett aufwachſen und ganz das Schönmaas ihrer Geſtalt verlieren, weil ſie einſt zu ſehr geſchnürt wurden. Ich weiſs ganz auffallende Beyſpiele. Ob die Perſonen Olympiä, Fulviä, Moratä, oder anders heiſsen und geheiſsen haben, das iſt wohl ganz gleichgültig. Kurz ſolche Damen waren ſich zuletzt ſelbſt ſo ſehr zur Laſt, als ſie auf anderer keine, denn widrige, Eindrücke machten. Die Methode wie das Ding zugieng war dieſe. Sie wurden jung unbarmherzig geſchnürt, weil die Anlage, beleibt zu werden, in der Natur war, und dieſs geſchah immer unter der Aufſicht ihrer franzöſiſchen Gouvernantinnen, Perſonen, von denen bekannt iſt, daſs ſie meiſt, auſer einem geläufigen Maule, gemeinem Franzöſiſch, weiter nichts wiſſen, und wiſſen können, da ihre Herkunft weder für Bildung ihres Verſtandes noch Herzens günſtig geweſen war, als was ſie an gewählten Muſtern erſchnappen. Dieſe jungen Damen waren aber hübſch einverſtanden mit dem Kammenzöſchen, die ſie dann immer ſo viel und und ſo bald, lüfteten, als es, ohne von Mutter und Aufſeherinnen gerade bemerkt zu werden, geſchehen konnte. Nun thaten ſie und am meiſten, wenn das ſteife Geſchirr abgelegt wurde, auf Nebenwegen und ziemlich zur Unzeit, ihrem brennenden Appetit ſeine Genüge. Das gieng ſo den Weg fort, bis in den Jahren mehrerer Geſtaltsentwickelung, groſe Veränderungen in Familien vorfielen, Mütter ſtarben, langwährende Krankheiten von Hauptperſonen das Genieren in Kleidungen nicht ſtreng prätendirten, die gröſſern Töchter vom Hauſse dem Commando ihrer Franzöſinnen entſagten, und ungeſtöhrt ihre Wünſche, bald öffentlich bald heimlich, befriedigten. Erſt hieſs es bey ihnen blos: nitimur in vetitum &c. jetzt war Uebung und Fertigkeit, verſteckt erworben, am Ruder, und that, was das Zeug nur hielt, dem Hunger ein Genüge. Schnell wuchſen ſie zu wahren unförmlichen Maſſen an, die auffielen. Wären die Perſonen nie in der harten Premſe der Schnürbrüſte geweſen, ſo hathätten ſie keinen Begriff von dem allzudringenden Bedürfniſſe des Hungers gehabt, und wäre mehr an ihrem Geiſt und Herzen, als an dem Buſenwerk und Sinnen, gearbeitet worden, ſo hätten ſie auch wohl nie dem ſinnlichen Reitze des Geſchmacks ſo tief unterliegen dürfen; ſie würden zwar die ſchlankeſten Damen nicht geworden ſeyn, aber ganz würde ihre faſt gute Geſichtsbildung und Leibesſtellung nie durch Unförmlichkeit verſtellt worden ſeyn, ſondern, daſs ſie was beleibter geweſen ſeyn würden, würde der ganzen Figur ein eigenes Intereſſe gegeben haben.

Soviel vom Einfluſse der Schnürbrüſte auf den weiblichen Körper. Wer nun mit kaltem Blute und vernünftig dieſs alles bey ſich überlegt, wird ſich nothwendig wundern müſſen, wie ſich dieſs Kleidungsſtück doch ſo lange im groſsem und beliebtem Anſehen, ganz zum Nachtheil der Geſundheit, des frohen Muthes, ſehr oft, der geraden Gliedmaſen, glücklicher Ehen und des Lebens hat erhalten können Aber Vorurtheile, was vermögen dieſe nicht! Dann gar, wann ſie mit Moden des ſchönen Geſchlechts in der nächſten Verwandſchaft ſtehen?

Nun noch etliche Worte von ihrem Einfluſse auf Bildung, Geburt und Säugung des Kindes. Viel vortheilhaftes läſst ſich aber nicht ahnden, das denen, die dem Kleide gewogen ſind, gefallen kann; doch werden die, die ein Mistrauen in ſein Verdienſt ſezzen, immer mehr für ihre Ueberzeugung gewinnen.

Vor der Bildung geht, nach dem Laufe der Natur, die Zeugung her. Wie wichtig iſt aber nun das, daſs Aerzte, Anatomiker, gefunden haben, durch Schnürbrüſte können weibliche Leiber ſogar zur Zeugung ganz ungeſchickt gemacht werden! Geſetzt, dieſer Fall iſt auch was Seltneres, ſo iſt er immer aus Selbſtverſchuldung grauſam. Von der Bildung des Kindes läſst ſich etwa zweyerley ſagen. Trägt die ſchwangere Mutter die Schnürbruſt fort, und legt ſie, wie das wohl ſchon oft der Fall bey etwas ältern Perſonen war, dieſelbe deswegen vefter an, damit die Welt ihre Umſtände nicht ſo leicht wiſſen möge; ſo iſt bey dem Unvermögen viel zu eſſen, viel zu verdauen und in Blut und Saft zu verwandeln, weniger Nahrung für die vorhandene Leibesfrucht da, ſie wird merklich kleiner bleiben, und wird aus dem Grunde leichter geboren werden können. Dieſer Fall exiſtirte ſchon ſehr oft. Aber dergleichen von Haus aus gar kleine Geſchöpfchen wachſen faſt nie zu einer ſolchen Menſchengeſtalt, daſs ſie als Figur ſehr intereſſiren können. Und da muſs man doch noch vorausſetzen, daſs dergleichen glücklichere Erfolge bey der Geburt ſelbſten den Müttern mehr eigen ſind, die in jüngern Jahren aus mehrerm Reſpekt für ihre Leibesfrucht ſich mäſſig oder gar nicht ſchnürten, und dann erſt ihre Zuflucht zur Schnürbruſt nahmen, wann unzeitige Schaam ihnen Vorwürfe machen wollte, daſs ſie als etwas Betagte noch gebären ſollten. Bey ſolchen war doch gleichſam alles ſchon in einer Art von Gewohnheit, ein bischen Druck der ſpätern

Schnürbruſt, die den jüngern weichern Leib nicht verhunzt hatte, vermochte gerade mehr nicht, als den Appetit zu hemmen, und die weniger genährte Frucht kleiner zu bilden. Kinder ſchwimmen freilich, in der Mutter und Häute eingeſchloſſen, in einer wäſſerichten Feuchtigkeit, und können ſo leicht,(das iſt vorkehrende AnſtaltGottes,) nicht verletzet, in Mutterleibe nicht verhudelt werden. Aber da es nach der medicina forenſi oft Beyſpiele giebt, wo durch allzuſtrenges Binden und Schnüren in unerlaubten Schwangerſchaften, wie erlaubten, ſelbſt die Geſtalten der Kinder was erlitten haben, ſo kann man daraus abnehmen, daſs Schnürbrüſte, und beſonders das ſtrenge Anziehen und veſte Einſchnüren derſelben, oder, wann nicht oft neue, für den gewachſenen Leib geräumigere, gebraucht werden, durchaus der Leibesfrucht ſo zuträglich nicht ſeyn können, als die Freyheit und Ungezwungenheit des ſchwangern Leibes.

Schon iſt es vorhin errinnert worden, daſs weniger genährte kleinere Kinder, das ſind aber die der veſt geſchnürten, leichter geboren werden können, und alſo für ſich und für die Mutter in der Geburt weniger Gefahr laufen. Doch muſs daneben auch nicht mit Stillſchweigen übergangen werden, daſs, wenn von Jugend an, wie oben beym Einfluſs der Schnürbrüſte auf die Eingeweide geſagt worden iſt, die Kinder brav eingeſchnürt und wohl tyranniſirt worden ſind, leicht, am Knochen des Beckens und den Eingeweiden, falſche Richtungen und widernatürliche Verrückungen haben entſtehen müſſen, deren jede die Geburt des Kindes erſchweret, unmöglich macht, und einem oder dem andern Theile, Mutter oder Kinde, die Geſundheit, das Leben raubet, wohl beyde hinſtreckt. Aehnliche Schwierigkeiten im Gebären müſſen entſtehn von der Lähmung und Schwächung der Bänder und Muskeln, die der Panzer verurſachte, und die doch ſo weſentliche Hülfsmittel zur Erleichterung der Geburten ſind. Noch erſt kürzlich verſicherte mich eine Dame: die N. N. meine ſehr gute Freundinn, legte aus Liebe zu ihrer Taille, auf kein Zureden in der Welt während der Schwangerſchaft, ihren Panzer ab, ſie wurde alſo leider ſamt dem Kinde das Opfer der Eitelkeit. Eine andere, die unverheyrathet ſich ſtark ſchnürte, blieb, ob ſie hernach gleich davon abſtand, immer ein ſieches Weib, muſste bey jeder Geburt und Kindbette auſſerordentlich viel ausſtehen, und allemal vom Accoucheur anhören: daſs ſie dadurch, daſs ſie die innern Theile ihres Körpers ſo ſehr zuſammengepreſst hatte, an ihren Qualen ſelbſt Schuld ſey.

Was thun ſie zuletzt beym Säugen? Hier ſind zwey Fälle; entweder die Mutter legt jetzt die Schnürbruſt ganz ab, um das Kind ungehindert zu ſtillen, oder ſie behält auch während des Säugens dieſelbige bey. Geſchicht dies letztere, ſo kann ſie ſelbſt ſoviel nicht genieſsen, als für Mutter und Kind zur gerechten Nahrung das billige Maas wäre. Denn das verhindert auf der einen Seite der mehr erwähnte Druck derſelben auf Magen und Eingeweide, und auf der andern Seite wird die Unbequemlichkeit, in der eine geſchnürte Mutter ſich befindet, verurſachen, daſs ſie den Panzer nicht ſo oft ablegen wird, als doch dem Kinde zu trinken nothwendig ſeyn wird. Iſt ſodann auch noch die Abſonderung der Milch bey einer eingeſchnürten gut, ſo hat ſie ſich ſelbſt für der nahen Abzehrung zu fürchten, denn dieſe entſteht, nach Mortons Beobachtungen, gern bey ſtillenden Frauenzimmern, die wenig eſſen.

* * *

Legt nun die Mutter die Schnürbruſt ſo lange weg, als ſie einen Säugling hat, ſo iſt ſowohl die Frage: hat die Mutter zufällig beym Gebrauch der Schnürbruſt ihre Geſundheit erhalten? als die: hat ſie dieſelbige über dieſem Harniſch eingebüſſet? in reife Betrachtung zu ziehen. Dorten wird ſie bey ſonſt gleichen übrigen Umſtänden, dem Kinde geſunde Nahrung mit der Milch reichen; hier aber werden die böſen Säfte einer ſchon lange elend gemachten und ſchwächlich gepreſsten Mutter ohnmöglich gute geſunde

Milch entſtehen laſſen. Dann genieſst der unſchuldige Säugling ſehr früh ein Gift, das über kurz oder lang ſeine traurigen Wirkungen an ihm äuſsern wird.

Nun vertrete die Schnürbrüſte, wer es kann und mag. Ich aber bin am Ende dieſer Abhandlung nicht geſonnen, mich in eine förmliche Deklamation einzulaſſen, überlaſſe alles ſtiller, überlegender, kluger Prüfung, und ſchlieſse.

Errata.

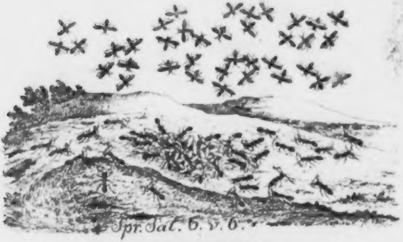
Seite 11 §. VIII Z. 3 rauheſte
Ebend. - - - - Z. 13 Theile ,
- 15 Z. 2, Laenge Z. 19 winklichtes
- 18 Z. 4 Parallellinien
- 20 §. XIX. ſt. faſt — feſt
- 22 Z. 1 ſt. vierte l. achte
- 31 Z. 1 ſtreich weg und
Ebend. Z. 4 von unten — l. Knöllchen
- 37 §. L. Z. 1 ſt. wle l. wie
Ebend. ſt. Albin. Albinus
- 54 Z. 2 Mediaſtina
- 63 Z. 1 geſparter
- 78 letzte Z. Inſfeldt
- 79 Z. 3 v. unten ſt. Knötchen l. Kernchen
- 97 Z. 5 u. 6 lies opuſcul. ſelector.
Ebend. Z. 8 Buffon, Bordenave,
- 98 Z. 7 ſt. noch l. doch
Ebend. Z. 10 Geſtalt. —
- 101 Z. 3 Schnürbrüſte

Seite

S. 103 Note *) lies Ungers angeführte ſchöne
- 107 letzte Z. ſt. ſowohl l. ſehr wohl
- 109 Z. 15 ſt. hann l. kann
- 111 Z. 10 l. Antheil
Ebend. Z. 18 Geburt
- 112 Z. 2 in der Note ſt. dem l. denen
Ebend. Z. 5 in der Note l. Wöchnerinnen
- 114 Z. 18 Unmöglichkeit
- 115 Z. 7 v. unten ſt. Mehrheit l. Wahrheit

Ameiſenbüchlein,
oder
Anweiſung
zu einer
vernünftigen Erziehung
der
Erzieher.

Von
C. G. Salzmann.



Schnepfenthal, 1806.
in der Buchhandlung der Erziehungsanſtalt.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

An Herrmann!

So nenne ich dich, lieber, junger Mann! der du in deiner Bruſt ein Streben fühlſt, durch Thätigkeit für Menſchenwohl dich in der Welt auszuzeichnen.

Gib mir die Hand! wenn du nicht vorzügliche Talente und entſchiedene Neigung zu einem andern Geſchäfte in dir fühlſt — ſo widme dich der Erziehung!

Dieſe ſchafft dir Gelegenheit für Menſchenwohl recht thätig zu ſeyn: Wer Moräſte austrocknet, Heerſtraßen anlegt, Tauſenden Gelegenheit verſchafft, ſich ihre Bedürfniſſe zu verſchaffen, Gärten pflanzt, Krankenhäuſer ſtiftet, wirkt auch für Menſchenwohl, aber nicht ſo unmittelbar, und durchgreifend als der Erzieher. Jener verbeſſert den Zuſtand der Menſchen, dieſer veredelt den Menſchen ſelbſt. Und iſt der Menſch erſt veredelt: ſo geht aus ihm die Verbeſſerung von ſelbſt hervor, und der Zögling, deſſen Veredlung dir gelungen iſt, hat Anlage auf dem Platze, wohin ihn die Vorſehung ſtellt, den Zuſtand von tauſenden ſeiner Brüder angenehmer und behaglicher zu machen.

In keiner Claſſe von Menſchen findeſt du ſo viel Empfänglichkeit für alles Gute, als bey Kindern. Ihr Herz iſt die wahre Jungfernerde, in welcher jedes Saamenkorn ſchnell Wurzel ſchlägt und empor wächſt;

es iſt ein Wachs, das ſich willig in jede Form ſchmiegt, in die du es druckſt. Das Herz der Erwachſenen gleicht einem Lande, das ſchon mit Gewächſen beſetzt iſt, die darinne tiefe Wurzeln ſchlugen, und die erſt mit vieler, oft vergeblicher Mühe ausgerottet werden müſſen, wenn der Saame, den du in daſſelbe werfen willſt, gedeihen ſoll; einem Marmor, der mit großer Behutſamkeit bearbeitet ſeyn will, und in dem man, nach langer mühſeliger Arbeit, oft auf eine Ader ſtößt, die alle fernere Arbeit zwecklos macht. Wenn du die Erziehungskunſt wirklich gründlich erlernſt, und mit Gewiſſenhaftigkeit ausübeſt: ſo verſchaffſt du dir gewiß die Seligkeit, einſt Männer, durch dich gebildete Männer, zu ſehen, die mit Kraft und Nachdruck für alles Gute thätig ſind.

Wende mir nicht ein, das Erziehungsgeſchäft wäre ſo mühſam. Wo iſt denn ein gemeinnütziges Geſchäfte, das nicht mühſam wäre? und wenn es ein ſolches, wie z. E. das Zerlegen einer Paſtete, gäbe, wollteſt du dich wohl demſelben widmen? aber glaube mir, das Erziehungsgeſchäfte iſt nicht ſo mühſam, als du denkſt. Erzieher, die die Erziehung nicht verſtanden, haben es in einen übeln Ruf gebracht. Merke nur auf die Winke, die dir in dieſem Buche gegeben werden, und befolge ſie, ſo wirſt du bey der Erziehung zwar Mühe, aber faſt immer ſolche finden, die durch einen baldigen glücklichen Erfolg belohnt wird, und deßwegen kaum den Nahmen der Mühe verdient. Und dieſe kleine Mühe — durch wie mannigfaltige Freude wird ſie verſüßet werden! Sieh was für ein harmloſes, fröhliches, Völklein die Leutchen ſind, in deren Kreiſe der Erzieher wirkt. Wird, wenn du wirklicher Erzieher wirſt, und dich zu ihnen herabſtimmen lernſt, ihre beſtändige Fröhlichkeit nicht einen wohlthätigen Einfluß auf dich haben?

Die Erfahrung lehrt, daß Männer, die in der jugendlichen Atmosphäre leben und weben, gemeiniglich alt werden, unterdeſſen daß von denjenigen ihrer Jugendfreunde, die in dem Dunſtkreiſe der Erwachſenen arbeiteten, einer nach dem andern dahin welkt.

Man hat dieſe unläugbare Erſcheinung oft den jugendlichen Ausdünſtungen zugeſchrieben, die ſolche Männer einathmen, und damit ihre zähwerdende Blutmaſſe verdünnen. Ob es wahr ſey? kann ich nicht entſcheiden, da mir hierzu die nöthigen ärztlichen Kenntniſſe fehlen. Sicher trägt aber die beſtändige Munterkeit und Fröhlichkeit der Jugend das Ihrige dazu bey, wenn man ihr nur nicht durch Eigenſinn und üble Laune entgegen arbeitet. Will man ſich in den Lehnſtuhl ſetzen um des Marasmus Ankunft geruhig abzuwarten: ſo kommt ein muntrer Knabe gehüpft, bittet einen ſeiner jugendlichen Wünſche zu befriedigen, und reizt uns den Lehnſtuhl zu verlaſſen. Dort beginnen einige frohe Knaben ein munteres Spiel, das auch uns zum Frohſinn ſtimmt. Nun ruft uns die Glocke in das Lehrzimmer, wo man, ſoll anders der Unterricht einen guten Erfolg haben, der üblen Laune entſagen und zum Frohſinn ſich ſtimmen muß. So verjüngt der Erzieher, der ſeiner Beſtimmung gemäß lebt, ſich täglich, und hält das Alter mit ſeinen mannigfaltigen Beſchwerden von ſich entfernt.

Die Erziehung, denkſt du vielleicht, wird aber ſo ſchlecht belohnt.

Das glaubſt du wirklich? Mir deucht kein Geſchäfte iſt belohnender als dieſes. Sind denn Frohſinn, Geſundheit, ein heiteres Alter, die gewöhnlich dem wahren Erzieher zu Theil werden, eine Kleinigkeit?

Nächſtdem kann er noch auf eine andere Belohnung rechnen, dieß iſt —die eigene Veredlung. Der Erzieher, der ſein Geſchäft nicht als Broterwerb treibet, dem die Veredlung ſeiner Pflegbefohlnen Hauptzweck iſt, muß ſchlechterdings ein guter, edler, Menſch werden. Wie? er ſollte ſtets die Pflicht mit Wärme empfehlen können, ohne über dieſelbe täglich nachzudenken, und ihren Werth zu fühlen? ohne ſich ſelbſt als Muſter der Pflichterfüllung darzuſtellen? Er ſollte unter jungen Leuten leben können, deren ſcharfes Auge jeden Fehler bemerkt, deren Freymüthigkeit jeden Fehler bemerkbar macht, ohne dieſelben abzulegen? Das ſo wahre Sprüchwort: docendo discimus iſt, auch in moraliſcher Hinſicht, wahr. Wenn wir uns ernſtlich beſtreben unſre Pflegbefohlnen zu veredeln, werden wir ſelbſt veredelt.

Und nun, mein guter Herrmann! wenn du bey dem Erziehungsgeſchäfte geſund und froh wirſt, wenn dabey dein innerer Menſch gedeihet, und immer mehr edlen Sinn bekommt, biſt du nicht belohnt genug? Geſetzt du müßteſt deine Tage in niedriger Dürſtigkeit verleben, biſt du nicht belohnt genug? oder, wollteſt du wohl dieß alles dahin geben, um eine glänzende Rolle zu ſpielen? wollteſt lieber an einer reichlich beſetzten Tafel krank, als bey einer einfachen Mahlzeit mit guten Appetite ſitzen? wollteſt lieber Jubel um dich, und in dir Gram, als in dir Frohſinn und um dich Stille haben? wollteſt lieber einem Schwarm feiler Seelen befehlen, als dich ſelbſt beherrſchen? Nun ſo trif den Tauſch, aber — mein Herrman biſt du nicht — dir iſt dieß Buch nicht geweihet.

An dich wende ich mich, der du den Werth dieſer großen Belohnung fühlen kannſt. Erlangteſt du auch keine als dieſe, ſo wirſt du jede andere entbehren können.

Aber gewiß, wenn du dich beſtrebſt, kein mittelmäßiger, ſondern ein ausgezeichneter Erzieher zu werden, wird dir auch andere Belohnung nicht fehlen. Die Zeiten ſind vorbey, da das Erziehungsgeſchäfte verächtlich war. Die Familien werden immer zahlreicher, denen ein guter Erzieher das höchſte Bedürfniß iſt, die ſich denſelben um jeden Preis zu verſchaffen ſuchen; die ihn nicht als erſten Bedienten, ſondern als erſten Freund des Hauſes betrachten. Fürſten-Familien ſehen ſich nach dem Manne um, deſſen Leitung ſie ihre Kinder mit vollem Zutrauen übergeben können. — Und du wollteſt nicht Erzieher werden?

Vorbericht.

Als ich mich, bey Ausfertigung des Krebsbüchleins, in das Kerbthierfach warf, war meine Meynung eine Reihe von Schriften auszuarbeiten, die ihren Nahmen von Kerbthieren haben ſollten. Allein die Geſchäfte, in die ich von dieſem Zeitpuncte an verwickelt wurde, hielten mich immer davon ab, und nun läßt mir das herannahende Alter wenig Hoffnung übrig, meinen Vorſatz ausführen zu können.

Das Scorpionbüchlein, oder Anweiſung zu einer unvernünftigen Regierung der Völker, ſo wie das Spinnenbüchlein, oder Anweiſung zu unvernünftiger Führung der Ehe, wird alſo nicht zur Wirklichkeit kommen. **Das Ameiſenbüchlein, oder die Anweiſung zu einer vernünftigen Erziehung der Erzieher** erſcheint aber hier.

Wozu der ſonderbare Titel? wird man fragen. Erſtlich dazu, daß dadurch Leſer herbeygelockt werden. Der Inhalt dieſes Buchs ſcheint mir ſo wichtig, daß ich wünſche es möchte von allen, die erziehen, oder erziehen laſſen, geleſen, und beherzigt werden. Gleichwohl iſt zu beſorgen, daß es unter der Fluth von Schriften, mit welchen Deutſchland in jeder Meſſe überſchwemmt wird, nicht möchte bemerkt werden, wenn es nicht eine Auszeichnung bekommt, die in die Augen fällt, und es unter den tauſenden, von welchen es umgeben iſt, bemerkbar macht. Was iſt hierzu aber wohl ſchicklicher als der Titel? Ein anderer würde dazu vielleicht einen Griechiſchen, oder Franzöſiſchen Nahmen, oder den Nahmen einer Gottheit oder eines Weiſen des Alterthums gewählet haben; mir aber gefiel der Titel: Ameiſenbüchlein.

Zweytens wählte ich gerade dieſen Titel: weil das Krebsbüchlein ſo gut iſt aufgenommen worden, daß es noch nach 24 Jahren geleſen und hier und da empfohlen wird, und ich daher hoffen durfte, daß die Aehnlichkeit des Nahmens dieſem Buche einen ähnlichen Beyfall im Publikum verſchaffen würde.

Endlich liegt auch wirklich ein Grund zu der Wahl dieſes Titels im Ameiſenhaufen ſelbſt. Die Aeltern der Ameiſen, nachdem ſie ihr Geſchlecht fortgepflanzt haben, ſchwingen ſich in die Luft, und ſind, nach menſchlicher Art und Weiſe, um ihre Brut unbekümmert, deren Pflege und Erziehung ſie den Ameiſen überlaſſen, die durch die Natur zu einem niedern Wirkungskreiſe beſtimmt ſind. Dieſe nun beſorgen ihr Geſchäfte auch recht gut; ſie bringen die junge Brut täglich an die Sonne, laufen herbey und ſuchen ſie zu retten, bey jeder Gefahr, von welcher ſie bedroht wird — und der Erfolg bürgt für die Güte der Erziehung, da jeder Ameiſenhaufen der Wohnſitz der Geſundheit, Reinlichkeit, Thätigkeit und Folgſamkeit iſt, die in vielen menſchlichen Geſellſchaften vermißt werden, zu welchen man aber die jungen Ameiſen, gleich nach Ihrem Entſtehen, gewöhnt. So wie alſo Salomo den Faulen zum Ameiſenhaufen verweißt, könnte man auch, in anderer Rückſicht, den Erzieher auf denſelben aufmerkſam machen.

So viel vom Titel! Was den Inhalt betrift: ſo ſcheint er mir von groſer Wichtigkeit zu ſeyn. Wir haben einen Ueberfluß von Büchern, die Anweiſung zur Erziehung der Kinder enthalten, aber an Anweiſungen zur Erziehung der Erzieher ſcheint mir noch Mangel zu ſeyn. Was helfen aber jene, wenn dieſe nicht da ſind? Wozu nützen alle Theorien, wenn die Leute fehlen, die ſie ausführen können? Die Reviſion des Schul- und Erziehungsweſens ſtellt gute Theorien auf, wo ſind ſie aber ausgeführt worden? Statt darauf zu denken, das Wahre und Gute, was wir von der Erziehung bereits wiſſen, in Ausübung zu bringen, fährt man fort neue Theorien aufzuſtellen, denen, ſo gut wie jenen, die Ausführung fehlen wird. Wir gleichen theoretiſchen Baumeiſtern, die die Ideale zu den vollkommenſten Gebäuden mit der Reißfeder entwerfen können, die aber immer nur Riſſe bleiben, mit denen man etwa die Wände bekleiden kann, da ihren Verfertigern die Geſchicklichkeit fehlt, das Entworfene zur Wirklichkeit zu bringen.

Ach gebt uns gute Erzieher! gebt uns Leute, die die Neigung, Geſchicklichkeit und Fertigkeit haben, Kinder vernünftig zu behandeln, ſich die Liebe, und das Zutrauen derſelben zu erwerben, die Kräfte zu wecken, ihre Neigungen zu lenken, und durch ihre Lehre und Beyſpiel die jungen Menſchen zu dem zu machen, was ſie, ihren Anlagen, und ihrer Beſtimmung nach, ſeyn können, und ſeyn ſollen; und die Erziehung wird gelingen, ohne daß wir neue Theorien nöthig haben. So geht aus der Dorfſchule manches verſtändigen, rechtſchaffnen und treuen Schulmeiſters, der nie etwas von reiner Pflicht hörte, noch neue Theorien über den Unterricht im Leſen ſtudierte, nach und nach eine Gemeine hervor, die durch ihre Rechtſchaffenheit, helle Einſichten, Ordnung, Thätigkeit und Leſefertigkeit ſich im ganzen Umkreiſe zu ihrem Vortheile auszeichnet, und alle hinter ſich zurück läßt, die, nach den neueſten Theorien von Männern erzogen wurden, die nicht zu erziehen verſtanden.

Was iſt z. E. vernünftiger, als die Forderungen der Erzieher, die Kinder mehr durch Vorſtellungen, als durch Belohnungen und Strafen zu lenken? Allein zu dem Lenken der Kinder durch Vorſtellungen gehört eine ganz eigene Geſchicklichkeit. Derjenige, dem ſie fehlt, kann den Kindern ſehr viel Vernünftiges und Gutes ſagen, das ſich recht gut leſen läßt, und wird damit doch nichts ausrichten, unterdeſſen, daß ein anderer, der die Erziehung verſteht, mit weit weniger Worten zu ſeinem Zwecke kommt.

Es iſt unter den Erziehern allgemein angenommen worden, daß zur Erziehung auch eine gewiſſe Abhärtung des Körpers gehöre; wenn der Erzieher aber ſelbſt weichlich iſt, wie will er andere abhärten? u. ſ. w.

Was die Art meines Vortrags betrifft: ſo wird man manches daran auszuſetzen finden, das aber doch, wegen meiner Eigenheit, verdient entſchuldigt zu werden. Bisweilen werde ich etwas ſtark, und entſcheidend ſprechen, und fordern, daß dieß und jenes ſo, und nicht anders ſeyn müſſe. Dieß iſt eine Folge von der Lebhaftigkeit meiner Ueberzeugung. Ich bin kein Jüngling mehr, der ſich mit Idealen beſchäftigt, von denen er noch zweifelhaft iſt, ob ſie auſſer ſeinem Gehirne gedeyhen werden; ich habe einige und zwanzig Jahre ſelbſt erzogen, die Eigenheiten der Kinder in mancherley Verhältniſſen kennen lernen, manchen Verſuch mit ihnen gemacht, der mir mißlang, und andere, von denen ich die geſegneteſten Wirkungen verſpürte. Was ich alſo weiß, das weiß ich aus vieljähriger Erfahrung; iſt es mir daher zu verdenken, wenn ich davon mit eben der Zuverſicht ſpreche, mit welcher ein alter Arzt die Heilart einer gewiſſen Krankheit, deren Güte ihm eine vieljährige Erfahrung beſtätigte, zu empfehlen pflegt?

Auch werde ich wenig oder gar nicht deſſen Erwähnung thun, was andere Erzieher geleiſtet haben. Dieß rührt keinesweges von der Geringſchätzung anderer her, ſondern iſt bloß eine Folge meiner Eigenheit. Ich habe wenig geleſen, deſto mehr gedacht, beobachtet und gehandelt. Will man dieß als Unvollkommenheit anſehen: ſo mag man es; ſo viel aber iſt doch gewiß, daß es einem Manne, der die Arbeiten anderer nicht hinlänglich kennt, nicht geziemt darüber zu urtheilen.

Beſonders auffallend wird man es finden, daß ich der Peſtalozziſchen Lehrart, die die Augen von Europa auf ſich gezogen hat, nicht oft Erwähnung thue. Es geſchieht dieß aus eben dieſem Grunde. So viel ich, in einem flüchtigen Blicke, von der Lehrart dieſes verdienten Mannes gefaßt habe, ſcheint es mir, als wenn wir, in der Hauptſache, mit einander übereinſtimmten, und nur im Ausdrucke von einander verſchieden wären. Manches aber, das mir bey ihm neu war, habe ich angenommen, und benutze es mit Dank. Dahin gehören ſeine Linearzeichnungen, die Uebungen des Gedächtniſſes, die Rechnungsmethode, und das laute Ausſprechen mehrerer Schüler zugleich.

Möge dieß kleine Buch den Zweck, zu welchem es aufgeſetzt wurde, ganz erreichen! Mögen viele deutſche Jünglinge dadurch für das wichtige, wohlthätige, Geſchäfte der Erziehung gewonnen, mögen ſie dadurch auf den einzigen wahren Weg, den die Natur uns vorzeichnet, geleitet, möge dadurch das Vorurtheil zerſtöret werden, als wenn die Erziehung eine läſtige Arbeit und das Gelingen derſelben äuſſerſt zweifelhaft ſey, damit unſere Nation den Ruhm, den ſie ſich durch ihre Erziehungskunſt im Auslande erwarb, noch ferner behaupte und begründe.

Schnepfenthal, im October 1805.

C. G. Salzmann.

Symbolum.

Denen, die ſich entſchließen das Chriſtenthum anzunehmen, wird gewöhnlich, bey Einweyhung zu demſelben, eine Formel vorgelegt, zu deren Annahme ſie ſich bekennen müſſen, die man Symbolum nennt. Damit iſt nun freylich großer Mißbrauch getrieben worden, und manches Symbolum ſcheint mehr in der Abſicht gegeben zu ſeyn, um Haß gegen Andersdenkende, als Anhänglichkeit an die Parthey, mit welcher man ſich vereinigen will, einzuflößen. An ſich iſt dieſe Gewohnheit aber doch gut und nöthig. Jede Geſellſchaft muß doch einen gewiſſen Zweck haben, zu welchem ſie ſich vereinigt, und gewiſſe Grundſäze, durch deren Befolgung ſie den vorgeſetzten Zweck erreichen will, dieſe können in eine kurze Formel verfaßt, und die Annahme derſelben von denen verlangt werden, die mit der Geſellſchaft ſich verbinden wollen.

Ich lade jetzt deutſche Jünglinge ein, ſich dem wichtigen Geſchäfte der Erziehung zu weyhen. Man wird es alſo nicht ſonderbar finden, wenn ich ihnen auch eine Formel zur Annehmung als Symbolum vorlege. Ein jeder, der Neigung hat in die Geſellſchaft der Erzieher zu treten, beherzige ſie und prüfe ſich ſelbſt, ob er wohl von ganzem Herzen ſie glauben und annehmen könne. Wer dieß nicht kann, wer darinne Widerſpruch findet, der laſſe mein Buch lieber ungeleſen, weil er unfähig iſt das Erziehungsgeſchäfte mit Vergnügen, mit Eifer und Wirkſamkeit zu treiben.

Mein Symbolum iſt kurz, und lautet folgendermaßen. Von allen Fehlern und Untugenden ſeiner Zöglinge muß der Erzieher den Grund in ſich ſelbſt ſuchen.

Dieß iſt eine harte Rede, werden viele denken; ſie iſt aber wirklich nicht ſo hart als ſie es, bey dem erſten Anblicke, ſcheint. Man verſtehe ſie nur recht, ſo wird die ſcheinbare Härte ſich bald verlieren.

Meine Meynung iſt gar nicht, als wenn der Grund von allen Fehlern und Untugenden ſeiner Zöglinge in dem Erzieher wirklich läge; ſondern ich will nur daß er ihn *in ſich* ſuchen ſoll.

Sobald er Kraft und Unpartheylichkeit genug fühlt, dieſes zu thun, ſo iſt er auf dem Wege ein guter Erzieher zu werden.

Es liegt freylich in der Natur des Menſchen, den Grund von allen Unannehmlichkeiten, ja von ſeinen eigenen Fehltritten auſſer ſich zu ſuchen; man findet Spuren davon ſchon in der

Geſchichte des Sündenfalls; es iſt alſo kein Wunder wenn auch der Erzieher geneigt iſt, die Schuld von der Unfolgſamkeit, Ungeſchicklichkeit und dem Mangel an Fortſchritten ſeiner Zöglinge, lieber dieſen, als ſich ſelbſt beyzumeſſen; allein dieſe Neigung gehöret zu denen, die durch die Vernunft nicht nur geleitet, ſondern, wie Neid und Schadenfreude, unterdrückt werden müſſen.

Ich ſetze es als bekannt voraus, daß der Grund von den Fehlern der Zöglinge wirklich oft in den Erziehern liege. Wäre dieß nicht, müßte man die Urſache derſelben ſchlechterdings allemahl den Kindern, oder der Lage zuſchreiben, in welcher ſich die Erzieher befinden: ſo wäre es freylich eine ungerechte und thörichte Forderung dem Erzieher zuzumuthen, ſie in ſich ſelbſt zu ſuchen. Welcher vernünftige Erzieher wird dieß aber wohl glauben?

Biſt du nun überzeugt, daß der Grund von den Fehlern der Zöglinge wirklich oft in den Erziehern liege: ſo wünſche ich, dir es glaublich zu machen, daß dieß auch bey dir oft der Fall ſey, der du es lieſeſt.

Haſt du nicht vielleicht bemerkt, daß die Zöglinge, die gegen dich unfolgſam ſind, andern willig gehorchen? oder daß die nämlichen Zöglinge, die bey deinem Vortrage flatterhaft ſind, und nichts lernen, wenn ſie in die Lehrſtunden anderer kommen, Aufmerkſamkeit zeigen, und gute Fortſchritte machen?

Sollteſt du dieſe Bemerkung wirklich gemacht haben: ſo täuſche dich nicht, ſey aufrichtig gegen dich ſelbſt, und geſteh dir ein, daß du ſelbſt an dem Schuld ſeyn kannſt, was du an deinen Zöglingen tadelſt. Sage nicht, ich bin mir doch bewußt, daß ich meine Pflichten redlich erfülle. Dieß kann wohl ſeyn, aber vielleicht verſtehſt du noch nicht recht die Kinder zu behandeln.

Vielleicht haſt du in deinem Betragen etwas Zurückſtoßendes, das die Kinder mißtrauiſch und abgeneigt macht. Vielleicht fehlt dir die Lehrgabe. Du biſt zu ſchläfrig, oder dein Vortrag iſt zu trocken und zu abſtrackt. Haſt du ferner nicht wahrgenommen, daß die nämlichen Zöglinge, die zu andern Zeiten auf deinen Vortrag merken und deine Winke befolgen, zu andern Zeiten flatterhaft und unfolgſam ſind? Kann dich dieß nicht auch belehren, daß der Grund von ihren Fehlern in dir zu ſuchen ſey?

Ich begreife nicht, antworteſt du, wie dieß daraus folge. Bin ich nicht der nämliche, der ich geſtern war? Wenn meine Zöglinge nun nicht die nämlichen mehr ſind, muß der Grund von dieſen Veränderungen nicht in ihnen liegen?

Es kann ſeyn. Ehe du dieß aber annimmſt: ſo unterſuche nur erſt, ob du wirklich noch der nämliche ſeyſt, der du geſtern wareſt. Gar oft wirſt du finden, daß du ein ganz anderer Mann geworden biſt. Vielleicht leideſt du an Unverdaulichkeit, oder haſt dir durch Erkältung den Schnupfen zugezogen, oder ein unangenehmer Vorfall hat deine Seele verſtimmt, oder du haſt etwas geleſen, das dich noch beſchäftigt und hindert, deine ganze Aufmerkſamkeit auf dein Geſchäfte zu wenden u. ſ. w. Ein einziger von dieſen Zufällen, kann dich zu einem ganz andern Manne gemacht haben. Geſtern tratſt du mit heiterer Seele und feurigem Blicke unter deine Kleinen; dein Vortrag war lebhaft, mit Scherz gewürzt, deine Erinnerungen waren ſanft und liebevoll, die Lebhaftigkeit deiner Zöglinge machte dir Freude. Und heute? Ach du biſt der Mann nicht mehr, der du geſtern warſt. Deine Seele iſt trübe, dein Blick finſter und zurückſtoßend, deine Erinnerungen ſind herbe, jeder jugendliche Muthwille reizt dich zum Zorne. Haſt du dieß nicht zuweilen an dir wahrgenommen? Nun ſo ſey aufrichtig, und geſtehe dir, daß der Grund, warum deine Zöglinge heute nicht ſo gut ſind, als ſie geſtern waren, in dir liege.

Ich erwarte nach vielerley Einwendungen gegen mein Symbolum, davon ich einige anführen und beantworten will. Derjenige dem dieſe Beantwortungen gnügen, wird ſich leicht die übrigen Einwendungen ſelbſt widerlegen können; wer ſich aber dabey nicht beruhigen kann, bey dem werde ich auch nichts ausrichten, wenn ich alle mögliche Einwendungen anführen und widerlegen wollte. Er iſt ein, durch die Eigenliebe geblendeter Menſch, der ſchlechterdings nicht Unrecht haben will, der eher alle ſeine Zöglinge für Dummköpfe und Böſewichte erklärt, als daß er an ſeine Bruſt ſchlüge, und ſich eingeſtünde, daß er gefehlt habe, er iſt — zur Erziehung unfähig.

Laſſet uns alſo die Einwendungen hören!

Mein Zögling hat alle die Fehler, über die ich Klage führe, gehabt ehe ich ihn bekam, wie kann ich denn die Schuld davon mir beymeſſen?

zugeſtanden, daß dein Zögling dieſe Fehler hatte ehe du ihn bekameſt. Warum hat er ſie noch? Iſt nicht die Abgewöhnung von Fehlern ein Hauptſtück der Erziehung? Wenn dieſe nun nicht erfolgt, iſt es denn nicht wenigſtens möglich, daß der Grund davon in dir liege?

Du bekamſt z. E. deinen Zögling als ein ſchwächliches Kind, mit dem wenig anzufangen war, warum iſt er denn noch nicht ſtärker? Haſt du nicht von ſchwächlichen Kindern gehört, die durch eine vernünftige Behandlung geſtärkt wurden? Kennſt du die Mittel ſchwächliche Kinder zu ſtärken? Haſt du davon Gebrauch gemacht? Dein Zögling iſt zuvor verzogen worden —

er iſt eigenſinnig, widerſpenſtig, lügenhaft; warum iſt er dieß aber noch, nachdem er ſo lange unter deiner Leitung war? Haſt du ihn auch die Folgen ſeines Eigenſinns fühlen laſſen, um ihn dadurch zum Nachdenken zu bringen? Haſt du es ihm gehörig fühlbar gemacht, daß du ein Mann, er ein Kind iſt, daß du ihm an Kraft, Erfahrungen und Einſichten überlegen biſt, und ihn ſo zur Ueberzeugung zu bringen geſucht, daß er von dir abhänge, und deine Vorſchriften befolgen müſſe? Haſt du dir auch immer die gehörige Mühe gegeben, zu unterſuchen, ob das, was er dir ſagte, wahr ſey, und ihn durch Aufdeckung ſeiner Lügen zu beſchämen? Du erzählſt, wie du deine

Zöglinge behandelſt, welche Ermahnungen du ihnen gibſt, durch welche Vorſtellungen du ſie zu leiten ſuchteſt, und klagſt, daß du mit alle dem doch nichts ausrichteteſt.

Dieß kann wohl ſeyn; es kann auch ſeyn, daß ich an der Vorſtellung deiner Behandlungsart gar nichts auszuſetzen finde, ſollte ich dich aber handeln ſehen: ſo würde ich vielleicht doch bemerken, daß die Urſache von dem ſchlechten Erfolge deiner Bemühungen in dir liege.

Es iſt nicht genug, daß man etwas Gutes ſaget, und vernünftig handelt, ſondern es kommt auch noch darauf an, wie man ſpricht, und wie man handelt. Wer Ohren hat zu hören der höre!

Der Ton, aus dem man mit jungen Leuten ſpricht, iſt von großer Wichtigkeit. Sie ſind geneigt mehr durch das Gefühl, als durch die Vernunft, ſich leiten zu laſſen. Wer alſo den rechten Ton treffen kann, der der jugendlichen Natur am angemeſſenſten iſt, und auf ſie den mehreſten Eindruck macht, der richtet bey ihr mit wenigen Worten weit mehr aus als ein anderer, der ſich nicht in den rechten Ton ſtimmen kann, mit einer langen Rede.

So iſt der Ton, in welchem manche Erzieher mit ihren Zöglingen, zumahl wenn dieſe von vornehmer Herkunft ſind, ſprechen, zu ſchüchtern, zu blöde, es fehlt ihm das Durchgreifende. So wie nun das Roß an dem Beben der Schenkel ſeines Reiters bald die Furchtſamkeit deſſelben merkt, und ihm den Gehorſam verſagt: ſo fühlen junge Leute an dem ſchüchternen Tone, in welchem der Erzieher mit ihnen ſpricht bald, daß er ihnen nicht gewachſen ſey, und achten nicht viel auf ihn.

Bey andern Erziehern iſt der Ton aus welchem ſie reden zu trocken, zu einförmig. Wenn man ſie höret, ſo ſollte man glauben ſie läſen ihre Ermahnungen aus einem Buche ab.

Solche Ermahnungen fruchten auch nichts. Man kann von Kindern nicht erwarten, daß ſie auf einen zuſammenhängenden Vortrag viel merken, den Sinn deſſelben faſſen, und darüber nachdenken ſollen. Der Ton, die Mienen, der ganze Anſtand des Redners muß ihnen den Inhalt der Rede begreiflich machen, ſonſt wirkt ſie wenig.

Ich gehe hin und weine — ſagte ein gewiſſer Prediger lächelnd am Schluſſe der Trauerrede, die er am Grabe ſeines Amtsbruders hielt. Und — niemand ließ eine Thräne fallen. Lag die Schuld davon vielleicht an der Hartherzigkeit der Zuhörer? Nicht doch — ſie lag in der lächelnden Miene, mit welcher der Redner ſagte: ich gehe hin und weine. Hätte er mit einer weinerlichen Miene geſchloſſen, und dazu das Schnupftuch vor die Augen gehalten, ſo würde er mehr ausgerichtet haben, wenn er auch gar nichts dazu geſagt hätte.

Endlich iſt der Ton mancher Erzieher zu gebieteriſch. Mit ſtolzen Blicken ſehen ſie auf ihre Pflegeſöhne herab, wie ein adelſtolzer Officier auf ſeine Compagnie, und jede Ermahnung, jede Erinnerung, hat die Form eines despotiſchen Befehls. Was wird die Wirkung davon ſeyn? Abneigung und Widerſpenſtigkeit. Der zur Freyheit beſtimmte Menſch fühlt eine natürliche Abneigung gegen jede harte willkührliche Behandlung, und man kann es ihm nicht zur Laſt legen, wenn er ſie gegen ſeinen despotiſchen Erzieher äußert.

Nun ſollte ich noch von dem Corporalstone ſprechen, den manche Erzieher ſich angewöhnet haben, die ihren Ermahnungen und Vorſchriften durch Rippenſtöße und Stockſchläge Nachdruck zu geben ſuchen. Da aber dagegen ſchon ſo viel iſt geſagt worden, und die Unſchicklichkeit deſſelben allgemein anerkannt iſt: ſo halte ich es für überflüßig, davon weiter Erwähnung zu thun. Unterdeſſen rathe ich jedem jungen Manne, der die Jugend nicht anders als mit Rippenſtößen und Schlägen zu lenken weiß, daß er der Erziehung gänzlich entſage: weil er dabey doch nicht froh werden, und nichts Gutes wirken wird. Er bemühe ſich eine Corporalſtelle, oder die Stelle eines Zuchtmeiſters zu erhalten; da wird er auf ſeinem Platze ſeyn.

Das bisher geſagte wird hinreichend beweiſen, daß viele Erzieher ſich deßwegen die Urſache von den Fehlern ihrer Zöglinge beyzumeſſen haben: weil ihnen die Geſchicklichkeit fehlt, ihnen dieſelben abzugewöhnen.

Oft lehren ſie ihnen aber auch wirklich dieſelben.

Nun, werden die mehreſten Leſer denken, dieß iſt bey mir der Fall nicht, ich lehre meinen Zöglingen ihre Pflichten, und ſuche ſie durch meine Ermahnungen zu guten und thätigen Menſchen zu bilden. Ich glaube es gern. Ich nehme es als bekannt an, daß unter meinen Leſern keiner ſey, der ſeine

Zöglinge zur Trägheit, Lügenhaftigkeit, Unverträglichkeit und andern Untugenden ermahne. Daraus folgt aber noch nicht, daß ſie dieſe Untugenden nicht lehreten. Kann man die Untugend nicht durch ſein Exempel lehren? Wirkt dieß nicht ſtärker auf die Jugend als Ermahnung? Du empfiehlſt z. E. den Fleiß, und biſt doch ſelbſt träge, gehſt mit Verdroſſenheit an deine Geſchäfte, klagſt über deine vielen Arbeiten, äußerſt oft den Wunſch von deinen Geſchäften befreyet zu werden; du ermahnſt ſie zur Wahrheitsliebe, und lügſt doch ſelbſt; ſagſt, daß du einen Freund beſuchen wollteſt, und ſchleichſt dich in das Wirthshaus zum Spieltiſche, ſetzeſt deine Lehrſtunden, unter dem Vorgeben aus, daß du krank wäreſt, und biſt doch nicht krank; forderſt von deinen Zöglingen Verträglichkeit, und zankſt doch immer mit den Perſonen, die mit dir in Verbindung ſtehen. Du kommſt mir vor wie ein Sprachlehrer, der die Theorie der Sprache recht gut vorzutragen weiß, und ſie ſelbſt fehlerhaft ſpricht und ſchreibt. Wenn ſeine Schüler ein Gleiches thun, kann man denn nicht von ihm ſagen, daß er ſie die Fehler gegen die Sprachregeln gelehret habe.

Kann man ferner nicht auch Fehler und Untugenden, durch die Behandlungsart lehren?

Ich glaube es allerdings. Wenn du z. E. jeden Muthwillen, jede Unbesonnenheit, jedes Verſehen deines Zöglings ſtrenge ahndeſt, was haſt du ihn gelehret? Die Lügenhaftigkeit. Seiner jugendlichen Natur iſt es nun einmahl nothwendig, bisweilen muthwillig zu ſeyn, unbeſonnen zu handeln, dieß und jenes zu verſehen; weiß er nun daß du dieß alles ſtrenge ahndeſt, was wird er thun? Er wird ſeine Fehltritte vor dir zu verbergen ſuchen, ableugnen, ein Lügner werden. Mißbrauchſt du das Zutrauen, das dir dein Zögling beweiſet, plauderſt du die Geſtändniſſe aus, die er dir, als ſeinem Freunde thut, hältſt ſie ihm wohl gar öffentlich vor, und beſchämſt ihn deßwegen — Was lehrſt du ihn? Verſchloſſenheit. Kannſt du im Ernſt verlangen daß dieſer junge Menſch dir ſeine Geheimniſſe anvertrauen ſoll, da du ſie nicht zu bewahren weißt? Daß er Offenherzigkeit gegen dich zeigen ſoll, wenn du ſie ihm zum Verbrechen machſt? Nur der Einfältige, der Schwachkopf wird dieß thun; der Knabe, der ſich fühlt, und die Unregelmäßigkeit deines Benehmens beurtheilen kann, wird dir ſein Zutrauen entziehen, und es Perſonen ſchenken, bey denen ſeine Geheimniſſe beſſer aufgehoben ſind.

Wenn du den Thätigkeitstrieb deiner Zöglinge nicht zu befriedigen ſuchſt; wenn du, um ſie zu beſchäftigen, ihnen nichts in die Hände gibſt, als Bücher und Federn, was lehrſt du ſie? Eine ganze Reihe von Untugenden, deren ausführliches Verzeichniß ich hier nieder zu ſchreiben nicht geneigt bin. Der Thätigkeitstrieb iſt nun einmahl da und iſt ein wohlthätiges Geſchenk des Schöpfers; iſt die Stahlfeder, die er in die junge Maſchine geſetzt hat. Bücher und Federn vermögen ihn nicht zu befriedigen: denn zum Gebrauche derſelben gehöret Nachdenken, welches ein Geſchäft der Vernunft iſt, die bey den Knaben noch in der Entwickelung ſteht; und wenn auch gleich Bücher und Federn in vielen Fällen ohne Nachdenken können gebraucht werden, ſo iſt doch der beſtändige Gebrauch derſelben zu einförmig, als daß er Knaben*), die Abwechſelung lieben, angemeſſen ſeyn ſollte. Folglich haben Knaben, die man an die Bücher und den Schreibtiſch feſſelt, Langeweile. Gelingt es nun bey einigen, daß ſie ſich daran gewöhnen: ſo iſt der Thätigkeitstrieb erſtickt, ſie werden faul und träge; gelingt dieß, welches bey den mehreſten der Fall zu ſeyn pflegt, nicht: ſo bricht der gehemmte Thätigkeitstrieb durch, und verfällt auf Ausſchweifungen, wovon die heimlichen Sünden gemeiniglich die erſten zu ſeyn pflegen. Wer hat ſie dieſe gelehrt? der Erzieher. Wer von den mannichfaltigen Methoden die Kinderuntugenden zu lehren, ein Mehreres wiſſen will, dem empfehle ich das Krebsbüchlein, oder die Anweiſung zu einer unvernünftigen Erziehung der Kinder.

---

*) Anmerk. Ich gebrauche hier und in der Folge das Wort Knaben: weil ich, bey Ausarbeitung dieſes Buchs, freylich immer die Behandlungsart der Knaben vor Augen hat- te. Das mehreſte wird aber auch auf die Mädchenerziehung, mit einigen Abänderungen, können angewendet werden.

Der Erzieher macht ſich drittens auch der Fehler und Untugenden ſeiner Zöglinge dadurch ſchuldig, daß er ihnen dieſelben andichtet.

Wenn man die Schilderung hört, die manche Erzieher von ihren Zöglingen machen: ſo möchte man ſich entſetzen, und alle Luſt verlieren ſich dem ſo wohlthätigen Geſchäfte der Erziehung zu widmen. Da iſt nicht der geringſte Trieb etwas nützliches zu thun, unausſtehliche Trägheit, Unbeſonnenheit, Unverträglichkeit, Tücke, Bosheit, es iſt eine Schaar roher ungeſchlachteter Buben, bey denen nichts ausgerichtet werden kann.

Der gebildete Erzieher lächelt dabey, weil er wahrnimmt, daß dieſe Untugenden gröſtentheils in dem Gehirne des Erziehers ſitzen, der das für Untugenden erklärt, was doch nothwendige Eigenſchaften der Kindheit ſind.

Was würde man von einem Vater halten, der ſein dreywöchentliches

Kind unreinlich ſchelten wollte, weil es die Windeln verunreinigt; oder von einem Gärtner, der darüber im Frühlinge Klage führte, daß er auf allen ſeinen Kirſchbäumen nicht eine einzige Frucht, lauter Blüthen fände? Würden wir ſie nicht mitleidig belächeln?

Viele Erzieher handeln aber nicht vernünftiger. Sie machen es ihren Zöglingen zum Verbrechen, wenn ſie ſo handeln, wie die kindiſche Natur zu handeln pflegt und handeln muß, und fordern von ihnen ein Betragen, das nur die Wirkung der gebildeten Vernunft, die bey ihnen noch klein iſt, ſeyn kann; ſie ſuchen Früchte zur Zeit der Baumblüthe.

Wir wollen darüber ein Geſpräch

zwiſchen Herrn Corydon und ſeinem Freunde Mentor hören. Nichts Geſetztes, ſagt er, iſt bey meinen Zöglingen. Kann ich ſie dahin bringen, daß ſie bedächtig gingen? da iſt nichts als hüpfen, ſpringen und laufen.

M. So? Das iſt ja recht ſchön. Ich würde ſehr unmuthig werden, wenn meine *Zöglinge wie die Drathpuppen* gingen. Der Knabe muß hüpfen, ſpringen und laufen, wann er ſeine Kräfte fühlt.

C. Keine Spur vom Nachdenken.

M. Und darüber wundern Sie ſich? Was denkt denn im Menſchen nach? Iſts nicht wahr die Vernunft? Wo ſoll denn alſo bey den Knaben, deren Vernunft ſich noch nicht entwickelt hat, das Nachdenken herkommen?

C. Nichts als Kinderereyen treiben ſie.

M. Das kommt daher, weil ſie Kinder ſind.

C. Wann das Zeichen zur Lehrſtunde gegeben wird, da geht es ſo langſam, ſo verdroſſen, daß man die Geduld verlieren möchte; geht es aber zum Spielplatze, da ſollte man die Freudigkeit ſehen, mit welcher ſie dahin eilen, gleichſam, als wenn der Menſch zum Spielen beſtimmt wäre.

M. Der Menſch iſt freylich zum Spielen nicht beſtimmt; wohl aber der werdende Menſch, der Knabe. Nach und nach muß man ihm Geſchmack an der Arbeit beybringen; darf es ihm aber nicht zur Laſt legen, wenn er daran nicht ſogleich Geſchmack finden kann.

C. Und in den Lehrſtunden ſind ſie nicht einen Augenblick ruhig.

M. Das kommt daher, weil ſie ſich in einer Lage befinden, die ihnen nicht natürlich iſt. Das geſunde Kind iſt nur ſo lange ruhig als es ſchläft, außerdem iſt es in beſtändiger Bewegung. Sie haben dabey weiter nichts zu thun, als darüber nachzudenken, wie Sie ihr unruhiges Weſen zur Erreichung guter Zwecke benutzen wollen. Geben Sie den kleinen Händen etwas zu thun, und den plauderhaften Mäulern recht viel Gelegenheit zu ſprechen:

ſo werden Sie die unruhigen Geiſter nicht mehr läſtig finden.

C. Wie viele Kränkungen verurſachen ſie mir durch ihre Tücke und Bosheit!

M. Tücke und Bosheit? Dieſe habe ich doch nicht oft an Knaben bemerkt. Geben Sie mir doch davon ein Beyſpiel.

C. Beyſpiel? Ich könnte davon ein Buch ſchreiben. Stellen Sie ſich um des Himmelswillen vor — geſtern führe ich meine Knaben aus, die Glieder zittern mir noch, wenn ich daran denke.

M. Nun? Was gab es denn?

C. Da warfen ſie ſich mit Schneeballen.

M. Und das nennen Sie Tücke und Bosheit?

C. Nicht doch! Aber eh ich mich verſah warf mir einer einen Schneeballen auf den Rücken; mir ſeinem Aufſeher!

M. Um Sie zu kränken?

C. Warum denn ſonſt?

M. Ja! Das iſt eben der Punct, worinne ihr Herren ſo oft fehlt. Bey jeder Aeußerung des Muthwillens und der Unbeſonnenheit wittert ihr Tücke und Bosheit, und verſündigt euch dadurch an der Jugend. Tücke und Bosheit ſind der Jugend nicht natürlich. Wenn ſie ſich zeigen: ſo ſind ſie ihr gewiß durch die verkehrte Art, mit welcher ſie von den Erwachſenen behandelt wurde, eingeimpft.

C. Was ſollte aber der Bube, der mich warf, für eine andere Abſicht gehabt haben, als mich zu kränken?

M. Sie zu reizen, an der Schneeballerey Theil zu nehmen. Was thaten Sie denn, da ſie den Schneeball bekommen hatten?

C. Ich drehete mich um und fragte: wer iſt der Bube, der mich geworfen hat?

M. Nu? Was bekamen Sie denn für eine Antwort.

C. Keine. Ich drohete, ſie alle von der Mittagsmahlzeit auszuſchließen, wenn ſie mir den Buben nicht nennen würden, der die Achtung gegen mich verletzt hätte. Keiner antwortete. Sie aßen zu Mittage lieber alle trocken Brot, als daß einer ſo aufrichtig geweſen wäre mir den Buben, der mich beleidigt hatte, zu entdecken.

M. Ich ſehe darinne das Abſcheuliche nicht, das Sie darinne wahrnehmen.

C. Wie? Ein Complot können Sie billigen, das dieſe Böſewichter gegen ihren Lehrer und Aufſeher machten?

M. Ich ſehe weder Complot noch Böſewichter. Einer von der Geſellſchaft hat in einer Anwandlung von Muthwillen Sie geworfen — Das wiſſen alle. Sie aber erklären dieſen Knaben deßwegen für einen Buben, der die Achtung gegen Sie aus den Augen geſetzt hätte. Sie drohen ihm durch Ihren Blick, und den rauhen Ton, mit welchem Sie ſprechen, iene harte Strafe. Die Knaben fühlen alle, daß Sie hierin Unrecht thun, und verrathen deßwegen ihren Kameraden nicht. Sie verſagen ſich lieber eine Mittagsmahlzeit, als daß ſie einen guten aber muthwilligen Knaben einer zu harten Behandlung Preis geben. Geſetzt auch, daß dieſe Knaben darinne Unrecht thaten, daß ſie den Muthwilligen nicht entdeckten, haben Sie durch Ihre Härte ihnen nicht ſelbſt dazu Veranlaſſung gegeben? Wiſſen Sie was ich gethan hätte, wenn ich an Ihrer Stelle geweſen wäre? Ich hätte mich umgedreht und lächelnd gefragt: ich glaube ihr wollt es gar mit mir aufnehmen? Wer iſt der kleine Held, der es wagt, ſich mit mir zu meſſen? Da würde denn der Knabe von ſelbſt herausgetreten ſeyn, und geſagt haben: Ich! Ich hätte darauf den Kampf mit ihm begonnen, und, wenn ein Paar Schneebälle wären gewechſelt worden, hätte ich, etwas ernſthaft, geſagt: nun Freund! Iſt es gut, nun haben wir uns mit einander gemeſſen. So würde er den Schneeball, den er ſchon gegen Sie aufgehoben hatte, haben fallen laſſen, und das ganze Schauſpiel würde ſich zur allgemeinen Zufriedenheit geendigt haben.

Hier mag Herr Corydon abbrechen. Wollte ich ihn ausreden laſſen, ſo würden ſeine Klagen den ganzen Raum ausfüllen, den ich dem Ameiſenbüchlein beſtimmt habe. Denn wer die Eigenheiten der kindiſchen Natur in die Claſſe der Untugenden ſetzt, wie viel wird dieſer nicht zu klagen haben!

Oft werden die Erzieher, auch dadurch die Schöpfer der Untugenden ihrer Zöglinge, daß ſie eine willkührliche Regel annehmen, nach welcher ſich die jungen Leute richten ſollen, und jede Abweichung von derſelben ihnen als Untugend anrechnen. Wenn die Regel nun albern und widernatürlich iſt, und die jungen Leute dieß fühlen, ſo werden ſie auch keine Neigung haben, ſie zu befolgen, jeden Augenblick davon abweichen, und ſo als Uebertreter in des Erziehers Augen erſcheinen.

Dieß begegnet beſonders den ſtolzen Erziehern, die ſich für unfehlbar halten, ihre Zöglinge als Sclaven betrachten, die ihnen blinden Gehorſam ſchuldig wären, bey allen ihren Handlungen auf ſie Rückſicht nehmen, und bey jeder Gelegenheit die ſtrengſte Unterwürſigkeit gegen ſie beweiſen müßten. Ein ſolcher Erzieher duldet keine Einwendung, keinen Widerſpruch, dieß wäre Beleidigung, Mangel an Hochachtung. Wann er ſich zeigt ſoll alles Spiel ruhen, tiefes Stillſchweigen erfolgen, alles in einer ehrfurchtsvollen Stellung vor ihm ſtehen.

Der freymüthige, unbefangene

Knabe, der keine Verſtellung gelernt hat, und geneigt iſt, ſich an jeden, den er für gut hält, anzuſchmiegen, wird dieſe Forderungen unerträglich finden. Furcht vor Mißhandlungen wird ihn vielleicht bewegen, ſich einige Augenblicke nach den unbilligen Forderungen ſeines Zuchtmeiſters zu richten; bald wird er ſich aber vergeſſen, ſich in ſeiner natürlichen Geſtalt zeigen, und deßwegen als ein nichtswürdiger Bube behandelt werden.

Jetzt kommt Herr Crispin mit ſteifem Nacken und abgemeſſenen Schritten einher gegangen, um ſeine Lehrſtunde zu geben. Seine Schüler ſind vor dem Hauſe eben mit Ballſpiel beſchäftiget. Einige erſchrecken bey ſeinem Anblicke, und verbeugen ſich vor ihm mit heuchleriſcher Miene; andere ſetzen ihr Spiel fort. Was für eine ſchändliche Aufführung, ſchreyt er ihnen zu, iſt dieß! Habe ich Gaſſenbuben zu Schülern? Unwillig folgen ſie ihm in das Lehrzimmer.

Setzet euch, gebietet er, und daß keiner ſich unterſtehe, das geringſte Geräuſch zu machen. Schreibt, was ich euch dictire: Il vit la carosse.

Herr Crispin! Sagt der kleine muntere Claus, ich dächte es müſſe heiſſen le carosse.

Schweig! antwortete er, und wenn es gleich heiſſen ſollte le carosse, ſo mußt du doch ſchreiben la carosse: weil ich dein Lehrer, es geſagt habe.

Einem unbärtigen Knaben kömmt es nicht zu, ſeinem Lehrer zu widerſprechen.

Nun fängt er an das Dictirte zu erklären, und bemerkt, daß ein Paar Knaben ſich ein Stückchen Papier zeigen, die Köpfe zuſammenſtecken und lachen. Er fährt zu, nimmt das Papier weg, und erblickt darauf eine kleine Handzeichnung, die der junge Claus ſo eben verfertiget, und darunter geſchrieben hat: Das iſt Herr Crispin.

Nun iſt die Lehrſtunde geendigt: weil Herr Crispin in ſo heftigen Zorn gerathen iſt, daß er ſie nicht fortſetzen kann. Er wirft den ſchändlichen verworfenen Buben zur Thür hinaus, und befiehlt, daß er ihm nicht wieder vor die Augen kommen ſoll.

Der übrige Theil der zum Unterricht beſtimmten Stunde, wird mit Schimpfreden und Drohungen zugebracht, die ich niederzuſchreiben mich ſchäme. Nach Criſpins Schilderung iſt ſeine Claſſe ein Haufe ſchändlicher verworfener Gaſſenbuben.

Und was iſt es, wogegen er ſich ſo ſehr ereifert? Eine Geburt ſeines eigenen Gehirns — ſchändliche Beleidigung des Lehrers — wovon ein anderer, gebildeter, Mann gar nichts würde geahndet haben. Wenn die Knaben durch ſeine Gegenwart ſich im Spielen nicht ſtören ließen: ſo kam es von dem Bewußtſeyn her, daß ſie nichts Unrechts thäten; wenn Claus Herrn Crispin auf einen Sprachfehler aufmerkſam machte, ſo war dieß eine Wirkung ſeiner liebenswürdigen Freymüthigkeit, wofür ihm ein anderer die Hand würde gedrückt haben. Daß bey der Verfertigung ſeiner Handzeichnung nicht etwas Tücke im Hintergrunde gelegen habe, getraue ich mir nicht zu behaupten. Geſetzt aber dieß wäre der Fall; wer hat ſie rege gemacht? Kein anderer Menſch, als Herr Crispin, durch das offenbahre Unrecht, das er dem kleinen Zeichner that.

Endlich vergrößern Erzieher bey ihren Zöglingen oft die Zahl der Untugenden, indem ſie die Eigenheiten derſelben dazu rechnen. Wenn man in einer Erziehungsanſtalt die Stiefeln ſämmtlicher Zöglinge nach einen Leiſten wollte machen laſſen: ſo würde es ſich finden, daß ſie nur für die wenigſten paßten, und den übrigen entweder zu groß oder zu klein wären. Und was wäre nun in dieſem Falle wohl zu thun? Die Füße, für welche die Stiefeln nicht paſſen, für fehlerhaft erklären? an den Füßen einiger Zöglinge etwas abſchneiden, an andern etwas hinzuſetzen?

Ihr lacht? Ihr wollt wiſſen, was ich mit dieſer ſonderbaren Frage wolle? Ich will es gleich ſagen. So wie jeder Knabe ſeine eigne Form des Fußes hat: ſo hat auch jeder ſeinen eignen Charakter und ſeine eigenen Talente.

Wollt ihr nun die Knaben, mit ihren verſchiedenen Charaktern und Talenten auf einen Fuß, oder, wie man auch zu ſagen pfleget, über einen Leiſten behandeln: ſo wird dieſe Behandlungsart immer den wenigſten angemeſſen ſeyn; wollt ihr nun dieſes den Knaben als Untugend anrechnen, und ſie eurer Behandlungsart anzupaſſen ſuchen: ſo handelt ihr mit eben ſo weniger Ueberlegung, als derjenige, der die Füße nach den ihnen beſtimmten Stiefeln formen wollte. Ihr gebt euern Zöglingen wegen begangner Fehltritte *öffentliche* Verweiſe. Dieß mag für gewiſſe fühlloſe, bey welchen vorhergegangene Ermahnungen fruchtlos waren, von guter Wirkung ſeyn; wenn ihr dieß aber bey allen thun wollt: ſo wird der ehrgeizige Ferdinand ſich für beleidigt halten, und geneigt ſeyn, die größten Unbeſonnenheiten zu begehen; der weichmüthige Wilhelm hingegen wird bittere Thränen weinen und muthlos werden. Ihr lehrt den Fritz und Karl. Jener faßt ſogleich alles was ihr ihm ſagt, und die Arbeit, die ihr ihm gebt, iſt in einer Viertelſtunde vollendet. So iſt es nicht mit Karln. Dieſer gute ehrliche Knabe hat einen ſehr langſamen Kopf, faßt ſehr ſchwer den Vortrag, bringt an der ihm aufgegebenen Arbeit eine Stunde zu, und am Ende iſt ſie doch nicht ſo gut, wie die, die Fritze lieferte. Darüber gebt ihr ihm Verweiſe, die er nicht verdient hat.

Ihr unterrichtet den Heinrich und Ludwig im Lateiniſchen und in der Mathematik. Heinrich kann ſchlechterdings die lateiniſchen Sprachregeln nicht faſſen, in der mathematiſchen Lehrſtunde hingegen iſt er der beſte Schüler; und Ludwig bringt euch lateiniſche Aufſätze, an denen ihr nur wenig zu verbeſſern findet; aber die Mathematik — für dieſe hat er keinen Sinn. Gleichwohl verlangt ihr von beyden, daß ſie im Lateiniſchen und in der Mathematik gleiche Fortſchritte machen ſollen. Verweißt dem Heinrich ſeine Faulheit in der Lateiniſchen, und dem Ludwig ſeine Verdroſſenheit in der mathematiſchen Lehrſtunde, und — thut beyden Unrecht. Ihre Faulheit und Trägheit ſitzt in euerm Gehirne*).

---

*) Seit zwanzig Jahren bin ich Vorſteher einer Erziehungsanſtalt, in welcher Kinder von allerley Familien und Nationen zuſammen leben; ihre Zahl beläuft ſich, ſeit einiger Zeit, beynahe auf 70. Unter dieſen lebe und webe ich vom Morgen, bis ich ins Schlafzimmer gehe. Wären nun die Kinder ſo ſchlimm, wie ſie von manchen Erziehern geſchildert werden: wie könnte ich das aushalten? Müßte ich nicht ſchon einigemahl ein Gallenfieber bekommen haben? Das geſchieht aber nicht; vielmehr befinde ich mich in ihrer Geſellſchaft ſehr wohl. Dieß kommt nicht daher: weil ſie ſo vollkommen, ſo muſterhaft wären; ſie geben mir vielmehr beſtändig Beyſpiele von

Dieß wäre alſo mein Symbolum, das jeder verſtehen, annehmen und be-

---

Leichtſinn, Unbeſonnenheit u. dergl. Nach geendigter Lehrſtunde ſpielen, laufen, ſpringen, jauchzen ſie; ich trete unter die jubelnde Geſellſchaft, und meine Gegenwart macht weiter keine Veränderung. In dieſem allen finde ich nun nichts Beleidigendes: weil ich glaube Kinder ſind Kinder, denken und handeln wie Kinder. Daher gehen Wochen hin, ehe ich durch ſie einmahl geärgert werde. Geſchieht dieß: und ich prüfe mich genau, ſo finde ich gemeiniglich, daß der Grund davon doch in mir ſelbſt liege: weil entweder in meinem Körper Unordnung iſt, oder weil ein anderer unangenehmer Vorfall mich verfolgen muß, wenn mein Ameiſenbüchlein ihm nützen ſoll.

ſtimmt hat, oder weil ich mit Geſchäften zu ſehr überladen bin. Je aufmerkſamer ich auf mich ſelbſt werde, deſto ſeltener werden auch die Beleidigungen. Ja ich kann verſichern, daß in den 20 Erziehungsjahren die ich hier verlebt habe, ich mich nicht erinnern kann, daß einer meiner Zöglinge mit Ueberlegung etwas in der Abſicht gethan habe, um mich zu kränken. Man verzeihe mir dieß offenherzige Geſtändniß. Es kann mir daſſelbe eben ſo wenig als Ruhmräthigkeit angerechnet werden, als dem Baumgärtner, wenn er, in ſeinem Buche über die Baumzucht, bisweilen etwas von ſeiner eigenen Baumpflan-

So wie aber alle Symbole ſind gemißbraucht worden: ſo wird es wahrzung ſagt. Uebrigens geſtehe ich gern ein, daß von meinen Pflegeſöhnen der Schluß nicht ſogleich auf alle Kinder gemacht werden kann. Denn ob ſie gleich aus verſchiedenen Häuſern und Ländern zuſammengeführt ſind: ſo leben ſie doch in einer gewiſſen Abſonderung von der übrigen Welt, und das Beyſpiel der Erwachſenen, das Entgegenwirken der Aeltern, Tanten, des Geſindes, u. d. g. die Verführung der Knaben, die ohne Aufſicht und Erziehung aufwachſen, hat auf ſie keinen Einfluß.

Ein anderer Erzieher, dem von allen Seiten entgegen gearbeitet wird, hat freylich mit größern Schwierigkeiten zu kämpfen.

ſcheinlich auch mit dieſem gehen. Wenn nun mancher Erzieher mit ſeinen Bemühungen bey ſeinen Zöglingen wenig oder nichts ausrichtet, wenn ſie wenig lernen, ihre Untugenden beybehalten, und, unter ſeiner Leitung, mehrere annehmen: ſo werden die Aeltern ihm die Schuld davon geradezu beymeſſen, und ſich auf mein Ameiſenbüchlein berufen. Hierinne thun ſie Unrecht.

Habe ich denn geſagt, daß *man* den Grund von allen Untugenden und Fehlern der Zöglinge dem Erzieher *beymeſſen* müſſe? Nichts weniger als dieſes. Nur von dem *Erzieher* fordere ich, daß er *ſelber* den Grund davon in *ſich ſuchen ſolle*, damit, wenn er wirklich in ihm läge, er ihn wegräumen könne. Daraus folgt aber noch nicht daß Andere ihm die Schuld davon beylegen ſollen.

Ihr, lieben Aeltern, ſeyd auch die Erzieher eurer Kinder. Habt ihr gleich die Erziehung derſelben zum Theil einem andern übertragen: ſo nehmet ihr doch noch immer, auf eine nähere oder entferntere Art, daran Antheil. Für euch iſt alſo mein Symbolum auch niedergeſchrieben. Ueberdenkt, beherziget es, und macht die Anwendung davon auf euch ſelbſt. Statt die Untugenden eurer Kinder dem Erzieher zur Laſt zu legen, ſuchet den Grund davon in euch. Der Erzieher ſucht ihn in ſich, ihr ſucht ihn in euch, und jeder Theil beſſert da, wo er findet daß er gefehlet habe. So wird alles recht gut gehen.

Ein jeder lern ſeine Lection!
So wird es wohl im Hauſe ſtohn.

Wer mein Symbolum nicht annimmt, ſich für unfehlbar hält, und die ganze Schuld von den Untugenden ſeiner Zöglinge, und dem Mißlingen ihrer Bearbeitung in ihnen, oder in der äußerlichen Lage ſucht — wie will der erziehen können! Mit Unwillen wird er ſeine Zöglinge anſehen, ihr Anblick wird ihm unangenehme Empfindungen verurſachen, jede ihrer Unbeſonnenheiten ihn beleidigen, oft wird er in ihren unſchuldigſten Aeußerungen

Tücke und Bosheit wittern, von lauter verworfenen Menſchen, bey denen man nichts wirken kann, ſich umgeben glauben. Wie läſtig wird ihm die Erziehung werden, wie herbe ſein Ton, wie verkehrt ſein Benehmen gegen ſeine jungen Freunde ſeyn, und wie fruchtlos alle ſeine Bemühungen! Sehnlich wird er dem Zeitpunkte entgegen ſehen, da ihm das Erziehungsgeſchäfte abgenommen wird, und er ſeine bisherige Lage mit einer andern vertauſchen kann.

Er wird kommen, der ſehnlich herbeygewünſchte Zeitpunkt; du wirſt dich dann leichter fühlen, und dir wird es ſcheinen, als wenn du neu gebohren wäreſt. Bald aber wirſt du in deiner neuen Lage neue Unannehmlichkeiten finden; deine Umgebungen werden deinen Erwartungen nicht entſprechen, und weil du nun einmahl dich gewöhnt haſt, die Urſachen des Mißvergnügens immer außer dir zu ſuchen; ſo wirſt du die Schuld davon deinen Umgebungen beymeſſen, und die alten Klagen werden von neuen beginnen. Der Anfang der Weisheit iſt die Selbſterkentniß wo dieſe fehlt, wird man die Weisheit in keiner Lage finden, und den Gleichmuth und die Zufriedenheit, die aus derſelben entſpringen, allenthalben vermiſſen.

Freund! der du dich der Erziehung widmeſt, ſey alſo ſtark und entſchließe dich, wenn du an deinen Pflegeſöhnen Fehler und Untugenden bemerkſt, wenn die Bearbeitung derſelben dir nicht gelingen will, den Grund davon immer in dir zu ſuchen. Du wirſt gewiß vieles finden, daß du nicht geahnet haſt, und wenn du es findeſt: ſo freue dich, und laß es dir ein Ernſt ſeyn, es wegzuſchaffen. Es wird dir gewiß gelingen, und dann — dann — welche angenehme Veränderung wirſt du in und auſſer dir verſpüren! die dir anvertrauete Jugend wird dir in einem andern Lichte erſcheinen, ihre Munterkeit wird dich aufheitern ihre Thorheiten und Unbeſonnenheiten, werden dich nicht mehr beleidigen, du wirſt ſie mit mehr Nachſicht und Schonung behandeln; das Herbe und Bittere in deinem Tone, das Finſtere in deinem Geſichte wird ſich verlieren, die Aufwallungen des Zorns, zu denen du geneigt biſt, werden ſich nach und nach mindern, der Bequemlichkeit, die du dir angewöhnt hatteſt, wirſt du entſagen, ſo manchen andern Fehler, der auf deine jungen Freunde üble Eindrücke machte, wirſt du ablegen, du wirſt deinem Vortrage immer mehr Lebhaftigkeit und Annehmlichkeit verſchaffen. Haſt du einige Zeit ſo an dir gebeſſert — was wird der Erfolg ſeyn? du wirſt dich zu einem guten Erzieher gebildet haben.

Deine Pflegeſöhne werden dich mit ihrer Liebe und ihrem Zutrauen belohnen; deine Winke werden ſie befolgen, deine Bemühungen werden gelingen, ihre Fehler und Untugenden werden nach und nach weichen.

Will es dir in manchen Fällen doch nicht gelingen, kannſt du gewiſſe Fehler und Untugenden doch nicht wegſchaffen — gut! ſo haſt du doch die Beruhigung, mit Ueberzeugung zu dir ſagen zu können: ich habe das Meinige redlich gethan, die Schuld von dem Mißlingen meiner Bemühungen kann ich mir nicht beymeſſen.

Was iſt Erziehung?

Seit dem es Menſchen gibt, ſind dieſelben auch erzogen worden. Gleichwohl hat man noch keinen beſtimmten, allgemein angenommenen, Begriff von der Erziehung. Faſt jeder, der über dieß Geſchäfte ſchreibt, gibt davon ſeine eigene Vorſtellung.

Da könnte ich nun alle die Begriffe, die ſeit Ariſtoteles bis auf Peſtallozzi, von der Erziehung ſind gegeben worden, anführen, erklären, mit einander vergleichen, und den richtigſten heraus ſuchen. Ich habe aber meine Urſachen, warum ich es nicht thue. Erſtlich weil mir viele davon unbekannt ſind, zweytens weil ich es für zweckwidrig halte. Wozu würde es nützen wenn ich die Leſer mit den verſchiedenen Vorſtellungen, die man ſich in verſchiedenen Zeitaltern von der Erziehung machte, aufhielte? Am Ende komme ich doch mit meinem eigenen Begriffe hervorgetreten und ſuche ihnen denſelben zu empfehlen. Da iſt es ja kürzer, wenn ich ſie ſogleich, ohne alle Umſchweife, damit bekannt mache. Nach meiner Meynung iſt Erziehung: **Entwickelung und Uebung der jugendlichen Kräfte.**

Erzieht man das Kind zum Menſchen: ſo werden alle ſeine Kräfte entwickelt und geübt; erzieht man es aber für ein gewiſſes Geſchäfte, ſo hält man es oft für nöthig, daß man nur diejenigen, die zur Verrichtung deſſelben erforderlich ſind, in Thätigkeit ſetze, und andere, die der Wirkſamkeit derſelben nachtheilig ſeyn können, ſchlummern laſſe oder gar lähme, ſo wie man den Stier entmannt, der zum Zuge beſtimmt iſt. Hier rede ich nur von der erſten Art der Erziehung.

Um die Gehkraft der Kinder zu entwickeln und zu üben, ſteckte man ſie ehedem in Laufbänke, oder legte ihnen Laufzäume an, und ſie wurden oft krummſchenklicht und hochſchultricht, und wenn man ihnen den freyen Gebrauch ihrer Glieder zuließ, hatten ſie dieſelben nicht in ihrer Gewalt, ſtrauchelten oft, zerſchlugen ſich die Köpfe, oder bekamen andere Beſchädigungen.

Jetzt ſind Laufbänke und Laufzäume aus allen Kinderſtuben verbannt, wohin das Licht der beſſern Erziehung gedrungen iſt. Man ſieht da die Kinder, wie junge Thiere, herumkriechen; fühlen ſie mehr Kraft in ihren Schenkeln, ſo richten ſie ſich empor und treten an Stühle. Man ſetzt nun mehrere Stühle, in kleiner Entfernung, von einander hin, legt Bilder und Spielwerk drauf, um ſie zu reizen, von einem Stuhle zum andern zu wandeln. Nach einigen Tagen laſſen ſie die Stühle ſtehen, und wandeln, ohne ſich an etwas zu halten, durch das Zimmer. Verlieren ſie das Gleichgewicht: ſo ſetzen ſie ſich gewöhnlich auf den Hintern. Bey dieſer Uebung bleiben die Glieder geſund und unverletzt. Wie lang währt es, ſo ſieht man die nämlichen Kinder, die erſt krochen, laufen und ſpringen.

Dieſe Behandlungsart enthüllt uns das ganze Geheimniß einer vernünftigen, der menſchlichen Natur angemeſſenen, Erziehung.

So wie man bey dieſer Anleitung zum gehen, die Gehkraft nicht eher zu üben ſucht, bis die Kriechkraft hinlänglich geübt iſt, und jene hinlänglich ſich äußert: ſo darf man auch nicht andere Kräfte zu entwickeln ſuchen, bis ſie wirklich da ſind, und diejenigen, aus welchen ſie hervorzugehen pflegen, hinlängliche Uebung bekommen haben. Ferner, ſo wie die Laufbänke und Laufzäume entfernt ſind, und die Kinder gereizt werden, aus eignem Entſchluſſe fortzuſchreiten, und ſo ihre Gehkraft zu üben: ſo muß auch der Erzieher, bey Uebung der übrigen Kräfte, alles Laufzaumähnliche zu entfernen ſuchen; er darf nicht ſowohl die jugendlichen Kräfte üben, als vielmehr den Kindern Gelegenheit und Reiz verſchaffen, dieſe Uebungen ſelbſt vorzunehmen.

Das Kind empfängt ohne Zweifel alle ſeine Kräfte durch die Erzeugung, und bringt ſie mit, wann es ſich ſeinem pflanzenähnlichen Zuſtande entwindet und in das Thierreich übergeht. Die mehreſten aber ſchlummern noch, wie der Keim im Weizenkorne, wann es in die Erde geworfen wird; ſie ſind nur noch Vermögen, und entwickeln ſich, mit dem Fortgange der Zeit, in folgender Ordnung.

Zuerſt die mehreſten Kräfte des Leibes. Das neugebohrne Kind athmet, ſchreyt, ſchluckt, verdauet u. ſ. w. Die äußerlichen Dinge machen auf daſſelbe Eindrücke, aber das Vermögen ſie zu empfinden oder ſich davon Vorſtellungen zu machen, äußert ſich in ſeinen erſten Lebenstagen noch nicht. Nach und nach fängt es an die äußerlichen Dinge ſich vorzuſtellen, dieſe Vorſtellungen aufzubewahren, ſie von Zeit zu Zeit wieder hervorzubringen, die Kräfte der Sinnlichkeit, des Gedächtniſſes, der Einbildungskraft entwickeln ſich.

In der Folge äußert ſich der Verſtand durch Urtheile, die er über Gegenſtände fället, die in die Sinne fallen. Zugleich fangen die in den Händen befindlichen Kräfte an, ein Streben nach Thätigkeit zu äußern. Das Kind greift nach allem, betaſtet alles, wirft es von einem Orte zum andern. Gibt man ihm in der Folge ein hölzernes Pferd, ſo bauet es von Büchern oder Stühlen einen Stall, legt ihm Futter vor, zieht es heraus, bindet es an einen Stuhl oder ſonſt etwas, das des Pferdes Wagen ſeyn und von ihm fortgezogen werden ſoll u. d. gl. Erſt bey dem Austritte aus dem Stande der Kindheit fängt die Vernunft an durch Vorſtellung von überſinnlichen Gegenſtänden, ſich thätig zu beweiſen.

Hierdurch hat uns die Natur die Ordnung vorgezeichnet, in welcher wir ihr bey Entwickelung der jugendlichen Kräfte behülflich ſeyn müſſen.

* * *

Was muß ein Erzieher lernen?

Es iſt ein Lieblingsſatz der neuern Erzieher, daß die Erziehung des Kindes mit ſeiner Geburt anfangen müſſe, und ich ſtimme demſelben, von ganzem Herzen bey.

Schriebe ich nun jetzt über die Erziehung der Kinder: ſo müßte ich zeigen, wie Aeltern, Kinderwärterinnen, und alle Perſonen, in deren Händen ſich das Kind in ſeinen erſten Lebensjahren befindet, ſich gegen daſſelbe, in dieſem Zeitraume verhalten müßten. Da ich aber bey Ausfertigung dieſer Schrift die Erziehung der Erzieher zum Gegenſtande habe, wodurch man, nach dem Sprachgebrauche, Perſonen verſteht, die von den Aeltern verſchieden ſind, und die gewöhnlich das Kind dann erſt unter ihre Aufſicht bekommen, wann es ſchon gehen, ſprechen, ſich Vorſtellungen von Gegenſtänden der Sinnenwelt machen und darüber urtheilen kann: ſo würde es mich zu weit von meinem Zwecke abführen, wenn ich mich auf die Behandlungsart der

Kinder in ihren erſten Lebenstagen einlaſſen wollte.

Wer hierüber belehret ſeyn will, dem empfehle ich das Buch, welches ich, unter dem Titel: Conrad Kiefer, oder über eine vernünftige Erziehung der Kinder, herausgegeben habe, wo er verſchiedene gute Winke und Belehrungen erhalten wird.

Jetzt unterſuche ich alſo nur, was die Perſon für die Erziehung des Kindes zu thun habe; welche es aus dem Schooſe der Familie zur fernern Ausbildung erhält.

Das Lebensjahr in welchem dieſes geſchieht, iſt, bekanntlich, nicht allgemein beſtimmt. Mancher Erzieher erhält ſeine Zöglinge im fünften oder ſechſten Jahre, die mehreſten erhalten ſie ſpäter.

Hier nehme ich an, der Erzieher trete ſein Amt bey fünfjährigen Zöglingen an. Da fragt es ſich nun, was hat er von dieſem Zeitpunkte an bey ihnen zu thun? und was muß er in dieſer Rückſicht lernen?

Die Kräfte des Leibes, und unter dieſen vorzüglich diejenigen, deren Thätigkeit zur Erhaltung und Nährung deſſelben am nöthigſten ſind, entwickeln ſich bey den Kindern zu erſt. Folglich muß der Erzieher auch verſtehen, wie er die Wirkſamkeit derſelben, oder die Geſundheit des Leibes erhalten ſoll.

Bey ungeſunden Kindern mißlingt alle Erziehung. Ihr beſtändiges Uebelbefinden macht ſie eigenſinnig, verdroſſen, ſchwächt den Thätigkeitstrieb, und macht ſie abgeneigt, durch Aufmerkſamkeit auf die ſie umgebenden Dinge, ſich Vorſtellungen zu verſchaffen. Jeder rauhe Wind, jeder Regenſchauer, ſchreckt ſie aus der Natur zurück und verhindert ſie, in ihrem Schooſe Kenntniſſe einzuſammeln.

Die Erziehung ungeſunder Kinder iſt alſo ein höchſt mühſames und faſt ganz undankbares Geſchäfte, und wer erziehen will, muß wiſſen wie man ſeine Zöglinge geſund erhalte.

Dazu, wird man einwenden, ſind ja die Aerzte da.

Freylich ſind ſie da. Sind ſie aber auch immer da, wo der Erzieher mit ſeinen Zöglingen ſich befindet? Sind ſie auf dem Landgute des Edelmanns? ſind ſie auf den Landhäuſern, wo die begüterten Stadtbewohner oft ihre Kinder erziehen laſſen? ſind ſie auf Reiſen zugegen? Und wenn ſie zugegen ſind, kann man denn ihnen ſeine Zöglinge immer ohne Bedenken anvertrauen? Ach es iſt ein höchſt ſchädliches Vorurtheil, daß das Doctordiplom eine vorzügliche Geſchicklichkeit zur Erhaltung der menſchlichen Geſundheit ertheile. Ein Arzt, der zu einem kranken Knaben gerufen wird, deſſen Natur er nicht kennt, deſſen Lebensart er nicht beobachtet hat, der vielleicht den Kopf voll von einer gewiſſen Krankheit hat, die er allenthalben ſucht und allenthalben zu finden glaubt, kann leichter in der Beurtheilung ſeines Uebelbefindens, des Urſprungs deſſelben, und in der Wahl der Heilmittel irren, als ein aufmerkſamer Erzieher, der ſeinen Zögling immer um ſich hat und ſeine Natur und Lebensart kennt.

Und ſind denn alle Aerzte redlich? Sind nicht manche unter ihnen, die ihre Patienten ſo behandeln, wie ein gewinnſüchtiger Uhrmacher die Taſchenuhren, die ihm zur Ausbeſſerung übergeben werden, der ſie nie vollkommen herſtellet, damit immer daran etwas zu beſſern bleibe, immer etwas für ihn zu gewinnen iſt?

Der *Erzieher* muß alſo verſtehen, wie er ſeine Zöglinge geſund erhalte, wie er es verhüte, daß ſie nicht krank werden, und wie ihnen zu helfen ſey, wenn da und dort in der Maſchine eine Stockung entſteht; und nur bey außerordentlichen Fällen, da ſeine Einſichten ihn verlaſſen, muß er zum Arzte ſeine Zuflucht nehmen.*)

---

*) *Anmerk.* Da mehrere Leſer dieſe Behauptung für zu kühn erklären werden: ſo erlaube man mir, daß ich wieder eine Thatſache aus meinem Wirkungskreiſe aufſtelle. Ich bin jetzt der Pflegevater von beynahe 70 jungen Leuten, die in ganz ver-

Alles aus einander zu ſetzen; was man thun muß, um ſeine Pflegeſöhne

ſchiedenen Himmelsſtrichen, von Liſſabon bis Moskau, gebohren wurden, in deren erſten Erziehung alſo nothwendig eine große Verſchiedenheit war. Dieſe jungen Leute ſind alle geſund, auf ihren Köpfen iſt nicht der geringſte Ausſchlag ſichtbar, es gehen bisweilen drey Jahre hin, ohne daß einer bettlägerig wird, und in den 21 Jahren, in denen ich meiner Anſtalt vorſtehe, iſt kein einziger geſtorben. Gleich wohl bin ich kein Arzt. In den erſten zehen Jahren die ich hier lebte, betrat nie ein Arzt mein Haus. Erſt dann, da ſich die Zahl meiner Zöglinge ſehr vergrößerte, und zu beſorgen geſund zu erhalten, iſt hier der Ort nicht. Nur dieſes bemerke ich, daß

war, daß ich etwas bey ihnen überſehen möchte, fing ich an, mich ärztlicher Hülfe zu bedienen.

Von der Geſundheit Deiner Zöglinge, wird man ſagen, ſind Deine geſunde Luft und Dein geſundes Waſſer die Urſachen.

Dieſe ſind freylich viel werth, allein wenn wir das geſunde Waſſer nicht tränken, uns darinne nicht badeten, und in der geſunden Luft nicht herum tummelten: ſo würden beyde uns wohl wenig helfen.

Die Art, wie wir hier junge Leute behandeln, iſt die wahre Urſache, warum ſie ſich ſo ſehr durch man ſie zur Abhärtung gewöhnen, täglich, ohne ſich an die Witterung zu keh-

Geſundheit auszeichnen, und der Tod bisher noch nicht zu ihnen kam.

Sollte ein Mahl von den Grundſätzen, nach welchen bisher hier erzogen wurde, abgewichen werden, ſollte man ſich mehr an die, in vornehmen Häuſern gewöhnliche, Lebensart anſchmiegen: ſo würde man in Schnepfenthal, eben ſo wie in andern Anſtalten, Krankenſtuben errichten müſſen; ſtatt des blühenden Roths, das die Wangen der jungen Schnepfenthäler auszeichnete, würde Bläſſe ſich einfinden, und unſer Gottesacker würde Grabmähler von jungen hoffnungsvollen Knaben beren, ſie im Freyen bewegen, einfache Koſt ihnen zu genießen geben, und des kalten Bades, nebſt den damit verknüpften Schwimmübungen, ſich bedienen muß. *)

---

kommen, die in der Blüthe ihrer Jahre ein Raub des Todes wurden.

Dieß alles ſchreibe ich **blos** in der Abſicht nieder, um die Leſer zu überzeugen, daß es allerdings möglich ſey, ſeine Zöglinge geſund zu erhalten, ohne ſich der Heilkunde befliſſen zu haben.

*) **Anmerk.** Einige behaupten die Nervenkrankheiten, die in unſern Tagen ſo gewöhnlich ſind, wären eine Folge der kalten Bäder. Deßhalb will ich nun mit Niemanden ſtreiten. Das ſage ich aber ganz freymüthig

Dieß ſey ein Wink, für euch jungen Männer, die ihr euch der Erziehung widmen wollt. Wenn eure Zög-

---

und laut, daß von den jungen Leuten die ich erzogen habe, und noch erziehe, deren mehrere hundert ſind, kein einziger eine Nervenkrankheit bekommen hat. (Wenn auch einmahl ein hier erzogener nervenkrank würde: ſo folgte doch daraus noch nicht, daß dieß vom kalten Bade komme) daß von alle den nervenkranken Perſonen, die ich kannte, nicht eine einzige ſich kalt badete, und daß es mir nicht recht glaublich iſt, daß die Nervenkrankheiten, an welchen die Frauenzimmer in N. leiden, von den kalten Bädern der Zöglinge zu Schnepfenthal herrühren ſollten.

linge durch Abhärtung ihre Geſundheit erhalten ſollen: ſo müßt ihr euch ſelbſt abhärten. Denn glaubt ihr wohl, daß ſie im Schneegeſtöber ſich wohl befinden werden, wenn ihr über die unangenehmen Empfindungen klagt, die es euch verurſacht? daß ſie gern mit leichter Kleidung und unbedeckten Köpfen ausgehen werden, wenn ihr euch in Pelzwerk hüllt. Oder glaubt ihr wohl, daß verzärtelte Jünglinge ſich gern der rauhen Luft ausſetzen werden? ach ich beſorge, ſie werden, ſo oft die Luft rauh iſt, allerley Entſchuldigungen hervorſuchen, um das Ausgehen abzulehnen, und in der warmen Stube bleiben zu können, und ſo, ſtatt ihre Zöglinge abzuhärten, dieſelben verzärteln.

Alſo lieben Freunde! Wenn ihr nicht nur Erzieher heiſſen, ſondern es wirklich ſeyn wollt: ſo härtet euern Leib ab! Werft die Federbetten weg, und gewöhnet euch auf Stroh, unter einer leichten Bedeckung zu ſchlafen; bedeckt den Kopf leicht oder gar nicht. Daß der Kopf immer bedeckt ſeyn müſſe, iſt Vorurtheil. Eure Kleidung ſey leicht, Pelzwerk darf nie an euern Leib kommen. So lange man durch Gehen und Laufen ſich in Bewegung hält, kann man viel aushalten, nur dann wird eine Ausnahme ſtatt finden müſſen, wann man in ruhiger Lage, im Wagen oder auf dem Schlitten, ſich bewegt. Gehet täglich in die freye Luft, ohne erſt, durch die Fenſterſcheiben nachzuſehen, was es für Wetter ſey. Macht bisweilen ſtarke Reiſen zu Fuße, damit euer Leib ſich gewöhne, das damit verknüpfte Ungemach auszuhalten. Da die Bewegungen auf dem Schnee und Eiſe ein vorzügliches Stärkungsmittel ſind: ſo lernt auf kleinen Schlitten fahren, und mit Schlittſchuhen auf der Eiſesfläche laufen. Dann habt ihr nicht nöthig, durch weitläuftige Vorſtellungen euern Zöglingen die Nutzbarkeit dieſer Bewegungen begreiflich zu machen; Ihr ſetzt euch auf euern Schlitten und gleitet den Berg herab, ihr ſchnallet eure Schlittſchuhe an und fahret über die Eisesfläche hin, und eure Zöglinge bitten euch von selbst, daß ihr ihnen Schlitten und Schlittschuhe sollt machen lassen.

Wenn der Genuß einfacher Kost ein Erhaltungsmittel der jugendlichen Gesundheit ist, so begreift ihr von selbst, daß ihr euch auch dazu gewöhnen müßt. Die warmen ausländischen Getränke, die bey der gewöhnlichen Erziehung uns zu einem nothwendigen Bedürfnisse gemacht werden, die Leckereyen, die auf den Tafeln der Begüterten einen Theil der Mahlzeit ausmachen, müßt ihr entbehren lernen. Dann habt ihr nicht nöthig euern Zöglingen die Vortrefflichkeit einer einfachen Kost vorzupredigen. Wenn ihr ſelbſt euern Genuß auf Milch und Obſt, Butter, Gemüſe, Fleiſch und andere Nahrungsmittel, welche die naheliegende Natur darbietet, einſchränkt: ſo werden ſie ſich von ſelbſt daran gewöhnen, und die Lüſternheit nach gekünſtelten Nahrungsmitteln wird bey ihnen ſchwach, und leicht zu beſiegen ſeyn.

Wird dieß wohl eben ſo leicht ſeyn, wenn ihr euch Genüſſe erlaubt, vor denen ihr ſie warnet?

Wollet ihr die Zöglinge zum kalten Bade führen, ohne ſelbſt daran Theil zu nehmen: ſo könnt ihr leicht vorausſehen, was für Unannehmlichkeiten daraus entſpringen werden. Mehrere von ihnen werden mit Unwillen ins Waſſer gehen, unter allerley Entſchuldigungen ſich dieſer Uebung zu entziehen ſuchen, und, was tauſend jungen Leuten Wolluſt iſt, das wird ihnen Frohndienſt ſeyn. Ihr ſelbſt werdet ängſtlich am Ufer umherlaufen, wie eine Truthenne, wann ihre Entenbrut auf dem Teiche ſchwimmt, und ihnen bey den Gefahren, in die ſie kommen, nicht rathen und nicht helfen können.

Das kürzeſte Mittel, dieſen Unannehmlichkeiten vorzubeugen, iſt — lernt ſelbſt Schwimmen. Dann wird das Tauchen, Platſchern und Schwimmen im kalten Waſſer euch Freude machen, ihr werdet euch mit Vergnügen in daſſelbe ſtürzen, eure Kleinen werden euch nachfolgen, ihr werdet im Stande ſeyn, ihnen alle die Vortheile bekannt zu machen, durch welche man ſich über dem Waſſer erhalten, und auf ſeiner Fläche ſich frey bewegen kann, und ſie retten können, wenn ſie in Gefahr kommen ſollten.*)

---

*) Anmerk. Ich bemerke ein für allemahl, daß ich in dieſem Buche mich vorzüglich mit Jünglingen unterhalte, die ſich zur Erziehung bilden wollen. Sollte alſo dieſer und jener bereits gebildeter Erzieher manches Bedürfniß haben, gegen welches ich hier ſpreche, manche Fertigkeit nicht beſitzen, welche ich dem ſich bildenden Erzieher empfehle, ſo ſoll ihm durch meine freymüthigen Aeußerungen kein Vorwurf gemacht werden. Dieß wird mir aber jeder zugeſtehen, daß der Erzieher mit mehrern Nachdrucke wirken kann,

Bey einer ſolchen Behandlungsart werden die Kräfte, die der Schöpfer euern Kleinen zur Erhaltung des Leibes einpflanzte, ihre Verrichtungen ſelbſt thun, und nicht oft und nicht lange in denſelben geſtöret werden.

wenn er von den Bedürfniſſen frey iſt, an welche er ſeine Zöglinge nicht gewöhnen, und die Fertigkeiten ſelbſt beſitzt, die er ihnen beybringen will. Was ſoll nun aber der Erzieher thun, bey dem dieß der Fall nicht iſt? Freymüthig heraus ſagen: dieſe Angewöhnung, dieſer Mangel, iſt eine Unvollkommenheit, die von meiner erſten Erziehung herrühret, gegen welche ich euch auf das Beſte zu verwahren ſuchen will.

Bisweilen, wird dieß aber doch geſchehen. Dann bedarf es oft nur eines kleinen Reizes, um die abgeſpannten Kräfte wieder in Thätigkeit zu ſetzen. Dieſen Reiz ihnen zu geben, müßt ihr verſtehen.

Außer dieſen nährenden und erhaltenden Kräften muß nun auch der Sinnlichkeit, dem Gedächtniſſe, der Einbildungskraft und dem Verſtande Uebung verſchafft werden.

Woran ſollen dieſe Uebungen geſchehen? an Gegenſtänden, die in die Sinne fallen. Dieſe müſſen in großer Mannichfaltigkeit herbeygeſchaft, und den Kindern zur Betrachtung vorgeſtellt werden. Wo dieſe bey ſechs bis achtjährigen Kindern fehlen, da iſt keine Erziehung, weil nichts da iſt, woran ſie ihre ſich regenden Kräfte üben können.

Und welches ſollen dieſe ſinnlichen Gegenſtände ſeyn? dieß müſſen uns die Kinder ſelbſt lehren. Wir müſſen ihnen ablernen, welche Gegenſtände am mehreſten geeignet ſind, ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Wenn man ihnen dann dieſelben vorzeigt, ſo hat man nicht nöthig, ſie immer zu ermahnen, gebt Achtung lieben Kinder! Sie fühlen in ſich ſelbſt Drang zum beobachten. Sie thun das, worauf ihr Erzieher hinarbeiten muß — ſie erziehen ſich ſelbſt.

Da hat mich nun eine lange Erfahrung gelehret, daß nichts die Aufmerkſamkeit der Kinder ſo früh auf ſich ziehe, als — Thiere. Wer daran zweifelt, der beobachte die Kinder ſelbſt, und er wird dieß nähmliche wahrnehmen. Ihre Augen ſind ſelten auf ihren Leib, gewöhnlich auf die Gegenſtände gerichtet, mit welchen ſie umgeben ſind. Bringt man nun einen Sperling, eine Maus, einen Fiſch oder ein anderes Thier in das Zimmer, ſo ſehen ſie von allen andern Dingen weg und — blicken auf die Thiere. Selbſt wenn man ihnen ein Bilderbuch vorlegt: ſo verweilen ſie am längſten bey den Bildern, auf welchen Thiere vorgeſtellt ſind. Dadurch fordern ſie laut; wollt ihr die Kräfte, die ſich jetzt bey uns äußern, üben, ſo zeigt uns Thiere!

Man fängt auch wirklich hier und da an, auf dieſe Forderung Rückſicht zu nehmen, und die Naturgeſchichte, die ehedem der Jugend ganz fremd blieb, in Schulen und Erziehungshäuſern zu lehren; aber — mehrentheils ganz zwecklos.

Man hält Vorleſungen über ein Syſtem der Naturgeſchichte, ohne von den Erzeugniſſen der Natur etwas vorzuzeigen, glaubt dadurch die Forderungen der jugendlichen Natur zu erfüllen, und irrt ſich.

Das Kind will ſeine Kräfte üben an ſinnlichen Gegenſtänden; wie kann es dieß, wenn ihm keine vorgezeigt werden? Naturgeſchichte ſoll gelehret werden, nicht, um ihrer ſelbſt willen, ſondern um der Jugend Gelegenheit zu ſchaffen, an der Natur verſchiedene Kräfte zu üben. Dieß fällt ja alles, bey den naturhiſtoriſchen Vorleſungen weg. Da verhält ja das Kind ſich blos leidend, und läßt den Lehrer für ſich beobachten und urtheilen.

Sollen die jugendlichen Kräfte an der Natur geübt werden, ſo müſſen die Erzeugniſſe derſelben ihnen nach und nach zur Betrachtung vorgeſtellt werden, und zwar eins auf einmahl, damit die Aufmerkſamkeit ſich beſſer auf daſſelbe heften könne, und zwar anfänglich — ein Thier. Dieß Thier muß nun genau betrachtet werden, nach ſeinen verſchiedenen Theilen, ihrer Form, ihrer Farbe, ihrer Abſicht; es muß nun mit einem andern verglichen, und bemerkt werden, was es mit ihm gemein habe, und wodurch es von ihm unterſchieden ſey, es muß den Augen bisweilen entzogen, und von dem Kinde beſchrieben werden. Was durch die eigne Beobachtung nicht kann gefunden werden, z. E. die Nahrung, die Lebensart, der Nutzen, dem es dem Ganzen ſchaffe, das ſetzt der Lehrer, durch ſeine Erzählung hinzu.

Ich ſtelle z. E. zur Betrachtung einen Canarienvogel auf. Wie viel gibt es da zu betrachten!

Ich kann die Betrachtung nun auf zweyerley Art anſtellen: erſtlich indem ich meinen Kleinen vorerzähle, was ich an dem Vogel bemerke; zweytens indem ich ſie reize, denſelben ſelbſt zu betrachten. Im erſten Falle übe ich meine, im zweyten der Kinder Kräfte. Da nun nicht jenes, ſondern dieſes bey der Erziehung der Kinder Zweck ſeyn ſoll: ſo muß ich ſie zur eignen Betrachtung zu reizen ſuchen, wenn ich nicht zweckwidrig handeln will. Dieß würde ohngefähr auf folgende Art geſchehen:

Wie heißt dieß Thierchen?

Warum ein Vogel?

Warum Canarienvogel?

Welches ſind ſeine Gliedmaßen?

Was hat er vorne am Kopfe?

Aus wie vielen Theilen beſteht der Schnabel?

Was hat der Oberkiefer für eine Form?

Was ſteht an beyden Seiten des Oberkiefers?

Was haben die Naſenlöcher für eine Form?

Was hat der Unterkiefer für eine Form?

Welcher Kiefer iſt beweglich?

Welcher unbeweglich?

Wozu braucht der Canarienvogel ſeinen Schnabel?

Haben alle Canarienvögel Schnäbel?

Iſt alſo der Schnabel ein weſentlicher, oder ein zufälliger Theil?

Was ſteht an beyden Seiten des Kopfs?

Wozu nützen die Augen?

Was ſieht über den Augen?

Wozu nützen die Augenlieder?

Warum ſchließt dieſer Vogel bisweilen die Augenlieder?

Womit iſt der Kopf bedeckt?

Warum?

Was haben die Federn für eine Farbe?

Haben ſie dieſe Farbe bey allen Canarienvögeln?

Iſt dieſe Farbe alſo weſentlich oder zufällig?

Worauf ſteht der Kopf?

Was kann der Vogel mit dem Halſe thun?

Wie heißt der obere Theil des Halſes?

Und der untere?

Wie heißen die beyden Gliedmaßen an den zwey Seiten des Körpers?

Aus wie viel Theilen beſteht der Flügel?

Wie heiſſen die Federn mit denen die Flügel bedeckt ſind?

Wie heiſſen die Federn an der Seite?

Welche Federn ſind länger?

Aus wie viel Theilen beſteht eine Schwungfeder?

Wozu braucht der Vogel die Flügel?

Wie heiſſen die Gliedmaßen unten am Körper?

Aus wie vielen Theilen beſtehen ſie?

Warum beſtehen ſie denn aus mehrern Theilen?

Wie heißt der obere Theil, der unmittelbar am Körper ſitzt?

Wie der mittlere?

Wie der untere?

Was ſteht an dem untern?

Womit ſind die Lenden und Schenkel bedeckt?

Womit die Beine und Zehen?

Wie viel ſtehen Zehen an jedem Beine?

Wie viel an beyden?

Wie viel Zehen haben zehn Canarienvögel?

Wie viel hundert?

Sind alle Zehen gleich lang?

Welches iſt der längſte?

Welches der kürzeſte?

Wie viele Gelenke hat jeder Zehe?

Warum haben die Zehen Gelenke?

Was ſteht vorne an den Zehen?

Wie heißt der Theil des Vogels, an welchem alle Gliedmaßen ſtehen?

Wie heißt der obere Theil?

Wie der untere?

Wie heißt der Vordertheil des untern Theils?

Was für eine Farbe hat der Rücken?

Und die Bruſt?

Und der Bauch?

Wie heiſſen die Federn hinten am Rumpfe?

Wie viel ſind es Schwanzfedern?

Wie heiſſen hier dieſe Federn über den Schwanzfedern?

Und diejenigen die unter den Schwanzfedern ſind?

Was iſt das für eine fleiſchichte Erhöhung über den Schwanzfedern?

Wozu nützt die Fettdrüße?

Jetzt drehe dich um, Adolph, und beſchreibe mir den Canarienvogel!

Was für ein Thier betrachteten wir geſtern?

Nenne mir jeder etwas, was der Canarienvogel mit dem Froſche gemein hat!

Nenne mir jeder etwas, wodurch der Canarienvogel von dem Froſche unterſchieden iſt.

Dieß iſt nur ein Wink, wie der

Unterricht über Gegenſtände aus dem Thierreiche kann angeſtellt, und zur Uebung jugendlicher Kräfte angewendet werden. Wer ihn verſteht, wird die Fragen leicht noch mehr vervielfältigen können.

Es kann z. E. den Kindern noch vieles abgefragt werden, was ſie von dem Vaterlande, der Nahrung, der Pflege, dem Nutzen und dem Handel wiſſen, der mit Canarienvögeln getrieben wird; was die Kinder nicht wiſſen, wird von dem Lehrer hinzugeſetzt.

Kann es nun wohl eine beſſre Uebung der jugendlichen Kräfte geben, als Betrachtung der Gegenſtände aus dem Thierreiche? Sie hat für die Kleinen ſo vielen Reiz, und gewöhnt ſie daher leicht ihre Aufmerkſamkeit auf eine Sache eine Zeit lang zu heften; ſie gewöhnt das Auge, die Dinge nicht obenhin, ſondern genau, anzuſehen; und ein ſo geübtes Auge bemerkt tauſend kleine Merkmahle, die dem ungeübten Auge verborgen ſind; die Sinnlichkeit übt ſich, von den empfundenen Sachen ſich richtige Vorſtellungen zu machen; das Gedächtniß wird durch Auffaſſung der mannichfaltigen Benennungen der verſchiedenen Theile des Thiers, und die Einbildungskraft durch Entwerfung eines richtigen Bildes von dem betrachteten Thiere, und der Verſtand durch Beurtheilung der Abſichten eines Thiers, und durch Aufſuchung der Aehnlichkeit und Unähnlichkeit, die zwiſchen verſchiedenen Thieren ſtatt findet, in Thätigkeit geſetzt.

Dieß iſt wohl ganz gut, wird man einwenden; aber woher ſollen wir Thiere genug nehmen, um täglich eins zum Aufſtellen zu haben?

Daran wird es, wenn nur der gute Wille da iſt, gewiß nicht fehlen. Zwar kann ich nicht vorausſetzen, daß jeder Erzieher mit einem Naturalienkabinete verſehen ſey; aber das große Naturalienkabinet, die Natur, ſteht ihm doch offen! Wenn er, mit ſeinen Zöglingen, in dieſer fleißig ſucht: ſo wird er gewiß vieles finden; und wenn er mit einigen Jägern, Hirten, Bauern u. d. gl. in Verbindung tritt, und ſie zu bewegen ſucht, die Thiere, die ſie in ihre Gewalt bekommen, ihm, zur Aufſtellung in der Lehrſtunde, zu leihen, ſo wird er, über den Stoff zu ſeiner naturhiſtoriſchen Lehrſtunde, nicht dürfen verlegen ſeyn. Es iſt dieſe Lehrſtunde in hieſiger Anſtalt, gleich in den erſten Jahren ihres Daſeyns, da wir noch kein Naturalienkabinet hatten, täglich gegeben, und täglich ein neues Thier aufgeſtellt worden.

Alſo, fragt jemand höhniſch, ſollen wir den Ochſen, das Pferd, den Eſel in das Lehrzimmer führen, und den Kindern zur Betrachtung aufſtellen?

Dieſe Frage verdient keine Antwort: da jeder Vernünftige gleich darauf verfallen wird, daß man die Kinder auch zu den Thieren führen kann, welche ihnen zuzuführen unſchicklich ſeyn würde. Man kann ſie nach allen ihren Theilen, und unterſcheidenden Merkmahlen betrachten, und dann in das Lehrzimmer zurückkehren, um über den betrachteten Gegenſtand eine Unterredung anzuſtellen.

Woher ſollen wir aber, fragt man weiter, die ausländiſchen Thiere bekommen?

Von Zeit zu Zeit werden ausländiſche Thiere zur Schau herum geführet, die man dann mit ſeinen Zöglingen betrachten kann. Dieß ſind freylich nur wenige; es wird aber nichts ſchaden, wenn ſie auch einen großen Theil derſelben nie zu ſehen bekommen. Der Zweck des Unterrichts in der Naturgeſchichte ſoll ja, bey Kindern, nicht ſeyn, die Erlernung derſelben, ſondern — Uebung ihrer Kräfte, wozu die naheliegende Natur hinlänglichen Stoff darbietet.

Um ſich gegen Mangel deſſelben ganz zu ſichern, muß man mit dem Unterrichte in der Thierkunde den Unterricht in der Pflanzenkunde verbinden, und dieſen vorzüglich im Sommer jenen im Winter treiben.

Dieſe Unterweiſung kommt im Weſentlichen mit dem Unterrichte in der Thierkunde überein. Der Hauptzweck iſt — Kraftübung der Kinder. Das Mittel dazu iſt Aufſtellung einer Pflanze zum eignen Betrachten derſelben.

Würde dieſer Unterricht nun in Landſchulen gegeben, deren Schüler ſich wahrſcheinlich in ihrer Gegend anſiedeln werden: ſo könnte man ja wohl mit den Deutſchen Benennungen der Pflanzen, die in dieſer Gegend gewöhnlich ſind, auskommen; ertheilt man denſelben aber Kindern, welche wahrſcheinlich reiſen und ſich in verſchiedenen Ländern niederlaſſen werden: ſo iſt es beſſer ſie ſogleich zu gewöhnen die Pflanzen mit den Linneiſchen Lateiniſchen Nahmen zu benennen.

Dieß iſt für Kinder zu ſchwer, ſagt ihr. Ich ſage aber es iſt nicht zu ſchwer. Sechs bis achtjährige Kinder, Mädchen ſowohl, als Knaben, die ein halbes Jahr in meiner Anſtalt, in der Pflanzenkunde Unterricht erhalten haben, kennen beynahe alle Pflanzen, die in hieſiger Gegend wachſen, wiſſen ſie Linneiſch zu benennen, und freuen ſich nicht wenig darüber, daß ſie es können.

Freylich iſt das Behalten der Lateiniſchen und Griechiſchen Benennungen anfänglich etwas ſchwer, aber eben deßwegen iſt es eine herrliche Gedächtnißübung. Ein Kind, das ein Paar tauſend ſolche Nahmen gemerkt hat, wird leicht Wörter der Wiſſenſchaften und fremden Sprachen auffaſſen, zu deren Erlernung es beſtimmt iſt.

Da die Linneiſchen Benennungen von allen Europäiſchen gebildeten Völkern angenommen ſind: ſo iſt es denen, die ſie gefaßt haben, hernach auch möglich, ſich in allen Weltgegenden über die Pflanzenkunde verſtändlich auszudrücken, und, wenn ſie in der Folge dieſelbe weiter fortſetzen wollten, die Kunſtſprache zu verſtehen.

Da die Zahl der Pflanzen ſehr groß und öftere Wiederhohlung nöthig iſt, wenn die Nahmen derſelben ſollen behalten werden: ſo iſt es nöthig daß, auſſer der Pflanze, die man in der Lehrſtunde zur Betrachtung aufſtellt, noch mehrere hingelegt, und ihre Nahmen hergeſagt werden.

Man thut wohl, wenn man dieſen Unterricht in zwey Curſus eintheilt. Im erſten wird der Bau der Pflanze, der ſogleich in die Augen fällt, die Wurzel und ihre Form, der Stengel, die Blätter, nach ihrer Form, Farbe und ihrem Stande, die Blattanſätze, die Gabeln, die Blüthen, ihre Form, ihr Stand, Kelch, Blumenkrone, Saame, Frucht betrachtet; im zweyten aber wird dieß alles wiederholt und nun werden auch die Befruchtungswerkzeuge unterſucht, und der Pflanze die Claſſe und Ordnung angewieſen, in die ſie gehört.

Man wird leicht begreifen, wie unſäglich mannichfaltig die Uebungen ſind, die den Augen, dem Gefühle, dem Gedächtniſſe, der Einbildungskraft und dem Verſtande der Kinder bey dieſer Gelegenheit können verſchafft werden.

Um dieß begreiflich zu machen denke ich mir jetzt eine Claſſe von Knaben, welcher im erſten Curſus Unterricht ertheilt, und welcher Galeopsis ladanum zur Betrachtung vorgeſtellt wird.

Wie heißt dieſe Pflanze?

Galeopsis ladanum.

Was bemerkſt du am Stengel?

Er iſt holzig.

Ferner?

Geſtreift.

Ferner?

Aeſtig.

Wie ſtehen die Aeſte?

Einander gegen über.

Was ſteht an den Aeſten?

Blätter.

Was für eine Farbe haben ſie?

Grün.

Was für eine Form?

Lanzetförmig.

Was bemerkſt du noch mehr an den Blättern?

Sie ſind gezähnt.

Sonſt nichts?

Geſtielt.

Wie ſtehen ſie?

Einander gegenüber.

Wie ſtehts mit den Blüthen?

Sie ſind rachenförmig.

Wie ſtehen ſie?

Wirtelförmig.

Was bemerkſt du an dem Kelche?

Er iſt fünfmahl gezähnt.

Bemerkſt du nichts an den Zähnen?

Sie haben Grannen.

Jetzt dreh dich um, und beſchreibe mir Galeopsis ladanum.

Galeopsis ladanum hat einen holzigen, geſtreiften, äſtigen Stengel. Die Aeſte ſtehen einander gegen über. Die Blätter ſind grün, lanzetförmig, gezähnt, geſtielt, ſtehen einander gegen über, die Blüthen ſind rachenförmig, und ſtehen wirtelförmig; der Kelch iſt fünfzähnig und die Zähne haben Grannen.

Geſtern betrachteten wir Atropa bella donna; worinne ſind beyde Pflanzen einander ähnlich? worinne unähnlich? u. ſ. w.

Nun werden die Nahmen aller Pflanzen, die auf dem Tiſche liegen, von demjenigen Schüler, der von der Pflanzenkunde die mehreſten Kenntniſſe hat, laut und deutlich ausgeſprochen und von der ganzen Verſammlung laut nachgeſprochen. Ferner wird von dem Lehrer eine Pflanze nach der andern genannt, und die Kinder müſſen die genannten herausſuchen. Zur Abwechſelung kann man auch einem Kinde leiſe den Nahmen einer Pflanze ins Ohr ſagen, und die übrigen müſſen errathen, welche es geweſen ſey. Dadurch werden ſie gereizt, die Nahmen immer zu wiederhohlen, ohne daß dieſe einförmige Beſchäftigung ſie ermüde.

Dieſe Uebungen können noch ſehr vervielfältiget werden. Z. E. man kann bisweilen die Kinder auffordern, daß ſie die vorgelegte Pflanzenreihe genau anſehen, ſich umkehren und dann eine Anzahl in der Ordnung herſagen, wie ſie daliegen. Eine herrliche Uebung der Einbildungskraft und des Gedächtniſſes! Ich habe bisweilen achtjährige Kinder in meiner Anſtalt, 40 Pflanzen in der Ordnung, in welcher ſie auf dem Tiſche lagen, mit weggewandtem Geſichte, herſagen hören. Oder man kann die ganze Claſſe die Hände auf den Rücken legen laſſen, jedem Kinde ein Blatt von einer Pflanze darein legen, und ſie durch das

Gefühl errathen laſſen, von welcher Pflanze es ſey u. ſ. w.

Im zweyten Curſus können alle dieſe Uebungen wiederhohlet und nun auch die Befruchtungswerkzeuge, die Merkmahle der Claſſe und Ordnung, zu welcher die Pflanze gehöret, aufgeſuchet werden. Um die Kinder in der Claſſificirung zu üben, kann man bisweilen den Nahmen einer Pflanze auf ein Papier ſchreiben, das Papier umwenden, und die Kinder reizen die Pflanze, deren Nahmen man aufgeſchrieben hat, durch die Claſſificirung zu errathen.

Dieſe Methode iſt höchſt einfach, hat für die jungen Leute vielen Reiz, und iſt eine vortrefliche Verſtandesübung.

Z. E. Ich ſchreibe auf das Papier Galeopsis ladanum, und fordere Fritzen auf zu errathen, was für eine Pflanze ich aufgeſchrieben habe. Er wird, wenn er einigermaßen geübt iſt, folgende Fragen thun.

Gehört die Pflanze in eine von den erſten zwölf Claſſen?

Nein.

In eine von den erſten ſechs der zweyten zwölf Claſſen?

Ja.

In die dreyzehnte?

Nein.

In die vierzehnte?

Ja.

In die erſte Ordnung?

Ja.

Mentha?

Nein.

Prunella?

Nein.

Ajuga?

Nein.

Thymus?

Nein.

Galeopsis?

Ja.

Tetrahit?

Nein.

Ladanum?

Getroffen.

Welche Freude für Fritzen, daß er, durch ſo wenige Fragen, aus den vielen hundert Pflanzen, die ihm bekannt ſind, dieſe einzige, deren Nahmen ich mir niedergeſchrieben hatte, ſogleich herausfinden konnte.

Hierbey muß ich aber vor einer Verirrung warnen, deren mancher Erzieher ſich wahrſcheinlich ſchuldig machen wird, — man hüte ſich, den Kindern Vergrößerungsgläſer in die Hände zu geben, um die Claſſen- und Ordnungsmerkmahle der Pflanzen zu unterſuchen. Die Cryptogamia ſtelle man alſo gar nicht zur Betrachtung auf, und laſſe auch diejenigen Pflanzen nicht beſonders unterſuchen, ſondern ſage ihnen nur, in welche Claſſe und Ordnung ſie gehören, deren Merkmahle mit unbewaffneten Augen nicht können entdeckt werden. Dieſe alle liegen, im eigentlichen Verſtande, außerhalb dem Geſichtskreiſe der Kinder. Sie ſollen die Pflanzen kennen lernen, um daran ihre Kräfte, beſonders aber ihr Empfindungsvermögen zu üben; durch den Gebrauch der Vergrößerungsgläſer wird aber ein Theil derſelben, das Geſicht, abgeſtumpft. Sollte einer oder der andere in der Folge ſich der Pflanzenkunde ausſchließend widmen: ſo iſt es noch immer Zeit genug, mit Vergrößerungsgläſern ſeine Unterſuchungen fortzuſetzen, und ſo dem allgemeinen Beſten die Schärfe ſeines Geſichts aufzuopfern.

Mehrere Väter, wann ſie dieß leſen, werden ſagen: wozu dieß alles? Mein Sohn ſoll kein Naturforſcher, kein Botaniker, er ſoll Soldat, oder Kaufmann oder Gelehrter werden —

Wir ſind vollkommen einerley Meynung, lieben Freunde. Eure Kinder ſollen gar nicht in der Abſicht zur Betrachtung der Natur angeleitet werden, damit ſie ſich der Naturforſchung überhaupt, und der Pflanzenkunde beſonders, widmen, ſondern daß ſie, bey der Betrachtung der Natur, ihre Kräfte, ihr Empfindungsvermögen, Gedächtniß, Einbildungskraft, und Verſtand üben ſollen, die ſie in jeder Lage, in die ſie kommen werden, ſo nöthig haben. Ein junger Menſch, der ſeine Kräfte auf dieſe Art ausgebildet hat, faßt mit denſelben in der Folge leicht alles auf, was ihn gelehrt wird, er geht mit offenen Augen durch die Natur, ſieht alles, was darin merkwürdig iſt, weiß die feinſten Merkmahle aufzufinden, wodurch ſich die Sachen von einander unterſcheiden, und ſieht tauſend Dinge, die den Augen anderer verborgen bleiben. Ich führe jetzt Fritzen und Kilianen, davon der erſte auf vorbeſchriebene Art geübt, der andere aber von der Uebung zurückgehalten, und an Bücher gefeſſelt wurde, in die Natur.

Was ſiehſt du hier Kilian? frage ich. Graß, erhalte ich zur Antwort.

Was ſiehſt du Fritz? frage ich weiter.

Dactylis glomerata, Cynosurus cristatus, Bromus mollis, Aira flexuosa, Rhinantus crista galli etc.

Ich möchte daß dieſe Uebung ſo lange als möglich fortgeſetzt würde, und, da dieſelbe, durch die Mannichfaltigkeit der aufgeſtellten Gegenſtände, ſehr befördert wird, ſo ſchlage ich vor, daß man, nachdem man mit der Betrachtung der Erzeugniſſe der Natur ſich eine Zeit lang beſchäftiget hat, nun auch die Betrachtung der Erzeugniſſe des menſchlichen Verſtandes, der Werkzeuge; Gefäße, Kleidungsſtücke, und Hausgeräthe damit verbinde; eins derſelben nach dem andern aufſtelle, und die Kinder gewöhne, an demſelben alle Theile, Formen und Abſichten zu bemerken.

Wenn man die Sache ernſtlich angreift: ſo wird man ſich wundern, wie viel an den gewöhnlichſten Dingen zu bemerken und zu unterſcheiden iſt.

Zum Beyſpiele füge ich den Entwurf zu einer Unterredung über die Handſäge bey, ſo wie ihn mein Gehülfe, Märker, niedergeſchrieben hat.

Die Handſäge iſt neu, groß, ſchwer, brauchbar (nützlich).

Das Sägeblatt iſt ſtählern, lang, breit, neu, glatt, dünn.

Die Zähne des Sägeblatts ſind ſcharf, geſchränkt, dicht, kurz.

Die Angeln des Sägeblatts ſind lang, ſchmal, dünn.

Das Geſtell der Säge iſt hölzern, neu, groß, zuſammengeſetzt.

Die Arme des Geſtells ſind hölzern, gebogen, dick, lang, breit.

Die Zapfenlöcher der Arme ſind rund, groß.

Die Handgriffe der Säge ſind hölzern, kurz, rund, dick.

Die Zapfen der Handgriffe ſind kurz, walzenförmig, dick, eingeſchnitten.

Der Steg der Säge iſt hölzern, lang, dick, gerade.

Die Schnur der Säge iſt hanfen, lang, ſtark, geſpannt, zuſammengedreht, neu.

Der Spanner der Säge iſt hölzern, lang, keilförmig, ſchmal, dünn.*)

*) Anm. Der aufgeſetzte Entwurf iſt einen Bogen lang. Um des Raums zu ſchonen, füge ich davon nur dieſes

So wie nun die Betrachtung der Natur und Kunſt als Erziehungsmittel gebraucht werden ſoll: ſo muß man ſich bemühen, allem übrigen Unterrichte eine ſolche Form zu geben, daß dadurch dieſer Zweck befördert, die Kräfte geübt, die Kinder erzogen werden.

Auf ähnliche Art, wie bey Betrachtung der Natur und Kunſt, ſo muß auch bey dem übrigen erſten Unterrichte alles zur Anſchauung, wo nicht zur äußerlichen, doch zur innerlichen gebracht werden. Bey dem Sprachun-

---

Bruchſtück bey, das aber hinlänglich ſeyn wird, den denkenden Erzieher zu belehren, wie viel an den gewöhnlichſten Dingen des gemeinen Lebens kann bemerkt und unterſchieden werden.

terrichte z. E. muß man anfänglich lauter ſolche Bücher gebrauchen, bey deren Leſung nur Vorſtellungen in der jungen Seele erregt werden, die ſie entweder ſelbſt durch die Anſchauung bekommen hat, und ſie alſo leicht wieder hervorbringen kann, oder die doch mit denſelben in Verwandſchaft ſtehen. Benennungen von überſinnlichen Gegenſtänden durfen darinne gar nicht vorkommen. Töne, mit denen das Kind nicht ſogleich eine Vorſtellung verbinden kann, haben für daſſelbe keinen Reiz, es hat keine Neigung ſie aufzufaſſen, und — wenn es ſie auffaßt, ſo nützen ſie ihm nichts, weil es dabey gar nichts, oder etwas ganz Falſches denkt. Eben deßwegen darf mit Kindern anfänglich noch keine Grammatik getrieben werden.

Dieß wird jetzt ziemlich allgemein angenommen, indem in mehrern, in lebenden Sprachen aufgeſetzten, Leſebüchern für Kinder, ein Beſtreben ſichtbar iſt, die Kinder über Dinge zu unterhalten, die innerhalb ihres Geſichtskreiſes liegen. In der Lateiniſchen Sprache ſind ſolche Bücher ſchon ſeltener, und von den wenigen, welche vorhanden ſind, wird nicht immer Gebrauch gemacht. Man ſchreitet bey dem Unterrichte in dieſer Sprache zu ſchnell zu dem Leſen Römiſcher Schriftſteller, wo eine Menge Wörter vorkommen, zu denen den Kindern die Vorſtellung fehlt, und dieß iſt gewiß eine Haupturſache, warum man bey vielen ſo wenig Luſt zur Erlernung dieſer Sprache bemerkt. Eben deßwegen wird es immer gewöhnlicher, diejenigen Knaben, die nicht zum Studiren beſtimmt ſind, von Erlernung dieſer Sprache loszuzählen. Ich kann dieß nicht billigen. Mehrere Europäiſche Sprachen ſind doch aus dieſer entſtanden, und werden leichter gelernt, wenn man in jener einen guten Grund gelegt hat; überdieß iſt ſie nun einmahl ſo allgemein, daß man nicht leicht ein Buch in neuern Sprachen leſen kann, in welchem ſich nicht hier und da Brocken davon befänden, welche Leſern, die damit ganz unbekannt ſind, immer Steine des Anſtoßes ſeyn müſſen. Dadurch wird es nothwendig, daß den gebildeten Ständen dieſe Sprache nicht ganz fremd ſeyn darf. Hätte der Erzieher ſo viel Kenntniß der Lateiniſchen Sprache, daß er über die aufgeſtellten Gegenſtände der Natur und Kunſt, über merkwürdige Vorfälle in der Familie, kurz über Dinge, die den Kindern anſchaulich wurden, im leichten, aber echten Latein, Aufſätze niederſchreiben könnte, ſie den Kindern vorläſe, von ihnen laut nachſprechen, und in das Deutſche überſetzen ließe: ſo würde er davon großen Nutzen verſpüren. Es würde den Kindern Vergnügen machen, ſie würden eine Menge Lateiniſche Wörter behalten, mit einigen Eigenheiten der Sprache bekannt werden, und bey dem künftigen Leſen der lateiniſchen Schriftſteller weniger Schwierigkeiten finden.

Schriebe ich ein Buch über die Erziehung der Kinder: ſo müßte ich mich noch über den ganzen Unterricht ausbreiten, den Kinder erhalten ſollen: da ich aber von der Erziehung der Erzieher handele: ſo iſt dieß wenige genug, ihnen einen ſehr bedeutenden Wink zu geben, was junge Männer, die ſich der Erziehung widmen, eigentlich zu erlernen haben.

Wenn ich, lieben Freunde! ſehe, wie bey weitem die mehreſten von euch, ſich zu ihrer Beſtimmung vorbereiten: ſo kann ich nicht anders als Euch, und die armen Kleinen, die eurer Aufſicht werden anvertrauet werden, bemitleiden. Ihr lernt die alten Sprachen, etwas Geographie, Geſchichte und Mathematik, höchſtens etwas Franzöſiſch und Muſik, hört einen philoſophiſchen und theologiſchen Curſus, und glaubt nun euch zu Erziehern gebildet zu haben.

Wenn man euch nun den Franz, Robert, Stephan, fünfjährige Knaben, zur Erziehung übergibt, was wollt ihr denn mit ihnen anfangen? Was, von aller eurer Gelehrſamkeit könnt ihr denn in dieſem euern Wirkungskreiſe benutzen? Faſt gar Nichts. Dieſe Kleinen hängen noch ganz an der ſichtbaren Welt, durch deren Betrachtung ſich ihr edlerer Theil entwickeln, und für überſinnliche Vorſtellungen Empfänglichkeit erwerben ſoll; und ihr — ſeyd in der ſichtbaren Welt Fremdlinge. Die Dinge, die euch täglich umgeben, ſind euch unbekannt, und ihr wißt von vielen nicht einmahl den Nahmen anzugeben. Da geht ihr dann mit euern Kleinen durch die Natur, wie ein Landmann durch die Dresdner Bildergallerie. Ey ſehen Sie, ſagt Robert, den Vogel, der hier auf dem Aſte ſitzt! — Wie heißt er? Ich kenne ihn nicht, iſt die Antwort. Freudig kommt Franz gehüpft, mit einer Blume in der Hand, und fragt, kennen Sie dieſe Blume? es erfolgt die nämliche Antwort.

Nun geht es in die Lehrſtunde,

Blumen und alles, was die Kinder aus der ſichtbaren Welt aufgerafft haben, wird ihnen weggenommen, der Trieb nach Anſchauung, der bey ihnen ſo ſtark iſt, wird erſtickt, ihr gebt ihnen, ſtatt Blumen, Bücher in die Hände, und ſtellt ihnen, ſtatt Sachen, Zeichen der Sachen auf, zu deren Erlernung ſie keine Luſt beſitzen. Da verbreitet ſich denn über die Verbindung, in welcher ihr ſo glücklich leben könntet, Mißvergnügen; die Kinder können einen Mann nicht lieb gewinnen, der ſie nicht, auf eine, ihnen angenehme Art, zu unterhalten weiß, und ihr betrachtet Eure Kinder mit Mißfallen, bey denen ihr, mit eurem Unterrichte, wenig oder nichts bewirket.

Folgt alſo, Freunde, dem Rathe eines alten Erziehers, und macht euch mehr mit der ſichtbaren Welt bekannt, nach der Anweiſung, die ihr im folgenden Abſchnitte finden werdet.

Jetzt denke ich mir nun einen Erzieher, der ſich nach meinem Wunſche bildet, in dem Kreiſe ſeiner Zöglinge. Einen Gegenſtand nach dem andern, aus dem Thier- und Pflanzenreiche, und den Werkſtätten der menſchlichen Kunſt, ſtellt er ihnen vor, feſſelt ihre Aufmerkſamkeit daran, unterhält ſich mit ihnen darüber, auf eine, für beyde Theile, ſehr angenehme Art, übt das Empfindungsvermögen, und mehrere Seelenkräfte der Kleinen, und ſpürt davon ſchon in den erſten Tagen die wohlthätigſten Wirkungen. Mit dieſer Beſchäftigung füllt er täglich ein Paar Stunden aus.

Da aber jeder Tag mehr als zwey Stunden hat: ſo fragt es ſich, was ſoll in den übrigen Stunden mit den Kindern vorgenommen werden? Das iſt die ſchwere Frage, die ſich nur wenige Erzieher löſen können. Unterhalten Sie mich doch lieber Herr Richard! ſagte einmahl ein kleiner Junker, der von der Langenweile geplagt wurde, zu ſeinem Hofmeiſter. War dieſer Wunſch unbillig? Muß man den kleinen Mann nicht lieb gewinnen, der einen Ekel gegen die Langeweile bezeigt?

Aber in welche Verlegenheit muß der Erzieher bey dieſem ſo billigen und gerechten Wunſche der Kinder gerathen? Kinder fünf bis ſechs Stunden des Tages zu unterhalten, iſt fürwahr kein leichtes und angenehmes Geſchäfte. Denn womit ſoll man die Kinder unterhalten? Mit Erzählen? Dieß iſt eine ſo angenehme, als nützliche Unterhaltung, wenn man etwa eine Viertelſtunde täglich darauf verwendet. Aber immer erzählen, ermüdet die Kinder, ſo wie den Erzieher. Bilder erklären? Hiermit hat es die nämliche Bewandniß. Bücher zu leſen geben? Kinder von ſo zartem Alter, können noch nicht leſen. Es gehört dazu nicht nur das deutliche Ausſprechen der Zeichen, ſondern auch das richtige Vorſtellen, der dadurch vorgeſtellten Sachen. Sie ſpielen laſſen? Auch dieß bekommen ſie bald überdrüßig. Ja, wenn man ſie mit Nüſſen und Mandeln verſieht, und ihnen Karten und Würfel in die Hände gibt: ſo werden ſie ſich damit mehrere Stunden, auf eine, ihnen ſehr angenehme Art, zu unterhalten wiſſen; wer ſieht aber nicht, daß ihnen dieß eben ſo nachtheilig ſey, als Mohnſaft, deſſen die Kinderwärterinnen ſich oft bedienen, um die Kinder zur Ruhe zu bringen.

Merket auf! Außer dem Vermögen zu empfinden, ſich vorzuſtellen und zu urtheilen, regen ſich in den Kindern noch verſchiedene Kräfte, die nach Uebung ſtreben. Daher die beſtändige Unruhe der Kinder, die den Erziehern ſo läſtig iſt; daher die beſtändigen Ermahnungen: ſtille Kinder! ſeyd ruhig! die die Kinder verſtimmen, und die Gegenwart der Erzieher ihnen höchſt läſtig machen.

Schafft doch den nach Uebung ſtrebenden Kräften der Kinder hinlängliche Uebung, und ihr werdet gewiß finden, daß ſie ſich auf eine angenehme und nützliche Art zu unterhalten wiſſen, euch nicht mehr läſtig ſeyn, ſondern vielmehr die angenehmſte Aufheiterung verſchaffen werden.

Wie ſollen wir, fragt ihr, dieß anfangen? Dieß iſt nun Eure eigene Sache. Wenn ihr auf die Wünſche eurer Zöglinge, auf ihre tägliche Lage merkt: ſo werdet ihr Gelegenheit genug finden, ſie zu beſchäftigen.

Hier ſind indeß einige Winke.

In den Lehrſtunden verlangt ihr, daß ſie ſtets ruhig ſeyn und ſtille ſitzen ſollen. Gegen dieſe Forderung ſtrebt ihre ganze Natur, die durchaus regſam, zur Thätigkeit geneigt, und abgeneigt iſt, ſich blos leidend zu verhalten. Ihr werdet die Kinder verdroſſen machen, und Widerwillen gegen euch erregen, wenn ihr auf eurer Forderung zu ſtreng beſteht. Sucht ſie in beſtändiger Thätigkeit zu erhalten, ſo werdet ihr beyde mit einander zufriedner ſeyn.

Haltet ihnen, alſo keine Vorleſungen, verlangt nicht von ihnen, daß ſie euch blos zuhören ſollen, ſondern laßt euern Vortrag eine beſtändige Unterredung ſeyn, an welcher bald dieſer, bald jener Theil nehmen muß, laßt nach Peſtalozziſcher Lehrart, die ganze Verſammlung von Zeit zu Zeit nachſagen, was ihr iſt vorgeſagt worden.*)

---

*) **Anmerk.** Dieſes laute Nachſprechen der ganzen Verſammlung hat gewiß ſeinen ſehr großen Nutzen. Es erhält die Kinder in Thätigkeit, reizt ſie zum laut ſprechen und prägt den Vortrag ihrem Gedächtniſſe ein. Man muß aber von dieſer Uebung mit Vorſicht Gebrauch machen. Will man gewiſſe Wörter und Sätze dem Gedächtniſſe ſeiner Kleinen einprägen, ſo iſt das öftere, laute Ausſprechen derſelben, von der ganzen Verſamm-

Wird ein Unterricht ertheilt, an welchem die Kinder nicht mit den Augen, ſondern nur mit den Ohren und Sprachwerkzeugen Theil nehmen: ſo wird das Zeichnen der Linien, Winkel

lung, hiezu gewiß ein wirkſames Mittel. Will man aber durch eignes Urtheil den Verſtand üben: ſo halte ich das chormäßige Ausſprechen für zweckwidrig: weil die Kinder dadurch vom Selbſturtheilen abgezogen, und zum Nachbeten gewöhnt werden.

Wie man bey den ſonſt ſo verdrüßlichen ABC-, Syllabier- und Leſeübungen die Kinder in einer angenehmen Selbſtthätigkeit erhalten kann, glaube ich in Conrad Kiefers ABC- und Leſebüchlein hinlänglich gezeigt zu haben.

und Quadrate nach Peſtalozziſcher Art, während des Unterrichts, ihre Hände von allen Spielereyen abziehen, und ihnen eine unterhaltende und nützliche Beſchäftigung gewähren.

Aber außer den Lehrſtunden, was ſollen wir, fragt ihr, denn mit unſern Zöglingen anfangen?

Höret nur auf ihre Wünſche, ſo werden ſie euch ſchon ſelbſt dazu Anleitung geben. Einmahl wollen ſie ein Schiffchen haben, das auf dem Bache ſchwimmen ſoll, ein andermahl Knallbüchſen, Handſpritzen, Bogen und Pfeile, Drachen u. d. g. Von ſolchen Kindereyen ſuchen nun überweiſe Erzieher ſie abzubringen, und verleiden ſo ihnen und ſich ſelbſt das Leben; der wahre Erzieher freuet ſich aber allemahl, ſo oft er ſolch einen Wunſch bey ſeinen Kindern bewerkt, und iſt bereit ihnen Rath und Anweiſung zu geben, wie ſie ſich die gewünſchten Sachen ſelbſt verfertigen können. Selbſt verfertigen ſage ich.

Das Selbſtverfertigen, anfänglich von allerley Spielwerk, und in der Folge wirklich nützlichen Werkzeugen und Geräthen, iſt ein ſo nützliches und angenehmes Geſchäfte, daß ich es zu einer unerläßlichen Forderung an alle Anſtalten, wo die Kinder zweckmäßig erzogen werden ſollen, mache, daß ihnen Anleitung und Gelegenheit zum Selbſtverfertigen gegeben werde.

Dazu gehört denn freylich eine Werkſtatt, mancherley Werkzeuge und Materialien, und Anweiſung davon Gebrauch zu machen. Hat es der Erzieher dahin gebracht, daß ſeine Zöglinge, nach geendigten Lehrſtunden, mit Ihren Händen ſich beſchäftigen, und ihre kleinen Wünſche ausführen können: ſo hat er gewonnen Spiel. Das ſchwere Geſchäft, ſie zu unterhalten, iſt ihm abgenommen, ſie unterhalten ſich ſelbſt — er iſt blos Zuſchauer und Rathgeber. Der Gewinn, der für die Kinder daraus entſpringt, iſt unbeſchreiblich groß.

Erſtlich wird ihr Thätigkeitstrieb befriedigt, und allen den Ausſchweifungen, die aus dem gehemmten Thätigkeitstriebe zu entſpringen pflegen, iſt damit auf einmahl vorgebeugt. Zehn Kinder an der Werkſtatt ſind leichter zu lenken, als drey, die nicht wiſſen was ſie thun ſollen. Zweytens befinden ſich die Kinder dabey ſo wohl; denn iſt denn das nicht das reinſte innigſte Vergnügen, wenn man gewiſſen vorgeſetzten Zwecken ſich immer mehr nähern kann, und ſie endlich ganz erreicht? Jetzt iſt das Schiff fertig, an dem die Kleinen ſeit einiger Zeit arbeiteten — jetzt wird es vom Stapel gelaſſen — wird auf den Bach gebracht, auf dem es nun ſegeln ſoll. Mit welchem Frohlocken geſchieht es! So etwas müßt ihr ſelbſt geſehen haben, lieben Freunde, um euch zu überzeugen, wie ungemein wichtig es ſey, Kindern Gelegenheit zu geben, ſelbſt etwas zu verfertigen.

Drittens werden dabey ſo viele Kräfte geübt. Der Geiſt, der bey der ſonſt üblichen Lehrart, immer dreſſirt wird nach fremden Vorſchriften zu handeln, lebt dabey auf, faßt eigene Jdeen, und erfindet Mittel ſie auszuführen. Das Auge übt ſich die Größen zu meſſen, um jedem Theile des auszuführenden Werkes das nöthige Verhältniß zum Ganzen zu geben; und die Muskeln der Hände werden auf ſo mannichfaltige Art geübt, daß ſie hernach bey den mannichfaltigen Vorfällen des menſchlichen Lebens, in den Verlegenheiten, in die man oft geräth, ſich ſelbſt zu helfen im Stande ſind, ohne daß ſie immer nöthig haben, zu fremder Hülfe ihre Zuflucht zu nehmen. Ein Mann, der ſeinen Händen nicht mancherley Geſchicklichkeiten in der Jugend erworben hat, iſt nur ein halber Mann: weil er beſtändig von andern Leuten abhängig iſt.

Wahrſcheinlich befinden ſich neun Zehntheile der Leſer, mit mir in dieſem Falle. Dieſe frage ich auf ihr Gewiſſen, ob ſie nicht viel drum gäben, wenn ſie in ihrer Jugend Anweiſung bekommen hätten, mit ihren Händen etwas zu verfertigen?

Die Einwendungen, die dagegen werden gemacht werden, ſind mannichfaltig, und ich habe nicht Luſt, mich mit Aufzählung und Widerlegung derſelben aufzuhalten. Die mehreſten derſelben werden doch daher rühren, weil die wenigſten Herren Erzieher Handarbeit gelernt haben, und deßwegen dieſe Erziehungsart verſchreyen und lächerlich zu machen ſuchen. Was würde ich denn bey ihnen ausrichten, wenn ich mit ihnen darüber ſtreiten wollte?

Mit vieler Beredſamkeit ſuchte einſt ein Prediger einige ſeiner Zuhörer von einer gewiſſen übeln Gewohnheit abzubringen. Herr Pfarrer! ſagten ſie, als er ausgeſprochen hatte, Recht mag er wohl haben, aber wir thun es doch nicht. So möchte es mir auch wohl gehen.

Ein Paar Einwendungen kann ich aber doch nicht mit Stillſchweigen übergehen, da ſie vielen Schein haben. Sie ſind dieſe: wenn man die Kinder mit Handarbeiten beſchäftigt, ſo geht zu viele Zeit verloren, und ſie verlieren die Luſt zum Erlernen der Sprachen und Wiſſenſchaften.

Dieß möchte freylich wohl vielmahl der Fall ſeyn, wenn man den Kindern die freye Wahl ließe, ob ſie einen ſchriftlichen Aufſatz verfertigen, oder mit Handarbeit ſich beſchäftigen wollten. So meyne ich es aber nicht. Nur die Freyſtunden ſollen dazu angewendet werden. Je jünger der Zögling iſt, deſto mehr bedarf er Freyſtunden, oder Stunden, in denen er von Geiſtesarbeiten frey iſt; je mehr ſich hingegen des Geiſtes Kräfte entwickeln, deſto mannichfaltigere und anhaltendere Beſchäftigungen kann man ihm geben, deſto mehr mindert ſich auch die Zahl der Freyſtunden.

Die zweyte Einwendung, die man machen könnte iſt dieſe: zu Handarbeiten iſt doch der Gebrauch von allerley ſcharfen und ſpitzigen Inſtrumenten nöthig — wie leicht kann ſich ein Kind damit gefährlich verwunden!

Möglich iſt dieß freylich. Allein der öftere Gebrauch der ſcharfen Werkzeuge lehrt auch zugleich die dabey nöthige Vorſicht. Und die Erfahrung — dieſe iſt doch ſicher auf meiner Seite. Hört man nicht immer von Kindern, die ſich gefährlich verwundeten, und die nie zur Handarbeit Anleitung bekamen? und bey meinen Zöglingen, die ſo mancherley ſpitzige und ſcharfe Werkzeuge in Händen haben, iſt noch nie eine gefährliche Verwundung vorgefallen.

Wenn es alſo ſchlechterdings nöthig iſt, den Kindern Anleitung zu geben, ſelbſt mit ihren Händen etwas zu verfertigen: ſo begreift ihr von ſelbſt, die ihr euch der Erziehung widmet, daß ihr verbunden ſeyd Handarbeit zu erlernen. Es gibt da keinen Ausweg. Entweder ihr müßt euch entſchließen eure Zöglinge den ganzen Tag zu unterhalten, und den Thätigkeistrieb, der ſich in ihren Händen regt, zu lähmen, oder — ihr müßt euch in allerley Handarbeiten ſelbſt ſuchen Geſchicklichkeit zu erwerben.

Können wir, ſagt ihr vielleicht, nicht Handwerksleute annehmen, die in unſerer Gegenwart den Zöglingen die nöthige Anweiſung geben? Verſucht es, und ihr werdet dann alle die Unannehmlichkeiten ſelbſt finden, die aus ſolchen Verbindungen zu entſpringen pflegen.*)

---

*) Anmerk. Da die Erzieher ſo ſelten ſind, die in ihren Händen Geſchicklichkeit beſitzen etwas zu arbeiten: ſo hat es mir Mühe gekoſtet, den Unterricht in einigen Handarbeiten, in meiner Anſtalt einzuführen. Jetzt lernen meine Zöglinge folgendes: anfänglich Verfertigung von allerley Spielereyen aus Papier und Netzſtricken, ferner allerley Dinge aus Holz zu

Ich komme auf den wichtigſten Theil der Erziehung, auf die Gewöhnung zur Sittlichkeit, oder nach gewiſſen richtigen Regeln zu handeln. Wo dieſe fehlt, hat die übrige Erziehung wenigen oder gar keinen Werth. Ich denke mir jetzt einen Jüngling, der unter den Händen ſeines Erziehers geſund und ſtark wurde, ſich mancherley Geſchicklichkeiten erwarb, alle ſeine Geiſteskräfte durch Uebung entwickelte, der nun aber alle dieſe Vorzüge anwendet ſeinen Lüſten Befriedigung zu verſchaffen — was iſt denn durch dieſe Erziehung gewonnen worden? für ihn nichts, ihm fehlt ja die eigentliche

ſchnitzen, Korbflechten, Papparbeiten, Lackiren, Schreinern und Drechſeln.

Menſchenwürde, die in der Freyheit, oder in der Kraft beſteht, ſeine Lüſte zu beherrſchen, und nach richtigen Grundſätzen zu handeln; und glückſelig wird er nie, da es für den Menſchen keine andere Glückſeligkeit gibt, als die aus dem Bewußtſeyn entſpringt, ſeine Pflicht erfüllet, oder nach richtigen Grundſätzen gehandelt zu haben. Und für die menſchliche Geſellſchaft thut er auch wenig. Er wird für ſie nichts thun, wenn dadurch ſeinen Lüſten nicht Befriedigung verſchaffet wird, und wird dadurch Unheil ſtiften, wenn er damit zu ſeinem Zwecke kommen kann. Je mehr ſeine Kräfte ausgebildet ſind, deſto uberlegener iſt er andern, deſto weniger könnten ſie ihm widerſtehen, deſto gefährlicher iſt er für die Geſellſchaft.

Was ſoll ich dieß weitläuftiger ausführen? Dieſe Wahrheit iſt bereits faſt allgemein anerkannt, und man findet ſie faſt in allen Büchern, die über die Erziehung geſchrieben ſind. Wie ſteht es aber mit der Befolgung? zeigen ſich nicht allenthalben moraliſche Ungeheuer, auf deren Unterricht und Kraftentwickelung doch viel Fleiß gewendet wurde? Man ſucht die Urſache davon theils in dem Verderben der menſchlichen Natur, theils in der Mangelhaftigkeit, der ſittlichen Grundſätze, die ihnen mitgetheilt wurden; ich hingegen glaube ihn mehr in einer fehlerhaften Behandlung des jungen Menſchen gefunden zu haben.

Ich will darüber mit niemanden rechten; man erlaube mir aber meine eigene, auf Erfahrung gegründete, Meynung vorzutragen.

Der neugebohrne Menſch kann noch nicht gehen, und das Princip ſeiner Handlungen ſind ſeine Empfindungen. Was ihm angenehme Empfindungen verurſacht, begehrt, was unangenehme Empfindungen bewirkt, das flieht er. Da iſt keine Rückſicht auf Religion oder Moral ſichtbar. Will man dieß moraliſches Verderben nennen, nun ſo thue man es, man erlaube mir aber dann auch, daß ich das Unvermögen zu gehen, das man an dem jungen Menſchen, bemerkt, das phyſiſche Verderben der menſchlichen Natur nenne.

Seit dem man die Laufzäume und Gängelwagen abgeſchaft hat, verliert ſich das phyſiſche Verderben der Natur nach und nach und die Kinder lernen, erſt gehen, dann ſogar laufen und ſpringen. Schafft die moraliſchen Gängelwagen und Laufzäume ab, und der moraliſche Menſch wird ſich eben ſo gut von ſelbſt entwickeln, und erſt gut dann edel zu handeln anfangen.

Und was ſind denn die moraliſchen Gängelbänder? die Gebote und Verbote, und die künſtlichen Mittel, wodurch man die Kinder zu Befolgung derſelben zu gewöhnen ſucht.

Der Menſch hat gegen alle Gebote und Verbote, in ſofern ſie es ſind, eine natürliche Abneigung. Er will immer gern ſeinen eigenen Willen thun, zweifelſt du daran mein Leſer: ſo bemerke nur ſelbſt was in dir vorgeht, wenn deine Freyheit durch Gebote und Verbote eingeſchränkt wird. - So wie bey den Kindern die Menſchwerdung eintritt, wie die Geiſteskräfte ſich entwikeln, zeigt ſich auch die Abneigung gegen Gebote und Verbote. Wenn man nun durch Gebote und Verbote und die damit verknüpften Strafen und Belohnungen ſie zu gängeln ſucht: ſo entſteht Unwille und Abneigung gegen den Befehlshaber, regt ſich ein Beſtreben ſeinen Geſetzen auszuweichen, und wann die Verbindung mit dem Geſetzgeber aufhört, dann zeigt ſich Zügelloſigkeit: weil nichts mehr da iſt, das verhinderte, die Wünſche, die ſie zeither bey ſich hegten, und unterdrücken mußten, zu befriedigen.

Man laſſe daher das Kind immer ſeinen eignen Willen thun, ſo wird es gut werden.

Ihr entſetzt euch über dieſe Behauptung? Ihr fragt wozu es der Erzieher bedürfe, wenn das Kind immer ſeinen eignen Willen thun ſolle?

Lieben Freunde! Leſet das, was nun folgt, mit einiger Aufmerkſamkeit, und ich will mich bemühen ſo deutlich zu ſprechen, als es mir möglich iſt: ſo werden wir hoffentlich am Ende einander die Hände geben, und mit einander eins ſeyn.

Meine Meynung iſt dieſe: der Erzieher ſoll den Zögling dahin zu bringen ſuchen, daß er ſelbſt das Gute wolle, und es thue, nicht deßwegen weil es ihm von andern geboten, und das Gegentheil verboten wird; weil er von der Befolgung des Gebots Belohnung, von der Uebertretung Strafe zu erwarten hat, ſondern weil er es ſelbſt will.

Sind wir denn nun mit einander eins? Ich hoffe es.

Die Frage iſt nur, wie man das Kind dahin bringe, daß es das Gute wolle; dieß iſt ſchwer und nicht ſchwer, je nachdem man es angreift.

Nach meinen Erfahrungen gehört dazu zweyerley.

1. Daß man dem Kinde ſtets die Wahrheit ſage, oder ihm von ſeinen Pflichten die richtige Anſicht gebe.

2. Daß man es dahin bringe, daß es die Wahrheit einſehe.

Hat man es dahin gebracht, ſo will es das Gute, und bedarf nur eine kleine Erinnerung, von Zeit zu Zeit, um es von ſeinen Verirrungen, die freylich nicht fehlen werden, zurück zu bringen.

Man ſey alſo ſtets wahr in ſeinen Ermahnungen! die Kinder haben für die Wahrheit einen ungemein feinen Sinn, der ihnen aber auch jede Unwahrheit bemerkbar macht. Wer alſo durch Unwahrheit ſeine Zöglinge zum Guten zu lenken ſucht, wird ſeines Ziels gewiß verfehlen.

Schreye nicht mein Kind! ſagte einſt eine Mutter, als ſie ihr weinendes Kind durch das Feld führete, es ſind Mäuſe hier im Acker, die kommen hervor wenn ſie dich ſchreyen hören und beiſſen dich.

Wer ſieht nicht das Unvernünftige und Unwahre dieſer Vorſtellung? Das Kind ſchwieg ein Paar Augenblicke. Da ihm aber dann wieder ein Paar Schreye entfuhren, und keine Maus ſich zeigte: ſo ſchrie es weit ſtärker als zuvor.

Handeln denn die Erzieher aber vernünftiger, die ihren Zöglingen von der Erfüllung der Pflichten Folgen verſprechen, die höchſt zufällig ſind, und wegen Verletzung derſelben ihnen Strafen drohen, die ſo ſelten ſich einfinden, als ein weinendes Kind von einer Maus gebiſſen wird?

Fallen nicht ferner diejenigen Erzieher in eben dieſen Fehler, die ihren Zöglingen manches zur Pflicht machen, wozu ſie doch nicht verbunden ſind? Müſſen ſie denn nicht lauter falſche Gründe anführen, um ihre Forderungen zu beſchönigen?

Du willſt z. E. deinen lügenhaften Zögling dahin bringen, daß er die Wahrheit rede: ſo kannſt du ſagen auf eine Lüge gehört eine Maulſchelle; und es ihm auch ſogleich fühlbar machen.

Was wirſt du damit ausrichten? Er wird gegen dich erbittert werden; aber die Neigung zur Unwahrheit wird bleiben.

Oder du kannſt ſagen, wer lügt der ſtiehlt, und wenn du ſo zu lügen fortfährſt, ſo wirſt du ein Dieb und kommſt an den Galgen. Iſt denn dieß wahr?

Oder du kannſt, etwas nachdrücklich ſagen: „Kind! Wenn du lügſt, ſo glaubt man dir nicht mehr. Dieß wäre für dich ein großes Unglück.“

Dieß iſt wahr, und daß es wahr ſey, begreift das Kind leicht.

Aber wenn man ihm die Verbindlichkeit ſich aller Bewegungen im Freyen zu enthalten und acht Stunden täglich ſtille zu ſitzen, begreiflich machen will, wie ſoll man dieß anfangen, ohne die Unwahrheit zu reden? Und wie kann man einem Kinde zumuthen, zu glauben, was nicht wahr iſt, und darnach zu handeln?

Wenn man Kindern die Wahrheit begreiflich machen will, nach welcher ſie handeln ſollen: ſo vergeſſe man ja nicht, wen man vor ſich habe — nicht Menſchen, ſondern Geſchöpfe, die im Stande der Menſchwerdung ſich befinden, bey denen die Vernunft noch Klein iſt. Alle lange zuſammenhängende Ermahnungen, alle abſtrakte Grundſätze, die nur mit der Vernunft können gefaßt werden, ſind unwirkſam. Die Kinder verſtehen nichts davon.

Sie haben aber eine Nachahmungsbegierde, die ſie geneigt macht alles, was ihnen an andern gefällt, nachzuthun. Dieſe muß in Anſpruch genommen werden. Man muß ihnen in wahren oder erdichteten Erzählungen von der Handlungsart, zu welcher man ſie bringen will, Muſter vorſtellen, und ſie ſo lebhaft ſchildern, daß ſie dieſelben glauben vor ſich ſtehen zu ſehen, und ſo gefällig, daß in ihnen der Entſchluß entſteht eben ſo zu handeln. Dabey muß man ſich hüten, die Anwendung geradezu auf ſie zu machen, und ſie zu ermahnen, eben ſo zu handeln. Denn die Kinder ſollen ihren eignen Willen thun. Wenn man ihnen nun die Anwendung auf ſich ſelbſt machen läßt, und ſie faſſen dann ſelbſt den Entſchluß ſo zu handeln: ſo thun ſie ihren eignen Willen.

Ich habe von der Wirkſamkeit dieſer Art des Unterrichts ſehr viele Erfahrungen gemacht. Oft, nicht immer, aber oft, wann ich eben recht aufgelegt war, in meiner Erklärung meines erſten Unterrichts in der Sittenlehre, meinen Zöglingen ein gewiſſes Muſter recht anſchaulich darzuſtellen, umſchloſſen ſie mich, am Ende der Lehrſtunde, und bathen: o Vater! laß uns doch auch ſo handeln!

Die Kinder haben ferner Verſtand, der auffaßt, was ihm anſchaulich dargeſtellt wird. Dieſer muß ebenfalls in Anſpruch genommen werden. Man muß ihnen die Verbindlichkeit ſo und nicht anders zu handeln, ſo anſchaulich als möglich zu machen ſuchen. Sobald ſie dieſelbe gefaßt haben, iſt auch gewiß der Entſchluß da, darnach zu handeln.

Dazu gehört eine eigne Gewandheit, die nur durch Uebung erlangt werden kann. Zu allen Zeiten iſt man nicht aufgelegt dazu, und da thut man beſſer, daß man ſeinen Vortrag ſo lange verſchiebt, bis man ſich dazu aufgelegt fühlt. Dann kann man aber auch Wunder thun.

Von den vielen Erfahrungen die ich in dieſer Rückſicht gemacht habe, will ich nur eine anführen, die ich neuerlich zu machen Gelegenheit hatte.

Vor einiger Zeit riß bey meinen Pflegeſöhnen die üble Gewohnheit ein, daß ſie immer die Schlüſſeln zu ihren Schränken und Kiſten verloren. Da ſie einen gefälligen Schloſſer zur Seite hatten, der ihnen ſogleich drey Schlüſſel auf einmahl verfertigte: ſo ſetzten ſie auf dieſelben gar keinen Werth mehr. Ich konnte ihnen deßwegen ſcharfe Verweiſe geben, konnte auf das Schlüſſelverlieren eine große Strafe ſetzen, und noch mancherley thun das Nichts würde gewirkt haben. Aber eben deßwegen weil ich vorherſahe, daß dieß alles nichts helfen würde, that ich lieber gar nichts, und ließ ſie eine Zeitlang Schlüſſeln verlieren ſo viel ſie wollten. Endlich fiel mir ein, wie ich ihnen die Verbindlichkeit ihre Schlüſſeln in Acht zu nehmen anſchaulich machen könnte.

Als ſie daher einmahl in Reihe und Glied vor mir ſtanden, hielt ich einen Schlüſſel in die Höhe und ſagte: jetzt gebt Achtung! Jetzt lieben Freunde! Will ich eine Vorleſung halten über — den Schlüſſel. Die Materie, aus welcher der Schlüſſel beſteht, iſt gewöhnlich Eiſen. In Anſehung ſeiner Form bemerken wir dieſen Theil, der heißt Kamm, und dieſen, der iſt das Rohr, und dieſen, das iſt der Griff.

Dieß habt ihr freylich alles lange ſchon gewußt, jetzt will ich euch aber noch etwas ſagen, was wenigſtens zwey Drittheilen von euch unbekannt war, nämlich was eigentlich ein

Schlüſſel iſt. Hättet ihr dieß gewußt, ſo würdet ihr gewiß auf eure Schlüſſeln einen größern Werth geſetzt haben.

Achtung! (die folgenden Worte wurden langſam und mit großem Nachdrucke ausgeſprochen.) Ein Schlüſſel iſt das Mittel, das Behältniß, zu dem er gehört, zu öffnen. Wenn ich alſo den Schlüſſel zu meinem Schranke verliere: ſo bekommt der Finder das Mittel in die Hände, meinen Schrank zu öffnen. Verliere ich viele Schlüſſel: ſo erhalten die Domeſtiquen, die Handwerksleute, die Tagelöhner, die Bettler, die in unſere Häuſer kommen nach und nach Mittel den Schrank zu öffnen. In dieſem Falle thäte ich beſſer, wenn ich ihn gar nicht mehr verſchlöſſe, da erſparte ich mir doch die Mühe des Auf- und Zuſchließens. Das Zuſchließen wäre ja doch vergeblich. Daß es möglich ſey, ſeinen Schlüſſel nicht zu verlieren, dieß beweiſt der Schlüſſel, den ich hier in der Hand habe, den ich im Jahre nach Chriſti Geburt 1766 verfertigen ließ, der alſo nun beynahe 40 Jahre alt iſt.

Mit dieſen Worten trat ich ab, und überließ die Verſammlung ihrem eignen Nachdenken.

Der Erfolg davon war, daß das Schlüſſelverlieren ſogleich aufhörte, und daß nunmehr ſeit zwey Monathen, von meinen Pflegeſöhnen kein einziger nöthig gehabt hat, ſich einen neuen Schlüſſel verfertigen zu laſſen.

Und worinne liegt denn die Zauberkraft, die dieß bewirkte?

1. Darinne, daß ich durch den ſonderbaren Eingang zu meiner Rede aller Erwartung ſpannte, und ſie zur Aufmerkſamkeit brachte. Was hätten die triftigſten Vorſtellungen vermocht, wenn man nicht darauf aufmerkſam geweſen wäre?

2. Daß ich den Werth der Schlüſſel, und die Verbindlichkeit ſie zu bewahren, recht anſchaulich machte.

3. Daß ich ſie dadurch dahin brachte, daß ſie die Verbindlichkeit ihre Schlüſſel zu bewahren begriffen, und ſich ſelbſt entſchloſſen, dieß zu thun.

Ich hielt dieſen Vortrag öffentlich: weil er einen Fehler betraf, der faſt allgemein war.

Man hüte ſich ein gleiches zu thun, wenn man ein einzelnes Kind zu Erfüllung einer Pflicht oder Ablegung eines Fehlers bringen will. Man wird dabey ſeines Zwecks gewiß verfehlen: denn die Wirkung öffentlicher Ermahnungen, die eine gewiſſe Perſon betreffen, iſt allemahl Beſchämung, wodurch eine Art von Betäubung hervor gebracht wird, die den Ermahnten unfähig macht aufzumerken; ſehr oft wird dadurch auch Erbitterung gegen den Ermahner bewirkt, die den Vorſatz erzeugt die Ermahnung nicht zu befolgen.

Die Kinder haben ferner Sinnlichkeit, die man auch benutzen muß. Dieß geſchieht, wenn man durch Ton und Mienen das ausdrückt, was man ſagen will. Da ich hiervon ſchon oben geſprochen habe: ſo iſt es überflüßig darüber weitläuftiger zu reden. Ich bemerke nur dieß noch, daß es ungemein wichtig ſey, durch Ton und Miene auf Kinder zu wirken, die Vernunftgründe noch nicht faſſen können. Wer dieß verſteht, der richtet durch einen Blick, ein Wort, die Beyfall oder Mißfallen ausdrücken, mehr aus, als ein anderer durch eine lange Gottesverehrung.

Die Einwendungen, die gegen dieſe Erziehungsart werden gemacht werden, ſehe ich voraus, und übergehe ſie mit Stillſchweigen: weil ſie jeder Denkende leicht ſelbſt widerlegen kann.

Nur eine kann ich nicht unerörtert laſſen.

„Der Menſch, wird man ſagen, muß gehorchen lernen, wenn er in die menſchliche Geſellſchaft paſſen ſoll. Was ſoll aus der Geſellſchaft werden, wenn man ihr Glieder zuzieht, die gewöhnt ſind, keinen andern, als ihren eigenen Willen zu thun? Die Revolutionen, die Staatsumwälzungen, die Königsmorde, die in unſern Tagen vorgefallen ſind, die ſind die Früchte der liberalen Erziehung, die man jetzt den jungen Leuten gibt.“

lieben Freunde! Ereifert euch nicht zu ſehr! Denkt nur an die Frauenzimmer in N., von denen ich oben geſprochen habe, die an Nervenkrankheiten ſterben, ſeitdem die Schnepfenthäler Zöglinge ſich im kalten Waſſer baden! Die Staatsumwälzungen und Königsmorde hängen mit der liberalen Erziehung eben ſo zuſammen, wie die Nervenkrankheiten der Frauenzimmer in N. mit dem kalten Baden der Schnepfenthäler Zöglinge. Wie? Sind denn etwa die berüchtigten Staatsumwälzer, nach der hier empfohlnen Methode, erzogen worden? Oder haben ſich diejenigen, die ſo erzogen wurden, durch Inſubordination ausgezeichnet? Und wenn es von hunderten einer that, was beweißt dieſes? Man ſuche doch junge Leute zu überzeugen (und wie leicht iſt dieß) daß es Pflicht ſey, die Vorſchriften derer zu befolgen, die ihnen vorgeſetzt ſind, und ſie dahin zu bringen, daß ſie es ſich ſelbſt zum Geſetz machen, dieß zu thun: ſo iſt es ja gut. Sie werden dann immer geneigt ſeyn, die Vorſchriften ihrer Vorgeſetzten zu befolgen, ohne daß es nöthig iſt, ihnen in jedem einzelnen Falle die Gründe davon anzugeben.

Freylich ſetze ich voraus, daß ein vernünftiger Erzieher ſeinen Zögling nicht willkührlich behandele, daß er ihm keine Vorſchriften gebe, die nicht auf wahren Gründen beruhen; freylich muß ich zugeben, daß der Zögling künftig wahrſcheinlich in Lagen kommen werde, wo er willkührlich und unvernünftig behandelt wird. Was iſt denn aber dabey zu thun? Sollen wir das Kind vielleicht unvernünftig behandeln, damit es an die unvernünftige Behandlung, die ſeiner in der Zukunft wartet, gewöhnet werde? Dieß wäre doch wirklich eine ſonderbare Forderung.

Man bereite es darauf zu, man zeige ihm in Beyſpielen, welch willkührliche Behandlung ſich oft der Menſch gefallen laſſen müſſe, und mache ihm die Verbindlichkeit begreiflich, ſich derſelben zu unterwerfen, ſo lange man von dem willkührlichen Behandler abhängig iſt, und er nicht eine Handlungsart von uns verlangt, die wir für unrecht halten.

Wollt Ihr meine jungen Freunde, euch alſo der Erziehung widmen, ſo müßt ihr nothwendig lernen den Kindern die praktiſchen Wahrheiten ſo anſchaulich zu machen, daß ſie dieſelben auffaſſen, annehmen, ſich die Befolgung derſelben zum Geſetz machen, und ſo ihren eignen Willen thun. Gewöhnt ihr ſie blos, durch allerley Künſteleyen, Euern Willen zu thun: ſo iſt ihre ganze Moralität eine Windmühle, die ſtille ſteht, ſobald ſie von einer Anhöhe ins Thal geſetzt wird, auf welches der Wind nicht wirken kann. Wollt ihr Ihnen die Wahrheit vorpredigen, ohne euch drum zu bekümmern, ob ſie dieſelbe faſſen, ſo erzieht ihr Kinder, an denen, wie ihr zu ſagen pflegt, Hopfen und Malz verloren iſt, bey denen kein Zureden, kein Ermahnen etwas hilft, von denen ihr klagt, daß ihr immer tauben Ohren predigt. Die Urſache davon liegt nicht in ihren Ohren; ſondern in eurer leiſen Sprache, weil ihr nicht ſo zu ſprechen gelernt habt, daß es durch die Ohren in die Seele dringt.

Statt alſo euch die Köpfe über das oberſte Moralprincip zu zerbrechen, lernt nur die allgemein anerkannten praktiſchen Wahrheiten den Kindern recht faßlich und annehmlich zu machen.

Der Gewinn, der daraus entſpringt iſt groß — ſehr groß. Sobald das

Kind das Gute ſelbſt will: ſo erzieht es ſich ſelbſt, und funfzig Kinder, die das Gute wollen, ſind leichter zu lenken, als ein einziges, dem es noch nie eingefallen iſt, gut zu werden. Sobald ein Kind eine Sprache lernen will, ſo lernt es ſie, und in einer einzigen Lehrſtunde, die ihm darinne gegeben wird, kommt es weiter, als ein anderes, das dieſe Sprache nicht erlernen will, und vom Morgen bis zum Abend darinne Unterricht bekömmt.

Iſt der Zeitpunkt da, wo ſich bey den jungen Leuten Empfänglichkeit für das Ueberſinnliche zeigt: ſo muß man nun den praktiſchen Wahrheiten, die man ſie lehrete, eine höhere Sanction dadurch geben, daß man ſie zu überzeugen ſucht, daß dieſelben Gottes Wille ſind. Wie dieß anzufangen ſey, glaube ich in meinem Heinrich Gottſchalk gezeigt zu haben, und werde es ausführlicher zeigen in dem chriſtlichen Religionsunterrichte, den ich nächſtens hoffe liefern zu können.

Dabey kommt denn aber freylich wieder viel auf den Vortrag des Lehrers an. Er muß ſo zuverſichtlich und eindringlich zu ſprechen wiſſen, daß die Zuhörer überzeugt werden, daß er ſelbſt alles, was er ſagt, von ganzem Herzen glaube, er muß die Wahrheit mit ſolchen Gründen zu unterſtützen wiſſen, daß ihnen kein Zweifel dagegen übrig bleibt.

Plan zur Erziehung der Erzieher.

Man errichte vor allen Dingen eine Pflanzſchule für Erzieher. Man berufe die berühmteſten Erzieher aus allen Weltgegenden zuſammen, ſtelle ſie, als Lehrer der Erziehungskunſt, an, und gebe jedem tauſend bis funfzehnhundert Thaler Gehalt, damit er gegen Sorgen gedeckt ſey; man ſtelle einen Lehrer der Zergliederungskunſt an, und ſorge dafür, daß es nicht an Leichnamen fehle, an denen er den jungen Erziehern den Bau des menſchlichen Leibes zeigen kann; man berufe ferner einen Lehrer der Heilkunde, welcher Vorleſungen über die Kinderkrankheiten hält, und die zweckmäßigſten Heilmittel kennen lehrt; man errichte eine Bücherſammlung, in welche alle Schriften aufgenommen werden, die von Griechen, Römern, Franzoſen, Engländern, Italienern, Deutſchen, Dänen, Schweden, über die Erziehung ſind geſchrieben worden, damit der künftige Erzieher eine recht vielſeitige Anſicht von ſeinem Geſchäfte bekomme. Man errichte ferner einen Leſeſaal, in welchem alle Zeitſchriften, die in Deutſchland, wo möglich auch in andern gebildeten Ländern Europas, heraus kommen, zu finden ſind, damit es die Pflanzſchule ſogleich erfahre, wann irgend Jemand etwas neues in der Erziehungskunſt erfunden hat. Könnte damit ein Schauſpielhaus verbunden werden, in welchem die Erzieher monatlich ein Paar Schauſpiele aufführten: ſo wäre es deſto beſſer, ſo lernten ſie Ton, Miene und Anſtand des Körpers bilden. Unumgänglich nöthig wäre aber die Anlegung eines Gartens, in welchem, ſo viel als möglich, alle Pflanzen geſetzt würden, die unſer Erdball hervorbringt.

Die Ausführung dieſes Plans würde freylich groſſe Summen koſten; iſt die Erziehung aber nicht das Wichtigſte für den Staat? Werden die Unterthanen nicht gern die ſchwereſten Auflagen ſich gefallen laſſen, wenn ſie von dem wohlthätigen Zwecke derſelben belehret werden? Wenn Schriftſteller und Prediger ſich vereinigen, ihnen die Wichtigkeit der Sache begreiflich zu machen? Wird der Fürſt nicht gern ſeine Schätze öffnen, um ſolch eine Anſtalt zu unterſtützen, die für den Staat von ſo unabſehlich wichtigen Folgen ſeyn kann und ſeyn muß?

Solch einen Plan zu entwerfen, wäre ich vielleicht vor vierzig Jahren fähig geweſen, da das Blut noch flüchtig durch meine Adern ſtrömte, in meinem Gehirne Entwürfe auf Entwürfe ſich erzeugten, ohne daß mich die Bedenklichkeit beunruhigte, ob ſie auch in der wirklichen Welt ausführbar wären. Jetzt aber, da das Blut etwas langſamer fließt, fallen mir doch gegen dieſen Plan allerley Bedenklichkeiten ein.

Erſtlich glaube ich doch, daß es etwas ſchwer ſeyn werde, die Summen, die zur Ausführung deſſelben nöthig ſind, aufzubringen; zweytens wenn dieß auch wäre: ſo würde darüber ſo viel Zeit verfließen, daß unſere jetzt lebende Jugend aufwüchſe, ohne ſich der wohlthätigen Wirkungen deſſelben zu erfreuen. Dieß wäre doch wirklich Schade! Drittens gebe ich zwar zu, daß, wenn alles gelänge, der Staat eine Menge vielſeitig gebildeter Erzieher erhalten würde, die von der Erziehungskunſt recht viel ſprechen und ſchreiben könnten; ob aber ein einziger im Stande ſeyn würde, ein Kind wirklich zweckmäßig zu erziehen, daran zweifle ich ſehr.

Ich will alſo dieſen Plan, der ſich gut leſen, aber ſchwer ausführen läßt, lieber ganz aufgeben, und jedem, der ſich der Erziehung widmet, einen etwas einfachern vorlegen, der in den drey Worten begriffen iſt. Erziehe dich ſelbſt!

Dieſer hat den Vorzug, daß er ſehr einfach iſt, wenig Geld koſtet, gleich nach Leſung dieſes Buchs von allen, die dafür Sinn haben, kann ausgeführt werden, und Erzieher bilden wird, die nicht blos von der Erziehung ſprechen und ſchreiben, ſondern wirklich erziehen können.

Wer nun glaubt, von mir noch etwas lernen zu können, der merke auf die Winke, die ich ihm jetzt zur Selbſterziehung geben werde.

1. Sey geſund!

Ein kranker Mann iſt ein armer Mann, alle Geſchäfte werden ihm ſchwer, aber keins ſchwerer, als die Erziehung. Im krankhaften Zuſtande iſt man ſehr reizbar, jeder Muthwille, jede Unbeſonnenheit der Jugend erregt Unwillen. Man muß ſich alſo in einer Geſellſchaft, welcher Muthwillen und Unbeſonnenheit eigen ſind, ſehr übel befinden, weil man ſich alle Augenblicke von derſelben für beleidigt hält.

Und wie will man ſie in einem ſteten Zuſtande unangenehmer Empfindungen erziehen können? Alle Ermahnungen werden von Galle triefen, oder mit einem zitternden Tone vorgebracht werden. Dieſer wird nichts wirken, und jene wird ſchaden. Die vielen Klagen, die man über die Unfolgſamkeit der Jugend hören muß, rühren gewiß großentheils von der Kränklichkeit der Erzieher her. Und wie kann man ſich zutrauen, geſunde Kinder erziehen zu können, wenn man ſelbſt ungeſund iſt?

Dieß iſt ja aber, wird man ſagen, eine ſonderbare Forderung: ſey geſund! Geſund will freylich ein jeder ſeyn; hängt denn die Geſundheit aber von ſeinem Willen ab?

Allerdings. Vorausgeſetzt, daß keins der Eingeweide verletzt iſt, und du deinen Körper nicht durch Ausſchweifungen ſehr geſchwächt haſt: ſo kannſt du geſund ſeyn, wenn du nur ernſtlich willſt. Der ernſtliche Wille hat auf den Körper einen mächtigen Einfluß. Härte ihn nur nach und nach ab, ſey mäßig und enthaltſam, widme den Tag der Arbeit, und die Nacht der Ruhe, und wenn du dem ohnerachtet zu kränkeln anfängſt, an Statt zur Apotheke deine Zuflucht zu nehmen, ſuche lieber den Grund deines Uebelbefindens zu erfahren. Dieß kannſt du, wenn du über deine bisherige Lebensweiſe nachdenkſt. Haſt du den Grund deines Uebelbefindens erſt entdeckt, ſo wird es dir leicht ſeyn, dir durch einfache Mittel zu helfen. Unpäslichkeiten z. E., die von Ueberladung des Magens herrühren, werden oft durch Verſagung einer Mahlzeit gehoben. Etwas mehreres hierüber zu ſagen, trage ich deßwegen Bedenken, weil es das Anſehen gewinnen würde, als wenn ich den Arzt machen wollte, welches mir doch nie in den Sinn gekommen iſt. Es mache ſich ein jeder mit ſeiner Natur bekannt, erforſche, woher ſeine Krankheit komme, und lerne die einfachen Mittel kennen, dieſelbe zu heben: ſo wird er ſich eine dauerhafte Geſundheit erwerben können.

Das geht bey mir nicht! Höre ich viele ſagen. Lieber Freund, verſuche es, ich hoffe es wird gehen. Ich kenne mehrere Perſonen, die ſonſt viel mit körperlichen Leiden kämpfen mußten, aber durch Befolgung dieſer einfachen Vorſchriften, zu einer feſten Geſundheit gelangt ſind. Geht es bey dir aber wirklich nicht, entweder, weil dir der Sinn für die echte Geſundheitspflege fehlt, oder weil dein Körper fehlerhaft gebauet iſt, oder, weil durch irgend eine Urſache etwas darinne iſt zerſtöret worden: ſo befolge meinen Rath, entſage der Erziehung, und widme dich einem andern Geſchäfte. Sie würde dir äußerſt läſtig werden, und du würdeſt, auch bey dem beſten Willen, mehr Schaden, als Nutzen ſtiften.

2. Sey immer heiter!

In einer heitern Stunde iſt man unter ſeinen Zöglingen allmächtig. Sie hängen an uns mit ganzer Seele, ſie faſſen alle unſere Worte auf, ſie befolgen alle unſere Winke. Könnteſt du immer heiter ſeyn: ſo wäre kein leichter Geſchäfte als die Erziehung. Es gibt Perſonen denen die Heiterkeit angeboren iſt, denen alles von der lachenden Seite erſcheint; Dieſe bedürfen dieſer Ermunterung nicht, vielmehr muß ich ſie erinnern, daß zur Erziehung auch Ernſt nöthig ſey, wenn man ſein Anſehen behaupten, und ſeinen Erinnerungen die nöthige Wirkſamkeit verſchaffen will.

Allein die Zahl derer, die von der Natur mit Heiterkeit beſchenkt wurden, iſt ſehr klein, die mehreſten ſind mehr für Mismuth empfänglich und befinden ſich daher gewöhnlich in einer unzufriedenen Stimmung des Gemüths. Daß bey dieſer unangenehmen Stimmung die Erziehung ſehr ſchwer wird, und wenig nutzt, weiß jeder, und fühlt daher die Verbindlichkeit, nach ſteter Heiterkeit zu ſtreben. Sich dieſelbe zu verſchaffen, iſt ſo ſchwer nicht, als manche vielleicht glauben werden.

Man ſuche nur erſt den Urſprung des Mismuths auf: ſo wird es etwas Leichtes ſeyn, ihn wegzuſchaffen. Warum frage ich dich alſo lieber Leſer! biſt du denn immer ſo mismuthig?

Meine Lage — antworteſt du.

Du irreſt dich mein Freund! es iſt

wahr, daß immer eine Lage geeigneter iſt, den Mismuth zu reizen als die andere; allein der eigentliche Grund des Mismuths liegt doch immer in dir ſelbſt. Ein Mann voll Kraft und hellen Einſichten muß im Stande ſeyn, ſich von ſeinen Umgebungen unabhängig zu machen, und ſeiner Heiterkeit aus ſich ſelbſt Nahrung zu geben. Er iſt ruhig, wann es auch um ihn her ſtürmt und wetterleuchtet, und zufrieden wann um ihn herum Unzufriedenheit herrſcht. Ein anderer, dem dieſe Kraft und Einſichten fehlen, iſt finſter und mismuthig, auch wann ihn alles anlacht.

Der Grund des Mismuths liegt oft in einem fehlerhaften Zuſtande des Körpers. Wer nun gelernt hat, ſich geſund zu erhalten, wird auch gegen dieſe Art des Mismuths ſich ſchützen können.

Oft, und vielleicht mehrentheils, entſpringt er aber aus einem fehlerhaften Zuſtande der Seele, und zwar vorzüglich aus der übeln Gewohnheit, ſich von ſeinen Umgebungen unangenehme Vorſtellungen zu machen. Sehet! lieben Freunde! es gibt eine doppelte Welt. Die eine iſt auſſer uns, die andere in uns. Jene Welt iſt von unſern Vorſtellungen unabhängig, dieſe beſteht in den Vorſtellungen, die wir uns von derſelben machen. Auf erſtere können wir nur wenig wirken, dieſe aber iſt unſer Werk, wir ſind Schöpfer derſelben. Iſt alſo die Welt außer dir, nicht ſo wie ſie, deiner Meinung nach, ſeyn ſollte: ſo ſchaffe dir ſelbſt eine Welt, die dich anlacht, die dich zur Heiterkeit ſtimmt, lerne allen Dingen eine angenehme Anſicht abgewinnen, dir von ihnen beruhigende, aufheiternde, Vorſtellungen zu machen und — deine Heiterkeit iſt feſt, wenigſtens ſo feſt gegründet, als es in dem Larvenſtande, in dem wir uns befinden, möglich iſt.

Laß uns einmahl mit dieſer Schöpfung einen Verſuch machen, und ſehen, ob von dem Kreiſe, in dem du wirkſt, nicht eine angenehme reizende Vorſtellung möglich ſey.

Du wandelſt und wirkſt in einem Kreiſe von Kindern. Wer ſind ſie?

Werdende Menſchen.

Wer gab ſie dir?

Gott, der alles gibt.

In welcher Abſicht?

Um ſie zu leiten, daß ſie ſich zu vernünftigen, freyen, thätigen, glückſeligen Weſen bilden, und dir dadurch Gelegenheit zu ſchaffen, dich ſelbſt zu veredeln.

Aber ihre Untugenden?

Sind Reizungen zum Nachdenken über den Urſprung derſelben, und die beſten Mittel ſie wegzuſchaffen.

Und die Schwierigkeiten, die man dir in den Weg legt?

Sollen dich reizen deine Kräfte anzuſtrengen, um ſie zu überwinden.

Der Undank, mit dem du belohnt wirſt?

Schafft dir Gelegenheit dich zu üben reinſittlich zu handeln.

Sind ſolche Anſichten nicht ungemein aufheiternd? Begreifſt du nicht die Möglichkeit, wie ein Mann, der ſich eine Fertigkeit erworben hat, ſeinen Umgebungen ſolche Anſichten abzugewinnen, ſich die Heiterkeit eigen machen kann?

Aber ſolche Anſichten bekommen zu können, muß man freylich einen höhern Standpunct zu erreichen ſuchen, auf dem man, über das Sichtbare wegſehend, ſeinen Blick auf das Unſichtbare richten kann. Hier verſchwindet alle Unordnung, Verwirrung und alles Uebel, und öffnet ſich ein Feld, wo lauter Harmonie und erhabne Zwecke ſichtbar ſind.

Denen, die Neigung haben dieſen höhern Standpunkt zu erklimmen, habe ich dazu die Hand geboten in dem bekannten Buche — **Der Himmel auf Erden.**

Ich zweifle nicht daß junge Erzieher, welche die, in dieſem Buche gegebenen, Vorſtellungen ſich eigen machen, ſich bey ihrem Geſchäfte zur Heiterkeit zu ſtimmen, erlernen werden.

3. **Lerne mit Kindern ſprechen und umgehen.**

Jede Claſſe von Menſchen hat ihre eigne Sprache und Gewohnheiten, mit welchen man viele Bekanntſchaft haben muß, wenn man ſich bey ihr wohlbefinden und gefallen will. Daher iſt der Stubengelehrte ängſtlich und macht ſich lächerlich, wann er in den Kreis der höhern Stände eintritt, und weiß nicht wie er ſich benehmen ſoll, wann er in eine Geſellſchaft von Ackerleuten kömmt.

Ein ähnliches Schickſal haben junge Männer, die nur mit Büchern und erwachſenen Perſonen umgingen, wann Kinder ihnen anvertrauet werden. Sie wiſſen nicht wie ſie ſich benehmen ſollen, ſie ſind immer in Verlegenheit und — gefallen den Kindern nicht, denen ihre Geſellſchaft läſtig iſt. Woher kommt dieß? die Sprache und die Gewohnheiten der Kinder ſind ihnen fremd.

Macht euch alſo mit denſelben bekannt! Statt viel über die Erziehung zu leſen, und pädagogiſche Vorleſungen zu hören, ſucht lieber Kinder auf, in deren Geſellſchaft ihr täglich ein Paar Stunden verlebt. Kinder gibt es ja allenthalben, wo Menſchen wohnen, ihr werdet ſie gewiß auch antreffen auf dem Platze, wo ihr euch befindet. Vielleicht habt ihr einen Hauswirth, einen Nachbar, einen Freund oder Verwandten, der mit Kindern geſegnet iſt, und dem es lieb ſeyn wird, wenn ihr ſie bisweilen unterhalten wollt.

Zum Stoffe der Unterhaltung ſchlage ich euch zuerſt vor die Erzählung.

Die Erzählung hat für alle Kinder

Reiz, und ſobald eine Perſon, die gut erzählen kann, ihren Mund öffnet; ſo ſammeln ſich die Kinder um ſie, wie die Küchlein, wann die Mutter lockt. Und dieſes Herzudrängen, dieſe ſichtbare Begierde nach Erzählung, macht denn auch dem Erzähler ſein Geſchäft leicht und angenehm.

In unſern Tagen, wo ſo viele Bücher für Kinder geſchrieben ſind, kann es an Stoffe zur Erzählung nicht fehlen. Das beſte, das ich kenne, iſt der Campe'ſche Robinſon.

Wenn du nun zu erzählen anfängſt, ſo bemerke wohl, wie ſich deine kleinen Zuhörer dabey benehmen. Sind ihre Augen und Ohren auf dich gerichtet, bitten ſie dich, wann du ſchließen willſt, daß du weiter erzählen ſollſt, ſo iſt es ein Zeichen, daß ſie in deiner Erzählung Unterhaltung finden; werden ſie aber ſchläfrig oder fangen an zu ſpielen und ſich unter einander zu necken: ſo muß es irgend wo fehlen. Du wirſt vielleicht meynen, es fehle am guten Willen der Kinder. Ich glaube aber daß du dich irreſt, da die Kinder, ſo weit ich ſie kenne, alle an Erzählungen Vergnügen finden. Der Fehler liegt vielmehr ſicherlich, entweder an dem Inhalte der Geſchichte, die du vorträgſt, — oder an dir ſelbſt.

Vielleicht enthält deine Geſchichte nichts, für Kinder Anziehendes. Verſuche es daher mit einer andern, feſſelt dieſe ihre Aufmerkſamkeit mehr: ſo hätteſt du vorhin in der Auswahl der Erzählung gefehlt. Nur hüte dich, deine Kleinen mit Feen- und Zaubergeſchichten zu unterhalten. Dieſe hören ſie freylich ſo gern, als ſie Pfefferkuchen eſſen; ſie ſind aber ihrem Geiſte ſo nachtheilig, als der Pfefferkuchen ihrem Magen.

Sollteſt du aber finden, daß die Kinder, bey allen deinen Erzählungen, zerſtreut und untheilnehmend blieben: ſo liegt der Fehler ſicher in dem Tone deines Vortrags; und du haſt dann um ſo mehr Urſache, daran zu beſſern, da die Abſicht deiner Erzählung doch vorzüglich iſt, mit Kindern ſprechen zu lernen.

Hier ſind einige Winke, wie du deinen Erzählungston verbeſſern kannſt.

Der Mann ſpricht wie ein Buch, pflegt man zu ſagen, wenn man jemanden, wegen ſeiner Unterhaltungsgabe, einen Lobſpruch beylegen will. Wenn du aber dich mit deinen Kindern unterhältſt, ſo rathe ich dir: ſprich nicht wie ein Buch, ſondern wie ein Menſch im Umgange mit Menſchen zu ſprechen pflegt, ſprich die Sprache des gemeinen Lebens. Wenn man ein Buch ſchreibt: ſo wählt man jedes Wort und jede Redesart, und vermeidet viele Ausdrücke des gemeinen Lebens, als unedel. Vermeide du bey deinen Erzählungen keinen Ausdruck als unedel, deſſen du dich im täglichen Umgange nicht zu ſchämen pflegſt, dadurch bekommt deine Erzählung Leben, und wird für Kinder anziehend.

Vermeide ferner, ſo viel du kannſt, allgemeine Ausdrücke, weil dieſe Kindern weniger faßlich ſind, und nenne lieber die Sachen einzeln, die dadurch bezeichnet werden. Du kannſt z. E. ſagen die Mutter, als ſie von ihrer Reiſe zurück kam, brachte ihren Kindern Früchte und Spielwerk mit; du kannſt dieſen Satz aber auch ſo ausdrücken: da die Mutter von ihrer Reiſe zurück kam, brachte ſie Fränzchen und Wilhelminchen allerley artige Sachen mit, Aepfel, Birnen, Haſelnüſſe, eine Schachtel voll kleine Teller, Leuchter, Schüſſeln, Löffel, Bilder u. dgl.; die letzte Vorſtellung hat für die Kinder ſicher mehr Reitz als die erſte.

Sey ferner in deiner Erzählung etwas umſtändlich, und vergiß nicht in dieſelbe allerley Nebenumſtände einzuweben, die die Handlung begleiteten. So kannſt du der obigen Erzählung, durch Einflechtung folgender Nebenumſtände, mehr Leben geben:

„Ach wenn doch die Mutter nur ein Mahl wieder käme! Sagte Fränzchen zu Wilhelminchen. Kaum hatte ſie es geſagt, ſo raſſelte etwas unter dem Fenſter. Fränzchen ſah hinaus, erblickte ihre Mutter in einem Reiſewagen, ſprang mit Wilhelminchen hinaus — da ſtieg die Mutter heraus, umarmte ihre Kinder, ließ den Koffer vom Wagen nehmen und in die Stube tragen. Die Kinder folgten ihr, und waren begierig zu ſehen, was in dem Koffer wäre. Jetzt wurde er geöffnet und ausgepackt. Auch eine Schachtel wurde ausgepackt, und den Kindern hingeſetzt. Neugierig öffneten ſie dieſelbe, und fanden darinne allerley artige Sachen, die ihnen Freude machten; Aepfel, Birnen u. ſ. w.

Führe ferner die Perſonen immer redend ein, und laß ſie in dem Tone ſprechen, wie ſie wirklich würden geſprochen haben.

Z. E. Fränzchen erblickte ihre Mutter — Wilhelmine! rief ſie, die Mutter iſt da —

Die Mutter? ſagte Wilhelmine — und beyde ſprangen die Treppe hinab — Mutter! gute liebe Mutter! ſagten ſie, und fielen ihr um den Hals.

Guten Kinder! ſprach dieſe, indem ſie dieſelben an ihre Bruſt drückte, wie ſehr habe ich mich nach euch geſehnet. Ihr ſeyd doch noch geſund?

W. Recht geſund! Haſt du uns etwas mit gebracht?

M. Wollen ſehen! Hans trag dieſen Koffer in meine Stube.

W. Was wird in dem Koffer ſeyn? u. ſ. w.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß du immer in dem Tone ſprechen mußt, in welchem die Perſon, die du redend einführeſt, würde geſprochen haben, und dir daher Mühe geben, deine Stimme in deine Gewalt zu bekommen. Wilhelmine die Mutter iſt da! muß ganz anders ausgeſprochen werden als das: Guten Kinder! Wie ſehr habe ich mich nach euch geſehnt!

Durch dieſe beſtändige Abwechſelung des Tons bekommt nicht nur deine Erzählung Leben, ſondern deine Stimme bekommt auch die gehörige Geſchmeidigkeit, die dir unentbehrlich iſt, wenn du mit Nachdruck und Herzlichkeit zu deinen Pflegbefohlnen ſprechen willſt.

Endlich ſuche auch in deine Erzählung Handlung zu bringen. Dieß geſchieht alsdann, wenn du durch deine Mienen und die Bewegung deiner

Glieder, die Handlungen, welche du erzählſt, auszudrücken ſuchſt.

Z. E. das: Wilhelmine die Mutter iſt da! muß mit einer Miene ausgeſprochen werden, die den höchſten Grad der Freude ausdrückt. Dabey darfſt du nicht in ruhiger Stellung bleiben, ſondern mußt eine ſolche annehmen, in welche ein Kind durch die Freude, über die unvermuthete Zurückkunft der geliebten Mutter, verſetzt zu werden pflegt.

Zum Stoffe der Unterhaltung mit Kindern ſchlage ich ferner vor: Erklärung ſolcher Bilder, die für Kinder etwas Anziehendes haben.

Freylich haben alle Bilder für Kinder etwas Anziehendes, aber doch immer eins mehr als das andere. Abbildung der lebendigen mehr, als Vorſtellung der lebloſen Natur, Thiere mehr als Menſchen, handelnde Weſen mehr als ſolche, die ſich in einer ruhigen Stellung befinden. Die Abbildung eines Hahnenkampfes hat für Kinder ſicher mehr Anziehendes, als die Vorſtellung aller hünerartigen Vögel. Dieſe werden Kinder zwar auch einige Zeit mit Vergnügen betrachten, aber ſich daran bald ſatt ſehen. Bey Betrachtung des Hahnenkampfes werden ſie hingegen länger verweilen, und ſie öfters mit Vergnügen wiederhohlen.

Bey Verfertigung der Kupfer zu Conrad Kiefers Abc- und Leſebüchlein, wie auch zum erſten Unterrichte in der Sittenlehre, iſt auf dieſe Bemerkungen Rückſicht genommen worden.

Alles, was von der Erzählung iſt geſagt worden, gilt auch von der Erklärung der Bilder, du mußt, wenn ſie Kinder an dich ziehen ſollen, bey derſelben die nämlichen Winke befolgen, die ich dir in Anſehung jener gegeben habe.

Ueber beydes könnte ich dir noch vieles ſagen: wenn du aber Drang fühlſt, durch Erzählung und Bildererklärung deine Kleinen an dich zu ziehen, ſo wirſt du von ſelbſt alles beſſer lernen, als ich es dir ſagen kann.

4. Lerne mit Kindern dich beſchäftigen.

Bey den jetzt beſchriebenen Unterhaltungen biſt du die handelnde Perſon, und die Kinder ſind blos Zuhörer und Zuſchauer. Dieß Verhältniß, ſo angenehm es ihnen anfänglich iſt, würde ſie doch ermüden, wenn es zu lange dauern ſollte: da ihr Trieb zur Selbſtthätigkeit dabey keine Befriedigung findet. Du mußt daher auch Unterhaltungen ſuchen, an denen ſie thätigen Antheil nehmen können. Zu dieſen rechne ich zuerſt das Spiel, nämlich ein ſolches, das einen nützlichen Zweck hat, entweder dem Leibe eine freye, angenehme Bewegung und Behendigkeit zu verſchaffen, oder die geiſtigen Kräfte zu üben.

Dieſe Spiele kannſt du zum Theil von den Kindern ſelbſt lernen; wenn, du ſie von deinen Pflegbefohlnen angeben läßt, und bisweilen die Spielplätze anderer Kinder beſuchſt, theils kannſt du Anleitung zu denſelben finden in GutsMuths Spielen für Kinder.

Bey der Wahl derſelben haſt du auf zweyerley Rückſicht zu nehmen; daß ſie einen wirklich nützlichen Zweck haben, und daß ſie deinen Kleinen Vergnügen machen.

O ihr alle, die ihr euch der Erziehung weyhet, lernet, ich bitte euch, lernet mit Kindern ſpielen! Ihr werdet durch dieſe Uebung drey wichtige Zwecke erreichen: die Kinder an euch ziehen und ihre Liebe und Zutrauen erwerben, die Gabe mit ihnen zu ſprechen und ſie zu behandeln euch mehr eigen machen, und — Gelegenheit finden, in das Innerſte eurer Kleinen zu ſehen, da ſie bey dem Spiele weit offner und freyer handeln, als in andern Lagen; und ſich mit allen ihren Fehlern, Schwachheiten, Einfällen, Anlagen, Neigungen zeigen, wie ſie wirklich ſind.

Wer mit Kindern nicht ſpielen kann, wer in dem Wahne ſteht, daß dieſe Art der Unterhaltung mit Kindern unter ſeiner Würde ſey, ſollte eigentlich nicht Erzieher werden.

Da wir doch aber nicht blos zum Spielen beſtimmt ſind, und die Kinder deſſelben bald überdrüßig werden würden, wenn ſie ſonſt gar keine Beſchäftigung hätten: ſo wirſt du bald das Bedürfniß anderer etwas ernſtlicherer Beſchäftigungen fühlen. Worinne dieſe beſtehen ſollen, iſt vorhin gezeigt worden.

Jetzt fragt es ſich nur, wie du dir die Geſchicklichkeit dazu erwerben kannſt. Daher rathe ich dir

5. **Bemühe dich, dir deutliche Kenntniſſe, der Erzeugniſſe der Natur zu erwerben.**

Durch deutliche Kenntniß verſtehe ich Kenntniß der Merkmahle, wodurch man die verſchiedenen Claſſen und Gattungen der Naturerzeugniſſe von einander unterſcheiden kann.

Dazu fehlt es mir, antworteſt du vielleicht, an Gelegenheit. Wirklich? du lebſt ja in der Natur, und biſt mit Erzeugniſſen derſelben umgeben, die um dich her wachſen und leben.

Gewöhne dich nur eines derſelben nach dem andern genau zu betrachten und die Merkmahle aufzuſuchen, wodurch ſie ſich von andern, ihnen ähnlichen, unterſcheiden. Dadurch wirſt du deinem Unterſcheidungsvermögen ſchon einige Fertigkeit erwerben. Aber die Worte werden dir fehlen, womit du jedes Naturerzeugniß und ſeine Merkmahle benennen ſollſt.

Daher mußt du nun einen Freund aufſuchen, der mit der Natur ſich bekannt gemacht hat, und der dir einige Anleitung gibt, die Merkmahle der Naturerzeugniſſe, z. E. in der Pflanzenkunde die verſchiedenen Theile der Blumen aufzuſuchen, und dir die Kunſtausdrücke, mit welchen ſie pflegen benennt zu werden, bekannt macht. In unſern Tagen, wo die Naturkenntniß immer weiter ſich verbreitet, ſind ſolche Freunde ſo ſelten nicht, als vor zwanzig Jahren. Sollteſt du auch einige Stunden weit gehen müſſen, um dieſen Freund zu finden: ſo iſt es doch der Mühe werth, bisweilen einen Weg zu ihm zu machen.

Ferner mußt du dir einige Bücher

zu verſchaffen ſuchen; die dir Anleitung geben, die Natur kennen zu lernen.

Auch hieran iſt jetzt ein Ueberfluß. Unter der Menge derſelben nenne ich nur, in der Pflanzenkunde: Dietrichs Anleitung zur Kenntniß der Pflanzen; Deutſchlands Flora von Hofmann und Röhling; in der Thierkunde: Leskens Naturgeſchichte, und in beyden: Bechſteins gemeinnützige Naturgeſchichte des In- und Auslandes.

Findeſt du nun ein Naturerzeugniß, von deſſen Natur und Nahmen du dir Kenntniß zu erwerben wünſcheſt, z. B. eine Pflanze: ſo ſiehe zuerſt auf die Merkmahle der Claſſe, dann der Gattung, ferner der Ordnung, wobey du dich vorzüglich an die Merkmahle halten mußt, die am mehreſten in die Augen ſpringen, dann ſchlage dein Buch nach, und ſuche die Claſſe und Gattung auf, zu welcher deine Pflanze gehört: ſo wird es dir nicht ſchwer ſeyn, auch die Ordnung zu finden, zu welcher ſie gerechnet, und den Nahmen, mit welchem ſie benennt wird. Frage dann bisweilen deinen Freund, ob du dich nicht geirret habeſt, du wirſt dich dann freuen, wenn du wirklich gefunden haſt, was du ſuchteſt, und ſelbſt dein erkannter Irrthum wird dir lehrreich ſeyn, und dich vor ähnlichen Verirrungen bewahren.

Ich gebe dir dieſen Rath um deſto zuverſichtlicher, da ich aus Erfahrung weiß, daß verſchiedene junge Männer, während eines kurzen Aufenthalts in meiner Anſtalt, ſich auf dieſem Wege nicht gemeine Kenntniſſe der Natur, vorzüglich der Pflanzen, erworben haben.

Da ich vorhin hinlänglich glaube bewieſen zu haben, daß die Betrachtung der Natur zur Unterhaltung der Kinder, zur Weckung und Uebung ihrer Geiſteskräfte, höchſt nöthig ſey: ſo ergibt ſich hieraus, von ſelbſt, daß du mit der Natur dich bekannt machen mußt, wenn du mit Vergnügen und mit Nutzen erziehen willſt.

Dieſe Bekanntſchaft wird dir groſſe und mannichfaltige Vortheile gewähren. Für dich wird ſie eine ergiebige Quelle des Vergnügens ſeyn: weil du nun nicht mehr durch die Welt als ein Fremdling wandelſt, dem alle ſeine Umgebungen unbekannt ſind, ſondern als ein Einheimiſcher, der auf den Bergen und in Thälern, im Waſſer und dem Innern der Erde, Bekannte antrift, mit denen er ſich unterhalten kann. Noch wichtiger wird ſie dir im Umgange mit deinen Kleinen ſeyn, da ſie dir den mannichfaltigſten Stoff zur Unterhaltung und zum Unterrichte darbietet, dich deinen Kleinen wichtig und unentbehrlich macht, und dir Gelegenheit gibt, beſonders im

Sommer, manche Stunde, bey deinen Kleinen, auf eine höchſt nützliche und angenehme Art mit dem Sammeln und Trocknen, der Pflanzen auszufüllen.

6. Lerne die Erzeugniſſe des menſchlichen Fleißes kennen.

Da dieſe einen ſehr mannichfaltigen Stoff zur lehrreichen Unterhaltung mit Kindern geben, wie ich vorhin zeigte, ſo iſt die Kenntniß derſelben unentbehrlich. Bey der ſonſt gewöhnlichen Erziehung blieb uns dieſelbe faſt ganz fremd; von den mehreſten Dingen die uns umgeben, hatten wir keine deutliche Vorſtellungen, und die Nahmen der verſchiedenen Theile derſelben waren uns unbekannt. Suchen wir uns dieſe Kenntniß nicht zu verſchaffen: ſo können wir ſie auch unſern Pflegeſöhnen nicht mittheilen, ſie werden ſich daher gewöhnen, ihre Umgebungen nur oberflächlich anzuſehen, und ſich mit einer dunkeln Erkenntniß derſelben begnügen.

Alſo, Freund! der du dich der Erziehung widmeſt, bemühe dich mit den mancherley Erzeugniſſen des menſchlichen Fleißes bekannt zu werden, und lerne vorzüglich ihre Materie, ihre Theile, ihre Form, ihren Zweck kennen und richtig benennen. Die Gelegenheit dazu wirſt du finden, wenn du ſie ſucheſt. Die Perſon, die die Sache verfertigt hat, und die ſie gebrauchet, wird dir über alles, was du zu wiſſen verlangſt, Aufſchluß geben können.

Triffſt du z. E. einen Ackermann an, der deinen Gruß freundlich erwiedert; ſo laß dich mit ihm in ein Geſpräch ein, über ſein Geſchäfte, und über das Werkzeug, deſſen er ſich bedient, um Furchen zu ziehen, und den Acker zu Hervorbringung des Getraides, das dich nährt, zu zubereiten. Laß dir von ihm die verſchiedenen Theile des Pflugs benennen, und die Abſicht anzeigen, in welcher ſie an demſelben angebracht ſind. Er wird mit Vergnügen deine Fragen beantworten, und du wirſt da mancherley kennen lernen, das dir zuvor unbekannt war, und dich freuen es gelernt zu haben.

So beſuche die Werkſtatt des Schreiners, des Drechslers, des Schmids u. ſ. w., unterhalte dich mit ihnen, über die Materien, die ſie bearbeiten, über die Form, die ſie ihnen geben, die Werkzeuge deren ſie ſich bedienen, um zu ihren Zwecken zu kommen; beſuche ferner die Plätze, wo Maſchinen aufgeſtellt ſind, die, durch den Druck einer mäßigen Kraft, große Wirkungen hervorbringen, z. E. ein Mühlwerk, und laß dir die verſchiedenen Theile, ihre Benennungen und Abſichten, bekannt machen u. ſ. w.

Du wirſt bey ſolchen Unterredungen mit der producirenden Menſchenclaſſe oft mehr an nützlichen Kenntniſſen und Fertigkeiten erwerben, als in dem Hörſale manches Philoſophen. Du wirſt mit dieſer zahlreichen, ſo wichtigen, der menſchlichen Geſellſchaft unentbehrlichen, Menſchenclaſſe umgehen, und ſprechen lernen, eine Gabe, die nicht immer dem Stubengelehrten eigen iſt; du wirſt einen Schatz von Kenntniſſen dir erwerben, die du in der Folge im Kreiſe deiner Pflegeſöhne benutzen kannſt; die gewöhnlichſten Dinge werden dir Stoff zur Unterhaltung mit ihnen darbieten; du wirſt dich endlich gewöhnen, die Dinge nicht oberflächlich, ſondern genau anzuſehen, und dieſe Gewohnheit deinen Zöglingen mittheilen.

7. Lerne deine Hände brauchen.

Wer den Zucker in der Kaffeſchale mit dem Löffelchen herum rührt, gebraucht ſeine Hände zwar auch; aber daß man einen ſolchen Gebrauch nicht verſtehe, wenn man den andern ermundert, ſeine Hände brauchen zu lernen, ergibt ſich von ſelbſt.

Seine Hände brauchen lernen heißt vielmehr, durch mancherley Uebungen alle Muskeln derſelben in ſeine Gewalt zu bekommen ſuchen, um damit mancherley verrichten und verfertigen zu können.

Und da hier von der Bildung zum Erzieher die Rede iſt: ſo mußt du vorzüglich ſolche Geſchäfte verrichten, und ſolche Sachen verfertigen lernen, die dir bey der Erziehung nützlich ſeyn können.

Perſonen, von denen du in dieſer Hinſicht etwas lernen kannſt, findeſt du allenthalben, und ſie werden mehrentheils geneigt ſeyn, dir die Handgriffe, die ſie bey ihren Arbeiten anwenden, bekannt zu machen.

Triffſt du z. E. eine Perſon an, die die Geſchicklichkeit beſitzt, durch Biegung des Papiers mancherley Figuren zu verfertigen: ſo halte dieſes nicht für zu geringe, ſuche es zu erlernen. Es wird dir in der Folge bey den Kindern, die dir anvertrauet werden, vorzüglich bey ſolchen, deren Hände noch zu ſchwach ſind, um

Werkzeuge gebrauchen zu können, mannichfaltige Vortheile gewähren.

So nimm auch Unterricht im Netzſtricken, wenn du hiezu Gelegenheit findeſt: weil du auch hiermit deine Kleinen auf eine angenehme und nützliche Art wirſt beſchäftigen können.

Suche auch einen Gärtner auf, bey dem du bisweilen in die Lehre gehen kannſt. Lerne den Spaten und Rechen gebrauchen, ein Gartenbeet anlegen, und mache dir die Vortheile bekannt, die bey Ausſäung, Pflanzung und Abwartung der gewöhnlichen Gartengewächſe zu beobachten ſind. Wenn dann bey deinen Pflegebefohlnen die Neigung zum Gartenbau erwacht: ſo wirſt du derſelben nicht entgegen arbeiten, du wirſt ſie zu nähren und zu befriedigen ſuchen, der Gehülfe und Rathgeber der kleinen Gärtner, und ſo für ſie eine ſehr wichtige Perſon ſeyn.

Vorzüglich ſuche Gelegenheit, wo du lernen kannſt, das Holz und Pappe zu bearbeiten. Dieſe Arbeiten empfehle ich dir vorzüglich, weil ſie ſo reinlich ſind, und nicht ſo, wie viele andere, Veranlaſſung geben, die Hände, Kleidung und das Zimmer zu beſchmutzen, und — weil du dabey mancherley Werkzeuge, das Schnitzmeſſer, den Hobel, den Meiſſel, den Bohrer, den Hammer, den Schraubſtock u. ſ. w. brauchen lernſt.

Weißt du mit ſolchen Werkzeugen umzugehen, dann iſt deine Kraft und Wirkſamkeit um ein merkliches vergrößert, und du biſt in den Stand geſetzt, ſie auf deine Kleinen überzutragen, und ſie zu der ſo wichtigen, nützlichen und angenehmen, Selbſtverfertigung anzuführen.

Woher will ich, fragſt du, die Zeit hernehmen, um dieß alles erlernen zu können?

Dadurch veranlaſſeſt du mich dir den ſiebenten Wink zu geben.

7. Gewöhne dich mit deiner Zeit ſparſam umzugehen.

Zeit iſt Geld, ſagte, wenn ich nicht irre, Franklin; vermuthlich um Leuten, in deren Augen nichts ſo großen Werth hat, als Geld, den großen Werth der Zeit begreiflich zu machen. Ich ſage aber, Zeit iſt mehr als Geld: Da man, durch gute Anwendung der Zeit, viel Geld erwerben, aber durch keine Geldſummen ſich Zeit erkaufen kann.

Die Zahl der Familien iſt nicht klein, die über Geldmangel klagen. Sie beſuchen die Schauſpiele nnd Concerte, bewirthen oft ihre Bekannten an Tafeln, die mit den mannichfaltigſten und theuerſten Speiſen beſetzt ſind; ahmen, in Verzierung ihrer Zimmer, den Perſonen vom erſten Range nach, richten ſich in ihrer Bekleidung nach den Geſetzen der Mode, und klagen dann, daß ihre Einnahme nicht zureichen wolle.

Wie dieſen Familien könne geholfen, wie ſie in eine Lage könnten verſetzt werden, wodurch der Geldmangel mit einem Mahle aufgehoben würde, ſieht ein jeder, nur ſie ſelbſt nicht.

Freund! der du fragſt, wo ſoll ich Zeit hernehmen, dieß alles zu erlernen? In dem Bilde ſolcher Familien biſt du ſelbſt gezeichnet. Die ſchönſten Stunden des Tages, die Morgenſtunden, bringſt du vielleicht im Bette zu. Dann ſetzeſt du dich an den Tiſch und lieſeſt die Zeitungen, Zeitſchriften und andere Schriften, die dir von der Leſegeſellſchaft, deren Mitglied du biſt, ſind zugeſchickt worden; Nachmittags beſuchſt du Geſellſchaften, Abends ſitzeſt du bey dem Spieltiſche. Wenn ich dir nun rathe, die Natur kennen, und die Hände brauchen zu lernen, so fragſt du mich, woher ſoll ich die Zeit nehmen, dieß alles zu erlernen?

Denke doch nur darüber nach, wie du deine Zeit am zweckmäßigſten anwenden willſt, und thue das, was dir deine Vernunft dann rathen wird: ſo wirſt du Zeit genug haben, nicht nur dieſes, wozu ich dir rathe, ſondern noch weit mehr zu erlernen.

Stehe früh auf, ſo haſt du gleich ein Paar Stunden gewonnen, in welchen du viel erlernen kannſt.

Da bey der Annäherung des Morgens die ganze Natur, die Nachtvögel ausgenommen, erwacht, ſo iſt es unſchicklich, daß der Menſch, der in gewiſſen Rückſichten Herr der Natur iſt, dann im Schlafe liege. Die Abweichung von dieſer Ordnung der Natur, hat gewiß ſehr mannichfaltige traurige Folgen, vorzüglich für den Erzieher. Deine Zöglinge müſſen doch, wenn ſie anders geſund bleiben, und vor Entkräftung bewahret werden ſollen, früh aufſtehn. Wirſt du ſie dazu gewöhnen können, wenn du dich ſelbſt von der Sonne in deinem nächtlichen Lager beſcheinen läßt?

Denken und beobachten muß immer dein Hauptgeſchäfte ſeyn: dadurch wird deine Geiſteskraft geübt, und du ſammelſt einen Schatz ſelbſterworbener Kenntniſſe, von deren Wahrheit du überzeugt biſt; und die du bey deinen Arbeiten anwenden kannſt. Leſen mußt du auch, um dir mehr Stoff zum Denken zu verſchaffen. Geſchieht dieß mit Mäßigung, mit Auswahl, vorzüglich in Hinſicht auf das Fach, dem du dich gewidmet haſt: ſo verſchaffſt du deinem Geiſte eine geſunde, ſtärkende Nahrung.

Lieſeſt du aber, ſo wie es jetzt gewöhnlich iſt, unmäßig: ſo kommſt du mir vor wie ein Menſch, der den ganzen Tag ißt. Sein ſtets beladener Magen macht ihn zum Denken unfähig, und ſeine Säfte werden durch die heterogenen Nahrungsmittel, die in dieſelben übergehen, verderbt. Das beſtändige Leſen füllt den größten Theil des Tages aus, und raubt dir die Zeit, die du zum Denken und Handeln anwenden ſollteſt. Du faſſeſt eine Menge Begriffe, wahre, halbwahre und falſche durch einander, auf, die dich verwirren und zu keiner Selbſtſtändigkeit kommen laſſen. Heute urtheilſt du ſo, die nächſte Woche behaupteſt du das Gegentheil, je nach dem das Buch urtheilt, das du zunächſt durchgeleſen haſt.

So nachtheilig würde dir das unmäßige Leſen ſeyn, wenn du auch keine beſtimmte Geſchäfte hätteſt. Weit größerer Nachtheil entſpringt aber hieraus, wenn du gewiſſe beſtimmte Geſchäfte, wie z. E. die Erziehung, übernimmſt.

Jetzt trittſt du unter deine Kleinen, aber nur mit dem Körper, dein Geiſt iſt abweſend und wandelt noch in dem Ideenkreiſe, in welchen ihn die Zeitſchrift verſetzte, die du eben jetzt aus der Hand gelegt haſt. Daher hörſt du nicht recht, und ſiehſt verkehrt, und deinen Reden fehlt der nöthige Nachdruck. Du übernimmſt die Aufſicht über ſie, mit der Zeitſchrift in der Hand, verlangſt nun von ihnen eine, ihnen unnatürliche, Stille, damit du im Leſen nicht geſtöret werdeſt; bey jedem Geräuſche, bey jeder Frage, die an dich geſchieht, wirſt du unwillig, und läßt dich wohl zu einem auffahrenden Tone verleiten. Ihre Handlungen zu beobachten biſt du unfähig, und deine Gegenwart wirkt nicht vielmehr als eine Vogelſcheu, die in den Waizen geſtellt iſt, um die Sperlinge abzuhalten. Eine Zeitlang fürchten ſie dieſelbe, nach und nach gewöhnen ſie ſich daran, und ſetzen ſich am Ende gar darauf.

Willſt du alſo, Freund! ein wirklich guter Erzieher werden, ſo befolge meinen Rath und mäßige dich im Leſen. Bedenke daß das Leſen immer nur Mittel zur Erreichung höherer Zwecke ſeyn muß, und daß du eine Thorheit begehſt, wenn du das Mittel zum Zwecke machſt. Du wirſt dann viel Zeit erſparen, die du nun zur Erwerbung ſolcher Kenntniſſe und Fertigkeiten anwenden kannſt, die dir bey dem Erziehungsgeſchäfte unumgänglich nöthig ſind. Denke an Peſtalozzi! Würde er wohl der mächtigwirkende Mann geworden ſeyn, der er iſt, wenn er die Zeit, die er auf das Denken und Beobachten verwendete, mit Leſen zugebracht hätte?

Du wirſt ferner eine große Zeiterſparniß machen, wenn du dich nicht zu ſehr an die Geſellſchaftlichkeit gewöhneſt.

Daß die Geſellſchaftlichkeit ihre großen Vortheile habe, und der mäßige Genuß derſelben Bedürfniß ſey, wer wird dieß leugnen?

Aber mehrere halbe Tage die Woche hindurch in Geſellſchaft zu verleben, iſt Zeitverſchwendung, iſt wahrer

Müßiggang, der ſo, wie jeder Müßiggang, viel Böſes lehrt, und dem Erzieher die Zeit raubt, die er auf Vorbereitung und Abwartung ſeines Geſchäfts verwenden ſollte. Wirſt du nur die Hälfte der Zeit, die du bisher verplaudertest, in der Natur oder in der Werkſtatt zubringen: ſo wirſt du bald ein anderer Mann werden.

Noch eins! Du biſt doch wohl kein Spieler? Du haſt doch wohl nicht die Gewohnheit angenommen, halbe Tage oder Abende hinter der Spiel-Charte zuzubringen? Wäre dieſes: ſo mußt du von neuem geboren werden, es muß eine gänzliche Aenderung mit dir vorgehen, wenn du zum Erziehen tüchtig ſeyn willſt. Haſt du denn noch gar nicht über den Werth der Zeit nachgedacht? noch gar nicht überlegt, wie viel ein vernünftiger Menſch in einer Stunde denken, lernen und wirken kann? Wie kannſt du denn mit deinen Lebensſtunden ſo verſchwenderiſch umgehen? Wie willſt du denn erziehen können, wenn die Spielſucht dich beherrſcht? Wirſt du, wann die Spielſtunde ſchlägt und dich zum Spieltiſche ruft, dich nicht von deinen Pflichten losmachen? Wirſt du deinen Pflegbefohlnen wohl Selbſtbeherrſchung predigen können, wenn du ſelbſt Sclave der Spielſucht biſt? Wird dein Exempel nicht auf deine Kleinen Einfluß haben, und ihnen Neigung zum Chartenſpiele beybringen?

Alſo Freund! der du mit dieſer Sucht behaftet biſt, wähle! entſage dem Chartenſpiele oder der Erziehung, weil beyde ſich ſo wenig mit einander vertragen, wie die Arbeiten in einem Hammerwerke, mit dem Spielen auf der Harmonica.

So glaube ich dir denn die Frage: *Wo ſoll ich denn die Zeit hernehmen, dieß alles zu erlernen*, hinlänglich beantwortet zu haben. Entſage nur alle den Gewohnheiten, die Zeit zu verſchwenden, die du bisher angenommen hatteſt; ſo wirſt du überflüßige Zeit haben, das alles zu erlernen, was das Erziehungsgeſchäfte erleichtern und begünſtigen kann.

9. Suche mit einer Familie oder einer Erziehungsgeſellſchaft in Verbindung zu kommen, deren Kinder oder Pflegeſöhne ſich durch einen hohen Grad von Geſundheit auszeichnen.

Warum? Das wirſt du leicht errathen. Wenn du Erzieher werden willſt, ſo mußt du auch lernen deine Pflegebefohlne geſund zu erhalten. Dazu könnteſt du dir zwar auch die nöthigen Kenntniſſe in den Schulen der Aerzte, und aus den Büchern, die ſie ſchreiben, erwerben; ich glaube aber du erwirbſt ſie dir leichter und ſicherer, im Umgange mit Perſonen, die es bewieſen haben, daß ſie zur Erhaltung der Geſundheit der Kinder die nöthige Einſicht und Geſchicklichkeit beſitzen. Siehe! Der Baumgärtner hat mehrere tauſend junge Bäume unter ſeiner Aufſicht, die bey ſeiner Pflege wachſen und gedeihen, ohne daß er eine genaue Kenntniß ihrer innern Theile beſitzt, ohne Phyſiologie der Pflanzen ſtudiert zu haben. Er lernte die Behandlungsart derſelben von dem Exempel ſeines Vaters oder Lehrmeiſters.

Auf ähnliche Art wirſt du auch lernen können die Geſundheit der Kinder zu erhalten. In dem Umgange mit den Perſonen, mit denen ich dir rathe in Verbindung zu kommen, wirſt du ſehen, wie ſie die Kinder behandeln um ihrem Körper Kraft und Feſtigkeit zu verſchaffen, und was ſie mit ihnen thun, wann ſie ſich übel befinden.

Im letztern Falle mußt du dreyerley verſtehen: zu erfahren, wo es den Kindern fehle, was ihr Uebelbefinden veranlaßt habe, und das einfache Mittel, wodurch die Unordnung im Körper gehoben warden könne.

Alles dieß wird weit ſicherer durch den Umgang mit ſolchen Perſonen, unter deren Aufſicht die Kinder gedeihen, als durch ärztliche Vorleſungen und Bücher erlernt: weil man bey den erſtern die Sachen durch die Anſchauung, und bey dieſen durch die Beſchreibung wahrnimmt, bey deren Anwendung man ſich ſo leicht irren kann.

19. Suche dir eine Fertigkeit zu erwerben, die Kinder zur innigen Ueberzeugung von ihren Pflichten zu bringen.

Wie nöthig dieß ſey habe ich vorhin gezeigt. Sobald die Ueberzeugung da iſt, entſteht auch der Entſchluß zur Pflichterfüllung. Das Kind thut nun ſeine Pflichten, nicht weil ſie von andern geboten, nicht wegen der Belohnungen und Strafen, die mit der Erfüllung und Vernachläſſigung derſelben verknüpft ſind, ſondern, weil es überzeugt iſt, daß es nothwendig ſo ſeyn muß.

Deßwegen denke ſelbſt oft über deine Pflichten nach, und ſuche dich von der Verbindlichkeit ſie zu erfüllen, zu überzeugen. So lange dir dieſe Ueberzeugung fehlt, ſo lange du nur durch die Umſtände dich zur Pflichterfüllung beſtimmen läßt, ſo lange wird es dir auch ſchwer ſeyn ſie mitzutheilen, und deine Ermahnungen werden ſo kalt und unwirkſam ſeyn, als die Predigten eines Jacobiners von den Pflichten der Unterthanen gegen die Obrigkeit. Biſt du aber dazu gelangt: ſo wirſt du auch Drang empfinden, ſie auf deine Kleinen überzutragen, der dich beredt machen und deinem Vortrage die nöthige Wärme und Wirkſamkeit verſchaffen wird. Was von Herzen kommt, geht wieder zu Herzen.

Iſt z. E. die Ueberzeugung von der Pflicht der Selbſtbeherrſchung bey dir lebendig geworden: ſo wird ſie dir auch ſtets gegenwärtig ſeyn, und du wirſt ſie deinen Kleinen leicht anſchaulich machen können.

Uebe dich nun darinne, durch anſchauliche Darſtellung der Pflichten die Kinder zur Ueberzeugung davon zu bringen. Jede Uebung verſchafft Fertigkeit, und je öfterer ſie wiederhohlt wird, deſto mehr Vortheile, leicht zu ſeinem Zwecke zu kommen, zeigt ſie uns.

Dieſer Zweck iſt bey der Erziehung, in moraliſcher Hinſicht, doppelt: erſtlich den von ihren Pflichten überzeugten Kindern zur Erfüllung Neigung einzuflößen; zweytens ſie zu beſtimmen gewiſſe Pflichten ſogleich auszuüben.

Beyde Zwecke wirſt du erreichen: wenn du eine Fertigkeit dir erwirbſt, alles recht anſchaulich darzuſtellen, und die Pflicht gleichſam zu verſinnlichen.

Da der Mangel an Geiſteskraft die erſte und vorzüglichſte Urſache iſt, warum die Kinder gegen die Pflicht Abneigung haben, und auch dann, wann die Neigung wirklich da iſt, ſie doch ſehr oft vernachläſſigen: ſo mußt du dich mit einem Vorrathe von Bildern verſehen, unter denen du die Nothwendigkeit, nach ſeinen Einſichten zu handeln, und die Sinnlichkeit zu beherrſchen, daß unſere geiſtige Kraft immer die regierende, der Leib mit ſeinen Begierden die gehorchende ſeyn müſſe, vorſtelleſt. Dieſes kannſt du verſinnlichen durch das Bild eines Reiters, eines Hausvaters, eines Fürſten; kannſt zeigen, daß nicht das Roß, nicht das Geſinde, nicht die Unterthanen, ſondern der Reiter, der Hausvater und der Fürſt regieren, und das Roß, das Geſinde, die Unterthanen gehorchen müſſen, wenn alles gut gehen ſoll; daß das Schickſal eines Reiters ſehr traurig ſey, der ſein Pferd nicht bändigen und regieren kann; daß der Hausvater und Fürſt, die von ihren Untergebnen ſich müſſen vorſchreiben laſſen, ſich eben ſo übel befinden, und dieß der nämliche Fall mit einen Menſchen ſey, deſſen Geiſteskraft ſo ſchwach iſt, daß ſie die Begierden nicht bändigen kann, und ihren Forderungen nachgeben muß.

Du mußt dir ferner eine Fertigkeit zu erwerben ſuchen, die Pflichten zu perſonificiren, oder Perſonen zum Muſter aufzuſtellen, die ſich durch Erfüllung gewiſſer Pflichten auszeichneten. Dazu findeſt du reichlichen Stof, in den Schriften für Kinder, welche erdichtete Erzählungen enthalten, deren Zweck Veredlung der Geſinnung iſt. Noch weit mehr wirſt du aber wirken, wenn du die Beyſpiele von wirklichen Perſonen, aus der alten und neuen Geſchichte, ſammelſt, die du deinen Kleinen als Muſter in Erfüllung gewiſſer Pflichten vorſtellen kannſt. Erzähle ihnen z. E. die edele Handlung des Herrn von Montesquieu, der in der Stille einen, in Barbariſcher Sclaverey ſeufzenden, Hausvater loskaufete, ihn kleiden ließ, und ſeiner trauernden Familie wieder ſchenkte, ohne es merken zu laſſen, wem ſie dieſe Freude zu verdanken habe; oder die Gewiſſenhaftigkeit jenes Mennoniten, der, als er von einem feindlichen Officier genöthiget wurde, ihm ein Gerſtenſtück zum abmähen für die Pferde zu zeigen, denſelben vor den Aeckern ſeiner Nachbaren vorbeyführete, und ihm ſein eignes Gerſtenſtück zeigete — und du wirſt gewiß wahrnehmen, daß deine kleinen Zuhörer das Edele dieſer Handlungen innig fühlen und von dem Entſchluſſe werden belebt werden, eben ſo zu handeln.

Willſt du aber deine Kleinen dahin bringen, daß ſie gewiſſe Pflichten ſogleich erfüllen: ſo mußt du dir eine Fertigkeit erwerben, ihnen die Nothwendigkeit derſelben recht anſchaulich zu machen. Dieß kann geſchehen, wenn du ſie das Unſchickliche der Vernachläſſigung recht innig fühlen läßt. Geſetzt der kleine Hieronymus ſollte dahin gebracht werden, zu gewiſſen Stunden beſtimmte Arbeiten zu machen, und weigere ſich deſſen: ſo könnteſt du ſagen wenn du glaubſt recht zu haben, ſo wollen wir es zum Geſetz machen, daß jedes Glied unſerer kleinen Geſellſchaft in der Arbeitsſtunde vornehmen kann was es will, ſpielen, ſingen, umherlaufen wie es will. Er wird das Ungereimte einer ſolchen Verordnung ſogleich fühlen, und ſich zur Arbeit bequemen; oder kannſt auch nur kurz weg fragen: willſt du, daß alle Kinder ſo handeln ſollen? und wenn er ſich merken läßt, daß er das Unſchickliche davon fühle, kannſt du weiter fragen, aus welchem Grunde willſt du denn eine Ausnahme von der Regel machen?

Ein andermahl, wann er eine gewiſſe Pflicht vernachläſſigt, kannſt du auch fragen: Hältſt du mich für einen rechtſchaffnen Mann? wirklich? wie kannſt du mir denn zumuthen, daß ich der Vernachläſſigung deiner Pflichten nachſehen ſoll? thut das ein rechtſchaffner Mann? würdeſt du mich nicht ſelbſt verachten müſſen, wenn ich mein Aufſeheramt gewiſſenlos verwaltete, und zur Vernachläſſigung deiner Pflichten ſchwiege?

Durch ſolche und ähnliche Behandlungen wirſt du viel bewirken, deine Pflegbefohlnen zur Kenntniß und Ueberzeugung von ihren Pflichten bringen, in ihnen den Entſchluß ſie zu erfüllen erzeugen, ſie gewöhnen pflichtmäßig zu handeln, und nur ſelten in die Nothwendigkeit verſetzet werden, ihnen ihre Verirrungen durch Strafen fühlbar zu machen.

116. Handle immer ſo, wie du wünſcheſt, daß deine Zöglinge handeln ſollen!

Jedes Kind hat, wie ich ſchon bemerket habe, einen Hang ſo zu handeln, wie es andere handeln ſieht, und es iſt geneigter Handlungen nachzuahmen, als Ermahnungen und Vorſchriften zu befolgen.

Dein ſtetes Beſtreben muß alſo dahin gehen, deinen Zöglingen in jeder Rückſicht Muſter zu ſeyn, und die Belehrungen, die du ihnen gibſt, durch dein Beyſpiel zu beſtätigen. Kinder haben ein ungemein feines Gefühl, und bemerken jeden Fehler ihres Erziehers. Sie vor ihnen zu verbergen iſt eine vergebliche Bemühung, ſie zu vertheidigen, heißt ſie ihnen empfehlen. Daß einzige Mittel zu verhüten, daß deine Fehler keinen nachtheiligen Einfluß auf ſie haben, iſt — daß du ſie ablegeſt.

Ehe du dich alſo entſchließeſt Erzieher zu werden, prüfe dich wohl, ob dir deine moraliſche Beſſerung ein Ernſt ſey, und du dir hinlängliche Kraft zutraueſt, deinen Kleinen in jeder Rückſicht Muſter zu ſeyn. Iſt dieß bey dir der Fall nicht: ſo entſage lieber dieſem Geſchäfte, bey welchem du doch nicht viel Gutes ſtiften wirſt, und wähle ein anderes, bey welchem dein Beyſpiel für deine Mitmenſchen weniger anſteckend iſt.

Fühlſt du aber bey dir Entſchloſſenheit und Kraft deinen Kleinen, in jeder Rückſicht, Muſter zu werden: ſo widme dich dieſem wichtigen Geſchäfte mit Freudigkeit, und rechne auf einen geſegneten Erfolg deſſelben. Je eifriger du es treibſt, deſto vollkommner wirſt du ſelbſt werden.

Deine Pflegbefohlnen werden deine Erzieher ſeyn, manchen deiner Fehler, der deiner Aufmerkſamkeit entging, dir bemerkbar machen, und dich reizen ihn abzulegen. Dein Beyſpiel wird auf ſie wirken, jeder deiner Ermahnungen den nöthigen Nachdruck geben, und ſo wie ſie durch den ſteten Umgang mit dir deine Mundart, ſo werden ſie auch deine Tugenden annehmen. *)

---

*) Anmerk. Wer mit der Einrichtung meiner Erziehungsanſtalt bekannt iſt und weiß, daß in derſelben ſich Meritentafeln befinden, an welchen die Nahmen meiner Zöglinge geſchrieben, und denſelben gelbe Nägel beygefügt ſind, durch welche der Grad ihres

Schlußermahnung.

Das bekannte Sprüchwort: Non ex quovis ligno fit Mercurius, kann

Fleißes bemerkbar gemacht wird, der wird ſich wundern, daß ich dieſes Erziehungsmittels hier gar nicht Erwähnung thue. Es iſt alſo wahl nöthig mich hierüber zu erklären, zumahl da es ſeit einiger Zeit anfängt gewöhnlich zu werden, daß man, um eine Erziehungsanſtalt zu empfehlen, mit einem hämiſchen Seitenblicke auf die meinige, von ihr rühmt, ſie habe keine Meritentafeln.

Die moraliſche Erziehung kann nur auf die Art, wie ich ſie vorhin beſchrieben habe, durch lebhafte Ueberzeugung von den Pflichten, bewirkt werden, und wird auf dieſe Art in meiner Anſtalt betrieben.

Neben der moraliſchen Bildung iſt aber in jeder kleinen und großen Geauch auf den Erzieher angewendet werden. So wie es nicht jedem Menſchen

ſellſchaft eine gewiſſe Polizey nöthig, wodurch die äußerlichen Handlungen der Glieder der Geſellſchaft geleitet werden. Daher findet man in jeder guten Erziehungsanſtalt eine Einrichtung, wodurch die fleißigen Zöglinge vorgezogen, die unfleißigen zurückgeſetzt werden. Für meine Lage habe ich die Meritentafel zweckmäßig gefunden, nie aber ſie andern zur Nachahmung empfohlen, vielmehr mein Misfallen bezeugt, wenn ich bisweilen in Familien Meritentäfelchen vorgefunden habe.

Ich erreiche in *meiner Anſtalt* damit zwey ſehr wichtige Zwecke: erſtlich, daß Kinder, bey denen die Vernunft noch in der Entwickelung ſteht, das Verhältniß, in welchen ſie gegen einander in Anſehung ihres Fleigegeben iſt, ein Mahler oder Dichter, auch bey dem beſten Willen und der

ſtes ſtehen, immer ſinnlich dargeſtellt erblicken. Zweytens daß die Lehrer ein Mittel in den Händen haben, ihren Zöglingen, ohne körperliche Züchtigungen, die ich in dem Kreiſe meiner Pflegeſöhne nicht dulde, ihre Pflichtvergeſſenheit durch den Abzug von Billets, deren funfzig müſſen erworben ſeyn, wenn man neben ſeinen Nahmen einen gelben Nagel haben will, fühlbar zu machen. Wirklich fühlen ſie dieſen Abzug oft inniger, als manches, an Schläge gewöhntes, Kind eine körperliche Züchtigung. In der Zeit, daß ein Zögling ſich ſeine funfzig Nägel erwirbt, entwickelt ſich gewöhnlich ſeine Vernunft ſo weit, daß er eines ſolchen ſinnlichen Leitungsmittels nicht mehr bedarf. Er wird nun eine Zeitlang auf die Probe beſten Anweiſung, zu werden, ſo iſt es auch nicht jedes Menſchen Sache das Geſchäfte der Erziehung mit gutem Erfolg zu treiben. Es gehört dazu

geſtellt, ob er auch ohne dieſes Leitungsmittel ſeine Geſchäfte ordentlich verrichte, und die geſellſchaftlichen Pflichten erfülle. Hält er die Probe aus: ſo wird er zum Officiere erklärt, als Jüngling behandelt, in die Geſellſchaft der Erwachſenen gezogen, bekommt Aufſicht über die Kleinern, u. ſ. w. Den Orden des Fleißes habe ich ſchon ſeit geraumer Zeit abgeſchafft. Er war eben das, was eine Officierſtelle iſt. Die Sache iſt geblieben, der Nahme aufgegeben, und, da die gewöhnlichen Menſchen mehr an dem Nahmen der Dinge, als an den Dingen ſelbſt, hängen, ſo hoffe ich, daß diejenigen beruhigt ſeyn werden, denen der Name Orden anſtößig war.

eine eigne natürliche Anlage. Man kann in hohem Grade rechtſchaffen und weiſe ſeyn, viele Wiſſenſchaft und mannichfaltige Geſchicklichkeit beſitzen, und doch, wenn jene Gabe fehlt, unvermögend ſeyn, auf Kinder zu wirken, und ſie zu lenken.

Prüfe dich alſo wohl! Haſt du die Winke, die dir in dieſer Schrift gegeben wurden, befolgt: ſo beobachte was dieß für Wirkung auf deine Kleinen thue; ob ſie gern in deiner Geſellſchaft ſind, ob deine Vorſtellungen auf ſie Eindruck machten, und deine Erinnerungen von ihnen befolgt werden. Sollte dieß der Fall nicht ſeyn: ſo entrüſte dich nicht gegen ſie, ſondern unterſuche wo du gefehlet habeſt.

Könnteſt du bey einer fortgeſetzten Unterſuchung nichts an dir bemerken, was abzuändern wäre, und daß du, auch bey dem redlichſten Beſtreben, wenig bey ihnen ausrichten, ihre Liebe und ihr Zutrauen dir nicht erwerben könnteſt: ſo wäre dieß wohl ein bedeutender Wink der Vorſehung, daß ſie dich nicht zur Erziehung, ſondern zu irgend einem andern Geſchäfte beſtimmt habe, und du thuſt wohl, wenn du dieſen Wink befolgeſt. Du wirſt, bey fortgeſetzter Selbſtprüfung, gewiß eine vorzügliche Neigung und Anlage zu irgend einem andern Geſchäfte finden. Der Vater der Menſchen hat jedes ſeiner Kinder gut ausgeſtattet, jedem ſein Pfund gegeben, mit dem es wuchern, das es durch gute Anwendung vergrößern, und zur Beförderung ſeines, und des Wohls ſeiner Brüder benutzen kann. Folge alſo dem Winke der Vorſehung, und widme dich dem Geſchäfte, zu dem du dich berufen fühlſt. Du wirſt es mit Vergnügen treiben, es gut ausrichten, und damit viel Gutes wirken.

Wollteſt du hingegen ferner der Erziehung, bey aller Unfähigkeit zu derſelben, dich weihen: ſo würdeſt du dir und deinen Pflegeſöhnen das Leben verleiden, und bey dem beſten Willen ihrem Charakter eine ſchiefe Richtung geben.

Findeſt du aber, daß der Umgang

mit Kindern dir Freude macht, daß ſie an dir mit ganzem Herzen hängen, daß du ſie mit Leichtigkeit lenken kannſt: denn glaube, daß der Weltregierer dich zur Erziehung derſelben berufen habe. Folge ſeinem Rufe mit Freudigkeit, und ſey verſichert, daß der Lohn deiner Berufstreue ſehr groß ſeyn werde; daß du im Kreiſe deiner Pflegebefohlnen immer Aufheiterung finden, von deinen Arbeiten reiche Früchte ſehen, und durch dieſelben einen ſehr beträchtlichen Beytrag zur Beförderung des Wohls der Menſchenfamilie geben wirſt!

Verzeichniß einiger Verlagsartickel der Buchhandlung der Erziehungsanſtalt in Schnepfenthal.

Schriften vom Verfaſſer des Ameiſenbüchleins.

Chriſtliche Hauspoſtille, 5 Bde 8. 1 thl. 16 gl.

C. Kiefer, oder Anweiſung zu einer vernünftigen Erziehung der Kinder. 8. 12 gl.

Der Himmel auf Erden. Schreibp. 1 thl.
Druckpap. 16 gl.

C. Kiefers Abcbüchlein, oder Anweiſung auf die natürlichſte Art das Leſen zu erlernen, 1r Thl. 2te Auflage. Druckpap. 6 gl.
Daſſelbe auf Schreibpap. mit Kupfern ſchwarz 1 thl. 18 gl. illuminirt 2 thl. 22 gl.
deſſelben Buches 2r Thl. Druckpap. 6 gl.
die Kupfer dazu ſchwarz 1 thl. 12 gl.
illuminirt 2 thl. 16 gl.
diejenigen, welche das Abcbuch ſchon beſitzen, können die Kupfer dazu auch beſonders erhalten, unter dem Titel

C. Kiefers Bilderbüchlein 1r und 2r Heft,
ſchwarz jeder Heft 1 thl. 12 gl.
illuminirt jeder Heft 2 thl. 16 gl.

Reiſen der Zöglinge zu Schnepfenthal vom Jahre 1799. 1r Thl. 12 gl.
deſſen 2r Thl. von J. W. Ausfeld, vom Jahr 1803. Druckp. 18 gl.
Schreibp. 1 thl.

Taſchenbuch zur Beförderung der Vaterlandsliebe. 1 thl. 4 gl.

Erſter Unterricht in der Sittenlehre für Kinder von 8—10 Jahren. 18 gl.

Die franzöſiſche Ueberſetzung davon zum Gebrauch beym erſten Unterrichte in der franzöſiſchen Sprache 18 gl.

Kupfer zu beyden nebſt einer Anweiſung zum zweckmäßigen Gebrauche derſelben beym Unterrichte im Franzöſiſchen, 1s Heft ſchwarz 1 thl. illumin. 1 thl. 20 gl.

Heinrich Gottſchalk in ſeiner Familie, oder erſter Unterricht in der Religion für Kinder von 10 — 12 Jahren. 18 gl.

Die franzöſiſche Ueberſetzung davon, als Leſebuch für die 2te franz. Claſſe. 20 gl.

Elements of morality, translated from the German of C. G. Salzmann by M. Wollstonecraft. 16 gl.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgezeichneter Teutſchen des 18ten Jahrhunderts. gr. 8. Druckpap. 2 thl. holl. Pap. 2 thl. 12 gl.

Geſangbuch der Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal. 16 gl.

Ausführliche Erzählung, wie Ernſt Haberfeld aus einem Bauer ein Freyherr geworden. 10 gl.

Schriften von B. H. Blaſche.

Der Papparbeiter, oder Anleitung in Pappe zu arbeiten, vorzüglich Erziehern gewidmet, mit Kupfern 3te Auflage. 1 thl.

Grundſätze der Jugendbildung zur Induſtrie, als Gegenſtand der allgemeinen Menſchenbildung bearbeitet, in praktiſchen Vorſchlägen für Erzieher, Schullehrer, und überhaupt für alle Beförderer des Schul- und Erziehungsweſens. 14 gl.

[illegible] Durant

Luis v. [illegible] 4. Dom

Verehrungen Jeſu

gehalten
im Betſale
des
Deſſauiſchen Philanthropins
von
Chriſtian Gotthilf Salzmann.

Frankfurt und Leipzig
1784.

Kd.
Bibl.
Acad.
Land.

Univ. Bibl.
München

Vorrede.

Ich nenne dieſe Betrachtungen Verehrungen Jeſu, weil ſie vorzüglich die Grundſäze betreffen, die Jeſus, unſer Erlöſer, uns hinterlaſſen hat. Mancher Leſer wird erwarten, daß ich wenigſtens hier meine Meynung freymüthig, von der Perſon und der Natur Jeſu würde geſagt haben, allein, auch vor diesmal findet er ſeine Erwartung nicht befriedigt.

Es haben an dieſen Verehrungen Chriſten aus allerley Partheyen Theil genommen. Wenn ich alſo manchen unter ihnen nicht Aergerniß geben wollte, ſo mußte ich nothwendig beſtimmte Erklärungen dogmatiſcher Säze, die mit dem Lehrgebäude ihrer Kirche ſtritten, weglaſſen. Mein Gewiſſen ſagt mir, daß ich hierinne recht gethan habe, weil ich weis, daß viele gute Empfindungen und Entſchlieſſungen, die ich bey dieſen Verehrungen zur Abſicht hatte, würden weggefallen ſeyn, wenn ich denſelben etwas hätte beymiſchen wollen, das verſchiedenen meiner Zuhörer anſtöſſig geweſen wäre.

Dieſer einzige Grund wäre hinlänglich, meine Zurückhaltung zu entſchuldigen!

Ich habe aber hierzu noch weit mehrere Gründe, davon ich izo nur einen anführe. Ich glaube nämlich, daß eine nähere Erkenntniß von der Natur und der Perſon Jeſu, ſo wie von allen Geheimniſſen der Gottheit, nicht für dieſes Leben gehöre. Unſer gegenwärtiges Leben iſt ja weiter nichts, als Anfang unſers Daſeyns, Kindheit, Vorbereitung zu unſerm künftigen, männlichen Leben, das anheben wird, wenn der Tod die grobe Hülſe unſers Leibes, durch welche wir ein Magazin von nüzlichen Kenntniſſen erwerben, und auf die Dinge, die um uns ſind, wirken, wird abgenommen haben. Die Lektionen, die uns der gute Gott in dieſem Stande der

Kindheit aufgiebt, ſind ſo ſchwer und mannichfaltig, daß auch der fähigſte und beſte der Menſchen ſie nicht endigt. Denn wo lebt denn der Menſch? wo hat er gelebt? der von ſich ſagen konnte: ich kenne mich durchaus; ich habe alle geheimen Quellen meiner Handlungen ausgeſpürt, ich habe meine ganze Natur in meiner Gewalt, die Kräfte aller Dinge, unter denen ich lebe und wandele, ſind mir bekannt. Wo lebt er? wo hat er gelebt? Und wenn dergleichen Wundermenſch nicht kann gezeigt werden, wenn alle Weiſen an ihre Bruſt ſchlagen und bekennen müſſen: unſer Wiſſen iſt Stückwerk; alles was wir von uns und den Dingen wiſſen, die um uns ſind, iſt nichts gegen das, was wir nicht wiſſen: warum wollen wir uns denn an die Erforſchung ſolcher Dinge wagen, die ganz auſſer unſerm Erkenntnißkreiſe liegen? warum uns um das bekümmern, was im Himmel iſt, bevor wir wiſſen, was auf Erden iſt? warum den zweyten, vielleicht den dritten, Curſus anfangen, ehe wir den erſten geendigt haben?

Vorrede.

Dieß iſt mein Glaube, von deſſen Wahrheit ich ſo gewiß, als von Gottes Daſeyn, überzeugt bin. Deswegen habe ich auch, ſeitdem meine Denkkraft ſich entwickelt hat, alle ängſtliche Unterſuchungen der Geheimniſſe, die meinen gegenwärtigen Verſtand überſteigen, beyſeite geſezt, und es gerichtet auf mich, auf die Dinge, die um mich ſind, und vorzüglich auf die Lehren und Verheiſſungen, die mir mein Erlöſer gegeben hat.

Daß ich dabey mir freylich mein eignes Syſtem gebildet habe, iſt zu vermuthen. Dieß Syſtem iſt mir aber nur wahrſcheinlich, weil ich nichts für gewiß halte, als was ich durch Erfahrung und ſehr bündige Schlüſſe weiß. Sollte ich aber wohl in einem Tempel der Wahrheit meine Vermuthungen vortragen? oder als Wahrheit anpreiſen, was bey mir nur in einem hohen Grade wahrſcheinlich iſt? Ich habe mich ſtets beſtrebt, ein ehrlicher Mann zu ſeyn, wenn ich mit meinem Nebenmenſchen arbeitete, oder mich vergnügte, und immer ſo zu ſprechen, wie es mein Herz meinte. Warum ſoll ich denn gerade zu der Zeit, wenn ich an Gottes ſtatt mich hinſtelle und ſeine Kinder unterrichte, als wahr anpreiſen, was mir nur wahrſcheinlich iſt? Warum alsdenn, wenn ich im Namen des Vaters der Wahrheit ſpreche, aufhören ein ehrlicher Mann zu ſeyn? Warum ein Heuchler werden?

Dieſe Gründe ſcheinen mich hinlänglich, wegen der Zurückhaltung, mit der ich zeither von den Geheimniſſen der Religion geſprochen habe, zu rechtfertigen. Wenigſtens werden ſie mich rechtfertigen bey denen, die ſelbſt über die Religion nachgedacht haben, und das Weſentliche von dem Auſſerweſentlichen, die Sache von der Erklärung und das Göttliche von dem Menſchlichen zu unterſcheiden wiſſen.

Dem ohnerachtet könnte man mir vorwerfen, daß dieſe Verehrungen Jeſu noch ſehr unvollſtändig wären, indem doch verſchiedenes mangele, was jeder Chriſt, wenn er Chriſt ſeyn wolle, annehmen und bekennen müſſe. Da aber das hier Mangelnde ſchon in den Gottesverehrungen iſt vorgetragen worden, ſo habe ich Bedenken getragen, es hier zu wiederholen.

Was die äuſſerliche Form dieſer Verehrungen betrift, ſo iſt ſie die nämliche, die ich mir in den Gottesverehrungen vorgeſchrieben habe. Ich habe, um den Mechanismus in der Andacht zu verhüten, auf beſtändige Abwechslung gedacht, und, um den Verſtand des Auditoriums aufmerkſam und das Herz warm zu erhalten, Reſponſionen des Chors und der Gemeine, Beten und Segnen, Ermahnen und Singen, auf mannichfaltige Art, doch immer ſo mit einander zu verbinden geſucht, daß ein Ganzes heraus käme. Diejenigen, die an dieſen Verehrungen Theil genommen haben, mögen darüber urtheilen, ob ihre Andacht, bey dieſer Einrichtung, mehr oder weniger Nahrung, als bey der gewöhnlichen gefunden habe, und ob ſie alſo verdiene in ganzen Gemeinen nachgeahmt zu werden oder nicht!

Vorrede.

In verſchiedenen Verehrungen iſt viel Lokales, das ich aber in der Abſicht habe mit abdrucken laſſen, damit der Leſer mit der Einrichtung des Deſſauiſchen Erziehungsinſtituts etwas näher bekannt gemacht — dieſelbe geprüft, und wenn ſie die Probe aushielt, da und dort, wo es möglich wäre, nachgeahmt werden könnte. Wir pflegten nämlich alle feyerliche Handlungen, z. E. die Aufnahme und Entlaſſung der Zöglinge, die Austheilung des Ordens u. d. g. im Betſale, unter Gebet und Geſang vorzunehmen. So iſt gleich mit der erſten Verehrung die Entlaſſung eines Zöglings verbunden.

Die Wirkungen davon waren ſehr ſichtbar. Die Ermahnungen, der Tugend treu zu bleiben, ſich gegen die Verſuchungen zu wafnen, und in Gottes Reiche ſo viel Gutes, als möglich, zu wirken, drangen nie ſo tief in die Herzen, als in den Augenblicken, da ſie ſchon durch die bevorſtehende Trennung erſchüttert waren. Die Gebeter waren nie ſo feurig, als wenn ſie das Wohl des ſcheidenden Freundes betrafen, und in den Augenblicken geſchahen, da die Herzen ſo ſchon geſtimmt waren, dem Abgehenden Gutes zu wünſchen, und Gottes Segen zu erbitten. Und die Liebe war nie ſo feurig, als bey der öffentlichen Umarmung eines Freundes, von dem man ſich nun trennen, vielleicht auf immer trennen ſollte.

Daher kann ich mich nicht erinnern, daß ich bey ſolchen Handlungen jemals ein Auge ohne Thränen ſah. Und ob ich ſonſt gleich kein Freund von der Rührung bis zum Thränen bin, ſo war doch dieſe Art der Rührung, weil ſie nicht erkünſtelt, nicht durch überſpannte Vorſtellungen, die aufhören, ſo bald die Spannung nachläßt, ſondern durch treue Darſtellung der Sachen, nach ihrem wahren Geſichtspunkte, hervorgebracht wurde, ſo beſchaffen, daß ihre Wirkungen noch in der Folge ſich zeigten.

Der abgehende Zögling wurde ganz durchdrungen vom Gefühl des Guten, das er in der Erziehungsanſtalt genoſſen hatte, Liebe und

Dank flammten in ihm auf, und unter den feurigſten Wünſchen für die Wohlfahrt derſelben, verließ er ſie, und wir konnten mit ziemlicher Zuverläſſigkeit darauf rechnen, daß er auch noch lange, in der Entfernung, mit uns verbunden bleiben würde. Alle guten, ſanften, theilnehmenden Neigungen lebten auf in den Herzen der ſämmtlichen Zöglinge, wie die Keime eines beſäeten Feldes, nach einem warmen Frühlingsregen, und wenigſtens ein paar Wochen lang waren ihre Herzen mehr zum Guten geſtimmt. Das lebhafte Andenken an den Tag ihrer eignen Trennung machte ſie in ihren Arbeiten eifriger, gegen ihre Lehrer folgſamer, und gegen ihre Mitſchüler gefälliger. Ja die genaue Vereinigung der Herzen der ſämmtlichen Verſammlung, durch gemeinſchaftliches Gebet, mußte wohl ein ſehr wirkſames Mittel ſeyn, auch fremde Anweſende uns geneigter zu machen.

Ich wünſche daher ſehr, daß alle denkende Leſer dieſe Feyerlichkeit, und dieſe kurze, darüber angeſtellte Betrachtung prüfen möchten; und es würde groſſe Freude für mich ſeyn, wenn die, mir noch allezeit liebe, Deſſauiſche Erziehungsanſtalt, die ſchon ſo viel Gutes, in Anſehung des Unterrichts und der Erziehung der Kinder, gewirkt hat, eine Veranlaſſung würde, auch den Unterricht und die Erziehung der Erwachſenen zu verbeſſern.

Es giebt bey einer jeden Gemeine mancherley Vorfälle, bey welchen ähnliche Feyerlichkeiten mit dem gröſten Nuzen könnten eingeführt werden. Die Uebergabe eines neugebohrnen Kindes an Gott und Jeſum; der Uebergang aus der Kindheit in den Jünglings- und Jungfrauenſtand, bey dem Genuſſe des Abendmahls; der Uebergang aus dieſem in den Eheſtand; die Abreiſe eines Glieds der Gemeine; die Uebernehmung eines öffentlichen Amts; die Beerdigung einer abgelegten Menſchenhülſe, ſind warlich lauter Vorfälle, die mit Feyerlichkeiten könnten begangen, und dadurch Liebe, Dank und Vertrauen zu Gott und chriſtliche Bruderliebe könnten angefacht werden. Solche Feyerlichkeiten müſten, wenn ich mich nicht ganz irre, ſtärkern Eindruck machen, als lange Predigten über die Heilung des Tauben und Stummen. Denn durch dieſe werde ich überzeugt von dem, was Gott vor achtzehnhundert Jahren an einem, mir fremden und unbekannten, Menſchen gethan, durch jene hingegen werde ich zum Gefühl deſſen gebracht, was Gott an uns gethan hat. Dieß wäre das ächte Mittel, die Religion, die, nach den Vorſtellungen des groſſen Haufens, ihren Siz nur in den Tempeln hat, in das bürgerliche und häusliche Leben überzuführen, wo ſie doch nothwendig ſeyn, wo ſie uns ſtets, als unſere Wegweiſerin und Tröſterin, begleiten muß, wenn ſie nicht ganz ohne Wirkung bleiben ſoll.

Die allgemeinen und lokalen Schwierigkeiten, die die Sache hat, kenne ich nur allzugut. Ich glaube aber nicht, daß dieſe Schwierigkeiten ſo groß ſind, daß ſie nicht dem weichen müßten, der, im Vertrauen auf Gott, ſie zu überwinden ſuchte. Hier kann ich davon weiter nichts ſagen, es wird aber in den Beyträgen zur Verbeſſerung des chriſtlichen Gottesdienſtes geſchehen, die ich, mit Hülfe meiner würdigen Freunde, Hermes und Fiſcher, herausgeben werde.

Wenn Gott, der die Herzen kennt, alles Gute ſegnet, das in redlichen Abſichten, und im Vertrauen auf ihn, unternommen wird: ſo können auch die gegenwärtigen Betrachtungen nicht ohne gute Wirkungen bleiben. Und ich halte mich hier hinlänglich belohnt, wenn ich mich überzeugen kann, daß ich damit einem und dem andern auf dem gefährlichen Wege dieſes Lebens einige gute Winke gegeben, in der unvermeidlichen, aber doch immer ſehr gefährlichen Verſuchungsſtunde geſtärkt, zur Wirkung irgend einer guten That ermuntert, in trüben Stunden aufgeheitert habe. Ich habe die Hofnung zu Gott, daß er mir dieſen Lohn nicht vorenthalten werde. Schnepfenthal bey Gotha, den 28. April, 1784.

Salzmann.

Verzeichnis

der in dieſem Bande enthaltenen Verehrungen.

1.

Ueber die Anſtalten Gottes, die menſchliche Natur zu veredeln.

2.

Wie nöthig es war, daß uns Gott ſein Bild in Jeſu gab.

3.

Vom Geiſte Jeſu.

4.

Vom Glauben an Jeſum.

5.

Ueber Joh. 12, 46. Ich bin kommen in die Welt, ein Licht ꝛc.

6.

Ueber Joh. 8, 32. Ihr werdet die Wahrheit erkennen ꝛc.

7.

Ueber Matth. 11, 28. 29. Kommt her zu mir alle ꝛc.

8.

Ueber Luc. 8, 4 ⸗ 15.

9.

Ueber Matth. 7, 21. Es werden nicht alle, die zu mir ſagen: Herr, Herr, ꝛc.

10.

Ueber Matth. 5, 29. 30. Aergert dich dein rechtes Auge ꝛc.

11.
Ueber die geiſtliche Wachſamkeit.
12.
Ueber Matth. 22, 37. Du ſollt lieben Gott deinen Herrn ꝛc.
13.
Ueber Ebr. 10, 35. Werfet euer Vertrauen nicht weg ꝛc.
14.
Ueber 1. Kor. 13, 4. Die Liebe iſt langmüthig ꝛc.
15.
Ueber Matth. 7, 12. Alles, was ihr wollet, daß euch die Leute ꝛc.
16.
Ueber Tit. 2, 7. Allenthalben ſtelle dich ſelbſt zum Vorbilde.
17.
Ueber Marc. 6, 3. Iſt er nicht der Zimmermann ꝛc.
18.
Ueber die Pflichten gegen das Landvolk.
19.
Ueber Matth. 12, 48⸗50. Wer iſt meine Mutter?
20.
Ueber Jak. 1, 7. Ein reiner unbefleckter Gottesdienſt ꝛc.
21.
Ueber Gottes Verſtand.
22.
Ueber die Verſuchungen.
23.
Ueber den Sieg.
24.
Ueber die Abſichten Gottes bey der Sendung Jeſu, am Weyhnachtsfeſte.
25.
Rede bey des Verfaſſers Abſchiede von Deſſau.

Erſte Verehrung.

Chor.

Halleluja! bringet Ehre,
Preis und Ruhm, ihr Jubelchöre,
Ihr Beſeligten des Herrn!
Bringet Ruhm, ihr Erdenſöhne,
Singet eure Jubeltöne:
Er, der Herr, beglückt uns gern.

Gemeine.

Der du durch deiner Allmacht Hand
Mein Weſen mir bereitet.
Und da ſchon, eh ich dich gekannt,
Mit Güte mich geleitet;
Der du erhältſt, was du gemacht;
Mein Schöpfer, Dank ſey dir gebracht
Für deine Macht und Güte!

Du leiteſt mich nach deinem Rath
Bey drohenden Gefahren;
Dein Engel muß auf meinem Pfad
Vor Unfall mich bewahren;

Zu meinem Dienſt war alles da,
Schon eh ich dieſe Welt noch ſah.
Wie groß iſt deine Güte!

Das Lob Gottes zu erzählen, iſt ein ſehr angenehmes und nützliches Geſchäfte. Es erhebt die menſchliche Seele, ſtärkt ſie und heitert ſie auf. Und unter allen Gedanken, die ſie zu denken vermögend iſt, bleibt immer dieß der erfreulichſte; **es iſt ein Gott, der alle ſeine Werke liebt, alle ſeine Werke erfreuet.**

Laßt uns dieſen vornehmſten der Gedanken eine Zeitlang unterhalten, und das Gute, das Gott an uns thut, in Erwägung ziehen. Da es aber zu mannichfaltig iſt, als daß wir es auf einmal mit unſerer Vorſtellung umfaſſen könnten, ſo laßt uns nur einige Augenblicke bey dem ſtehen bleiben, was er an den menſchlichen Seelen thut, und bey den groſſen Anſtalten, die er gemacht hat, ihnen zu immer mehrerer Vervollkommnung zu verhelfen. Ohne Rührung, ohne Dank können wir daran nicht denken, und nur dieſes, daß wir dieſe Anſtalten von Kindheit an ſehen, und daran gewöhnt werden, nur dieſes macht, daß wir dieſelben ſo oft mit groſſer Gleichgültigkeit betrachten.

Gemeine.

Ihm dank ich alles. Nichts iſt mein,
Das Gott nicht angehört.
Herr, deine Huld, die ewig währt,
Soll ſtets mein Loblied ſeyn.

Wenn jeder Menſch durch ſein eignes Betrachten und Nachdenken ſich ſeine Kenntniſſe erwerben, durch eignes Anſchauen die Beſchaffenheit fremder Länder erfahren, durch eignes Berechnen den Lauf der Sterne erforſchen ſollte; ſo überlegt ſelbſt, wie langſamen Fortgang die Menſchenſeelen in ihrer Entwickelung machen, wie viele Anſtrengung es ihnen koſten würde, nur eine ganz mäſſige Kenntniß von dem, was in der Welt iſt, ſich zu erwerben. Und wenn ſie von der Erde abträten, ſo würden ſie auch den ganzen erworbnen Schaz mit ſich nehmen, ohne ihren Erben etwas davon zu hinterlaſſen. Dieſe müßten alle mit lernen wieder da anfangen, wo die Eltern anfiengen. Würde auf dieſe Art wohl jemals die menſchliche Geſellſchaft einen merklichen Fortgang in ihren Kenntniſſen machen? würden wir nicht eben das Schickſal haben, das die Geſellſchaft der Thiere hat, die noch eben nicht klüger iſt, als ſie vor Jahrtauſenden war?

Aber ſo liebreich hat Gott für uns geſorgt, daß er uns das Vermögen gab, vermittelſt der Sprache unſere Gedanken, und unſere erworbenen Kenntniſſe, andern mitzutheilen! dadurch iſt der Vater in den Stand geſezt, die Merkwürdigkeiten, die er in ſeiner Jugend in fremden Landen ſahe, die Erfahrungen, die er in ſeinem Leben gemacht hat, ſeinen Söhnen zu überliefern, und ſie ihnen, bey ſeinem Abſchiede von der Erde, als ein Vermächtniß zu hinterlaſſen.

Und doch würde die menſchliche Seele in ihrer Veredelung ſehr langſame Fortſchritte machen, wenn ſie kein anderes Mittel hätte, als die Sprache, ihre Kenntniſſe auf andere fortzupflanzen. Dies iſt der Fall bey wilden Nationen. Vor ihnen liegt die Natur ſo offen, wie vor uns, ſie haben eben ſolche Sinne wie wir, um ihre Merkwürdigkeiten zu fühlen, eben die Vernunft, um darüber nachzudenken, wie wir, und doch —

doch ſtehen ſie Jahrtauſende auf einerley Stufe, ohne höher zu ſteigen. Jahrtauſende können Menſchenfamilien in Wäldern herumziehen, ohne auf den Gedanken zu kommen, dem wilden Baume ſchmackhaftes Obſt tragen zu lehren, und die Erde zur Ernährung ausländiſcher Gewächſe zu bringen. Die Urſache davon iſt, weil ſie kein anderes Mittel haben, ihre Kenntniſſe andern mitzutheilen, als die Sprache, und keinen Ort, wo ſie könnten aufbehalten werden, als das Gedächtniß; und dieß gleicht einem feuchten, dem Regen ausgeſezten, Zimmer, wo die wichtigſten Urkunden in wenigen Jahren vermodern, die merkwürdigſten Nachrichten weggewaſchen werden. Denn wie bald vergißt der Sohn, was ihm der Vater erzählte, und wie unvollkommen ſind die Nachrichten, die uns der Enkel und Urenkel von den Reden ſeiner Vorfahren zu geben weiß!

Aber einſt ſchickte der Menſchenvater irgend eine Veranlaſſung, die irgend eine groſſe Menſchenſeele auf den Gedanken brachte, ihre Worte durch Zeichen zu mahlen, ihre Nachkommen lernten dieß von ihr, vervollkommneten dieſe Kunſt, erfanden Buchſtaben, und wurden dadurch vermögend eine ganze Reihe von Gedanken niederzuſchreiben. Dieſen Zeitpunkt, da dieſe wichtige Entdeckung gemacht wurde, müſſen wir als eine zweyte Schöpfung anſehen. Denn von dieſem Zeitpunkte an, fiengen die Menſchenſeelen an mit zehnfacher Geſchwindigkeit in Erwerbung der Kenntniſſe fortzuſchreiten. Nun war jeder im Stande ſeine erworbnen Erfahrungen niederzuſchreiben, und ſie der Welt zu hinterlaſſen. Der Reichthum der menſchlichen Kenntniſſe ſtieg nun von Jahrhunderte zu Jahrhunderte. Bey ſeinem Eintritte in die Welt fand jeder Ankömmling in der Geſellſchaft geſitteter Menſchen, in den Schriften ſeiner Vorfahren, eine Menge von Kenntniſſen und Erfahrungen geſammlet, die er mit mäßiger Mühe, in wenigen Jahren, ſich zueignen und durch eignes Beobachten vermehren konnte. Stellt euch eine Familie vor, wo jedes Glied verbunden wäre, ſein erworbenes Vermögen der Familie, deſſen Glied ſie war, zu hinterlaſſen, müßte ſie nicht mit jedem Jahrzehend reicher werden? So iſts mit der Menſchenfamilie, ſeitdem ſie die Kunſt zu ſchreiben gelernt hat. Jedes Glied derſelben kann Kenntniſſe ſammlen, kann ſie der groſſen Familie hinterlaſſen, und ſo ihren Reichthum vergröſſern.

Und wie ſehr iſt uns dieſe Vergröſſerung erleichtert worden, ſeit der Zeit, da der menſchliche Verſtand darauf verfallen iſt, die menſchlichen Schriften durch die Buchdruckerey zu vervielfältigen! Hierdurch iſt eine Verbindung zwiſchen allen Nationen und Zeitaltern der Welt geſtiftet, dadurch ſind wir in den Stand geſezt worden, uns von Menſchen, die längſt von der Erde abgetreten ſind, die in den entlegenſten Ländern wohnen, unterrichten, und uns ihre Kenntniſſe mittheilen zu laſſen.

Tritt wißbegieriger Jüngling in eine mäſſige Bücherſammlung, und denk wo du biſt! mußt du dich nicht groß fühlen? mußt du nicht warmen Dank gegen den Menſchenvater empfinden? Siehe! du biſt in Geſellſchaft mit vielen erfahrnen klugen Männern, deren Leichname längſt vermodert ſind, ſie richten ihre Häupter gleichſam aus der Aſche empor, und rufen dir zu: willſt du von uns lernen? ſo tritt herzu! wir ſind bereit dir alles zu ſagen, was wir wiſſen. Eine ehrwürdige Verſammlung von Männern, aus allen Theilen Europens, umgiebt dich, jeder winkt dir freundlich und ſcheint zu ſagen: willſt du von uns lernen? tritt herzu, wir ſind bereit dich zu unterrichten.

Wenn den erſten Menſchen hätte ſo etwas ſollen geſagt werden, daß ihre Nachkommen, auch nach dem Tode, auch in ihrer Abweſenheit unterrichten ſollten, würden ſie dieß nicht für unmöglich oder wenigſtens für Zauberey gehalten haben?

Und Gott hat dieß möglich gemacht — o fühlt es alle, die ihr Gefühl habt, was Gott für groſſe Anſtalten zu Veredelung der Menſchenſeelen gemacht habe!

Chor.

O betet, Menſchen, betet an!
Erwägt's und denket nun:
Was Gott ſchon hat an uns gethan:
Was er wird ferner thun!

Gemeine.

Gemeine.

Allgütiger, allein von dir
Flieſt alles Heil uns zu;
Geſchöpfe deiner Hand ſind wir,
Und unſer Schuz biſt du!

Unter allen Büchern, die wir haben, bleiben aber doch immer die vorzüglichſten die Bücher Gottes. Alle andere ſind nur ſchwache und unvollkommne Auszüge derſelben.

Das Buch der Natur, welch groſſes und herrliches Buch! Millionen können es leſen, Jahrtauſende leſen, und doch werden ſie immer etwas neues finden, daß ihre Vorfahren noch nicht entdeckten. Jeder Stern und jedes Sandkorn ſagt eine nüzliche Wahrheit dem aufmerkſamen Beobachter. Betrachtet den Himmel, wie er mit Sternen beſäet iſt, davon faſt ein jeder unſere ganze Erde an Gröſſe übertrift, und ihr leſt da mit deutlichen Worten: das muß ein groſſer Herr ſeyn, der dieß alles gemacht hat. Ueberſchauet die groſſe Mannichfaltigkeit von Nahrungsmitteln, die der Frühling für alle lebende Erdebewohner hervorbringt, und ihr findet die Wahrheit: **Gut iſt der Werkmeiſter und Regierer der Welt!** Beobachtet die Handlungen der Thiere, und ſie werden euch mancherley gute Lehren geben; tretet zum Bienenſtock und zum Ameiſenhaufen, und ſeyd aufmerkſam auf die Thätigkeit, mit welcher dieſe zahlreichen Geſellſchaften ihre Nahrungsmittel zuſammen tragen, und auf die Sorgfalt, die ſie auf die Verwahrung derſelben verwenden, und ſie werden euch ſagen: **Fleiß und Sparſamkeit ſind die Mittel, ſich gegen den Mangel zu ſchüzen.** Seht den webenden Seidenwurm, er ſagt euch: in Gottesreich iſt nichts ſo gering, das nicht das Seinige zum allgemeinen Beſten beytrüge. Macht euch bekannt mit den mannichfaltigen Pflanzen, und den Kräften, die ihr Schöpfer in ſie gelegt hat, der Umgang mit ihnen wird euch äuſſerſt lehrreich ſeyn. Die eine wird euch ein Mittel zeigen, den Schmerz zu ſtillen, und Krankheiten zu vertreiben, die andere wird euch ein neues Nahrungsmittel, oder ein Gewürz für eure Speiſen anbieten, eine dritte wird euch ein Geheimniß bekannt machen, mancherley neue, andern Menſchen unbekannte, Wirkungen hervorzubringen. Betrachtet den Waſſertropfen durch das Vergrößerungsglas, und wenn ihr ihn von lebendigen Geſchöpfen bewohnt findet, lernt ihr da nicht die Wahrheit: der Weltſchöpfer iſt ein Freund des Lebens, er will, daß auch in dem kleinſten Theile ſeines Reichs Leben und Freude wohne?

So iſt gewiß kein Halm, kein Blatt, kein Wurm, kein Sandkorn zu finden, das nicht dem, der es aufmerkſam betrachtet, viel nüzliche Wahrheiten lehren könnte, das nicht uns ein Zeugniß wäre von der Güte Gottes, die durch die ganze Schöpfung wirkt, und ihre Geſchöpfe alle, beſonders die menſchlichen Seelen, zu veredeln ſucht.

Gemeine.

Laßt uns die Güte loben,
Sie, die doch allen Alles gab,
Vom hohen Seraph droben,
Bis zu des Staubs Gewürm hinab;
Von ſo viel Kreaturen

Läßt ſie nicht eine leer;
Und ihres Segens Spuren
Verbreitet ſie umher.
Und wie ſie von Entzücken
Stets für den Himmel quoll,
Iſt auch, wohin wir blicken,
Von ihr der Erdkreis voll.

Und welch herrliches Buch iſt das andere Buch Gottes, die Bibel, vorzüglich derjenige Theil, in welchem die Lehren aufgezeichnet ſind, die uns Gott durch Jeſum hat offenbaren laſſen. So wie derjenige, der die Natur mit flüchtigen Blicken überſchauet, in derſelben entweder gar nichts, oder lauter Unordnung und Widerſprüche entdeckt, ſo iſt auch die Lehre Jeſu ein verſchloßnes Buch für den, der es ohne Aufmerkſamkeit lieſet. So wie aber der, der die Natur genau beobachtet, in derſelben ſtets neue Wahrheiten entdeckt, ſo findet auch der aufmerkſame Leſer in der Lehre Jeſu immer etwas neues, das ſeinen Geiſt ſtärkt, aufheitert, und zum Guten geneigt macht. Ja es liegen in derſelben die Mittel verborgen, der menſchlichen Seele die höchſte

Veredelung zu verſchaffen, deren ſie fähig iſt. Hier iſt der Grundſaz: das Reich Gottes iſt in uns, der jedem, der darüber nachdenkt, ſagt: willſt du, o Menſch glücklich werden, ſo ſuche dein Glück nie in einer Sache, die von dir getrennt iſt, ſondern in dir ſelbſt. Hier wird uns geſagt: daß diejenigen, die Jeſum angehören, die Verbindlichkeit haben, ihr Fleiſch zu kreuzigen ſammt den Lüſten und Begierden, und wir werden dadurch belehrt, daß die höchſte Herrſchaft, die ein Menſch erlangen kann, ſey die Herrſchaft über ſich ſelbſt. Nichts in der Welt giebt uns ſo ſtarke Bewegungsgründe, uns der Leidenden anzunehmen, die Bekümmerten zu tröſten, die Verirrten zurechte zu weiſen, die Waiſen zu erziehen, uns auf dieſem Wege weit über alle ſichtbare Geſchöpfe zu erheben, und, gleich dem wohlthätigen Gott, Freude und Glückſeligkeit um uns zu verbreiten, als die Lehre, die Jeſus vorgetragen hat, die uns verſichert, daß jede gute That ein Saamenkorn ſey, das einſt für uns Früchte tragen werde, die uns ewig laben. Laßt uns

Gutes thun, ſagt ſie, und nicht müde werden, denn zu ſeiner Zeit werden wir erndten ohne Aufhören. Eben dieſe Lehre zeigt uns den Weg, wie Menſchenſeelen ſich zu ihrem Vater erheben und auf gewiſſe Art mit ihm umgehen können, indem ſie uns das Gebet empfiehlt, das den Menſchenſeelen die höchſte Veredelung verſchaft. Denn was in der ganzen Welt kann uns ſolche Aufheiterung, ſolchen Muth, ſolche Gleichgültigkeit gegen Erdengut und Erdenelend, ſolchen Eifer alle Kräfte für Beförderung der menſchlichen Glückſeligkeit zu verwenden, verſchaffen, als die lebhafte Vorſtellung der Gottheit, die feyerliche Anrede an dieſelbe, die allezeit bey einem herzlichen Gebete iſt? Ja fühlt die menſchliche Seele wohl inniger ihren ganzen Werth, ihre ganze Gröſſe, als wenn im Vertrauen auf Jeſu Wort ſie ſich unſterblich glaubt? Iſt ſie wohl je ſtärker Leiden zu ertragen, als wenn ſie ihren ganzen gegenwärtigen Zuſtand, als ihre Kindheit, ihre Prüfungszeit, betrachtet. Iſt ſie wohl je eifriger in Gottes Gemeinſchaft Gutes zu wirken, als wenn ſie ſich vorſtellt, daß jede gute Handlung für die Ewigkeit Früchte tragen werde?

Laßt uns, meine Lieben, dieſe wirkſamen Anſtalten des Vaters aller Geiſter, die menſchlichen Geiſter zu veredeln, mit Dankbarkeit erkennen, und unſern Dank durch ein Lied ausdrücken.

Gemeine.

Nichts giebt uns ſolchen frohen Muth,
Als deines Wortes Weide;
Kein Glück der Welt, kein irdiſch Gut
Schenkt uns ſo groſſe Freude.
Dein Wort allein iſt Troſt und Pein,
Iſt unſer Sieg in Schmerzen:
In jeder Noth, auch ſelbſt im Tod,
Iſts Troſt für fromme Herzen.

Alle dieſe Veranſtaltungen, die Gott zur Veredelung der Menſchenſeelen gemacht hat, kennen auch wir aus Erfahrung. Auch in unſerm Inſtitute ſind die Mittel vereinigt, unſern Verſtand zu üben, mit nüzlichen Kenntniſſen anzufüllen, und unſers Herzens Geſinnung Gott immer ähnlicher zu machen. So viele Männer hat Gott hierher zuſammen geführt, die ſich ein eignes Geſchäft daraus machen, die Kenntniſſe, die ſie ſich erwarben, euch mitzutheilen, lieben Zöglinge! So viele gute Bücher ſind in unſer aller Händen, mit deren Verfaſſern wir uns beſprechen und von ihnen lernen können. Das Buch der Natur liegt für uns offen, ofner, als für viele tauſend Menſchen, da wir uns ſo gern und ſo oft in der freyen Natur vergnügen, und einander auf die Schönheiten derſelben aufmerkſam machen. Und die, die menſchliche Seele ſo ſehr veredelnde, Lehre Jeſu wird uns beſtändig vorgetragen. Iſt alſo in unſerm Inſtitute nicht von alle den Anſtalten, die GOtt zur Veredelung der menſchlichen Seelen machte, nicht Gebrauch gemacht? wer hier unwiſſend bleiben, wer hier, bey ſo öftrer Aufmunterung zu einer edeln menſchenfreundlichen Geſinnung, doch niedrig denkend und ungefällig bleiben wollte, wäre der wohl mehr zu bedauern, als ein Menſch, der mitten unter friſchen Quellen ſäſſe und verdurſtete?

Doch, Gott ſey gelobt, wir ſehen unter euch, lieben Zöglinge, viel ſolcher, deren Seelen

in

im ihrer Veredelung einen ſehr merklichen Fortgang gemacht haben.

Zum Beyſpiele führe ich izo an unſern lieben Ferdinand von Noſtiz, der, während ſeines Auffenthalts bey uns, durch ſtete Anwendung ſeines Nachdenkens ſeinen Verſtand auf eine ſehr merkliche Art geſchärft, und einen Schaz von Kenntniſſen ſich erworben hat, die ihm, ſo lange er lebt, nüzen und ihn erfreuen werden; der durch ſeine Enthaltſamkeit, Rechtſchaffenheit und Gefälligkeit, ſich die Liebe aller, die ihn kannten, ſeiner Lehrer ſowohl als ſeiner Mitſchüler, erworben hat.

Je gewiſſer dieß iſt, deſto mehr wird es dich rühren, wenn ich dir, liebe philanthropiſche Familie, die traurige Nachricht bekannt machen, daß du dieſen deinen Liebling verliehren ſollſt. Gott winkt ihm, er verläßt uns, heut ſehn wir ihn das leztemal in unſrer Verſammlung.

Deinen Abſchied nun zu verhindern, mein Lieber, ſind wir nicht vermögend. Deine würdigen Eltern winken dir, und ihr Wink iſt Gottes Wink. Wir entlaſſen dich alſo, thun aber bey unſerm Abſchiede noch eine herzliche, väterliche und freundſchaftliche Bitte, an dich. Im Namen deiner lieben Pflegväter und Lehrer, die zeither ſo geſchäftig waren, deine Seele auszubilden, im Namen deiner ſämmtlichen Freunde, in deren Geſellſchaft du ſo manches Vergnügen genoſſen haſt, im Namen aller dieſer bitte ich dich, ſtehe auf der Bahn nicht ſtille, die du angetreten haſt, ſuche den Schaz von Kenntniſſen, den du bey uns erwarbſt, nicht nur zu erhalten, ſondern durch fortgeſezten Fleiß immer mehr vergröſſern, daß du einſt ein recht nüzlicher Mann werdeſt, der vermögend iſt, die Unſchuld in ſeinen Schuz zu nehmen, den Unterdruckten zu retten, und den Fleiß zu unterſtüzen. Behalte ſtets die Hochachtung und Liebe zur Natur, die du bey uns lernteſt, wandele durch ſie mit eben der Ehrfurcht, wie durch Gottes Tempel, und vergiß nicht, daß jede Abweichung von der Natur eine Abweichung von Gottes Geſez ſey, die traurige Folgen nach ſich zieht. Laß nie die Achtung gegen die Grundſäze fahren, die uns Jeſus gelehrt hat, ſuche nie dein Glück in der Eitelkeit und Ehrentiteln im Reichthume, ſondern ſtets in dir ſelbſt; vergiß nie, daß die Herrſchaft über deine Leidenſchaften der einzige wahre Adel ſey, der dich weit über die Sklaven erhebt, die durch ihre Lüſte von einer Thorheit zur andern ſich umhertreiben laſſen. Die Freude des Wohlthuns, die Freude Menſchen-Elend zu mindern, Menſchen-Glück zu befördern, ſey dir unter allen Erdenfreuden die höchſte! Mit jedes Tages Anbruch ſey dein erſter Gedanke bey deinem Gott! Durch Gebet heitere dich auf, durch Gebet verſchaffe dir Munterkeit zu deinen Geſchäften, durch Gebet mache dich ſtark allen Reizungen und Verſuchungen zu widerſtehen, mit welchen die Wolluſt und Eitelkeit dich in ihr Nez zu locken ſuchen werden. Hab ſtets Hochachtung gegen dich ſelbſt, Unſterblicher! für die Ewigkeit Geſchaffner!

Das iſt die lezte Bitte, die unſere Familie, von der du dich trenneſt, an dich thut, nimm ſie zu Herzen!

Gemeine.

Mit jedem neugeſchenkten Morgen
Erwecke dich zu dieſer Pflicht.
Sprich: dir, o Gott, iſt nichts verborgen;
Ich bin vor deinem Angeſicht,
Und will, mich deiner Huld zu freun,
Mein Leben gern der Tugend weihn.

Meine Lieben, laßt uns Gott danken für alles Gute, das unſer lieber Noſtiz bey uns genoſſen hat, und da er von uns, in eine Welt geht, wo ſeine Tugend ſchweren Verſuchungen ausgeſezt ſeyn wird, ſo laßt uns ihn mit vereinigtem Gebet dem heiligen Schuze unſers Gottes empfehlen.

(Hier ſteht die Verſammlung auf.)

Gott, unſer Vater, wir danken dir, für alle Wohlthaten, die du unſerm lieben Noſtiz, während ſeines Aufenthalts bey uns, erzeigt haſt. Für die Erhaltung ſeiner Geſundheit, für jedes Wachsthum ſeiner Erkenntniß, für die Bewahrung ſeiner Unſchuld, danken wir dir o Gott!

Gemeine.

Wir danken dir.

Wir empfehlen ihn ferner deinem heiligen Schuz. Laß ſeine Seele ſtets durch das Licht der Wahrheit erleuchtet ſeyn! Laß ihn nicht ſinken in der Stunde der Verſuchung, wann die Leidenſchaft in ihm erwacht, wann des Tugendfeindes Spott, der Wolluſt und Eitelkeit gefährliche Reizungen ihn wankend machen — Ach laß ihn nicht ſinken o Gott!

Gemeine.

Erhöre uns!

Er werde durch deinen Beyſtand der Tugend Beförderer, der Elenden Erretter, der Armen Schuz und Troſt. Dein göttlicher Segen ruhe auf ihm. Dein Friede begleite ihn auf allen ſeinen Wegen. Und wenn einſt vor deinem Stuhle wir uns alle wieder finden, ſo laß uns auch ihn finden, deſſen Trennung uns ſo ſchmerzlich iſt!

Chor.

Amen! Amen!

Gemeine.

Amen! Amen!

So ziehe dann hin mein Lieber, wohin Gott dich ruft, Gottes Seegen, unſere Liebe, unſere Wünſche und Thränen begleiten dich. Empfange von uns unſere Umarmung, unſern Kuß, und unſern Segen!

Chor.

Komm, o Freund, an unſern Buſen,
Nimm von uns den Abſchiedskuß!
Gottes Segen,
Unſre Liebe,
Unſre Wünſche,
Unſre Thränen folgen dir!

Anmerkung. Während der Zeit, daß der Chor dieß ſang, wurde der Abgehende von ſeinen Lehrern und Mitſchülern umarmt.

Die Urſache warum dieſe lokale Feyerlichkeit hier mit angeführt iſt, findet man in der Vorrede.

* * *

Andere

Andere Verehrung.

Chor.

Schwingt, heilige Gedanken,
Euch von der Erde los!
Gott, frey von allen Schranken,
Iſt unausſprechlich groß.
Kommt, Menſchen, und lobſingt
Vor ſeinem Angeſichte!
Gott wohnt in einem Lichte,
Zu dem kein Auge dringt.

Gemeine.

Du biſt des Weltbaus Meiſter,
Der deinen Ruhm erhöht;
Der Vater aller Geiſter,
Voll Macht und Majeſtät:
Kein endlicher Verſtand
Darf ſich mit dir vergleichen,
Vermag dich zu erreichen,
Hat jemals dich erkannt.

Wenn wir über Gott nachdenken, ſo werden wir wohl immer das demüthige Geſtändniß ablegen müſſen: Kein Sinn kann ihn erreichen, kein endlicher Verſtand. Denkt einmal darüber nach, Gott iſt ewig — Ihr mögt mit euern Gedanken zehntauſend, oder hunderttauſend, oder Millionen, oder hunderttauſend Millionen Jahre zurück gehn, ſo kommt ihr doch nie auf einen Zeitpunkt, da Gott nicht geweſen wäre. Denkt eben ſo viele Millionen Jahre in die Zukunft, ihr kommt auf keinen Zeitpunkt, da Gott nicht ſeyn würde. Stellt euch Gottes Allgegenwart vor, reiſt in euern Gedanken bis zum Nordpole, von da bis zu der Erde Mittelpunkt, von da wieder bis zum Monde, und von da bis zu dem alleräuſſerſten Stern, allenthalben findet ihr den wirkſamen Gott, keinen Punkt, da er nicht zugegen wäre. Und wenn ihr eine Zeitlang darüber nachgedacht habt, iſts nicht wahr, ſo bebt eure Seele zurück, und ſinkt gleichſam nieder, ſo wie das Auge zurück bebt und zur Erde ſieht, wenn es in die Mittagsſonne geſehen hat?

So wie wir uns nun genöthigt finden, immer etwas zwiſchen unſer Auge und die Sonne zu ſtellen, wenn wir ſie betrachten wollen, ſo müſſen wir uns auch die Gottheit immer unter Bildern denken, wenn wir uns einige Vorſtellung vor ihr machen wollen. Dieß haben alle Nationen gefühlt, alle Nationen haben etwas Sinnliches gewählt, unter dem ſie ſich den höchſten Gott dachten. Bald wählten ſie irgend einen groſſen wohlthätigen Mann, bald die Sonne, bald das Feuer, oder irgend eine Pflanze oder Thier, das ihnen vorzüglich nüzlich war, zum Sinnbilde Gottes. Selbſt die Juden, die alle Bilder verabſcheueten, hatten doch ein Heiligthum, das ſie als Gottes Siz, und Prieſter, die ſie als Gottes Diener, und Opfer, die ſie als Verehrung Gottes betrachteten. Es iſt alſo wahres Bedürfnis für die Menſchenfamilie, etwas Sinnliches zu haben, woran ſich ihre Einbildungskraft halten, und unter dem ſie ſich den unſichtbaren Gott denken kann.

Wenn es daher eine Religion gäbe, die gar nichts Sinnliches hätte, ſo könnte dieſe wohl gut und wahr ſeyn, aber für Menſchen wäre ſie nicht, die alleſammt ſinnlich, und blos geiſtige Vorſtellungen nicht lange zu unterhalten vermögend ſind.

Auch aus dieſem Grunde muß uns die Religion Jeſu wahr und liebenswerth ſeyn. Sie befriedigt diß Bedürfniß der Menſchen, ſie ſtellt ihnen etwas Sinnliches vor, das die Einbildungskraft faſſen, an das ſie ſich halten, worunter ſie den unſichtbaren Gott erkennen, und ſich vorſtellen kann. Dieß iſt Jeſus ſelbſt, der der Sohn Gottes und der Abglanz ſeines Weſens genennt wird. Kann wohl irgend eine Religion ein Bild aufzeigen, das Gott ſo anſtändig wäre, das auf die Veredelung der menſchlichen Seele ſo unmittelbar abzielte, als das Bild Jeſu? Unter allem Sichtbaren, das uns bekannt iſt, bleibt doch das Edelſte und Gottähnlichſte der Menſch. Selbſt die Sonne, ſo ſehr ſie ihn an körperlicher Gröſſe übertrift, iſt nichts gegen ihn, weil wir ſie immer als eine Materie uns denken, der das Beſte, das Leben und das Bewußtſeyn, mangelt. Wenn wir alſo uns irgend ein Sinnbild Gottes wählen wollen, ſo bleibt immer das ſchicklichſte und würdigſte der Menſch. Und könnt ihr mir wohl unter allen Menſchen einen nennen, der die Vollkommenheiten Gottes beſſer ausgedruckt hätte als Er, den ſelbſt ſeine Feinde keiner Sünde zeihen konnten, der umherzog und wohlthat, jeden Kranken heilte, jeden Betrübten tröſtete, jedes Weinenden Thränen abtrocknete, jeden Irrenden zurecht wies, jeden reuvollen Sünder beruhigte? Wo iſt alſo durch die ganze Natur etwas zu finden, das würdiger wäre, das Bild Gottes, der Abglanz ſeines Weſens genannt zu werden, als Jeſus?

Gemeine.

Des Ewigen Bild, iſt der Sohn
Des unſichtbaren Vaters Bild,
Der alle ſeine Kinder liebet,
Als Vater alles erfreuet;
Der des Gefangnen Seufzer hört,
Und des Gebundnen Feſſel löſt,
Der nicht verſchmäht der Witwe Thränen,
Und gern verzeiht, wenn Sünder flehen.
Deß Bild iſt Er! deß Bild iſt Er!

Hätte ſich uns Gott nicht unter dem Bilde Jeſu gezeigt, ſo wäre es uns auch gar nicht möglich Gott nachzuahmen, und, welches doch gewiß des Menſchen Beſtimmung iſt, uns zu beſtreben, ihm ähnlich zu werden. Denn Gott thut vieles, welches wir nicht nachahmen dürfen, ohne uns zu verſündigen. Ich will dieß erſt mit einem Exempel beweiſen. Wenn irgend ein König das Reich ſeines Vaters ererbte, das durch eines feindſeligen Nachbars ungerechte Angriffe ſehr wäre geſchmälert worden, er würde mächtig, und ſuchte mit Gewalt ſich ſein Eigenthum wieder zu verſchaffen, wäre das wohl Unrecht? Wenn aber einer ſeiner Unterthanen den König nachahmen, und auch mit gewafneter Hand ſich wieder verſchaffen wollte, was ſeinen Vorfahren, unrechtmäßiger Weiſe, entriſſen wurde, handelte dieſer nicht ungerecht? Ein jeder von euch fühlt das Unrechtmäßige in dem Betragen des leztern. So iſts auch mit der Nachahmung Gottes. Gott tödtet täglich Millionen belebte Dinge, und hat eine Menge Strafen bereitet, die zu ſeiner Zeit den Uebertreter ſeiner

Geſeze treffen, und er hat Recht dazu. Kann nicht der Werkmeiſter das Gefäß wieder zerſchlagen, das er gemacht hat, ohne daß er jemanden davon Rechenſchaft geben darf? Sind Strafen, die der vollkommenſte Verſtand beſtimmt, der voraus weiß, was ſie bis in die Ewigkeit hinein für Wirkungen haben werden, nicht wahre Wohlthaten? Wenn nun aber der kurzſichtige, von Leidenſchaften getriebene, Menſch, dieß nachahmen, nach ſeinem Gutbefinden zerſtören, und ſelbſt ſtrafen wollte, jeden der Unrecht thut, wäre er nicht ein Verbrecher?

Hingegen iſt der Menſch auch zu vielen Tugenden verbunden, die Gott gar nicht an ſich haben kann. Hieher gehört die Geduld und alle Tugenden, die aus derſelben entſpringen, das Gebet, die Ergebung in Gottes Willen, das Vertrauen auf Gott.

Ich glaube nicht, daß ich nöthig habe euch zu beweiſen, wie unentbehrlich alle dieſe Tugenden dem Menſchen zu ſeiner Veredelung und Beruhigung ſind, wie nöthig es ſey, daß ein Geſchöpf, das dazu beſtimmt iſt, durch Leiden veredelt zu werden, lernen müſſe Leiden zu ertragen, daß ein Geſchöpf, das ſo abhängig von Gott wie der Menſch iſt, ſeine Abhängigkeit von Gott erkennen, ſich in ſeinen Willen fügen, und von ihm ſein Glück erwarten lernen müſſe. Sind aber nicht alle dieſe Tugenden widerſprechend, wenn wir ſie Gott beylegen wollten? Könnt ihr euch wohl denken, daß der, den wir uns immer als den Seligſten denken, leiden und dulden, daß der Ewige, der erſte, der Vater und Herr alles deſſen, was da iſt, ſich nach eines andern Willen fügen, und von ihm ſein Glück erbitten und erwarten ſollte? So giebts alſo Tugenden, die blos menſchlich ſind. Und wenn wir unmittelbar Gott nachahmen wollten, ſo hätten wir ein unvollkommenes Muſter, ein Muſter dem wenigſtens die Hälfte der Tugenden mangelte, die uns unentbehrlich ſind.

Es iſt daher wahres Bedürfnis für die menſchliche Natur, daß Gott ihr das Bild der höchſten menſchlichen Tugend einer Perſon gebe, die eben ſo handelt, wie Gott handeln würde, wenn er ein Menſch wäre.

Dies

Dieß Bedürfniß iſt vollkommen durch Jeſum befriedigt. Er druckt nur die Eigenſchaften Gottes aus, die für die Menſchen nachahmlich ſind. Nie zeigt er ſich als Verderber oder Zerſtörer, deſto öfterer aber als ein Wohlthätiger. Er hat nie ſeine Feinde ſeine Macht fühlen laſſen, nie einen Verbrecher getödtet, wohl hat er aber den Feinden Guts gethan und die Verbrecher mit Sanftmuth zurechte gewieſen.

Er iſt uns in allen den Tugenden vorgegangen, die bey Gott nicht denkbar, und die doch dem Menſchen unentbehrlich ſind. O welch hohes Muſter der Geduld, das alle Qualen, die je die menſchliche Bosheit erfand, aushalten, alle Beſchimpfungen, allen herben Spott ertragen kann, ohne einmal zu murren, ohne einmal wieder zu ſchelten, das mitten unter Qualen und Verſpottung noch ſeine bekümmerten Freunde tröſtet. Wenn es möglich iſt, daß Gott leidet, ſo muß er ſo leiden, wie Jeſus litt. Welch Muſter der Ergebung in Gottes Willen, des herzlichen kindlichen Gebets, das eine Menge von Qualen, das den grauſamſten Tod auf ſich los kommen ſieht, zurück bebt und zittert und zagt, aber nicht weicht, ſondern betet: **Vater! iſts möglich, ſo gehe dieſer Kelch vorüber, doch nicht wie ich will, ſondern wie du willſt.** Welch Muſter des Vertrauens auf Gott, das ſich von der menſchlichen Geſellſchaft ausſtoſen, ſeinen lezten Blutstropfen vergieſen laſſen kann, das keine Anſtalten zur Rettung ſieht, dem ſchon die Todesnacht die Augen trübe macht, und das doch glaubt, daß Gott ſein Vater ſey, und in dem Augenblicke, da es in die Todesnacht ſinken will, noch ſagen kann: **Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geiſt!**

Ihr fühlt es, meine Lieben! daß dieß alles das höchſte und vollkommenſte iſt, was man bey dieſer Art von Tugenden ſich denken kann, und daß alſo dieſe Tugenden durch niemanden ſo vollkommlich ſind ſinnlich gemacht worden, als durch Jeſum.

Gemeine.

Du zeigteſt, daß die größte Noth
Dich nicht zum Murren reize;
Warſt Gott gehorſam bis zum Tod,
Ja bis zum Tod am Kreuze.

Auch da war deine Zuverſicht
Auf ihn allein und veſt gericht.

Hilf, daß ich dein Exempel mir,
O Herr, zum Muſter ſeze,
Und meinen Gott, geſinnt gleich dir,
Weit über alles ſchäze,
Mit Freuden ſeinen Willen thu,
Und ganz in ſeiner Fügung ruh.

Wer endlich ſich ſelbſt beobachtet und bemerket hat, wie es zugehe, daß aus Gedanken Wünſche, aus Wünſchen Begierden, aus Begierden Handlungen werden, der wird gewiß eingeſtehen müſſen, daß blos geiſtige Vorſtellungen des Verſtandes niemals Einfluß auf die Handlungen des Menſchen haben, daß nur ſinnliche Vorſtellungen unſere Begierden erregen und uns zum Handeln bewegen können.

Wenn wir nun blos geiſtige Vorſtellungen von der höchſten Liebe, Wahrheit, Gerechtigkeit hätten, auf der andern Seite die ſtärkſten ſinnlichen Reizungen, die unſere ganze Einbildungskraft füllten, zur Wolluſt, zur Eitelkeit, zum Zorn, zur Rache, würden wir nicht augenblicklich dadurch fortgeriſſen werden? Und in der Verſuchung gefährlichen Stunde, wenn die Leidenſchaft in uns erwacht, die Vernunft überwältigt, wenn wir ganz thieriſch ſind, wenn da die Vorſtellung von Güte und Vollkommenheit uns am nöthigſten iſt, wird da es wohl möglich ſeyn geiſtige Vorſtellungen zu erregen, wozu eine ganz kalte, ruhige, Seele nöthig iſt, die ihre Aufmerkſamkeit von allen ſinnlichen Gegenſtänden abgezogen hat?

Wieder ein Beweiß, daß eine ſinnliche Vorſtellung Gottes für unſere Seele Bedürfniß, und daß dieſes Bedürfniß durch Jeſum befriedigt ſey. Denn wenn die menſchliche Seele gewöhnt iſt, ſich das Bild des größten Menſchenfreundes, der in jedem Verhältniſſe gut, edel, rechtſchaffen handelt, vorzuſtellen, wird es ihr nicht leicht ſeyn, dieß Bild, ſo oft es nöthig iſt, zu erneuern, und wird die Vorſtellung davon nicht ein ſehr kräftiges Mittel ſeyn, ſie gegen die ſinnlichen Verſuchungen zum Böſen zu verwahren?

Denkt euch ihr Eiteln, die ihr auf nichts ſinnt, als eure ſinnlichen Lüſte zu befriedigen, den Edeln, der ſeine Kräfte in Wirkung des Guten verzehrt. Denkt euch, die ihr durch Hab- und Ruhmſucht geſpornt werdet, den Edeln, der ohne Vergeltung im Stillen umher geht und wohlthut und geſund macht, und berathet und tröſtet, wird dieß nicht eure Begierden mäßigen? Wenn ihr bey kleinen Widerwärtigkeiten ungeduldig auffahren und euren Unwillen andern empfinden laſſen wollt, denkt euch den blutenden Edeln der zur Schlachtbank geführt wird und ſeinen Mund nicht aufthut. Wenn heftige Beleidigungen eure Rachgier entflammen, denkt euch den Edeln am Kreuze, der Gnade für ſeine Mörder erfleht, denkt euch dieß Bild — und ſagt, ob wohl ein kräftiger Gegenmittel als dieſes gegen Ungeduld und Rache gefunden werden könne!

Gemeine.

Um Gnade für die Sünderwelt
Rufſt du, mein Heil, am Kreuz gequält
Von frecher Sünder Rotten.
Dir bricht erbarmungsvoll dein Herz,
Wenn dich bey deinem herben Schmerz
Die Böſewichter ſpotten.

Du ſiehſt mit ſegensvollem Blick
Von ihnen weg, auf den zurück,
Den dieſe Schaar in dir entehrt;
Rufſt, daß es Erd und Himmel hört:
Verzieh, o Gott!
Und führe ſie nicht ins Gericht:
Denn was ſie thun, verſtehn ſie nicht.

Wohl mir, wenn ich dir ähnlich bin.
O, flöſſe deinen ſanften Sinn
Doch auch in meine Seele!
Gieb, daß bey der Verfolgung Schmerz
Ich dir des Feindes hartes Herz
Und meine Sach empfehle.
Beſänftige mein reges Blut,
Und flammt des Zornes wilde Glut
Mein Herz zur Rachbegierde an!
O, ſo erinnre mich daran,
Herr Jeſu Chriſt,
Wie du am Kreuz, durch dein Gebet,
Selbſt deinen Mördern Gnad erfleht.

Ich habe euch einen Beweiß für die Wahrheit und Göttlichkeit der chriſtlichen Religion vorgetragen, der mir immer der faßlichſte und bündigſte geſchienen hat. Ich will ihn kürzlich wiederholen. Eine ſinnliche Vorſtellung von Gott iſt für den Menſchen Bedürfniß, weil die ganzen Menſchenfamilie mit einer Stimme ſie fordert, weil wir ohne dieß nicht vermögend ſind Gott nachzuahmen, weil die geiſtige Vorſtellung Gottes wenig oder keinen Einfluß auf unſere Handlungen hat. Hätten wir nun in der Natur ein ſchicklicher Bild der Gottheit, als Jeſum, ſo ſtünde es bey uns, ob wir dieſes oder Jeſum wählen wollten. Da aber nichts von den uns bekannten Dingen Gott ähnlicher iſt, als der Menſch, und unter den Menſchen Jeſus immer der edelſte und beſte iſt, ſo ſind wir gedrungen, Gott in Jeſu zu lieben, zu ehren und nachzuahmen.

Es können dem ohnerachtet eine Menge Zweifel gegen dieſe Wahrheit vorgebracht werden, die wir vielleicht nicht alle löſen können, ſo wie eine Menge Zweifel gegen die Möglichkeit einer Sonne denkbar ſind. Aber gleichwie alle dieſe Zweifel uns nicht beunruhigen, wenn wir die Sonne mit unſern eigenen Augen ſehen, und in unſern eignen Gliedern fühlen, ſo würden auch jene Zweifel uns keinen Kummer machen, wenn wir die wohlthätigen Einflüſſe der Vorſtellung von Jeſu ſelbſt empfänden.

Es käme alſo darauf an, meine Lieben, daß ihr dieſe Erfahrung zu machen ſuchtet, daß ihr euch gewöhntet, die höchſte Güte und Wahrheit, die höchſte menſchliche Tugend, in Jeſu zu denken; daß ihr das Bild eines Menſchenfreundes, der beſtändig für Beförderung des Menſchenglücks arbeitet und duldet, blutet und ſtirbt, in eurer Seele gegenwärtig zu erhalten, und euch darnach zu bilden ſuchtet. Wenn ihr alsdenn fändet, daß in eure Seele mehr Harmonie und Stille käme, als wenn ihr die mannichfaltigen, oft ganz widerſprechenden Züge, aus den Charaktern anderer groſſen und edeln Menſchen in euch zu vereinigen ſucht; wenn ihr merktet, daß euer Charakter dadurch ſanfter und milder würde, daß das Herbe und Bittere in Beurtheilung anderer ſich minderte, daß die Menſchenliebe herzlicher, die Neigung, im Stillen, ohne alles Geräuſch, Gutes zu wirken, ſtärker würde, daß ihr mehr Neigung bekämet dem Feinde zu verzeihen, gegen des Bruders Verirrungen Nachſicht, und bey den Verbrechen der Menſchen, ſtatt Abſcheu, Mitleiden zu bezeigen; wenn ihr mehr Kraft bekämet, das Ungemach auszuhalten, wenn eure Gebeter kindlicher und herzlicher, euer Vertrauen auf Gott männlicher würde: ſo wüßtet ihr es aus Erfahrung, daß die Vorſtellung von Jeſu für die Menſchen Bedürfniß ſey, und daß Gott Jeſum dazu verordnet habe, daß durch das öftere Andenken an denſelben die menſchliche Seele mehr Veredelung und Beruhigung bekommen ſoll. Gleichwie der Durſtende, wenn er eine friſche Quelle findet, und daraus ſchöpft, und ſich dadurch geſtärkt fühlt, gar gern glaubt, daß Gott das Quellwaſſer zu Löſchung des menſchlichen Durſtes verordnet habe, wenn er auch die innern Beſtandtheile deſſelben nicht kennt, ſo wird es euch alsdenn an der Annahme Jeſu nicht hindern, daß ihr nicht ergründen könnt, was es eigentlich mit ſeiner Perſon und Abſtammung für eine Bewandnis habe, wenn ihr nur die wohlthätige Wirkung deſſelben erfahrt.

Ob nun gleich noch nicht alle dieſe Erfahrung gemacht haben, ſo haben doch ſchon viele tauſend

Menſchen auf der Welt gelebt, die durch die Vorſtellung von Jeſu ſind veredelt, gegen Gott kindlicher, gegen ihre Brüder ſanfter und milder, in Widerwärtigkeiten gelaſſener gemacht worden, die dabey ihre Beruhigung fanden, und durch das Bild des Gekreuzigten, der ſeine ehrenvolle Laufbahn mit den Worten ſchloß: **es iſt vollbracht, Vater in deine Hände befehle ich meinen Geiſt,** geſtärkt, voll Vertrauens den Schritt in des Todes dunkle Thal thaten.

Laßt uns alſo den Vater aller Menſchen preiſen für alle das Gute, das er durch Jeſum an ſo vielen tauſend Menſchenſeelen gewirkt hat!

Gemeine.

Dir, den kein menſchlich Auge ſah,
Dir danken wir, daß du dein Bild
In Jeſu uns gegeben.
Der höchſten Güte und Geduld,
Der Sanftmuth, des Erbarmens Bild
In Jeſu uns gegeben.
Schaaren Seelen
Wurden edler, wurden ſanfter, fanden Ruhe,
Die ſich ihn zum Muſter wählten.

Dritte Verehrung.

Der Geiſt Jeſu ruhe auf euch!

Gemeine.

Er ruh auf uns!

Erhebt eure Herzen zum Herrn!

Gemeine.

Wir haben ſie erhoben zum Herrn!

Laßt uns beten —

O du groſſer Beförderer der menſchlichen Glückſeligkeit, der du in die Welt kamſt, um der Menſchen Heil zu befördern, der du deinen Weg gerade fortgiengſt, ohne die Widerwärtigkeit zu fürchten, und vor dem fürchterlichſten Tode zurück zu beben! Jeſu unſer Erlöſer, mache uns dir gleichgeſinnt, und ſtärke uns, daß wir wie du, nicht nach unſerm, ſondern nach deines Vaters Willen thun, Heil und Freude um uns befördern, und auf dieſem göttlichen Wege, weder Beſchwerde noch Tod, ſcheuen mögen. Amen!

Chor.

Amen! Amen!

Gemeine.

Amen! Amen!

Wir erinnern uns heute, wie der erhöhete Jeſus ſeine Apoſteln mit ſeinem Geiſte erfüllt, mit ungewöhnlichen Gaben, deren wahre Beſchaffenheit wir, die wir ſo weit von dieſen Zeiten entfernt leben, nicht begreiffen können, ausgerüſtet, und ſie dadurch in den Stand geſezt habe, das groſſe Werk der Weltverbeſſerung auszuführen. Wir, die wir zu ſo groſſen Geſchäften nicht beſtimmt ſind, denen nur ein ganz mäſſiger Wirkungskreis angewieſen iſt, haben ſolche übernatürliche Gaben nicht zu erwarten, aber doch können wir in gewiſſem Verſtande den Geiſt Jeſu erlangen. Paulus ſagte ehedem, von denen, die durch ſeine Predigt waren gebeſſert worden, **daß Gott in ihre Herzen ausgegoſſen habe den Geiſt ſeines Sohnes.** Und über dieſen Geiſt Jeſu, den noch izo jeder, der ihn ernſtlich ſucht, erlangen kann, will ich izo etwas weniges ſagen.

Nicht will ich mich auf weitläuftige Unterſuchung über die Bedeutung einlaſſen, die das Wort Geiſt Jeſu haben kann, ich will nur bey der ganz einfältigen und natürlichen Erklärung ſtehen bleiben, die jedem beyfallen muß, der zum erſtenmale vom Geiſte Jeſu ſprechen hört. Wenn wir von irgend jemanden ſagen, daß auf ihm der Geiſt eines gewiſſen groſſen Mannes ruht, was denken wir dabey? gewiß nichts anders, als daß er den Charakter und die Geſinnung deſſelben habe. Der Geiſt Jeſu, heißt alſo, aller andern Bedeutungen, die dieß Wort haben kann, unbeſchadet, nichts anders, als Geſinnung Jeſu. Und daß dieſes der wahre Verſtand dieſes Worts ſey, erkennen wir daraus, weil Paulus, in einer andern Stelle, diejenigen, die die Lehre Jeſu angenommen hatten, ermahnt: ein jeglicher ſey geſinnt, wie Jeſus Chriſtus auch war.

Und welches war der Geiſt, oder die Geſinnung Jeſu? Wir können ſie nicht beſſer als aus ſeinen Handlungen, erkennen. Laßt uns auf ihn ſehen, wie er ſich verhielt gegen Gott, gegen Menſchen, bey Widerwärtigkeiten, bey der Ankunft des ſchrecklichſten Todes, ſo ſehen wir ſeinen Geiſt.

In Anſehung Gottes verhielt er ſich immer ſo, daß er ſeinen eignen Willen gänzlich nach dem Willen Gottes einrichtete, und nichts that und unternahm, als das, was dem Willen des Weltregierers gemäß war. Er verläugnete ſich ſelbſt, ſagt einer ſeiner Apoſtel, und war gehorſam ſeinem Vater, bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuze. Dieß iſt alles, was man von einem ganz uneingeſchränkten Gehorſam gegen Gott ſagen kann.

Weil er wußte, daß Gottes Abſicht war, daß er als ein armer, niedriger, Menſch die Welt umſchaffen ſollte, damit ſie das alte Vorurtheil fahren lieſſe, als wenn die Aufklärung nothwendig aus den Palläſten der Groſſen kommen müſſe, und als wenn nothwendig Geld und vornehme Geburt erfordert würde, um viel Gutes in der Welt zu wirken: ſo entſagte er allen Anſprüchen auf eiteln Ruhm, entzog ſich den Palläſten und beſuchte deſto fleiſſiger die niedern Hütten, entwich in die Einöden, wenn er merkte, daß das Volk geneigt ſey, ihn für ſeinen König zu erklären; verachtete das Geld und ſuchte nicht einen Fuß breit Eigenthum, ſo lange er auf der Erde wandelte; machte Kranke geſund, ſchenkte Todten das Leben wieder, ohne nur die geringſte Vergeltung anzunehmen.

Da er überzeugt war, daß es Gottes Wille ſey, für ſeine Lehren ſein Leben zu laſſen, ſo war ſein Blut und Leben da, um es aufzuopfern, ſobald es ihm abgefordert wurde.

Das iſt alſo Jeſu Geiſt, das beſtändige Beſtreben, ſeine eignen Neigungen dem göttlichen Willen zu unterwerfen, und in jedem Falle zu thun das, was man nach ſeinem beſten Gewiſſen für Gottes Willen hält.

Gemeinde.

Wer war wohl eifriger, als du,
Zu thun des Vaters Willen?
Dir war es Ruhm und Seelenruh,
Ihn treulich zu erfüllen;
Dir keines Eigenthums bewußt,
War, ihn zu preiſen, deine Luſt.

Und wie edel, wie menſchenfreundlich war das Betragen Jeſu gegen die Menſchen! Gegen ihre Meynungen in der Religion bezeigte er ſtets die äuſſerſte Nachſicht, zwang nie diejenigen, die ſich mit ihm verbanden, ein Religionsbekenntnis abzulegen, und machte niemanden Vorwürfe deswegen, wenn er auch von den Dingen, die unſern Verſtand überſteigen, ſich ganz falſche Vorſtellungen machte. Nur Irrthümer, wodurch die Menſchen unmittelbar elend gemacht wurden, die Verehrung Gottes durch bloſſe Ceremonien, die Heucheley, die Meynung, als wenn der Schöpfer Himmels und der Erden blos eine National-Gottheit wäre, nur dieſe grief er an, und ſuchte nach und nach die Menſchen davon abzubringen. Die wirklichen Verſündigungen der Menſchen beurtheilte er auf eine Art, die ebenfalls von der Gröſſe ſeiner Seele zeugte. Wo andere verdammten und das Todesurtheil fällten, bezeigte er Mitleiden. Und wenn die größten Sünder, die man als Scheuſale betrachtete, zu ihm kamen, und aufrichtige Reue bezeigten, nahm er ſie auf, wie ein Vater ſein verirrtes Kind, entließ ſie mit den Worten: **ſey getroſt, dir ſind deine Sünden vergeben! gehe hin, ſündige hinfort nicht mehr!** lud liebreich alle zu ſich ein, deren Gewiſſen verwundet war, mit den Worten: **Kommt her zu mir, alle, die ihr mühſelig und beladen ſeyd, ich will euch erquicken, bey mir ſollt ihr Ruhe finden für eure Seelen!** Wurde er beleidigt, ſo war die größte Beleidigung nicht vermögend, ihn aus ſeiner Gemüthsverfaſſung zu bringen, ihn zur Rache zu bewegen. Aber denen wohl zu thun, die ihn haßten, für die zu bitten, die ihn beleidigten und verfolgten, das konnte Er der groſſe Freund der Menſchen — Da er einſt das Jeruſalem vor ſich liegen ſah, das ihn haßte, und gegen ihn blutdürſtige Anſchläge faßte, und alle das Elend voraus erblickte, das es deswegen werde fühlen müſſen, ſo vergoß er mitleidige Thränen. So lange er auf Erden lebte, lebte er ganz für die Menſchheit, arbeitete unermüdet daran, ſie aufzuklären, Grundſäze ihr mitzutheilen, die, wenn ſie überdacht und befolgt werden, der menſchlichen Seele die höchſte Veredelung und Beruhigung verſchaffen.

fen. Jeder Arme, jeder Kranke, jeder Gebrechliche hatte bey ihm Zuflucht und gewiſſe Hülfe.

Jeſu Geiſt iſt alſo — Menſchenliebe, Duldung der Verſchiedenheit der Denkungsart, Nachſicht, Mitleid, bey wirklichen Vergehungen, Sanftmuth gegen Beleidigungen, ein ernſtliches Beſtreben das menſchliche Leiden zu mindern und menſchliche Zufriedenheit zu befördern.

Gemeine.

O du Zuflucht der Elenden!
Wer hat nicht von deinen Händen,
Auf ſein redliches Verlangen,
Hülfe, Ruh und Troſt empfangen!
O wie pflegteſt du zu eilen,
Das Erbetne zu ertheilen.
Freude war dirs, Seligkeiten
Schon auf Erden auszubreiten.

Das Loos der Menſchen iſt immer das Leiden. Nicht als wenn uns der Schöpfer deswegen hervorgebracht hätte, daß unſer lezter Zweck das Leiden ſeyn ſollte, ſondern, daß wir durch das Leiden ſollten gebeſſert und zu höhern Abſichten, zu immer mehrerer Veredelung geführt werden. Wer ſich alſo in die menſchliche Geſellſchaft begiebt, darf ſich nicht ein beſtändig freudenvolles Leben verſprechen, muß ſich vielmehr gefaßt machen, eine Menge Leiden zu übernehmen. Und Jeſus übernahm ſie auch. Ihr wißt, wie viele Widerwärtigkeiten, Schmach und Verachtung und körperlichen Schmerz er ausſtehen mußte. Und wie war ſein Verhalten bey ſeinem Leiden beſchaffen? immer geduldig. Der heftigſte Schmerz war nicht vermögend ihm ein unwilliges Wort abzupreſſen. Immer blieb er ſich gleich, immer ſprach er gelaſſen, wenn er ſprechen mußte, oder er ſchwieg und verſchloß ſeinen Schmerz in ſich, um nicht andern mit ſeinen Klagen beſchwerlich zu fallen, wenn er ſahe, daß er durch Reden nichts ausrichten konnte. Es giebt eine doppelte Art der Geduld, die eine könnte man die leidende, die andere die handelnde nennen. Jene beſteht blos darinne, daß man alles Ungemach über ſich gehen läßt, ohne darüber zu murren, wie z. E. ein ſchwacher Wanderer thut, der, wenn ihn ein Sturm und Plazregen übereilt, ſich niederſezt und zuſammenzieht, und den

Regen in vollem Maaſe über ſich laufen läßt. Die handelnde Geduld beſteht hingegen darinne, daß man, auch unter dem größten Ungemach, aushält, und unter demſelben ſeine Arbeit fortſezt. Dieſe hat ein Reiſender, der unter Sturm und Regen ruhig ſeines Wegs fortzieht, in der feſten Erwartung, daß nach dem Ungewitter der Himmel ſich wieder aufklären, und der Sonne wohlthätiger Blick ſeine naſſen Kleider trocknen werde. Dieſe leztere Art der Geduld iſt ohne Zweifel edeler, und erfordert mehr Gröſſe der Seele und Kraft, als die erſtere. Und dieſe iſt es, die allenthalben aus dem Betragen Jeſu hervorleuchtet. Unter den größten Stürmen, die ihn trafen, gieng er ſeinen geraden Weg fort, ohne ſeinen Entſchlieſſungen untreu zu werden. Unter allen Verfolgungen, die er von ſeiner Nation ausſtehen mußte, ward er doch nicht müde, ihre Kranken zu heilen, ihre Armen zu ſpeiſen, und ihr die Wege zu ihrem Heil zu zeigen. Als er unter pöbelhaftem Hohngelächter aufgehängt, und auſſer Stand ſchien geſezt zu ſeyn, ſeine Hände und Füſſe zu brauchen, ſo brauchte er noch ſeine Zunge und wendete ſie an, für ſeine Mörder zu beten, und von ſeinem Kreuze Troſt in die leidenden Seelen ſeiner Freunde zu ſprechen.

Das iſt alſo Jeſu Geiſt, ein beſtändiges Beſtreben, ſeinen Unwillen, auch unter den gröſten Widerwärtigkeiten, zu mäſſigen, und unter den empfindlichſten Leiden ſeinen guten Entſchlieſſungen treu zu bleiben.

Gemeine.

Wie dunkel waren jene Stunden,
O Herr! und welche Laſten drückten dich!
Wie floß das Blut aus deinen Wunden,
Und ach, du litteſt es zum Heil für mich!
Und rufſt noch izo mir ermunternd zu:
Daß ich dir ähnlich ſey, o Dulder, du!

Er gieng ſeinen Weg fort, wenn er gleich vorher ſahe, daß am Ende deſſelben ihn der ſchrecklichſte Tod erwartete. Nicht, als wenn er ganz frey geweſen wäre von der Liebe zum Leben, von der Abneigung gegen den Tod, die tief in die menſchliche Natur eingepflanzt iſt, denn ſonſt würde ſeine Unerſchrockenheit, mit der er dem Tod entgegen gieng, gar nichts Groſſes, gar nichts Verdienſtliches mehr haben. Seine Natur empfand nur allzuſehr die Angſt und Bangigkeit, die natürlicher Weiſe bey dem Anblicke eines ſehr qualvollen Todes ſich einfinden mußte, er zitterte und zagte, klagte ſeinen Freunden: ſeine Seele ſey betrübt bis in den Tod, und ſeine Angſt gieng ſo weit, daß ſie in einen unnatürlichen Schweis ausbrach; aber bey alle dem ließ er ſich durch die Todesfurcht nicht abwendig machen von dem Wege, den er ſich vorgeſezt hatte. — Er fuhr fort, die Heucheley zu beſtrafen, fuhr fort den im Schwange gehenden Vorurtheilen zu widerſprechen, fuhr fort nach dem Jeruſalem zu ziehen, wo er die Geiſſel und das Kreuz, die ſein warteten, ſchon von ferne erblickte, ohne nur um einen Fuß breit von ſeinem Wege abzuweichen.

Das gehört alſo auch zu Jeſu Geiſte, daß man die Todesfurcht zu beherrſchen wiſſe, und ſich in Wirkung des Guten nicht aufhalten laſſe, wenn man auch gewiß wüßte, daß der Tod die Belohnung deſſelben ſeyn würde. Wer die übrigen Merkmahle des Geiſtes Jeſu an ſich hat, wer darinne geübt iſt, mit Verleugnung ſeiner eignen Neigungen den Willen Gottes zu thun, wer ein herzliches Beſtreben hat, ſo viel Gutes unter den Menſchen zu wirken, als ihm möglich iſt, und ſich auch nicht weigert, um deſſelben willen allerley Ungemach zu übernehmen, wird bald auch Herr über die Todesfurcht werden. Das Schreckliche, das den Tod zu begleiten pflegt, verſchwindet vor ſeinen Augen, ſein Glaube erblickt die Allmacht, die den ſchüzt, der Recht thut, und Belohnung und Leben, die denen beſtimmt ſind, die ſich im Dienſte Gottes treu bewieſen haben.

Chor.

Wen fürchteſt du, wenn du im Dienſte
Des ſtarken Gottes wirkſt?
Der Tod wird ſelbſt dich nicht verlezen,
Wenn Gottes Macht dich ſchüzt.

Ihr ſeht alſo, meine Lieben, daß der Geiſt Jeſu, der Charakter deſſelben, der liebenswürdigſte und vollkommenſte ſey, der je auf der Erde war. Uns demſelben immer mehr zu nähern, muß unſer lebenslanges Beſtreben ſeyn. Und wir werden demſelben gewiß immer näher kommen, mit dem Geiſte Jeſu in immer reichern Maaſe erfüllt werden, wenn wir uns die Sache ernſtlich angelegen ſeyn laſſen.

Zuerſt müſſen wir darnach arbeiten, daß unſere Vernunft immer geſund, von Vorurtheilen frey bleibe, und das Uebergewicht über unſere Leidenſchaften behalte. Daß nicht Leidenſchaften, ſondern Vernunft, der Wegweiſer ſey, dem wir folgen: denn die Vernunft iſt das Mittel, wodurch uns der Weltregierer ſeinen Willen kund thut. Seht, für jede Art ſeiner Geſchöpfe hat er beſondere Winke gegeben, ihnen ſeinen Willen kund zu thun. Die lebloſen Dinge werden durch den äuſſerlichen Druck, die Thiere durch ihre natürlichen Triebe, und der Menſch durch die Ausſprüche der Vernunft dahin gebracht, daß jedes Gottes Willen thue. Je aufgeklärter unſere Vernunft iſt, deſto mehr werden wir auch erhaben über alle Intoleranz, über alle Verdammungsſucht, Liebloſigkeit, Schadenbegierde, deſto geneigter auch Menſchenglück zu befördern. Denn ſobald die Leidenſchaften ſchweigen, ſobald die

Vernunft hinlängliche Kraft und Muſe hat zu überlegen, und die Sachen ſo zu betrachten, wie ſie an ſich ſelbſt ſind, ſieht ſie auch ein, daß alle Irrthümer und Vergehungen der Menſchen Seelenkrankheiten ſind, die eben ſowohl Mitleiden verdienen, als Fieber, Gicht, und andere ſchmerzhafte körperliche Zufälle, ſieht ein, daß Wohlthun, Menſchenglück befördern, die höchſte Freude ſey, die die menſchliche Natur ſich verſchaffen kann, und man eigentlich ſein eignes Glück baue, indem man das Glück anderer zu befördern ſucht. Je aufgeklärter die Vernunft iſt, deſto mehr iſt ſie auch im Stande ihren Unwillen über Widerwärtigkeit, ihre Furcht vor dem Tode zu beherrſchen, indem ſie alsdenn Kraft genug hat alles, nicht nach Empfindungen, ſondern nach ſeinen Wirkungen und Folgen zu beurtheilen. — Und je aufgeklärter unſere Vernunft iſt, deſto mehr werden wir auch zu wirken vermögend ſeyn. Denn das iſt offenbar ein Hauptſtück des groſſen Plans, den ſich Gott bey Regierung der Erde vorgezeichnet hat, daß die menſchliche Vernunft die oberſte Kraft ſeyn ſoll, die nach und nach alle Naturkräfte ſich unterwirft, und nach ihrem Willen lenkt.

Die Vernunft nun aufzuklären, müſſen wir die Grundſäze Jeſu oft überdenken, und ihren wahren Sinn zu erforſchen ſuchen. Denn der Keim der Vernunft, der in uns allen liegt, wird faſt immer bey unſerm Eintritte in die Welt durch thörichte Behandlung und fehlerhafte Erziehung verlezt und verbogen, ſo daß er eine ganz ſchiefe Richtung bekommt. So iſt z. E. eine Vernunft, die ihr Glück im Gelde, im Puze, im Ruhme, in grober Sinnlichkeit, ſucht, nichts anderes als ein verwachsner Baum, deſſen erſter Keim ein Beſtreben hatte, gerade empor zu ſchieſſen, der aber durch die Steine und Erdſchollen, die um ihn lagen, eine ſchiefe Richtung bekame. Die Lehre Jeſu iſt das Mittel, das Gott den Chriſten verordnet hat, die ſchiefe Richtung ihrer Vernunft abzuändern, indem ſie Ausſprüche des reinſten aufgeklärteſten Verſtandes enthält, der nie durch Leidenſchaften verdunkelt wurde.

Vorzüglich müſſen wir uns auch des Gebets bedienen, wenn unſere Vernunft ſich mehr

ver=

veredeln ſoll. Denn ſeine geſegneten Wirkungen, für die menſchliche Seele, ſind ſo unleugbar, daß ſie jeder zugeſtehen muß, der davon richtigen Gebrauch gemacht hat. Sobald die menſchliche Seele ſich zu Gott erhebt, ſich die höchſte Macht, Weisheit und Liebe denkt, das Ganze, die Verbindung zwiſchen Zeit und Ewigkeit, überſchauet, ſo wird ſie weit über jede unedle Leidenſchaft, über jede Verdunkelung, Trübſinn und Kleinmuth, erhoben, gleich einem Wanderer, der die lichte Spize eines hohen Gebirges erſtiegen hat, der unter ſeinen Füſſen den Donner ziehen ſieht, und ſich an herrlichen Ausſichten ergözt, unterdeſſen, daß tauſend andere in Nebel wandeln und in dunkeln Wäldern furchtſam umher irren.

Da nun alſo der Geiſt Jeſu die höchſte Veredelung iſt, die unſere Seele erlangen kann, ſo laßt uns dieſe Stunde damit beſchlieſſen, daß wir Gott anrufen, daß er uns zu dieſem Geiſte verhelfen wolle.

Gemeine.

Du Geiſt der Weisheit und der Kraft!
Mach uns durch dein Wort auch tugendhaft;
Hilf, daß wir ihm glauben, dem treuen Heiland,
Der uns bringen will zum rechten Vaterland.
Erbarm dich, Herr!

Laßt uns mit vereinigtem Geiſte ihn bitten, daß er uns beſonders wahre edle Menſchenliebe lehren wolle.

Gemeine.

Du Geiſt der Lieb und Einigkeit!
Mach uns alleſammt dazu bereit,
Daß wir uns von Herzen einander lieben,
Gern verzeihen und nicht gern betrüben.
Erbarm dich, Herr!

Laßt uns ihn endlich anrufen, daß er uns Kraft und Muth geben wolle die Furcht vor dem Tode und Grabe zu beſiegen!

Gemeine.

Du höchſter Troſt in aller Noth!
Hilf, daß wir nicht fürchten Grab noch Tod;
Laß, wenn wir einſt ſterben, uns nicht verzagen,
Sondern mach uns frey von allen Plagen.
Erbarm dich, Herr!

Vierte Verehrung.

Laßt uns Gott preiſen, daß er uns Jeſum geſandt hat, um uns kund zu thun den Weg, auf welchem wir unſere Zufriedenheit, Ruhe und unſer künftiges Heil finden ſollen.

Gemeine.

Der du dein Wort mir haſt gegeben,
Wie preis ich dich, o Gott, dafür!
Nie kann mein Dank dich gnug erheben:
Durch Chriſtum ſchenkſt du Weisheit mir.
Kennt ich die Lehre Jeſu nicht,
Wie wenig hätt ich Troſt und Licht!

Laßt uns Gott bitten, daß er unſere Herzen geneigt machen wolle, Jeſum als unſern Erlöſer anzunehmen, ſeinem Worte Glauben beyzumeſſen und daſſelbe willig zu befolgen.

Gemeine.

Gott, laß mich dieſer guten Lehre
Gehorchen mit ſtets größrer Luſt,

Und keines Spötters Wahn zerſtöhre
Ihr Troſtgefühl in meiner Bruſt.
Mein ganzes Leben preiſe dich!
Dein Heil erfreu im Tode mich!

Ein beträchtlicher Theil von dem, was in der Welt geſchieht, kommt durch den Glauben zu Stande. Alles Gute, das wir in der Kindheit thun, iſt ein Werk des Glaubens. Wir mäſſigen uns in dem Genuſſe unſerer Nahrungsmittel, wir gewöhnen uns zur Ordnung, wir ſind gegen andere gefällig, wir verrichten unſere Arbeiten mit Pünktlichkeit — und warum das alles? deswegen, weil unſere Eltern und Lehrer uns verſichern, daß dieß gut ſey, und wir ihnen glauben.

Wenn wir die Jahre der Kindheit zurückgelegt haben, ſo können wir den Glauben eben ſo wenig entbehren. Ein groſſer Theil unſerer Wiſſenſchaft entſteht durch ihn. Daß ehemals die griechiſche Nation ſehr mächtig geweſen ſey und viele Länder erobert habe, daß ehemals von Rom aus der ganzen geſitteten Welt Geſeze ſind vorgeſchrieben worden, woher wiſſen wir das?

daher, weil wir denen, die in dieſen Zeiten lebten, und es bezeugten, Glauben beymeſſen. Daß in den ſüdlichen Theilen der Erde noch eine Menge Inſeln ſind, die von verſchiedenen Nationen bewohnt werden und ſonſt unbekannt waren, wiſſen wir. Und woher? durch den Glauben. Weil diejenigen, die dieſe Inſeln beſucht haben, es verſichern, und wir ihre Verſicherung für wahr halten.

Und ſo thun wir Lebenslang mancherley, um der Verſicherung anderer willen, der wir Glauben beymeſſen. Wir leihen z. E. unſerm Freunde eine Geldſumme, weil er verſichert, daß er zu einer beſtimmten Zeit ſie wieder bezahlen werde. Wir wählen auf unſern Reiſen einen gewiſſen Weg, weil uns ein glaubwürdiger Menſch verſichert, daß er der rechte ſey.

Alle dieſe Exempel beweiſen, daß der Glaube für die menſchliche Seele ein wahres Bedürfniß ſey, und daß wir wenig wiſſen würden und wenig thun dürften, wenn wir gar nicht glauben wollten.

So wie nun ein Vater, der die Erziehung ſeiner Kinder nicht unmittelbar beſorgen kann, und es nicht für gut hält, immer ſelbſt mit ihnen zu ſprechen, immer eine gewiſſe verſtändige, rechtſchaffne, Perſon verordnet, an die er ſeine Kinder verweiſet, und ihnen ſagt, dieſer glaubt! wenn ſie euch etwas ſagt, wenn ſie euch erinnert, ſo nehmt es an, als wenn ich es euch ſelbſt geſagt hätte, und befolgt es: So iſt es auch von dem Vater der Menſchen zu erwarten, daß er ſeine Familie, die die Erde bewohnt, mit welcher er, aus weiſen Urſachen, nicht unmittelbar ſpricht, an eine gewiſſe Perſon werde gewieſen haben, die ihr zum Wegweiſer auf dieſes Lebens gefährlichem Wege dienen ſoll, damit ſie ihr glauben und durch den Glauben an ſie geſtärkt im Guten weiter fortſchreiten und für Verirrungen bewahrt bleiben möchte.

Und dieſe Perſon iſt Jeſus Chriſtus, der ſchon ſeit vielen Jahrhunderten von allen aufgeklärten Nationen als der Erlöſer der Menſchen, als der Wegweiſer zu ihrem Heil, iſt geglaubt und angenommen worden. O alle, die ihr dieſe

Wohlthat zu ſchäzen wißt, drückt izo eure Dankbarkeit durch ein Loblied aus!

Gemeine.

Vom Aufgang bis zum Niedergang
Erſchallet dir der Lobgeſang
Erretteter Gerechten.
Unzählbar ſind die Schaaren ſchon,
Die gerne dir vor deinem Thron
Ein würdig Loblied brächten.
Ihrer
Mehr noch,
Jeſu, werden,
Schon auf Erden,
Dir lobſingen,
Preis und Dank und Ruhm dir bringen.

Der groſſe Beyfall, den Jeſu Lehre, ſeit ihrem Daſeyn auf der Erde, gefunden hat, läßt uns ſchon vermuthen, daß Jeſus eine ſehr glaubwürdige Perſon ſeyn müſſe. Es muß doch ein Grund da ſeyn, warum in den erſten Zeiten des Chriſtenthums, da man noch den Zeiten Jeſu nahe war, ſo viele Menſchen ſo eifrig an der Lehre Jeſu hiengen, daß ſie um derſelben willen allen zeitlichen Vortheilen entſagten, ſich von ihrem Vaterlande vertreiben, ihre Güter rauben, ſich verhöhnen und ſchlagen und tödten lieſſen. Ein Grund muß doch da ſeyn, warum die Heyden ihrem Aberglauben, der mit der Befriedigung ihrer Lüſte ſo wohl beſtehen konnte, entſagten, wie ein groſſer Theil der jüdiſchen Nation den Ceremoniendienſt, für den ſie ſonſt Blut und Leben aufopferte, verließ. Ein Grund muß doch da ſeyn, warum ſeit ſo vielen Jahrhunderten die Lehre Jeſu gedauert hat, und weder durch Liſt noch durch Gewalt hat verdrängt werden können. Und dieſer Grund leuchtet ſogleich in die Augen, wenn man die Geſchichte Jeſu und ſeiner Lehre überſieht.

In den Zeiten, da Jeſus und ſeine Freunde lebten, verrichteten ſie ſolche wunderbare Werke, die aus keiner bekannten Kraft der Natur erklärt werden konnten. Alle Kranke, an welchen die Kunſt der Aerzte verlohren war, nahmen zu ihnen ihre Zuflucht und fanden bey ihnen Hülfe, ohne Arzneymittel zu gebrauchen. Unleugbar Todte wurden durch Jeſum ins Leben zurückgerufen, ſen, und er ſelbſt, nachdem er öffentlich war hingerichtet, und die Wirklichkeit ſeines Todes öffentlich war unterſucht worden, zeigte ſich wieder lebendig.

Dieß war für die damaligen Zeitgenoſſen, die dieſe Thaten ſelbſt ſehen, ſelbſt ihre Wahrheit unterſuchen, oder wenigſtens mit den Perſonen, die ſie geſehen hatten, ſprechen konnten, ein unleugbarer Beweiß, daß eine übernatürliche Kraft durch Jeſum wirken müſſe. Das leuchtete auch ſeinen abgeſagteſten Feinden ſo ſehr ein, daß ſie nichts anders dagegen einwenden konnten, als dieſes, daß Jeſus ſeine Werke, mit Beyhülfe irgend eines böſen Geiſtes, verrichten müſſe. Zugeſtehen mußten ſie alſo, daß doch die Werke Jeſu alle bekannte Kräfte der Natur weit überſtiegen.

So wurde alſo durch die Thaten Jeſu die menſchliche Geſellſchaft erſchüttert, und geneigt gemacht, ihm, als einem auſſerordentlichen Abgeſandten Gottes an die Menſchen, Glauben beyzumeſſen. Und dieſe Erſchütterung war ſo ſtark, daß ſie auch bis in die entfernteſten Jahrhunderte wirken konnte. Denn nun war der Glaube an Jeſum in der Geſellſchaft der Chriſten allgemein, Eltern, Lehrer des Volks, und Lehrer der Jugend, pflanzten gemeinſchaftlich denſelben von Geſchlecht zu Geſchlecht fort, und niemanden, beſonders in den Zeiten, da man noch nicht geneigt war, tiefe Unterſuchungen anzuſtellen, fiel es ein, das zu bezweifeln, was allgemein geglaubt wurde.

Wenn aber Jeſus der allgemeine Lehrer und Erlöſer der Menſchen ſeyn ſollte, ſo mußte er nicht nur für die Zeiten, in denen er ſelbſt ſichtbar zugegen war, nicht für einige Jahrhunderte, ſondern für die ganze Zeit da Menſchen lebten, Glaubwürdigkeit haben. Nicht nur in den Zeiten der Unwiſſenheit, ſondern auch in den Zeiten der Aufklärung, wo man ſelbſt zu denken, und die Wahrheit deſſen, was man von ſeinen Eltern und Lehrern gehört hatte, zu unterſuchen anfieng, mußte er mit den Zeichen der höchſten Glaubwürdigkeit verſehen ſeyn.

Und ſind dieſe Zeichen der Glaubwürdigkeit nicht auch noch für uns da? So entfernt wir auch von jenen Zeiten ſind, da er ſelbſt lehrte, ſo haben wir doch noch hinlängliche Nachricht von ſeinem Charakter. Wir wiſſen, daß er der edelſte und liebenswürdigſte war, der jemals unter den Menſchen geſehen wurde. Wir wiſſen, daß er die höchſte Uneigennüzigkeit beſaß, ohne Vergeltung Gutes that, frey von aller Ruhm- und Erwerbungsſucht war, jedem Leidenden half, jeden Verirrten zurechte wieß, jeden Betrübten tröſtete, die Heucheley und Bedruckung freymüthig beſtrafte, nur für der Menſchheit Beſtes lebte und wirkte, für der Menſchheit Beſtes ſogar ſein Leben aufopferte. Wir wiſſen von ihm, welche groſſe Geduld er unter den größten Qualen, und ſelbſt in der Todesnoth, bewieß, und welche hohe Sanftmuth er ſogar gegen ſeine Mörder ausübte.

Ein ſolcher edler Charakter hat die höchſte Glaubwürdigkeit zu allen Zeiten. Und wenn dieſer verſichert, er ſey von Gott verordnet, der Menſchen Heil zu bewirken, **Er ſey der Weg, die Wahrheit und das Leben, durch welchen die Menſchen zu Gott ihren Vater geführt** würden; die Werke die er verrichte, wirke der Vater durch ihn, wer kann da wohl gegen ihn den Verdacht haben, daß er die Unwahrheit rede?

Je weiter wir von den Zeiten Jeſu wegkommen, deſto einleuchtender muß es uns werden, daß ihn Gott zum Heil der Menſchen verordnet habe. Bekennt ſelbſt, er lebte als eine Perſon, die wenig äuſſerlichen Glanz hatte, die weder durch Schreiben ſich berühmt machte, noch durch Reichthum oder irdiſche Macht etwas ausrichten konnte, lebte unter einer Nation, die damals wenig Aufklärung hatte, die allenthalben verachtet und bedruckt war. Er ſelbſt ſahe den ſchimpflichſten Tod vor Augen. Alle Wahrſcheinlichkeit war alſo da, daß er, auſſer den Grenzen von Paläſtina, nicht bekannt, vielmehr in Paläſtina ſelbſt, wenige Jahre nach ſeinem Tode, vergeſſen werden würde. Demohnerachtet verſichert er ganz zuverſichtlich, daß ſeine Lehre durch die ganze Welt werde geprediget werden. Daß eher Himmel und Erde vergehen würden, ehe ſeine Lehre vergienge. Dieſe Verſicherung konnte für die erſten Zeiten wenig wirken. Denn immer war es noch ungewiß, ob dieſe Verſicherung eintreffen werde.

Je weiter wir aber von jenen erſten Zeiten wegkommen, je mehr die Zahl der Jahrhunderte wächſt, in welche dieſe Lehren dauert, geglaubt wird, und weiter ſich ausbreitet, deſto gröſſer wird auch die Ueberzeugung, daß Jeſus, durch göttliches Licht erleuchtet, in die Zukunft geſehen habe.

Und der ſtärkſte Grund, den wir bekommen können, ihm zu glauben, iſt die eigne Befolgung ſeiner Lehre. Wenn wir nach ſeiner Anweiſung uns zu jedem wichtigen Geſchäfte durch Gebet zu ſtärken, in jeder trüben Stunde uns durch Gebet aufzuheitern ſuchen, und fühlen, daß dadurch unſer Geiſt mehr Heiterkeit und Muth bekommt; wenn wir ſo, wie er uns gelehrt hat, unſere Begierden beherrſchen, und wahrnehmen, daß dadurch in unſere Seele mehr Stille gebracht wird, daß wir eben dadurch in den Stand geſezt werden, weiſer zu handeln; wenn wir ſo, wie er uns ſagte, Gottes weiſer Regierung vertrauen, von derſelben allein unſer künftiges Schickſal erwarten, und dadurch beruhigt werden: dann werden wir uns immer geneigter fühlen ihm zu glauben und ſeine Lehre als göttlich anzunehmen, weil wir inne werden, wie viele Kraft, welch hohen Frieden ſie unſern Seelen ertheile.

Gemeine.

Nichts giebt uns ſolchen frohen Muth,
Als deines Wortes Weide;
Kein Glück der Welt,
Kein irdiſch Gut
Schenkt uns ſo groſſe Freude.
Dein Wort allein
Iſt Troſt im Pein,
Iſt unſer Sieg in Schmerzen:
In jeder Noth,
Auch ſelbſt im Tod,
Iſts Troſt für fromme Herzen.

Wie glücklich iſt, o Gott, ſchon hier,
Wer deine Wahrheit ehret,
Und durch dein Wort,
Belehrt von dir,
Die rechte Weisheit höret.

Ein frommer Sinn
Iſt ſein Gewinn;
Dein Segen, dein Verſchonen,
Bringt hier ihm Ruh,
Und dort wirſt du
Mit ewgem Glück ihm lohnen.

Nachdem ich dieß alles geſagt habe, iſts wohl nicht weiter nöthig zu erklären, was es heiſſe, Jeſu oder an Jeſum glauben. Ein jeder ſieht, daß es nichts anders heiſſe, als Jeſum für den Erlöſer der Menſchen, oder für die Perſon annehmen, die Gott verordnet hat, das Heil der Menſchen zu befördern, ihnen zu ſagen, was gut iſt, und ſie zu ihrer Glückſeligkeit zu leiten.

Wegen der Perſon Jeſu ſind die Meynungen der Chriſten ſehr getheilt. Einige halten ihn für eine Perſon, die mit dem Vater gleich ewig, gleich groß ſey, andere für das vornehmſte Geſchöpf Gottes, noch andere für einen bloſſen Menſchen, der aber, ſeiner Verdienſte wegen um das Menſchengeſchlecht, ſolche hohe Vorzüge von Gott empfangen habe, als nöthig ſind, Gottes Stelle bey dem Menſchen zu vertreten.

Jeder der die engen Grenzen des menſchlichen Verſtandes kennt, wird zugeben, daß es uns unmöglich ſey mit vollkommner Zuverläſſigkeit zu beſtimmen, welche unter dieſen Meynungen die wahre ſey.

Dieß iſt aber wohl gewiß, daß wir uns des Glaubens an Jeſum nicht rühmen dürfen, ſo lange wir ihn nur für einen vorzüglich guten Menſchen halten. Denn kein Menſch, er ſey ſo weiſe und gut er wolle, kann fordern, daß ich ihm unbedingt glauben ſoll. Nur eine Perſon, die von Gott hierzu ausgerüſtet und bevollmächtigt iſt, und von Gott hinlängliche Glaubwürdigkeit erlangt hat, kann es verlangen.

Und der Glaube an eine ſolche Perſon iſt wahres Seelenbedürfniß. Denn unſre Zeit und Kraft iſt viel zu eingeſchränkt, als daß wir ſelbſt alles erforſchen ſollten, wir müſſen glauben. Unſere Zeit und Kraft iſt viel zu eingeſchränkt, als daß wir die ganze Welt ſelbſt durchreiſen, ſelbſt alle Nationen und Länder ſehen, ſelbſt den Lauf eines jeden Sterns berechnen könnten. Wir müſſen, in dieſen und tauſend andern Fällen, denen glauben, die dieſe Sachen mehr erforſcht haben als wir. Wenn wir nun in Sachen, die von unſern eignen Sinnen empfunden werden können, glauben müſſen, wie vielmehr in ſolchen, die wir nie mit unſern Augen ſehen noch mit unſern Ohren hören können.

Die Erfahrung lehrt auch, daß ein übertriebnes Unterſuchen uns zu immer mehrern Zweifeln und Ungewißheit führe. Die größten Unterſucher ſind immer die größten Zweifler. Sie finden, wenn ſie ihren Unterſuchungen keine Grenzen ſezen, am Ende gar keine Gewißheit mehr, es wird ihnen zweifelhaft, was das ganze Menſchengeſchlecht für ausgemacht hält, und in den Stunden des Zweifels kommt es ihnen wohl erlaubt vor, den Vater, die Mutter, ſich ſelbſt zu ermorden, kommt ihnen wohl möglich vor, daß es gar keinen Gott gebe, ſondern alles in der Welt durch eine blinde Nothwendigkeit gewirkt werde. Dieß iſt der ſchrecklichſte Zuſtand, den man ſich denken kann, und der iſt deswegen glücklich zu preiſen, der, wenn Jeſus ſagt: alle Sorge werft auf Gott, denn er ſorgt für euch; Kreuzigt euer Fleiſch ſammt den Lüſten und Begierden; ich lebe und ihr ſollt auch leben, der, ſage ich, alsdenn alle ſeine Zweifel beſiegt und Jeſu Wort, als ein Wort von Gott annimmt.

Das eigne Unterſuchen alles deſſen, was unterſuchbar iſt, kommt nicht Kindern, ſondern Männern zu. Kinder müſſen glauben, und vom glauben nach und nach zum unterſuchen fortſchreiten. Und ſind wir, wenn wir unſere Kräfte, mit dem unermeßlichen Umfange deſſen, was Unterſuchbar iſt, vergleichen, mehr als Kinder? Fürwahr nicht mehr. Wir kennen von den entfernten Welttheilen nur die Küſten, von der Erde nur die Rinde, von allen Wiſſenſchaften nur die Oberfläche. Wenn der größte Kopf, den ie die Erde hervorbrächte, die Wahrheit ſagen wollte, ſo würde er bekennen müſſen, daß alles, was er wüßte, ſich zu dem, was er nicht wüßte, verhalte, wie ein Waſſertropfen zum Weltmeere. Und wenn wir von uns nach unſern Lebensiahren beurtheilen wollen, ſind wir mehr als Kinder? Wir ſind doch ewig, unſterblich.

Wenn wir unſere Ewigkeit auch nur auf zehntauſend Millionen Jahre rechnen wollen, und dagegen halten die kleine Zeit, die wir gelebt haben, wenn es auch 80. Jahre wären, iſt das nicht des Lebens Anfang? Sind wir nicht alleſammt noch Kinder? Warum wollen wir, als Kinder, uns wohl weigern zu glauben dem, den der Vater zu unſerm Lehrer verordnet hat?

Gemeine.

Gieb, daß der Strahl von deiner Wahrheit
Mein Leben leite, bis ich dort
Dich näher ſeh, und mit mehr Klarheit
Als hier, an dieſem Prüfungsort.
Ich, der ich hier kaum ſtammeln kann,
Erhebe würdiger dich dann.

So mache euch denn Gott geneigt, Jeſu zu glauben, und durch den Glauben an ihn Kraft zum Guten, Ruhe der Seelen, und Troſt im Tode zu erlangen.

Gemeine.

Das gebe Gott!

Fünfte Verehrung.

Die Abſicht unſerer Verſammlung iſt, daß wir das Andenken an Gott unſern Vater, der uns täglich Gutes thut, von dem allein wir unſer ganzes Glück erwarten, recht lebendig bey uns machen, und vor ihm den Vorſaz erneuern wollen, auf dem Wege, den er uns durch Jeſum zeigte, der zu ihm führt, auf dem Wege der Tugend, unermüdet fortzuſchreiten. Laßt uns dieß wichtige Geſchäfte mit Gebet anfangen. Ein jeder von uns, der daran Theil nehmen will, mache ſich hierzu bereit, er ſammle ſeine Gedanken von aller Zerſtreuung, er beſänftige jede heftige Leidenſchaft, entferne den Groll gegen die Brüder, hebe ſich über grobe Sinnlichkeit, damit ſeine ganze Seele ſich ihrem Schöpfer nahen, und heilige, ihm wohlgefällige, Wünſche ihm vortragen könne:

Gemeine.

Es fliehe von uns, was die Welt
Nur angeht, und nicht ewig iſt!
Zu klein ſey hier im Heiligthume
Uns jeder Erdegedanke!
Hier fühl es unſer Herze ganz,
Daß es im Staub ein Fremdling iſt!
Laß, Herr, zu unſerm Vaterlande
Hinauf die hohe Seele ſteigen,
Hinauf zu Gott! Hinauf zu Dir!

Zu dir ſteigt unſere Seele empor, o Gott, von dem ſie entſprungen iſt, vor dir wirft ſie ſich nieder in Demuth, fühlt deine Gröſſe, fühlt ihre Abhängigkeit von dir, fühlt aber auch deine Güte, deine herzliche, beſtändig wirkſame, Vaterliebe. Unſer Vater.

Gemeine.

Unſer Vater!

O laß unſer Vater uns, die wir noch im Dunkeln wandeln, ſtets dein Licht leuchten, damit wir erkennen, was gut und recht und dir angenehm iſt, und wir nie den Weg verlieren mögen, der zu dir, o Gott, und zu deinen Freuden führt. Erhöre uns!

Gemeine.

Erkläre uns!

Wann, meine Lieben, nach einer dunkeln Nacht die Sonne ſich wieder zeigt, ſo kehrt mit ihr die Freude zurück, ſo weit ſie wirken kann. Alles, was ſonſt dunkel war, zeigt ſich mit lebendigen Farben, alles, was erſt ſchrecklich ſchien, erſcheint nun in ſeiner wahren Geſtalt, und der Wanderer, der furchtſam umher irrete und den Weg ſuchte, findet ihn nun und ſezt ihn mit getroſten Schritten fort.

Was die Sonne für die Natur iſt, das iſt die Lehre Jeſu für die menſchliche Seele. So bald ſie erkannt und geglaubt wird, entſteht in der menſchlichen Seele gleichſam Licht. Sie ſieht alles in ſeiner wahren Geſtalt, alles Schreckliche, was ſie ſonſt zu ſehen glaubte, verſchwindet, und ſie bekömmt freudigen Muth. Es ſagt daher Jeſus von ſich: **Ich bin kommen in die Welt ein Licht, auf daß, wer an mich glaubet, nicht im Finſterniß bleibe.**

Denn ob uns gleich Jeſus über viele Dinge, die unſer Vorwiz zu wiſſen verlangt, keine Aufklärung gegeben, keine umſtändliche Beſchreibung von dem Zuſtande der Menſchen nach ihrem Tode, keine Nachrichten von der Zahl der Sterne, und von dem, was darinne vorgeht, hinterlaſſen hat, ſo hat er uns doch deſto bekannter gemacht mit den Dingen, die zunächſt um uns ſind, und auf unſer Glück einen unmittelbaren Einfluß haben.

So richtig ſprach vor ihm niemand von Gott. Man ſtellte ſich denſelben immer vor als einen Regenten, der eine gewiſſe Provinz beherrſche, und die darinn wohnende Nation als ſein Eigenthum betrachte. Daher hatte jede Nation ihre eigne Gottheit. Dieſe Vorſtellung, die Gott ſo ſehr erniedrigt, ſo unmittelbar die menſchliche Seele zum Nationalſtolz und zum Nationalhaß verleitet, verſcheucht die Lehre Jeſu, ſo weit ſie wirken kann. Man fängt an an Gott als den einzigen Urheber alles deſſen, was da iſt, der alles, was er gemacht hat, mit ſeiner Liebe umfaßt, zu glauben. In Ländern, wohin die Lehre Jeſu noch nicht gedrungen iſt, hat man immer die Meynung, daß Gott ſehr zornig ſey, und nicht eher könne verſöhnt werden,

den, als wenn er Blut der Opferthiere flieſſen ſehe, oder glaubt doch wenigſtens, daß man durch Verbeugungen, und andere Ceremonien ſich ihm angenehm machen könne. Auch dieſe, die Gottheit entehrende, und Sklavenfurcht und Heucheley erzeugende, Meynung verſchwindet in jeder Seele, wo Jeſu Lehre zu wirken anfängt. Denn nach dieſer iſt Gott ein Geiſt, der im Geiſt und in der Wahrheit, d. i. durch innere Rechtſchaffenheit will verehrt ſeyn. Der nie zornig wird, ſondern ſelbſt bey ſeinen Strafen das Beſte der Menſchheit zur Abſicht hat.

Wie erquickend iſt dieſe Vorſtellung! Denkt euch eine Nation, die zeither vor Gottes Zorn bebte, jeden Donnerſchlag, jedes Beben der Erde, als eine Wirkung deſſelben anſahe, und den Zorn deſſelben durch das Blut ihrer Heerden zu verſöhnen ſuchte, und die nun anfängt ſich Gott ſo vorzuſtellen, wie ihn Jeſus den Menſchen kennen lehrte, muß dieſer dieſe Vorſtellung nicht eben ſo erfreulich ſeyn, als den Erdebewohnern der Sonne Aufgang?

Gemeine.

Süß iſt das Licht der Sonne,
Das täglich jedes Aug entzückt;
Weit ſüſſer iſt die Wonne,
Womit uns Gottes Güt erquickt.
Erfreulich iſt das Leben,
Und ſchauervoll der Tod;
Doch beſſer noch, als Leben,
Iſt deine Güte, Gott.
Wie iſt ſie uns ſo theuer!
Sie, ſie verläßt uns nie.
Was iſt wohl milder, treuer
Und tröſtender, als ſie?

Eben ſo vortrefliche Aufklärung hat uns Jeſus in Anſehung des Menſchen ſelbſt gegeben, hat uns gezeigt, was der Menſch eigentlich iſt, was aus ihm werden, und wie er zu immer höherer Vollkommenheit gelangen kann.

Nehmt an, daß izo der erſte Menſch in die Welt eingeführt würde, was wird wohl ſein erſtes Geſchäfte ſeyn? Die Befriedigung ſeines Hungers. Seine Seelen- und Körperkraft wird dazu angewendet werden, ſich Nahrungsmittel zu verſchaffen. Dieſer Trieb, weil er der erſte iſt, wird auch ſein Grundtrieb werden, aus dem alle andere entſpringen, der ſeine ganze Seele beherrſcht und in Thätigkeit ſezt. Hat er ſich die nothwendigſten Bedürfniſſen verſchaffet, ſo wird er eben ſo heftig darnach ſtreben, ſich minder nothwendige Dinge, Vergröſſerung des Eigenthums, der Wohnung, Vermehrung der Kleidung, des Schmucks und der Bequemlichkeit zu erwerben. Unter der Zeit, daß dieſer Trieb ihn beherrſcht, vermehren ſich um ihn die Menſchen, und durch ſeine Leidenſchaft getrieben, wendet er nun ſeine Gewalt an, ſie ſich zu unterwerfen, und ſie dahin zu bringen, daß ſie zu Erreichung ſeiner Abſichten mitwirken, und jeden, der ihm entgegen handelt, als ſeinen Feind zu betrachten, und ihn zu mishandeln. So wird der Menſch verleitet in der Stärke ſeiner Leidenſchaften, in Unterdruckung andrer Menſchen, und in der Verſchönerung ſeines äuſſerlichen Zuſtandes ſein Glück zu ſuchen. Dies iſt auch wirklich die Denkungsart aller Menſchen und Nationen, die nicht von ganzem Herzen die Lehre Jeſu angenommen haben.

Und dieſe ihre Denkungsart kann mit Recht einem Wandel in Finſterniß verglichen werden. Denn ſo wie der, der im Finſtern wandelt, alle Augenblick anſtößt und fällt, und in Lagen kömmt, wo er zweifelhaft iſt, ob er vor oder rückwärts gehen, zur Rechten oder zur Linken ſich ſchlagen ſoll, ſo ſtößt auch ein ſolcher Menſch immer an und fällt und iſt in Verlegenheit. Die Heftigkeit ſeiner Leidenſchaften beleidigt alle, die um ihn ſind, und reizt ſie zur Widerſezlichkeit und zu Gegenbeleidigungen. Er fühlt bald, daß ſeine Kräfte unzureichend ſind, ſich die Dinge zu verſchaffen, die er zu ſeinem Glück für nothwendig hält, woraus nothwendig ein ſehr peinigender Gram entſtehen muß. Denn welcher Gram iſt wohl peinigender, als das Bewußtſeyn, daß mir das mangele, was zu meinem Glück nöthig iſt, und daß ich auch nicht vermögend bin, mir es zu verſchaffen?

Aber wie helle wirds in unſerer Seele, wenn in ihr die Vorſtellungen lebendig werden, die Jeſus uns von dem Menſchen gemacht hat! Nach dieſen muß das vorzüglichſte Beſtreben des

Menſchen dahin gehen, die Herrſchaft ſeiner Leidenſchaften zu brechen. Und ſein Glück wächſt in eben dem Verhältniſſe, in dem ihm dieſes Beſtreben gelingt. Nach dieſen iſt die menſchliche Glückſeligkeit in keiner Sache zu ſuchen, die von ihm getrennt iſt, ſondern ſeine Seele ſelbſt iſt ſeines Glückes Siz. **Was hilfts,** ſagt Jeſus, **dem Menſchen, wenn er die ganze Welt gewönne, und nähme Schaden an ſeiner Seele?** Nach den Vorſtellungen Jeſu iſt nicht die Beſtreitung und Unterdrückung und Beherrſchung anderer, ſondern das Wohlthun die höchſte Freude, die ſich ein Menſch machen kann, eine Freude, die Gott ſelbſt ſich zu verſchaffen ſucht. **Seyd barmherzig,** ſo lehrte er ſeine Freunde, **wie euer Vater im Himmel barmherzig iſt!**

Wie helle, ſage ich, muß es nun in einer Seele werden, die dieſe Vorſtellung annimmt, die erſt ihr Glück durch herrſchende Leidenſchaften ſuchte und nicht finden konnte, und nun einſieht, daß es ihr ſo nahe liegt, ſo leicht könne gefunden werden.

O Gott, der du uns alle zur Glückſeligkeit ſchufſt, laß doch dieſe Vorſtellung von des Menſchen Glück ſtets unſere Seelen, gleich einem hellen Lichte, erleuchten!

Gemeine.

Laß mich des Menſchen wahren Werth,
Mein Gott, zu Herzen nehmen,
Und deſſen, was mich ſelbſt entehrt,
Mich allzeit innigſt ſchämen.
Nie komm es mir aus meinem Sinn,
Was alles ich vermag und bin,
Durch deine weiſe Güte.

Du ſchufſt mich zur Geſelligkeit
Und für der Freundſchaft Freuden!
Gabſt mir ein Herz voll Fühlbarkeit
Für andrer Glück und Leiden;
Noch mehr, ein Herz, das fähig iſt,
Sich dein, der du mein Vater biſt,
Zu freun, und dich zu lieben.

So lange der Menſch noch in der Nacht ſeiner Vorurtheile wandelt, iſt er auch nicht vermögend, ſich von andern Menſchen richtige Vorſtellungen zu machen. Die mehreſten kommen ihm ganz fremd vor, und nur diejenigen ſcheinen ihm ſeiner Liebe werth, die mit ihm zu einer Claſſe gehören. Immer eine Nation ſieht auf die andere mit Verachtung herab; der Reiche brüſtet ſich gegen den Armen, der Vornehme gegen den Geringen und der Gelehrte gegen den Ungelehrten, und dieſe betrachten wieder jener Glück mit ſcheelen Augen. Daher entſpringen eine Menge Mißverſtändniſſe und gegenſeitige Kränkungen. Gleich einer Geſellſchaft, die in finſtrer Nacht tappet, ſtößt immer einer an den andern, iſt immer einer dem andern im Wege.

Aber alle dieſe Vorurtheile weichen, es klärt ſich alles auf, ſobald man andere nach den Grundſätzen zu beurtheilen anfangt, die Jeſus mitgetheilt hat. Nach dieſen haben wir alle einen Vater, ſind alle unter einander Brüder, ſind alle Glieder einer Familie, Glieder eines Leibes. Und keiner hat vor dem andern einen wahren, bleibenden Vorzug, als den, den ihm ſeine Rechtſchaffenheit ertheilt. Iſt dieß nicht die erfreulichſte Vorſtellung, die wir uns von der menſchlichen

Geſellſchaft machen können? Giebts wohl ein wirkſamer Gegengift gegen Neid und Haß und Verfolgung? eine ſtärkere Ermunterung zur Liebe und Beförderung des Menſchenglücks, als der Glaube, wir ſind Brüder, wir ſind eines Leibes Glieder? Was ich andern Gutes thue, thue ich dem, der des Leibes Haupt iſt, thue ich mir ſelbſt?

Chor.

Ihr ſeyd Bürger einer Welt,
Kinder eines Vaters, Brüder,
Die er huldreich all erhält,
Alle eines Leibes Glieder;
Die ſein weiſer Allmachtsruf,
Alle ſich zu dienen ſchuf.

Gemeine.

Und wir ſollten uns entzweyn?
Lieblos uns einander haſſen?
Und, zu unſrer eignen Pein,
Stolz und Neid beherrſchen laſſen?
Wer kein Freund des Nächſten iſt,
Iſt fürwahr kein Menſch, kein Chriſt.

Auch von dem wahren Werthe anderer Dinge die um uns ſind, hat uns niemand richtigere

Vorſtellungen gemacht, als Jeſus. Wenn wir ſie nach unſern Empfindungen beurtheilen, ſo urtheilen wir ganz falſch, wandeln in Nacht und beſtändiger Gefahr uns zu verirren. Alles, was unſern Empfindungen ſchmeichelt, kommt uns als etwas Gutes und begehrungswürdiges vor, und alles, was unſern Empfindungen unangenehm iſt, ſcheint uns ein Uebel zu ſeyn. Daher entſteht denn das ängſtliche Schmachten nach dem Sichtbaren, nach der Welt lauten Beyfall, nach dem Beſize des Reichthums, und nach allem, was unſere Sinnlichkeit und Eitelkeit fordert. So wie das Irrlicht den Wanderer vom rechten Wege ableitet, und ihn in Moräſte ſtürzt, ſo leitet auch der Schimmer des Sichtbaren die menſchlichen Seelen vom rechten Wege ab, und ſtürzt ſie in Gemüthsunruhe, in Thorheit und Reue. Das Vorurtheil, als wenn jede unangenehme Empfindung ein wahres Uebel ſey, ſtürzt in Muthloſigkeit, Beängſtigung und Verzweiflung.

Sobald wir aber die Dinge, die auſſer uns ſind, nach chriſtlichen Grundſäzen zu beurtheilen anfangen, ſo verbreitet ſich um uns ein heiterer Tag auf alle Gegenſtände, die um uns ſind. Denn, nach Jeſu Grundſäzen, iſt das Glück eines jeden Menſchen in ihm ſelbſt. Alles, was auſſer ihm iſt, ſteht mit ſeinem Glück in keinem Zuſammenhange. Er betrachtet alſo alle äuſſerliche Vergnügen als Blumen, die hier und da am Wege ſeines Lebens aufblühen, die er zwar mit Vergnügen pflückt, nie aber ängſtlich ſucht, noch über ihren Mangel und Verluſt kindiſch klagt. Nach Jeſu Grundſäzen, iſt alles, was uns unangenehmes in der Welt begegnet, Verhängniß des guten, liebenden Gottes, das für unſer Heil, unter ſeiner Regierung, wirkſam ſeyn muß. Es müſſen, nach ſeiner Verſicherung, denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Beſten dienen. So wie nun dem im Dunkeln ſich ängſtigenden Wanderer, ſobald die Sonne aufgeht, manches, das ihm ein Geſpenſt zu ſeyn ſchien, als ein fruchtbarer Baum, und manches, was er für einen Räuber hielt, als ein Haufen Garben erſcheint, ſo erſcheint auch dem, den Jeſu Lehre erleuchtet, alles, was ihm ſonſt ſchrecklich war, wofür er zurückbebte, als eine Wohlthat, die ſeine Seele zur Freude und zum Dank auffordert.

Gemeine.

Der Hang zu Eitelkeiten
Stört doch zu allen Zeiten
Die wahre Seelenruh.
Wann wir dir unſer Leben,
O Vater, übergeben,
Dann fließt dem Herzen Friede zu.

Was ſollt ich mich betrüben?
Den Menſchen, die dich lieben,
Muß alles Seegen ſeyn.
Ich bin ja dein Erlöſter.
Sonſt weiß ich keinen Tröſter,
Sonſt keinen Schuz als dich allein.

Das hellſte Licht aber, das Jeſus über unſern Zuſtand verbreitet hat, iſt die Verſicherung, daß unſer gegenwärtiges Leben nur Prüfungsſtand, nur Weg zu einem vollkommnern und beſſern Zuſtande ſey, die Verſicherung, von unſerer Seele Unſterblichkeit, die er mit ſeinem Tode und ſeiner Auferſtehung verſiegelt hat. Ohne dieſelbe, würde noch immer Nacht auf unſerm

Wege bleiben, noch immer vieles uns aufſtoſſen, das Zweifel und Kleinmuth veranlaſte. Denn wie oft ereignen ſich Begebenheiten, die zu beweiſen ſcheinen, daß Gott um die Welt ſich nicht bekümmere? wie oft flieht die verheißne Gemüthsruhe auch den Rechtſchaffenſten, wie viele gute Thaten bleiben unbelohnt! wie mancher Eitele ſcheint in dem Beſize der Güter, die Jeſus ſeine Freunde gering ſchäzen lehrte, ſein Glück zu finden! wie manches ſchreckliche Schickſal trift den Gerechten, ohne daß man die geſegneten Wirkungen deſſelben entdecken könnte!

Aber ſobald die Verſicherung angenommen und geglaubt wird, daß nach dieſem Leben noch ein Zuſtand übrig ſey, wo jeder die Früchte ſeiner Handlungen genieſſen werde, ſo bald klärt ſich alles um uns auf. Auch die ſonderbarſten Begebenheiten ſind uns weiter nichts, als ein Räthſel, das uns zwar izo unverſtändlich iſt, deſſen Auflöſung wir aber in dem künftigen Zuſtande finden werden. Der betrübte Tugendhafte ſtärkt ſich mit der Hofnung, daß er dort die vollkommene Seelenruhe erlangen werde, die er hier vergeblich ſucht. Der Arme und Elende trägt männlich die Verachtung, die ſein Theil bey aller ſeiner Rechtſchaffenheit iſt, verachtet das Glück des Sünders und ſeine eignen Leiden, ſobald er überzeugt wird, daß in einer andern Welt ſeine Rechtſchaffenheit blühen und Früchte tragen werde.

Gemeine.

Da werd ich das im Licht erkennen,
Was ich auf Erden dunkel ſah;
Das wunderbar und heilig nennen,
Was unerforſchlich hier geſchah.
Da denkt mein Geiſt, mit Preis und Dank,
Die Schickung im Zuſammenhang

Ihr ſeht alſo, meine Lieben, wie Jeſus durch ſeine Lehre wirklich ein Licht für die menſchliche Seele iſt. Denn da ſie ſich ſelbſt überlaſſen, alles verkehrt ſieht, alles nach ihren Empfindungen, und alſo ganz falſch, beurtheilt, und dadurch zu lauter Thorheiten und Gram und Reue verleitet wird, ſo erblickt ſie alles in ſeiner wahren Geſtalt, lernt alles nach ſeinem wahren Werthe ſchäzen, ſobald ſie die Grundſäze der

Lehre Jeſu erwägt, und ſie mit Ueberzeugung annimmt. O welche Seligkeit würden wir ſchon in dieſem Leben genieſſen, wenn dieß Licht in unſrer Seele nie verlöſchte? welches Wonnegefühl würden wir haben, ſo oft wir an Gott dächten, wenn wir uns ihn immer als einen, uns liebenden, Vater vorſtellten! in welcher Ruhe würden unſere Tage dahin flieſſen! wenn wir die Stürme unſerer Leidenſchaften wüßten zum Schweigen zu bringen! wie ähnlich würde unſer Zuſtand der Seligkeit Gottes ſeyn, wenn wir die Freude des Wohlthuns gehörig ſchäzen lernten! und wie wohl würden wir uns befinden, wenn wir jeden Menſchen als unſern Bruder, als unſer Mitglied zu betrachten uns gewöhnten! wie unabhängig von der ganzen Welt würden wir ſeyn, wenn wir alles, was die Eitelkeit ſo hoch ſchäzt, ſtets als eine Kleinigkeit anſehen, die uns ſelbſt weder beſſer noch glücklicher machen könne! Und mit welchem männlichen Muthe würden wir jedes widriges Schickſal ertragen lernen, wenn ſtets der Gedanke unſere Seele erleuchtete: mein Leiden iſt Wohlthat! Welche Gröſe würde in kurzem unſere Seele erreichen, wenn ſie einmal gewöhnt wäre, ſich als unſterblich zu betrachten, ihren gegenwärtigen Zuſtand ſtets in Verbindung mit der Ewigkeit zu denken!

Es iſt freylich wahr, daß dieſes Licht auch in den edelſten Seelen nicht gleich helle ſcheint. So wie in der Natur trübe Tage ſind, wo das Sonnenlicht durch Wolken und Nebel verdunkelt, oft durch ſchwarze Wetterwolken den Erdebewohnern entzogen wird, ſo wird auch das Licht der Lehre Jeſu, auch in den beſten Seelen, durch Schwermuth, Kleinmuth, Sinnlichkeit und andere Leidenſchaften oft verdunkelt. Wenn wir es aber zu ſchäzen wiſſen, wenn wir es durch Gebet und Nachdenken zu erneuern ſuchen, ſo wird es nie ganz verlöſchen.

O du Quelle alles Lichts, du Vater aller Wahrheit, erhalte uns doch ſtets bey dem Glauben, daß alle unſere Erleuchtung, jede Wahrheit, die auf unſer Glück Beziehung hat, von dir herkomme!

Gemeine.

Unſer Gott und Vater du,
Du nur lehrſt uns was wir ſollen;

O du Schöpfer unſers Glücks, erhalte in uns doch die Neigung, ſtets in dem Lichte zu wandeln, das du uns mitgetheilt haſt!

Gemeine.

Schenk uns deine Kraft dazu,
Gieb zum Wiſſen auch das Wollen,

O du, ohne deſſen Beyſtand wir nichts zu thun vermögen, gieb uns doch ſtets Kraft, nach den Grundſäzen deiner göttlichen Lehre zu handeln!

Gemeine.

Gieb zum Wollen das Vollbringen,
So wird alles wohlgelingen.

* * *

Sechſte Verehrung.

Der Geiſt der Wahrheit ruhe auf euch allen!

Gemeine.

Er ruh auf uns.

Laß uns preiſen Jeſum, den Gott ſande, um uns die Wahrheit zu lehren, und durch Erkenntniß derſelben unſer Glück zu befördern!

Gemeine.

Wir preiſen ihn!

Sammlet alſo eure Gedanken, damit ihr Theil nehmen könnt, indem ich ihn izo preiſen will.

Gemeine.

Wir nehmen Theil!

Wir erkennen es, daß du, o Jeſu, unſer Erlöſer biſt. Von dir kommt das Licht, in dem wir wandeln! Du haſt uns den Weltſchöpfer als unſern Vater kennen gelehrt! Du haſt uns mit dem geringen Werthe des Sichtbaren bekannt und auf unſichtbare Güter aufmerkſam gemacht; von dir kommt der Glaube her, daß wir unſterblich ſind. Du zerbrachſt die Feſſeln des Aberglaubens und der bangen Furcht, unter denen die Vorwelt ſeufzte. Dankbar erinnern wir uns heute an dieſe Wohlthat. O möchte doch ſtets unſer Herz geneigt ſeyn, auf die Wahrheit, die du uns lehrteſt, zu merken! Laß dieſelbe an uns mächtig wirken! Vertreibe durch dieſelbe die Vorurtheile und die Irrthümer, die uns noch anhängen, und erlöſe uns von dem Elende, das daraus entſpringt. Jeſu unſer Erlöſer!

Gemeine.

Der Wahrheit Wort, das Jeſus Chriſt
Vom Himmel uns herab gebracht,
Und das für jeden heilſam iſt,
Zeig auch an uns ſtets ſeine Macht!

Ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frey machen.

Dieſe Worte ſagte Jeſus einſt zu einer Verſammlung, mit der er ſich in Unterredung eingelaſſen hatte. Sie ſind voll hoher Weisheit, und wir wollen uns deswegen izo über dieſelben mit einander unterhalten.

Was iſt Wahrheit? es iſt nichts anders als die Uebereinſtimmung unſerer Gedanken mit der Sache, die wir uns vorſtellen. Irrthum hingegen iſt eine Vorſtellung unſerer Seele, die mit den Sachen nicht übereinſtimmt. Stelle ich mir z. E. den Morgenſtern vor, als einen kleinen lichten Punct, ſo iſt dieſe Vorſtellung Irrthum; ſtelle ich mir ihn vor als einen groſſen Weltkörper, ſo iſt dieß Wahrheit. Die Wahrheit ſollen wir nun erkennen. Jeſus will ſie uns lehren, und die Wirkung derſelben ſoll Freyheit ſeyn.

Freyheit iſt ein ſehr wichtiges Gut, das wir alle wünſchen und ſuchen. Sie iſt der Gegenſaz der Knechtſchaft. Der Knecht iſt gezwungen immer nach dem Willen eines andern zu arbeiten. Der Freye thut das, was er nach ſeinen eigenen Einſichten für das Beſte hält.

Dieß wichtige Gut will nun uns Jeſus durch Mittheilung der Wahrheit verſchaffen. O Menſchen, wie wichtig muß euch alſo Jeſus und ſeine Lehre und wie annehmlich ſeine Verheiſung ſeyn, durch Erkenntniß der Wahrheit ſollt ihr frey werden.

Die Wahrheiten die wir Jeſu zu danken haben, ſind mancherley. Einige hat er uns mit ausdrücklichen Worten gelehrt. Z. E. er hat ganz klar geſagt, Gott iſt der rechte Vater über alles, was Kinder heiſt im Himmel und auf Erden. Zu andern hat er uns einen Wink gegeben, und uns dadurch in den Stand geſezt, ſie ſelbſt zu erfinden. Wie dieß leztere zu verſtehen ſey, will ich mit einem Exempel erläutern.

Nehmt an, daß ein Europäiſches Schiff an einer Inſel landete, die von einer Nation bewohnt würde, die noch im Stande der Kindheit ſich befände, den Himmel für ein blaues Tuch und die Sterne für lichte Puncte hielte.

Daß nun ein menſchenfreundlicher Mann aus dieſem Schiffe an das Land ſtiege; daß die Einwohner ſich um ihn verſammleten, und mit ihm ſich in Unterredung einlieſſen; daß er an einem heitern Abende ſich unter ſie ſezte und ſagte: ſeht ihr guten Leute! die lichten Puncte die ihr am Himmel ſeht, ſind nicht ſo klein, als ihr glaubt, ſie ſind groſſe Körper, davon jeder gröſſer als eure ganze Inſel iſt. Und nun, nachdem er dieß geſagt, wieder in das Schiff ſtieg, und die Inſel verließ: ſo würden auf einmal die Gedanken aller Inſulaner, die hierüber nachdächten, einen ganz andern Gang bekommen. Sie würden den Himmel mit ganz andern Augen zu betrachten anfangen; würden nun ſchlieſſen, daß auch der Zwiſchenraum zwiſchen zwey Sternen weit gröſſer ſeyn müſſe, als ſie geglaubt hätten; daß es wahrſcheinlich ſey, daß dieſe groſſen Körper bewohnt wären; daß unſere Erde denen, die ſie von einem Sterne aus ſähen, ebenfalls ſehr klein vorkommen müſſe. Dieß alles hätte ihnen nun der Europäer nicht geſagt, er hätte ihnen aber den Wink dazu gegeben. Und wenn, nach etlichen Jahrhunderten, dieſe Leute es in der Sternkunde zu einem gewiſſen Grade der Vollkommenheit brächten, könnten ſie nicht mit Recht ſagen, alle dieſe Kenntniſſe haben wir einem Europäer zu danken, der bey unſern Vorfahren auf dieſer Inſel war?

So iſts auch mit Jeſu. Er war auch auf der Erde, er unterredete ſich mit den Menſchen, er warf ihnen einige Gedanken hin, die ſie aufſaßten, darüber nachdachten, ihren Nachkommen mittheilten, die darüber noch mehrere Betrachtungen anſtellten. Und in dieſem Verſtande können wir ſagen, daß eine Menge Wahrheiten, die wir izo erkennen, von Jeſu herkomme.

Und alle zielen dahin ab, die Menſchen frey zu machen.

Ich will davon nur einige als Exempel anführen. Jeſus ſagte den Menſchen: **Gott iſt euer Vater!** Wer auf dieſe Wahrheit merkt und darüber nachdenkt, der erlangt folgende Erkenntniſſe: Gott iſt auch mein Vater, er kennt mich alſo, er liebt mich, meine Leiden machen ihm kein Vergnügen, er will daß ich glücklich ſeyn ſoll, er ſorgt für mein Glück; wenn er mir ein Geſez giebt, ſo hat er nichts anders, als mein Beſtes dabey zur Abſicht. Sobald dieſe Erkenntniß in dem Menſchen lebendig wird, ſo erfolgt Freyheit. Frey wird man von der knechtiſchen Furcht vor Gott, die ſonſt die Menſchen peinigte; man betrachtet ihn nicht mehr als einen Deſpoten, man zittert nicht mehr, wenn ſein Donner brüllt, wenn die Erde bebt, und ſein Sturm durch die Wälder heult; man bebt nicht mehr vor ſeinem Gerichte; man wird frey von banger Sorge für die Zukunft, geht ihr ohne Furcht entgegen; man wird frey von alle den läſtigen Ceremonien, die die knechtiſche Furcht erfand, um Gottes Zorn zu verſöhnen, und ſucht ihm vielmehr durch Vermeidung der Sünde und treue Befolgung ſeines Willens zu gefallen.

Gemeine.

So danken dir und loben dich,
O Gott, die Völker alle;
So freue dein der Weltkreis ſich,
Und ſing mit frohem Schalle:
Daß du der Menſchen Vater biſt,
Nicht läßt die Sünde walten,
Und daß dein Wort die Weide iſt,
Dadurch wir Kraft erhalten,
Uns Freyheit zu erwerben.

Wenn der Menſch in die Welt eintritt, ſo hat das Sichtbare in ſeinen Augen einen ungemeinen Reiz, der ihn nach und nach gleichſam feſſelt. Es entſteht in ihm eine Begierde, die ſinnlichen Vergnügungen, die ſich ihm von allen Seiten darbieten, zu genieſſen, und von allen Schäzen der

Erden einen immer gröſſern Theil an ſich zu reiſſen. Dieſe Begierde nimmt mit den Jahren zu, und wird insgemein zu einer Leidenſchaft, die den Menſchen in die elendeſte Sklaverey ſtürzt, ihn zwingt übermäßige Arbeiten zu übernehmen, und ihm Geſundheit und Heiterkeit raubt. Welcher Sklav iſt z. E. der Geizige! zu was für Niederträchtigkeiten läßt er ſich verleiten! Welch freudenloſes Leben führt er, um ſich den Beſiz des Geldes zu verſchaffen! Er iſt nicht Herr über das Geld, das Geld iſt Herr über ihn.

Jeſus hat uns aber richtige Begriffe von dieſen Dingen, die ſinnliche Menſchen mit gröſter Heftigkeit ſuchen, beyzubringen geſucht; er hat uns das Sichtbare immer als etwas Hinfälliges vorgeſtellt, deſſen Beſiz den Menſchen nicht glücklich macht, und unſere Aufmerkſamkeit auf unſere eigne innere Verbeſſerung und Vervollkommnung zu richten geſucht, von der wir unſer ganzes Glück erwarten ſollen. **Die Welt vergeht mit ihrer Luſt, wer aber den Willen Gottes thut, der bleibt in Ewigkeit.** Dieß iſt einer von den Grundſäzen, die er ſeinen Freunden hinterlaſſen hat. Und wer dieſen Grundſaz erkennt, wer von der Wahrheit deſſelben vollkommen überzeugt wird, der fühlt bald, daß er dadurch in Freyheit geſezt ſey. Seine Hauptbemühung geht nun dahin, an ſich ſelbſt immer mehr zu beſſern, ſich immer mehrere Kraft zu Vollbringung des göttlichen Willens, oder welches einerley iſt, zur Erfüllung ſeiner Pflichten zu erwerben. Bald empfindet er, wie ſüß das Bewußtſeyn ſey, daß man ſeine Pflichten erfüllt habe, wie wohl man ſich befinde, wenn man ſich kein Verbrechen vorwerfen darf, und was es für ein herrlicher Anblick ſey, wenn man hier und da Gutes ſieht, das man durch ſeine Bemühung zu Stande gebracht hat. Dieſes Bewußtſeyn giebt ſeiner Seele eine Art von Sättigung, die ſie ungeneigt macht, mit ſolchem Heishunger die ſichtbaren Dinge zu begehren, wie andere Menſchen thun, die ihr Glück auſſer ſich ſuchen. Sie iſt in ihren Begierden ſehr mäßig, ſie fühlt nichts von jener Raſtloſigkeit, die diejenigen plagt, die Wolluſt, oder Beſiz des Geldes, oder groſſen Ruhm für unentbehrlich zu ihrem Glück halten. Kann ſie durch erlaubte Mittel ſich von dem Sichtbaren einen Theil erwerben, ſo genießt ſie es mit inniger Theilnehmung, ohne ſich darüber zu ängſtigen, daß es vielleicht wieder verlohren gehen könne, und betrübt ſich nicht unmäßig, wann es ihr auch wirklich entriſſen wird. Denn ihr vorzüglichſtes Gut, darinne ſie ihr Glück ſucht, iſt in ihr ſelbſt und kann ihr durch keinen Zufall geraubt werden.

Seht ihr alſo die Freyheit, die Jeſus denen verſchaft, die die, durch ihn gepredigte, Wahrheit lebendig erkennen? Die Leidenſchaften der Menſchen, ſind Tyrannen, die ſie in unerträglicher Sklaverey halten. Jeſus benimmt ihnen ihre Macht durch Mittheilung der Wahrheit. Da, wo ein anderer, der im Irrthume lebt, durch einen beſtändigen Durſt nach dem Sichtbaren gepeinigt wird, ſucht ſich der, den Jeſus erleuchtete, es zu erwerben, ohne darüber ſich zu beunruhigen; jener grämt ſich, wenn er ſieht, daß andern von dem Sichtbaren ein größeres Theil, als ihm, zufällt, dieſer kann es gelaſſen mit anſehen, daß andere von den Dingen, die er zu ſeinem Glück für ſehr entbehrlich hält, weit mehr beſizen; wenn jener verzweifeln will, bey dem Verluſte ſolcher Dinge, die er ſich mit der größten Hize verſchafte, in deren Beſiz er ſein Glück ſuchte, ſagt dieſer gelaſſen: warum ſollte ich mich denn grämen? Ich habe ja das Gut noch, das in mir liegt, aus deſſen Genuß ich alle meine Freuden nehme, und das mir bleiben wird, wenn alles Sichtbare nicht mehr iſt. Jener iſt von dem Sichtbaren abhängig, dieſer hingegen iſt von demſelben unabhängig; jener iſt Herr, dieſer Sclav deſſelben.

Gemeine.

Herr, dieß Heil iſt werth, daß wir
Darnach mit Weisheit trachten,
Und der Erde Güter hier
Für nichts dagegen achten;
Und der Erde Sünden fliehn,
Und deinen weiſen Willen
Von unſerm Heil erfüllen,
Nicht unſern Eigenwillen;
An dich glauben und an ihn,
Den du dahingegeben,
Unſterblichkeit und Leben
Der Sündenwelt zu geben.

Unſers Kampfes Angſt und Müh,
Wie herrlich, Gott, belohnſt du ſie!

Einer der ſchrecklichſten Tyrannen, unter dem das Menſchengeſchlecht ſeufzt, iſt die Todesfurcht. Die Thiere ſind von ſeiner Herrſchaft, wie von vielen andern Plagen, die die Menſchen fühlen, gänzlich frey. Das Thier ſieht den Geſellſchafter ſeiner Jugend neben ſich bluten, ohne zu wiſſen, was dieß bedeute, ohne zu fürchten, daß es von gleichem Schickſale werde betroffen werden. Noch in ſeiner Todesſtunde genießt es ſein Futter, ohne etwas zu ahnden. Die wenigen Minuten, da es wirklichen Todesſchmerz fühlt, ſind alles, was es vom Tode empfindet. — Aber der Menſch — der gewöhnliche, durch Jeſum nicht erleuchtete, Menſch, wie viel muß dieſer von der Todesfurcht ausſtehen! Das Leben iſt ihm ſüß, und er weis gewiß, daß er es einmal verliehren ſoll. Er ſieht ſeinen Freund auf das Krankenlager kraftlos niederfallen, ſeine Augen brechen, des Todes kalter Schweis läuft über ſeine Wangen, ſeine Glieder beben, er ſieht es und denkt, bald wird es dir auch ſo gehen. Eine

Leiche nach der andern wird fortgetragen, er ſieht es, und denkt: bald wird an dich die Reihe auch kommen. Er iſt vergnügt, aber der Todesgedanke, der Todesgedanke, wenn dieſer in ſeine Seele kömmt, ſo verſcheucht er alles Vergnügen. Glaubt er, daß es im Tode aus mit ihm ſey, ſo iſt ja die Vernichtung, die ewige Vernichtung für einen Menſchen, der das Leben lieb hat, etwas ſchreckliches. Glaubt er aber, daß er nach dem Tode in einem andern Zuſtande fortlebe, ſo iſt die Ungewißheit, was er alsdenn für ein Schickſal haben werde, ihm noch ſchrecklicher. Aber die Macht dieſes Tyrannen wird durch Jeſu Lehre auch gänzlich gebrochen. Die Schrift verſichert, **Chriſtus hat dem Tode die Macht genommen.** Er ſelbſt ſagt: **Wer mein Wort wird halten, der wird den Tod nicht ſehen ewiglich**, denn er wird nie des Todes Schrecken empfinden Nach Jeſu Lehre giebt es alſo für die Menſchen gar keinen Tod. Das was wir Tod nennen, iſt weiter nichts, als eine neue Geburt, eine Veränderung des Zuſtandes, durch welche der Geiſt von dem Leibe, in den er eingekerkert war, entledigt und in Freyheit geſezt wird. Und dieſe Unſterblichkeit des menſchlichen Geiſtes, die Jeſus bey jeder Gelegenheit gelehrt, hat er durch ſeine Auferſtehung auſſer allen Zweifel geſezt.

Auch die Furcht, als wenn man nach dem Tode ein unglückliches Schickſal haben werde, zernichtet Jeſu Lehre. Befolge doch, der du den Tod fürchteſt, das, was Jeſus dich lehrte. Verehre Gott! ſuche deine Seelenkräfte immer mehr auszubilden. Bereue die Fehler, die du begangen haſt, und beſſere ſie! Hüte dich einen deiner Brüder zu kränken! Brauche jede Gelegenheit, wo du ihr Glück befördern kannſt! und mit dieſem Bewuſtſeyn, ich habe ſo gut gehandelt: als es mir möglich war, nach meinem beſten Vermögen an mir gebeſſert und meine Vergehungen bereuet; mit dieſem Bewußtſeyn denke daran, daß du nach deinem Tode in einen andern Zuſtand kommen werdeſt! wird dir das noch fürchterlich ſeyn? haſt du im geringſten zu beſorgen, daß der gute, gerechte, Vater ſein Kind, das gut lebte, unglücklich machen werde?

Fühlt, fühlt es Menſchen, daß Jeſus euer Erlöſer ſey! Sobald ihr ſeine Lehre annehmt und befolgt, ſobald ſeyd ihr von der Sklaverey eures ſchrecklichſten Tyrannen, der Todesfurcht, frey.

Gemeine.

Sterben führet uns zum Leben:
Seyd frölich, die ihr Gott ergeben!
Des Todes Macht iſt längſt dahin.
Nur der Leib wird einſt verweſen,
Der Geiſt lebt fort, und wird geneſen;
Den Frommen iſt der Tod Gewinn.
Was iſts, das an uns ſtirbt?
Die Sünde nur verdirbt.
O welch ein Troſt!
Gelobt ſey Gott,
In Todes Noth!
Er hilft den Seinen durch den Tod.
Dann iſt alles überwunden.
Die Seel iſt da der Laſt entbunden,
Und ewig alles Jammers los.
Ihre Freuden ſind unendlich,
Ihr Gott wird ihr, als Gott, recht kenntlich,
Und ſeine Majeſtät recht groß.
Gott iſt ihr Lobgeſang.
Ganz Freude und ganz Dank,

Jauchzt ſie entzückt
Vor ſeinem Thron
Im höhern Ton.
Gelobt ſey Gott, gelobt ſein Sohn!

Wer iſt unter uns, der nicht nach Freyheit ſich ſehnt, der ſich nicht wünſcht unabhängig zu ſeyn. O ihr zur Freyheit beſtimmte Menſchen, vernehmt und erwägt es: *So euch Jeſus, der Sohn Gottes, frey macht, dann ſeyd ihr frey*, und wenn ihr auf andern Wegen eure Freyheit ſucht, werdet ihr nie frey werden. Schwingt, wenn es euch möglich iſt, euch auf den Thron des Königs! Seyd ihr nun frey? Nichts weniger als dieſes. Wenn knechtiſche Furcht vor Gott euch noch plagt, wenn des Goldes Glanz, der Wolluſt Süßigkeit, des Ruhms blendender Reiz, auf euch noch ſo ſtark wirkt, daß ſie euer Leben raſtlos machen, daß ſie euch zum Gram verleiten, euch ängſtigen und plagen, wenn ihr vor dem Tode noch bebt — wie könnt ihr denn ſagen, daß ihr frey wäret? Laßt euch aber Jeſum belehren, daß Gott unſer Vater ſey, daß der Menſch ſein Glück in ſich ſelbſt ſuchen müſſe, daß der Tod des Gerechten ein Uebergang zur Freude ſey, und beſtrebt euch darnach zu handeln! dann werdet ihr frey. Dann werdet ihr immer mehr frey von allem, was ſonſt die Menſchen zu plagen pflegt. O Jeſu unſer Erlöſer, laß doch uns alle dieſe deine Erlöſung erfahren!

Liturge.

Deiner Wahrheit helles Licht,

Gemeine.

Wirke ſtets auf unſer Herz!

Liturge.

Knechtiſche Furcht vor unſerm Gott,

Gemeine.

Quäle deine Freunde nie!

Liturge.

Vom ſchweren Joch der Eitelkeit

Gemeine.

Befreye du Erlöſer uns!

Liturge.

Des Todes und des Grabes Furcht

Gemeine.

Zerſtör in deiner Chriſtenheit!

Beyde.

Freyheit ſchenk, Erlöſer, uns! Amen!

Siebende Verehrung.

Vater der Wahrheit! Wir preiſen dich, daß du uns Jeſum ſandeſt, um uns die Wahrheit zu lehren, und uns vom Irrthume, und dem damit verknüpften Elende zu erlöſen.

Gemeine.

Wir preiſen dich!

Wir ſind allhier verſammlet, Wahrheit zu vernehmen, ſchenke uns hierzu die nöthige Aufmerkſamkeit, und erwecke in uns eine ernſtliche Neigung ſie zu befolgen.

Gemeine.

Erhöre uns!

Laß uns alle, durch Befolgung der Wahrheit, die Ruhe und Glückſeligkeit finden, die du uns zugedacht haſt. Amen! Amen!

Chor.

Amen! Amen!

Gemeine.

Amen! Amen!

Ich habe euch, meine Lieben, einigemal auf die Gröſſe Jeſu aufmerkſam gemacht, die ſein geringes äuſſerliches Anſehen und die ungekünſtelte Einfalt ſeines Vortrags vielen Menſchen verbirgt. Izo will ich euch einen neuen Beweis davon geben. Als er einſt eine Verſammlung lehrbegieriger Menſchen vor ſich ſahe, rief er aus: **Kommt her zu mir, alle, die ihr mühſelig und beladen ſeyd, ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir; denn ich bin ſanftmüthig und von Herzen demüthig: ſo werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Denn mein Joch iſt ſanft, und meine Laſt iſt leicht.**

Ihr findet in dieſen Worten gar keinen dichteriſchen, und wenig redneriſchen, Schmuck. Und doch, welche Hoheit der Seele leuchtet aus denſelben hervor! wie viel wahre Weisheit enthalten ſie in ſich! Der wohlwollende, gutthätige, Jeſus drängt ſich nicht in die Palläſte der Reichen und Groſſen, aus denen er irdiſche Belohnungen für ſeine Arbeiten hätte hoffen dürfen, ſondern ſammlet um ſich einen Kreis von elenden, hülfsbedürftigen Perſonen, von denen er gar keine Belohnung zu erwarten hat. Die mühſeligen und beladnen, oder ſolche Perſonen, ladet er zu ſich ein, die allerhand körperliche Schmerzen an ſich haben, die ſich in mancherley Bedrängniſſen befinden, an deren Herzen mancherley Gram und Kummer nagt. Er ladet zu ſeinem Unterrichte nicht blos ein die beſten Menſchen, die vorzügliche Anlagen zum Guten haben, die alſo jede gute Lehre leicht faſſen, durch deren Unterweiſung man bald groſſen Ruhm erlangen kann, ſondern mühſelige und beladne, wenn ihr Verſtand auch noch ſo ſtumpf, ihr Herz in der traurigſten Lage wäre.

Und was will er mit ihnen thun? Er will ſie erquicken.

Hier frage ſich ein jeder ſelbſt, ob er wohl zu einer ſo uneigennützigen, großmüthigen, Menſchenliebe aufgelegt ſey! Ob er es ſich wohl zutraue, ganz ohne irdiſche Belohnung, für das Beſte der Menſchen wirkſam zu ſeyn. Ob er wohl Kraft genug fühle, unter einen unglücklichen Haufen, von unwiſſenden, verirrten, armen, bekümmerten, gebrechlichen, von andern Menſchen verachteten, Leuten ſich zu ſezen, bey denen gar kein Ruhm zu erwerben iſt, in deren Umgange man ſich einer Menge von widrigen und bittern Urtheilen ausſezt, unter dieſen Haufen, ſage ich, ſich zu ſezen und ihr Freund, Tröſter und Rathgeber zu werden!

Ach! von den im Schwange gehenden Vorurtheilen, die den Werth des Menſchen nach ſeinem äuſſerlichen Anſehen beſtimmen, iſt vielleicht keiner von uns ganz frey; und dieſe machen uns gerade gegen den Theil der Menſchenfamilie abgeneigt, der unſerer Hülfe am mehreſten bedarf. Wir ſuchen den Umgang der vornehmen, gelehrten und glücklichen, und ſchämen uns Freunde und Berather, armer, unwiſſender, unglücklicher, Menſchen zu ſeyn. Und dieß Gefühl unſerer Schwäche, das gewiß jeder hat, der ſich aufrichtig prüfen will, iſt ein Zeugniß von der Hoheit der Seele Jeſu, der über alle Vorurtheile ſich wegſezt, ſich unter den elenden und verachteten Haufen miſcht, Gutes bey ihm wirkt, wenn er auch gleich hören muß, daß er deswegen verachtet und ein Geſell und Freund der Sünder genannt wird.

Welch Zutrauen muß uns aber auch dieß zu ihm machen! Wenn wir auch gleich uns vorwerfen müßten, daß wir groſſe Fehler begangen hätten, wenn unſers Verſtandes Kräfte ſchwach wären, wenn wir in unſerm äuſſerlichen Anſehen nicht das geringſte hätten, das uns bey Menſchen empfehlen könnte, ſo haben wir doch zu Jeſu Zutritt. Und wenn unſer Zuſtand ſo traurig wäre, daß auf dem ganzen Erdkreiſe niemand wäre, der uns helfen könnte, ſo können wir doch von ihm, durch ſeine wohlthätige Lehre, Erquickung erwarten.

Gemeine.

Theuer ſey mir allezeit,
Herr, mein Heiland, deine Lehre!
Gieb, daß ich mit Folgſamkeit
Treulich ihre Vorſchrift ehre;
Dem, was ſie verheiſſet, traue,
Veſt mein Hoffen darauf baue!

Köſtlicher als Gold ſey mir,
Was dein göttlich Wort mich lehret!
Dank, ja ewig Dank ſey dir
Für den Troſt, den es gewähret!
Werd ich einſt zu dir erhoben,
Will ich würdiger dich loben.

So wie aber der Kranke gewiſſe Bedingungen eingehen muß, wann der Rath und die Arzney ſeines Arztes ihm helfen ſoll, ſo ſchreibt auch Jeſus gewiſſe Bedingungen denen vor, die von ihm Erquickung verlangen. Sie ſind dieſe: Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir. Harte Bedingungen für einen ſinnlichen Menſchen! Denn dieſer will von keinem Joche, von keinem Zwange etwas wiſſen, ſondern frey und ungebunden thun, wozu ſeine ſinnliche, Neigungen ihn treiben. Und doch iſt dieſe Forderung höchſt weiſe und gütig. Das Joch, das er den Menſchen anbietet, iſt nicht körperlicher Zwang, ſondern er verſteht dadurch die Grundſäze, die er vortrug, und durch ſeine Schüler vortragen ließ. Z. E. daß wir mehr nach unſerer geiſtlichen Beſſerung, als nach irdiſchen Gütern trachten, daſs wir unſere Begierden zähmen, unſern Unwillen bey empfangenen Beleidigungen und zugeſtoſſenen Widerwärtigkeiten mäſſigen müſten. Dieſes Joch will er niemanden aufdringen, ſondern die Menſchen ſollen es ſelbſt auf ſich nehmen; wenn ſie ſich von der Wahrheit und Güte ſeiner Grundſäze überzeugen können, ſo ſollen ſie ſich bemühen ſie zu befolgen. Iſt das nicht eine weiſe und gütige Forderung? Beſtätigt dieſs nicht die tägliche Erfahrung, daſs eine ungebundene Lebensart der gerade Weg zum Elende ſey? Daſs das pünktliche Befolgen weiſer Grundſäze am ſicherſten unſere Zufriedenheit ſchüze? Iſt es nicht wahre Sklaverey, wenn man von ſeiner Sinnlichkeit abhängig iſt, und immer thun muſs, was ſinnliche Triebe verlangen? Und iſt dieſs nicht wahre Freyheit, wenn man ſich Kraft erwirbt, ſich zu beherrſchen und ſeine Sinnlichkeit ſo zu mäſſigen, daſs ſie uns an Beförderung unſers Glücks nicht hinderlich iſt?

Und bemerket hier wieder einen Vorzug, den Jeſus vor den mehreſten menſchlichen Lehrern hat, er ſpricht nicht nur, nehmet auf euch mein

Joch, ſondern ſezt auch hinzu, lernet von mir. Er giebt nicht nur andern gute Lehren, ſondern befolgt ſie auch ſelbſt, befolgt ſie ſo pünktlich, daß ſein Leben eine Richtſchnur ſeiner Lehren iſt, daß er ſich zum Muſter vorſtellen und ſagen kann, lernet von mir, lebt ſo wie ich lebe.

Dieß war keine Großſprecherey, es war Wahrheit. Was er andere lehrte, befolgte er ſelbſt, und er iſt gewiß der einzige, der niemals von ſeinen Grundſäzen abgewichen iſt.

Gemeine.

Welch hohes Beyſpiel gabſt du mir,
Erlöſer! durch dein Leben!
Ich Schwacher bleibe fern von dir;
Doch will ich mich beſtreben,
Die Bahn zu gehn, die du betratſt,
Und nachzuahmen, was du thatſt.

Und worinne ſtellte er ſich beſonders zum Muſter vor? gerade in ſolchen Tugenden, deren Werth von der Welt am wenigſten erkannt wird, und doch unſchäzbar groß iſt. Ich bin, ſagt er, ſanftmüthig und von Herzen demüthig, und preißt alſo ſeine Sanftmuth und Demuth vorzüglich zum Muſter an.

Welch liebenswürdiges Muſter! Sanftmuth, oder Kraft, ſeinen Unwillen über empfangne Beleidigungen zu mäſſigen, iſt das Kennzeichen einer wahrhaftig groſſen und edeln Seele, iſt zu unſerer eignen Zufriedenheit und zum geſellſchaftlichen Vergnügen unentbehrlich. Seht einen Menſchen, der mit feſten Schritte ſeinen Weg fortſezt, wenn gleich unter ſeinen Füſſen die Erde vor Kälte erſtarrt, und Schneeflocken ihn bedecken, ſagt ihr nicht, daß er einen feſten Körper habe? Und nennt ihr den nicht ſchwächlich, der bey jedem rauhen Lüftchen bebt? So hat der auch eine ſtarke Seele, der ſeinen Weg getroſt fortgeht, und ſich durch die Beleidigungen anderer nicht irre machen läßt. So wie des Körpers Feſtigkeit uns vor tauſenderley Schmerzen ſicher ſtellt, ſo bewahrt uns auch dieſe Feſtigkeit der Seele vor alle dem Grame und der Unruhe, die der Zorn und die Rachgier erzeugen. Ja! ſie iſt unentbehrlich, wenn das geſellſchaftliche Vergnügen beſtehen ſoll. Bey der groſſen

Verſchiedenheit der menſchlichen Neigungen und Gemüthsarten muß nothwendig in dem Betragen unſerer Geſellſchafter immer etwas vorkommen, das uns misfällig iſt. Wenn wir dieß nicht dulden, nicht mit Liebe zu verbeſſern ſuchen, wenn wir uns über alles, was nicht nach unſerm Sinne iſt, entrüſten wollen, wird da nicht ein ewiger Streit und Misvergnügen in unſerer Geſellſchaft regieren?

Eben ſo vortreflich iſt auch die Demuth, die darinne beſteht, daß wir von uns ſelbſt beſcheiden urtheilen, unſere eignen Fehler erkennen, und den Verdienſten unſers Nebenmenſchen Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Die Demuth iſt allemal ein Zeichen eines aufgeklärten Verſtandes, ſo wie der Hochmuth eine Wirkung der Unwiſſenheit iſt. Und die größten Weiſen und Tugendhaften, wann ſie verglichen das, was ſie wußten, mit dem, was ihnen unbekannt war, das, was ſie vermochten, mit dem, was ihre Kräfte überſtieg, haben mit Beſcheidenheit ihre Unwiſſenheit und Schwäche geſtanden. Und dieſe Erkenntniß unſerer Fehler und Schwäche unterhält

Univ. Bibl. München

hält und nährt bey uns beſtändig den Trieb beſſer und vollkommner zu werden. Die Demuth macht alle unſere Tugenden liebenswürdig. Denn wer vor andern Vorzüge hat, reizt leicht gegen ſich die Eiferſucht, da es allemal etwas unangenehmes iſt, wenn man ſich von andern übertroffen ſehen muß. Das einzige Mittel, bey ſeinen Vorzügen die Liebe und das Zutrauen ſeiner Nebenmenſchen zu behalten, iſt die Demuth.

Gemeine.

Wie könnt ich mich, o Gott,
Des Guten überheben!
Was ich beſitz iſt dein,
Von dir hab ich mein Leben;
Und was ich Gutes thu,
Dazu giebſt du Gedeihn:
Drum laß mich ewig fern
Von Stolz und Hochmuth ſeyn!

Die Erquickung nun, die Jeſus denen verſpricht, die dieſe Bedingungen erfüllen wollen, iſt — Ruhe der Seelen. So werdet ihr, ſagt er, Ruhe finden für eure Seelen. Auch dieſe Verheiſſung trägt das Gepräge hoher Weisheit an ſich, die in das Innerſte der menſchlichen Seele ſchauet, und ihre wahren Bedürfniſſe bemerkt. Denn unter den tauſendfältigen Bedürfniſſen, die der Menſch theils wirklich hat, theils ſich ſelber macht, bleibt immer das erſte und vornehmſte, Ruhe der Seelen. Ohne dieſe iſt uns die ganze übrige Welt unnüze, und, wenn wir dieſe haben, können wir alles übrige leicht entbehren. Geſezt, daß ein Menſch ein groſſes Haus bewohnte, er wollte bey ſtrengem Froſte alle Säle, alle Zimmer, heizen laſſen, nur das nicht, in dem er wohnt — würde ihm denn die Wärme aller übrigen Zimmer etwas helfen? Wenn aber ſein Wohnzimmer warm iſt, ſchadet es ihm denn etwas, wenn auch in allen übrigen Zimmern die Wärme mangelte? So iſts gerade auch mit der Seelenruhe. Wenn in dem eigentlichen Size meiner Wirkſamkeit Unruhe iſt, was hilft mir denn alles andere, was in einiger Entfernung von mir liegt. Was hilft mir denn der Ruhm, des Freundes Liebe, wozu nüzt mir Geſang und Saitenſpiel, wenn meine Seele in ſolcher Verwirrung iſt, daß ſie daran keinen Theil nehmen kann? Wenn aber in mir ſelbſt alles in gehöriger Ordnung iſt, ſo kann ich mich eben ſo wohl befinden, als ein Menſch, der bey dem Erſtarren der Natur und bey dem Heulen des Nordwinds im warmen Zimmer ſizt.

Und dieſes erſte Bedürfniß des Menſchen, die Ruhe der Seelen, verſpricht Jeſus nicht nur, er giebt ſie wirklich. Denn was iſt denn Ruhe der Seelen? ich glaube ſie beſteht in Zufriedenheit mit unſerm Zuſtande. Und dieſe kann nie fehlen dem, der Jeſu Joch auf ſich nimmt oder ſeine Grundſäze befolgt. Bin ich ſanftmüthig, habe ich Kraft genug meinen Unwillen bey empfangnen Beleidigungen zu mäßigen, ſo werde ich mich auch nicht für unglücklich halten, wenn auch die Verfolgung von allen Seiten auf mich ſtürmt; ich bin damit zufrieden und habe die ſüſſe Hofnung, daß ſie zu meinem Beſten dienen werde. Bin ich von Herzen demüthig, fühle ich meine Fehler und Schwäche, ſo werde ich auch nie Anſpruch auf groſſen Ruhm machen, und ſollte ich mich alsdenn viel grämen, wenn ich ihn nicht finde? Und wenn ich überhaupt meine Begierden mäſſige, ſo werden ſie leicht zu befriedigen ſeyn, und der Mangel an Befriedigung wird mich nicht leicht misvergnügt machen. Wenn ich, nach Jeſu Anweiſung, mein Glück nicht von meinen Kräften, ſondern von dem Allmächtigen erwarte, iſt es mir da nicht vollkommen geſichert? werde ich da wohl Urſache haben mich deswegen zu beunruhigen? Iſt es alſo nicht ganz gewiß, daß Ruhe der Seelen das Theil derer ſey, die Jeſu Lehre annehmen und befolgen?

Chor.

Was er gebeut, iſt für euch gut,
Er will nur euer Heil.
Wohl dem, der ſeinen Willen thut,
Ihm iſt das beſte Theil.

Schon hier ſchmeckt er, ihm zugethan,
Im Herzen wahre Ruh,
Und eilet auf gerader Bahn,
Getroſt dem Himmel zu.

Wenn nun Jeſus hinzuſezt: mein Joch iſt ſanft, und meine Laſt iſt leicht, ſo ſcheint es der Erfahrung zu widerſprechen. Denn welche harte Kämpfe koſtet es, nur eine heftige Begierde zu mäſſigen, nur einen guten Grundſaz, gegen den die Begierden ſich ſträuben, zu befolgen! Was für Mühe koſtet es einem Habſüchtigen, die Gelegenheit, ſich einen unerlaubten Vortheil zu erwerben, vorbey zu laſſen! Und doch iſt es wahr, Jeſu Joch iſt ſanft, Jeſu Laſt iſt leicht. Denn wenn auch anfänglich das Brechen unſerer Begierden, das Befolgen ſeiner Grundſäze uns ſehr ſauer wird, ſo wird es doch in der Folge immer leichter. Durch das beſtändige Beſtreiten unordentlicher Neigungen wird ihre Kraft immer mehr vermindert, durch das Gefühl unſerer Zufriedenheit, die allemal der Lohn des Siegs iſt, der über unſere Triebe erhalten wird, wächſt das Verlangen Jeſu Grundſäzen treu zu ſeyn. So nimmt die Kraft, die Grundſäze Jeſu zu befolgen, zu, die entgegen ſtehenden Hinderniſſe vermindern ſich, ſein Joch wird immer ſanfter, ſeine Laſt immer leichter. Am Ende wird es unſere größte Freude. Es wird uns unmöglich es von uns zu werfen. Denn iſt es z. E. einem Menſchen, der nur zehn Jahre lang ſich in der Rechtſchaffenheit übte, wohl möglich, ein Betrüger zu werden? Muß er nicht geſtehen, daß es ſüſſe und angenehm ſey, nach Jeſu Grundſäzen zu leben?

Liturge.

So reize uns denn ſtets dein Exempel zur Nachahmung, Jeſu! du Sanftmüthiger!

Gemeine.

Sanftmüthiger!

Liturge.

So reize uns ſtets dein Exempel zur Nachahmung, Jeſu! du Demüthiger!

Gemeine.

Demüthiger!

Liturge.

Laß uns alle das groſſe Glück finden, das du deinen Freunden und Nachfolgern verheiſſen haſt — Seelenruh!

Gemeine.

Seelenruh.

* * *

Achte Verehrung.

Gemeine.

Es wolle Gott uns gnädig ſeyn
Und ſeinen Segen geben;
Mit ſeiner Wahrheit hellem Schein
Erleucht er uns zum Leben,
Daß wir verſtehn, was ihm gefällt,
Und gern es thun auf Erden;
Daß Jeſu, als dem Heil der Welt,
Gehorſam alle werden,
Und ſich zu Gott bekehren.

Jeſus, der groſſe Lehrer der Wahrheit, der ſolche Grundſäze der Welt mitgetheilt hat, die noch izo die ſtrengſte Prüfung aushalten, trug die Wahrheit nicht allezeit ohne Hülle vor. Er pflegte ſie oft in kleine Geſchichte und Gleichniſſe einzukleiden, und bewieß auch hierdurch, daß er das Innerſte der menſchlichen Seele durchſchauet habe und die wirkſamſten Mittel kenne, dieſelbe aufzuklären.

Denn die Wahrheit iſt dem Menſchen, der immer mit Dingen ſich beſchäftigt, die mit den Sinnen empfunden werden, oft viel zu geiſtig, als daß er ſie faſſen könnte; wenn ſie aber in ein Bild gekleidet iſt, ſo kann er ſie faſſen, in ſeiner Einbildungskraft ſich vorſtellen, behalten, betrachten, darüber nachdenken, und ſo zur Erkenntniß derſelben kommen.

Izo will ich eines dieſer Gleichniſſe vortragen und erklären. Er verglich nämlich einmal die Wahrheit mit Samenkörnern, den, der ſie vorträgt, mit einem Sämanne, und diejenigen, die ſie hören, mit Lande, auf welches die Samenkörner geworfen werden.

Wie treffend iſt dieß Gleichniß! In einem Samenkorn liegt der Keim zu Millionen andern. Wenn das Samenkorn an den rechten Ort geworfen wird, ſo keimt es bald, treibt einen Stengel, aus dem wieder viele andere Körner entſpringen, die, wenn ſie die gehörige Reife erlangen, und wieder ausgeſäet werden, ſich bald wieder vervielfältigen. Iſt es nicht eben ſo mit der Wahrheit? wer ſie faßt, und darüber nachdenkt, bey dem wird ſie immer lebendiger, immer wirkſamer, eine Wahrheit, wenn ſie recht überdacht wird, erzeugt eine Menge anderer. Ueberdenkt z. E. die Wahrheit: dein Vater, der ins Verborgne ſieht, wird dir vergelten öffentlich, und ihr werdet bald auf eine Menge anderer Gedanken gerathen, die alle in dieſer Wahrheit verſchloſſen liegen. Denn ſieht Gott ins Verborgne, vergilt er einſt öffentlich, was im Verborgnen geſchah, ſo muß man nicht blos gut ſcheinen, ſondern wirklich gut ſeyn, nicht blos gut handeln, wenn wir menſchliche Zeugen um uns haben, ſondern auch, wenn man vor menſchlicher Beobachtung geſichert iſt; ſo kennt Gott unſere Seufzer und unſere geheimſten Wünſche ſind ihm nicht verborgen, ſo hat der, der im Stillen Gutes wirkt, groſſen Lohn mit Gewißheit zu erwarten.

So wie aber von den Samenkörnern, die ausgeſtreuet werden, nicht alle Wurzel ſchlagen, keimen und Frucht bringen, ſondern einige zertreten werden, andre bald wieder verwelken, noch andere vor Unkraut nicht aufkommen können, und nur diejenigen gedeihen, die ein gutes, fruchtbares, vom Unkraute gereinigtes, Land finden, ſo geht es auch mit der Wahrheit. Viele geht verlohren, viele wirkt nur eine zeitlang, und nur bey wenigen Menſchen iſt die Wirkung der Wahrheit lange ſichtbar.

Denn wenn jede Wahrheit, die vorgetragen wird, ihre Wirkung thäte, wie viele gute und frohe Menſchen hätten wir auf der Erde! allenthalben, wo Chriſten wohnen, werden ja auch die Wahrheiten gepredigt: daß man ſich ſelbſt beherrſchen, Menſchenliebe ausüben, Gott nicht blos mit Ceremonien, ſondern mit innerer Rechtſchaffenheit, verehren müſſe; daß Gott als Vater für uns alle ſorge; ſollte man alſo nicht glauben, daß jedermann ſeinen Ruhm in der Selbſtbeherrſchung ſuchen, jedermann mit Vergnügen jede Gelegenheit nuzen werde, wo er Menſchen erfreuen kann, jedermann herzliche Liebe und Vertrauen zu Gott haben, und, durch das Vertrauen zu ihm, ein frohes Leben führen werde? Ihr wißt aber wohl, daß dieß nicht ſo in der Welt iſt, und daß die Geſinnung und das Leben gar vieler Menſchen das Gegentheil von den Grundſäzen iſt, die ihnen vorgetragen werden.

Einige von dieſen Menſchen vergleicht nun Jeſus mit einem Wege, der durch die Reiſenden hart getretten iſt, auf dem die Samenkörner blos liegen, und von den vorübergehenden zertreten und von den Vögeln gefreſſen werden. Dieß ſind diejenigen, die nicht aufmerkſam ſind, die unter der Zeit, da ihnen die Wahrheit vorgetragen wird, ihre Gedanken auf allerley andere Dinge, nur nicht auf das richten, was ihnen geſagt wird. Bey denen dringt der Schall der Worte nur bis zu den Ohren, aber der Sinn derſelben kommt nicht bis zur Seele, dieſe iſt verſchloſſen, ſie kann alſo unmöglich Wirkung davon empfinden.

Ihr ſeht daher, meine Lieben, wie wichtig die Erinnerung ſey, die ich euch verſchiedenemal gegeben habe, daß nämlich, zu Führung eines glücklichen Lebens, nothwendig erfordert werde, daß man Herr über ſeine Gedanken ſey, ſie vor

Zerſtreuung bewahren, und immer auf ſeinen gegenwärtigen Zuſtand, ſein gegenwärtiges Geſchäfte, ſein gegenwärtiges Vergnügen richten könne. Iſt dieſes nicht, ſo kann man ja unmöglich gute Lehre faſſen, nicht dadurch gebeſſert, nicht dadurch beruhigt, werden. Die mächtige, wohlthätige Kraft, die der Vater der Wahrheit in dieſelbe gelegt hat, die die Geſundheit und Zufriedenheit unſerer Seele befördern ſollte, geht für uns verlohren.

O möchtet ihr doch, meine Lieben, lebenslang von dieſem Fehler befreyet ſeyn! und wenn einer oder der andere ihn bereits ſollte angenommen haben, möchtet ihr euch doch ernſtlich bemühen ihn abzulegen, daß euer Herz jeder guten Lehre offen ſtünde, und die wohlthätige Kraft derſelben empfände!

Gemeine.

Hilf kräftig mir, mein Gott,
Daß ich auf gute Lehre
Begierig acht, und auch
Sie mit Gehorſam ehre.
Verleih mir deinen Geiſt,

Der Luſt und Kräfte giebt,
Daß man die Wahrheit ſucht,
Find, glaubt, bewahrt und übt.

Andere Menſchen vergleicht unſer Erlöſer mit einem Lande, das einen Felſen zum Boden hat, der mit flacher Erde bedeckt iſt, auf dem das Samenkorn zwar bald keimt, aber keine Wurzel ſchlagen kann, und deßwegen verwelkt, ſobald es von der Sonnenhize gedrückt wird. Und er zielt damit auf diejenige Menſchenart, die das Wort der Wahrheit ſchnell faßt, ſchnell dadurch bewegt, und zu guten Entſchlieſſungen gebracht wird, die aber zu ſchwach iſt, ihren Entſchlieſſungen treu zu bleiben, und davon abgeht, ſobald ihr das geringſte Hinderniß aufſtößt.

Im Grunde ſind dieſe wankelmüthigen nicht viel beſſer als diejenigen, die auf die Wahrheit gar nicht merken. Denn was helfen denn Entſchlieſſungen, wenn ſie nicht befolgt werden? Geſezt, ich wollte mich entſchlieſſen, irgend eine ſchöne Gegend zu beſuchen, wollte dieſe Entſchlieſſung oft erneuern, wollte in allen meinen Unterredungen mit meinen Freunden derſelben gedenken, aber niemals wirkliche Anſtalt zur Reiſe machen, würde ich denn, mit allen meinen Entſchlieſſungen, nur um eine Viertelmeile weiter kommen, als ein anderer, der ſich nie einfallen ließ dieſe Reiſe zu thun? Und doch iſt dieſe Art von Menſchen ſehr zahlreich, und vielleicht betragen wir uns ſelbſt oft ſo, daß wir verdienen zu derſelben gerechnet zu werden.

Wir leſen und hören von der Vortreflichkeit der Geduld, wir werden vollkommen überzeugt, daß ſie das ſicherſte Mittel ſey, jedem Schmerze das Unangenehme zu benehmen, entſchlieſſen uns ſtets geduldig zu ſeyn, und bleiben unſerer Entſchlieſſung treu, ſo lange wir keinen Schmerz empfinden, kaum aber tritt der Schmerz ein und peinigt unſere Nerven, ſo verſchwindet die Entſchlieſſung, wir werden unwillig, laſſen wohl unſern Unwillen die unſchuldigen Menſchen, die uns nahe kommen, empfinden, können die Zeit nicht abwarten, da der Schmerz zu Ende geht, brauchen wohl unnatürliche Mittel ihn abzukürzen, und vergröſſern ihn auf dieſe Art. Wir werden durch die Beſchreibungen von der Vortreflichkeit der Sanftmuth oft bis zum Entzücken gerührt, können nicht begreifen, wie ein Menſch ein ſolcher Thor ſeyn, ſo unüberlegt gegen ſein eigen Glück handeln könne, daß er ſich dem Zorne überläßt. Das glauben wir, ſo lange uns niemand beleidigt. Sobald aber jemand an unſerer Ehre uns angreift, unſern Abſichten ſich widerſezt, oder uns im Beſize unſers Eigenthums kränkt, ſo geräth das Blut in Wallung, das ganze Herz empört ſich, und, ach! wir laſſen uns oft zu Reden und Handlungen fortreiſſen, die mehr Wirkungen des Zorns, als der Sanftmuth, ſind. Wenn wir hören und leſen von der hohen Würde eines Menſchenfreundes, der nicht blos für ſich, ſondern auch für andere lebt, ſeine Kräfte anwendet, Irrende zu belehren, Wahrheit zu verbreiten, das menſchliche Elend zu mindern, und die Summe der menſchlichen Glückſeligkeit zu vergröſſern, ſo entbrennt oft in uns der Eifer, dieſe hohe Würde zu erlangen, und dauert auch fort, ſo lange unſere Seele mit Betrachtungen ſich beſchäftigt. Wenn es aber zu Handlungen kommen ſoll, und hier ſtellt ſich ein

Zorniger entgegen, der unſern guten Abſichten entgegen arbeitet, da beurtheilt unſere Handlungen die wizelnde Spötterey, dort entſteht gar ein Hohngelächter, wie über einen Thoren pflegt aufgeſchlagen zu werden, ſo entſezen wir uns, und ziehen uns kleinmüthig in unſre Unthätigkeit wieder zurück. Wir werden leicht gerührt durch die Vorſtellung des Vergnügens, das mit Erquickung der Elenden verknüpft iſt, und entſchlieſſen uns, jede Gelegenheit, uns dieſes Vergnügen zu verſchaffen, wohl zu benuzen. Wenn aber die Gelegenheit dazu da iſt, und wir ſollen nun, um dieſes Vergnügens willen, unſerer Bequemlichkeit entſagen, ein mühſames Geſchäfte übernehmen, oder den Aufwand, den wir ſonſt auf andere Arten von Vergnügungen machten, um etwas einſchränken, wie wankt alsdenn der gute Entſchluß! wie leicht wird er durch den Eigennuz, und durch den Hang zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen verdrängt! Leicht iſt es ſich zu überzeugen, daß Selbſtbeherrſchung gut, und der ſicherſte Weg zur Zufriedenheit ſey, wir ſind von der Vortreflichkeit derſelben auf unſerm Zimmer oft ſo durchdrungen, daß es uns ganz unmöglich ſcheint, daß wir je wieder ſo ſchwach ſeyn, und den Forderungen unſerer Begierden, gegen die Ausſprüche unſerer Vernunft, nachgeben könnten, und bedauern alle die armen Menſchen, die wie Sklaven ſich von ihren Lüſten umher ziehen laſſen. Und nun kommt etwas, die unſere Sinnlichkeit, unſere Eitelkeit, unſern Ehrgeiz reizt. — Die Begierde erwacht — wir ſehen ihrem Erwachen zu und verhindern es nicht, in wenig Minuten wird ſie ſtärker, und bald ſo mächtig, daß ſie unſere Vernunft überwältigt, und ſie dahin bringt, daß ſie durch allerhand Entſchuldigungen ihre Wirkungen begünſtigt. Alles, was wir in der Stunde der Ueberlegung für Unſinn und Raſerey hielten, ſind wir im Stande, wenn die Leidenſchaft erwacht, ſelbſt zu thun, zu entſchuldigen, zu vertheidigen, und wohl als Tugend anzupreiſen. Eben der Menſch, der zu der einen Zeit die Eitelkeit verwirft, und tadelt und dagegen eifert, iſt zu einer andern Zeit, wenn er ſtarken Reiz und ſtarke Neigung hat eitel zu ſeyn, im Stande, eine Menge

Gründe anzuführen, daß der Wohlſtand es erfordere eitel zu ſeyn.

Dieß iſt ein ſehr demüthigendes Geſtändniß. Aber wer iſt unter uns ſo ſtark und unbeweglich, der nicht in daſſelbe einſtimmen, der nicht bekennen müſſe, daß er ſehr oft ſeinen eignen Grundſäzen und Entſchlieſſungen entgegen handle?

Gemeine.

Sehr ſchwach iſt, Herr, der Menſch! ſehr bald
Zur Sünde fortgeriſſen!
Sein Eifer wird gar leichtlich kalt,
Nachgebend ſein Gewiſſen.
Weh ihm, wenn er vermeſſen iſt,
Wenn ſeiner Schwachheit er vergißt,
In ſich nur Stärke ſiehet!
Der Irrthum und die Sinnlichkeit
Beſiegen ihn in jedem Streit,
Wenn er nicht klüglich fliehet.

Eine dritte Art von Menſchen vergleicht unſer Herr einem Lande, das mit Dornen und Unkraut durchwachſen iſt, wo der zarte Keim des Saamenkorns bald erſtickt wird; damit meynt er diejenigen, die ſich auf ſo viele Luſtbarkeiten und

Zerſtreuungen einlaſſen, in ſo viele Geſchäfte verwickeln, daß dadurch alle gute Wirkung, die die Wahrheit hätte thun können, verhindert wird.

Auch dieſes Bild verdient wohl erwogen zu werden. Wenn irgend ein guter Grundſaz zur Vollziehung kommen ſoll, ſo iſt es nicht genug, daß wir ihn faſſen, begreifen, davon überzeugt werden, ſondern wir müſſen ihn auch oft überdenken, durch oftmaliges Ueberdenken uns denſelben recht lebendig, ſeine Vortreflichkeit recht anſchaulich machen, uns alle die Hinderniſſe und Schwierigkeiten, die mit Befolgung deſſelben verknüpft ſind, vorſtellen, und auf Mittel denken, dieſe Schwierigkeiten und Hinderniſſe wegzuräumen. Dieß alles erfordert eine gewiſſe Stille der Seele, ein Abziehen der Gedanken von allem, was mit dieſem Grundſaze in keiner Verbindung ſteht. Wie iſt aber dieſe Stille der Seele bey beſtändigen Luſtbarkeiten und überhäuften Geſchäften möglich? Eben die Luſtbarkeiten, die unſern Gram und Kummer verſcheuchen, machen uns auch leicht unſerer guten Grundſäze vergeſſend, die Aufmerkſamkeit auf uns ſelbſt verliert ſich, unſere Begierden bekommen immer mehr Freyheit, und ſchütteln endlich das Joch, das wir ihnen auflegten, gänzlich von ſich. Eben ſo iſt es mit überhäuften Geſchäften, ſobald wir, entweder aus Ehrgeiz oder Erwerbungsſucht, oder aus Mangel der Ueberlegung, mehrere Geſchäfte übernehmen, als unſere Kräfte erlauben, ſobald wird alle unſere Aufmerkſamkeit auf dieſe unſere Geſchäfte, und von uns ſelbſt und unſern guten Grundſäzen abgezogen. Am Morgen geloben wir Gott, z. E. daß wir das Elend ſeiner Kinder beherzigen und nach unſerm beſten Vermögen mindern wollen, und den Tag über verwickeln wir uns in ſo viele Arbeit, daß wir darüber unſer Gelübde vergeſſen.

Und doch iſt die Zahl der Menſchen ſehr groß, die auf dieſe Art die Wirkſamkeit jeder guten Lehre verhindern! die nicht aus ſich ſelbſt Freude ſchöpfen können, kein ander Vergnügen kennen, als das von auſſen her, durch die Sinne, in ſie gebracht wird, denen alſo Zerſtreuung und Luſtbarkeit wahres Bedürfniß iſt. Groß iſt die Zahl der Menſchen, die ihre Bedürfniſſe ſo vervielfältigen, daß ſie in beſtändiger Raſtloſigkeit, in beſtändiger Ueberſpannung ihrer Kräfte leben müſſen, um ſich dieſelben zu verſchaffen. Wo iſt da Stille der Seele? Wo iſt da reife Ueberlegung? Wie können da gute Grundſäze wirkſam ſeyn?

Gemeine.

O Gott, ſo wehre doch
Der Habſucht niedern Trieben,
Und heilige mein Herz,
Die Güter nicht zu lieben,
Die man mit Müh gewinnt,
Bald ſchwelgeriſch verzehrt,
Bald ruhelos bewacht,
Und bald mit Fluch vermehrt.

Unmöglich kann der, für die Ewigkeit geſchafne, Menſch dazu berufen ſeyn, ſtets nach den flüchtigen Freuden dieſes Lebens zu haſchen, ſtets nach Erwerbung der irdiſchen Güter, die ſo hinfällig, wie Frühlingsblumen, ſind, zu ſtreben. Er iſt vielmehr dazu beſtimmt, hier Wahrheiten einzuſammlen, ſich davon zu überzeugen, ſeine Begierden und ſein ganzes Betragen darnach zu ordnen.

Dieienigen nun, die dieſer ihrer Beſtimmung gemäs leben, vergleicht unſer Erlöſer mit einem fruchtbaren Lande, wo iedes ausgeſtreuete Saamenkorn ſich ſchnell entwickelt, keimt, wurzelt und dreyſſig biß hundertfältige Frucht trägt.

Wer iſt nun unter uns, der nicht wünſchte, lieber einem fruchtbaren Lande, als einem hartgetretnen Wege, oder einem Felſen, oder einem mit Dornen und Unkraut durchwachsnen Lande zu gleichen?

So bemüht euch doch, meine Lieben! dieienigen Eigenſchaften zu erlangen, die nöthig ſind, wenn die Wahrheit ſich an uns wirkſam beweiſen ſoll. So oft ihr einen guten Vortrag hört, oder ein nüzliches Buch leſet, ſo bemüht euch eure Gedanken zu ſammlen, und ganz darauf zu richten! Anfänglich koſtet es freylich eine kleine Mühe, die aber ſich immer mehr vermindert, je länger wir dieſe Uebung fortſezen. Und wer dieſe kleine Mühe ſcheuet, ſollte lieber gar nichts hören noch leſen, da es ihm, ohne Aufmerkſamkeit, doch zu nichts nüzt. Ueberdenkt ruhig, was ihr gehört und geleſen habt, und, wenn ihr davon überzeugt ſeyd, ſo wendet euch an Gott! im herzlichen Gebete faſt die Entſchlieſſung, daß ihr dieſe Wahrheit befolgen wollt. Das Gebet wird euern Entſchluß beleben, und euch eine beſondere Kraft mittheilen. Schiebt die Ausführung eures Entſchluſſes ja nicht von einer Zeit zur andern auf, ſonſt möchtet ihr ihn gar vergeſſen, ſondern benuzt die erſte Gelegenheit ihn auszuführen, und wendet eure ganze Kraft an, alle entgegenſtehende Hinderniſſe zu überwinden, den Tadel und Spott zu verachten. Jeder Sieg, den ihr erlangt, giebt euch neue Kraft. Und wenn ihr auch bisweilen wanken, und durch eure Sinnlichkeit und Leichtſinn euch dahin reiſſen laſſen ſolltet, ſo laſt deswegen den Muth nicht ſinken; ſo laſt deswegen nicht den kleinmüthigen Gedanken in euch aufkommen, als wenn es unmöglich ſey, dieſe Entſchlieſſung zu befolgen! Wo lebt denn der Sieger, der nie überwunden wurde? wo der Mann, der nie ſtrauchelte? wo der Fromme, der nie fehlte?

Nie verwickelt euch in ſo viele Zerſtreuungen und Geſchäfte, daß euch alle Zeit geraubt würde, über euch ſelbſt und über eure Grundſäze nachzudenken!

Befolgt ihr dieſe Erinnerungen, ſo weiß ich auch ganz gewiß, daß der Vater aller Wahrheit, der da will, daß alle Menſchen die Wahrheit erkennen, und durch Erkenntniß und Befolgung der Wahrheit vom Elende erlöſet, und zur Freude geführt werden ſollen, eure Bemühungen ſegnen werde. Ihr werdet die wahrhaftig göttliche Kraft der Wahrheit empfinden. Sie wird eure ganze Seele veredeln, und allen euern Neigungen die gehörige Richtung geben.

Liturge.

Vater der Wahrheit, ſchenke uns Aufmerkſamkeit auf jede gute Lehre!

Gemeine.

Erhöre uns!

Liturge.

Vater der Wahrheit, ſchenke uns immer diejenige Stille, die zur Ueberdenkung der Wahrheit nöthig iſt!

Gemeine.

Erhöre uns!

Liturge.

Vater der Wahrheit, gieb uns Kraft, ſtets nach unſerer Ueberzeugung zu handeln!

Gemeine.

Erhöre uns!

Es preiſe, Gott, und lobe dich
Dein Volk durch gute Thaten;
Es bringe Frucht und laſſe ſich
Durch deine Wahrheit rathen.
Uns ſegne Gott von ſeinem Thron,
Daß unſer Heil ſich mehre!
Er ſegne uns durch ſeinen Sohn!
Ihn lieb und ihn verehre
Der ganze Weltkreis! Amen.

Neunte Verehrung.

Gott! unſer Vater! der du keines deiner Kinder zum Misvergnügen und Elend geſchaffen, jedes derſelben zur Freude und Glückſeligkeit beſtimmt haſt, o zeige uns den Weg, der zu dieſem herrlichen Ziele führt! Reinige unſere Seele immer mehr von allen Irrthümern und Verblendungen, die uns von dieſem Wege abführen könnten, und mache uns ſtark, auf demſelben männlich fort zu ſchreiten, daß wir nie darauf ſtolz ſeyn mögen, daß wir deinen Weg wiſſen, ſondern unſern Ruhm darinne ſuchen, daß wir ihn betreten, und auf demſelben immer weiter dir und unſerm Glück entgegen ſchreiten! Erhöre uns Gott! Vater! Amen!

Gemeine.

Wann wir irren,
Zeig uns Herr den rechten Weg!
Wann uns Kraft fehlt,
Dann ſey mächtig in uns du!
Leichtſinn, Trägheit,
Sey von deinen Chriſten fern!
Stolz auf Glauben,
Sey von deinen Chriſten fern!

Wir haben allerdings Urſache Gott zu bitten: Stolz auf Glauben ſey von deinen Chriſten fern! Denn in der That haben wir, durch Chriſtum erleuchtete, einen Glauben, auf den wir leicht ſtolz werden könnten, der ſo vortreflich, ſo wahr iſt, daß die aufgeklärteſte Vernunft nichts gründliches dagegen einwenden kann. Wir glauben einen Gott, der alles gemacht hat, alles gern erfreuet, ein Zeuge aller unſerer Handlungen iſt, und unſer Schickſal ſo regiert, daß es zu unſerm Beſten gereichen muß. Wir glauben, daß Gott Jeſum geſandt habe, die Welt aufzuklären, und ſie von ihrem Elende zu erlöſen. Daß unſer Geiſt unſterblich ſey, und in einer andern Welt den Lohn ſeiner Thaten empfangen werde. Und unterdeſſen giebt es ſo viele Nationen, die im Dunkeln wandeln, von allen dieſen herrlichen Wahrheiten nichts wiſſen, und die gröbſten Irrthümer als Wahrheiten annehmen. Wie leicht könnte uns dieß verleiten, daß wir uns für beſſer, und der Gnade Gottes für würdiger hielten, als andere, und ſo andere verachteten! In der That giebt es auch viele Chriſten, die ſich ſo weit verirren, daß ſie in der Meynung ſtehen, Gott liebe ſie, ihres Glaubens wegen, mehr als andere, und werde am Tage des Gerichts groſſe Belohnungen ihnen ertheilen, andere hingegen, die im Irrthume aufwuchſen, zu beſtändigen Strafen verdammen.

Wenn man nun aber ſeinem Glauben nicht gemäß lebt, wenn man einen einigen Gott, als das höchſte Gut erkennt, und doch alle ſeine Begierden auf das Vergängliche richtet, eine alles wohl regierende Vorſehung bekennt, und doch bey jedem kleinen widrigen Zufalle kleinmüthig klagt und verzweifeln will, wenn man Jeſum als einen göttlichen Geſandten annimmt, und doch ſeine Lehre nicht befolgt, des Geiſtes Unſterblichkeit behauptet, und doch ſo wenig um die Ausbildung deſſelben ſich bekümmert, als wenn man blos für die Erde geſchaffen wäre: wird uns da der Glaube wohl den geringſten Vorzug vor andern geben? Ich glaube nicht, ich glaube er würde uns eben ſo wenig nüzen, als es uns nüzte, wenn wir den rechten Weg nach einer gewiſſen Stadt wüßten, und doch einen Irrweg betreten wollten.

Gemeine.

Was hilft das richtigſte Erkenntniß,
Wenns nicht zu deiner Liebe treibt?
Was nüzt ein aufgeklärt Verſtändniß,
Wenn doch das Herz noch böſe bleibt?
Drum hilf, daß ich der Wahrheit treu,
Und daß mein Glaube thätig ſey.

Deßwegen verſichert Jeſus: **es werden nicht alle, die zu mir ſagen Herr, Herr, in das Himmelreich kommen, ſondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel,** und ſpricht alſo die groſſe Glückſeligkeit, zu der er die Menſchen führen will, keines weges denen zu, die ſeine Lehre wiſſen, ſondern nur denen, die ſeine Lehre befolgen, oder die ſeines Vaters im Himmel Willen thun.

Dieß kann, der Natur der Sache wegen, nicht anders ſeyn. Man kann, weder in dieſer noch in der künftigen Welt, die Glückſeligkeit erlangen, die Jeſus verheiſſen hat, wenn man nicht die, von ihm gegebene, Lehre befolgt, und darnach lebt. Wenn ich alle Regeln der Haushaltungskunſt weis, wird dadurch wohl meine

Haushaltung verbeſſert werden? gewiß nicht. Nur alsdenn, wenn ich ſie auch in Ausübung bringe. Wenn ich alle Geſundheitsregeln weis, und beobachte ſie nicht, wird dadurch wohl meine Geſundheit erhalten werden? eben ſo wenig können uns ja auch die Regeln, die uns Jeſus Chriſtus in Anſehung der Geſundheit unſerer Seele gegeben hat, nichts helfen, wenn wir ſie nicht in Ausübung bringen. Was hilft mir denn das, daß ich weis, Gott iſt Zeuge meiner Handlungen, wenn ich dem ohnerachtet ſo handle, daß es ihm misfällig iſt? Was nüzt mir es denn, wenn ich eine alles regierende Vorſehung glaube, aber in dem Kummer, der an meinem Herzen nagt, nicht von ihr meine Rettung erwarte, ſondern ſie mir ganz allein, durch meine eignen Kräfte, zu verſchaffen ſuche? Was hilft es mir zu glauben, daß, wenn ich meine ſinnliche Luſt, meinen Stolz, meine Rachgier, meinen Eigennuz beherrſche, ich wahre Seelenruhe erhalte, wenn ich doch dieſe Leidenſchaften bey mir herrſchen, und mich von ihnen, wie ein Sklave, umhertreiben laſſe? wird mich da meine Erkenntniß

niß wohl beruhigen? Ich glaube meines Geiſtes Unſterblichkeit, wenn ich mich aber nicht beſtrebe ihn vollkommner zu machen, wenn ich nichts thue, was künftiger Belohnung würdig iſt, hat wohl alsdenn dieſer Glaube für mich etwas erfreuliches? Er hat für mich nicht nur nichts erfreuliches, ſondern ſehr viel niederſchlagendes und kummererweckendes. Man hat ſchon längſt die Anmerkung gemacht, daß unter rohen Nationen weit weniger Misvergnügte wären, als unter den Chriſten, die eine aufgeklärtere und richtigere Erkenntniß haben. Wie dieß zugehe, läßt ſich leicht begreifen. Je beſſer die Erkenntniß iſt, deſto unglücklicher iſt der Menſch, wenn er nicht darnach lebt. Ein Sklav, der von Jugend auf die Feſſel trug, und glaubt, daß es nicht anders ſeyn könne, als daß er Feſſeln tragen müſſe, befindet ſich vielleicht bey derſelben wohl. Laßt ſie aber einem andern anlegen, der die Freyheit zu ſchäzen weis, wie wird dieſer winſeln und klagen! So iſts auch mit der Erkenntniß, die Jeſus Chriſtus uns mitgetheilet hat. Sie iſt peinlich, ſie iſt wahre Qual, wenn man nicht darnach handelt. Schrecklich muß der Gedanke ſeyn: Gott ſieht mich für den an, der ſeine Pflicht vernachläßigt. Groſſe Unruhe muß der Glaube, Gott regiert die Welt, alles geſchieht nach Gottes Willen, einem Menſchen verurſachen, der die Welt gleichſam ſelbſt regieren, und ſein Schickſal nach ſeinem eignen Sinne beſtimmen will. Es iſt nicht zu begreifen, wie ein Menſch eine vergnügte Stunde haben könne, der glaubt, daß der ein Sklav, ein Elender ſey, der ſeinen Lüſten gehorcht, und der doch nicht Muth genug hat, ſie zu beherrſchen. Und wie übel muß ſich der befinden, der ſich für unſterblich hält, aber auch weis, daß er zu ſeiner Pein unſterblich ſeyn werde!

Gemeine.

O drücke dieß tief in mein Herze,
Daß es vor deinem Wort ſich ſcheut;
Gieb, daß ich nie leichtſinnig ſcherze
Mit deiner Strafgerechtigkeit.
Nie werde das von mir gewagt,
Was dein Befehl mir unterſagt.

Ich frage weiter, was hilft uns alle Erleuchtung, was hilft uns aller Unterricht, den wir durch Jeſu Lehre bekamen, in jenem Leben, wenn wir hier nicht darnach handeln? Unſer künftiger Zuſtand iſt ja die Folge von unſerm gegenwärtigen. Wenn nun die Erkenntniß allein unſern gegenwärtigen Zuſtand nicht vollkommen macht, was für Vollkommenheit können wir davon in der Zukunft erwarten? Kann wohl ein unreifes Saamenkorn eine geſunde und friſche Pflanze hervorbringen? Nehmt an, daß ein Jüngling die beſte Erkenntniß hätte, von der Schädlichkeit jugendlicher Ausſchweifungen vollkommen überzeugt wäre, aber nicht Kraft genug beſäſſe, dem Reize zu dieſen Ausſchweifungen zu widerſtehen, wird ihn da ſeine Erkenntniß wohl vor den ſchrecklichen Folgen derſelben bewahren können? Wird er ſie nicht lebenslang fühlen? Wird er wohl jemals die Kraft und Munterkeit erlangen, die ſein Lohn würde geweſen ſeyn, wenn er ſich ſelbſt mehr hätte beherrſchen können? Wenn ein junger Menſch den Glauben hat, daß Fleis die menſchlichen Kräfte ſtärke, und den Weg zu ſeinem künftigen Glück bahne, aber dem ohnerachtet der Trägheit ſich ergiebt, wird ihn ſein Glaube wohl von der Unwiſſenheit und Verachtung befreyen, die nothwendige Folgen der Trägheit zu ſeyn pflegen? Wie kann denn alſo die Erkenntniß und der Glaube an die Lehre Jeſu, wenn man ſeinen Wandel nicht darnach beſſert, uns von den betrübten Folgen befreyen, die ein ungebeſſerter unordentlicher Wandel in der Ewigkeit nothwendig nach ſich ziehen muß? Wird die Erkenntniß einem Menſchen, der ſeine Seele vernachläßigte, ihre Kräfte nicht ausbildete, wohl die Vollkommenheit geben, die ein anderer mit aus der Welt nimmt, oder die Ausbildung ſeines Geiſtes zu ſeinem Hauptgeſchäfte macht? Wird die Erkenntniß wohl dem Sklaven ſeiner Lüſte, dem Rachgierigen, Ehrgeizigen, Habſüchtigen, Wollüſtigen, diejenige Stärke und Gröſſe ertheilen, mit der ein anderer in jene Welt tritt, der hier beſtändig nach der Herrſchaft über ſich ſelbſt trachtete? Wird die Erkenntniß wohl einen Menſchen, der viel Böſes gethan hat, das ſüſſe Bewußtſeyn ſchenken, daß er ſeiner Beſtimmung gemäß gelebt und viel Gutes gewirket habe? Kann alſo wohl die Erkenntniß, wenn der Lebenswandel nicht darnach eingerichtet iſt, unſern künftigen Zuſtand glücklich machen?

Man möchte einwenden, unſer künftiger Zuſtand müſſe nicht blos als eine Folge unſers gegenwärtigen angeſehen werden, ſondern er ſey auch eine gnädige Belohnung Gottes. Und dieß iſt wahr. Wenn aber Gott mich belohnen ſoll, ſo muß doch etwas an mir ſeyn, das der Belohnung würdig iſt. Und dieß iſt gewiß nicht die Erkenntniß, ſondern der durch die Erkenntniß gewirkte gute Wandel. Geſezt daß einmal, welches Gott verhüten wolle, ein Zögling unſer Inſtitut verlieſſe, der unwiſſend, träge, mit verwildertem Herzen zu ſeinem Vater käme; dieſer machte ihm deswegen Vorwürfe, und der Zögling wollte ſich auf folgende Art entſchuldigen: Lieber Vater! es iſt wahr, daß ich unwiſſend, träge und verwildert bin, aber ich weis alles, es iſt mir alles geſagt worden, wie ein guter Jüngling beſchaffen ſeyn muß — glaubt ihr wohl, daß der Vater ſo unbeſonnen ſeyn und ſagen werde, nun, lieber Sohn! weil du es gewußt haſt, was du hätteſt thun ſollen, ſo vergebe ich dir alles, ich ſchenke dir meine Vaterliebe, und du ſollſt es deiner Erkenntniß wegen Lebenslang gut bey mir haben. Könnt ihr wohl eine ſolche Schwachheit einem vernünftigen Vater zutrauen? Und wenn ihr dieß nicht könnt, wie iſt es denn möglich, daß der allweiſe Gott einen Menſchen, der unſere Erde, das allgemeine Erziehungsinſtitut des Menſchengeſchlechts, mit ungebeſſerter Seele verläßt, deswegen belohnen ſolle, weil er gewußt hat, was er zu thun verbunden geweſen wäre? Was ſoll er denn belohnen? Vielleicht ſeine Trägheit? ſeinen Stolz? ſeine wollüſtigen Ausſchweifungen? die Verſchwendung ſeines Vermögens, ſeiner Zeit, ſeiner Kräfte? Vielleicht die Kränkungen, die er ſeinen Brüdern zugefügt hat?

Chor.

Wehe dir in Ewigkeit,
Wenn du deine Gaben,
Deine Kräfte, deine Zeit,
Wirſt gemisbraucht haben!

Weh dann dir,
Daß du hier
Dein Geſchenk verſchwendet,
Und nicht angewendet!

Gemeine.

Herr, laß mich gewiſſenhaft
Meine Zeit anwenden!
Eingedenk der Rechenſchaft,
Jeden Tag vollenden!
Gieb, daß ich
Darauf mich
Allzeit, auch noch heute,
Ernſtlich vorbereite!

Ja, ſo wie der Glaube der Chriſten, wenn ihr Wandel nicht mit demſelben übereinſtimmt, ſchon hier ihnen zur Pein gereicht, ſo wird er auch in jenem Leben das Elend ihres Zuſtandes vermehren. Was für unausſprechliche Qual muß wohl einſt der empfinden, der ſich ſeiner Nachläſſigkeit, ſeiner Bosheit wegen, tief unter andere erniedrigt ſieht, und ſich ſelbſt den ſchrecklichen Vorwurf machen muß: an dieſem Elende bin ich ſelbſt Schuld; ich habe alles gewußt, wie man zur Glückſeligkeit gelangen könne, und habe es nicht befolgt; mir war es bekannt, daß Gott, mein Richter, meiner Handlungen Zeuge ſey, und habe doch bey denſelben auf ihn nicht Rückſicht genommen; ich war überzeugt von ſeiner Liebe, und ließ mich doch dadurch nicht bewegen, ihn wieder zu lieben; mir war es geſagt worden, daß die Befolgung der Lehre Jeſu der einzige Weg zur Glückſeligkeit ſey, und doch konnte ich mich nicht entſchlieſſen, ſie zu meiner Führerin anzunehmen; ließ mich lieber durch meine blinden Leidenſchaften leiten; daß mein Geiſt unſterblich ſey, daß er nach ſeinem Abſchiede von der Erde die Folgen ſeiner Handlungen genieſſen werde, war mir gelehrt worden, und doch war ich ſo ſinnlich, daß ich nur immer für mein gegenwärtiges Vergnügen, für meinen gegenwärtigen Vortheil ſorgte, und war ganz ſorglos, gute, edle Eigenſchaften, mir zu erwerben, die ich mit in die Ewigkeit nehmen könnte. Gott, du ſchufſt mich zur höchſten Freude, du boteſt mir ſelbſt die Hand, um mich dazu zu leiten, ich Thor, wand mich aber davon los, ſtieß die väterliche Hand von mir, und ſtürzte mich ſelbſt in dieſen Jammer, den ich izo fühlen muß. Meine Lieben, kann wohl eine Qual gröſſer ſeyn, als die Qual, die ſolche ſchreckliche Vorwürfe machen müſſen?

Ja wird nicht Gott, der gerechte, ein weit ſtrenger Urtheil fällen müſſen über den, der bey einer guten Erkenntniß ſchlecht lebte, als über einen andern, der im Irrthume von Jugend auf unterwieſen wurde, und eben keinen beſſern Wandel führte? Euer eigen Gefühl muß euch darauf antworten. Geſezt ihr läſet einen äuſſerſt ſchlecht geſchriebnen Brief von einem jungen Menſchen, der arm und niedrig iſt, und ohne allen Unterricht aufwuchs, würdet ihr ihn wohl deswegen verachten können? gewiß ihr könnet es nicht ohne ungerecht zu handeln. Wenn aber eben dieſer Brief von einem andern geſchrieben würde, der den beſten Unterricht genoß, dann würdet ihr ihn verachten, als einen trägen und unordentlichen Menſchen. Eben ſo wird Gott das fehlerhafte Leben eines Menſchen, der unter aufgeklärten Chriſten aufwuchs, weit ſchärfer ahnden, als das eben ſo fehlerhafte Leben eines andern, der unter einer Nation ſich bildete, die auf der unterſten Stufe der Menſchheit ſtund. Dieß iſt nicht Muthmaſſung, es iſt gewiſſe Wahrheit, da Jeſus es ſelbſt verſichert, indem er den Ausſpruch thut: **Ein Knecht, der ſeines Herrn Willen wußte, und hat ihn nicht gethan, der wird doppelte Streiche leiden müſſen.**

Gemeine.

Vater, laß mich nicht allein
Richtig deinen Sinn verſtehen,
Laß mich auch befliſſen ſeyn,
Den erkannten Weg zu gehen!
Denn ſonſt würd ich, bey dem Wiſſen,
Doppelt Streiche leiden müſſen.

Dieſe Wahrheit, daß die Erkenntniß allein den Menſchen weder in dieſer, noch in der künftigen, Welt glücklich mache, iſt von groſſer Wichtigkeit, und rettet die Ehre Gottes des Allvaters. Wenn Gott einen Theil der Menſchen durch die Lehre Jeſu erleuchtete, und viele Millionen andere in der Dunkelheit und im Irrthume wandeln lieſſe, und überdieß jene noch, ihrer Erleuchtung wegen, in dieſer und der künftigen Welt belohnen wollte, dieſe hingegen, deswegen, weil die Väter, Mütter und Lehrer, die ihnen die erſte Bildung gaben, ihnen den Irrthum lehrten, in dieſer und der künftigen Welt beſtrafen wollte, ſo könnte er ſchwerlich von dem Vorwurfe der Partheilichkeit gerettet werden. So könnte der unwiſſende Mohr mit Recht fragen: Gott! bin ich nicht ſo gut dein Geſchöpf als der Europäer? und mir verſagteſt du die Erleuchtung, die du jenem ſchenkteſt, und willſt mich auch noch deswegen beſtrafen? Habe ich mir denn meinen irrenden Vater gegeben? beſtimmteſt du ihn nicht zu meinem Führer? und du willſt mich ſtrafen, daß ich dem gefolgt bin, den du mir zum Führer gabſt?

So aber, wenn wir dieſe Wahrheit annehmen, die ich izo vorgetragen habe, erſcheint uns Gott, als wahrer Allvater, der jedem ſeiner Kinder die Glückſeligkeit verſchaft, deren er fähig iſt. Es iſt wahr, der unwiſſende Mohr genieſſet, weder in dieſer noch in der künftigen Welt, den hohen Grad von Freude, deſſen der Chriſt fähig iſt, der die Grundſäze der Lehre Jeſu befolgt.

Dieſer

Dieſer wird aber, in dieſer und der künftigen Welt, weit elender, wenn er ſeiner Erkenntniß nicht gemäß lebt, als iener, wenn ſein Leben auch eben nicht beſſer iſt. Der Chriſt iſt höherer Freuden, aber auch gröſſerer Pein, der Heide geringerer Freuden, aber auch geringerer Leiden fähig. Iſt alſo auf dieſe Art Gott nicht gegen alle Menſchen gleich gütig?

Es ſteht alſo bey uns, ob wir das theure Geſchenk der Religion, das Gott uns durch Jeſum gegeben hat, zu unſerm Vergnügen oder Misvergnügen, zu Beförderung unſers Glücks, oder unſers Elendes anwenden wollen. Fern ſey von uns allen die unverzeihliche Unbeſonnenheit, daß wir das zu unſerm Verderben anwenden wollten, wodurch uns Gott, der Allgütige, zur höchſten Stufe der Vollkommenheit leiten will!

Glaubt ihr, daß ihr ſtets unter des Allwiſſenden Aufſicht handelt, ſo begleite euch auch ſtets die tiefſte Ehrfurcht gegen ihn! Seine Gegenwart verſcheuche ieden böſen Gedanken und ſchrecke euch von jeder böſen That zurück! ſey euch eine immerwährende Ermunterung, recht viel

Gutes zu wirken! Seyd ihr überzeugt, daß das Schickſal der Menſchen durch des Weltbeherrſchers Vorſehung gelenkt werde, ſo gewöhnt euch daran, alles, alles was euch begegnet, und wenn es auch noch ſo bitter wäre, gut zu finden, und euch dabey zu beruhigen. Seyd ihr der Meynung, daß Geld, ſinnliche Luſt, menſchlicher Ruhm, nichts iſt, daß der nach Gottes Bilde geſchafne, Menſch nur dadurch Werth erhalte, daß er ſich ſelbſt beherrſcht und Gutes wirkt, ſo handelt auch euren Grundſäzen gemäß! Erniedrigt euch nie ſo ſehr, daß ihr eure Geiſteskraft blos auf Erwerbung des Vergänglichen wendet, ſondern wendet ſie vielmehr an, dieſe hohe Würde zu erlangen! Habt ihr den Glauben, daß euer Geiſt unſterblich ſey, ſo ſey das euer höchſter Wunſch, ihn immer vollkommner zu machen! Dann ſeyd ihr erſt der hohen Glückſeligkeit fähig, zu der euch Gott beſtimmte, dann werdet ihr erſt die ſtille Seelenruhe, bey aller äuſſerlichen Unruhe, den unbeweglichen Muth in aller Gefahr, erlangen, die Jeſus ſeinen Freunden verhieß. Dann werdet ihr von Stufe zu Stufe, in Vollkommenheit und in Glückſeligkeit, immer höher ſteigen, der Gottheit, dem Size der höchſten Vollkommenheit und Freude, immer näher kommen.

Herr, unſer Vater, zeige uns ſelbſt das, was uns gut und deinem heiligen Willen gemäß iſt!

Gemeine.

Guter Vater, lehre du,
Was wir thun und glauben ſollen!

Erwecke in uns die Neigung, den guten Einſichten, die du uns mittheileſt, gemäß zu leben!

Gemeine.

Schenk uns deine Kraft dazu!
Gieb zum Wiſſen auch das Wollen!

Und ſtärke uns, daß wir unſern guten Entſchlieſſungen ſtets treu bleiben, und ſie in Ausübung bringen!

Gemeine.

Gieb zum Wollen das Vollbringen,
So wird alles wohlgelingen.

Zehnte Verehrung.

Sammlet, meine Lieben, eure Gedanken, und bittet mit mir Gott, daß er ſeinen Segen zu dem Geſchäfte geben wolle, das wir vorhaben, damit ich, ſeinem Willen gemäs, die Wahrheit reden, und euer Herz dadurch gerührt und gebeſſert werden möge!

Chor.

Gott kennt euch, Beter, heuchelt nicht!
Er weis, ob euer Herz es ſpricht.

Gemeine.

Geiſt der Weisheit, gieb uns allen,
Durch dein Licht,
Unterricht,
Wie wir dir gefallen!
Lehr uns freudig vor dich treten,
Sey uns nah,
Und ſprich Ja,
Wenn wir gläubig beten!

Chor.

Gott kennt euch, Beter, heuchelt nicht!
Er weis, ob euer Herz es ſpricht.

Gemeine.

Hilf uns nach dem Beſten ſtreben:
Schenk uns Kraft,
Tugendhaft
Und gerecht zu leben!
Gieb, daß wir nie ſtille ſtehen,
Treib uns an,
Froh die Bahn
Deines Worts zu gehen!

Gott, der uns verheiſſen hat, daß er jedes Gebet erhören wolle, das nach dem Sinne Jeſu eingerichtet iſt, wolle uns allen die Wirkungen dieſes gemeinſchaftlichen Gebets an unſern Seelen empfinden laſſen. Amen! Amen!

Gemeine.

Amen! Amen!

Meine Lieben! die Lehre Jeſu, die ſo wahr, ſo weiſe, ſo nützlich für jeden iſt, der ſie befolgt, hat doch zu allen Zeiten vielen Widerſpruch gefunden. Vorzüglich iſt vielen, in unſern Tagen anſtößig, die wichtige Lehre von der Selbſtverleugnung. Dieſe beſteht darinne, daß wir uns manches verſagen, was uns angenehm iſt, und was unſere Neigungen mit Heftigkeit fordern, und manches thun, das gegen unſere Neigungen iſt. Gelehrt hat dieß Jeſus, gefordert hat er es von ſeinen Bekennern. Ich will unter den vielen Stellen, die dieß beweiſen, nur die einzige anführen, die alſo lautet:

Aergert dich dein rechtes Auge, ſo reiß es aus, und wirf es von dir. Aergert dich deine rechte Hand, ſo haue ſie ab und wirf ſie von dir! Jeſus redete dieſe Worte in Paläſtina, unter einem Volke, das uneigentliche, bildliche, Redensarten liebte. Er richtete ſich alſo nach ſeinem Geſchmack und kleidete dieſe, und viele andere wichtige, Lehren in ein Bild ein. Folglich darf niemand glauben, als wenn er eine wirkliche Verſtümmelung des Körpers von uns verlangt hätte. Er verſteht durch unſere Augen und Hände unſere Neigungen, und will alſo damit ſagen, wenn deine Neigung etwas Böſes, etwas Unrechtes verlangt, ſo unterdrücke ſie, wenn ſie dir auch ſo lieb, wie dein rechtes Auge und deine rechte Hand, wäre.

Dieß iſt Jeſu Forderung an die Menſchen, die durch ſeine Lehre glücklich werden wollen. Dagegen wendet man nun ein: welch eine harte Forderung iſt dieß! Die Befriedigung unſrer Neigungen macht ja eben unſer Vergnügen und unſere Glückſeligkeit aus. Wenn wir nun immer unſern Neigungen die Befriedigung verſagen ſollen, werden wir da jemals glücklich werden?

O meine Lieben! die ich von ganzen Herzen einſt recht glücklich zu ſehen wünſche, ich zittere für eure Wohlfahrt, wann ich mir vorſtelle, daß es möglich wäre, daß ihr einſt durch ſolche Zweifel irre, und gegen die wohlthätige Lehre unſers Erlöſers, der ich meine ganze Zufriedenheit zu verdanken habe, mißtrauiſch gemacht werden könntet. Lieber wollte ich, daß ihr euch von allen, den menſchlichen Verſtand überſteigenden Geheimniſſen des Chriſtenthums falſche Vorſtellungen machtet, als daß ihr dieſe wichtige Lehre, die auf unſere Glückſeligkeit einen ganz unmittelbaren Einfluß hat, bezweifeln ſolltet.

Gönnet mir alſo eure Aufmerkſamkeit! Ich will in eurer Gegenwart unterſuchen, ob hier

Jeſus wirklich etwas von uns verlange, das mit unſerer Glückſeligkeit ſtreite? oder ob durch Befolgung dieſer Forderung, eben ſo, wie durch die übrigen, die ich euch bereits bekannt gemacht habe, euer Glück befördert werde?

Gemeine.

Vater, gieb in unſre Seelen,
Weisheit und Entſchloſſenheit,
Daß wir anders nichts erwählen,
Als, was uns dein Wort gebeut.
Steh mit deinem Licht uns bey,
Und mach uns von Irrthum frey.

Wenn unſer Erlöſer von uns gefordert hätte, daß wir unſere Neigungen, ohne Ausnahme, unter allen Umſtänden, unterdrücken ſollten, ſo verlangte er freylich etwas, das mit unſerer Glückſeligkeit ſtritte. Denn Vergnügen iſt doch im Grunde nichts anders, als Befriedigung unſerer Begierden. Wenn wir alſo nie unſere Begierden befriedigen dürften, ſo dürften wir auch nie ein Vergnügen genieſſen.

So eine Forderung dürfen wir aber von dem nie beſorgen, der deswegen in die Welt kam, um die Menſchen zu lehren, wie ſie recht glücklich und vergnügt leben könnten. Er thut dieſe Forderung vielmehr nur unter der Bedingung an uns, wenn unſere Begierden uns ärgern, oder wenn ſie Dinge verlangen, die unrecht und ſchädlich ſind. Du haſt guter Jüngling, z. E. eine Begierde zu eſſen und zu trinken, wer wird dir wehren ſie zu befriedigen? Wenn aber deine Begierde auf eine beſtimmte Speiſe fiele, die deines Freundes Eigenthum wäre, und darnach ſtrebte ſie an ſich zu reiſſen, oder wenn ſie verlangte, daß du mehr eſſen und trinken ſollteſt, als zu deiner Sättigung nöthig iſt, ſo verlangte ſie etwas Unrechtes, und müßte gedämpft werden. Du ſtrebſt nach Ruhm, nach Vergröſſerung deines Vermögens, nach Ergözlichkeiten? Die Befriedigung aller dieſer Begierden iſt etwas Unſchuldiges. Wenn nun aber deine Begierde verlangte, daß du durch unerlaubte Mittel ihre Stillung erkaufen, durch Verleumdung und Unterdrückung deines Bruders, durch Vergröſſerung deiner Verdienſte, dir Ruhm erzwingen, durch Kargheit, Vervortheilung und Härte gegen deine Brüder, dir Vermögen erwerben, mit Verſchwendung deiner Zeit und Kraft Vergnügungen ſuchen ſollteſt,

teſt, wenn dieſe Begierden bey dir die Wirkung des Guten verhinderten, ſo mußt du ja ſelbſt fühlen, daß du verbunden biſt, gegen dieſe Begierde zu ſtreiten. Und wenn nun dieſe Vorſchrift Jeſu ſo verſtanden wird, iſt ſie nicht abermal ein Grundſaz, deſſen Werth unſchäzbar iſt? Kann man wohl ſie überſchreiten, ohne ſich ſelbſt zu ſchaden, und andere in ihrer Zufriedenheit zu ſtöhren?

Die menſchlichen Begierden ſind unerſättlich, je mehr ſie befriedigt werden, deſto heftiger werden ſie. Der arme Mann, der ohne Hütte und Eigenthum herumirret, denkt bey ſich ſelbſt: o wenn du deine eigne Hütte, deinen eignen Heerd haben ſollteſt! Sein Wunſch wird erfüllet, er freuet ſich deſſen einige Tage, dann glaubt er, daß zu ſeinem Glück nur noch fehle ein Garten. Und wenn er auch dieſen erlangt, wünſcht er Vergröſſerung, Verſchönerung ſeines Hauſes, gröſſere Einnahme. Und wenn es ſo weit mit ihm käme, daß er ſein Vermögen nach Tauſenden berechnen könnte, ſo würde er noch nach dem Fürſtenhute ſtreben. Daß dieß wahr ſey, weiß jeder, der das menſchliche Herz, und die ſonderbaren Gänge, die die Neigungen deſſelben nehmen, beobachtet hat. Es geht dieß ſo weit, daß man von einem gewiſſen Eroberer erzählt, daß, nachdem ihn der Eroberungsgeiſt aus dem Vaterlande getrieben, er den größten und beſten Theil von Aſien erobert, ganze Nationen ſich unterworfen, ihre Schäze ſich zugeeignet hatte, in Gedanken ſchon die ganze Erde beherrſchte, wie ein Kind geweint habe, und warum denn? Fehlte ihm denn Geld? Reichthum? Vergnügen? Ruhm? Nichts von alle dem. Er hatte dieß alles im Ueberfluß. Er weinte, weil er keine Möglichkeit ſahe, ſeine Eroberungen bis in den Mond fortzuſezen. Ein treffendes Bild von der Ausſchweifung der menſchlichen Begierden. Wenn ſie die ganze Erde bekämen, ſo würden ſie ſich noch dazu den Mond wünſchen.

Und dieſen blinden, unerſättlichen, Begierden wollten wir den Zügel laſſen? ſo iſt es gewiß, ganz gewiß, um unſere Zufriedenheit geſchehen; ſo werden wir niemals genieſſen, was wir haben, und uns deſſelben freuen, ſondern von einer beſtändigen Sehnſucht, nach dem, was uns fehlt, gemartert werden. Und da es eben ſo unmöglich iſt, daß unſere Kräfte alles beyſchaffen können, was die Begierden fordern, als es jenem herrſchſüchtigen Manne unmöglich war, den Mond zu erobern, ſo muß doch dadurch ein beſtändiges Trauern und Misvergnügen über fehlgeſchlagene Wünſche entſtehen.

Ich will dieß durch ein Exempel euch noch fühlbarer machen. Waſſer iſt ein herrlicher Trank, löſcht den Durſt, ſtärkt die innern Theile, ſchaft Munterkeit und geſundes Blut. und wer ſich gewöhnt, mit Waſſer vergnügt zu ſeyn, kann ein ſehr glückliches Leben führen und ein hohes Alter erreichen. Wohin er kömmt, trift er Erfriſchung an; da ſprudelt eine Quelle empor, dort rieſelt ein Bach durch die Wieſen, hier bietet ihm ein Brunnen die Erquickung an, die er in ſeinem Schooſe verſchließt. Geſezt aber, daß bey einem ſolchen der lange bey einem Becher Waſſer vergnügt lebte, die Begierde nach Wein erwachte, ſo daß er glaubte, ohne Wein wäre kein vergnügtes Leben möglich, daß er dieſer Begierde nicht widerſtünde, und doch nicht im Stande wäre ſie zu befriedigen, iſts nicht wahr, nun wäre es um ſeine Zufriedenheit geſchehen?

hen? Nun wird ihm das Waſſer nicht mehr ſchmecken? Nun wird er ſich an die Quelle, die ihn ſonſt ſo oft labte, ſtrecken, und bittere Klagen über die Mühſeligkeiten des menſchlichen Lebens führen?

Tief drücke ſich dieß Bild in eure Seele ein! Laut predige es euch die Wahrheit! willſt du Menſch vergnügt leben, ſo lerne deine Begierden beherrſchen! Kanſt du dieß, ſo kannſt du allenthalben, auch in den dürftigſten Umſtänden, ein ſehr glückliches Leben führen. Kanſt du es nicht, ſo wirſt du auch nie, nie, glücklich werden.

Und wie oft thun unſere Begierden ſolche unſinnige Forderungen an uns, deren Gewährung uns in das größte Unglück ſtürzt. Die Eitelkeit verlangt einen Aufwand auf Puz und Pracht, der unſer Vermögen überſteigt. Wollen wir ihrem Verlangen nachgeben, was wird daraus erfolgen? Nagende Sorgen, Armuth und Schande. Unkeuſche Begierden verlangen Dinge, die man ihnen nicht einräumen kann, ohne Geſundheit, Gemüthsruhe und Ehre, der augenſcheinlichſten Gefahr auszuſezen. Der Hochmuth hat Einfälle, die man nicht ausführen kann, ohne ſich vor der

Welt lächerlich zu machen. Wollt ihr die Wirkungen mit euern eignen Augen ſehen, die das blinde Befolgen ſeiner Begierden nach ſich zieht, ſo beſucht die Hoſpitäler und Zuchthäuſer! Die Elenden die ihr hier findet, ſind faſt lauter Leute, die nach ihrer Neigung lebten. Hoſpital und Zuchthaus waren der Ausgang des Weges, auf den ſie durch ihre Begierden geleitet wurden.

O wie theuer muß euch alſo Jeſu Erinnerung ſeyn: Aergert dich dein rechtes Auge, ſo reiß es aus und wirf es von dir; ärgert dich deine rechte Hand, ſo haue ſie ab und wirf ſie von dir. Gelobt ſey Gott, der uns ſolche theure Lehren durch Jeſum gegeben hat!

Gemeine.

Ihm folgen, das iſt Weisheit nur,
Und Freyheit iſts, dieß wählen;
Ein Thier folgt Trieben der Natur,
Ein Menſch dem Licht der Seelen.
Was iſt des Geiſtes Eigenthum?
Was ſein Beruf auf Erden?
Die Tugend. Was ihr Lohn, ihr Ruhm?
Gott ewig ähnlich werden.

Und wie traurig würde es in der menſchlichen Geſellſchaft ausſehen, wenn niemand ſeine Begierden mäſſigen, wenn jeder denſelben volle Befriedigung ſchaffen wollte! So würden auf einmal alles geſellſchaftliche Leben, alle gemeinſchaftliche Vergnügungen, alle gemeinſchaftliche Arbeiten aufhören.

Ihr wiſſet z. E. wie viel Gutes durch unſere Erziehungsanſtalt geſtiftet wird. Dieß dauert aber nur ſo lange, als wir insgeſammt unſere Begierden beherrſchen. Sobald jedes Mitglied nach ſeiner Neigung leben wollte, ſo wäre der Ruin deſſelben da. Izo ſchlägt z. E. die Stunde, da eine beſtimmte Anzahl Zöglinge, nebſt ihrem Lehrer, ſich in einem gewiſſen Hörſaale verſammeln ſoll. Da hat nun mancher Zögling Luſt in einem Buche zu leſen, der andere ſich durch ein Spiel zu vergnügen, der dritte einen Spaziergang zu thun. Der Lehrer hat bisweilen Neigung einen Brief zu ſchreiben, ein ander Geſchäfte zu verrichten, das ihm izo mehr Vergnügen macht, oder die Werke der Natur zu betrachten. Wenn wir nun alle nach unſrer Neigung leben wollten: ſeht ihr wohl, was daraus erfolgen würde? Unſere Hörſäle würden leer bleiben. Bald würde der Lehrer voll Ungeduld auf ſeine Zöglinge, bald dieſe auf ihn warten. Es würde in wenigen Wochen eine ſo ſchreckliche Unordnung einreiſen, daß wir alle über einander verdrüßlich werden, und am Ende gar aus einander gehen würden.

Und ſo, wie es mit unſerm Inſtitute iſt, ſo iſt es mit allen andern Geſellſchaften. Sie beſtehen nur ſo lange, als die Glieder derſelben ihre Neigungen beherrſchen können. Alle häusliche Geſellſchaften, alle bürgerliche Verbindungen, das gute Vernehmen zwiſchen Fürſten und Unterthanen, alles fällt auf einmal weg, wenn jedes nach ſeiner Neigung leben will.

Die menſchliche Geſellſchaft würde am Ende eine Diebes- und Räuberbande werden, wenn jeder, auch auf Unkoſten des andern, ſeinen Begierden Befriedigung verſchaffen wollte. Es müßte alsdenn der Rachgierige den Mann aus dem Wege räumen, der ihm entgegen iſt, es müßte der Habſüchtige ſich Gelegenheit verſchaffen, ſeines Nachbars Gut an ſich zu reiſſen, zu welchem er Luſt hat. Es müßte der Unkeuſche die heiligen Bande der Freundſchaft und Ehe zerreiſſen, um ſeine Luſt zu befriedigen.

Was meynt ihr, meine Lieben! wünſcht ihr wohl in einer Welt zu leben, wo der Grundſaz befolgt würde, daß jeder nach ſeiner Neigung leben müßte, wenn er glücklich ſeyn wollte? Iſt die Selbſtverleugnung, die Jeſus empfiehlt, nicht das beſte Mittel, Sicherheit und Ruhe in der menſchlichen Geſellſchaft zu erhalten?

Gemeine.

Was wär es, hätt uns Gott vergönnt,
Nach unſers Fleiſches Willen,
Wenn Wolluſt, Neid und Zorn entbrennt,
Die Lüſte frey zu ſtillen;
Ließ er den Raub und Undank zu,
Den Frevel, dich zu kränken,
Den Menſchenhaß; was würdeſt du
Von dieſem Gotte denken?

Und alſo iſt es eine wichtige Wahrheit, die ich izo vorgetragen habe, daß nämlich ein jeder verbunden ſey, ſeine Begierde zu brechen, wenn ſie etwas verlangt, das Böſe und Unrecht iſt, und ihr könnet derſelben nie entgegen handeln, ohne euch ſelbſt zu ſchaden, und die Ordnung, das Vergnügen und die Glückſeligkeit eurer Nebenmenſchen zu ſtöhren. Ich habe ſie bewieſen, und ihr könnt euch davon ſelbſt noch mehr überzeugen, wenn ihr über das, was ich geſagt habe, weiter nachdenken wollet. Laſſet euch nicht irre machen durch die Behauptung, als wenn die menſchlichen Begierden ein Sporn zu groſſen Unternehmungen wären, und als wenn die Springfeder zu allen groſſen Handlungen zerbrochen würde, wenn man ſeinen Begierden ein Gebiß anlegen wollte. Denn freylich ſind die menſchlichen Begierden ein Sporn, eine Springfeder. Aber wohin ſpornen? wohin treiben ſie? An der Beantwortung dieſer Frage muß uns doch wahrhaftig viel gelegen ſeyn. Es iſt ja nicht genug, daß wir weiter kommen, ſondern wir müſſen auch wiſſen, wohin wir kommen? Jeder vernünftige Mann ſezt ſich doch ein beſtimmtes feſtes Ziel vor, auf welches er los geht. Und welches iſt dieſes? iſts Ruhm? iſts ein wollüſtiges Leben?

iſts Reichthum? So iſts freylich wahr, daß die Begierden dahin ſpornen. Wahr iſt es auch, daß einige, die dahin geſpornt werden, zu ihrem Ziel gelangen, ob es gleich auch eben ſo gewiß iſt, daß die mehreſten in tiefe Abgründe des Elends und der Reue ſtürzen, ehe ſie ihr Ziel erreichen. Welcher Weiſe wird aber wohl dieſe vergänglichen Dinge zum Ziele ſeiner Wünſche machen? Muß denn nicht jeder, der über die Beſchaffenheit der menſchlichen Natur vernünftige Ueberlegungen angeſtellt hat, zugeben, daß dieß alles Blendwerk ſey, das der Seele keinen Frieden, keine wahre Glückſeligkeit ſchaft? Ruhe der Seele, ein ſolcher Zuſtand, da man ſich ſeiner Rechtſchaffenheit bewußt iſt, da man weiß, daß man Glück und Freude unter ſeinen Nebenmenſchen verbreitet, das iſt das hohe Ziel, nach dem der Weiſe ſtrebt. Dahin ſpornen uns aber warlich unſere Begierden nicht. Der Weg, nach dem ſie eilen, führt von dieſem Ziele gänzlich ab. Nur eine Begierde, die Begierde, dem zu gefallen, der ins Verborgene ſieht, der alle andere Begierden unterthänig ſeyn müſſen, nur dieſe führt dahin.

Ich gebe es zu, daß es äuſſerſt ſchwer ſey, Herrſchaft über ſeine Begierden zu erlangen, daß unſere ganze Lebenszeit dazu erfordert werde, um ſie zu erreichen, daß Lüſte, die tauſendmal bekämpft und beſiegt wurden, oft von neuem ſich regen. Aber vergeßt nur nicht, daß Selbſtbeherrſchung, das einzige Mittel ſey, glücklich zu werden, daß unſere Seele dadurch eine Gröſſe, einen Adel erlange, der nicht nur vor Menſchen gültig iſt, ſondern der vor dem Throne des Weltbeherrſchers ſeinen Werth hat. Es iſt freylich leichter eine Provinz zu erobern, als ſich ſelbſt zu beherrſchen. Denn mancher elende Mann, der wie ein niederträchtiger Sklave von ſeinen Leidenſchaften gefeſſelt wurde, hat doch Provinzen erobert, Nationen unterjocht, und dadurch den Beynamen des Groſſen errungen. Aber der Eroberer ward auch nie ſo vergnügt, als ſein ärmſter Unterthan, der ſich ſelbſt beherrſchte, und wird einſt vor dem Weltrichter als ein Elender gewiß verworfen werden, wenn der Selbſtbeherrſcher ſeinen Adel noch behauptet und andern, von dem Könige aller Könige, vorgezogen wird.

Und wenn es gleich ſehr ſchwer iſt, ſich ſelbſt zu beherrſchen, ſo iſt es doch gar nicht unmöglich. Merket nur, wie die menſchlichen Begierden zu entſtehen pflegen. Anfänglich ſind ſie bloſſe Lüſternheit, die leicht zu beſiegen iſt. Wenn man aber an dieſer Lüſternheit ſein Vergnügen findet, ſich immer vorſtellt, wie gut, wie ſüß es ſey, ſie zu befriedigen, ſo wird ſie immer heftiger, am Ende ſo heftig, daß es ganz unmöglich iſt, ihr zu widerſtehen.

Wenn euch alſo künftig eine Luſt anwandelt, ſo prüft euch wohl: iſt ſie auch gut? Werde ich durch Befriedigung derſelben nicht mir ſchaden? nicht andere in ihrer Zufriedenheit ſtöhren? Werde ich ſie auch vor dem Richterſtuhle meines Gewiſſens verantworten? Werde ich davon meinem Gott in Gebete, und vor ſeinem Gerichte, Rechenſchaft geben können? Und dann, wenn euer Gewiſſen ſie verdammt, dann ſtellt euch alle die Unruhe, alle das Elend vor, in das eure Luſt euch ſtürzen würde, wenn ihr euch von derſelben wolltet beherrſchen laſſen, ſo wird ſie gewiß bald bezähmt, und das Wachsthum derſelben verhindert werden.

Merket ferner wohl, welches eure Lieblingsneigung ſey! Seyd auf ſie vorzüglich aufmerkſam, und, wenn ſie ſtrafbar iſt, ſo thut immer das Gegentheil von dem, was ſie verlanget! Du wäreſt z. E. ſehr zur Trägheit geneigt, ſo müßteſt du täglich alle deine Kräfte zuſammennehmen, um dich in der Thätigkeit zu üben.

Endlich ſteigt oft zu Gott mit euern Gedanken empor, und erſucht ihn um ſeinen Beyſtand! Dieß iſt ein ſehr wichtiges, heilſames, Geſchäfte. Dadurch wird der Verſtand immer mehr aufgeklärt, die Geſinnung veredelt, der Trieb, Gott zu gefallen, genährt, und folglich die Macht unordentlicher Lüſte gebrochen.

Edler Jüngling! ſiehe hier die hohe Würde, die du erreichen kannſt, Adel, der in der Ewigkeit noch gültig iſt, der dich mit ſtillen Freuden belohnt, der dich in den Stand ſezt, deiner Brüder Wohlthäter zu werden. Im Vertrauen auf Gott ringe darnach! du wirſt ſie gewiß erhalten.

Gemeine.

Wenn die lüſterne Begier
Nach Reichthum, Wolluſt, Ehre,
Uns verſuchet, als wenn hier
Des Lebens Endzweck wäre;
Ach, dann halt uns, daß wir nicht
Vom rechten Wege weichen.
Laß uns das Ziel erreichen,
Nicht träge ſeyn, noch weichen.
Unſer Ziel iſt dort im Licht,
Wo du, den wir verlangen,
Vor uns biſt hingegangen,
Uns wieder zu empfangen.
Unſre Pilgrimſchaft iſt hier,
Und unſer Vaterland bey dir.

Liturge.

Glaubt ihr alſo, daß die Selbſtverleugnung oder Selbſtbeherrſchung zu eurem Glück ſchlechterdings nothwendig ſey?

Gemeine.

Wir glauben es!

Liturge.

Wünſcht ihr auch dahin zu kommen, daß ihr eure Neigungen beherrſchen könnt?

Gemeine.

Wir wünſchen es!

Liturge.

So gebe denn der gute Gott euch Kraft und Muth, eure Entſchlieſſung auszuführen!

Gemeine.

Das gebe Gott!

Elfte Verehrung.

Gelobt ſey Gott! der uns das Leben und alle Bedürfniſſe deſſelben gegeben, und uns Vernunft geſchenkt hat, daß wir ihn erkennen, unſers Daſeyns uns freuen, und allerley Gutes wirken können.

Gemeine.

Gelobt ſey Gott!

Gelobt ſey Gott! der uns immer Gelegenheit ſchenkt, die Wahrheit zu erkennen, unſern Verſtand dadurch aufzuklären, und unſer Herz zu veredeln, und auch heute noch fortfährt dieſe Wohlthat uns zu erzeigen.

Gemeine.

Gelobt ſey Gott!

Er ſchenke uns allen Aufmerkſamkeit, mache unſere Herzen empfänglich, jede gute Lehre zu faſſen und zu verſtehen, und gebe uns Kraft, ſie in Ausübung zu bringen, damit wir immer vollkommner, im Guten immer wirkſamer, und ſo immer würdiger werden mögen, der hohen Glückſeligkeit, zu der er uns beſtimmt hat. Amen! Amen!

Chor.

Amen! Amen!

Gemeine.

Amen! Amen!

Stellet euch vor, meine Lieben! daß einer von uns über das Weltmeer, in einen ihm unbekannten, Welttheil gebracht würde, wo er unter beſtändigen Gefahren wandelte, wo er in beſtändigen Sorgen wäre, aus Mangel der Erfahrung eine ihm ſchädliche Frucht zu genieſſen, oder reiſſenden Thieren zur Beute zu werden, oder Völkern in die Hände zu fallen, die ihn zum Sklaven machten, oder ſich in eine Einöde zu verirren, wo er vor Hunger und Durſt verſchmachten müßte, ſo habt ihr ein Bild vom menſchlichen Leben. Gott hat uns aus ſehr weiſen und gütigen Abſichten auf dieſen Planeten verſezt, wo uns das Vergnügen von allen Seiten entgegenſtrömt. Aber wir wandeln auf demſelben unter lauter Gefahren. Wir ſind in beſtändiger Gefahr ſolche Vergnügungen zu wählen, die unſerer Geſundheit und Zufriedenheit nachtheilig ſind, wir können leicht auf ſolche Unternehmungen verfallen, wodurch wir uns auf immer unglücklich machen, wir können leicht in die Geſellſchaft ſolcher Menſchen gerathen, die uns Anſchläge geben, die für unſere Zufriedenheit äuſſerſt gefährlich ſind. Ach und leider verirren ſich täglich viele tauſende unſerer Brüder, und gerathen auf Abwege, die ſie zum Unmuthe und zur Verzweiflung leiten.

Aber Gott, der nicht will, daß Jemand verlohren werde, hat hinlängliche Anſtalten gemacht, jeden, der davon Gebrauch machen will, vor

Verirrung zu bewahren. Er hat uns nicht nur Vernunft gegeben, die uns auf den gefährlichen Wegen dieſes Lebens ein ſehr guter Wegweiſer iſt, ſondern hat uns auch Jeſum geſandt, der uns ſolche Lehren mitgetheilt hat, durch deren Befolgung wir alle Gefahren vermeiden können.

Ich will euch izo eine derſelben bekannt machen und erklären. Als er im Begriff war, ſich von ſeinen Freunden zu trennen und in eine andere Welt überzugehen, und voraus ſahe, wie vielerley Verführungen und Verirrungen ſeine Freunde ausgeſezt ſeyn würden, ſo gab er ihnen den Rath: wachet, das iſt, ſeyd beſtändig auf euch und auf die Umſtände, unter denen ihr euch befindet, aufmerkſam. Und dieſen Rath gab er nicht nur ſeinen damals lebenden Freunden, ſondern uns allen, denn er ſezte wohlbedächtig hinzu, was ich euch ſage das ſage ich allen: wachet. Seht alſo, meine Lieben! in einem einzigen Worte einen ſehr weiſen Rath, die Verführungen und Verſuchungen zu überwinden, die Verwirrungen zu vermeiden, denen wir hier ausgeſezt ſind, und die ſo viele tauſend unſerer

Brüder unglücklich machten. Wohl euch, wenn ihr ihn befolgen werdet!

Gemeine.

Mache dich, mein Geiſt, bereit,
Wache ſtets und bete!
Daß dein Herz, zur Prüfungszeit,
Nicht von Gott abtrete.
Ach, ſchon iſt
Mancher Chriſt,
Von Verſuchungsſtunden,
Plözlich überwunden.

Wachet zuerſt über euch ſelbſt. Denn wiſſet, die Begierden, die in euch wohnen, ſtreben nicht allezeit nach dem, was euch gut und zuträglich iſt, ſondern verfallen immer auf Dinge, die zwar angenehme Empfindungen machen, die aber in der Folge die ſchrecklichſten Wirkungen nach ſich ziehen können.

Wenn der Hang zum Vergnügen ſich in euch regt, ſo bekommen gewiſſe Vergnügungen in euren Augen einen ſolchen Reiz, als wenn ſie zu eurem Glück ſchlechterdings nöthig wären, und doch ſind ſie vielleicht ſo beſchaffen, daß der Genuß

nuß derſelben eure Thätigkeit ſchwächen, eurer Geſundheit und Gemüthsruhe nachtheilig ſeyn würde. Wenn die wollüſtige Neigung erwacht, ſo erſcheint euch die Wolluſt als das höchſte Gut, das ein Sterblicher erlangen könnte, ob es gleich gewiß iſt, daß dieſelbe einem ſüſſen Gifte gleicht, das die menſchliche Zufriedenheit tödtet, in vielen Fällen die Geſundheit zerſtört, und in den mehreſten den Menſchen zu Wirkung des Guten ungeſchickt macht. Sobald ihr beleidigt werdet, erwacht in euch die Leidenſchaft des Zorns; und ſobald dieſe da iſt, kommt es euch vor, als wenn euer Beleidiger der größte Böſewicht wäre, und nichts ſcheint euch ſüſſer zu ſeyn, als Rache. Und doch kann es ſeyn, daß die euch zugefügte Beleidigung mehr eine Wirkung der Uebereilung als der Bosheit war, und doch iſt es gewiß, daß Rache uns ſelbſt verderbe, indem ſie unſere innerliche und äuſſerliche Ruhe gänzlich zerſtört.

Wenn ihr nun, da ihr ſolche gefährliche Feinde in eurer eignen Bruſt nährt, ſchlummern, und fühllos euch von denſelben leiten laſſen wolltet, würdet ihr nicht bald auf Abwege gerathen, wo ihr trauern und durch Gram euch verzehren müßtet?

Wie nöthig iſt es alſo, daß wir wachen, oder beſtändig gegen unſer eigen Herz auf unſerer Hut ſind, daß wir unſere Lüſte nicht zur Heftigkeit kommen, nicht von ihnen uns blindlings leiten laſſen, ſondern vielmehr bey dem Erwachen jeder Luſt unſere Vernunft zu Rathe ziehen, und uns ſelbſt fragen: iſt das, was ich begehre, mir auch gut, oder werde ich mir dadurch vielleicht unangenehme Folgen zuziehen? Werde ich durch Befriedigung meiner Luſt nicht vielleicht einem meiner Brüder Kränkungen zufügen? Werde ich das, was ich zu thun geſonnen bin, auch vor dem gerechten, heiligen, ins Verborgne ſehenden, Gott verantworten können?

Ach Gott, wenn wir ſo bedachtſam, ſo vorſichtig uns ſelbſt immer beurtheilten, ſo würden wir bald Kraft erlangen, jede unedle, auf unſer und anderer Verderben abzielende, Neigung zu brechen, und ſo dem nagenden Grame zu entgehen, der diejenigen foltert, die ihren Lüſten gehorchen.

Gemeine.

Gott, ſtärke mich dazu mit Kraft,
So wird es mir gelingen!
Hilf jede böſe Leidenſchaft
Des Herzens mir bezwingen!
Steh mir in dieſem Kampfe bey,
Daß ich dazu ſtets wacker ſey,
Und immer überwinde!

Seyd ferner wachſam über die Perſonen, mit denen ihr oft umgeht. Es iſt eine unleugbare Erfahrung, daß wir ſehr geneigt ſind, die Sitten und die Denkungsart der Perſonen anzunehmen, mit denen wir oft in Geſellſchaft ſind. Wir bilden uns bald nach ihnen, ohne daß wir es ſelbſt wiſſen. Wer einen Leichtſinnigen zu ſeinem täglichen Geſellſchafter hat, kann leicht eben ſo leichtſinnig werden. Wer oft mit trägen, verdrüßlichen Perſonen umgeht, kann bald eben ſo träge und verdroſſen, als ſie, werden. Der öftere Umgang mit unordentlichen, unreinlichen, unzüchtigen, Perſonen hat etwas anſteckendes, das ſich ſehr leicht mittheilt. Wenn wir nun, ganz ohne Ueberlegung, mit jedermann umgehen, wie leicht können wir einen Geſellſchafter bekommen, der groſſe Fehler an ſich hat! wie leicht iſt es geſchehen, daß wir ſie annehmen? und ſo kann leicht, durch den Mangel der Aufmerkſamkeit auf unſere Geſellſchafter, alles niedergeriſſen werden, was durch Lehrungen und Ermahnungen Gutes bey uns geſtiftet wurde. Seht ihr alſo, wie nöthig es iſt, auf unſere Geſellſchafter aufmerkſam zu ſeyn, und zu unterſuchen, ob wohl diejenigen Sitten, und diejenige Geſinnung, die ſie an ſich haben, ſo beſchaffen ſind, daß ſie von uns verdienen nachgeahmt zu werden? ob ſie wohl mit den Regeln, die uns Jeſus und unſere geſunde Vernunft gegeben hat, beſtehen können? Und wenn wir finden, daß dieß nicht ſey, daß unſere Geſellſchafter ſolche Sitten und Denkungsart an ſich haben, die ſie ſelbſt unglücklich macht, und andere kränkt, ſo überlegt ſelbſt, ob es nicht höchſtnöthig ſey, einen ſolchen Umgang, wo nicht gänzlich abzubrechen, doch wenigſtens ihn mit der größten Behutſamkeit fortzuſezen?

Ihr wißt ferner, daß ein jeder guter Menſch geneigt ſey, ſeinen Freunden gefällig zu werden, daß er deswegen ihre Wünſche zu erforſchen und ſie zu befriedigen ſuche. Aber wie alsdenn, wenn ſie ſolche Dinge verlangen, die unrecht ſind? wenn ein junger Menſch den andern aufforderte, an gewiſſen Vergnügungen Theil zu nehmen, zu einer Zeit, wenn er nothwendige Geſchäfte zu verrichten hat? oder wenn er ihn reizte, allerley Muthwillen zu treiben, allerhand Frevel zu unternehmen? Würde alsdann die Gefälligkeit ihn nicht zu manchem verleiten, was ſein Gewiſſen misbilligt? Ach laßt uns alſo immer aufmerkſam auch auf unſere beſten Freunde ſeyn, daß wir zwar gegen ſie gefällig ſind, aber nur in ſolchen Stücken, die unſer Gewiſſen gut heiſt, und uns gewöhnen, auch dem beſten Freunde ſolche Forderungen abzuſchlagen, die unſer Gewiſſen misbilligt. Denn ſonſt werden wir bald von den ewigen Grundſäzen der Wahrheit abweichen, und durch die Einfälle unſerer Freunde uns beſtimmen laſſen.

Auch das iſt gewiß, daß anderer Menſchen Urtheil einen groſſen Einfluß auf uns hat. In der Einſamkeit faſſen wir oft die beſten Entſchlieſſunſchlieſſungen, wenn wir aber anfangen wollen zu handeln, und hier werden wir von einigen verſpottet, da droht man uns, dort ſezt man ſich mit Gewalt entgegen, ſo wird man leicht ſchüchtern, und dieſe Schüchternheit wie bald kann ſie uns von den beſten Entſchlieſſungen abbringen! Verbindet uns nicht auch dieſes, ſtets aufmerkſam auf andere Menſchen zu ſeyn, und uns zu gewöhnen, im Guten, auch bey dem Tadel, der Verſpottung und der Verfolgung anderer auszuhalten?

Chor.

Wache! daß dich nicht die Welt,
Durch ihr Beyſpiel, zwinge,
Oder, wenn ſie ſich verſtellt,
Liſtig an ſich bringe.
Wach und ſieh!
Daß dich nie
Die Verführer fällen,
Die dir Neze ſtellen.

Wachet endlich, meine Lieben! auch über die äuſſerlichen Umſtände, unter denen ihr euch befindet, denn auch dieſe haben einen ſehr ſtarken

Einfluß auf den Menſchen. So wie die Blume des Feldes eine ganz andere Geſtalt hat, wenn es regnet, als wenn einige Tage nach einander die Sonne ſcheint, ſo wird die Denkungsart der Menſchen auch immer durch die äuſſerlichen Umſtände beſtimmt. Wenn es eine zeitlang alles nach Wunſche geht, ſo wird man erſt vergnügt, aber hernach gar zu leicht übermüthig, eitel und leichtſinnig; bey vielen und übermäſſigen Arbeiten kann man bald muthlos werden; bey anhaltenden Leiden kann die gewöhnliche Munterkeit ſich bald verliehren, und in Trauren und Schwermuth ausarten: dieß ſoll ja aber nicht ſeyn. Wenn wir das hohe Ziel erreichen wollen, zu dem uns Gott beſtimmte, wenn wir in dieſer und jener Welt glücklich werden wollen, ſo iſts auch nöthig, daß wir ſtets unſern Grundſäzen treu bleiben, unter allen Umſtänden darnach forthandeln, ſo wie der geübte Wanderer immer weiter fortſchreitet, ſo wohl, wenn die Sonne ſichtbar iſt, als wenn trübes Gewölke ſie ihm verbirgt.

O wie nöthig iſt es alſo, ſtets auf die Umſtände, unter denen wir uns befinden, und auf die

Wirkung, die ſie auf uns thun, aufmerkſam zu ſeyn, damit wir dem Uebermuthe und dem Leichtſinne ſteuern, der ſo gern in guten Tagen uns anwandelt, und der Verdroſſenheit und der Schwermuth vorbeugen, die uns leicht bey übermäſſigen Arbeiten und anhaltenden Leiden überfällt. Der Schiffer, der den Sturm vorherſieht, der Wanderer, der den Regen bemerkt, ehe er eintritt, können beyde ſolche Vorkehrungen treffen, daß ſie ihnen wenig Beſchwerlichkeit verurſachen. So kann der Chriſt auch mancher unordentlichen Gemüthsbewegung, mancher Verirrung vorbeugen, wenn er ſtets auf ſeiner Hut iſt, und die Verſuchungen vorausſieht, die ihm bevorſtehen.

Chor.

Wache! denn hier hat der Chriſt
Noch von allen Seiten,
Was der Seele ſchädlich iſt,
Muthig zu beſtreiten.
Gott läßt zu,
Daß auch du,
Wenn du ſorglos walleſt,
In Verſuchung falleſt.

Die Wachſamkeit, meine Lieben! iſt der Gegenſaz von der Schläfrigkeit und Verdroſſenheit. Denkt euch einmal einen ſchläfrigen und verdroſſenen Menſchen, und ſeinen elenden Zuſtand! Wenn andere arbeiten, ſo ſchläft er und geht müſſig, dadurch wird nach und nach ſein Blut verdickt, ſein Körper wird ſchlaff und entnervt; diejenigen, die ihm gehorchen ſollten, nehmen nicht mehr auf ſeine Vorſchriften Rückſicht, ſondern leben nach ihrem eignen Willen, ſein Vermögen wird da und dort durch habſüchtige Leute beſchädigt, ſeine ganze Haushaltung wird zerrüttet, und er iſt in Gefahr, in die ſchimpflichſte Dürftigkeit zu gerathen. Denkt euch, ſage ich, einen ſolchen Menſchen, ſo habt ihr das Bild eines ſorgloſen, geiſtlich ſchläfrigen, Menſchen, dem die Wachſamkeit über ſich ſelbſt, über andere Menſchen und die Umſtände, unter denen er ſich befindet, mangelt. Es vergeht ihm nach und nach alle Luſt und Kraft etwas Gutes zu thun, es wurzeln ſich bey ihm eine Menge Vorurtheile und unedle Neigungen ein, die Macht ſeiner Lüſte wird von Tage zu Tage ſtärker, er iſt zu ſchwach ihnen zu widerſtehen, ſondern muß ihre Forderungen vollbringen, wenn er auch wüßte, daß ſie ihm äuſſerſt nachtheilig wären; er hängt gänzlich von dem Exempel anderer und andern äuſſerlichen Umſtänden ab; er iſt bald unüberlegt, bald verdroſſen, je nachdem es die Perſonen ſind, mit denen er Umgang hält; jeder glückliche Zufall blähet ihn auf, und jede Widerwärtigkeit ſchlägt ihn zu Boden, kurz, er iſt in Gefahr völlig laſterhaft zu werden, oder, welches einerley iſt, ſeine ganze zeitliche und ewige Glückſeligkeit zu verſcherzen. Und iſt wohl einer unter uns, der dieß zu werden wünſcht?

Iſt, frage ich noch einmal, wohl einer unter uns, der im Ernſt wünſcht laſterhaft und unglücklich zu werden? Kaum kann ich es glauben, daß ein Menſch, deſſen Leidenſchaften ruhen, der des Gebrauchs ſeiner geſunden Vernunft mächtig iſt, einen ſo thörichten Wunſch thun könnte. Wenn ihr es nun nicht wünſcht, wenn ihr ein Verlangen habt, immer vollkommner, in der Herrſchaft über eure Neigungen immer unumſchränkter, für das Gute immer wirkſamer und ſo immer glücklicher zu werden, ſo bitte ich euch nochmals, befleiſſiget euch der Wachſamkeit über euch ſelbſt, über eure Geſellſchafter, und über die Umſtände, unter denen ihr lebt.

Euch, lieben jungen Freunde! bitte ich vorzüglich inſtändigſt, daß ihr immer auf euerer Hut ſeyd. Denn ihr ſeyd noch nicht gar lange auf unſerm Planeten, ihr habt alſo noch nicht hinlängliche Erfahrung, ihr könnt folglich das, was euch gut iſt, ohnmöglich in allen Fällen von dem Schädlichen unterſcheiden; ſolltet ihr alſo nicht eben ſo behutſam jeden Schritt thun, wie ein Fremder, wenn er in einen neuen Welttheil kommt? Ihr werdet von Zeit zu Zeit mancherley ungewohnte Neigungen fühlen, wollt ihr ſie wohl blindlings befolgen? Ihr werdet, bey der groſſen Mannichfaltigkeit von Geſellſchaftern, die ihr um euch habt, macherley Böſes ſehen, wolltet ihr wohl daſſelbe nachthun? Ihr werdet bald Verſuchungen zum Muthwillen, bald zur Verdroſſenheit, bald zu andern Untugenden haben, wollt ihr euch dadurch überwinden laſſen? Wenn ihr, wie ich gewiß hoffe und wünſche, dieß nicht wollet, ſo ſeyd ſtets aufmerkſam und wachſam. Mit dem Anbruch iedes Tages laßt uns eine kluge überlegte Einrichtung unſers Umgangs, unſerer Geſchäfte und Vergnügungen machen, damit unſer ganzer Lebenswandel, nicht durch unſere Leidenſchaften, noch durch Beyſpiele, noch durch die äuſſerlichen Umſtände, ſondern durch unſere aufgeklärte Vernunft beſtimmt werde, und laßt uns Gott bitten, daß er unſere Entſchlieſſungen ſegnen wolle. Den Tag über laßt dieß unſere vorzüglichſte Bemühung ſeyn, daß wir unſere Gedanken ſtets bey uns haben, uns weder durch Geſchäfte, noch Geſellſchaft, noch Vergnügungen, ſo zerſtreuen laſſen, daß wir uns ſelbſt vergäſſen, ſondern vielmehr immer prüfen, was uns gut und ſchädlich ſey. Mit jedes Tages Ende, laßt uns nachdenken, wie wir unſere Entſchlieſſungen befolgt haben. Laßt uns trauern, wenn wir von denſelben abgewichen ſind, laßt uns frölich ſeyn, wenn wir denſelben treu geblieben ſind! Dieß iſt das ſicherſte Mittel, uns ſtets zufriedner, glücklicher, Gott gefälliger, und ſeiner Belohnung würdiger zu machen. Drum rufe ich euch nochmals zu: **Wachet! wachet!**

Chor.

Wachet! Wachet!

Gemeine.

Ach! hilf mir beten, wachen, ringen,
So will ich einſt, wenn ich den Lauf vollbracht,
Dir ewig Dank und Ehre bringen,
Dir, der du alles haſt ſo wohl gemacht!
Dann werd ich heilig, rein, ganz dir geweiht,
Dein Lob verkündigen in Ewigkeit.

Zwölfte Verehrung.

Chor.

Erheb uns zu dir, du, der iſt
Und war, und ſeyn wird, Ewiger!
Du Unerforſchter und Bekannter!
Du aller Himmel Erſtaunen!
Vor dem ſein Knie der Cherub beugt,
Und nieder ſeine Krone wirft.

O du, vor dem bald Sünder weinen,
Bald Lobgeſang zu ſtammeln wagen:
Unendlicher! Unendlicher!

Gemeine.

Es fliehe von uns, was die Welt
Nur angeht, und nicht ewig iſt!
Zu klein ſey hier, im Heiligthume,
Und jeder Erdegedanke!
Hier fühl es unſer Herze ganz,
Daß es im Staub ein Fremdling iſt.
Laß, Herr, zu unſerm Vaterlande
Hinauf die hohe Seele ſteigen!
Hinauf zu Gott! Hinauf zu Gott!

Wären wir doch vermögend, uns ganz von den Banden loszureiſſen, die uns an die Körperwelt feſſeln, und mit dir, Weltſchöpfer, du, alles regierender Geiſt, in die genaueſte Verbindung zu treten, und Zeugen deiner Wirkſamkeit zu ſeyn! Was für einen Anblick würden wir haben! Liebe, Liebe, Liebe, würde allenthalben ſichtbar ſeyn. Wir würden von allen Sternen dir zurufen hören: Lob, Preis und Dank ſey dem, durch den wir da ſind, durch den wir leben, durch den wir ſelig ſind — er iſt die Liebe. Wir würden ſehen, wie aus dir, du Urquell aller Wahrheit, Liebe und Freude, ſich der Strom des Lebens und der Freude durch die ganze Schöpfung auf alles ergieſt, von dem erſten Geiſte an, der zunächſt an deinem Stuhle ſteht, bis auf das unſichtbare Inſekt, das im Staube lebt und ſich freuet. Ehrfurchtsvoll würden wir uns vor dir niederwerfen, dich anbeten und ſagen: Gott! du biſt die Liebe! dein ewiges Geſchäfte iſt ſchaffen, und das, was du geſchaffen haſt, zu erfreuen.

Denn izo ſchon, da wir, durch unſern Leib gefeſſelt, gleichſam in Entfernung von dir gehalten werden, izo fühlen wir ſchon deine Liebe. Jeder Pulsſchlag, jede Bewegung unſers Herzens, jede angenehme Empfindung, erinnert uns daran, und ſagt: Gott iſt die Liebe! Sein liebſtes Geſchäfte iſt ſeine Geſchöpfe zu erfreuen!

Gemeine.

Was ſind wir doch, was haben wir
Auf dieſer ganzen Erd,
Das uns, o Vater! nicht von dir
Allein gegeben werd?

Allgütiger! allein von dir
Fließt alles Heil uns zu:
Geſchöpfe deiner Hand ſind wir,
Und unſer Schuz biſt du!

Und dieſen Gott, der lauter Liebe iſt, durch deſſen Liebe wir leben, empfinden und uns freuen, ſollten wir nicht wieder lieben? Ach meine Brüder! unſere erſte und heiligſte Pflicht, die wir unſerm Schöpfer und uns ſelbſt ſchuldig ſind, iſt, daß wir ihn lieben. So wie Jeſus ſpricht, das vornehmſte und größte Gebot iſt dieß: du ſollt Gott deinen Herrn lieben, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe, und von allen Kräften; das iſt: alle deine Kräfte und Neigungen ſollen dahin gerichtet ſeyn, deine Liebe gegen deines Lebens Vater zu beweiſen. Denn ſind wir dem nicht die größte Liebe ſchuldig, der uns das mehreſte Gute gethan hat? Verlöhre nicht alles übrige Gute, das wir thäten, ſeinen Werth, wenn wir fühllos gegen die Güte des größten Wohlthäters wären? Stellet euch einen Mann vor, der durch die mütterliche Zärtlichkeit erzogen wurde, de, der er ſein Leben, ſeine Geſundheit, das Vermögen zu gehen und zu ſprechen zu verdanken hat; der durch des Vaters Treue, Wachſamkeit und Fleis, ſeine Seelenkräfte brauchen lernte, und eine Menge Kenntniſſe ſich erwarb, durch die er nun im Stande iſt, ſich ſeinen Unterhalt ſelbſt zu verſchaffen, und ſein Glück zu befördern! Stellet euch vor, daß dieſer Mann nun thätig und ordentlich, für anderer Menſchen Wohl beſorgt iſt, daß er die Geſchäfte ſeines Amts pünktlich ausrichtet, gegen ſeinen Nebenmenſchen gefällig iſt, jedem Leidenden, ſo viel er kann, beyſteht, aber bey alle dem ſeine Eltern vernachläſſigt, unbeſorgt, ihnen ſeine Liebe zu erkennen zu geben, nicht zurückdenkt, daß er blos durch ſeiner Eltern Liebe das ſey, was er iſt, ſich ſtellt, als wenn er durch ſich ſelbſt glücklich worden wäre! Würdet ihr dieſen wohl einen guten Menſchen nennen? Würdet ihr nicht denken, der kann nicht gut ſeyn. der nicht einmal ſeine Eltern lieb hat? Alle ſeine Thätigkeit und Menſchenliebe iſt vielleicht weiter nichts, als eine Wirkung ſeines Eigennuzes? Er thut vielleicht nur Gutes, um von andern bemerkt und gelobt und belohnt zu werden?

So iſts auch mit aller Tugend, bey der die Liebe zu Gott fehlt, ſie hat keinen Werth. Paulus, ein Apoſtel Jeſu Chriſti, ſagt mit Recht, und wenn ich alle mein Habe den Armen gäbe, und lieſſe meinen Leib verbrennen und hätte die Liebe nicht, ſo wäre mirs nichts nüze. Denn obgleich Vater und Mutter viel an uns gethan haben, ſo that Gott doch noch mehr an uns. Selbſt Vater und Mutter hat er gemacht, und alles Gute, das wir durch ſie empfiengen, kam eigentlich von ihm her.

Wie viel Leichtſinn, wie viele Fühlloſigkeit gehört dazu, wenn wir dieß nicht erkennen wollten! wenn alles dies nicht vermögend wäre uns zur Gegenliebe zu reizen! Und wenn wir noch ſo viele gut ſcheinende und glänzende Handlungen verrichteten, und könnten doch dem unſere Liebe verſagen, der ununterbrochen uns liebt, und uns wohlthut, würde dieß nicht unſere ganze Tugend verdächtig machen? Würde man uns nicht mit Recht vorwerfen können, wir thäten nur Gutes, um unſern Stolz und andre unedle Neigungen zu befriedigen?

Unſere erſte und heiligſte Pflicht ſey alſo immer dieſe, daß wir dich, du liebevoller Geiſt, lieben, der du uns zuerſt geliebt haſt!

Gemeine.

Sollt ich dich nicht wieder lieben,
Der du mich zuerſt geliebt,
Und, mit mehr als Vatertrieben,
So unendlich mich geliebt,
Könnt ich ruhig hier auf Erden
Ohne deine Liebe, werden?
Ohne ſie, nach dieſer Zeit,
Würdig ſeyn der Seligkeit?

Und wie können wir wohl unſere Liebe zu ihm beweiſen? auf ähnliche Art, wie wir unſern Wohlthätern und Freunden unſere Liebe zu erkennen geben. Wenn wir durch die Güte irgend eines Menſchen gerührt ſind, wenn wir die Ueberzeugung haben, daß er es gut mit uns meyne, iſts nicht wahr, ſo entſteht in uns die Neigung ihm gefällig zu werden? Wir geben uns Mühe zu erfahren, was ihm Vergnügen mache, und das thun wir gerne; wir legen die Fehler ab, die ihm misfallen, und, wenn es uns auch noch ſo viele Mühe koſten ſollte, übernehmen wir gern die beſchwerlichſten Arbeiten, wenn wir nur wiſſen, daß wir ihm dadurch gefällig werden; ja es iſt uns nichts ſo lieb, das wir ihm nicht zum Geſchenk anböten, wenn wir merken, daß es ihm angenehm ſey. Betrachtet ein recht gut geſinntes Kind, und ihr ſeht in ſeinem ganzen Betragen die Liebe des Menſchen gegen Gott abgebildet. Sein Vater iſt ſein alles, ihm zu gefallen iſt ſein heiſſeſter Wunſch. Es wartet nicht auf ſeine Befehle, ſondern es iſt ſelbſt auf alle Mienen und Worte aufmerkſam, um zu erfahren, was ihm gefalle oder misfällig ſey. Es fühlt Luſt, ſich durch allerley lärmende Spiele zu vergnügen, aber gern unterdrückt es dieſe Luſt, ſobald es merkt, daß des lieben Vaters Ruhe dadurch geſtöhrt werde. Kaum bemerkt es, daß es durch Fleis demſelben Vergnügen mache, ſo wendet es alle ſeine Kräfte an, um die kleinen Geſchäfte, die ihm aufgetragen ſind, auszurichten, damit es, bey des Vaters Ankunft, ſeinen

Fleis zeigen und ihm Freude machen könne. Oft iſt es verlegen, wie es ihm ſeine Erkenntlichkeit, für das viele, von ihm empfangene, Gute bezeigen könne, und es iſt ihm nichts ſo ſchäzbar, das es ihm nicht mit Freuden zum Geſchenk anböte. Die beſte Blume, die in ſeinem Garten wächſt, wird für den Vater gebrochen, und es ſchäzt ſich ungemein glücklich, wenn ſie von ihm angenommen, und dieß kleine Geſchenk mit Wohlgefallen betrachtet wird.

So wie nun zu alle dieſem ein gutgeartetes Kind durch ſein eigen Herz getrieben wird, ſo ſagt uns auch unſer eigen Gefühl, wie wir unſere Liebe gegen unſern Gott beweiſen ſollen. Wenn wirklich ſeine Liebe uns gerührt hat, ſo entſteht bald das Verlangen, zu erfahren, was ihm angenehm ſey; wir hören gerne die Lehren Jeſu, den er ſandte, um uns ſeinen Willen kund zu thun; wir denken gern über unſere Beſtimmung nach; wir werden leicht überzeugt, daß des Vaters Wille ſey, daß ſein Kind immer vollkommner, daß ſein Verſtand aufgeklärter, ſeine ſinnlichen Lüſte der Herrſchaft der Vernunft unterworfen ſen werden ſollen; wir gelangen leicht zu der Einſicht, daß es ihm gefalle, wenn wir auf dem Plaze, auf den er uns ſtellte, ſo viel Gutes, als möglich, ſtiften, und in ſeinem Reiche das Trauren mindern, und die Freude vermehren. Und ſo zeigen ſich alle Augenblicke Gelegenheiten, unſere Liebe gegen den Allgütigen auszudrücken. Wir ſtreben nach immer mehrerer Vollkommenheit, brechen gerne jede ſinnliche Luſt, die unſer Gewiſſen verdammt, wenn ſie auch noch ſo heftig wäre, verrichten jedes Geſchäft, das uns obliegt, mit gewiſſenhafter Pünktlichkeit. Ja es iſt uns nichts ſo lieb, das wir nicht hingäben und aufopferten, wenn wir wiſſen, daß dadurch Gutes geſtiftet werde. Und das alles thun wir, nicht aus blos eigennüzigen Abſichten, ſondern alles aus Liebe gegen den, der uns zuerſt liebte, aus redlicher Begierde ihm gefällig zu werden. Seht, das iſt Liebe zu Gott!

Gemeine.

Heil mir! wenn ich es empfinde,
Wie ſo liebenswerth du biſt:

Dann weiß ich, daß Haß der Sünde
In mein Herz gekommen iſt;
Daß auf dein Gebot ich achte,
Und es zu erfüllen trachte.
Heil mir! dann verbirgſt du nicht
Mir dein gnädges Angeſicht.

Nehmt an, meine Lieben! daß einige von euch durch die Wohlthätigkeit irgend eines auswärtigen Menſchenfreundes hier erhalten würden, daß dieſer Menſchenfreund für ihren Unterhalt, ihre Kleidung, ihren Unterricht, ihrer Sitten Bildung, Sorge trüge! Seze ſich ein jeder von euch an dieſe Stelle! was würdet ihr empfinden, wenn ihr an dieſen wohlthätigen Mann dächtet? Iſts nicht wahr, Liebe? Iſts nicht wahr, ihr würdet wünſchen eine Gelegenheit zu finden ihm eure Liebe zu beweiſen? Wenn denn einmal der Sohn dieſes wohlthätigen Mannes hierher zu uns käme, und ihr ſähet ihn, erführt, er ſey der Sohn des Mannes, dem ihr euer Glück verdanken müßtet — was würdet ihr thun? ach! ich weiß ihr würdet mit ofnen Armen ihm entgegen eilen, ihn an eure Bruſt drücken, und ihm gern die Liebe beweiſen, die ihr ſo gern gegen ſeinen Vater erwieſen hättet. Ihr würdet ihm gern Freude machen, ihr würdet ihn tröſten, wenn er traurig wäre, ihr würdet ihn zurechte weiſen, wenn er ſich verirrt hätte, ihr würdet ihm Erinnerung geben, wenn er fehlte; um des Vaters willen würdet ihr mit ſeinen Fehlern Geduld haben.

Ich hoffe, meine Lieben! daß ihr verſteht, was ich mit dieſem Bilde ſagen will. Gott, der liebevolle Geiſt, hat uns ſo viele Proben ſeiner Liebe gegeben, daß wir alle, bey Betrachtung derſelben, verlegen ſeyn müſſen, wie wir unſere Gegenliebe beweiſen wollen, daß wir billig fragen, wie ſoll ich dem Herrn vergelten alle ſeine Wohlthat, die er an mir thut? Wir ſind nie im Stande, ihm eine eigentliche Vergeltung zu geben. Er iſt viel zu groß und ſelig, als daß ſeine Gröſſe und Seligkeit durch uns einen Zuſaz bekommen könnte. Aber er hat Kinder, viele Kinder, ſie ſind um und neben uns, jeder Menſch iſt ſein Kind; jeder Menſch iſt ein Kind des Vaters, durch deſſen Liebe ich lebe, und empfinde und glücklich bin. So iſt ja alſo der Anblick eines jeden Menſchen eine Aufforderung, meine Liebe gegen meinen groſſen Wohlthäter zu beweiſen. Wenn ich durch meine Gefälligkeit ſeine Arbeiten erleichtere, ſeine trübe Seele aufheitere, in ſeinen Sorgen meinen guten Rath ihm mittheile, ſeine Dürftigkeit durch meine Mildthätigkeit lindere, wenn er irret ihn zurecht weiſe, wenn er mich beleidigt, um des Vaters willen ihn ſanftmüthig behandle, ſo iſt dieß lauter Liebe, die ich meinem wohlthätigen Gotte in ſeinen Kindern beweiſe. So dringt uns die herzliche zu Gott, Liebe gegen alle Menſchen zu beweiſen, ſie iſt in unſerm ganzen Betragen gegen unſere Brüder ſichtbar, und Johannes, der Liebling Jeſu, ſagt daher: **dieß Gebot haben wir von ihm, daß, wer Gott liebt, daß der auch ſeinen Bruder liebe.**

Gemeine.

Dieß ſey mein Gottesdienſt!
Auch unbemerkt von ihnen,
Muß andern ſtets mein Herz
Mit Rath und Hülfe dienen.

Mich treibe nicht erſt Dank
Zu milder Wohlthat an;
Nein, was ich Brüdern thu,
Das ſey dir, Gott, gethan.

Oft klagt das menſchliche Herz, daß es ſchwer ſey den Weg zu wandeln, den Gott uns vorgezeichnet hat; es klagt, wie mühſam es ſey, ſeine Leidenſchaften zu beherrſchen, eingewurzelte Fehler abzulegen, die Geſchäfte ſeines Berufs abzuwarten, und die Pflichten zu erfüllen, die es andern Menſchen ſchuldig iſt. Aber iſt einem Kinde, das ſeinen Vater recht lieb hat, wohl irgend etwas zu ſchwer, wodurch es dem Vater gefällig wird? wird nicht jeder Kampf gegen ſeine Neigungen, jede Anſtrengung ſeiner Kraft, jeder Aufwand, den es macht, ihm Vergnügen verurſachen, wenn es bedenkt, daß es dadurch dem Vater gefällig werde? Und was iſts, das alle dieſe Bemühungen dem guten Kinde ſo leichte macht? Die Liebe zum Vater. Lieben iſt allemal etwas angenehmes, und ſeine Liebe zu beweiſen ein Vergnügen. Wenn alſo die Liebe zu Gott unſre Herzen durchwärmt hat, ſo wird uns alles leicht werden. Der ſchwere Kampf mit unſern Lüſten, die mühſamen Geſchäfte, zu denen unſer Stand uns verbindet, die oft ſehr beſchwerlichen Bemühungen, die wir zum Beſten unſerer Brüder übernehmen, alles dieß wird unſere Freude ſeyn, wenn wir immer uns dabey erinnern, hierdurch beweiſe ich meine Liebe zu Gott, hierdurch trage ich etwas bey, meines groſſen Wohlthäters Abſichten befördern zu helfen, ſeiner Kinder Glück zu gründen, und deswegen ſagt Johannes: **Jeſu Gebote ſind nicht ſchwer.** Denn wenn wir das erſte ſeiner Gebote erfüllen, wenn herzliche Liebe zu Gott in unſern Herzen wohnt, ſo iſt alles übrige uns leicht.

Gemeine.

Wer dich, Gott, liebt, hält dein Gebot,
Ihm iſt es keine Laſt:
Hilf, daß aus Lieb ich thu, o Gott!
Was du befohlen haſt!

Weil denn nun die Liebe Gottes ſo unausſpechlich groß iſt, daß alles, was ich bin und habe, ſeiner Liebe Wirkung iſt, ſo bin ich dadurch ſo gerührt, daß ich den Entſchluß gefaßt habe, ihm izo auf Lebenslang meine herzliche Gegenliebe zu geloben. Wer durch ſeine Liebe eben ſo gerührt iſt, der nehme an dieſer Entſchlieſſung Theil!

(Hier ſteht die Verſammlung auf.)

Gott, du liebevoller Geiſt! von dem wir alle herſtammen, von dem alle Freude entſpringt, die wir hier genieſſen, wir ſind durch deine Liebe alle gerührt, und geloben dir izo Gegenliebe! Du ſollſt uns das Liebſte und Beſte ſeyn! Dir zu gefallen, wollen wir alle unſere Kräfte anwenden. Wir wollen darnach ſtreben, unſere Geſinnung immer liebreicher, gefälliger zu machen, jeder unedeln Neigung zu ſteuren. Aus Liebe zu dir wollen wir gern tragen die Widerwärtigkeiten dieſes Lebens, die deine Weisheit über uns verhängt. Wir geloben dir, daß wir die Liebe, die du uns erzeigt haſt, deinen Kindern wieder vergelten, in ihren Leiden ihnen beyſtehen, und keine Gelegenheit verſäumen wollen, wo wir ſie erfreuen können. Laß dieſe unſere Entſchlieſſung dir wohlgefallen!

Gemeine.

Gemeine.

Dieß alles, obs für ſchlecht gleich iſt zu achten,
Wirſt du doch, mein Erbarmer, nicht verachten;
Du wirſt dieß Opfer gnädig von mir nehmen,
Mich nicht beſchämen!

Wirſt du, Gott der Liebe, uns einſt eine Stufe höher ſtellen; wirſt du uns für würdig erklären, den Ort der Belohnung zu beziehen, wo deine Liebe in ihrer ganzen Herrlichkeit ſich offenbaret, dann wollen wir unſere Liebe und unſern Dank dir weit thätiger beweiſen.

Gemeine.

Empfang ich dann dereinſt, vor deinem Throne,
Aus deiner Hand der Ueberwinder Krone:
So ſoll dich ewig, unter Engel Chören,
Mein Loblied ehren!

Dreyzehnte Verehrung.

Der Herr ſey mit euch!

Gemeine.

Der Herr ſey mit uns!

Erhebt eure Herzen zum Herrn!

Gemeine

Wir haben ſie erhoben zum Herrn.

So laßt uns beten:

(Hier ſteht die Verſammlung auf.)

Aller Augen warten auf dich Herr! und du giebſt ihnen ihre Speiſe zu ſeiner Zeit. Du thuſt deine milde Hand auf und ſättigſt alles, was lebt, mit Wohlgefallen. Alles, was in deinem unermäßlichen Reiche lebt, wird durch dich ernährt und empfängt von dir das Maas von Glückſeligkeit, deſſen es fähig iſt. Darum haben wir zu dir Herr, unſer Vater, das Vertrauen, du werdeſt auch unſere Schickſale ſtets ſo mit einander verbinden, daß wir jeden Tag finden werden, was zu unſerm Heil nöthig iſt, daß auch wir in deiner Schöpfung, wo alles vom Jubel und Freude ertönt, ein frohes Leben führen können. Dieß Vertrauen zu dir erhalte uns, und laß es in gegenwärtiger Stunde geſtärkt werden, damit der ängſtliche Zweifel an deiner Vorſehung, die zagende Kleinmuth und die bängliche Sorge um die Zukunft, von uns ewig entfernt bleibe! Amen! Amen!

Chor.

Amen! Amen!

Gemeine.

Amen! Amen!

Wenn zagende Kleinmuth, wenn bängliche Sorge um die Zukunft von uns entfernt bleiben ſoll, ſo iſt es ſchlechterdings nöthig, daß wir zu Gott, der unſer Schickſal beſtimmt, und der über die Zukunft herrſcht, Zutrauen haben. Wie iſts möglich, daß man Muth haben, daß man unbeſorgt ſeyn kann, ſo lange man in dem ſchrecklichen Wahne ſteht, daß der Allmächtige ſich entweder gar nicht um uns bekümmere, oder ſein Vergnügen darinne finde, uns zu ängſtigen und zu plagen? Es iſt daher eine der wichtigſten

Regeln, die uns einer der Freunde Jeſu, in folgenden Ausdrücken gegeben hat: **werft euer Vertrauen nicht hinweg, welches eine groſſe Belohnung hat**! Und ich will ſie dir daher izo, geliebte Verſammlung! empfehlen, als ein ſicheres Mittel, dein Gemüth gegen ängſtliche Kleinmuth und bange Sorgen zu ſchüzen, und über die trübſten Tage deines Lebens eine beſtändige Heiterkeit zu verbreiten.

Das Zutrauen kann man freylich zu Gott nicht haben, daß er alles geben werde, was unſere eiteln, ſinnlichen, Wünſche begehren, oder daß er uns für jeder unangenehmen Empfindung ſchüzen werde: denn das, wornach unſere Begierden am heftigſten ſtreben, iſt uns oft eben ſo ſchädlich, wie das ſchneidende Inſtrument, um welches das unerfahrne Kind die zärtliche Mutter bittet. Konnte die Befriedigung ſolcher thörichten Wünſche wohl mit Gottes Güte beſtehen? Der Schmerz hingegen und die Widerwärtigkeit ſind insgemein die wirkſamſten Mittel, unſere Kräfte zu üben und edele Geſinnungen in uns zu erzeugen. Wollte Gott dieſe von uns entfernen,

nen, würde er nicht eben ſo lieblos handeln, als ein übel unterrichteter Vater, der ſeine Kinder durch Verzärtelung an Leib und Seele ſchwächt, und ſie ſo auf lebenslang unglücklich macht?

Aber das Zutrauen kannſt du, geliebte Verſammlung, zu ihm haben, daß er dir ſtets das Schickſal beſtimmen werde, das für dich das beſte iſt, daß er dir immer ein ſo groſſes Maas von Freuden zumeſſen werde, als dir dienlich iſt, daß er alles von dir entfernen werde, was dich wirklich elend macht.

Mein Vater! was du über mich beſchloſſen haſt, iſt mir ganz unbekannt, aber das weis ich, daß du mir allezeit das geben werdeſt, was für mich das Beſte iſt — dieß iſt die Sprache des rechten Vertrauens zu Gott.

Gemeine.

Ich traue deiner Gnade,
Die mich, auf deinem Pfade,
Vor allem Uebel ſchüzt.
Leb ich nach deinen Säzen,
So wird mich nichts verlezen,
Nichts fehlen, was mir wirklich nüzt.

Denn warum ſollten wir zu Gott nicht dieß Vertrauen haben? Iſt er nicht lauter Liebe und Wohlwollen? Zeugen nicht alle ſeine Werke davon? Wenn er ſeine Sonne in ihrer Pracht heraufführt, was hat er dabey zur Abſicht? nichts anders als Freude über alles, was auf unſerm Planeten webt, auszugieſſen. Wenn er alle Kräfte der Natur anſpannt, um Pflanzen, Blumen und Früchte, hervorzubringen, wenn er durch des Sommers Hize die Früchte des Baums und des Weinſtocks ſo zubereitet, daß ſie im Herbſte genießbar ſind, warum thut er dieß alles? Alles thut er, um das Vergnügen ſeiner lebenden Geſchöpfe zu befördern.

Mit eben der Vaterliebe, mit welcher er ganze Planeten umfaßt, umfaßt er auch jeden Wurm, der auf demſelben webt: umfaßt er auch uns. Denn unſere Lebensgeſchichte ſelbſt, iſt Geſchichte der göttlichen Liebe, jeder unſerer Tage, jedes unſerer Schickſale zeugt davon. Wir waren Nichts, und ſeine Liebe gab uns das Leben, ertheilte uns Empfänglichkeit gegen Millionen Vergnügungen, und gab uns das Vermögen, die Summe unſerer Freuden immer mehr zu vergröſſern. Betrachte o Menſch deine Augen, die Werkzeuge deines Gehörs, deines Geruchs, Geſchmacks und deiner Empfindung, berechne, wenn du kannſt, die Summe von Vergnügungen, die durch dieſelben dir zugeſtrömt ſind, und bekenne es, daß du der Gegenſtand der göttlichen Fürſorge und Liebe biſt. Wie viele Kraft liegt in deinem Verſtande, und in deiner rechten Hand, wie vieles kannſt du damit möglich machen, wie mächtig damit um dich wirken! Und war es nicht dein Schöpfer, der dieſe Kräfte in dich legte? Bey allen Widerwärtigkeiten, die dich trafen, ſpürteſt du nicht allemal ſeine unſichtbare Hand, die dich rettete und deine Thränen abtrocknete? Die Menge von Beſorgniſſen, mit welchen deine Seele oft beunruhigt wurde, ſind ſie nicht durch ihn faſt alle vereitelt worden?

Und du ſollteſt nicht Zutrauen zu dieſem wohlwollenden Geiſte haben? Du wollteſt zweifeln, ob er es auch redlich mit dir meyne, nachdem er dir ſo viele Beweiſe ſeiner Liebe und Fürſorge gegeben hat?

Chor.

Chor.

Er liebt dich mehr, als du verſtehſt;
Iſt, Seele, dir nicht fern,
Und eilt zu helfen eh du flehſt.
Vertraue gern dem Herrn!

Wer wollte zu Gott nicht Zutrauen haben! Bey den gröſten Verwirrungen, auch dann, wann man am Rande der Verzweiflung zu ſeyn glaubt, muß er noch Mittel zu unſerer Rettung finden, muß er das finden können, was für uns das Beſte iſt. Alle ſeine Werke zeugen ja von ſeiner Weisheit. Von ihm rührt ja alle Schönheit, Harmonie und Ordnung her. Die Geſeze, nach welchen aus dem Moder die Blume entſpringt, aus der Verweſung der Baum auffſteigt, und aus der furchtbaren Wetterwolke Segen auf die lechzenden Gefilde gegoſſen wird, ſind ſeine Geſeze. Sollte der, der einen ſo groſſen Plan entwarf, nach welchem das Daſeyn und das Vergnügen ſo unzählbarer Geſchöpfe befördert wird, nicht auch Mittel haben, die kleinen flüchtigen Freuden uns zu verſchaffen, die zu unſerer Zufriedenheit erforderlich ſind? Wie viel guten Rath kann ein einziger weiſer Mann geben, was für vortrefliche Vorſchläge ertheilen, die größten Verwirrungen zu endigen, was für Zutrauen kann er ſich dadurch erwerben! Und wir ſollten nicht Zutrauen zu Gott haben, der aller Weiſen Schöpfer iſt? Iſt er es nicht der unſern Körper bauete, und jeden unſichtbaren, uns ſelbſt unbekannten, Nerven bildete? Schuf er nicht unſern Geiſt und gab ihm für Schmerz und für Vergnügen Empfänglichkeit? Wo iſt alſo einer in der ganzen weiten Welt, der beſſer beſtimmen könnte, was uns ſchädlich oder zuträglich ſey, was unſer Glück befördere, oder zerſtöre, als er, deſſen Werk wir ſind?

Wer wollte Gott nicht vertrauen! Seine Liebe iſt ja nicht ohnmächtige Neigung, ſie iſt wirkſam, ſie iſt allmächtig, und bringt alle ihre Wünſche zu Stande. Denn alle Naturkräfte ſind ihm unterthan. Nach ſeinem Willen bewegt ſich jeder Planet, ſowohl als das Herz, das in unſrer Bruſt ſchlägt; der Donner und Sturm befolgen ſeinen Wink, ſo wie jeder unſrer Pulsſchläge; und die Wirkſamkeit des mächtigſten

Geiſtes hängt von ihm eben ſowohl ab, als das Weben des geringſten Wurms. Und zu ihm ſollten wir nicht das Vertrauen haben, daß er uns immer geben könne, was uns das Beſte iſt? Iſt wohl etwas zu groß, das der Welten Herr nicht zu verſchaffen im Stande wäre? Oder iſt ein Zuſtand ſo ſchrecklich, aus welchem er nicht retten könnte, der, dem kein Ding unmöglich iſt? Müſſen nicht alle Naturkräfte zum Beſten derer wirkſam ſeyn, denen der Herr der Natur gnädig iſt?

Chor.

Schau über dich, wer trägt der Himmel Heere?
Merk auf! wer ſpricht, bis hieher! zu dem Meere?
Iſt er nicht auch dein Helfer und Berather,
Ewig dein Vater?

Möchte doch, meine Lieben! dieß feſte Vertrauen zu Gott ſtets in unſerer Seele lebendig ſeyn! Möchte doch ſtets der Glaube: der Weiſe und Allmächtige — mein mich liebender Vater, beſorgt mein Glück, und giebt mir ſtets, was für mich das Beſte iſt, wie ein wohlthätiges Licht in unſrer Seele leuchten, ſo würden wir alle die groſſe Belohnung bekommen, die denen verheiſſen iſt, die Gott vertrauen.

So wie die Frühlingsſonne alles, was erſtorben ſchien, belebt, und alles, was trauerte, frölich macht, ſo giebt dieß Vertrauen jedem, der verdroſſen und kleinmüthig war, neuen Muth und Kraft, die mühſamſten und beſchwerlichſten Geſchäfte zu übernehmen und zu vollenden. Wenn die Verſuche, ſich ſelbſt immer vollkommner, und Gott, von dem er entſprungen iſt, ähnlicher zu machen, oft fehl ſchlagen, wenn die Wurzeln böſer Gewohnheiten, an deren Ausrottung er ſchon viele Jahre arbeitete, immer neue Keime treiben, wenn vielmal bekämpfte und beſiegte Leidenſchaften immer von neuem ſich regen, wenn der kleinmüthige Gedanke bey ihm erwacht, es ſey unmöglich beſſer zu werden, was iſts, das ihm Muth geben kann, ſeine Kräfte nochmals anzuwenden, um auf der ſteilen Bahn der Tugend, die zu Gott und zur Freude führt, weiter zu ſchreiten? allein das Vertrauen, daß Gott ſeine Bemühung ſegnen, und zur Erreichung des hohen Ziels, das er ſich vorgeſezt hat, beförderlich ſeyn werde.

Dieß Vertrauen beweiſt ſich auch bey allen übrigen Geſchäften wirkſam. Wer immer mit Rückſicht auf Gottes Willen handelt, und alſo nichts unternimmt, wovon er nicht überzeugt iſt, daß es gut und dem Willen ſeines Gottes gemäs ſey, der wird auch mit Freudigkeit jedes Werk angreifen, und mit unbeweglichem Muthe den ſchwerſten Unternehmungen ſich unterziehen. Gott wird mir helfen, das iſt ſein Glaube, und durch dieſen macht er alles möglich. Ihn ſchrecken nicht zurück die Schwierigkeiten, die ſich von allen Seiten finden, nicht der Widerſtand, der ihm aufſtößt. Mit Gotteshülfe hoft er alles zu überwinden. Er fürchtet nicht den ohngefähren Zufall, der oft die weiſeſten Entwürfe vereitelt, denn er glaubt, daß dieſer von Gott abhänge. Wo der feigherzig zurückweicht, der auf das Vergängliche bauete, ſteht der noch unbeweglich und handelt fort, der auf den Allmächtigen ſeine Hofnung ſezt. Der Landmann durchbricht den Boden, den anhaltende Dürrung zum Felſen gemacht hatte, wirft ſeinen Saamen hinein, richtet ſein Auge gen Himmel, und erwartet von daher Segen. Der Held, der fürs Vaterland ſtreitet, wenn unter ihm die Erde bebt, und der Feinde Heer von allen Seiten auf ihn losdrängt, ſteht, wie ein Fels unbeweglich, durch das Vertrauen auf den Schuz der Allmacht geſtärkt.

Wenn alſo, meine Lieben, ihr euch ſelbſt liebt, wenn ihr wünſcht bey euren Geſchäften die nöthige Kraft und Munterkeit zu erhalten, ſo werft dieß Vertrauen nicht hinweg, das eine ſo groſſe Belohnung hat.

Gemeine.

Herr, du biſt meine Zuverſicht!
Auf dich hoft meine Seele.
Du weiſt, was meinem Glück gebricht,
Wenn ich mich ſorgend quäle.
Wer wollte ſich
Nicht ganz auf dich,
Allmächtiger, verlaſſen,
Und ſich im Kummer faſſen?

So wie ein Menſch, der weite Reiſen thut, ſehr oft in ſchreckliche Lagen kommt, aus denen er ſich nicht zu helfen weis, einmal ſich im dicken Wald verirrt, wo ſchwarze Nacht ihn überfällt, und das Heulen der wilden Thiere ihm Entſezen einjagt; ein andermal auf dem Meere durch des Sturms Gewalt umhergetrieben, und von einem Abgrund zum andern geworfen wird, ſo ſtoſſen dem der nach der Ewigkeit reiſt, oft ſolche Verlegenheit auf, wo ſeine Einſichten ihn verlaſſen. Und es wird nicht leicht ein erwachsner Menſch leben, der nicht ſchon einigemal am Rande der Verzweiflung geſtanden hätte. Wenn die brennendſten Wünſche vereitelt werden, wenn langwieriger Schmerz unſere Nerven peinigt, wenn man unter der bitterſten Dürftigkeit ſeine ſchönſten Lebenstage verſeufzen muß, wenn Menſchen ſich finden, die ihr Vergnügen darinne ſuchen, uns zu kränken, und die, die wir für unſere Freunde hielten, kaltſinnige Zuſchauer unſerer Leiden ſind, dann iſt man ſehr zur Muthloſigkeit geneigt, dann fängt man leicht an, die Welt als eine Hölle zu betrachten, und voller Verzweiflung den Ausgang aus derſelben zu ſuchen.

Aber in ſolchen ſchrecklichen Lagen beweiſt auch das Zutrauen zu Gott ſeine größte Wirkſamkeit. Was zagſt du Kleinmüthiger? ruft es uns zu; weißt du nicht, daß dein Schickſal von dem Gott komme, deſſen Liebe und Sorge für dich du von Jugend auf erfahren haſt? Würde er dieſe Leiden wohl zulaſſen, wenn er nicht wüßte, daß ſie dir dienlich wären? Kann er, der Allmächtige, nicht ſchon mit dem Anbruche des morgenden Tags dich retten? Sey getroſt und unverzagt und harre des Herrn! Bald wirſt du ſeine Hülfe erfahren, bald, bald, wirſt du erkennen, wie gut er es mit dir gemeynt habe. Durch dieſen Zuſpruch geſtärkt, erhält der, der ihm Gehör giebt, ſeinen Muth und Heiterkeit auch da, wo alles verzweifelt, was nicht auf den Schöpfer, ſondern auf das Geſchöpf ſeine Hofnung ſezte.

Gemeine.

Ich bin getroſt, wenn um mich her
Sich Ungewitter ſammeln.
Gott hilft, wenn Chriſten, freudenleer,
Zu ihm um Hülfe ſtammeln!

Die Zeit der Quaal,
Der Thränen Zahl
Zählt er; er wägt die Schmerzen,
Und nimmt ſie von dem Herzen.

Der Menſch iſt einer ſehr empfindlichen Art von Leiden ausgeſezt, die allen ſeinen ſichtbaren Mitgeſchöpfen unbekannt iſt. Dieß ſind die Sorgen für die Zukunft. Wenn alle Thiere ihr Wohlſeyn fühlen, ſo wird der Menſch dadurch geängſtigt. Der Geſunde zittert vor der künftigen Krankheit, der Satte vor dem bevorſtehenden Hunger, der im Schooſe der Ruhe ſizt, ängſtigt ſich wegen der Verfolgungen und der Unglücksfälle, die er beſorgt. So kommen die mehreſten Menſchen um ihr Leben und um ihre Freuden, ohne ſie zu genieſſen, denn in alle ihre Freuden miſchen ſich bängliche Vorſtellungen von der Zukunft, die das Herz zur Freude unfähig machen. Nur Vertrauen auf Gott kann gegen dieſe Art der Leiden uns ſchüzen — Es ſpricht Troſt in unſer Herz, vor dem keine bange Sorge aufkommen kann. Was zagſt du, ſagt es, wegen der Zukunft? Weiſt du nicht, daß der Gott, der dich im Mutterleibe bereitete, der deine Thränen erhörte, die du in der Wiege weinteſt, der bishieher ſo gut dich geleitet hat, über die Zukunft herrſche? Hat er nicht für jeden deiner vorigen Lebenstage dir Freude bereitet? Hat er dich nicht aus den ſchrecklichſten Lagen befreyet? Haſt du nicht immer bekennen müſſen, daß er alles wohlgemacht habe? Wie kannſt du doch glauben, daß er nun ſeine Geſinnung gegen dich ändern werde? daß er dich, wenn du ihn viele Jahre geliebt und verehrt haſt, weniger lieben werde, als er dich liebte, da du noch unter deiner Mutter Herzen lagſt und ihn nicht kannteſt? Wirf alle deine Sorge auf ihn, denn er ſorgt gewiß für dich.

Gemeine.

Drum will ich mich dir überlaſſen,
Mit allem, was ich hab und bin.
Ich werfe, was ich nicht kann faſſen,
Auf dich, den Gott der Liebe, hin:
Der Ausgang zeigt doch immerdar,
Daß ſtets dein Rath von Güte war.

Nun, du guter Vater, der du uns alle von unſrer Kindheit an ſo gut geleitet haſt, daß wir deine Weisheit und Vaterliebe haben bewundern und preiſen müſſen, bewahre uns auch künftig bey unſern Geſchäften und Leiden vor Muthloſigkeit.

Gemeine.

Vater! Vater! ſteh uns bey,
Und laß uns nicht verzagen!

Bewahre uns vor allzugroſſen Widerwärtigkeiten, die unſre Kräfte überſteigen, und unſern Muth niederſchlagen könnten, und ſtärke uns diejenigen Laſten zu tragen, die du nach deiner Weisheit uns auflegen wirſt.

Gemeine.

Mach uns ſchwerer Laſten frey;
Sonſt ſtärk uns, ſie zu tragen!

Gott unſer Vater! erhalte in uns ſtets den Glauben, daß deine Huld über uns wache, daß deine Macht für unſer Beſtes wirkſam ſey, und daß alle unſere verworrenen Schickſale ſich in jener Welt zu unſerm Vergnügen entwickeln werden.

Gemeine.

Gemeine.

Gieb dem Glauben Licht und Kraft,
Auf deine Huld zu bauen,
Auf deine Macht zu trauen,
In jene Welt zu ſchauen.

Dann wollen wir getroſt den Weg fortſezen, den wir hier noch zu wandeln haben. Sey er auch immer ſteil und mit Beſchwerde verknüpft! mögen uns auch immerhin noch die ſchrecklichſten Stürme bevorſtehen! Im Vertrauen auf dich wollen wir alles überwinden. Bald erreichen wir unſers Weges Ende, und danken dir in der Geſellſchaft vollendeter Geiſter, daß du uns ſo gut, ſo väterlich, geleitet haſt.

Gemeine.

Steil ſey hier des Pilgers Bahn!
Hier mögen Wetter toben!
Das Vaterland iſt droben,
Wo ſelig wir dich loben!
Bald ſind wir die Höh hinan
Und ſingen dir, Gott, ewig Dank.

Vierzehnte Verehrung.

Gott, unſer Vater, der du die Liebe ſelber biſt, und bey deiner ganzen Regierung nichts anders zur Abſicht haſt, als deine Geſchöpfe, vorzüglich deine Menſchen, zu erfreuen; laß, da ich izo von der Liebe und ihrer Vortreflichkeit reden will, den Geiſt der Liebe auf mir ruhn, damit ich nach deinem Willen Geſinnungen der Liebe, in allen, die mich hören, erwecken möge!

Gemeine.

Du Geiſt des Friedens, ſenke dich
In unſre Herzen kräftiglich,
Gieb uns der Freundſchaft Triebe!
Daß unſer Herz, mit wahrer Treu,
Dem Nächſten ſtets verbunden ſey,
Und ſich darinne übe.
Kein Neid,
Kein Streit
Uns betrübe!

Reine

Meine Liebe
Wollſt du geben;
Sanft = und Langmuth auch daneben.

Und du, unſer Erlöſer, der du, während deines Aufenthalts auf Erden, ſtets arbeiteteſt, um Menſchenglück zu befördern, mit bewunderns-würdiger Langmuth die Schwachheiten und Uebereilungen deiner Feinde trugſt, und jede Gelegenheit gern nutzteſt, wo du anderer Kummer lindern und ſie erfreuen konnteſt, dein Vorbild ſchwebe uns ſtets vor Augen, und reize uns zur Nachahmung, daß wir nicht nur von dir den Namen führen, ſondern auch durch gegenſeitige Duldung und Gefälligkeit, beweiſen mögen, daß wir deine Nachfolger ſind, du Muſter der Menſchenliebe!

Gemeine.

Herr, laß in unſrer Pilgrimſchaft
Uns auf dein Vorbild ſehen!
Erfülle uns mit Luſt und Kraft,
Dem Nächſten beyzuſtehen;
Betrübter Menſchen Troſt zu ſeyn,
Uns mit den Frölichen zu freun,
Mit Weinenden zu klagen.

Und dem, der uns ſein Herz vertraut,
Die Redlichkeit, auf die er baut,
Nicht treulos zu verſagen.

Die gegenwärtige Stunde wollen wir, geliebte Verſammlung, dazu anwenden, daß wir einander zur Menſchenliebe, dieſer vortreflichen Tugend, ermuntern, die uns ſelbſt ſo liebenswürdig, und den Umgang mit Menſchen zum Himmel macht.

Insgemein ſchreibt man demjenigen Menſchenliebe zu, der durch groſſe, in die Augen fallende und Bewunderung erregende, Handlungen, das Glück der Menſchen befördert. Wer eine groſſe Geldſumme zu Unterſtüzung der Armen anwendet, heißt ein Menſchenfreund. Auf dieſe Art wird der ehrwürdige Name der Menſchenliebe ſehr oft gemisbraucht. Denn iſt es denn ſchon erwieſen, daß derjenige, der öffentlich Gutes thut, durch Liebe dazu bewogen wurde? Kann ſeine Wohlthätigkeit nicht vielleicht aus der Begierde, unter den Menſchen Aufſehen zu machen, entſpringen? Und wenn der nur Menſchenliebe beſizen ſoll, der groſſe, in die Augen fallende, Handlungen verrichten kann, wäre wohl derjenige der Menſchenliebe noch fähig, der ein ſehr eingeſchränktes Vermögen, und ſehr eingeſchränkte Kräfte hat? Die Menſchenliebe iſt eine ſolche Tugend, die von allen Menſchen gefordert wird, deren alſo alle Menſchen, auch der arme, kranke Mann, der auf einem elenden Lager liegt, fähig ſeyn müſſen.

Und ſo iſt die Menſchenliebe beſchaffen, die uns Chriſtus und ſeine Apoſtel geprediget haben. Paulus, einer der erſten Apoſtel Jeſu, beſchreibt ſie uns mit folgenden Worten: Die Liebe iſt langmüthig und gefällig. Sie iſt langmüthig, d. i. ſie läßt ſich nicht leicht zum Zorn reizen. Eine vortrefliche Eigenſchaft, die ein jeder erlangen kann, nach der wir alle ſtreben müſſen, wenn wir uns der Menſchenliebe rühmen wollen. Wenn freylich andere, mit dem Vorſaze uns zu kränken und zu ſchaden, uns allerhand Beleidigungen zufügen, ſo iſt es eben ſo ſchwer, den Zorn ganz zurückzuhalten, als es unmöglich iſt nichts zu fühlen, wenn man ſtark geſchlagen wird. Und wir können unſere Liebe alsdenn nur dadurch beweiſen, daß wir unſern Zorn zu mäſigen ſuchen.

Aber wir befinden uns oft in ſolchen Lagen, wo wir ſehr geneigt ſind, uns zu erzürnen über ganz unſchuldige Handlungen unſeres Geſellſchafter, und ihnen unfreundlich zu begegnen, wenn ſie auch gar nicht die Abſicht hatten uns zu beleidigen. Wenn unſer Körper kränklich iſt, wenn ſeine Nerven zu ſehr herabgeſpannet ſind, oder wenn unſer Eingeweide geſchwächt iſt, oder unſer Blut zu viele Schärfe oder Zähigkeit hat, ſo befinden wir uns nicht wohl. Aber anſtatt den Grund unſers Uebelbefindens in uns ſelbſt zu ſuchen, ſo ſuchen wir ihn gern in denen die um uns ſind. So wie einem kränklichen Menſchen alle Speiſen ekelhaft und bitter ſind, und er leicht auf den Wahn kömmt, als wenn die Urſache von ihrem unangenehmen Geſchmack in der ſchlechten Zubereitung derſelben läge, ſo iſt ihm auch das ganze Betragen ſeiner Mitgeſellſchaft ärgerlich. Ihre Frölichkeit, ihr Scherz, das geringſte Verſehen das ſie begehen, reizt ihn zum Unwillen, ſie kommen ihm, als ungeſittete, unüberlegte, unruhige, Menſchen vor, er wirft auf ſie ſchreckliche Blicke, und erlaubt ſich gegen ſie bittere und kränkende Ausdrucke.

Wann wir mit allzuvielen Geſchäften überladen ſind, ſo, daß unſere ganze Aufmerkſamkeit darauf gerichtet iſt, ſo kann die geringſte Störung uns in heftigen Affect bringen. Der Beſuch eines Freundes, ein kleines Geräuſch, das um uns entſteht, eine Frage, die uns zur Beantwortung vorgelegt wird, kann uns leicht zur Unfreundlichkeit und heftigen Ausdrücken verleiten. Oder wenn uns irgend ein Verdruß begegnet iſt, wenn ein ſüſſer Wunſch fehlſchlug, oder eine bittere Kränkung uns zugefügt wurde, ſo iſt die ganze Seele unmuthig, und findet Erleichterung, ihren Unmuth auszuſchütten, und ihn andern fühlen zu laſſen. Sie ſucht daher allerley Vorwand, um irgend einen Menſchen zu finden, den ſie anfallen und mishandeln kann.

Und wehe dann dem, der ihr nahe kommt! Von der nichts bedeutentſten Kleinigkeit wird ſie Gelegenheit nehmen, ihm die ſchrecklichſten Vorwürfe zu machen.

Iſt das nun wohl Menſchenliebe? Wenn ich durch meine Unfreundlichkeit, durch meine Bitterkeit, durch meine Heftigkeit, unſchuldige Menſchen kränke, die mich nie beleidigten, die vielleicht gerade diejenigen ſind, die mir die mehreſte Freude gemacht haben? wenn ich deswegen, daß ich ſchwächlich bin, viele Arbeit habe, oder unmuthig bin, ſie mishandeln, und ſie dahin bringen will, daß ſie, die Unſchuldigen, über mich zu Gott ſeufzen, und ſtille Thränen fallen laſſen? kann ich mich da der Menſchenliebe rühmen?

Gewiß ein jeder muß fühlen, daß eine ſolche Kränkung, eine ſo unverdiente Kränkung, der Freunde ganz gegen die Menſchenliebe ſey. Laßt uns Gott bitten, daß er uns alle vor ſolchem liebloſen Betragen bewahren wolle.

Gemeine.

Gott, laß mich immer dahin ſehn,
Mit Jeglichem ſo umzugehn,
Wie ichs von ihm begehre;
Damit ich keines Menſchen Herz
Durch Unmuth je beſchwere!

Ihr ſeht alſo, meine Lieben, daß, wenn wir Menſchenliebe uns erwerben wollen, wir vor allen Dingen dahin ſtreben müſſen, daß wir Langmuth gegen diejenigen, die um uns ſind, ausüben, und den Ausbrüchen unſerer übeln Laune widerſtehen. Schwer iſt dieß freylich. Es iſt leichter aus einem vollen Kaſten eine Summe zum Beſten der Nothleidenden zu verwenden, und von einer vollen Tafel etwas Speiſe zur Erquickung eines Armen abzugeben, als immer gegen ſich ſelbſt und ſeinen Unmuth kämpfen. Aber unmöglich iſt es doch nicht. Laßt uns nur immer auf uns aufmerkſam ſeyn. Beſonders, wenn wir fühlen, daß wir, wegen Kränklichkeit, einem zugeſtoßnen Verdruß, oder überhäufter Arbeit, uns nicht wohl befinden, dann laßt uns daran denken, izo iſt die Stunde der Verſuchung da, izo biſt du geneigt, ein unfreundliches, menſchenfeindliches Betragen anzunehmen, izo wird das Betragen aller Menſchen dir zuwider ſeyn; izo iſt der Zeitpunkt, wo du deine Stärke zeigen mußt. Laßt uns zu dem Gott der Liebe beten, daß er in der Stunde der Verſuchung uns ſtärken, und uns vor Liebloſigkeit bewahren wolle! Laßt uns denken an Jeſum, der, bey aller ſeiner Arbeitſamkeit, immer noch geneigt war, die oft unzeitigen Fragen ſeiner Freunde liebreich zu beantworten, die oft ungeſtümmen Bitten der Elenden um Hülfe mitleidig zu erfüllen, der, unter dem größten Schmerz, Mattigkeit und Kraftloſigkeit, doch immer noch die Freunde tröſtete, und für die Feinde betete. Laßt uns alle Kraft anwenden, den Ausbrüchen unſers Unmuths zu ſteuern, und, wenigſtens äuſſerlich, ein freundliches, leutſeliges Betragen anzunehmen. Laßt uns immer uns vorſtellen, wie grauſam es ſey, einen unſchuldigen Menſchen zu peinigen, dann wird uns alles möglich ſeyn. Und wenn wir auch noch hundertmal durch unſern Unmuth übereilt würden, ſo werden wir doch, durch treue Beharrlichkeit auf unſerm Vorſaze, immer weiter kommen, und die liebenswürdige Tugend der Langmuth uns zur Gewohnheit machen.

Gemeine.

Stärk uns, Vater, deine Frommen,
Treu zu bleiben dieſer Pflicht!

Wenn wir in Verſuchung kommen,
So beſiege ſie uns nicht.
Laß ſie uns bewafnet finden:
Laß uns ſchnell ſie überwinden.

Die Liebe iſt aber, nach der Beſchreibung, die uns Paulus davon giebt, nicht nur langmüthig, ſondern auch gefällig. Sie hütet ſich nicht nur andere durch Unfreundlichkeit zu kränken, ſondern ſie iſt auch geneigt ihnen Freude zu machen. Sie bemüht ſich die Wünſche derer zu erfahren, mit denen ſie auf das engſte verbunden iſt, und dieß giebt ihr beſtändig Gelegenheit, ihnen allerhand angenehme Dienſte zu erzeigen, und mancherley Vergnügen zu verſchaffen. Sie iſt bereit, andern, bey ihren mühſamen Geſchäften Hülfe zu leiſten, ihre Beſchwerlichkeiten mit ihnen zu theilen, in ihrem Unmuth, durch liebreichen Zuſpruch, ſie aufzurichten, ihr Betragen, ſo viel als möglich, nach ihrer Neigung einzurichten, dasjenige wegzuräumen, was ihnen unangenehm iſt, und das beyzuſchaffen, was ihnen Freude macht. Wer hierinne ſich übt, iſt immer vermögend, auch bey den eingeſchränkteſten Umſtänden, Menſchenliebe auszuüben, und Vergnügen in dem kleinen Kreiſe zu verbreiten, auf den er wirken kann.

Wer ſollte nicht wünſchen dieſes Glück zu genieſſen!

Gemeine.

Gieb, daß ich in der Freundlichkeit,
In der Geduld und Liebe,
In Langmuth und Gefälligkeit
Mich unermüdet übe!
Daß ich um mich Glückſeligkeit,
Und Freude und Zufriedenheit,
Stets zu verbreiten ſuche.

Ob es nun gleich ausnehmend ſüß iſt gefällig zu ſeyn, ſo gehört doch viele Aufmerkſamkeit und Uebung dazu, wenn dieſe Tugend uns zur Gewohnheit werden ſoll. Wenn wir uns nicht ein eignes Geſchäfte daraus machen, uns in der Gefälligkeit zu üben, ſo können wir leicht ein ſehr ungefälliges Betragen annehmen. Wenn wir an unſerm Körper Schmerz, in unſerer Seele Kummer leiden, ſo werden wir leicht ſo mismüthig, daß wir uns um andere gar nicht bekümmern, und ſonſt an nichts, als an unſern Schmerz, unſern Kummer, und die Mittel denken, unſere Umſtände zu verbeſſern. Die Thätigkeit ferner, ſo eine herrliche Tugend ſie auch iſt, kann doch leicht uns zur Ungefälligkeit verleiten. Die Begierde unſere Geſchäfte gut auszurichten, kann leicht unſere Aufmerkſamkeit von andern, ihren Wünſchen und Neigungen, abziehen.

Ueberlegt nun ſelbſt, wie traurig das menſchliche Leben ſeyn müßte, wenn jeder an nichts als an ſich ſelbſt, an ſeine Leiden und Geſchäfte denken wollte! So würde ein jeder dem andern unnüze werden. Mitten in der menſchlichen Geſellſchaft würden wir einſam, und, wie Einſiedler in uns ſelbſt verſchloſſen, herum wandeln. Iſt alſo die Verbindlichkeit, uns in der Gefälligkeit zu üben, nicht ſehr groß?

Eben ſo groß iſt ſie als der Lohn, der ihr beſtimmt iſt. Jede Tugend, das iſt unleugbare Wahrheit, jede Tugend belohnt ſich ſelbſt; aber beynahe keine Tugend belohnt ſich ſo bald ſo unmittelbar, als Langmuth und Gefälligkeit. Das Betragen unſerer Geſellſchafter iſt immer der

Wieder=

Wiederhall von uns ſelbſt. Ein unfreundliches, mürriſches, Betragen wird bald andere anſtecken, Unfreundlichkeit und Mißmuth um uns verbreiten, und ſie reizen, unſere Vorwürfe zu erwiedern, und ſo den Grund zu einem elenden und freudenloſen Leben legen. Aber eben ſo wird unſere Freundlichkeit auf andre wirken. Sie werden uns lieb gewinnen, ſie werden gern in unſerer Geſellſchaft ſeyn, und Freundlichkeit mit Freundlichkeit erwiedern. Unſere Gefälligkeit wird ſie zu Gegengefälligkeiten reizen, und jeder wird darauf denken und ſinnen, wie er unſere Geſchäfte erleichtern, unſere Leiden mindern, aus unſerm Zuſtande alles, was Unluſt macht, wegſchaffen, und unſere Wünſche befriedigen will. Welches Glück iſt der Aufenthalt und der Umgang mit ſolchen Menſchen! Wie leicht wird uns alle Arbeit, wie erträglich jedes Leiden, wie freudenvoll unſer ganzer Zuſtand werden!

Gemeine.

O, welch ein Segen iſt ein Freund,
Der, Gott, durch dich, mit mir vereint,
Mich zärtlich und vertraulich liebt,
Mit mir ſich freuet und betrübt.

Wir theilen alles, Luſt und Leid,
In inniger Vertraulichkeit;
Und jedes Zärtlichkeit verſüßt
Dem andern, was ihm ſchmerzlich iſt.

Lieben Zöglinge, die ihr entſchloſſen ſeyd, auf dem Wege der Tugend euer Glück zu ſuchen, ſeht hier die Tugenden, in welchen ihr euch vorzüglich üben müßt, Langmuth und Gefälligkeit. Ihr müßt darnach ſtreben, daß ihr es dulden könnt, wenn die Handlungen eurer Geſellſchafter nicht immer mit euern Wünſchen übereinſtimmen, ihr Scherz, wenn ihr kränklich oder traurig ſeyd, ihre Lebhaftigkeit, während eurer Arbeiten, ihre Bitten und Fragen, die ſie an euch thun, wenn ihr beſchäftigt ſeyd, dürfen euch nicht ſo ſehr unwillig machen, daß ihr deswegen ihnen unfreundlich begegnet; ihr müßt aufmerkſam ſeyn, auf jede Gelegenheit, wo ihr etwas nach dem Wunſche anderer thun, wo ihr ihre Arbeit, ihre Beſchwerden erleichtern, etwas, das ihnen unangenehm iſt, wegſchaffen könnt. Und ihr thut deswegen ſehr wohl, wenn ihr, mit jedes Tages Anbruch, überlegt, nicht nur, wie ihr eure eignen Geſchäfte einrichten, ſondern wie ihr denen, die um euch ſind, euern Aufſehern, Lehrern und Mitſchülern, Freude machen wollt. Ohne dieſe Tugenden ſind euch alle übrigen wenig nüze. Geſezt, daß ihr Fleiß und Beſtändigkeit beſäſſet, und durch dieſelbe eine Menge von Kenntniſſen, Geſchicklichkeiten und guten Fertigkeiten, erwürbet, und euch mangelte die Langmuth und Gefälligkeit, ihr gewöhntet euch bey euern Geſchäften an ein hämiſches, mürriſches, Weſen, ihr wolltet über alles, was nicht nach euerm Sinne gienge, euern Geſellſchaftern unfreundlich begegnen, ihr wolltet blos auf euch, nicht auf die Beförderung des Vergnügens anderer denken, was hülfe euch das alles? ihr würdet nicht geliebt werden; ihr würdet bey euren Arbeiten, Leiden und Freuden, keinen aufrichtigen Theilnehmer finden. Andere würden am Ende mit euerm Betragen ſo mißvergnügt werden, daß ſie ſich ebenfalls unfreundlich und ungefällig gegen euch bezeigten. Wie traurig würde euer Leben ſeyn! Uebt euch aber in der Langmuth und Gefälligkeit! dann erſt werdet ihr ein recht vergnügtes Leben führen. Jeder

Sieg, den ihr über euern Unmuth davon tragt, wird euch Freude machen. Und dieſer Sieg wird euch bey weiten nicht ſo viel Mühe, als den Erwachſnen, koſten. Noch habt ihr eure erſte Kraft und Munterkeit; noch iſt euer Körper geſund, noch wißt ihr nicht von groſſem Verdruß und überhäuften Geſchäften zu ſagen, noch habt ihr alſo nicht ſo groſſe Verſuchungen zum Unmuthe, als der Erwachſne, der durch überhäufte Arbeiten geſchwächt iſt, der mit mancherley Verdruß zu kämpfen hat, und unter der Laſt ermüdender Geſchäfte ſeufzt. Fangt nur erſt an euch in der Gefälligkeit zu üben, ſo werdet ihr ſchmecken, wie ſüß ſie ſey. Jede Freude, die ihr andern macht, wird euch ſelbſt Freude machen. Ihr werdet dadurch allen, die euch nahe ſind, immer werther, immer liebenswürdiger werden. Ihr werdet ſie reizen immer auf die Beförderung eures Vergnügens zu ſinnen. So wird euch die Geſellſchaft der Menſchen ein wahrer Himmel, ſo werdet immer geſchickter werden, in der groſſen Geſellſchaft der Menſchen euer Glück zu finden, immer fähiger zu der Gemeinſchaft vollkommnerer

Geiſter, die ihre Seligkeit darinne ſezen, ihre Geſellſchafter zu erfreuen.

Gemeine.

O, wohl mir! ich gewinne
Schon hier, bey dieſem Sinne,
Troſt und Zufriedenheit!
Und einſt, vor Gottes Throne,
Zum unſchäzbaren Lohne,
Die Freuden einer Ewigkeit.

Gelobt ſey Gott, der uns das Mittel gezeigt hat, in jeder Lage glücklich zu ſeyn, und jeden Zuſtand zu einem Himmel zu machen.

Gemeine.

Gelobt ſey Gott!

Er ſchenke uns ſtets Luſt und Kraft, dieſes Mittel zu gebrauchen, und durch Langmuth und Gefälligkeit, unſere eigne und unſerer Nebenmenſchen Freude zu befördern.

Gemeine.

Das gebe Gott!

* * *

Funfzehnte Verehrung.

Gemeine.

Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht,
Die Weisheit deiner Wege,
Die Liebe, die für alle wacht,
Anbetend überlege:
So weiß ich, von Bewundrung voll,
Nicht, wie ich dich erheben ſoll,
Mein Gott, mein Herr, mein Vater!

Die erſte und ſtärkſte Neigung, die unſer Schöpfer uns eingepflanzt hat, iſt die Selbſtliebe. Sie findet ſich bey allen Menſchen, ſo verſchieden ſie auch ſonſt in ihren Neigungen ſeyn mögen, und alles, was ſie thun, hat ſeinen erſten Grund in ihr. Die edelſten Handlungen ſind davon nicht ausgenommen. Wenn der Menſchenfreund für das Beſte anderer ſein Leben läßt, weswegen geſchieht es? ohne Zweifel deswegen, weil es für ihn eine Freude iſt, durch

Aufopferung ſeiner ſelbſt anderer Glück zu befördern, und weil er glaubt, daß der Vergelter alles Guten ihm ſeine Großmuth belohnen, und, ſtatt dieſes unvollkommnen, ihm ein beſſeres Leben geben werde, weil er alſo glaubt, daß es für ihn beſſer ſey, wenn er dieß Leben aufopfere, als wenn er es behalte.

Wer alſo dieſen mächtigen Trieb, die Selbſtliebe, ausrotten wollte, der würde die menſchliche Natur zerſtören, und eine Religion, die Zernichtung unſerer Selbſtliebe forderte, würde unſerer Natur entgegen, und keinem vernünftigen Menſchen annehmungswürdig ſeyn.

Der Religion, die uns Jeſus Chriſtus gelehrt hat, darf man dieſen Vorwurf gewiß nicht machen. Sie gründet ſich auf die Selbſtliebe, indem ſie den Menſchen zu bewegen ſucht, ſie anzunehmen und zu befolgen, durch Vorſtellung und Verheiſſung einer ſolchen Glückſeligkeit, die die Selbſtliebe ſelbſt begehren muß. Ja ſie macht die Selbſtliebe gleichſam zum Maasſtabe, nach dem wir die Pflichten, die wir andern ſchuldig ſind, abmeſſen ſollen. So ſagt unſer Erlöſer:

Alles, was ihr wollet, das euch die Leute thun ſollen, das thut ihr ihnen.

Er ſezt alſo voraus, daß jeder ſich liebe, daß er wünſche, von andern Gutes zu empfangen. Dieſe Liebe will er nicht ausrotten, ſondern verlangt vielmehr, daß ſie das Muſter von der Liebe werden ſoll, die wir gegen andere ausüben.

Iſt dieß nicht ein vortreflicher Grundſaz? kann er uns nicht in jedem vorkommenden Falle belehren, was wir gegen unſern Nebenmenſchen zu thun und zu laſſen haben?

So iſt es allerdings, doch aber mit einiger Einſchränkung. Unſere Liebe zu uns ſelbſt muß vernünftig ſeyn, wenn wir die Liebe gegen andere darnach einrichten ſollen. Denn wenn wir uns ſelbſt auf eine unvernünftige Art lieben, ſo werden wir auf eben ſo eine unvernünftige Art andern wohl zu thun ſuchen, und auf dieſe Weiſe ihnen mehr ſchaden als nüzen. Nehmt an, daß ein Menſch ſein ganzes Glück in Pflegung ſeines Leibes und Unthätigkeit ſezte, ſo würde er glauben, er könne niemanden glücklicher machen, als wenn er ihm genug Leibespflege verſchafte, und ihn vor der Arbeit bewahrte. Wenn er nun Vater würde, würde er nicht allen ſeinen Kindern überflüſſige Pflege verſchaffen, und ſie dadurch verzärteln, und ſchwächen? würde er ihnen nicht alle Gelegenheit rauben, durch Thätigkeit ihre Kräfte zu entwickeln, und ſie auf dieſe Art ungeſchickt machen? Wir müſſen uns alſo erſt ſelbſt auf eine vernünftige Art lieben lernen, ehe wir von dieſem vortreflichen Grundſaze Jeſu Gebrauch machen können.

Gemeine.

Daß ich mich, mein Gott, ſelbſt liebe,
Kann dir nicht misfällig ſeyn;
Du, du pflanzteſt ſelbſt die Triebe
Tief hierzu dem Menſchen ein.
Lenke du nur meinen Sinn
Auf die wahre Weisheit hin,
Daß ich nicht mein Glück verfehle
Und ſelbſt das Verderben wähle.

Was iſt nun eine vernünftige Selbſtliebe? Es iſt eine ſolche, die nicht durch blinde Begierden, ſondern durch die Vernunft geleitet wird, die, durch Vernunft geleitet, ihr Glück durch ſolche Dinge zu befördern ſuchet, die wirklich glücklich machen. Unvernünftig hingegen iſt die Selbſtliebe, wenn ſie ihr Glück in Dingen ſucht, die ihr verderblich ſind.

Wenn ich euch einige Exempel gebe, ſo, hoffe ich, werdet ihr mich verſtehen.

Wenn ein Menſch den Beſiz des Irdiſchen zu ſeinem höchſten Gute macht; wenn er auf nichts denkt, als wie er Geld erwerben will, bey allen ſeinen Geſchäften nichts anders, als die Vergröſſerung ſeines Vermögens, zur Abſicht hat. Hat ſich der wohl lieb? allerdings. Denn er ſucht das Geld, weil er in dem Wahne ſteht, daß der Beſiz deſſelben auſſerordentlichen Reiz habe, und das größte Vergnügen verſchaffe. Aber ſeine Selbſtliebe iſt höchſt unvernünftig. Denn es iſt eine alte, durch tauſendfältige Erfahrung beſtättigte, Wahrheit, daß die Geldbegierde ein brennender Durſt ſey, der nie gelöſcht wird, daß königliches Gut nicht vermag der Seele Zufriedenheit zu ſchenken, daß Gram und Unmuth und Verzweiflung, mehr in den Palläſten der Reichen, als in den Hütten der Armen wohnen —

Wenn ein andrer ſein Hauptbeſtreben darauf richtet, Ruhm und Anſehen unter ſeinen Brüdern zu erlangen, ſo verleitet ihn hierzu die Selbſtliebe. Aber auch dieſe Selbſtliebe iſt unvernünftig. Denn Ruhmſucht iſt der ſichere Weg zur Unzufriedenheit. Denn je heftiger man den Ruhm begehrt, deſto unruhiger wird man, wenn man ihn nicht findet, deſto ſchmerzhafter iſt die Kränkung, wenn er von andern angegriffen wird. Und wenn wir auch wirklich aller Welt Beyfall erhielten, wenn uns auch jedermann die größte Wiſſenſchaft und Rechtſchaffenheit beylegte, werden wir dadurch ſelbſt klüger und beſſer? eben ſo wenig als eine falſche Münze dadurch gut wird, wenn man auf ſie einen Stempel drückt, der nur für ächte Münzen beſtimmt war.

Nun denkt euch aber einen andern Menſchen, der dieß zu ſeinem täglichen Geſchäfte macht, daß er ſich ſelbſt immer mehr Vollkommenheit gebe, ſeinen Verſtand immer mehr ſchärfe, und mit den nützlichſten Kenntniſſen anfülle, ſeine Leidenſchaften ſich immer mehr unterwürfig mache, ſeines Körpers Geſundheit erhalte, ſeine Kräfte ſtärke und zur Thätigkeit gewöhne, von den Gütern dieſes Lebens ſich nur ſo viel erwerbe, als er zu ſeiner und ſeiner Familie Erhaltung bedarf, nicht ſowohl ſucht gut zu ſcheinen, als vielmehr gut zu ſeyn; nicht nach groſſem Ruhme ringt, ſondern nur einen ehrlichen Namen, und die Liebe und Achtung ſeiner Freunde und Bekannten zu erhalten ſucht, iſt deſſen Selbſtliebe nicht vernünftig? Wird das Gefühl ſeiner eignen Vollkommenheit, das Bewußtſeyn ſeiner Rechtſchaffenheit, ihm nicht eine ergiebige Quelle von Freuden ſeyn? Wird ſein unverleztes Gewiſſen, ſein geſunder Leib ihn nicht geſchickt machen, alle Freuden dieſes Lebens zu genieſſen und zu ſchmecken? Wird die Liebe der Freunde und Geſellſchafter, die er durch ſeine Rechtſchaffenheit ſich verbindet, ihm nicht mehr Aufheiterung verſchaffen, als ausgebreiteter Ruhm, der allezeit vom Neide begleitet wird?

O Gott! möchten wir uns doch alle auf ſo eine vernünftige Art lieben, und unſer Glück ſtets in ſolchen Gütern ſuchen, deren Beſiz uns wirklich vollkommner macht!

Gemeine.

Gemeine.

Du weißt es, Herr, mein Gott,
Daß ich mich ſelber liebe.
Gieb, daß ich dieſe Pflicht
Nach deiner Vorſchrift übe;
Und laß den ſelgen Trieb,
Mich wahren Glücks zu freun,
Den du mir eingepflanzt,
Nie mein Verderben ſeyn.

Wenn unſere Selbſtliebe vernünftig ſeyn ſoll, ſo darf ſie auch nicht Selbſtſucht ſeyn. Dieſe iſt ein häßlicher Fehler, dadurch die menſchliche Seele verunſtaltet, und zu mancherley liebloſen, ungerechten, Handlungen verleitet wird. Sie beſteht darinne, daß man ſein Glück und Vergnügen ſo heftig ſucht, daß man ſich gar nicht darum bekümmert, ob nicht ein anderer dadurch in ſeinem Glück und Vergnügen geſtört werde.

Wenn der Selbſtſüchtige Ruhm ſuchet, ſo geſchieht es immer auf Unkoſten anderer. Er ſchlägt ihre Verdienſte nieder, er macht ihre Fehler bekannt, und dichtet ihnen wohl allerley Böſes an, damit die Welt deſto mehr auf ihn ſehen, und von ihm die Meynung faſſen ſoll, als wenn ſeines Gleichen nicht mehr anzutreffen wäre.

Wenn er ſich Vermögen zu erwerben bemüht, ſo geſchieht es mit einer ſolchen Wuth, die auf anderer Zufriedenheit gar nicht Rückſicht nimmt. Wenn er einige Groſchen erwerben kann, ſo macht es ihm keinen Kummer, wenn auch ein anderer ſo viele Thaler dadurch einbüſen ſollte. Wo er mit einigem Rechte etwas fordern kann, ſo geſchieht es mit ſolcher unerbittlichen Strenge, die ſich auch kein Gewiſſen macht, dem Armen ſeinen lezten Groſchen abzudringen.

Ein Selbſtſüchtiger, der die Bequemlichkeit liebt, wird ſich kaum überwinden können, um anderer willen ſich von ſeiner Bequemlichkeit etwas abzubrechen. Es ereignen ſich oft die Fälle, da wir durch einen einzigen Gang, durch die Uebernehmung einiger Geſchäfte und Mühe, unſern Nebenmenſchen aus ſeinem Kummer herausreiſſen, oder wohl gar ſein Leben erhalten können. Die Selbſtſucht macht aber den Menſchen hierzu gänzlich ungeſchickt. Du biſt, ſagt ſie, dir ſelbſt der Nächſte, du muſt dir es ſauer genung werden laſſen, um dein Glück zu befördern. Ein anderer mag auch zuſehen wie er ſich helfe.

Wenn der Selbſtſüchtige Vergnügen ſucht, ſo gilt es ihm gleich viel, durch welche Mittel er es erlange. Nach ieder Beluſtigung ſeiner Sinne greift er begierig, wenn auch andern dadurch Seufzer und Thränen ausgepreßt werden ſollten.

Ich will euch das unanſtändige Betragen eines Selbſtſüchtigen nur in einem Exempel zeigen. Geſezt er machte eine Spazierreiſe. Es lägen vor ihm zwey Wege, der eine wäre die gewöhnliche Landſtraſſe, die aber in Krümmen herum liefe, und unbequem zu reiſen wäre, der andere gienge über Saatfelder, wäre aber gerade und eben, welchen Weg wird er wohl wählen? vermuthlich den leztern. Denn wenn auch dadurch die Arbeit von vielen armen Landleuten ſollte zertreten werden, wenn auch viele arme Landleute dadurch ſollten betrübt werden, ſo achtet er dieß doch nicht, wenn er nur um einige Minuten eher zu ſeinem Ziele kommen kann.

Fühlt nicht ein ieder das Unanſtändige dieſer Selbſtſucht? Wir ſind ja nicht eine Geſellſchaft von Raubthieren, davon keines um das andre ſich bekümmert, nur jedes ſeinem Triebe nachgeht und raubt, wo es etwas findet. Wir ſind eine Geſellſchaft von Menſchen, deren Wohlfarth durch gegenſeitige Hülfe und Dienſte befördert wird. Ein Selbſtſüchtiger iſt alſo ein Auswuchs in der Geſellſchaft, weil er nur für ſich ſelbſt ſorgt, und ſich nicht darum bekümmert, wie er die Zufriedenheit anderer, deren Geſellſchaft ihm ſo nüzlich iſt, befördere. Wir ſind einander nicht fremd. Wir ſind Brüder, Kinder eines Vaters. Er hat die Welt nicht für mich oder dich, ſondern für uns alle geſchaffen, damit jeder daran Antheil haben, und davon ſein Vergnügen und ſeinen Vortheil ziehen möge. Der Selbſtſüchtige kehrt die von Gott gemachte Ordnung um, er betrachtet andere Menſchen nicht als ſeine Brüder, ſondern er ſieht ſich als den Mittelpunct der Schöpfung an, um deſſentwillen die ganze übrige Welt da ſey. Was für eine unvernünftige Selbſtliebe iſt dieß!

Gemeine.

Wir haben Einen Gott und Herrn,
Sind Eines Leibes Glieder;

Drum dienen wir dem Nächſten gern,
Denn wir ſind alle Brüder.
Gott ſchuf die Welt nicht blos für mich,
Mein Nächſter iſt ſein Kind, wie ich.

Meine Lieben, wenn wir uns erſt auf eine vernünftige Art ſelbſt lieben, nicht das ſuchen, was unſere blinden Begierden fordern, und unſern Empfindungen angenehm iſt, ſondern was unſere Vernunft billigt und gut heißt; bey Beförderung unſers Glücks, immer auch auf die Menſchen ſehen, die um uns ſind, und uns hüten, daß wir nicht in der Hize unſerer Begierde ihr Vergnügen zertreten, und ihnen trübe Stunden machen, dann ſind wir auch im Stande auf eine vernünftige Art andere zu lieben, und ihre Wohlfarth zu befördern.

Wir brauchen uns alsdenn nur immer an die Stelle anderer zu ſezen, ſo wird uns unſere Selbſtliebe ſchon ſagen, was wir in jedem Falle zu thun und zu laſſen haben.

Wenn z. E. jemand von mir verlangte, daß ich das, was ich zu meinem eignen Unterhalte nöthig habe, ihm zu Verbeſſerung ſeiner Umſtände geben ſollte? ich wüßte nicht, ob ich ſein

Verlangen abſchlagen, oder befriedigen ſollte, ſo dürfte ich mich nur an ſeine Stelle ſezen, und mich fragen, was ich thäte, wenn ich an dieſes Menſchen Stelle wäre? ob ich wohl von einem andern verlangen würde, daß er mir ſeinen ganzen Vorrath geben, um meinetwillen ſich in Sorgen und Kummer ſtürzen ſollte? Und meine Selbſtliebe würde den Ausſpruch geben; Eine ſo unverſchämte Forderung würdeſt du niemals thun. Da du alſo ſo etwas von andern nicht erwarteſt, ſo biſt du auch nicht ſchuldig, ſolche Erwartungen bey andern zu befriedigen.

Wenn ihr, theuerſte Zöglinge! auf eine vernünftige Art euch ſelbſt liebt, ſo wird eure Selbſtliebe euch eine ſichere Führerin ſeyn, die euch in allen Verhältniſſen ſagt, was ihr gegen jeden Menſchen zu beobachten habt. Fragt ſie nur: was würde ich von andern erwarten, wenn ich an ihrer Stelle wäre, ſie wird euch gewiß antworten, ſo nachdrücklich antworten, daß ihr fühlen werdet, was ihr zu thun habt.

Wollt ihr wiſſen, wie ihr euch gegen eure Lehrer und Aufſeher verhalten ſollt? ſo braucht ihr nicht erſt viele Bücher deswegen nachzuſchlagen, fragt nur eure Selbſtliebe, ſie antwortet gewiß richtig. Stelle dir nämlich vor, lieber junger Freund! du würdeſt mit der Zeit ſelbſt Lehrer oder Aufſeher, du bekämeſt acht bis zehn junge Leute unter deine Aufſicht, was würdeſt du von ihnen erwarten? daß ſie durch Muthwillen, Zänkereyen, und unruhiges Betragen auf deinem Zimmer dich verdrüßlich machten? daß ſie bey Tiſche durch unartiges Betragen dir deine Mahlzeit verbitterten? daß ſie durch Trägheit deinen Unterricht erſchwerten. Laß lieber junger Freund dein Herz antworten, ob es ſich wohl unter ſolchen jungen Leuten zu leben wünſcht, die ihm immer Kränkungen und Verdruß zufügen? Es antwortet: wenn ich Lehrer und Aufſeher ſeyn ſollte, ſo würde ich ein ſehr trauriges Leben führen, wenn meine Zöglinge mir Verdruß machten, wenn ſie, ſtatt der Liebe, die ich ihnen erwieß, durch ihr ungefälliges Betragen mich betrübten. Ich würde von ihnen verlangen, daß ſie mir gehorchten, durch ihr gefälliges Betragen, durch ihre Sittſamkeit, Verträglichkeit, Reinlichkeit und Fleis, mir Freude machten, damit ich in Ruhe unter ihnen wohnen, und mein Leben genieſſen könnte — Das verlangteſt du alſo, wenn du Aufſeher wäreſt, von deinen Zöglingen? Und du, da du noch Zögling biſt, wollteſt nicht gleiches gegen deinen Aufſeher beobachten? wollteſt ihm Beleidigungen zufügen, die dir ſo empfindlich wären, wenn du an ſeiner ſtatt wäreſt? Wollteſt nicht ihm alle die Freude gern machen, die du, an ſeiner Stelle, von andern erwarteteſt? Gewiß du fühlſt es, wie du dich gegen deinen Lehrer und Aufſeher betragen mußt.

Du willſt wiſſen, junger Freund, die Pflichten, die du deinen Eltern ſchuldig biſt? Frage deine Selbſtliebe, ſie wird ſie dich ſelbſt lehren. Stelle dir vor, du wäreſt Vater, hätteſt mit vieler Mühe und durch die zärtlichſte Verpflegung deinen Sohn ſo weit gebracht, daß er nun das Deſſauiſche Erziehungsinſtitut beſuchen könnte. Während der Zeit, daß er daſelbſt wäre, ſorgteſt du immer, daß er Kleidung hätte, daß täglich ſein Tiſch gedeckt wäre, daß er ſich allerley unſchuldige Vergnügungen machen könnte, überſchickteſt wohl ihm von Zeit zu Zeit einige Geſchenke, und dächteſt an ihn, ſo oft du aufſtündeſt und dich zu Bette legteſt. Was wollteſt du wohl, daß dieſer Sohn dir thun ſollte? Wie würde dir es denn gefallen, wenn dieſer Sohn, an dem dein ganzes Herz hieng, ſich nicht um dich bekümmerte? ganze Monate vorbey ſtreichen ließ, ohne dir einen Brief zu ſchreiben, und, wenn er ſchrieb, ſo nachläßig, ſo unordentlich, ſchriebe, daß du es merkteſt, er hätte gegen dich keine Liebe, keine Hochachtung? Iſts nicht wahr, das würde dich betrüben, daß du vor alle deine Liebe doch keine Gegenliebe fändeſt? Wie würde dir zu Muthe ſeyn, wenn du für die Unkoſten, die du auf deines Sohnes Erziehung wendeſt, einen Menſchen zurück bekämeſt, der wenig gelernt, der mancherley Untugenden angenommen hätte? Würde dir dies Freude machen? Wünſcheſt du nicht, recht oft, recht gute, recht herzliche, Briefe von ihm zu leſen? aus denen du erſehen könnteſt, daß es ihm wohl gehe, daß er in ſeinen Erkenntniſſen zunehme, daß er dich lieb habe, und für deine Wohlthaten dankbar ſey? Wünſcheſt du nicht, daß dein Sohn durch ſeine Rechtſchaffenheit, Klugheit, und gutes Betragen, dir Ehre und Freude machen möge? Das wünſcheſt du? So mußt du auch fühlen, daß du eben dieſe Pflicht izo, als Kind, deinen Eltern ſchuldig biſt!

Sahet ihr ferner einen Armen, der an den nothwendigſten Bedürfniſſen Mangel litte, und ihr wolltet euch an ſeine Stelle ſezen, und euch fragen, was würdeſt du wohl von andern in dieſer Lage erwarten? Würde es dir lieb ſeyn, wenn ſie dich ſahen, vorbeygiengen und ohne Hülfe lieſſen? oder wenn ſie deiner ſpotteten? oder wenn ſie dir mit bittern Vorwürfen eine kleine Gabe reichten, oder wenn ſie im Stillen dich unterſtüzten, und durch ihren Troſt und Zuſpruch deinen Kummer zu lindern ſuchten?

Wäret ihr in einer Geſellſchaft, wo von einem andern übel geſprochen, wo ihnen Fehler angedichtet, und diejenigen, die er hat, vergröſſert, auf dieſe Art ſeine Ehre ihm geraubt würde, und ihr wolltet zu euch ſelbſt ſagen, was wäre dir das Liebſte, wenn du, ſo wie dieſer, verleumdet würdeſt?

deſt? Wünſchteſt du wohl, daß andere an der Verleumdung Theil nähmen? oder, daß ſie ſchwiegen und lächelten, und dadurch ihren Beyfall zu erkennen gäben? oder daß ſie ſich deiner annähmen, die ungegründeten Beſchuldigungen widerlegten, und deine wirklichen Fehler entſchuldigten? Wenn ein anderer euch beleidigt hat, und ihr wolltet euch fragen, was würdeſt du wünſchen, wenn dir es begegnet wäre, daß du einen andern beleidigt hätteſt? Wollteſt du wohl, daß er ſich nun an dir rächte, dich haßte, dich verfolgte? oder wäre es dir lieber, wenn er ſeinen Unwillen gegen dich unterdrückte, und ſich bereitwillig zeigte, dir die Hand zur Verſöhnung zu bieten? So würde in jedem Falle eure Selbſtliebe euch ſagen, was ihr zu thun hättet.

Und ſo könnet ihr eure Pflichten gegen alle Menſchen, gegen eure Freunde, gegen Niedrige, gegen Arme, erfahren. Stellt euch nur immer an ihre Stelle, und fragt euch, was ihr von andern erwarten würdet, wenn ihr an ihrer Stelle wäret. Und eure Selbſtliebe wird euch antworten, und euch zugleich ſagen, was ihr zu thun habt.

Sie wird es euch nicht blos ſagen, ſondern euch dringen, daß ihr es thun müſſet.

Sehet, ſo wichtig iſt der Grundſaz Jeſu: alles, was ihr wollt, daß euch die Leute thun ſollen, das thut ihr ihnen. Jeſus ſelbſt legt auf denſelben ein beſonderes Gewicht, indem er hinzuſezt: das iſt das Geſez und die Propheten, das iſt der Inbegrif aller Pflichten, die die Bibel fordert.

Es iſt unmöglich, daß man euch alles beſtimmen ſolle, wie ihr euch bey jeder Gelegenheit, an jedem Orte, gegen jeden Menſchen, betragen ſollet. Denn mit wie viel tauſend Menſchen werdet ihr in Verbindung kommen! wie mannichfaltig wird ihr Betragen gegen euch ſeyn! Wie will nun ein Menſch im Stande ſeyn, euch eure Pflichten in dieſen unzähligen Fällen zu beſtimmen? wie ihr euch z. E. verhalten müſſet, wenn ihr mit Hohen oder mit Niedrigen zu thun habt: wenn ihr Wohlthaten oder Beleidigungen, groſſe oder kleine Wohlthaten, groſſe oder kleine Beleidigungen empfangt? Und wie ſeyd ihr im Stande alles dieſes in eure Seele zu faſſen? Ihr

wißt aber alles, wenn der Grundſaz euch immer gegenwärtig iſt: Alles was ihr wollet, daß euch die Leute thun ſollen, das ſollt ihr ihnen auch thun!

Gemeine.

Laß mich beſtändig dahin ſehn,
Mit jeglichem ſo umzugehn,
Wie ichs von ihm begehre;
Damit ich, durch Liebloſigkeit,
Den Nächſten nie beſchwere.

Herr, mit dem Maas, damit ich hier
Dem Nächſten meſſe, wirſt du mir
Dereinſt auch wieder meſſen.
Drum hilf du mir, daß ich nie mag
Der Liebe Pflicht vergeſſen!

Liturge.

Gott ſchenke euch eine vernünftige Liebe zu euch ſelbſt, daß ihr immer wünſchen und ſuchen möget, was euch gut, und fliehen, was euch ſchädlich iſt! Und daß ihr das Glück der Brüder eben ſo herzlich wie das eurige befördern möget!

Gemeine.

Das gebe Gott!

Sechzehnte Verehrung.

Gemeine.

Du Geiſt der Weisheit und der Kraft,
Mach uns durch dein Wort auch tugendhaft;
Hilf, daß wir ihm glauben,
Dem treuen Heiland,
Der uns bringen will zum rechten Vaterland.
Erbarm dich, Herr!

Du haſt dir, geliebte Verſammlung, izo etwas groſſes erbeten, Tugend haſt du dir von Gott, von dem alle gute Gabe kommt, erbeten. Dieß iſt unter allen Gaben, die er ertheilen kann, die größte. Seine übrigen Gaben vergnügen die Sinne, aber Tugend erfreut die Seele, veredelt ſie, macht ſie dem Allgütigen, von dem ſie entſprungen iſt, ähnlich, zu dem Genuſſe jedes unſchuldigen Vergnügens empfänglich, und begleitet ſie, wenn alles Erdengut zurück bleibt, in die Ewigkeit. Iſt nun dieſe deine Bitte ernſtlich geweſen; biſt du wirklich überzeugt, daß Tugend die größte Gabe ſey, die du von Gott erbitten kannſt: Nun ſo mußt du auch wohl wünſchen, daß alle Menſchen das ſüſſe Glück der Tugend genieſſen mögen. Der Menſchenfreund wünſcht ja, daß alle Hungrige Brod, alle Schmachtende Erquickung, alle Kranke Geſundheit, alle Menſchen ihre leiblichen Bedürfniſſe finden mögen, ſollte er nicht auch wünſchen, daß alles, was Menſch iſt, ſeine geiſtlichen Bedürfniſſe auf dem Wege finden möge, wo er ſein Heil erlangte? auf dem Tugendwege?

Gemeine.

Herr, laß mich nicht allein
Auf zeitlich Wohlergehen,
Mit eingeſchränktem Blick,
Bey meinem Nächſten ſehen!
Noch ſtärker müſſe mich
Sein ewig Glück erfreun;
Noch mehr ſein Seelenheil
Mir angelegen ſeyn.

Je herzlicher aber dieſer Wunſch iſt, deſto mehr muß es uns betrüben, wenn er bloſſer Wunſch bleibt, und wir kein Mittel ſehen, ihn in Erfüllung zu bringen, wenn der gröſſere Theil der Menſchen, unſerer Brüder, auf Irrwegen wandelt, die zur Unzufriedenheit und Elende führen, ohne daß wir im Stande ſind zu retten.

Der groſſe Lehrer, den Gott ſendete, um das Glück der Menſchen zu gründen, Jeſus Chriſtus, hat uns auch Mittel gezeiget, uns aus dieſer Verlegenheit zu reiſſen, unſere Nebenmenſchen zu beſſern, ſie die Tugend zu lehren. So giebt Paulus, einer ſeiner eifrigſten Verehrer, allen die andere beſſern wollen, die Lehre: **Allenthalben ſtelle dich ſelbſt zum Vorbild guter Werke!**

In dieſen wenigen Worten liegt das groſſe Geheimniß, wie man Menſchen beſſern, und durch die Beſſerung derſelben ihnen zu ihrem Glück helfen kann. Er will damit ſagen, handele ſelbſt gut, ſo werden auch andere gut handeln, mit denen du nahe verbunden biſt.

Der Grund zu dieſer Vorſchrift iſt nicht weit her geholt, ſondern aus der Beſchaffenheit der menſchlichen Natur hergenommen. In dieſer liegt ein ſehr heftiger Trieb, der faſt die ganze Art zu denken und zu handeln der mehreſten Menſchen beſtimmt. Dieß iſt der Nachahmungstrieb, vermöge deſſen ein jeder gereizt wird, das nachzuthun, was ihm an andern gefällt. Deswegen wird der Menſch faſt immer das, was ſeine Geſellſchafter ſind. Menſchen, die in ihrer Kindheit unter die wilden Thiere gerathen, ſchreyen und ſpringen und handeln wie die Thiere; Kinder, die unter Menſchen aufwachſen, ſprechen, gehen und handeln, wie Menſchen. Sie werden gefällig oder ungefällig, freundlich oder mürriſch, edeldenkend oder niederträchtig, je nachdem es die ſind, mit denen ſie in genauer Verbindung ſtehen.

Wenn wir alſo uns allenthalben zum Vorbilde in guten Werken ſtellen, oder welches einerley iſt, immer in Gegenwart anderer recht thun, Neigung zum Guten, Abſcheu gegen das Laſter blicken laſſen, ſo muß dieß nothwendig bey ihnen gute Eindrücke machen, die nach und nach ihr Herz umändern, und eine gute Geſinnung erzeugen.

Wollten wir z. E. unſerm Nebenmenſchen Liebe, Ehrfurcht und Vertrauen gegen Gott, beybringen, was müßten wir wohl thun? Wir müßten ſelbſt in ſeiner Gegenwart uns immer ſo betragen, daß er es merkte und fühlte, daß wir dieſe Tugenden an uns hätten. Gott, den ehrwürdigſten unter allen Namen, müßten wir immer mit Ehrerbietung ausſprechen, von ſeinem Worte, das er zu unſerm Heile offenbart hat, ſtets mit Zeichen der Hochachtung reden; erzählten wir unſere Lebensgeſchichte, ſie allezeit als einen weiſen Plan des guten liebvollen Gottes vorſtellen; betrachteten wir die Werke der Natur, alle die Ordnung und Weisheit, die aus denſelben hervorleuchtet, aufſuchen, bewundern, und als Gottes Wirkungen anſehen. Träfen uns Widerwärtigkeiten, ſo müßten wir geſezten, ſtandhaften, Muth blicken laſſen, und zu erkennen geben, daß wir unſer Vertrauen auf den ſezten, der im Mutterleibe uns bereitete, der ſo väterlich, von unſerer Geburtsſtunde, bis auf den heutigen Tag, uns ernährte, in allem Jammer uns tröſtete, aus allen Verlegenheiten uns heraus riß, und durch Leiden uns zur Freude führte.

Gewiß ein ſolches Betragen wird tiefe Eindrücke auf das Herz unſerer Geſellſchafter machen, der Fromme wird darinne Nahrung für ſeine Liebe und Vertrauen finden, der Sünder unruhig werden, und nach und nach ſich gewöhnen, an Gott, ſeinen Vater und Wohlthäter, mit Ehrfurcht und Vergnügen zu denken, der Spötter ſich ſchämen.

Chor.

Wenn ſo der Spötter euer Licht
In Tugend leuchten ſiehet;
Erfülle Schaam ſein Angeſicht,
Daß er die Wahrheit fliehet:
Deines Wortes Glanz,
Gott, erleucht ihn ganz!
Sehnſucht, fromm zu ſeyn,
Und deiner ſich zu freun,
Erfülle ſeine Seele!

Wollen wir andere lehren ſich vollkommner zu machen, was müſſen wir wohl thun? Dieſes, daß wir das Geſchäfte unſerer eignen Vervollkommnung immer in ihrer Gegenwart treiben, daß wir unſere Seelen- und Leibeskräfte gut anwenden, Pünktlichkeit und Ordnung in unſern Geſchäften beobachten, uns der Reinlichkeit befleiſſigen, im Genuß unſerer Nahrungsmittel mäſſig ſind, gegen alle Unkeuſchheit Abneigung blicken laſſen, gegen Zucht und Ehrbarkeit Achtung zeigen, in Gefahr Muth, im Leiden Geduld beweiſen die Weichlichkeit, die Verzärtelung, die Eitelkeit, kurz, alles fliehen, was die Kraft der Seele und des Körpers ſchwächt. So werden andere dieſe Tugenden ſehen, lieb gewinnen, hochſchäzen, und ſie nach und nach nachahmen.

Wollen wir unſere Brüder Menſchenliebe lehren was müſſen wir thun? Wir müſſen uns ſelbſt, in allen Verhältniſſen, als ächte Menſchenfreunde bezeigen. Wir müſſen lieber Gutes, als Böſes, von andern reden, ihre guten Eigenſchaften aufſuchen und bekannt machen, an dem einen ſeine beſondere Geſchicklichkeit, an dem andern ſeinen unermüdeten Fleis, an dem dritten ſeine Rechtſchaffenheit, an dem vierten ſeine Gefälligkeit loben. Haben wir mit andern Unterhandlungen, uns als offene, rechtſchaffne, Leute ſehen laſſen, die allen Betrug und Tücke verabſcheuen; bekommen wir von unſern Vorgeſezten Befehle, ſie willig und pünktlich befolgen; ertheilen wir ſelbſt Befehle, ihnen das Rauhe und Bittere benehmen; werden wir beleidigt, uns alle Mühe geben, den heftigen Ausbrüchen des Zorns zu widerſtehen; gegen Arme und Elende Mitleiden und gegen Glückliche Beyfreude beweiſen. Dieß iſt gewiß das ſicherſte Mittel unſern Geſellſchaftern Menſchenliebe einzuflöſſen; die wirkſamſte Anleitung, ſie in Ausübung zu bringen.

Gemeine.

Es preiſe Gott und lobe dich
Dein Volk in guten Thaten!
Es bringe Frucht und laſſe ſich,
Durch deine Wahrheit, rathen!
Uns ſegne Gott von ſeinem Thron,
Daß unſer Heil ſich mehre.

Er ſegne uns durch ſeinen Sohn;
Ihn lieb und ihn verehre
Der ganze Weltkreis. Amen.

Freylich iſt die Wirkung des guten Exempels nicht in den erſten Tagen oder Wochen ſichtbar. Aber Wirkung erfolgt gewiß allemal, und ſie zeigt ſich gemeiniglich unvermuthet zu unſerer größten Freude. Anfänglich wird der Fehlende auf ſeine Fehler aufmerkſam, wenn er immer einem Menſchen nahe iſt, der ihn mit ſeinem Tugendlichte umleuchtet, dann fängt er an ſich derſelben zu ſchämen, es entſteht Liebe, Hochachtung, gegen die Tugend, es erfolgen einige ſchwache Verſuche ſie nachzuahmen, die Verſuche werden wiederholt, ſie gelingen, er befindet ſich wohl dabey, er wird im Guten eifriger, er bekommt eine Fertigkeit darinne. Wie mancher Tugendhafte hat ſeine Tugend der Freundſchaft und dem Umgange mit einem redlichen Tugendfreunde zu danken!

Ueberhaupt iſt die Hervorbringung der Tugend nicht das Werk einiger Wochen und Monate. So wie das Auge, das einem wilden

Stamme eingeimpft wird, lange ſteht, ohne Zeichen des Wachsthums von ſich zu geben, dann im Frühlinge, wann warme Lüfte wehen, fruchtbare Regen fallen, die Natur neue Kraft und Leben allen ihren Kindern mittheilt, ſchnell emporſchießt, dann wieder einige Jahre ſteht, ohne daß das tägliche Wachsthum deſſelben ſichtbar iſt; am Ende aber blüht und mit ſeinen Früchten den belohnt, der es gepflanzt und gepflegt hat: ſo ſind auch die Eindrücke des guten Exempels eine Zeitlang unmerklich; bald werden ſie, bey verſchiedenen Veranlaſſungen, ſichtbar, und oft nach langer Zeit zeigen ſich davon die geſegneteſten Wirkungen.

So laſſet uns denn Gutes thun, und nicht müde werden, wenn wir auch einige Zeit bey andern keine Wirkung davon ſehen, zu ſeiner Zeit wird ſie gewiß ſichtbar werden.

Das iſt auch nicht zu leugnen, daß die heilſamen Wirkungen des guten Exempels durch die Menge von böſen Exempeln ſehr geſchwächt werden. Denn böſe Exempel wirken eben ſo ſtark, oft noch ſtärker, als die guten. Soll uns dieß vielleicht vom Guten abhalten? ich ſage nein, es ſoll uns vielmehr ermuntern, recht viel Gutes zu thun, um die Summe des Guten, nach unſerm beſten Vermögen, zu vergröſſern, und die ſchädlichen Eindrücke wieder auszulöſchen, die böſe Exempel auf unſere Freunde und Geſellſchafter gemacht haben. So wie der Menſchenfreund, zur Zeit der Theurung, auch den lezten Groſchen nicht ſpart, ſondern ihn aufwendet, um ſeiner Mitbürger Leben zu retten, ſo geht er auch auf dem Tugendwege deſto männlicher fort, wenn die Zahl der Böſen ſich vergröſſert, ſtellet ſein Exempel dem Strome des Leichtſinns und des Laſters entgegen, um ihn aufzuhalten und die Seelen ſeiner Brüder zu retten.

Wird er aber, werdet ihr fragen, etwas ausrichten? allerdings, ſage ich, wird er viel ausrichten. Die Tugend hat allemal ein ehrwürdiges Anſehen, das andern Hochachtung einflöſſet. Wenn ſie ſich auch gleich nicht allemal, unter einer Menge böſer Exempel, allen mittheilt, ſo macht ſie doch allemal Eindruck, ſie macht die Frechheit, die ſonſt zügellos ſeyn würde, ſcheu, ſie erhält doch noch Gefühl für Anſtand und Ehrbarkeit, ſie flößt dem Wankenden Muth und Standhaftigkeit ein, kurz, ſie verhindert, daß nicht ſo viel Böſes geſchieht; daß das Laſter nicht ſo frech handelt, und nicht ſo weit um ſich greift, als auſſerdem geſchehen würde. Und ob gleich dieſe Verdienſte des Menſchenfreundes um ſeine Zeitgenoſſen, vor den Augen der Welt, nicht immer ſichtbar ſind, ſo werden ſie ſich doch in der künftigen Welt zeigen, ſo bemerkt ſie doch der Allwiſſende Zeuge unſerer Handlungen, und wird ihrer Erwähnung thun, wenn er einſt jedem zumeſſen wird, was ſeine Thaten werth waren.

Gemeine.

Dann ruft, o, möchte Gott es geben!
Vielleicht auch mir ein Selger zu:
Heil ſey dir! denn du haſt mein Leben,
Die Seele mir gerettet, Du!
O Gott, wie muß das Glück erfreun,
Der Retter einer Seele ſeyn!

Guten Jünglinge! euch muß beſonders dieſe Betrachtung ſehr wichtig ſeyn. Ich weiß, daß unter euch manche edeldenkende ſind, die, nach ihren Kräften, gern recht viel thäten, um das Glück der Menſchenfamilie zu vergröſſern, und die ſich freuen würden, wenn ſie im Stande wären, irgend einen Menſchen auf den Tugendweg zu bringen, wo er ſein Glück finden könnte. Sehet hier das Mittel, euern edeln Wunſch zur Erfüllung zu bringen. Stellet euch unter euern Brüdern zum Vorbild in guten Werken, ſo werden ſie anfangen ſie nachzuahmen. Eure Lehrer bitten und ermahnen, ſo viel ihre Kräfte vermögen, und doch glaube ich, daß ihr unter euern Geſellſchaftern noch mehr ausrichten könnet, wenn ihr durch euern Wandel beſtätigt, was ihnen als gut und nüzlich angeprieſen wird. Wenn ihr in irgend etwas den Ton angebt, ſtimmen euch nicht bald eure jüngern Freunde bey? Wenn ihr euch es nun einen rechten Ernſt ſeyn lieſſet, in allen Verhältniſſen, recht gut zu ſeyn, recht treulich euren Pflichten nachzukommen, o welche ſelige Wirkungen würde dieß auf ſie thun. Gewiß ich glaube, ein tugendhafter Jüngling kann in einer Geſellſchaft von Kindern mehr durch ſein Exempel ausrichten, als ein tugendhafter Mann unter Erwachſenen. Denn Erwachſene haben ſchon alle ihre beſtimmte Denkungsart, ihre Neigungen ſind ſtark geworden, ihre Fehler haben Wurzel geſchlagen, und es fällt ihnen daher ſehr ſchwer, ihre Art zu denken und zu handeln abzuändern. Aber Kinder ſind noch ganz unbeſtimmt. Wenn ihr Jünglinge von dem allgegenwärtigen Gotte nie anders, als mit Ehrerbietung, ſprechet; wenn ihr in dieſem, der Verehrung Gottes geweiheten, Saale, immer mit einem Anſtande erſcheint, der tiefe Ehrfurcht ausdrückt, bey dem Vortrage Aufmerkſamkeit beweiſet, am Gebete und Geſange herzlichen Antheil nehmt, ſo wird euer Exempel gewiß auf andere wirken, und Gottes Name wird euern jungen Freunden recht heilig werden. Wenn ihr immer Muſter guter Ordnung, der Pünktlichkeit, der Arbeitſamkeit, der Mäſſigkeit, der Geduld ſeyd, und gegen die entgegengeſetzten Untugenden Abneigung blicken laſſet, ſo werden andere bald nach euch ſich bilden. Wenn ihr von andern gegen andere gut ſprechet, wenn ihr ſie auf die Treue ihrer Lehrer, auf die guten Eigenſchaften, die ihr an euern

Geſellſchaftern bemerket, aufmerkſam machet, werden ſie dieſelben nicht lieb gewinnen? werdet ihr auf dieſe Art nicht den Keim der Menſchenliebe entwickeln helfen? wenn ihr den Vorgeſezten gehorcht, gegen iedermann gefällig und rechtſchaffen handelt, gegen Elende Mitleiden blicken laſſet, gegen Beleidigungen Sanftmuth beweiſet, werden dieß nicht bald eure kleinern Freunde nachthun?

O wenn ihr doch izo, guten Jünglinge! ganz durchdrungen würdet, von dem Gefühl der groſſen Würde, die nicht nur vor allen rechtſchaffenen Menſchen, die in den Augen eurer Lehrer und Aufſeher groſſen Werth hat, ſondern die auch vor dem allwiſſenden Gotte gültig iſt, von dem Gefühl dieſer groſſen Würde, die ihr erlangen könntet, wenn ihr euern jungen Freunden immer ein recht gutes Exempel gäbet. Ihr könntet die Verbeſſerer unſers Inſtituts werden, ihr könntet mehr ächte Frömmigkeit, mehr Ordnung, Thätigkeit, Mäſſigkeit, Gefälligkeit, Rechtſchaffenheit, Gehorſam und Wohlthätigkeit, in daſſelbe bringen. Ihr könntet die Freude erleben, daß ihr

ihr Jünglinge neben euch aufwachſen ſähet, die ſich nach euch gebildet hätten, ihr könnet einſt von uns ſcheiden, mit dem Bewußtſeyn, daß die guten Eindrücke, die ihr gemacht habt, noch lange fortwirken würden. Guten Jünglinge! noch viel weiter könnet ihr wirken. Dieſe lieben Kleinen, die um euch ſind, werden gute Jünglinge ſeyn, wenn ihr ſie durch euer Beyſpiel zu guten Kindern bildet, ſie werden rechtſchafne Männer werden, und in den Gegenden, wo die Vorſehung ſie hinſtellet, Gutes ſtiften. Für die Ewigkeit könnt ihr Gutes wirken. Dieſe Kleinen, deren Herz, ohne gutes Exempel, würde verwildert ſeyn, werden, wenn ſie von euch die Tugend lernen und lieb behalten, ſich mit euch vor dem Stuhle des Vergelters alles Guten einfinden, und euch für das Gute danken, das ihr ſie gelehret habt. Sehet welch unendlichen Wirkungskreis der Tugendfreund, ſchon als Jüngling, ſich verſchaffen kann!

Chor.

Wen muß nicht die Frucht rühren,
Aus des zweyten Todes Qual

Eines Bruders Geiſt zu führen,
Zu der Auserwählten Zahl?
Macht es dir auch Müh und Plagen,
Leid es, um dereinſt zu ſagen:
Hier bin ich, und die mit mir,
Die ich brachte, Herr, zu dir!

Noch einmal, meine Lieben! rufe ich euch die Worte des Paulus zu: **Allenthalben ſtelle dich zum Vorbild guter Werke!** Die Befolgung derſelben, iſt der thätigſte Beweis der Menſchenliebe. Alles andere, was wir zum Beſten anderer thun können, iſt nichts gegen die Beſſerung derſelben. Speiſet die Hungrigen, bekleidet die Nacketen, verſorget die Waiſen, dieß alles hilft ihnen wenig, wenn ihr ſie nicht auch lehret Gott und die Tugend zu lieben. Nicht Eſſen und Trinken, nicht Kleidung, nicht Geld, Tugend, Tugend, Tugend allein, das iſt eine ewige Wahrheit, Tugend allein macht den Menſchen glücklich. Und es iſt eine Entehrung des ehrwürdigen Namens Menſchenfreund, wenn wir uns denſelben beylegen, ohne die Ausbreitung der Tugend uns angelegen ſeyn zu laſſen.

Groſſer Troſt für den ächten Menſchenfreund! Unſere Vermögensumſtände ſind oft ſo beſchaffen, daß wir nicht ſo wohlthätig ſeyn können, als wir wollten. Menſchen beſſern, das können wir aber alle. Wenn wir ſelbſt, durch Gottes Beyſtand, gut ſind, ſo wird unſer Exempel mächtig auf andre wirken. Sollten dieſe Wirkungen auch immer unſichtbar vor der Welt ſeyn, ſo ſieheſt du ſie doch, deſſen Auge heller als die Sonne ſind!

O wir danken dir, daß du uns allen Gelegenheit geſchenkt haſt, ſo viel Gutes zu wirken, und ſo deinen Namen unter den Menſchen herrlich zu machen, dein Reich, die Zahl der guten und glücklichen Menſchen zu vergröſſern. Allbarmherziger bewahre uns, daß nicht durch unſer böſes Exempel eines deiner Kinder zum Böſen verleitet werde!

Gemeine.

Erhör uns Gott!

Liturge.

Gieb uns Muth, durch Tugend dich vor

den Menſchen zu preiſen, und hilf, daß unſer Exempel viel Gutes wirke!

Gemeine.

Erhör uns Gott!

Liturge.

Allbarmherziger ſchenke uns doch die unausſprechlich groſſe Freude, daß wir in dieſer und der künftigen Welt Menſchen finden, die durch uns gebeſſert wurden.

Gemeine.

Erhör uns Gott! Erhör uns Gott! Erhör uns Gott!

Siebenzehnte Verehrung.

Ich will dich izo, geliebte Verſammlung! mit einigen Vorurtheilen bekannt machen, die ſehr alt und ſehr gewöhnlich ſind, und groſſen Schaden in der Welt anrichten. Die Bruderliebe, die wir allen Menſchen ſchuldig ſind, wird dadurch geſchwächt, Neid und Unterdrückung befördert, und ungemein viel Gutes dadurch verhindert. Dieß will ich dir izo beweiſen, und wenn du darauf aufmerkſam biſt, ſo hoffe ich, dich davon überzeugen zu können. Kann ich mir wohl zu deiner Aufmerkſamkeit Hofnung machen?

Gemeine.

Wir ſind ja verſammelt hier
Gute Lehre anzuhören,
Und die Macht des Vorurtheils
Immermehr bey uns zu ſchwächen:
Drum wird izo unſre Seele
Gern auf dieſen Vortrag merken.

Gott der Wahrheit ſegne meinen Vortrag! Kläre meinen Verſtand auf, daß ich reden mag was wahr und gut und dir gefällig iſt, und gieb denen, die mich hören, Luſt und Kraft es in Ausübung zu bringen!

Gemeine.

Gott der Wahrheit ſegne du
Unſern wohlgemeynten Willen.
Laß durch dein wohlthätiges Licht
Jedes Irrthums Nacht vertreiben,

Daß wir immer weiſer werden,
Und mit Weisheit Gutes wirken!

Das erſte Vorurtheil, mit dem ich euch izo bekannt machen will, beſteht darinne, daß man den Werth des Menſchen nach ſeinem Stande und nach ſeiner Herkunft, nicht aber nach ſeiner innern Güte beſtimmt, daß man von einem Menſchen, der niedriges Standes und von geringer Herkunft iſt, nichts, hergegen von einem andern, deſſen Aeuſſerliches viel Blendendes hat, alles erwartet.

Dieß Vorurtheil iſt ſehr alt, und wir treffen ſchon in den Zeiten Jeſu Spuren davon an. Er unterrichtete das Volk mit ſolchem Nachdruck, daß ihn jeder Zuhörer fühlte; er trug Grundſäze vor, deren hohe Weisheit noch izo, nach achtzehen Jahrhunderten erkannt, und, ſo lange als Menſchen leben, gewiß erkannt werden wird, und gleichwohl fand er bey vielen ſeiner Landsleute und Zeitgenoſſen nicht den Beyfall, den er verdiente. Und warum? deswegen, weil er nicht von vornehmen Stande war. Als er einſt einen ſehr nachdrücklichen Vortrag gehalten hatte, ſo ſtaten verſchiedene ſeiner Zuhörer auf und ſagten: iſt dieſer nicht der Zimmermann, Mariä Sohn, und der Bruder Jacobi und Joſes, und Judä und Simonis? Was können wir, wollten ſie ſagen, von dieſem erwarten, der eine ſo arme Mutter, ſo niedrige, unberühmte Anverwandten hat?

Welche Thorheit! Geſezt, daß die Herkunft dem Menſchen einigen Werth gäbe, was für Grund hatte man denn, Jeſum ſeiner Herkunft wegen zu verachten? war gleich ſeine Mutter und Brüder arm und niedrig, ſo konnte er doch die berühmteſten Männer zu ſeinen Vorfahren zählen. David, der berühmte Mann, der durch ſeine Klugheit und Tapferkeit ſich auf den Iſraelitiſchen Thron ſchwang, dem das Iſraelitiſche Reich ſeinen ganzen Glanz zu verdanken hatte, war ſein Stammvater; die ganze Reihe von Königen, welche verſchiedne Jahrhunderte hindurch in Jeruſalem regierten, gehörten zu ſeinem Stammbaum. Und er war alſo gewiß von vornehmerer Abkunft, als viele, die ihn ſeiner Niedrigkeit wegen verachteten.

Es iſt alſo ein ſehr groſſes Vorurtheil, wenn man jemanden ſeiner Abſtammung wegen verachtet, denn es kann ja gar nicht ausgemacht werden, welcher Menſch die vornehmſte Abſtammung habe? Wären wir vermögend, eines jeden Menſchen Geſchlechtsregiſter verſchiedne Jahrhunderte hindurch zu führen, ſo würden wir finden, daß manches Mannes, der izo hinter dem Pfluge geht, Stammvater vor etlichen Jahrhunderten an der Spize einer groſſen Armee des Vaterlands Freyheit vertheidigte, daß mancher, der izo ſehr hoch über andere erhoben ſteht, aus der Hirtenhütte herſtamme, daß mancher arme Bürger mit dem Vornehmſten im Staate einen gemeinſchaftlichen Stammvater habe.

Gemeine.

Wir alle ſind ja Brüder,
Und eines Leibes Glieder,
Gott, wir ſind alle dein!
Wie dürft ich die verachten,
Die, arm und niedrig, ſchmachten?
Nein Brüder, und du, Vater, nein!

Und geſezt, daß jemand darthun könne, daß er, verſchiedne Jahrhunderte hindurch, groſſe und berühmte Leute zu ſeinen Vorfahren gehabt habe, giebt ihm dieſes wohl den geringſten Werth? Daß es ihm ein Recht auf verſchiedne äuſſerliche Vorzüge gebe, iſt bekannt, giebt es ihm aber wohl mehr innern Werth? oder daß ich mich deutlicher ausdrücke. hat ein Menſch von geringer Herkunft einen ſchwächern Verſtand, ein ſchlechter Herz, als derjenige, der von vornehmern Eltern abſtammt? Ich glaube keines von beyden. Wenn Kinder von ungleicher Abſtammung auf die Welt treten, ſo ſind ſie beyde gleich ſchwach, gleich unwiſſend, das Kind des Vornehmen bringt nicht die geringſte Kenntniß mehr mit, als das Kind des Geringern. Und, wenn in der Folge bey dem einen mehr gute Anlagen, als bey dem andern, ſichtbar ſind, ſo rührt es nicht daher, weil ſeine Eltern vornehmer, ſondern weil ſie geſünder waren. Betrachtet eine Verſammlung von kleinen Kindern aus verſchiednen Ständen! ihr werdet kluge und einfältige in jedem Stande vermiſcht finden. Mit zunehmenden

den Jahren ſcheint zwar einiger Unterſchied ſichtbar zu werden. Das Kind des Vornehmen bekommt Lehrmeiſter, auf ſeinen Unterricht wird groſſer Aufwand gemacht, das Kind des Geringern bekommt hingegen gemeiniglich, wegen ſeiner Eltern Armuth, wenig oder gar keinen Unterricht, und es muß jenes alſo nothwendig viele Kenntniſſe ſich erwerben, die dem leztern mangeln. Dahingegen hat das leztere einen mächtigen Reiz ſeine Kräfte ſelbſt auszubilden. Das Gefühl ſeiner Dürftigkeit iſt ihm ein beſtändiger Sporn, ſeine Kräfte anzuwenden, ſich dadurch aus derſelben herauszureiſſen, und ſo dieſelben zu verſtärken, und des Vornehmern Kind, da es alle ſeine Bedürfniſſe im Ueberfluſſe vorfindet, immer genießt, ohne den Genuß ſich zu verdienen, keine Neigung fühlt, ſeine Kräfte anzuſpannen, und ſo dieſelben leicht erſchlaffen läßt. Es iſt daher augenſcheinlich, daß der niedrige Stand dem vornehmen an körperlicher Kraft und Geſchicklichkeit überlegen ſey. Aber eben dieß Gefühl ſeiner Dürftigkeit, das ihn lehrt, ſeine körperlichen Kräfte anzuſtrengen, reizt ihn auch oft, daſs er nachdenkt, beobachtet, überlegt, wie er zur Verbeſſerung ſeines Zuſtandes Mittel finden will, und ſo wird ſein Verſtand geübt und geſchärft, daſs er, ohne fremden Unterricht, durch ſeine eigne Kraft, ſich Kenntniſſe und Fähigkeiten erwirbt, die Bewunderung und Hochachtung verdienen. Kann man nicht groſſe Leute in allen Fächern der Wiſſenſchaften und der Gelehrſamkeit anführen, die von den geringſten Eltern entſproſſen waren? Stammten die Freunde Jeſu, durch welche der Grund zur Aufklärung von ganz Europa iſt gelegt worden, ſtammten ſie nicht alle aus dem niedrigſten Stande her?

Eben ſo wenig iſt ein gutes Herz, oder eine rechtſchafne Geſinnung, ein Vorzug, der dem vornehmen Stande mehr, als dem geringen, eigen wäre. Wahr iſt es wohl, daſs der niedrige Stand, wegen ſeiner gewöhnlichen Dürftigkeit, viel Reiz zur Niederträchtigkeit habe, und, weil er unbemerkt in der Welt lebt, und da, wo er bemerkt wird, verachtet iſt, ſich nach und nach gewöhnt, Verachtung zu tragen, ohne Neigung zu fühlen, durch edle Handlungen ſich aus derſelben

ſelben heraus zu arbeiten; wahr iſt es aber auch, daß der vornehmere Stand, wegen des Ueberfluſſes, in dem er insgemein lebt, beſtändige Reizung zum Uebermuth, zur Unterdrückung, zur Wolluſt und Ueppigkeit habe. Das Herz des Vornehmen und des Niedrigen iſt in gleicher Gefahr verderbt zu werden.

In der Vornehmern Händen ſind zwar die Bücher, durch deren Leſung ſie ihr Herz bilden und ihren Charakter veredeln können, die dem niedrigen Stande unbekannt bleiben, aber ſie beſizen auch alle die Schriften, die die heiligſten Wahrheiten ſpotten, und durch allerhand ſcheinbare Einwürfe verdächtig machen, ſind auf ſolche Art in Gefahr in allerhand ängſtliche, die Gemüthsruhe ſtörende Zweifel zu verfallen. Der Niedrige hingegen verläßt ſich voller Vertrauen auf die Regierung des Allgütigen, und wirkt Gutes, voll Ehrfurcht gegen den, der jede gute That gewiß zu vergelten verſprochen hat.

Daher iſt es zwar ausgemacht, daß man im vornehmen Stande Exempel genug von Rechtſchaffenheit, Menſchenliebe und Großmuth findet, aber die Erfahrung beſtätigt auch, daß es unter der geringſten Klaſſe der Menſchen Leute gebe, die mit unerſchüttertem Muthe die Widerwärtigkeiten dieſes Lebens tragen, die, ohne Vergeltung, jedem Unglücklichen beyſtehen und ihn retten, und ſich nicht ſcheuen, Gut und Blut für andere aufzuopfern.

So iſts alſo gewiß, daß Verſtand und Rechtſchaffenheit, Weisheit und Frömmigkeit, im niedrigen Stande ſo wohl als im vornehmen zu finden ſind. Und das ſind doch eigentlich die Eigenſchaften, die dem Menſchen wahren innern Werth geben. Statt alſo auf die äuſſerlichen Vorzüge des Standes ſtolz zu ſeyn, oder über die Niedrigkeit deſſelben kleinmüthig zu werden, laßt uns darnach ſtreben, daß wir dieſe Güter erlangen, die allein uns wahren Werth geben.

Chor.

Ein weiſes, frommes Herz,
Das ſey dein Schaz auf Erden!
Sonſt alles, nur nicht dieß,
Kann dir entriſſen werden;
Es bleibt im Tod auch dein,

Und folgt dir aus der Zeit,
Zum ſeligſten Gewinn,
Bis in die Ewigkeit.

Iſt dieſer, fragten die Feihde Jeſu, nicht der Zimmermann? und deswegen, weil Jeſus ein Zimmermann war, oder weil er ſeinen Pflegvater bey dem Zimmerhandwerke unterſtüzt hatte, wollten ſie ihn nicht hören. Wäre er ein Schriftgelehrter geweſen, hätte er mehr die Schriften der Jüdiſchen Gelehrten geleſen, ſo würden ſie ſich lehrbegierig zu ihm gedrängt haben.

Dieß führt mich auf ein ander Vorurtheil, das darinnen beſteht, daß man ohne Einſchränkung dem Gelehrten gröſſern Werth als dem Ungelehrten beylegt.

Daß auch dieß unrecht ſey, iſt leicht zu beweiſen. Der Gelehrte beſizt zwar ungleich mehr Kenntniſſe, als der Ungelehrte, aber dieſer hat auch insgemein mehr Geſchicklichkeit als jener. Jener kennt verſchiedene Sprachen, die Geſchichte vieler Völker, die Beſchaffenheit vieler Länder, aber dieſer kann das Land bauen und verſteht die Kunſt, die Nahrungsmittel und Erquickungen, die wir alle bedürfen, hervorzubringen, oder er hat die Geſchicklichkeit, die Produkte der Natur zu verfeinern, zu veredeln, und ſo zu verarbeiten, daß dadurch unſere Bequemlichkeit befördert, und unſer äuſſerlicher Wohlſtand verſchönert wird. Unſere Wohnungen, Hausgeräthe, Kleidung, Nahrungsmittel, hat uns dieſe nicht alle der Stand der Ungelehrten geliefert?

Selbſt die Weisheit iſt dem Gelehrten nicht mehr eigen, als dem Ungelehrten. Denn was iſt Weisheit? iſt es nicht das Vermögen, zu guten Zwecken taugliche und hinlängliche Mittel zu wählen? Wenn ein Menſch Einſicht genung hat, ſeines Körpers Geſundheit zu erhalten, ſein Gemüth vor nagenden Sorgen zu verwahren, ſeine eigene und anderer unangenehme Lage immer mehr zu verbeſſern. Verdient dieſer nicht den Namen eines Weiſen? Je mehr man den Menſchen, ſeine Neigungen, den Charakter ſeiner Zeit und ſeines Volks und die Kräfte der Dinge, die um uns ſind, kennt, deſto mehrere Anlage hat man zur Weisheit. Iſt dieß nun das Vorrecht des Gelehrten? Wahr iſt es, daß dieſer Gelegenheit hat aus Büchern dieß alles zu erlernen, und in wenigen Stunden, die nüzlichſten Kenntniſſe zu erlangen, aber eben dieß zieht auch oft ſeine Aufmerkſamkeit von ſeiner gegenwärtigen Lage ſo weit ab, daß er allerley kennen lernt, was in den älteſten Zeiten geſchehen, und in den entlegentſten Ländern zu finden iſt, nur die Dinge nicht, die zunächſt um ihn ſind; er kennt vielleicht die Sterne, aber nicht die Pflanzen, die um ihn wachſen, er iſt vielleicht mit der Staatsverfaſſung des alten Roms, aber nicht mit der Verfaſſung der Stadt bekannt, in deren Mauern er lebt. Der Ungelehrte hingegen wird nicht ſo ſehr zerſtreuet, er kann ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf das Gegenwärtige richten, kann beobachten, Erfahrungen machen, und aus dieſen Beobachtungen und Erfahrungen ſich Grundſäze wahrer Weisheit ſammlen.

Noch weniger iſt von der Gelehrſamkeit zu erwarten, daß ſie das Herz beſſere. Die Erkenntniß eines Gottes, der in das Verborgne ſieht, und jedem nach ſeinen Werken vergelten wird, dieſe Erkenntniß iſt es eigentlich, die das

Herz beſſert und veredelt, alle übrige Kenntniſſe tragen dazu wenig oder nichts bey. Hat aber dieſe Kenntniß der Ungelehrte nicht eben ſo wohl als der Gelehrte?

Gemeine.

Du, Gott, läßt uns in deinem Worte lehren,
Wie wir dir dienen ſollen und dich ehren;
Du zeigeſt uns Erlöſung von den Sünden,
Und wie wir dich, o Erſter! können finden.
Ach ewig, ewig ſey du, Herr, geprieſen,
Für dieſe Gnade, die du uns erwieſen!

Aus dieſen Vorurtheilen, als wenn man von dem vornehmen und dem Stande der Gelehrten alles erwarten müſſe, von dem Niedrigen und Ungelehrten nichts hingegen erwarten dürfe, iſt viel Elend und Misvergnügen in der Welt entſtanden. So wie die Geſellſchaft der Thiere ſich in eine Menge kleinerer Geſellſchaften theilt, von der keine mit der andern Gemeinſchaft hat, ſo geht es auch mit der Geſellſchaft der Menſchen. Sie, die eine Familie, eines Gottes Kinder ſind, und als Brüder Zutrauen zu einander haben, und einander erfreuen ſollten, theilen ſich in eine

Menge kleiner Geſellſchaften, davon immer eine die andere als eine verſchiedene Gattung von Geſchöpfen betrachtet und ihren Umgang flieht. Der Vornehme, der Gelehrte, iſt in einer Stube voll Handwerksleute gemeiniglich ſtumm und einſam, und ſehnt ſich nach dem erwünſchten Augenblicke, da er ſie verlaſſen kann. Und der Niedrige und Ungelehrte empfindet Angſt und Bangigkeit, wenn er in die Geſellſchaft von Vornehmen und Gelehrten tritt.

Und ſo wie die Thiere von verſchiednen Gattungen gemeiniglich auf einander beiſen und hacken, wenn ſie einander nahe kommen. So thun es, leider! auch die verſchiednen Stände der Menſchen. Der Vornehme und Gelehrte druckt und kränkt mit muthwilligem Spotte den Ungelehrten und Niedrigen, und dieſer betrachtet die Vorzüge der andern mit neidiſchen Augen und ſucht durch heimliche Tücke und Bosheit ſie zu kränken. So wird das Band der Liebe, das unſere Herzen feſſeln ſollte, immer lockerer gemacht, das gegenſeitige Zutrauen geſchwächt, und die Menſchen, die ihre Kräfte gemeinſchaftlich anwenden ſollten, um ſich den Aufenthalt auf der Erde recht angenehm zu machen, handeln einander entgegen, und einer ſtört das Vergnügen des andern.

Welch einen wichtigen Zuſaz würde doch alſo unſere Glückſeligkeit erlangen, wenn wir dieſe, zwar alten, aber äuſſerſt thörichten und ſchädlichen Vorurtheile ablegten; wenn wir das Gute, das jeder Menſch, ohne Unterſchied des Standes, an ſich hat, aufſuchen und ſchäzen; die Feinheit der Sitten, die ausgebreitete Weltkenntniß an dem einen, die Mannigfaltigkeit der Kenntniſſe an dem andern, die mannigfaltigen Geſchicklichkeiten, und die Bekanntſchaft mit unendlich vielen Dingen, die der Aufmerkſamkeit anderer entwiſchen, an dem dritten Stande lieben lernten, an jedem Menſchen die vortreflichen Anlagen zum Guten, die ihm ſein Schöpfer ertheilt hat, uns bekannt machten; ſo würde die gegenſeitige Bruderliebe, das gegenſeitige Zutrauen, immer mehr Nahrung bekommen, und das geſellſchaftliche Vergnügen befördert werden.

Gemeine.

Darum, Gott, gieb mir ein Herz,
Das von Menſchenlieb entbrennet;
Auch in Niedrigkeit und Schmerz,
Seinen Bruder nicht verkennet;
Nie in eitelm Wahn vergißt,
Daß ein Menſch, wie ich, er iſt.

Dadurch, daß der niedrige Stand und der Stand der Ungelehrten ſo ſehr gering geſchäzt wird, wird noch auf andere Art unglaublich viel Gutes verhindert. Es entſteht Verdroſſenheit, Kleinmuth bey demſelben. Der Mann, der die herrlichſten Anlagen hat groſſe Dinge zu unternehmen, erſtickt dieſelben, und verbringt ſeine Lebenszeit bey einer Handthierung, zu der weiter nichts als Feſtigkeit der Knochen erfordert wird, weil er es für unmöglich hält, daß ein Menſch von ſo niedrigem Stande, etwas wichtiges thun könne. Ein anderer, der durch lange Beobachtung eine Entdeckung gemacht hat, die für die Welt ſehr nüzlich ſeyn könnte, theilt ſie ſchüchtern andern mit; aber ſo wie man zu Jeſu voller Verachtung ſagte, iſt dieſer nicht ein Zimmermann? ſo weißt man auch dieſen mit bitterm Spotte zurück, und denkt, was will uns dieſer ſagen, der nie eine Akademie beſuchte, nie ein Buch geleſen hat. Wollte ein Mann mit ſcharfſichtigem Blicke die Talente eines Haufens Kinder, vom gemeinſten Pöbel, prüfen, ſo würde er in vielen die herrlichſten Anlagen zur Kunſt, zur Wiſſenſchaft, zu den wichtigſten Unternehmungen entdecken. Aber ſo lange man dieſe nicht entdeckt, ſo werden dieſe, die der menſchlichen Geſellſchaft ſo nüzlich hätten ſeyn können, zu den niedrigſten Arbeiten verdammt, und die wichtigern Geſchäfte in die Hände ſolcher gelegt, die dazu weder Kraft noch Neigung haben.

In der Geſellſchaft der Niedrigen und Ungelehrten liegt ein Schaz von Kenntniſſen verborgen, den die Schäze aller Indiſchen Bergwerke nicht bezahlen können. So wie die Körner des Goldſandes auf dem Boden verſchiedner Flüſſe zerſtreuet liegen, ſo liegen dieſe Kenntniſſe auch zerſtreuet in einer Menge Menſchenſeelen. Dieſer kennt die Kraft dieſer, jener die Kraft einer andern Pflanze; einer kennt ein Mittel gewiſſe

Krankheiten zu heilen, der andere hat Vortheile verſchiedene Produkte der Natur zu benuzen, der dritte beſizt die Geſchicklichkeit verſchiedenen Unbequemlichkeiten des menſchlichen Lebens abzuhelfen. Es iſt kein Menſch ſo arm und unwiſſend, der uns nicht etwas Nüzliches lehren könnte. Dieſe Schäze bleiben nun alle verborgen dem, der mit Verachtung auf den niedrigen Stand herab ſieht. Derjenige aber entdeckt ſie und ſammlet ſie ein, der auch den Niedrigſten hoch ſchäzt, ſich ſeinem Umgange nicht ganz entzieht, und ſeine Liebe ihm ſchenkt.

Chor.

Unſrer Gaben Unterſchied
Knüpft das groſſe Band auf Erden:
Jeder, der ſich treu bemüht,
Kann oft Vielen nüzlich werden.
Lebteſt du mit ihm allein,
Wäre dir kein Menſch zu klein.

Wir haben, meine Brüder, alle, der Hohe und der Niedrige, der Gelehrte, und der Ungelehrte einen Vater! unſern Gott!

Gemeine.

Unſern Gott!

Dieſer gute Vater hat keines ſeiner Kinder vergeſſen. Jedem hat er Gaben ertheilt, durch die es ſein und anderer Glück befördern kann. So gut iſt Gott!

Chor.

So gut iſt Gott!

So laſſet uns alſo nie einander beneiden und verachten, ſondern das Gute ſchäzen, das jeder von ſeinem guten Vater empfangen hat, und als wahre Brüder einander lieben.

Gemeine.

Das gebe Gott!

Achtzehnte Verehrung.

Lobe den Herrn meine Seele!

Chor.

Und was in mir iſt ſeinen heiligen Namen!

Lobe den Herrn meine Seele!

Chor.

Und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat!

Lobet den Herrn alle ſeine Werke!

Chor.

An allen Orten ſeiner Herrſchaft!

Die gegenwärtige Jahreszeit iſt die erfreulichſte für die Landleute. Nachdem ſie den Sommer durch, bey brennender Hize, unter Vergieſſung vieles Schweißes, oft mit Ueberſpannung ihrer Kräfte, gearbeitet haben, haben ſie nun ihre Ernde geendiget, genieſſen nun die Früchte ihres Fleiſſes, freuen ſich mit ihren Kindern und danken Gott dafür.

Billig nehmen wir an ihrer Freude Theil: denn auch für uns haben ſie eingeerndet, denn auch wir werden alle Tage mit ihnen von ihrer Ernde eſſen, und unſern Theil bekommen, von dem, was ihr Fleiß hervorgebracht hat. Auch für uns haben ſie Brod und Gemüſe erbauet, für uns haben ſie die Heerde geweidet. Und durch ihre Bemühungen iſt ein ſo reicher Vorrath zuſammen gebracht worden, daß wir den ganzen Winter durch davon leben und unſere Sättigung haben werden.

Laßt

Laſt uns alſo an ihrer Freude Theil nehmen, und mit Vergnügen auf den Segen ſehen, der uns und ihnen beſcheert worden iſt. Aber laſt uns auch Theil nehmen an dem Danke, den ſie dem Vater der Menſchen izo bringen, der ſeine milde Hand aufthut, und alles was lebt mit Wohlgefallen ſättigt. Denn Er Er iſt es, von dem wir Brod und Gemüs und Getränke, und alle unſere Nahrungsmittel, bekommen. Hätte Er ſeinen Thau und Regen, der unſere Felder fruchtbar machte, zurück gehalten, würde nicht aller Fleiß und Anſtrengung des guten Landmanns umſonſt geweſen ſeyn? Würde er uns wohl von ſeinem Vorrathe etwas haben zukommen laſſen können, wenn er ſelbſt Mangel gelitten hätte? Und was würde denn aus uns worden ſeyn? So wie die Bäume dahin welken und verdorren, wenn ihre Wurzel keinen Saft mehr hat, ſo fällt auch der Wohlſtand der Städte dahin, ſobald der Zufluß aufhört, den ſie aus den Hütten des Landvolks bekommen. Sorge und Gram und Mangel und Hunger ſchleichen von Haus zu Haus und richten die traurigſten Verheerungen an.

Gott hat aber dieſen Jammer von uns abgewandt, er hat uns Thau und Regen beſcheert, und, da einige Wochen unſere Flur unter anhaltender Dürrung trauerte, doch noch zur rechten Zeit Erquickung vom Himmel herabgeſendet, ſo, daß ſie eine Menge von Lebensmittel hervorgebracht hat, die der Landmann genieſſen, und uns einen reichen Antheil davon zukommen laſſen kann. Die Wurzeln unſerer Stadt haben durch Gottes Segen Saft bekommen, und unſere Stadt wird grünen, gleich einem Baume der gepflanzt iſt an den Waſſerbächen, der reichliche Früchte bringt, und deſſen Blätter nicht verwelken.

Erkennet es, meine Lieben, und danket Gott dafür!

Chor.

Dankt dem Herrn! mit frohen Gaben
Füllet er das ganze Land!
Alles, alles, was wir haben,
Kommt aus ſeiner Vaterhand!
Dankt dem Herrn!

Wenn ihr, meine Lieben, die Kraft dieſer Ermunterung gefühlt habt, ſo druckt eure Empfindungen durch ein Danklied aus!

Gemeine.

Gemeine.

Der Erdkreis iſt von deiner Güte,
Von deiner Weisheit iſt er voll.
Herr, unterweiſe mein Gemüthe,
Wie ich dich würdig loben ſoll.
Gieb, daß mein Herz dich freudig liebt,
Dich, der mir ſo viel Gutes giebt;

Das Saamkorn wird in deinem Namen,
Auf Hofnung in das Feld geſtreut.
Allgütiger, du gabſt dem Saamen,
Da du ihn ſchufſt, die Fruchtbarkeit.
Zur Erndte giebſt du auch allein
Dem Landmann Kraft, Zeit und Gedeihn.

Es iſt aber auch billig, daß wir unſere Dankbarkeit beweiſen, gegen diejenigen Perſonen, durch welche uns Gott dieſen Segen hat zuflieſſen laſſen, gegen den Stand der Landleute. Sie ſind gerade die nützlichſten Glieder des Staats, weil ſie uns diejenigen Dinge verſchaffen, die zur Erhaltung unſers Lebens am unentbehrlichſten ſind. Alle Werke der Kunſt, ſo viel ſie auch zur Verſchönerung unſers Zuſtandes und unſerer Aufheiterung beytragen mögen, können wir entbehren,

behren, und doch leben. Wie bald würde es aber mit uns aus ſeyn, wenn wir Brod und Gemüß, und andere nothwendige Lebensmittel, die der Landmann durch ſeinen Fleis hervorbringt, entbehren müßten!

Der Stand der Landleute iſt auch derjenige, der die allerbeſchwerlichſten Arbeiten übernimmt. Zweifelt ihr daran, ſo beſehet ſelbſt ſeine Geſchäfte! ſeht, wie er in der ſtrengſten Witterung ausgeht, ſo bald der Tag anbricht, und ſeine Arbeiten treibt, wenn gleich der Nordwind durch ſeine Locken ſauſt, und ſein Gewand mit Schneeflocken bedeckt; wie er aushält, bis die Abenddämmerung ihn nöthigt, in ſeine Hütte zurück zu kehren! Sehet, wie er in den heiſeſten Tagen des Sommers, mit Staub und Schweis bedeckt, das Getraide abmähet, und einſammlet, und zuſammenführt, das ihn und uns ſättigen ſoll! Betrachtet die Anſtrengung, mit welcher er unſere Lebensmittel uns zuführt, und geſtehet, daß die größten Laſten auf ſeinen Schultern liegen! Wenn andere in ihren Zimmern ihre Bequemlichkeit pflegen, ſo ſpannet er, mit Aufopferung ſeiner

Bequemlichkeit, alle ſeine Kräfte an, um der Erde die Schäze, die ſie in ſich hält, gleichſam abzudringen.

Und bey alle dem Nuzen, den er uns verſchaft, bey allen Arbeiten, die er übernimmt, iſt er doch insgemein am ſchlechteſten belohnt. Armuth iſt insgemein des Landmanns Loos. Der gröſſere Theil von dem, was er unter Vergieſſung vieles Schweiſes hervorbrachte, fällt in die Hände derer, die in den Städten wohnen. Den Kern ſeines Getraides, die fetteſten Stücke ſeiner Heerden, die feinſte Wolle, das ſchmackhafteſte Obſt, iſt er gezwungen ihnen zuzuführen, und das wenigſte, und insgemein das ſchlechteſte behält er zur kümmerlichen Erhaltung ſeines und ſeiner Kinder Leben.

Faſt alle Vergnügungen, faſt alle Bequemlichkeiten, die wir genieſſen, muß er entbehren. Seine elende Hütte iſt kaum hinlänglich, den Regen abzuhalten, ſein ſchlechtes Kleid, ihn vor Kälte zu ſchüzen, und ſeine kümmerliche Koſt, ihn gegen den Hunger zu verwahren. Er arbeitet und ſorgt, unterdeſſen, daß viele andere müſig gehen und ſchwelgen.

Ach möchte doch dieſe Schilderung von dem Zuſtande der Leute, die uns ernähren und kleiden, tiefen Eindruck auf euch machen, damit ihr ſie lieb gewinnen und hochſchäzen möchtet!

Denn der Undank, den man gegen dieſe nüzlichen, arbeitſamen, ſchlecht belohnten, Menſchen beweiſt, iſt ſehr gewöhnlich, und ſehr groß. Insgemein verachtet man ſie, weil ſie von alle dem nichts wiſſen, was wir gelernt haben, und bedenkt nicht, daß ſie auch vieles verſtehen, was uns unbekannt iſt, daß ſie die nüzlichſte Kunſt gelernt haben, die Kunſt Brod zu bauen; bedenkt nicht, daß ſie alles das, und manche noch weit mehr, als wir wiſſen würden, wenn ſie eben den Unterricht genoſſen hätten, den wir gehabt haben; bedenkt nicht, daß es einem Menſchen, der von der Kindheit an, wie ein Galeerenſclave, an den Pflug geſchmiedet iſt, und Jahr aus Jahr ein, wie eine Maſchine, einerley Arbeiten treiben muß, unmöglich iſt, mit ſeinem Geiſte ſich zu erheben, nachzudenken und zu überlegen, und ſich ſo Kenntniſſe zu erwerben. Denn leider gehen die größten Talente im Bauernſtande verlohren, und werden gleichſam zertretten, Menſchen, die Nationen hätten aufklären können, werden aus Mangel und Dürftigkeit, zu Maſchinen gemacht.

Man verachtet ferner dieſen Stand, wegen der Rauheit ſeiner Sitten, und bedenkt nicht, daß ein Menſch, der beſtändig die gröbſte Arbeit treiben muß, unmöglich ſeine Sitten verfeinern kann.

Oft betrachtet man dieſen Stand auch blos wie Thiere, die nur da wären, uns zu dienen und zu ſättigen, und hält alle Ränke für erlaubt, ihnen den Biſſen Brod, und die wenigen Groſchen, deren Erwerbung ihnen ſo ſauer war, aus den Händen zu winden.

Solcher Undank ſey von uns allen fern! Können wir zur Verbeſſerung des Zuſtandes der Menſchen, die uns ſpeiſen und kleiden, weiter nichts beytragen, ſo laßt uns doch wenigſtens ſie nicht verachten. So oft wir uns mit ihnen unterhandeln, ſo laßt uns gegen ſie freundlich, herablaſſend und gefällig ſeyn, damit ſie es merken, daß wir ſie lieb haben und hoch ſchäzen! Ein freundlicher Gruß, eine liebreiche Anrede, macht ſolchen Perſonen, die unter ihren Laſten ſeufzen, oft mehrere Freude, als das größte Geſchenk.

Wenn wir glauben, mehr als ſie zu ſeyn, ſo laßt es uns gegen ſie beweiſen, durch Rechtſchaffenheit und Ehrlichkeit! Denn Rechtſchaffenheit iſt es eigentlich, die einen Menſchen über den andern erhebt, und der Würde eines Engels näher bringt.

Und ſollte einer und der andere von uns Gelegenheit haben, ſonſt etwas für ſie zu thun, einen Theil der Laſten, die ſie tragen, abzunehmen, und in ihre Hütten mehr nüzliche Kenntniſſe, mehr Freuden zu bringen, ach, ſo laßt uns hierzu willig ſeyn.

Iſt es denn nicht billig, daß wir denen, die täglich die Stadt mit dem verſorgen, was ſie durch ihre Arbeit hervorgebracht haben, auch von dem mittheilen, was in der Stadt durch Nachdenken und Ueberlegung erfunden wurde?

Nach der Vorſtellung, die uns Jeſus Chriſtus, der Erlöſer der Menſchen, von der menſchlichen Geſellſchaft gemacht hat, und die immer die wahreſte iſt, iſt ſie ein Leib, und alle Menſchen ſind Glieder davon. Und ein Glied ſollte das andere verachten? Das Auge ſollte verächtlich die beſtändig arbeitſamen Hände anſehen, deswegen, weil ſie nicht auch Augen ſind? das ſey ferne von uns!

Gemeine.

Wir ſind Bürger einer Welt,
Kinder eines Vaters, Brüder,
Die er huldreich all erhält;
Alle eines Leibes Glieder,
Die ſein weiſer Allmachtsruf
Alle, ſich zu dienen, ſchuf.

Und warum ſollten wir uns ſchämen, ſie für unſere Brüder zu erkennen, ſie zu lieben, zu ehren, die der Allvater für ſeine Kinder erkennt? Auch ſie tragen des Allweiſen und Allgütigen Bild an ſich, auch ſie haben Vermögen zum Nachdenken, zum Erfinden, auch ſie ſind guter edler Handlungen fähig, und manche edle That geſchieht in der Bauernhütte, die blos deswegen unbekannt bleibt, weil derjenige, der ſie thut, zu beſcheiden iſt, als daß er ſie bekannt machen ſollte. Auch ihnen thut der Vater im Himmel Gutes. Die erſten Sonnenſtrahlen fallen faſt täglich in ihre Augen, die Freuden des kühlen Morgens ſind gemeiniglich ihr Theil, Hunger erſezt die Würze, die ihnen fehlt, und dauerhafte Geſundheit hält ſie ſchadlos für alle Unbequemlichkeiten, die ſie übernehmen, und für alle Bequemlichkeiten, die ſie entbehren müſſen. Und wenn er einſt geben wird einem jeglichen, nachdem ſeine Werke ſeyn werden, wird auch jeder von ihnen ſeiner guten Thaten Belohnung erhalten.

Warum wollen wir uns ihrer ſchämen, da uns unſer Hof ſo oft Exempel giebt, wie hoch er den Stand der Landleute ſchäzt! Ach unſer würdiger Fürſt verkennt ja den geringſten ſeiner Unterthanen nicht. Wenn eine Gemeine auf dem Lande ein Unglück betroffen hat, iſt er nicht ſogleich bey ihr, wie ein Vater bey ſeinen Kindern? und hilft und rathet und tröſtet? hat er nicht huldreich einen Theil der Laſten des Landvolks abgenommen? und unſere würdige Fürſtin iſt ſie es nicht, die, wie eine gütige Mutter, für ihre

Kinder, für ihre Unterthanen Sorge trägt? Habt ihr nicht oft mit euren eignen Augen geſehen, wie ſie die Töchter des Landmanns zu erfreuen ſucht? Seyd ihr nicht oft Zeugen davon geweſen, wie ſie die Tugend, die unbemerkt in des Landmanns Hütten wohnt, aufſucht, hervorzieht, und öffentlich belohnt?

Bey ſolchen Exempeln, die uns ſo würdige Perſonen geben, die ihr Stand ſo weit über andere erhebt, wäre es Schande, die Niedrigen zu verachten, und gegen ſie undankbar ſeyn.

Und dieſer würdigen Fürſtin, dieſer wahren Landesmutter, die ſo zärtlich auch die geringſten Unterthanen liebt, die uns ein ſo nachahmungswürdiges Beyſpiel giebt, dieſer würdigen Fürſtin Geburtstag, fällt in dieſer Woche — Ach alle, die ihr ſie Landesmutter nennt, ihr Bürger von Deſſau, ihr Fremden, die die Liebe zu der hieſigen milden Regierung hierher getrieben hat, ihr lieben Zöglinge, die ihr die Erziehung, die ihr bey uns genießt, größtentheils, ihrer Mildthätigkeit zu zuſchreiben habt, erinnert euch an dieſem Tage der groſſen Glückſeligkeit, die euch an demſelben geſchenkt worden iſt. An dieſem Tage trat ſie auf die Welt, die würdige Fürſtin, die unſers Landesvaters Freude unter ſeinen mannigfaltigen und mühſeligen Geſchäften iſt, die ſo liebreichen Antheil an den Freuden und Leiden ihrer Unterthanen nimmt, die die Tugend auch in der Bauernhütte nicht verkennt, ſondern hochſchäzt und belohnt, für deren Wohlergehen ſchon ſo manche dankbare Thräne im Verborgenen gefloſſen iſt, und manches herzliche Gebet zu Gott empor ſtieg, die uns ein ſo lehrreiches Beyſpiel giebt, daß wir einander auf ſie verweiſen und ſagen können: laßt uns werden wie ſie iſt! An alles dieſes erinnere uns ihr Geburtstag! Alles dieſes ermuntre euch zum herzlichen Danke gegen Gott, der ſie uns gegeben, und bis izo erhalten hat.

Chor.

Preißt Gott! noch iſt ſie nicht entflohn,
Noch herrſcht die Tugend auf dem Thron;
Blüht in den Hütten, ungeſehn,
Wie in dem Thal die Blumen ſtehn.

O alle, die ihr Gefühl für das Gute, Gefühl für Menſchenliebe und Wohlthätigkeit, habt,

laßt

laſt ihr lehrreiches Exempel euch ermuntern, ihr, ſo viel es euch möglich iſt, nachzuahmen. Ehrt in jedem Menſchen des allgütigen Schöpfers Bild! Nehmt Theil an den Laſten und Leiden, unter denen die niedrigen Stände ſeufzen, und ſucht ſie zu mindern, ſchätzt die Tugend hoch, die in Hütten wohnt, und ſucht ſie zu befördern!

Alle, die ihr durch unſerer würdigen Fürſtin Huld gerührt ſeyd, vereinigt eure Wünſche zu Gott für ihr Wohl mit den Meinigen!

Der ins Verborgne ſieht, vergelte durch ſeinen groſſen Lohn, alles Gute, das unſere geliebte Fürſtin Luiſe an ihren Unterthanen thut.

Gemeine.

Das gebe Gott!

Lange ſey die würdige Fürſtin Luiſe noch das Muſter und die Freude ihrer Unterthanen!

Gemeine.

Das gebe Gott!

Alle ihre Tugenden und alle der Seegen ihrer guten Handlungen ruhe auf ihrem geliebten Prinzen Friedrich.

Gemeine.

Das gebe Gott.

Neunzehnte Verehrung.

Gemeine.

Jeſus Chriſtus, wir ſind hier,
Deine Weisheit anzuhören!
Lenke Sinnen und Begier
Zu des Himmels ſüſſen Lehren:
Daß die Herzen von der Erden,
Ganz zu dir gezogen werden!

Dieſes Lebens Wiſſenſchaft
Bleibt mit Finſterniß umhüllet,
Wenn nicht deines Geiſtes Kraft
Uns mit deinem Licht erfüllet.
Glaubend lehr aufs Wort uns merken,
Laß es unſre Seelen ſtärken!

Wahr iſt es, daß alle unſere Wiſſenſchaft mit Finſterniß umhüllt, in alle unſere Kenntniſſe der Irrthum verwebt iſt, wenn nicht das wohlthätige Licht, das Jeſus in die Welt brachte, uns erleuchtet, und den Irrthum zerſtreuet.

Schon hat dieſes Licht mächtig gewirkt, und die ſchreckliche Nacht der Unwiſſenheit und des Irrthums, in welcher unſere Vorfahren tappten und zagten, gröſtentheils zertheilt — aber noch iſt es nicht ganz helle bey uns, noch hegen wir manchen Irrthum, den wir für Wahrheit, für heilige Wahrheit halten, den wir andern predigen und empfehlen. So wie unter dem umlaufenden Gelde ſich immer unächte Stücke finden, die den Stempel ächter Münze führen, ſo geht in der menſchlichen Geſellſchaft von Mund zu Munde, von Buche zu Buche, der Irrthum unter dem Gepräge der Wahrheit.

Wenn ich z. E. ſage, die erſte Pflicht des Bürgers ſey Vaterlandsliebe. Den Reichthum anderer Länder dem Vaterlande zuwenden, die Achtung gegen die Nation bey allen Auswärtigen zu erhalten, die Grenzen des Vaterlandes zu erweitern, muß das beſtändige Beſtreben des Bürgers ſeyn. Dieſem muß alles andere aufgeopfert werden, und ſelbſt das Blut des Bürgers muß ihm nicht zu theuer ſeyn, daß er es nicht willig vergieſſen ließ, wenn er dadurch dem

Vaterlande Vortheile verſchaffen kann. Wenn ich dieß, ſage ich, predigte, was habe ich gelehrt? Wahrheit oder Irrthum? nach dem Urtheile vieler, habe ich Wahrheit gelehrt: denn dieſer Grundſaz ſteht in vielen Büchern, und wird immer von einem Buche in das andere übergetragen. In der Sittenlehre Jeſu ſucht ihr ihn aber umſonſt, dieſer wußte von keiner Vaterlandsliebe etwas, die die Liebloſigkeit gegen andere Menſchen erforderte, ſondern betrachtete jeden guten Menſchen als ſeinen Landsmann, als ſeinen Bruder.

Als er einſt eine lehrbegierige Verſammlung unterrichtete, und man ihn unterbrechen wollte, indem man ihm die Nachricht brachte, ſeine Mutter und Brüder wollten ihn ſprechen, gab er zur Antwort: **Wer iſt meine Mutter, und meine Brüder?** Seht, fuhr er fort, indem er auf ſeine Jünger wies, **das iſt meine Mutter, das ſind meine Brüder, denn wer Gottes Willen thut, der iſt mein Bruder, Schweſter und Mutter.**

Wie ſehr widerſpricht dieſe Antwort den Begriffen, die man ſich gewöhnlich von Vaterlandsliebe macht!

Chor.

So ſpricht ein Mann,
Der deſſen Sohn ſich nennt,
Der aller Welten Vater iſt.

Allerdings iſt dieſer Gedanke würdig des Sohns des Allvaters. So wie der gewöhnliche Menſch diejenige Gegend vorzüglich ſein Vaterland nennt, wo ſeines Vaters Güter liegen, ſo betrachtet Jeſus die ganze Erde als ſein Vaterland, da ſie ſeines Vaters Eigenthum iſt, und alle gute Menſchen, die auf derſelben wohnen, ſind ſeine Brüder und Schweſtern.

Ohne Abſicht hat er dieſe Worte wohl nicht geſprochen. Er wollte ohne Zweifel ſeine Geſinnung ſeinen Freunden mittheilen, ſie dadurch reizen, ſie in der Welt weiter auszubreiten, damit es am Ende ſo weit komme, daß dieſe Geſinnung herrſchend würde, daß die alte, hochgeprieſne, Vaterlandsliebe, die eine Nation von der andern abgeneigt machte, ſie zu gegenſeitigen Zwiſt und

Kräu-

Kränkungen reizte, endlich einmal aufhören, und die Menſchen dahin kommen möchten, daß ſie ſich alle, als eine Familie, betrachteten. Und es iſt alſo nach den Grundſäzen der Lehre Jeſu ein Irrthum, wenn man dem Menſchen die Vaterlandsliebe zur höchſten Pflicht macht. Denn ob wir gleich nach ſeiner Sittenlehre verbunden ſind, vorzüglich dem Lande ergeben zu ſeyn, wo wir Freyheit und Schuz genieſſen, ſo will er doch nicht, daß dieſe Ergebenheit ſo weit gehe, daß wir dabey die Pflichten aus den Augen ſezen, die wir andern Menſchen, die ſo genau mit uns nicht verbunden ſind, zu entrichten haben; gleich wie er ſeine Mutter immer als Mutter liebte und ehrte, aber die Liebe zu ihr nicht ſo weit trieb, daß er um ihrentwillen den Vortrag abgebrochen hätte, den er im Kreiſe ſeiner Freunde angefangen hatte.

Du wirſt, geliebte Verſammlung, dich leicht überzeugen können, daß es ſehr gut um die Welt ſtehen würde, wenn die Geſinnung Jeſu herrſchend würde, und wir uns gewöhnten alle gute Menſchen als unſere Brüder zu betrachten. Denn die Vaterlandsliebe, ſo unſchuldig und nothwendig ſie an ſich iſt, iß von je her ein Deckmantel geweſen, unter dem das Laſter ſeine boshaften Abſichten zu verbergen geſucht hat. Wenn eine Nation der andern alle Vortheile abzugewinnen ſucht, alle Nahrungszweige ihr abſchneidet, ſie in die dürftigſten Umſtände verſezt, ihr rechtmäſiges Eigenthum an ſich reißt, wenn alſo eine Nation gegen die andere ſich etwas erlaubt, was bey Privatperſonen Habſucht, Niederträchtigkeit, Diebſtahl würde genennt und mit allerhand Leibesſtrafen belegt werden, ſo heiſt man dieſe niederträchtige Liebloſigkeit, Vaterlandsliebe, und lobt diejenigen, die andern Provinzen das mehreſte entreiſſen, als Männer von Verdienſte. Was iſt es denn, das noch immer, die raſende Gewohnheit, Krieg zu führen, in der menſchlichen Geſellſchaft unterhält, das Menſchen reizt Menſchen zu ermorden? dieſe Vaterlandsliebe. Folgt mir, ruft der wilde Eroberer, wenn er auszieht, um ſeines Nachbars Länder zu plündern, folgt mir, ruft er ſeinen Untergebnen zu, wir ſtreiten für das Vaterland. Und, getäuſcht durch dieſes Wort, folgt ihm der unwiſſende Haufe, thieriſche Wuth ergreift ihn, voller

Erbitterung erwartet er den Augenblick, wo er ſeine Kugeln in die Glieder derer, die ſich ihm widerſezen, abdrücken kann. Ihm dampft das warme Blut der Gefallnen entgegen, das Winſeln und Knirſchen der Sterbenden dringt zu ſeinen Ohren, und er vernimmts nicht, tritt auf die zuckenden Glieder der Sterbenden, und denkt nicht daran, daß es ſeine Brüder ſind. Die Vaterlandsliebe hat ihn zum Tieger gemacht, der nach Menſchenblut ſchnaubt, und niemals thätiger iſt, als wenn er in warmem Menſchenblute mit ſeinem Rachen wühlen kann.

O wie viel würde die Welt gewinnen, wenn endlich einmal die Grundſäze Jeſu die Oberhand behalten ſollten, wenn das die herrſchende Geſinnung würde, jeder gute Menſch, der nach Gottes willen lebt, das iſt mein Bruder; wenn wir uns alle, Europäer und Amerikaner, geſittete und ungeſittete Nationen, als eine Familie betrachten lernten! wenn wir, anſtatt darnach zu ſtreben, den kleinen Punkt, auf dem wir weben, auf Unkoſten anderer recht glänzend zu machen, die Sache der Menſchheit beherzigten, alle überlegten, wie die menſchliche Natur könne vervollkommet, die menſchliche Zufriedenheit befördert, die menſchlichen Sorgen, und Krankheiten, und alles Elend gemindert werden; wenn die Tauſende, die das Geſpenſt, das man Vaterlandsliebe nennt, auf die See geführt, ſo verwirrt hat, daß ſie nachdenken, wie ſie einander zerfleiſchen und in die Luft ſprengen wollen, — wenn alle dieſe Tauſende ihre Kräfte anwendeten, einander zu erfreuen, und die Menſchenfamilie glücklicher zu machen, — welchen ſchnellen Fortgang würde die Menſchheit in ihrer Vervollkommung machen! wie würde ſich mit jedem Jahre die Zahl der menſchlichen Leiden vermindern! wie würden ſich unſere Freuden vervielfältigen! welch Paradieß binnen einem halben Jahrhundert unſere Erde werden.

O Bekenner Jeſu! werdet eurem Meiſter in eurer Geſinnung ähnlich! Kinder des Allvaters! Weltbürger! vergeßt nicht, daß alle Menſchen mit euch zu einer Familie gehören.

Chor.

Ihr ſeyd Bürger einer Welt!
Kinder eines Vaters, Brüder,

Die er huldreich all' erhält,
Alle eines Leibes Glieder,
Die ſein weiſer Allmachtsruf
Alle, ſich zu lieben, ſchuf.

Gemeine.

Und wir ſollten uns entzweyn?
Lieblos uns einander haſſen?
Und zu unſrer eignen Pein,
Stolz und Neid beherrſchen laſſen?
Wer kein Freund des Nächſten iſt,
Iſt fürwahr kein wahrer Chriſt.

Wer den Willen Gottes thut, der iſt mein Bruder, Schweſter und Mutter, ſo ſprach Jeſus Chriſtus. Aber wie bald ſind ſeine Bekenner von dieſem vortreflichen Grundſaze abgegangen. Sehr früh haben ſie ſich in verſchiedne Kirchen zertheilt. Jede Kirche hat ihren Gliedern vorgeſchrieben, was ſie von den Dingen, die unſern Verſtand überſteigen, glauben ſollen. Dieſer Glaube ward nun der Probierſtein, nach welchem ſie den Werth der Menſchen abmaſen und beſtimmten. Nicht jeden guten Menſchen erkannte man für ſeinen Bruder, ſondern nur den, der im Glauben einſtimmig war, wenn auch ſeine Geſinnung von unſers Herrn und Meiſters Geſinnung gänzlich abgieng. Einen andern, hatte er auch die beſten Geſinnungen, gieng auch ſein redliches Beſtreben dahin, Gottes Willen zu thun, ſahe man mit Entſezen an, betrachtete ihn als ein Scheuſal, der Gottes Gnade unwürdig, der ewig verlohren und verdammt ſey. Man flohe ſeinen Umgang, man ſuchte ihn zu entfernen, oder wohl gar aus dem Wege zu räumen.

Hier müßte ich euch meine Lieben, abſcheuliche Auftritte ſchildern, vor denen euch die Haut ſchaudern würde, wenn ich alles erzählen wollte, was der Irrthum, als wenn man diejenigen, die in Glaubensmeynungen verſchieden wären, nicht für ſeine Brüder erkennen dürfe, für Unglück angerichtet hat. Ich müßte euch erzählen, wie man den rechtſchaffenſten, arbeitſamſten Leuten das Bürgerrecht verſagt hat, blos deswegen, weil ſie die Religionsmeynungen nicht annehmen wollten, denen der gröſſere Theil der Stadt zugethan war; wie man denen die Kirchen verſchloſſen, die Gott und Jeſum verehrten, aber nur dabey einige Ausdrücke brauchten, die der herrſchenden Parthey misfielen; ich müßte euch ſagen, wie die Fürſten, die ſonſt Väter ihrer Unterthanen ſeyn ſollten, fremde Truppen beyrieſen, um ihre unſchuldigen Unterthanen zu unterdrücken, wie ſie den Mann aus den Armen ſeines Weibes riſſen, und auf die Galeeren ſchmiedeten, den Säugling von der Bruſt der zärtlichen Mutter raubten und auf ewig von ihr entfernten; wie ſie die, für Diebe, Mörder und Mordbrenner, erbaueten Gefängniſſe mit den redlichſten Bürgern anfüllten, und Henkersknechte erkauften, die ihre Glieder zerquetſchen, und ihr unſchuldiges Blut vergieſſen mußten. Sagen müßte ich euch, wie die Prieſter, die Boten des Friedens ſeyn ſollten, ſehr oft die Urheber von dieſen Abſcheulichkeiten geweſen ſind, und Bürger und Fürſten aufgewiegelt haben, gegen die Unſchuldigen, die ihr Glaubensbekenntniß nicht unterſchreiben wollten. Auch müßte ich euch ſagen, daß eben zu dieſen Zeiten, da Fürſten und Prieſter ſich verbanden, gewiſſe Religionsmeynungen auszurotten, das Laſter eine ſichere Freyſtatt fand. Daß Schwelgerey,

gerey, viehiſche Unzucht und Betrügerey und Diebſtahl und Meineid geſchützt wurde, daß man in manchen Staaten ein Meineidiger, ein Betrüger, ein Ehebrecher ſeyn konnte, ohne Strafe zu befürchten, wenn man nur glaubte, was die Kirche glaubte. Ich müßte euch ſagen, daß die Chriſten von der Zeit an, da ſie von den Grundſäzen Jeſu Chriſti, **wer den Willen Gottes thut, der iſt mein Bruder**, abgiengen, weit unter die Thiere herabgeſunken ſind. Denn ſeitdem die Welt erſchaffen worden iſt, iſt es wohl noch nicht geſchehen, daß ein Tigerthier, ohne vom Hunger getrieben, ohne von dem andern beleidigt zu werden, das andere angefallen und zerriſſen hat. Aber Chriſten haben dieß gethan, haben ihre unſchuldigen Mitchriſten, die ſie nie beleidigten, die ihnen nüzlich waren, angefallen, nicht wie Tiger zerriſſen, ſondern langſam zu Tode gemartert, haben ſie in den ſchrecklichſten Gefängniſſen laſſen verweſen, ihre Glieder eines nach dem andern laſſen zerſchlagen, oder lebendig braten und verbrennen, und haben dazu Loblieder geſungen.

Doch, ich will dieſe Greuel nicht aufdecken, die für die Menſchheit, vorzüglich für das Chriſtenthum, ein Schandfleck ſind. Ewige Nacht bedecke ſie!

Chor.

Mel. O Ewigkeit, du Donnerwort ꝛc.

Mit Grauſen denket ſtets zurück
An jene jammervolle Zeit,
Da Aberglauben tobte:
Den Wahrheitsfreund in Feſſeln ſchlug,
Manch unſchuldsvolles Herz durchſties,
Das Gott und Jeſum ehrte!
Und preiſt den Allbarmherzigen,
Der dieſe Noth geendigt hat!

Ja preiſt den Allbarmherzigen! denn dieſe groſſe Noth, unter der unſere armen Vorfahren ſeufzten, iſt bey uns ganz vorbey, und auf dem ganzen Erdkreiſe ihrem Ende nahe. Der Grundſaz Jeſu Chriſti: wer Gottes Willen thut der iſt, ohne Rückſicht auf die Kirche, zu der er ſich bekennt, mein Bruder, fängt an herrſchend zu werden, und dringt bis in die dunkelſten Länder. Die beſten Schriftſteller behaupten und vertheidigen ihn, die aufgeklärten Prediger in allen Kirchen empfehlen ihn, die größten Fürſten befolgen ihn, öfnen ihre Länder allen Religionsverwandten, laden ſie in ihren Schoos ein, erlauben jedem nach ſeiner Einſicht Gott und Jeſum zu ehren, und brauchen ihre Macht und Anſehen gegen die Diener des Aberglaubens, die Brüder gegen Brüder aufwiegelten. Und bald, bald wird es die ganze Welt einſehen, daß es Unſinn und Raſerey ſey, einem guten Menſchen die Bruderliebe deswegen zu verſagen, weil er andere Religionsmeynungen, als wir, hat. Lob ſingt Gott! Das Schreyen des Bluts der Unſchuldigen, das ehedem floß, hat der gerechte Gott erhört, die Seufzer der Gefangnen, das Röcheln der Sterbenden hat er erhört, und ſeinen Strahl auf den Scheitel des Aberglaubens geſchleudert, er liegt geſtreckt da, und wird ſchwerlich ſich wieder erheben dürfen. Die Wahrheit hat den Sieg erhalten!

Gemeine.

Lob ſingt! denn Gottes Huld und Macht
Vertreibt des Aberglaubens Nacht,

Und

Und manches Irrthums Finſterniß,
Der einſt die Wahrheit uns entriß!
Lobſingt dem Herrn!

Lobſingt, lobſingt dem Herrn! Denn er
Hat uns befreyt. Es iſt nunmehr
Von des Gewiſſens Tyranney
Doch hie und da ein Wohnplaz frey!
Lobſingt dem Herrn!

Und unter allen Wohnpläzen der Menſchen iſt gewiß nicht leicht einer zu finden, der vom Gewiſſenszwange, vom National- und Kirchenhaſſe freyer, als der unſrige wäre. Ein unbeſchreiblich ſüſſes Gefühl durchdringt meine Seele, wenn ich euch, lieben Zöglinge, anſehe, wenn ich da Kinder aus allerley Nationen, von denen man zum Theil glaubt, daß ſie eine natürliche, unauslöſchliche Abneigung gegen einander hätten; wenn ich Glieder, faſt aus allen chriſtlichen Kirchen, bey einander freundſchaftlich ſizen, ſich unter einander brüderlich umarmen und küſſen ſehe; der Gott des Friedens gebe doch, daß ihr dieſe Geſinnung lebenslang behaltet! Ihr werdet, wenn ihr unſer Inſtitut verlaßt, nur allzubald inne werden, daß dieſe Geſinnung nicht allenthalben herrſcht. Ihr werdet in Provinzen kommen, wo man von gewiſſen Nationen immer mit Verbitterung ſpricht, und es als Pflicht gegen das Vaterland anſieht, ſolche Nationen zu unterdrücken; wo man einen Menſchen, der von der Peſtilenz angeſteckt iſt, und einen andern, der anders denkt, als die herrſchende Kirche, auf gleiche Art verabſcheut — ach dann, lieben Zöglinge, erinnert euch an die Namen, die ihr bey uns geführt habt, Philanthropen, Kosmopoliten, Menſchenfreunde, Weltbürger, und denkt, daß dadurch Menſchen angezeigt werden ſollen, die Jeſu Grundſaz angenommen haben: jeder rechtſchafne Menſch iſt mein Bruder. Ach dieſem Grundſaze bleibt ſtets getreu! Sucht das Beſte des Vaterlandes, ſucht das Glück des Bruders, der Schweſter, des Mitbürgers zu befördern, aber nie, nie auf Unkoſten anderer. Was unrecht und niederträchtig iſt, wenn es ein Menſch thut, das iſt auch unrecht, wenn es Tauſende thun. Wenn es niederträchtig iſt, wenn ein Kaufmann den andern um ſeine Nahrung bringt, ſo iſts eben ſo niederträchtig, wenn eine Nation der andern ihre Nahrung zu entziehen ſucht; wenn es abſcheulich iſt, wenn ein Menſch des andern Hausthür erbricht, ſeine Mobilien zerſchlägt und ſeine Koſtbarkeiten ſtiehlt, ſo iſts eben ſo ſcheuslich, wenn eine Nation in die Grenzen der andern einbricht, ihre Städte verwüſtet, und ihr ihr Geld und Brod raubt. Und wenn es roh und pöbelhaft iſt, wenn einzelne Menſchen ſich balgen und ſchlagen, ſo iſt es eben ſo roh und pöbelhaft, wenn es ganze Nationen thun. Tief dringen dieſe Grundſäze in eure Seele ein! es ſind Grundſäze Jeſu, die der unverdorbne Menſchenverſtand unterſchreiben muß.

Ihr werdet nun bald, wenn ihr über die chriſtlichen Glaubenslehren mehr nachdenkt, gedrungen ſeyn, ein gewiſſes Glaubensbekenntniß anzunehmen. Es wird euch vorkommen, als wenn dieß das einzige wahre ſey, ihr werdet gar nicht begreiffen können, wie andere Menſchen ſo blind wären, daß ſie es nicht unterſchreiben könnten. Da muß ich euch aber eine Erfahrung ſagen, die ganz unleugbar wahr iſt: ſo wie es euch gehen wird, ſo geht es allen Chriſten. Jeder glaubt, ſeine Religionsmeynung wäre die einzige wahre, und alle andre Menſchen irrten. Wie würde es euch nun deuchten, wenn andere euch deswegen haſſen wollten, weil ihr in gewiſſen Punkten anderer Meynung, als ſie, wäret? Wenn ſie euch zwingen wollten, ihre Meynung anzunehmen, wollten euch nicht eher ein Amt geben, bis ihr gewiſſe Meynungen unterſchriebt? Wollten euch ſchlechtdenkende und unwiſſende Menſchen, deswegen, weil ſie unterſchrieben hätten, vorziehen? iſts nicht wahr, ihr würdet glauben, daß dieß unaufgeklärte, böſe Leute wären. Dieß wäret ihr auch, wenn ihr irgend jemanden zwingen wolltet, eurer Meynung beyzutreten.

Gott des Friedens! Dank ſey dir! daß du ſolchen Frieden uns geſchenkt, und uns vergönnt haſt, nach den Grundſäzen deines Sohns, jeden guten Menſchen als unſern Bruder zu lieben. Ach laß doch, o Vater aller Menſchen! laß doch dieſe Grundſäze ſich immer weiter ausbreiten, und ſteure den verwüſtenden Irrthümern, die denſelben entgegen ſtehen, daß doch einmal deine Kinder, die dich alle anbeten, denen allen du wohl thuſt, anfangen, ihre Zwiſtigkeiten aufzuheben, und in Frieden bey einander zu leben. Erhöre uns!

Gemeine.

Erhöre uns!

Chor.

Gieb, Geiſt des Friedens, Einigkeit!
Chriſti Glieder trenne nie ein Streit!
Gieb, daß Fried und Liebe ſtets ſich küſſen,
Und laß die Verfolgten Schuz genieſſen!
Ach, hilf uns, Herr!

Zwanzigſte Verehrung.

Unendlicher! durch den alles da iſt, was im Himmel und auf Erden, im Meere und in allen Tiefen, denkt, lebt und ſich bewegt, auch wir ſind durch dich da. Wir erkennen und bekennen es, voll Rührung, daß unſer Leib und

Seele und Leben dein Werk ſey, und nennen dich, mit dankbarer Empfindung, Schöpfer! Vater!

Gemeine.

Herr, wir ſingen deiner Ehre.
Erbarm dich unſer, und erhöre,
Nimm gnädig unſer Loblied an!
Herr, wir danken voll Entzücken;
Wo iſt ein Gott, der ſo beglücken,
So lieben und ſo ſegnen kann?
Der Gott, den wir erhöhn,
Er, deſſen Heil wir ſehn,
Iſt die Liebe!
Schon vor der Zeit,
In Ewigkeit
War Gott die Liebe, wird ſie ſeyn.

Und was haben wir, was genieſſen wir, das nicht dein Geſchenk wäre? Daß unſer Herz ſich noch bewegt, daß unſer Puls noch ſchlägt, das müſſen wir dir zuſchreiben, der du über unſer Leben wachſt! Die mannigfaltigen Gegenſtände, deren Anblick uns ſo vieles Vergnügen macht, der Sonnen Auf- und Niedergang, der geſtirnte Himmel und die beblumte Wieſe, die

Speiſe die uns nährt, der Trank, der uns erquickt, das Buch, das uns belehrt, und der Freund, deſſen Umgang uns aufheitert, das alles kommt von dir. Wir fühlen es ganz, daß unſer Wohl von dir abhängt.

Gemeine.

Wer überſtrömet mich mit Segen?
Wer theilt mir mit, was mir gebricht?
Wer ſchützet mich auf meinen Wegen?
Wer ſchenkt dem Geiſte Troſt und Licht?
Wer giebt zu meinem Thun Gedeihn?
Allgütiger, du biſts allein.

So ſind wir, Vater, deine Kinder, ſo ſind wir, Herr, deine Knechte. O möchte doch dieſer Gedanke uns nie verlaſſen, möchte er doch ſtets lebendig in unſerer Seele ſeyn, damit wir, deine Kinder und Knechte, ſtets die Verbindlichkeit fühlten, dir zu gehorchen, und alles, was wir thun, nach deinem Willen einzurichten!

Gemeine.

Weil denn ohne Ziel und Ende,
Vater, deine Gnaden ſind,
So erheb ich Herz und Hände

Freudig zu dir, als dein Kind;
Bitte: wollſt mir Gnade geben,
Dir mein ganzes Herz zu weihn,
Deiner Liebe mich zu freun,
Ganz zu deinem Ruhm zu leben,
Bis ich dich nach dieſer Zeit
Lieb und lob in Ewigkeit!

Meine Lieben, wenn ein Menſch dadurch, daß er dem andern Speiſe und Kleidung und einen jährlichen Gehalt giebt, ein Recht bekommt, von ihm zu verlangen, daß er ihm diene und nach ſeinem Willen lebe, ſo ſind wir noch mehr verbunden Gott zu dienen, und alles nach ſeinem Willen einzurichten, da wir von ihm alles haben. Es iſt alſo ein groſſer Irrthum, wenn man glaubt, daß der Gottesdienſt blos in der Verehrung beſtehe, die man Gott in den öffentlichen Verſammlungen der Chriſten erzeigt. Dieß iſt weiter nichts, als ein kleiner Theil des ganzen Dienſtes, den wir ihm zu leiſten ſchuldig ſind. Denn wenn wir uns in dieſem Betſale verſammlen, was thun wir? wir laſſen uns von dem Willen Gottes belehren, wir bekennen öffentlich die Verbindlichkeit, die wir ihm ſchuldig ſind; wir geloben, daß wir dieſer Verbindlichkeit gemäß leben wollen. Wenn wir aber weiter nichts thun, ſo iſt unſere öffentliche Andacht eine Belehrung, die nicht befolgt, ein Gelübde, das nicht erfüllt wird. Können wir auf dieſe Art ſagen, daß wir Gott dienten? Nichts weniger als dieſes. Unſer Leben muß vielmehr eine Befolgung deſſen ſeyn, was uns gelehrt wurde, und was wir Gott gelobten. Der rechte Gottesdienſt beſteht in einem Lebenswandel, der nach Gottes Willen eingerichtet iſt.

Dieſe Wahrheit, die uns ſchon unſere eigne Vernunft lehrt, muß uns noch einleuchtender werden, wenn wir hören, daß ſie auch durch Jeſum beſtätigt wird. Da faſt alle Religionen in einer Anweiſung zu einer Menge Ceremonien bey der öffentlichen Gottesverehrung beſtehen, ſo hat der Stifter der chriſtlichen Religion uns wenig oder gar keine Ceremonien vorgeſchrieben, die Einrichtung derſelben unſern eignen Einſichten überlaſſen, und deſtomehr auf Beſſerung unſers Lebenswandels gedrungen.

Ein reiner unbefleckter Gottesdienſt, vor Gott dem Vater, iſt der: die Waiſen und Wittwen in ihrem Trübſal beſuchen, und ſich von der Welt unbefleckt behalten.

Dieß ſind Worte, nicht eines Schriftſtellers, aus dem achtzehnten Jahrhundert, ſondern des Jakobus, eines Schülers Jeſu, der gerade in dem Zeitpunkte lebte, da man durchgängig glaubte, Gott könne nicht anders, als durch Opfer, Ceremonien und leibliche Reinigungen, verehrt werden. Und eben deswegen müſſen ſie uns deſto merkwürdiger ſeyn.

Er fordert alſo zum wahren Gottesdienſte das Beſuchen der Wittwen und Waiſen in ihren Trübſalen. Nicht als wenn dieß die einzigen Handlungen wären, wodurch wir unſern Gehorſam und Dankbarkeit gegen Gott beweiſen könnten, ſondern weil ſie unter die vorzüglichſten Beweiſe der Menſchenliebe gehören. Denn Wittwen und Waiſen, Perſonen, denen der Tod ihre Verſorger entriſſen hat, ſind gerade diejenigen, die unſers Raths, Troſtes und Beyſtandes, am mehreſten bedürfen, ſind diejenigen, die uns die

Bemühungen, die wir zu ihrem Beſten übernehmen, am wenigſten zu vergelten im Stande ſind. Wer alſo dieſer Perſonen ſich annimmt, beweiſt eben dadurch, daß er eine gute menſchenfreundliche Geſinnung hege Im übrigen werden andere Erweiſungen der Menſchenliebe dadurch keineswegs ausgeſchloſſen. Jede Bemühung, jedes Geſchäfte, das man aus gutem Herzen, zum Beſten anderer Menſchen, übernimmt, iſt eine Gottesdienſtliche Handlung.

Wenn der Lehrer mit treuem Fleiſſe ſeine Schüler unterrichtet, wenn der Erzieher, durch ſeine Aufſicht und Erinnerungen und Vorſtellungen, die Geſinnung ſeiner Zöglinge zu veredeln, ihres Herzens Unſchuld zu erhalten ſucht; wenn die Mutter ihre Bruſt dem ſchmachtenden Kinde reicht, durch liebreiches Geſpräch ſeine Gedanken zu entwickeln ſucht, und bey ſeinem Krankenbette wacht; wenn der Vater arbeitet, um ſeiner Familie Unterhalt zu verſchaffen; wenn ieder in ſeinem Stande ſeine Kräfte anwendet, um dadurch etwas zur Glückſeligkeit ſeiner Brüder beyzutragen, was thun dieſe alle? ſie dienen Gott. Denn ihr wiſst, jeder Menſch iſt Gottes Kind. Wenn ich alſo dem Kinde auf irgend eine Art beyſtehe, und ſeine Umſtände zu verbeſſern ſuche, diene ich da nicht dem Vater?

O Gottes Kinder, wollt ihr alſo eurem Vater dienen, ſo ſeyd willig und eifrig das Wohl eurer Brüder zu befördern.

Gemeine.

Erhalt in mir die Triebe
Der mitleidsvollen Liebe.
Wie du mir Guts gethan,
So laſs, um deinetwillen,
Mich andrer Seufzer ſtillen,
So oft ich ſie nur ſtillen kann.

Das andere, was nach der Lehre Jeſu zum Gottesdienſte erfordert wird, iſt, daſs wir uns von der Welt unbefleckt erhalten, oder, daſs wir keinen Theil nehmen, an den falſchen Grundſätzen, an den ſündlichen Gewohnheiten, die von Zeit zu Zeit in der Welt üblich ſind, ſondern, welches nothwendig daraus folgt, uns ſelbſt immer mehr zu beſſern ſuchen.

Sehet hier wieder eine unbeſchreibliche Mannigfaltigkeit von Handlungen, wodurch wir unſere Ergebenheit an Gott beweiſen können. Indem wir unſern Verſtand durch Nachdenken üben, und das Gefühl für Wahrheit zu ſchärfen ſuchen; indem wir unſer Gedächtniß mit nüzlichen Kenntniſſen bereichern; indem wir uns Mühe geben, die Heftigkeit unſerer Leidenſchaften zu mäſſigen, und gute Neigungen in uns zu nähren; ja indem wir jede andere Kraft üben; indem wir etwas thun, um unſers Körpers Geſundheit zu erhalten, oder unſern Gliedern Kraft, Feſtigkeit, Geſchicklichkeit zu erwerben was thun wir? wir dienen Gott. Denn jeder von uns iſt Gottes Kind. Jede Kraft, die in uns ſich regt, iſt ſein Werk. Wenn wir alſo ſein Werk vervollkommnen, muß dieſe Bemühung ihm nicht eben ſo angenehm ſeyn, als dem Vater das Beſtreben ſeines Kindes, immer verſtändiger und beſſer zu werden?

O Kinder des guten Gottes, iſt es euch alſo ein Ernſt, eurem Vater eure Dienſtwilligkeit zu beweiſen, ſo beſſert an euch. Laſt keine Kraft, die Gott euch gab, durch Trägheit und vorſezliche

Vernachläſſigung, bey euch unentwickelt liegen, erlaubt euch, auch im Verborgnen, keine Handlung, die euch entehren, die euch des Vaters Misfallen zuziehen könnte; ringt darnach, in allen Stücken vollkommner zu werden, ſo ehret, ſo preiſet, ſo dienet ihr Gott.

Gemeine.

Auch wenn kein Menſch mich ſieht,
Will ich die Sünde fliehen,
Denn du wirſt aller Werk
Vor dein Gericht einſt ziehen.
Ich will, wenn meinem Fleiſch
Was Böſes noch gelüſt,
Bedenken, daß mein Leib,
O Gott, dein Tempel iſt.

Ich glaube ſo viel geſagt zu haben, als nöthig iſt, euch, meine Lieben, zu überzeugen, daß der Gottesdienſt ſich nicht auf die Anbetung Gottes einſchränken dürfe, daß der Gehorſam gegen Gott und die Verehrung deſſelben ſich auch durch thätige Menſchenliebe und Verbeſſerung unſerer ſelbſt beweiſen müſſe. Da ich aber vorhin ſagte, daß eigentlich unſer ganzes Leben ein Gottesdienſt ſeyn ſollte, ſo könnte man einwenden, wir können doch nicht immer für andere thätig ſeyn, nicht immer an uns beſſern, wir müſſen auch ruhen, wir müſſen uns auch vergnügen. Wie kann denn alſo unſer ganzes Leben ein Gottesdienſt ſeyn? Ich ſage: auch unſere Ruhe, der Genuß jedes Vergnügens, kann durch die Art, wie wir davon Gebrauch machen, gottesdienſtlich werden. So wie ein anderer Schüler Jeſu, der Apoſtel Paulus, ſagt: *ihr eſſet oder trinket, oder was ihr thut, ſo thut es zu Gottes Ehre.*

Denn wenn wir ruhen, zu der Zeit, wenn unſere Geſchäfte geendigt ſind, wenn unſere Kraft Erholung bedarf, ſtärken wir uns nicht alsdenn, um unſere Geſchäfte deſto nachdrücklicher fortſetzen zu können? Wenn wir Speiſe und Trank zu uns nehmen, geben wir uns alsdenn nicht Nahrung, um unſer Daſeyn zu erhalten, und die Thätigkeit weiter treiben zu können? Iſt ein unſchuldiges Vergnügen nicht eine Aufheiterung des Geiſtes, und kann unſer Geiſt wenn er heiter iſt, nicht ungleich mehr Gutes ſtiften, als wenn er durch Trübſinn niedergebeugt iſt? Wenn wir alſo ruhen, wenn wir unſchuldige Vergnügungen genieſſen, ſo erhalten und ſtärken wir uns ſelbſt, die wir Gottes Werk ſind. Wir dienen alſo Gott, indem wir ſein eigen Werk zu erhalten ſuchen.

Laßt uns nur fliehen die anhaltende Ruhe, die unſere Nerven ſchwächt, und uns zur Unthätigkeit verleitet! Laß uns meiden ſolche Vergnügungen, die den Lauf unſerer Geſchäfte aufhalten, die unſere Brüder kränken, die, anſtatt uns zu ſtärken, uns ſchwächen. Laßt uns jede Ruhe, jedes Vergnügen, mit Mäſſigung genieſſen, laßt uns bey jedem Genuſſe dankbar an den Geber denken, ſo wird auf die Art unſer ganzes Leben ein wahrer Gottesdienſt werden.

Gemeine.

Wann ich Vergnügen hier genieſſe,
So laß es mit Vernunft geſchehn,
Und, daß ichs mir noch mehr verſüſſe,
Mit Dank auf dich, den Geber, ſehn,
Auf dich, der du uns zärtlich liebſt,
Und Nahrung und Erquickung giebſt.

Denkt nach über das, was ich geſagt habe, und ihr werdet euch leicht überzeugen können, daß der Dienſt den Gott von uns verlangt, nicht Knechtes- ſondern Kindesdienſt ſey. Der Knecht muß arbeiten, um ſeines Herrn, der ihn bezahlt, Vortheil zu befördern. Iſt es wohl der Fall mit Gott und uns? O Gott bedarf unſerer nicht. Der Herr aller Welten, kann unſern Erdball, mit allen, die darauf wohnen, zerſtäuben ſehen, ohne daß dadurch ſeiner Glückſeligkeit im geringſten etwas abgienge. Er kann alle ſeine Abſichten erreichen, ohne daß er unſerer Beyhülfe bedarf. Das Kind hingegen, wenn es des Vaters Willen thut, macht ſich ſelbſt glücklich, indem die Liebe den Vater ſo regiert, daß er von dem Kinde nichts verlangt, als was auf ſein Wohl abzielt. Wenn, nach der Anweiſung des Vaters, das Kind ſich für Ausſchweifungen hütet, ſo bleibt es geſund; wenn es ſich der Gefälligkeit befleiſſigt, ſo erwirbt es ſich Liebe; wenn es fleiſſig iſt, ſo bekommt es einen Vorrath von nüzlichen Kenntniſſen; wenn es die aufgetragnen Arbeiten gut ausrichtet, ſo wird es dadurch immer klüger und geſchickter, und bereitet ſich zu, zu dem thätigen Leben, für welches es beſtimmt iſt. Und ſo iſts auch mit dem Dienſte, den wir Gott leiſten, er zielt ganz auf unſere Vervollkommnung und Glückſeligkeit ab. Indem wir das Glück anderer Menſchen befördern, ſo verſchaffen wir uns ſelbſt eine Freude, die unter allen möglichen die ſüſſeſte und dauerhafteſte iſt, die Freude des Wohlthuns; wir erwerben uns dadurch bey unſerm Nebenmenſchen Liebe und Hochachtung. Denn giebt es wohl eine wahrhaftigere, eine dauerhaftere Ehre, als die, die wir uns durch gute Thaten erwerben? Indem wir uns hüten, daß wir durch die, im Schwange gehenden, Thorheiten nicht angeſteckt werden, werden wir dadurch nicht immer weiſer, und entgehen ſo den Kümmerniſſen, zu welchen die menſchlichen Thorheiten zu verleiten pflegen? Wenn wir uns ſelbſt vollkommner machen, ſo vergröſſern wir eben dadurch unſern eignen Werth, können mehr wirken, mehr Glückſeligkeit genieſſen. Die Herrſchaft über uns ſelbſt giebt uns mehr Würde und Anſehen, und bewahrt uns vor den ſchrecklichen Abgründen, in welche die Zügelloſigkeit der Leidenſchaften die Menſchen zu ſtürzen pflegt. Je mehr wir unſere Sinnlichkeit, den Genuß jedes Vergnügens, zu mäſſigen wiſſen, deſto weniger haben wir zu fürchten von den Schmerzen, dem Grame, der Schande, der Reue, wodurch ſich unmäſſige Sinnlichkeit insgemein zu rächen pflegt. Sollte uns dieß nicht reizen, mit gröſter Freudigkeit den Willen Gottes zu befolgen, unſerer Beſtimmung gemäß zu leben, und auf dieſe Art Gott zu dienen?

Noch mehreren Reiz hierzu müſſen wir bekommen, wenn wir bedenken, daß dieſe Art des Dienſtes gerade diejenige ſey, die die vollkommnern Geiſter in der Welt der Seligen dem Schöpfer ihrer Freuden leiſten. Es iſt für die Bewohner des Himmels kein anders Geſchäfte denkbar als dieſes, daß ſie die Freuden ihrer Mitgeſchöpfe zu befördern, und ſie vor Elend zu ſchützen ſuchen. Und ſie werden daher ſtets als ſolche vorgeſtellt, die die Guten vor Unglück ſchützen, und ſich über das Gute freuen, das in Gottes Reiche geſchieht. Es iſt nichts wahrſcheinlicher, als daß ſie immer mehr gute Fertigkeiten ſich zu erwerben,

ben, und ſo auf der Leiter der Vollkommenheit immer höher zu ſteigen ſuchen, daß ſie ſich freuen des vielen Guten, das ſie von Gott empfangen, und es, mit Dankbarkeit gegen ihren Wohlthäter, genieſſen. Je treuer wir alſo in dieſer Art des Gottesdienſtes ſind, deſto ähnlicher werden wir jenen vollkommnern Geiſtern, unſern künftigen Freunden und Geſellſchaftern, deſto würdiger, in ihre Geſellſchaft aufgenommen zu werden.

Gemeine.

Dies ſchwache Lob kann ich nur geben.
Nimm es, mein Gott, in Gnaden an,
Bis ich in einem beſſern Leben
Dich würdiger erheben kann.
Da ſteiget mit der Engelchor
Mein Lobgeſang zu dir empor.

Wir loben und preiſen dich, der du Leben und Freude durch die ganze Schöpfung ausgieſſeſt. Allgütiger!

Gemeine.

Allgütiger!

Der du deine Seligkeit ſezeſt im Wohlthun, wir entſchlieſſen uns, deine groſſen Abſichten befördern zu helfen, und unter den Menſchen, deinen Kindern, ſo viel Gutes zu ſtiften, als uns möglich iſt. Wohlthätiger!

Gemeine.

Wohlthätiger!

Der du frey biſt von aller Unvollkommenheit, dir verſprechen wir, daß, an uns zu beſſern, dir immer ähnlicher zu werden, unſer ſtetes Beſtreben ſeyn ſoll, du Heiligſter!

Gemeine.

Du Heiligſter!

Ein und zwanzigſte Verehrung.

Chor.

Preiſt Gott, den Ewigen!
Verehrt den Gütigen,
Der euch in dieſes Leben rief,
Und für euch ſchuf der Freuden viel!

Gemeine.

Gemeine.

Allgütger, wir verehren dich,
Und unſre Zunge ſingt dein Lob;
Daß deiner Güte Werk wir ſind,
Und unſre Freuden dein Geſchenk:
Das, Vater, das bekennen wir,
Das fühlt und ſagt auch unſer Herz.

Chor.

Einſt kommt, ihr Guten, näher ihm,
Einſt ſeht ihr ſeine Güte ganz.
Beſtrebt euch alle, gut zu ſeyn,
Daß ihr dem Gütgen näher kommt!

Gemeine.

Herr, unſer Wunſch iſt, gut zu ſeyn,
Zu nähern uns, Allgütger! dir.
O, der du unſre Schwachheit kennſt,
Stärk uns hierzu, durch deine Kraft. Amen.

Wer ſollte nicht wünſchen gut zu ſeyn? Wer nicht wünſchen, auf dem Wege der Tugend unſträflich zu wandeln, und die Winke zu befolgen, die ihm Gott durch ſein Gewiſſen giebt? da uns jede gute That, jeder Fortſchritt im Guten ſo gewiß und unmittelbar belohnt wird. Sich keiner böſen That bewußt zu ſeyn, bey ſich ſelbſt zu fühlen, daß man es mit allen Menſchen redlich meyne, daß man abgeneigt ſey, irgend jemanden zu ſchaden oder zu kränken, daß man im Stillen, ohne Geräuſch, gern jedermann diene und gern Gutes wirke, ſo viel man kann; welche Seligkeit! wie ungeſtört kann man des Lebens Freuden genieſſen! wie leicht ſich beruhigen in den Stunden der Widerwärtigkeit, wenn man entweder an ſeinem Leibe leiden muß, oder von andern verleumdet und geläſtert wird. Mit welcher Freudigkeit kann man zu Gott, den Allwiſſenden, aufſehen! und mit welcher Beruhigung an den Tag ſeines Abſchiedes von der Erde denken!

Aber auf dem Tugendwege ſo unſträflich fortzugehen, iſt nicht gar leicht. Er gleicht einem Wege, der durch mancherley Nebenwege durchſchnitten iſt, wo man ſich leicht verirren, einem Wege gleicht er, der oft durch einſame Gefilde und über ſteile Gebirge führt, wo man leicht ermüden und ſtraucheln kann. Wäre es ſo leicht gut und tugendhaft zu ſeyn, ſo würden es bald alle Menſchen werden, weil ſich alle Menſchen, in jedem Stande und in jedem Verhältniſſe, bey der Tugend am beſten befinden. Viele ſcheuen aber die Mühe und Anſtrengung, die damit verknüpft iſt, und wählen lieber kleine vorbeyrauſchende Vergnügungen, die unmittelbar vor ihren Füſſen liegen, als daß ſie ſich entſchlöſſen, mit einiger Anſtrengung, eine reinere und beſtändigere Glückſeligkeit zu ſuchen.

Wenn wir uns alſo entſchlieſſen gut zu ſeyn, wenn wir wünſchen, der Tugend hohe Glückſeligkeit zu erlangen, ſo müſſen wir auch an die Schwierigkeiten denken, die uns entgegen ſtehen, und uns gefaßt machen, ſie zu überwinden.

Gemeine.

Gieb, daß ich dieß zu Herzen faſſe,
Und mich dadurch zur Beſſerung
Durch deine Gnade lenken laſſe,
So fehlt mir nie Beruhigung;
Dann tröſteſt du mein Herz, o Gott,
Wann ich erfülle dein Gebot.

Dann komm ich auch zum innern Frieden,
Den nie ein Fehltritt unterbricht;

Und freue mehr noch, als hienieden,
Mich in des höhern Lebens Licht
Des groſſen Glücks, im Herzen rein
Und dir, Gott, angenehm zu ſeyn.

Sobald wir es uns einen Ernſt ſeyn laſſen gut zu ſeyn, ſo finden wir, daß wir oft Reizungen zum Gegentheil haben. Dieß nennt man Verſuchungen. Sie ſind uns nöthig, wenn wir vollkommen ſollen werden. Denn ſo wenig man auf einem Wege, der ſtets eben iſt, einen rechten feſten Schritt bekommen, ſo wenig man es in irgend einer Sprache zu einer merklichen Vollkommenheit bringen kann, ſo lange man nur immer bey den Anfangsgründen ſtehen bleibt, eben ſo wenig kan man im Guten recht feſt und beſtändig werden, ſo lange es uns nicht erſchwert, und man zum Gegentheil nicht verſucht wird.

Dieſe Verſuchungen rühren theils her von uns ſelbſt, theils von den Dingen, die um uns ſind.

Von uns ſelbſt, indem wir oft Neigung fühlen, das Gegentheil von dem zu thun, was wir uns vorgeſezt hatten. Paulus ſagt daher: ich

weiß, daß in mir, d. i. in meinem Fleiſche, wohnt nichts Gutes, Wollen habe ich wohl, aber Vollbringen des Guten finde ich nicht in mir. Dieſer und anderer ähnlichen Redensarten wegen, die in dem Neuen Teſtamente vorkommen, ſagt man, daß unſere vornehmſten Verſuchungen herrührten von unſerm Fleiſch und Blute.

Es iſt dieß im eigentlichſten Verſtande wahr. Denn wenn wir auf den Urſprung unſerer Vorſtellungen und Handlungen merken, ſo finden wir, daß dieſelben größtentheils von der Beſchaffenheit unſers Körpers und unſers Bluts herrühren, und daß unſer Blut der eigentliche Siz unſerer Begierden und Leidenſchaften ſey. Wenn unſer Körper ſchwächlich und kränklich iſt, ſo ſind wir auch insgemein zu unſern Geſchäften verdroſſen, und ſcheuen uns, etwas zu unternehmen, das mit einiger Mühe verknüpft, und wobey einiger Widerſtand zu beſorgen iſt. Sind wir geſund und ſtark, ſo entſteht daher Muth und wir ſcheuen keine Gefahr. In einem dicken Blute erzeugt ſich leicht Schwermuth, wir ſind alsdenn geneigt, alles Unangenehme in unſerm Zuſtande zu bemerken, und zu vergröſſern, uns deswegen zu grämen, und wegen der Zukunft zu ängſtigen. Bey einem flüchtigen Blute hingegen, fühlen wir uns geneigt zum Leichtſinn, Muthwillen und Ueppigkeit.

Was würde wohl aus uns werden, wenn wir durch alle die Triebe und Leidenſchaften, die durch die Beſchaffenheit unſers Bluts erzeugt werden, uns lenken lieſſen? Würden wir nicht bald blos nach unſern Empfindungen handeln? würden wir nicht bey den beſten Entſchlieſſungen zum Fleiſſe und zur Thätigkeit, doch unthätig ſeyn, wenn wir in unſern Gliedern Verdroſſenheit fühlten? Würden wir nicht bey alle dem, was wir von Gottes Macht, Güte und Weisheit, von ſeiner Vorſehung wiſſen, die für alle ſeine Werke ſorgt, und, jedem derſelben giebt, was ihm gut iſt, doch bey kleinen Widerwärtigkeiten troſtlos ſeyn, und bey dem Anblick kleiner Gefahren, trauern? Würden wir nicht uns immer vornehmen, Rechtſchaffenheit und Liebe gegen jedermann zu beweiſen, und uns doch immer durch

unſerm

unſern Muthwillen verleiten laſſen, ihm allerley Kränkungen zuzufügen?

Ihr ſehet hieraus, daß jeder, der gut ſeyn will, ſich gefaßt machen müſſe, gegen ſein Fleiſch und Blut zu kämpfen, oder darnach zu ſtreben, daß er ſeinen guten Vorſäzen treu bleibe, auch alsdann, wenn die Beſchaffenheit ſeines Körpers nicht damit übereinſtimmt.

Dieß iſt ſchwer. Es iſt aber kein Zweifel, daß nicht der gute Gott, der dieſen unſern Leib gebildet, und ihm die Eigenſchaften mitgetheilt hat, die er izo beſizt, uns auch bey unſern redlichen Bemühungen Kraft geben werde, den Widerſtand, den unſere Leidenſchaften uns thun, zu überwinden.

Gemeine.

Stärk uns durch deines Geiſtes Kraft
Zum Kampf mit jeder Leidenſchaft,
Darüber Herr zu werden.
Und, ſind wir wo dem Falle nah,
So ſey mit deiner Hülfe da,
Erheb uns von der Erden.

Neue

Treue

Gieb uns Schwachen,
Du kannſt machen, daß wir ſiegen,
Und im Kampf nicht unterliegen.

Aber nicht nur unſer Fleiſch und Blut allein, ſondern auch die Dinge, die um uns ſind, verſuchen uns oft zum Böſen, oder reizen uns, unſern guten Vorſätzen untreu zu werden. Deswegen ſagt Johannes, einer der Schüler Jeſu: **Alles, was von Gott gebohren iſt, überwindet die Welt**, oder, jeder Menſch, der durch Gottes Beyſtand gebeſſert iſt, ſucht ſich von den ſichtbaren Dingen unabhängig zu machen. Daraus möchte es das Anſehen gewinnen, als wenn die Welt an ſich böſe, und eine beſtändige Veranlaſſung zu Verſündigungen wäre. Und wirklich hat es Menſchen gegeben, die dieß glaubten, und in der Meynung ſtunden, als wenn man, um gut zu werden, ſeine Gedanken ganz von der Welt abziehen, und ſtets auf Gott richten müßte. Allein die ganze Welt iſt ja Gottes Werk. Wie kann denn das Werk des heiligen und guten Gottes böſe ſeyn? Nur durch den verkehrten Gebrauch wird es ſchädlich. Dieß will ich mit einigen Exempeln erläutern.

Was iſt unſchädlicher als eine ſchöne, heitere Witterung? und doch kann ſie uns leicht verführen. Wenn unſere Beſtimmung eben iſt, ein gewiſſes Geſchäft, das unſer Amt mit ſich bringt, oder das wir unſerm Nebenmenſchen ſchuldig ſind, auf unſerm Zimmer zu vollenden, wie leicht kann da ein heiterer Tag uns ſo ſtark reizen, daß wir unſers Geſchäfts überdrüſſig werden, davon abbrechen, und in freyer Luft uns zu vergnügen ſuchen. Eine unfreundliche Witterung, wie unſchädlich iſt ſie an ſich ſelbſt, ſie iſt mehrentheils das Mittel, unſere Felder zu befeuchten und fruchtbar zu machen, und ſo das Wachsthum unſerer Saaten zu befördern. Wenn aber dieſe unfreundliche Witterung einfällt in die Zeit, da es unſere Pflicht iſt, eine Reiſe zu unternehmen, kann ſie uns da nicht leicht abſchrecken, und von unſerm guten Vorſaz abbringen? Ein ſchmackhaftes Gerücht oder Getränk iſt ein gutes Mittel, unſern Körper zu nähren, und die Kräfte, die die Arbeit verzehrt hat, wieder zu erſezen. Dem ohnerachtet iſt es gewiß, daß es den Unvorſichtigen leicht verleiten kann zur Unmäſſigkeit, die die Kräfte ſchwächt und den Körper verderbt. Gold und Silber ſind unſchädliche Metalle, denen der menſchliche Verſtand einen ſolchen Werth beygelegt hat, daß man ſich dafür ſeine nothwendigſten Bedürfniſſe erkaufen kann. Aber der Anblick derſelben, wie oft erzeugt er unedle Begierden, macht den Menſchen zum Verräther ſeines Bruders, und verleitet ihn zu allerley niederträchtigen Handlungen!

So kann alles, was in der Welt iſt, unter gewiſſen Umſtänden, uns gefährlich werden, uns zur Verſuchung gereichen, und uns bewegen, das Gegentheil von dem zu thun, was wir uns vorgenommen hatten.

Wenn wir alſo im Ernſt beſſer werden wollen, ſo müſſen wir ſuchen die Welt zu überwinden, das iſt, wir müſſen uns ſuchen gegen die Reizungen, die uns die ſichtbaren Dinge zum Böſen geben, gleichſam unempfindlich zu machen, und unter allen Umſtänden unſern guten Vorſaz feſt zu halten. So wie ein Wanderer zu thun pflegt, der, unter Sturm und Regen, ſeinen Weg fortſezt, und mit der Hofnung ſich ſtärkt, daß er bald ſeiner Reiſe Ziel erreichen werde. Und ſind wir nicht alle Wanderer? Sind wir nicht Pilger? Sind wir nicht auf der Reiſe nach der Ewigkeit, wo dem, der die Verſuchung beſiegte, gewiſſer Lohn beſtimmt iſt?

Gemeine.

Wenn die lüſterne Begier
Nach Reichthum, Wolluſt, Ehre
Uns verſuchet, als wenn hier
Des Lebens Endzweck wäre;
Ach! dann halt uns, daß wir nicht
Vom rechten Wege weichen.
Laß uns das Ziel erreichen,
Nicht träge ſeyn, noch weichen,
Unſer Ziel iſt dort im Licht,
Wo du, den wir verlangen,
Vor uns biſt hingegangen,
Uns wieder zu empfangen.
Unſre Pilgrimſchaft iſt hier,
Und unſer Vaterland bey dir.

In der ganzen Welt iſt aber unſerer Tugend nichts ſo gefährlich, als die Menſchen ſelbſt. Sie, die unſere Gefährten auf dem Wege nach der Ewigkeit ſind, die uns aufhelfen ſollten, wenn wir ſtrauchelten, zurecht weiſen, wenn wir irreten, ſie ſind es oft, die uns niederwerfen und vom rechten Wege abbringen. Das Böſe, das wir von andern ſehen, macht immer auf uns gefährliche Eindrücke, wir gewöhnen uns nach und nach an den Anblick, bilden uns darnach und ahmen es nach. Oft bemühen ſie ſich auch, durch Zureden, Schmeicheleyen und Verſprechungen, uns dahin zu bringen, daß wir ihre böſen Abſichten unterſtüzen helfen. Sobald wir anfangen etwas Gutes zu thun, werden ſich immer ſolche finden, die ſich uns widerſezen und unſere Bemühungen zu vereiteln ſuchen, oder die doch wenigſtens darüber ſpotten und ſie als lächerlich vorſtellen. Man ſey gutthätig, es wird nicht an Leuten fehlen, die dieß als eine Wirkung der Heucheley vorſtellen. Man ſey ſparſam, man wird es als Geiz auslegen. Man ſey ſanftmüthig, man wird es anſehen als einen Mangel an Einſichten und Muth! Man ſey in ſeinen Geſchäften eifrig, der Neid wird ſich dem Eifer widerſezen! Wenn wir nun uns immer nach anderer Urtheil richten, jedem Widerſtande weichen, durch jeden Spott uns irre machen laſſen wollten, gleich einem Rohre, das der Wind hin und her wehet, was würden da unſere guten Entſchlieſſungen helfen? Wir würden gut denken und ſchlecht handeln.

Daher iſts auch in dem Verſtande wahr, wer von Gott gebohren iſt, überwindet die Welt. Wer im Ernſt gut ſeyn will, bemüht ſich, es auch zu bleiben, unter allen böſen Exempeln, unter allem Spott und Widerſtande.

Gemeine.

Ich bin ein Pilger hier,
Umringt von vielen Sündern;
Ihr Beyſpiel könnte leicht
Der Tugend Eifer hindern.
Wann der Verführung Gift,
Des Leichtſinns frecher Spott,
Dem Geiſt gefährlich wird,
Dann ſteh mir bey, mein Gott!

Bewahre mein Gemüth,
Daß mich, bis an mein Ende,

Die falſche Fröhlichkeit
Der Eitlen nie verblende.
Ihr thöricht Lachen wird
Bald lange Reu und Pein;
Laß dieſen Wechſel mir
Doch ja vor Augen ſeyn.

Meine Lieben! laßt euch die Schwierigkeiten, die ihr auf dem Tugendwege findet, davon nicht zurückſchrecken. Je gröſſer und mannigfaltiger ſie ſind, deſto mehr Muth und Beſtändigkeit iſt nöthig. Seht, ſo viele tauſend gute Menſchen haben vor uns gelebt, die mit eben dieſen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, deren Körper eben ſo, wie der unſrige gebauet war, die eben die Leidenſchaften bey ſich fühlten, deren Beſiegung uns ſo viele Mühe macht, die in eben der Welt, unter eben den Menſchen, lebten, wo wir uns befinden, und ſie haben das alles überwunden; ſie ſtrauchelten oft, aber ſie richteten ſich wieder auf und überwanden; wurden gegen ihre Nebenmenſchen immer redlicher, in guten Vorſätzen beſtändiger, in Wirkung des Guten eifriger, von ihren Leidenſchaften und der Welt unabhängiger, in ihrem Vertrauen zu Gott, den Allbarmherzigen, befeſtigter, ſie überwanden, und genieſſen izo bey Gott, dem Vergelter, den Lohn ihres Siegs. Wie ſollte es uns unmöglich ſeyn, was unſern Vorgängern und Brüdern möglich war?

Seyd getroſt! es lebt ein Gott, deſſen Kraft in den Schwachen mächtig iſt, und der den nicht ſinken läßt, der ſeine Hofnung auf ihn ſezt.

O Allbarmherziger, in der Verſuchung ſchweren Stunde verlaß uns nicht! Unter den Gefahren die unſere Tugend umgeben, nimm uns in deinen Schuz! in unſerer Schwachheit ſtärke uns! daß wir als Sieger dereinſt von dir belohnt werden mögen! Amen!

Gemeine.

Du haſt uns nur kurze Zeit
Zu unſerm Heil gegeben;
Plözlich folgt die Ew'gkeit
Auf unſer flüchtig Leben.
Allenthalben droht Gefahr,
Eh wir ans Ziel gelangen.
Den Geiſt mit Staub umfangen,
Schwächt irrdiſches Verlangen,

Und die Welt reizt immerdar
Zu ihren ſchnöden Sünden.
O lehr uns überwinden,
Uns ſelbſt und Welt und Sünden!
Richt auf uns dein Angeſicht,
Gott, und verlaß uns Schwache nicht!

Zwey und zwanzigſte Verehrung.

Laßt uns unſere Herzen erheben zu Gott unſerm Vater und Wohlthäter, um ihn zu preiſen für alle das Gute, das er an uns gethan hat, und uns ſeinen Beyſtand für die Zukunft zu erbitten.

(Hier ſteht die Verſammlung auf.)

Guter Vater und Wohlthäter, wir preiſen dich für alle das Gute, das du bisher an uns gethan, daß du uns das Leben gegeben, und bis hieher erhalten, daß du uns von Zeit zu Zeit zum Guten ermuntert, uns von mancher böſen

That abgehalten, und zu mancher guten That geſtärket haſt; Ja für alles das Gute, das du künftig an uns thun wirſt, preiſen wir dich o Gott!

Gemeine.

Wir preiſen dich!

Laß dir, guter Vater, ferner das Wohl deiner Kinder empfohlen ſeyn, leite unſere Entſchlieſſungen ſtets auf das, was dir wohlgefällig, uns und unſern Brüdern nüzlich iſt, und gieb uns Kraft unſern Entſchlieſſungen treu zu bleiben, und ſie zu vollbringen; damit jeder von uns, mit der Zunahme der Jahre, beſſer werde, und jeder von uns viel Gutes ſtiften möge. Amen!

Gemeine.

Amen! Amen!

Wir pflegen, meine Lieben! alles das, was in der Welt geſchieht, und alle das Gute, das wir in derſelben genieſſen, Gott, dem guten und mächtigen Regierer der Welt zuzuſchreiben. Wenn der Landmann den Frühling und Sommer hindurch gearbeitet, und, unter Erduldung groſſer Beſchwerlichkeiten, ſein Land angebauet hat, und nun die Früchte ſeines Fleiſſes einerntet, Scheuer, Keller und Kammern, mit Vorrath füllet, ſo richtet er dankbar ſeine Augen gen Himmel, faltet ſeine Hände und dankt dem Herrn, der da freundlich iſt, und deſſen Güte ewiglich währet.

Wenn der Kranke, nachdem er der Krankheit peinlichen und langwierigen Schmerz ausgeſtanden, und an des Todes Pforten ſich geängſtigt hat, nach und nach wieder geneſet, die Zurückkehr ſeiner vorigen Kraft und Geſundheit in ſeine Glieder fühlt, und nun der Sonnen Aufgang wieder ſehen, und des Lebens Freude genieſſen kann: dann hebt er ſein Auge voll dankbaren Thränen zu Gott und ſpricht: Vater des Lebens, dir danke ich, daß ich noch unter den Erdbürgern wandeln, und des Lebens Freuden genieſſen kann.

Und es iſt auch billig und recht, daß wir alles Gute, das uns zu Theil wird, Gott zuſchreiben und dafür dankbar ſind. Denn ſeht, alle Kräfte der Natur ſind ja ſein Werk, und wirken nach den Geſezen, die er ihnen vorſchreibt. Wer gab der Sonne die Kraft unſerm Erdball zu wärmen? Wer zeigte den Ausdünſtungen der Erde den Weg, durch welchen ſie emporſteigen, ſich zu Wolken bilden, und in Regentropfen nieder fallen? Wer theilte dem Saamkorne das Vermögen mit, ſich zu entwickeln und zu vervielfältigen, als der allmächtige Schöpfer der Natur? Wer legte in die Wurzeln, Kräuter und Blumen, die um uns wachſen, die Kraft unſern Schmerz zu ſtillen, und unſere Krankheiten zu heilen? wer gab dem Menſchen den Verſtand, dieſe Kräfte auszuſpüren und zu benuzen, wer anders als Gott, durch welchen alles, was da iſt, gemacht wurde?

Es iſt alſo billig und recht, daß wir alles, was in der Natur geſchieht, Gott zuſchreiben und ihm dafür dankbar ſind. Möchtet ihr doch alle dieſe Wahrheit ganz fühlen! Möchten doch eure Herzen ganz zur Dankbarkeit gegen unſern gemeinſchaftlichen Wohlthäter geſtimmt werden!

Gemeine.

Der Erdkreis iſt von Deiner Güte,
Von deiner Weisheit iſt er voll.
Herr, unterweiſe mein Gemüthe,
Wie ich dich würdig loben ſoll;

Sieh,

Gieb, daß mein Herz dich freudig liebt!
Dich, der mir ſo viel Gutes giebt.

Kommt, preiſt des Schöpfers Huld und Stärke,
Bringt ſeinem Namen Ehre dar!
Groß iſt der Herr, und ſeine Werke
Sind herrlich, groß und wunderbar!
Kommt, laßt uns ſeine Macht erhöhn!
Der Herr iſt gut! ſein Lob iſt ſchön!

Wenn nun Gott durch die ganze Natur wirkſam iſt, wenn wir ihm das Entſtehen des Regens und des Thaues, die erſte Bewegung, die in dem Samenkorn entſteht, die Kraft, die in jeder Wurzel und in jedem Halme liegt, zuſchreiben müſſen, was iſt wohl gewiſſer, als daß er auch auf unſere Seelen wirke, und daß wir das Gute, das durch uns geſchieht, ihm zuſchreiben müſſen? Denn ſind unſre Seelen nicht das edelſte unter dem was wir kennen? ſind ſie es nicht, durch deren Verſtand nach und nach die Naturkräfte gelenkt werden? ſind ſie es nicht, die unter allem, was wir kennen, Gott am ähnlichſten ſind? unter allem, was wir kennen, allein auf Unſterblichkeit Anſpruch machen dürfen? Der

Gott alſo, der in jedem Thautropfen, in jeder Pflanze, wirkt, iſt gewiß auch in unſerer Seele wirkſam. Und Paulus ſpricht daher: **Gott iſt es, der in uns wirkt, beyde das Wollen und das Vollbringen nach ſeinem Wohlgefallen**, oder nach ſeiner Güte.

Von dieſem Wirken Gottes auf uns, von dieſem ſeinem Beyſtande zu unſern Entſchlieſſungen und Handlungen will ich izo etwas ſagen. Etwas, denn alles zu ſagen, alles in ein deutliches Licht zu ſtellen, überſteigt meine Kraft, ſo wie vielleicht die Kraft aller Menſchen! Er wirkt in uns das Wollen, oder er bringt uns zu unſern Entſchlieſſungen, indem er alles, was in uns iſt, ſo einrichtet, daß wir dadurch auf die Entſchlieſſung gebracht werden, die ihm gefällig iſt.

O wären wir izo vermögend, allen unſern Entſchlieſſungen, bis auf die erſte Quelle nachzuſpüren, welche Wunder würden wir entdecken! Wir würden finden, daß unſere Entſchlieſſungen, die in der Folge immer von der größten Wichtigkeit waren, durch kleine, unbedeutende, Umſtände,

ſtände, die ganz von ohngefehr zu kommen ſchienen, veranlaßt wurden. Eine Stelle, die wir in einem Buche leſen, das uns wie von ohngefähr in die Hände fällt, kann uns ſo rühren, daß ſie unſere ganze Seele umſtimmt. Eine Erzählung, die wir in Geſellſchaft hören, hat oft gleiche Wirkung. Ein unangenehmer oder angenehmer Zufall, der uns begegnet, kann uns auf Gedanken leiten und auf Entſchlieſſungen bringen, die hernach unſere ganze Lebensart beſtimmen. Und dieſe Zufalle ſind bisweilen ſo beſchaffen, daß ſie uns gleichſam dazu dringen, daß wir dieſen und keinen andern Entſchluß faſſen.

Ich will es mit einem Exempel erläutern. Denkt euch einen jungen Menſchen, der reicher Eltern Sohn iſt, und auf irgend einer Schule oder Erziehungsanſtalt erzogen wird, wo er Verdroſſenheit zu allen Geſchäften und Abneigung gegen alles, was Mühe macht, bezeigt. Seine Lehrer laſſen es ſich aufs möglichſte angelegen ſeyn, ihn zu beſſern, ſie ermahnen und ſtrafen, immer ohne Wirkung, ſie ſtellen ihm ſo manches nachahmungswürdige Beyſpiel vor, und es macht keinen Eindruck. Sie ſchildern ihm die traurigen Folgen des Müſſiggangs und der Unthätigkeit, und er kehrt ſich nicht daran, weil er immer in dem Innerſten ſeines Herzens den thörichten Vorwand hat, daß ſein Vater ihn ſchon ernähren könne, und daß ſeines Vaters Vermögen hinlänglich ſey, ihm lebenslang Unterhalt zu verſchaffen. Aber unvermuthet kommt ein Trauerbrief aus dem Vaterlande, der ihm die Nachricht bringt, ſein Vater ſey todt, ſein ſämmtliches Vermögen ſey den Schuldnern in die Hände gefallen: überlegt, was er nun wohl thun möchte! Eine zeitlang wird er ganz von Schmerz betäubt ſeyn, dann jammern und klagen, am Ende zu ſich ſelbſt ſagen: Was ſoll ich thun? keinen Vater habe ich mehr, der mich verſorgen könnte; mein Vermögen, auf das ich mich ſtüzte, iſt dahin; was ſoll ich thun? ich muß mir ſelbſt helfen, ich muß mir Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten zu erwerben ſuchen, die hinlänglich ſind, mir einſt Unterhalt zu verſchaffen. So wird er denken, und ſich feſt entſchlieſſen, von dieſem Augenblicke an aufmerkſam und thätig zu werden.

Beweißt dieß Exempel nicht hinlänglich, daß die guten Entſchlieſſungen, die wir faſſen, unter einer beſondern Regierung Gottes ſtehen? Ja müſſen wir nicht dankbar bekennen, daß alle unſere guten Vorſäze ſein Werk ſind?

Gemeine.

Was ſich Gutes in mir findet,
Iſt dein Gnadenwerk in mir;
Selbſt den Trieb haſt du entzündet,
Daß mich, Herr, verlangt nach dir.
O ſo ſeze durch dein Wort
Deine Gnadenwirkung fort,
Bis ſie, durch ein ſelges Ende,
Herrlich ſich an mir vollende.

Eben ſo müſſen wir auch das Vollbringen, oder das Ausführen guter Vorſäze dem Beyſtande Gottes zuſchreiben. Seht, wenn der Frühling in unſere Gegend zurückkehrt, ſo fühlt alles, was nur einiges Vermögen zum Gefühl hat, ſeine Gegenwart, und Keime zu Thieren und Pflanzen entwickeln ſich, ſo weit der Frühling wirkt. Und von dieſen entwickelten Keimen gehen Millionen wieder zu Grunde, andere Millionen tionen hingegen wachſen, gedeyhen und erlangen die Gröſſe, die ihnen beſtimmt iſt. Und woher kommt es, daß jene zu Grunde gehen, und dieſe wachſen, gedeyhen und ihre Gröſſe erlangen? Alles dieß hängt von den Umſtänden ab. Die Beſchaffenheit des Bodens, in dem ſich der Keim entwickelt, die Lage des Bodens, die Beſchaffenheit der Witterung, und die Verbindung vieler andern Umſtände bringen dieß zu Stande.

Und ſo iſts denn auch mit uns. Eine Menge guter Entſchlieſſungen entwickeln ſich von Zeit zu Zeit in unſerer Seele. Einige derſelben gehen bald wieder vorbey, und bleiben ohne Ausführung. Andere hingegen werden immer lebhafter und feſter, werden zu Thaten und nach und nach zu Fertigkeiten. Und alles dies rührt mehrentheils von zufälligen Umſtänden her. Dieſe ſind bisweilen ſo beſchaffen, daß ſie uns dringen, auf unſern Vorſäzen zu beharren. Bisweilen, wenn ſich ſolche Schwierigkeiten zeigen, daß unſer Vorſaz anfängt zu wanken, wird er wieder durch die Aufmunterung eines Buchs oder eines Freundes geſtärkt. Oft, wenn auch unſere Kräfte nicht mehr hinreichend ſcheinen, unſern Vorſaz auszuführen, wird durch einen unvermutheten Vorfall unſere ganze Lage ſo geändert, daß ſie unſere Entſchlieſſungen begünſtigt.

Denkt wieder an jenen jungen Menſchen, der ſich entſchloß, durch Aufmerkſamkeit und Thätigkeit Kenntniſſe und Geſchicklichkeit zu erwerben. Wenn dieſer nun ſogleich in böſe Geſellſchaft geriethe, die ſich bemühete, ihn leichtſinnig zu machen, ihn zum Spiel, zur thieriſchen Sinnlichkeit und andern Ausſchweifungen, reizte, wenn ihm alle Gelegenheit mangelte, ſeine Entſchlieſſung auszuführen, würde ſie nicht bald ermatten und erſterben? Wenn aber zu der Zeit, da er ſich zum Fleiß entſchloß, ein redlicher Freund ſich bey ihm befindet, der ihm liebreich die Hand bietet, ihn ermuntert, auf ſeinem Vorſaze zu beharren; ihm Gelegenheit ſchaft, wo er recht thätig ſeyn, recht viel Gutes lernen kann, iſts nicht wahr, ſo wird er ſeine gute Entſchlieſſung ausführen?

Und ſo iſts mit allem Guten, das durch uns zu Stande kommt. Wenn wir aufrichtig ſeyn, und genau unterſuchen wollen, wie es damit zugegangen ſey, ſo werden wir immer die mitwirkende Macht und Güte Gottes erkennen und geſtehen müſſen, Gott iſt es, der nach ſeiner Güte in uns wirkt, beyde das Wollen und das Vollbringen.

Gemeine.

Es ſteht in keines Menſchen Macht,
Daß das geſcheh, was er bedacht,
Und er ſich deſſen freue;
Dein Segen, Höchſter, machts allein,
Daß Menſchen-Rath gedeihe.

Drum gieb mir Weisheit aus der Höh,
Mein Vater, daß ich nicht beſteh
Auf meinem eignen Willen;
Sey du mein Licht und lehre mich
Nur deinen Rath erfüllen.

Tritt du zu mir und mache leicht,
Was mir ſonſt faſt unmöglich deucht.
Reichſt du mir deine Hände,
So kommt, was angefangen iſt,
Gewiß zum guten Ende!

Ob nun Gottes Geiſt auch unmittelbar auf unſere Seele wirke, ſie auf gute Entſchlieſſungen lenke und zum Guten beſtimme und ſtärke? das iſt eine Frage, die ich mir gar nicht zu entſcheiden traue. **Gott iſts, der in uns wirkt das Wollen und das Vollbringen nach ſeiner Güte**, das müſſen wir als Chriſten den Schülern unſers Erlöſers glauben, und werden in dieſem Glauben durch die tägliche Erfahrung beſtärkt. Wie es aber mit dieſem Wirken Gottes eigentlich zugehe? wer will das beſtimmen! Wer iſt ſo klug und ſcharfſinnig, daß er ſagen könne, hier wirkt der allmächtige Geiſt durch Kräfte der Natur, hier wirkt er unmittelbar. Wer hat des Herrn Sinn erkannt, oder wer iſt ſein Rathgeber geweſen?

Es darf uns dieß auch gar nicht beunruhigen. Laßt uns nur immer ſo handeln, daß wir uns bey unſern Handlungen des Beyſtandes des göttlichen Geiſtes verſichert halten können, ſo kann es uns ja gleich viel ſeyn, ob wir ihn mittelbar oder unmittelbar genieſſen.

Nähert euch täglich, dem alles wirkenden Gott, mit eurem Gebete, ruft ihn herzlich an, daß er euch erleuchten, und den Weg zeigen wolle, den ihr wandeln ſollt. Kein herzliches Gebet iſt um-

umſonſt. Ihr werdet immer wahrnehmen, daß eure Seele dadurch aufgeheitert, und zum Guten geſtimmt werde.

Befleiſſigt euch der Aufmerkſamkeit auf euch ſelbſt. Wenn ihr durch andere, oder das Zuſammentreffen verſchiedner Umſtände, auf gewiſſe Entſchlieſſungen gebracht werdet, dann denkt nach, fragt euer Gewiſſen, ob dieſe Entſchlieſſung wohl gut, dem Allwiſſenden und Allgütigen gefällig, und eurem Nebenmenſchen nüzlich ſey Wenn ihr mit Ueberlegung eine Entſchlieſſung gefaßt habt, ſo laßt euch durch vorkommende Schwierigkeiten nicht ſogleich davon abbringen, ſondern ſtärkt euch im Vertrauen auf Gott, alle dieſe Schwierigkeiten zu überſteigen und wegzuräumen, ſo werdet ihr Gottes Beyſtand gewiß genieſſen, und durch Erfahrung lernen, daß Gott die, die ihn lieben und ſuchen, nicht verlaſſe, ſondern ſie unterſtüze, wie ein guter Vater, der ſein Kind auf einer Reiſe begleitet, der es vor Irrwegen bewahrt, ihm die rechten Wege zeigt, und ihm ſeine Hand bietet, wenn es in Gefahr geräth.

Seht, meine Lieben! dieſer wohlthätige uns unbegreifliche Beyſtand Gottes hat ſchon viele tauſend unſerer Vorfahren, die ſo ſchwach waren als wir, mit ſo vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, als wir, ſo geſtärkt, daß ſie alle Schwierigkeiten überwanden, viel Gutes wirkten, und izo bey ihm, dem Vergelter alles Guten, die Belohnung eines tugendhaften Lebens genieſſen. Dieſer wohlthätige Beyſtand Gottes wird auch in eurer Schwachheit mächtig ſeyn, und euch, wenn ihr ihn redlich ſucht, durch die Irrgänge dieſes Lebens, bis zum Ziele geleiten, das wir alle ſuchen.

Gemeine.

Wir hoffen es.

O laß du, wahrhaftiger und treuer Gott, unſere Hofnung nicht zu Schanden werden. Wenn wir als Kinder deinen Beyſtand ſuchen, ſo laß ihn uns finden, und durch ihn zu dir geführt werden, Amen.

Gemeine.

Sieh, daß in wahrer Heiligkeit
Wir führen unſre Lebenszeit,
Sey unſers Geiſtes Stärke!

Laß uns ſtets bleiben unbewußt
Die Eitelkeit der Sinnen Luſt
Und ihre ſchnöden Werke.
Rühre,
Führe
Unſre Sinnen und Beginnen von der Erden,
Daß wir Himmelserben werden!

Drey und zwanzigſte Verehrung.

Gott unſer Vater und Verſorger, der du uns täglich alles giebſt, was wir zu unſers Leibes Erhaltung nöthig haben, gieb uns auch die Bedürfniſſe unſers Geiſtes. Erleuchte uns ſtets durch die Wahrheit, damit wir erkennen mögen, was gut und recht und dir wohlgefällig iſt. Segne auch dieſen Vortrag! Leite meine Gedanken auf das, was meinen Zuhörern nützlich, und neige ihre Aufmerkſamkeit auf jede gute Lehre, damit ſie ſie faſſen, und dadurch gebeſſert werden mögen. Amen! Amen!

Gemeine.

Hör unſer Gebet,
Geiſt des Herrn!
Du hörſt der Menſchen Flehen gern.
Wir wollen unſer Herz dir geben;
O lehre, heilig uns leben!
Rüſt uns mit Stärke, Muth und Kraft,
Du, der das Gute in uns ſchaft,
Daß nicht die Lockungen der Sünden,
Uns, Chriſti Junger, überwinden.
Wir traun auf dich,
Wir traun auf dich!

Wie vielen Verſuchungen unſere Tugend in dieſem Leben ausgeſezt ſey, habe ich vor kurzen gezeigt. Wenn wir ſie alſo nicht verliehren, wenn wir den Troſt eines guten Gewiſſens, die Freudigkeit zu Gott behalten, und ohne Zagen dem Todestage entgegen ſehen wollen, ſo müſſen wir beſtändig wachſam ſeyn, und in einem ſteten unaufhörlichen Kampfe gegen die Verſuchung leben. Laßt euch dieß nicht abſchrecken, meine Lieben! Seht, der Kriegsmann bringt auch oft viele Jahre in einem beſtändigen Kampfe zu, er wacht und duldet Hunger und Durſt, trägt alle Beſchwerlichkeiten der Reiſe, ſezt Blut und Leben in Gefahr, um eines geringen Soldes und eines vergänglichen Ruhms willen. Warum wollen wir uns denn ſcheuen, für unſere Tugend zu kämpfen, da uns dafür ein weit gröſſerer Lohn, das Zeugniß eines guten Gewiſſens, und Ruhm und Vergeltung bey Gott beſtimmt iſt?

Es kann auch nicht unmöglich ſeyn, in dieſem Kampfe den Sieg zu erlangen, denn wenn es unmöglich wäre, warum forderte denn der weiſe und gute Gott, der unſere Schwachheit am beſten kennt, uns beſtändig zu dieſem Kampfe auf? Warum macht er es denn zum Merkmale derer, die Jeſu angehören, daß ſie ihr Fleiſch creuzigen ſammt den Lüſten und Begierden? Warum ſezt er es als ein Zeichen ſeiner guten Kinder feſte, daß ſie die Welt überwinden? Verlangt doch kein menſchlicher Vater von ſeinen Kindern etwas unmögliches, wie viel weniger können wir dieß von dem Muſter aller guten Väter glauben?

Wenn uns nur die Sache ein Ernſt iſt, ſo wird ſie uns gar wohl möglich ſeyn.

Wenn uns Bewegungsgründe zum Böſen gegeben werden, und wir wollten immer über dieſe Bewegungsgründe nachdenken, immer uns vorſtellen die Annehmlichkeiten, die mit der Sünde verknüpft ſind, die Schwierigkeiten, die die Tugend begleiten, ſo würde freylich die Neigung zur Sünde bald ſo mächtig in uns werden, daß wir ihr nicht widerſtehen könnten. Das ſey aber ferne von uns! Statt an die Annehmlichkeiten der Sünde zu denken! überdenkt vielmehr ihre traurige Folgen!

Wenn du, guter Jüngling, wenig Luſt zur Vollbringung der dir aufgetragenen Geſchäfte haſt, wenn du wohl gar gereizt wirſt, dich von denſelben zu entfernen, und an mancherley unzeitigen Vergnügungen Theil zu nehmen: ſo bedenke, was daraus erfolgen wird! wie unzufrieden deine Lehrer mit dir ſeyn werden! welche Lücke dadurch in deinen Kenntniſſen entſtehen, wie unzufrieden du den folgenden Tag mit dir ſelbſt ſeyn wirſt!

Wenn du unwillig biſt gegen andere, fühlſt dich geneigt, ſie zu kränken, fahre nicht gleich mit deiner Handlung zu, ſondern bedenke, wie ſehr du dadurch den andern gegen dich reizen, wie misvergnügt du deine Vorgeſezten mit dir machen, wie ſehr du es am Ende bereuen wirſt. Wenn deine Sinnlichkeit dich zu allerley Ausſchweifungen verleiten will, ſtärke dich und überlege wohl, welche traurige Wirkungen daraus entſtehen würden, wann du nach deiner Sinnlichkeit handeln wollteſt, wie ſchüchtern du andere Menſchen anſehen, wie ungern du an Gott denken, welche Vorwürfe du dir ſelbſt machen würdeſt! des Gewiſſens unſchäzbare Ruhe iſt dahin, ſo bald man die Verſuchung zum Böſen ſich überwinden läßt!

Gemeine.

Sollt ich ſolch ruhig Leben
Für Luſt der Sünde geben,
Und dann die inure Pein,
Mich ſelber zu verklagen,
In meinem Buſen tragen?
Gott, laß dieß ferne von mir seyn!

Bereitet euch ferner zu einem jeden eurer Lebenstage durch ein herzliches Gebet zu, und ruft Gott euren Vater an, daß er in eurer Schwachheit mächtig ſeyn, in jeder Verſuchung unterſtüzen,

zen, und euch zum Kampfe der Tugend ſtärken wolle. Verſagt wohl ein Vater ſeinem Kinde das Brod, um welches es bittet? Giebt er ihm etwas unnüzes oder gar ſchädliches? ſtatt Brods einen Stein? ſtatt eines Fiſches eine Schlange? wie vielmehr wird uns der himmliſche Vater den heiligen Geiſt, oder ſeinen Beyſtand zu jeder guten That geben. Es ſind dieß Worte Jeſu unſers Erlöſers, auf die wir uns deſto feſter verlaſſen können, je gewiſſer es iſt, daß ihn Gott dazu verordnet habe, uns zu ſagen, was zu unſerer Beſſerung und Glückſeligkeit nöthig iſt.

Und die Erfahrung belehrt ja auch einen jeden, von welcher geſegneten Wirkung ein herzliches, kindliches Gebet ſey. Wenn unſere Seele gleichſam im Dunkeln wandelt, ſo wird ſie durch ein ernſtliches Andenken an Gott aufgeklärt; die Luſt zum Guten erwacht, ſo bald man den wohlthätigen Geiſt denkt, der von Ewigkeit zu Ewigkeit für das Beſte ſeiner Geſchöpfe wirkſam iſt; die Schwermuth legt ſich, wenn man ſein ganzes Schickſal in den Händen ſeines weiſen und guten Vaters ſieht; die Luſt zu ſchaden verliert ſich, wenn man ſich vorſtellt den Allgütigen, der die gröſte Langmuth bey den Uebertretungen der Menſchen beweiſt; und jede unedle Neigung wird geſchwächt, wenn man ſtets bedenkt, daß man an allen Orten unter den Augen des Allwiſſenden und Allgegenwärtigen wandelt.

O alle die ihr gefaßt seyd, der Tugend ſchweren Kampf zu kämpfen, der Tugend groſſen Lohn zu erlangen, laßt euch alſo das Gebet empfohlen ſeyn!

Gemeine.

O du, der du mich beten lehrſt,
Väterlich auch mein Gebet erhörſt!
Wann ich Luſt zur Sünde
In mir empfinde;
Will ich, Hülfe von dir zu empfahen,
Gleich zu dir mich nahen.

Und tödten wird in meiner Bruſt
Das Gebet, die dir verhaßte Luſt.
Kindlich dich zu lieben,
Werd ich mich üben.
Und am Ziele der Laufbahn auf Erden
Ewig ſelig werden!

Bey dem allen bleibt der Kampf der Tugend eine ſehr ſchwere Sache. Nur eine heftige Neigung zu beſiegen, o wie viele Anſtrengung iſt dazu nöthig! Die groſſen, wenigſtens ſcheinbaren Vortheile, die bisweilen mit der Sünde verknüpft ſind, zu verſchmähen, die groſſen Schwierigkeiten, die wir bisweilen auf dem Tugendwege antreffen, zu überſteigen, den Spott der Menſchen auszuhalten, ihren Haß nicht zu achten, wie viele Kraft wird dazu erfordert! Aber groß iſt auch der Lohn, den der Sieger erwartet. Siegen iſt allemal ſüß, überwunden zu werden, iſt ſchimpflich und unangenehm, und je mehr der Sieg koſtet, deſto ſüſſer iſt er.

Das gilt nicht nur vom Siege über leibliche Feinde, ſondern auch von dem Siege über die Feinde unſerer Tugend. Stelle dir vor, guter Jüngling, daß du einmal eine rechte arbeitsvolle Woche hätteſt, du würdeſt ſtark gereizet, deine Geſchäfte zu verlaſſen, fühlteſt dich oft verdroſſen dazu, ermannteſt dich aber immer wieder, ſezteſt ſie unter allen Schwierigkeiten fort, und die Woche wäre nun zu Ende, du ſäheſt vor dir eine

Menge wohlvollbrachter Geſchäfte, eine Menge glücklich überwundener Schwierigkeiten, erinnerteſt dich an alle die Anſtrengung, die dich dieß gekoſtet hätte, wie würde dich dieſes freuen! mit welchem zufriednen Blicke würdeſt du deine Lehrer und alle Menſchen anſehen, mit welcher Heiterkeit zu Gott beten können! da würdeſt du fühlen, wie wohl man ſich befindet, wenn man geſiegt hat.

Dieſes Wohlbefinden, dieſe Ruhe der Seele, dieß Zeugniß eines guten Gewiſſens, iſt immer des Siegers gewiſſer Lohn. Wenn man bedenkt, wie ſauer es geworden iſt, ſeine Tugend zu erhalten, was aus uns würde geworden ſeyn, wenn man durch die Verſuchung ſich hätte überwinden laſſen, was man durch Beſtändigkeit in ſeinem guten Vorſaze für ſich und andere Gutes geſtift hat, ſo muß nothwendig die größte Zufriedenheit mit uns ſelbſt daraus entſpringen. Es iſt ſchon etwas herrliches, wenn man eine Woche überſehen kann, da man ſeinen Pflichten eine Genüge leiſtete, wie weit herrlicher muß es ſeyn, wenn der Jüngling, bey der Trennung von ſeiner Erziehungsanſtalt, ſich bewußt iſt, daß er ſeine Lehrjahre gut angewendet hat; wenn der Mann ohne Vorwürfe des Gewiſſens an eine in Unſchuld und Thätigkeit vollbrachte Jugend denken, der Greiß mit Heiterkeit auf ſein geſchäftsvolles Leben zurück ſehen, welch unſchäzbar groſſes Glück, wenn der Menſch als Sieger von der Welt abtreten und ſagen kann: Ich habe einen guten Kampf gekämpfet, ich habe Glauben gehalten, ich habe den Lauf vollendet, hinfort iſt mir beygelegt die Crone der Gerechtigkeit.

Dieſes Bewußtſeyn, daß man geſiegt habe, dieß Zeugniß eines guten Gewiſſens, iſt das nicht das ſchäzbarſte unter allem, was denkbar iſt? Was in der ganzen Welt kann uns im Leiden ſo getroſten Muth, in glücklichen Umſtänden ſolche Empfänglichkeit für die Freude, und zu allen Zeiten ſolche Freudigkeit zu Gott geben, als das Bewußtſeyn, ich habe geſiegt, ich habe recht gethan?

Gemeine.

Sein eignes Herz bekämpfen
Und ſeine Neigung dämpfen,

Iſt freylich ſchwere Pflicht;
Doch wenn wir uns beſiegen,
Welch himmliſches Vergnügen
Gewährt die Ueberwindung nicht!

Nichts kann im Wohlergehen
So unſer Glück erhöhen,
Als ein geruhig Herz.
Das ſchaft uns innre Freuden,
Und mildert auch im Leiden
Durch ſeinen Troſt den größten Schmerz.

Glaubt auch nicht, meine Lieben, als wenn der Tugendkampf immer zu allen Zeiten gleich ſchwer ſey; jeder Sieg giebt Kraft und bahnt den Weg zu einem neuen Siege. Betrachtet doch, daß ich mich dieſes Gleichniſſes noch einmal bediene, einen erfahrnen Kriegsmann, der ſchon einige Jahre gekämpft, viele Beſchwerlichkeiten ausgehalten, manchen Sieg erfochten hat, wird ihm ſein ganzes Geſchäft nicht ungleich leichter, als da er noch ein Anfänger war?

Iſts nicht auch ſo mit uns? Uebe dich doch, guter Jüngling, erſt einige Jahre, deine Verdroſſenheit zu überwinden und in deinen Geſchäften Pünktlichkeit zu beweiſen! Wird dir die Arbeit nicht immer leichter? wird ſie dir nicht am Ende eine Luſt ſeyn? wirſt du nicht den Müſſiggang, der dir izo bisweilen ſo ſüſſe ſcheint, verabſcheuen? Uebe dich doch, deinen Zorn zu beherrſchen, wirſt du ihn nicht mit jeder Woche mehr in deine Gewalt bekommen? Gewöhne dich doch von Jugend auf an Offenheit, Ehrlichkeit, Rechtſchaffenheit, verſchmähe und tritt unter die Füſſe jeden Gewinn, den du nicht anders, als durch unerlaubte Mittel, erlangen kannſt; wird es dir nicht immer leichter ſeyn rechtſchaffen zu handeln? So ſchwer es einem Menſchen, den die Habſucht beſizt, und der die Tücke für Klugheit hält, wird, etwas uneigennüziges zu thun, den geraden Weg der Rechtſchaffenheit zu gehen, eben ſo ſchwer wird es dem, der ſo lange redlich handelte, unredlich zu ſeyn.

Seht hier das Ziel das ihr erreichen könnt, meine Lieben, wenn ihr früh gegen die Verſuchung kämpft. O welch wünſchenwerthes Ziel! Geiſtes-Kraft, Seelenſtärke — kein Erdengut kann damit verglichen werden. Denn alles Gut, das die Erde in ſich enthält, verſchönert nur meinen äuſſerlichen Zuſtand, die Geiſteskraft giebt mir aber ſelbſt mehr innern Werth, einen Werth, der in allen Verhältniſſen, in Unterhandlungen mit den Menſchen, in Verrichtung unſerer Geſchäfte, in Duldung der Trübſale, ſichtbar, der vor Gott ſelbſt gültig iſt.

Ja noch mehr! der Lohn, der dem, der den Tugendkampf kämpft, und den Sieg davon trägt, beſtimmt iſt, iſt unvergänglich. Nehmt an den Fall, daß der heutige Tag für einen von uns der lezte in dieſem Leben wäre. Was bleibt ihm noch? das Lob, das er ſich hier erwarb? o jenſeits des Grabes, vor dem Stuhle des Allwiſſenden, wird das Urtheil, das kurzſichtige Menſchen über unſere Handlungen fällten, in keine Betrachtung kommen. Die Vergnügungen, die er hier genoß? ſie zerflattern, wie ein ſüſſer Traum, wenn man die Augen aufthut. Sein Geld und ſeine übrigen Güter? ſie bleiben diſſeits des Grabs zurück. Selbſt ſeine Schönheit, Geſundheit und Leibesſtärke, wird durch die Verweſung zernichtet. Aber ſein Geiſt und die Eigenſchaften deſſelben bleiben und ſind unvergänglich. Das Bewußtſeyn, ich habe redlich gehandelt, ich habe die Reizungen zum Böſen beſiegt, in der Verſuchung ſchweren Stunden bin ich der Tugend treu geblieben, dieſes ſüſſe Bewußtſeyn wird uns nie verlaſſen, und eine unerſchöpfliche Quelle der Freuden für uns ſeyn. — Die Geiſtesſtärke, die wir uns hier erwarben, wird uns ſtets begleiten, und uns in allen Verhältniſſen nüzlich ſeyn, und uns zur Uebernehmung anderer Geſchäfte, die uns der Vater aller Geiſter auftragen wird, geſchickt machen.

Und wer mag den übrigen Lohn berechnen, den der Vergelter alles Guten dem bereitet hat, der als Sieger von der Welt geht. Wir ſehen ja ſchon in dieſem Leben, wie viele Vergeltung der Tugend beſtimmt ſey. Nehmt an, daß ein junger Menſch in der Fremde zur Führung ſeines künftigen Lebens ſich gehörig vorbereitet, daß er jugendliche Ausſchweifungen flieht, an Seele und Leib immer ſtärker wird, durch ſeinen unermüdeten Fleiß ſich alle ihm nöthige Kenntniſſe erwirbt, ſeine Sitten beſſert, nachgebend und gefällig wird, begleiten ihn dieſe guten Eigenſchaften nicht in ſein Vaterland? Wird er nicht geſchickt ſeyn, die wichtigſten Aemter zu verwalten? Solchen Lohn hat die Beſtändigkeit in der Tugend ſchon in dieſem Leben, in dieſem Stande der Prüfung, wie weit gröſſer und mannigfaltiger wird die Vergeltung in jenem Zuſtande ſeyn, der eigentlich zur Belohnung beſtimmt iſt!

Und jeder gute Knabe ſpannt ſeine Kräfte an, wenn er bedenkt, daß er durch eine gute Anwendung ſeiner Jugendjahre den Grund zu ſeinem Glücke auf ſeine ganze Lebenszeit lege.

So ſeyd denn auch ſtark und unbeweglich in euern guten Vorſäzen, kämpft unermüdet gegen unedle Neigungen, gegen jede heftige Leidenſchaft! Hört nicht auf den Tadel der Menſchen, verachtet ihren Spott, tretet jeden unerlaubten Gewinnſt unter die Füſſe, denn ſo legt ihr den Grund zu eurem Glück für die Ewigkeit. Dieß Leben iſt bald durchlebt, die Jahre rollen unaufhaltbar dahin, jeder Tag führt uns der Ewigkeit Pforten näher, wenn auch nun alle die wenigen flüchtigen Lebensjahre ein beſtändiger Kampf wären, was iſt das gegen eine Ewigkeit voll Belohnung?

Chor.

Sey ſtark, o Seele, allezeit,
Denk oft an deine Bahre;
Vergleiche mit der Ewigkeit
Den Kampf ſo kurzer Jahre!
Das Kleinod, das dein Glaube hält,
Wird neuen Muth dir geben;
Und Kräfte der zukünftgen Welt,
Die werden ihn beleben.

O Vater aller Geiſter ſey mächtig in unſerer Schwachheit, ſtärke uns in der Verſuchung Stunde, daß wir nie überwunden werden, ſondern ſtets ſiegen, als Sieger von der Welt abtreten, und des Sieges Lohn von dir empfangen mögen! Amen!

Gemeine.

Ach, hilf mir beten, wachen, ringen,
So will ich einſt, wenn ich den Lauf vollbracht,
Dir ewig Dank und Ehre bringen,
Dir, der du alles haſt ſo wohl gemacht.

Dann werd ich heilig, rein, ganz dir geweiht,
Dein Lob verkündigen in Ewigkeit.

Vier und zwanzigſte Verehrung.

Am Weynachtsfeſte.

Chor.

Preiſt Gott! Er ſchuf und er erhält
Seine wundervolle Welt!
Du ſprachſt! da wurden, Herr, auch wir!
Wir leben, und wir ſterben dir!
Halleluja!

Gemeine.

Eh ſeines Befehls Allmachtsruf
Die Himmel und die Geiſter ſchuf,
Da waren wir ſchon die Geliebten,
Durch Jeſum, ſeinen Geliebten!
Vor unſerm Gott iſt keine Zeit!
Beſtimmt war uns, von Ewigkeit,

Für uns der Sohn, der Eingebohrne!
Und wir, wir waren ſchon Erkohrne
Von Ewigkeit! von Ewigkeit!

Unſre Vorfahren hatten die Gewohnheit, daß ſie Feyerlichkeiten für gewiſſe Tage verordneten, an welchen merkwürdige, für die Menſchheit, für Nationen oder einzelne Familien, wichtige Begebenheiten geſchehen waren. Daher kamen die Feſte, die zum Andenken von erfochtnen Siegen, von Erlöſung aus Sclaverey, gefeyert wurden. Daher iſt noch izo die Gewohnheit, daß Familien an dem Tage allerley häusliche Vergnügungen anſtellen, da der Hausvater oder die Hausmutter gebohren wurden. Und dieſe Gewohnheit iſt ſehr nüzlich. Denn das Andenken an empfangne Wohlthaten, an die Verdienſte guter Menſchen um ihre Brüder, wird dadurch erhalten und erneuert, die menſchliche Seele zur Dankbarkeit geſtimmt, und zur Wirkung des Guten geneigt gemacht.

Dieß iſt auch die Urſache, warum durch die ganze Chriſtenheit das Weyhnachtsfeſt gefeyert wird, daß allenthalben gottesdienſtliche Verſammlungen an dieſem Tage angeſtellt werden, und Eltern ihre Kinder, und Freunde einander zu beſchenken pflegen. Denn dadurch ſollen wir immer erinnert werden an das groſſe Geſchenk, welches an dieſem Tage Gott den Menſchen mit Jeſu ſeinem Sohne gemacht hat; dadurch ſoll das Andenken erneuert werden, an alle das Gute, das wir von Jeſu empfangen haben, und unſere Seelen zur Liebe, Vertrauen und Dankbarkeit gegen ihn ſich ſtimmen.

Ich will alſo das meinige auch zur Erreichung der Abſicht dieſes Feſttages beytragen, indem ich von der Wichtigkeit des Geſchenkes rede, das uns Gott in Jeſu gemacht hat. Bittet Gott, daß er mich zu dieſem Geſchäfte ſtärken, und eure Seelen für die Wahrheit Empfänglichkeit verleihen wolle!

Gemeine.

O Vater, ſend uns deinen Geiſt,
Der, wie ſein Wort es uns verheißt,
Mit ſeiner Gnade uns regiert
Und auf den Weg der Wahrheit führt.

Deſſ'

Oefn' uns zu deinem Lob den Mund,
Und mach uns deinen Willen kund,
Rühr unſer Herz, ſtärk den Verſtand,
So wird dein Nam uns wohl bekannt.

Hier könnte ich nun von der Natur und Beſchaffenheit Jeſu Chriſti reden, und aus derſelben die groſſe Vortreflichkeit deſſelben darthun, wenn ich es nur wagen dürfte, von Dingen zu reden, die mir unbegreiflich ſind. Denn kaum traue ich mir zu beſtimmen die Natur meiner Seele, ohnerachtet ich dieſes ſelbſt bin, kaum wage ich es zu erklären, die Art und Weiſe, wie ſie den Körper in Bewegung ſezt, ohnerachtet ich dieſe Bewegungen ſelbſt hervorbringe und beobachten kann. Wie weit weniger iſt es möglich, in die Natur Jeſu Chriſti zu dringen, und ihre eigentliche Beſchaffenheit zu erklären! Laßt uns alle dergleichen Unterſuchungen, die mehr den Fürwiz, als die Begierde nach Wahrheit, beſchäftigen, beyſeite ſezen, und auf das blos ſehen, was dieſer göttliche uns unbegreifliche, Mann, eigentlich auf der Welt ausgerichtet hat.

Die Hauptabſicht ſeines Aufenthalts auf der Erde war ohne Zweifel die Veredelung der menſchlichen Natur. Denn die menſchliche Natur, wenn ſie noch roh, unbearbeitet und unausgebildet iſt, iſt gar nicht das, was ſie bey uns iſt. Sie erhebt ſich ſehr wenig über die Thiere. Es giebt noch izo Nationen, die mit dem Menſchen faſt nichts gemein haben, als die äuſſerliche Geſtalt. Und wir würden gewiß noch eben ſo niedrig ſtehen, wenn die göttliche Vorſehung nicht immer beſondere Mittel gebraucht hätte, uns zu veredeln.

Das vorzüglichſte Werkzeug, dieſe Abſicht zu erreichen, war Jeſus. Er iſt es, der dem Menſchen Hochachtung gegen ſich ſelbſt lehrte.

Denn nach der Vorſtellung, die er uns von dem Menſchen machte, ſind wir Geſchöpfe von ganz anderer Art, als alle die Dinge, die wir um uns ſehen. Wir ſind Kinder Gottes, nicht etwa im uneigentlichen, ſondern im eigentlichen Verſtande, indem wir das Bild und die Natur Gottes an uns haben, und vermögend ſind, uns in Vollkommenheit ihm unſerm Vater immer mehr zu nähern, immer mächtiger, immer weiſer, immer gütiger zu werden, ſo wie er mächtig, weiſe und gütig iſt. Seyd vollkommen, ſagte er uns, wie euer Vater im Himmel vollkommen iſt, und ſo fachte er in allen, die ihm glauben, die Begierde an, ſich immer mehr zu veredeln, ſich immer höher über grobe Sinnlichkeit zu erheben, und Gott dem vollkommenſten Geiſte ſich zu nähern.

Nach ſeiner Vorſtellung ſind wir unſterblich, wir müſſen noch verſchiedene Grade der Verwandlung ausſtehen. Unſer gegenwärtiges Leben iſt nur der Anfang unſers Lebens, der Tod iſt unſere zweyte Geburt. Unſer gegenwärtiger Zuſtand iſt nur Saamenkorn von unſerm künftigen Zuſtande. **Wer auf das Fleiſch ſäet, durch ſeine ſinnliche Luſt ſich beherrſchen läßt, der wird das Verderben und Elend ernten, hingegen der, der auf den Geiſt ſäet, ſeine erleuchtete Vernunft zur Führerin ſeiner Handlungen annimmt, der wird das ewige Leben ernten, ewig glücklich ſeyn.** O wie ſehr muß der, der dieſes glaubt, ſeine Würde fühlen, und gegen ſich Hochachtung haben, das Kind des ewigen Vaters — der Unſterbliche, dem kein Tod, keine Verweſung ſchaden kann!

Gemeine.

Er bringt den Troſt der beſſern Welt
Vom Himmel uns herab.
Nun ſchreckt, wenn unſere Hütte fällt,
Den frommen Geiſt kein Grab.

Er öfnet uns dereinſt die Thür
Zu ſeinem Himmelreich.
Ihr Chriſten, wie beglückt ſind wir!
Lobt Gott, und freuet euch!

So wie er uns gelehrt hat, uns ſelbſt recht zu ſchäzen, ſo haben wir auch von ihm gelernt, die Dinge, die um uns ſind, nach ihrem Werthe zu beurtheilen. Nehmt den Glauben an Jeſum aus der Welt. Ueberredet uns, daß die ganze Glückſeligkeit des Menſchen auf dieß gegenwärtige Leben eingeſchränkt ſey, und es wird euch alles, was um euch iſt, ungemein groß vorkommen. Jede Widerwärtigkeit, jeder Schmerz wird euch niederſchlagen. Denn wenn ich nur achtzig Jahre höchſtens zu leben habe, dann iſt wahrhaftig jeder Lebenstag, den ich unter Schmerz und Unmuth zubringen muß, für mich ein groſſer und unerſezlicher Verluſt. Und jede Sache, die mir Vergnügen macht, ſinnlicher Genuß, Reichthum, Ruhm muß mir ungemein wichtig ſeyn. Aber ſo wie dem, der auf der Spize eines ſehr hohen Berges iſt, alles, was er überſehen kann, äuſſerſt klein vorkommt, und unzählige Dinge, die ihm, ſo lange er im Thale war, ſehr groß ſchienen, von ihm gar nicht mehr bemerkt werden, ſo wird uns auch alles Sichtbare klein, wenn der Glaube an Jeſum in uns lebendig wird, und wir uns als Gottes Kinder und als Unſterbliche betrachten. Aller Welt Elend zuſammen genommen, was iſts dem Unſterblichen? Ein ſtürmiſcher Tag, der ihn auf der Reiſe trift, der ihm Beſchwerlichkeit verurſacht, aber bald vorbeygeht, und bald, wenn er einmal vorbey iſt, wieder vergeſſen wird. **Ich halte dafür, daß dieſer Zeit Leiden nicht werth ſey der Herrlichkeit, die an uns ſoll offenbahrt werden** — ſo ſpricht der, der ſich unſterblich fühlt. Aller Erden Freuden und Güter, was iſts dem Unſterblichen? Lauter Kinderſpiel, das er zwar nicht von ſich wirft, das er zu bekommen ſucht, weil es ihm, ſo lange er im Stande der Kindheit iſt, Vergnügen macht, darum er ſich aber auch nicht übermäſſig ängſtigt, über deſſen Mangel er ſich nicht unmäſſig grämt, weil er ganz gewiß vorher ſieht, das er nun bald dieß alles liegen laſſen muß, wie ein Kind ſein Spielwerk, ſo bald es in die Jünglingsjahre tritt. Die Welt vergeht mit ihrer Luſt, wer aber den Willen Gottes thut, der bleibt in Ewigkeit. Dieß iſt der Grundſaz des Chriſten, deſſen Wahrheit und Gewicht er ganz fühlt, wenn er mit redlichem Herzen der Lehre Jeſu Beyfall giebt.

Gemeine.

Dieß Leben iſt gleich einem Traum,
Gleich einem leichten Waſſerſchaum
Iſt alle ſeine Herrlichkeit.
Der Strom der Zeit
Reißt ſchnell uns fort zur Ewigkeit.

Nur du, mein Gott, du bleibeſt mir
Das, was du biſt; ich traue dir.
Es falle Berg und Hügel hin!
Mir bleibts Gewinn,
Wenn ich dein todt und lebend bin.

Die Bemühung Jeſu iſt aber auch dahin gegangen, dem Menſchen ſelbſt einen gröſſern innern Werth zu ſchaffen. Denn was macht des Menſchen Werth aus? Laßt uns einen ſolchen denken, der nur für ſich und ſein Vergnügen lebt, der auf nichts ſinnt, als wie er ſich pflegen, Güter und Ruhm erwerben will, und dann einen andern, der ſeine Freude darinne ſucht, andere zu erfreuen, ihren Kummer zu mindern, und ihrem Leiden abzuhelfen. Welcher iſt wohl mehr werth? ohne Zweifel der leztere. Jener gleicht einem unfruchtbaren Baume, dieſer einem fruchtbaren, der den müden Wanderer mit ſeinen Früchten erquickt. Laßt uns ferner einen Menſchen denken, der von ſeinen Leidenſchaften beherrſcht wird, deſſen Zorn auf jeden fällt, der ihn beleidigt, der alles thut, was ſeine ſinnliche Luſt begehrt, ohne zu bedenken, ob er ſich, oder andern ſchade, und wieder einen andern, der ſeiner Leidenſchaften Herr iſt, und nichts thut, als was er nach ſeinen beſten Einſichten und Gewiſſen für recht hält! Welcher von beyden iſt wohl mehr werth? Ein jeder fühlt, daß der gröſſere Werth bey dem leztern ſey.

Denn jener iſt ein Sklav, dieſer ein Herr; jener verbreitet um ſich Misvergnügen, dieſer Vergnügen. Der eigentliche Werth des Menſchen beſteht alſo darinne, daß er gütig ſey und ſich ſelbſt zu beherrſchen wiſſe. Und alles, was Jeſus gethan hat, zweckt dahin ab, dem Menſchen dieſen Werth zu verſchaffen. Seine ganze Lehre iſt voll von den dringendſten Ermahnungen, barmherzig zu ſeyn, wie unſer Vater im Himmel barmherzig, uns unter einander als Glieder zu betrachten, die ſich dann am beſten befinden, wann eines dem andern dient; auch die liebſten Neigungen, wenn ſie uns auch ſo lieb, wie unſere Augen und Hände wären, zu mäſſigen. Er hat uns die ſtärkſten Bewegungsgründe dazu gegeben, indem er jede gute Handlung, jeden Sieg über uns ſelbſt, als einen Dienſt vorſtellet, den wir Gott leiſten, den der, der ins Verborgne ſieht, nicht unvergolten laſſen würde. Er ſelbſt iſt uns in allen dieſen Stücken als ein rühmliches Muſter vorgegangen. Seine liebſte und tägliche Beſchäftigung war ja das Wohlthun, in ſeinem ganzen ruhmvollen Leben, ließ er ſich nie von einer unedlen Leidenſchaft beherrſchen. Und diejenigen, die ihm glauben, ſeine Lehren befolgen, nach ſeinem Exempel ſich bilden, fühlen, daß ſie in der That mehr werth werden, daß das Gute, das ſie wirken, ſich vervielfältige, daß ſie zufriedner werden und Ruhe für ihre Seele finden.

O möchten wir uns doch alle beſtreben, den hohen Werth zu erlangen, den uns Jeſus ſo gern verſchaffen will.

Gemeine.

Schon hier lebt ſelig und vergnügt,
Wer Gottes Wege geht;
Die ſchnöde Luſt der Welt beſiegt,
Feſt in Verſuchung ſteht.

Sein Theil iſt hier Zufriedenheit,
Die im Gewiſſen wohnt,
Wenn ſichs des hohen Beyfalls freut,
Womit es Gott belohnt.

Ja das Beſtreben Jeſu, den Gott an dieſem Tage zu uns geſandt hat, geht nicht nur dahin, unſern innern, ſondern auch unſern äuſſerlichen, Zuſtand zu verbeſſern. Stellt euch eine Welt vor, die das Gegentheil von der gegenwärtigen iſt;

Eine Welt, wo jeder das Glück des andern wie ſein eignes anſieht, ſich freuet, wenn es ſeinem Bruder wohlgeht, und trauert, wenn er leiden muß, wo jeder ſich eine wahre innige Freude daraus macht, wenn er andere erfreuen kann, wo der Mächtige ſeine Macht braucht, den Schwachen zu ſchüzen, der Reiche mit ſeinem Ueberfluſſe den Armen erfreuet, der Weiſe den Irrenden zu rechte weiſt. Eine Welt denkt euch, wo alles den Zank und die Zwietracht verabſcheuet, und bey entſtandnen Misverſtändniſſen jedermann bereit iſt, dieſelben beyzulegen, wäre dieſe Welt nicht ein Himmel? Und eine ſolche Welt hervorzubringen iſt ja das beſtändige Beſtreben Jeſu geweſen. Alle die Grundſäze, die er den Menſchen hinterlaſſen hat, zielen ja dahin ab. Wir ſollen, nach ſeiner Anweiſung, nicht blos ſuchen, was das Unſrige, ſondern auch das, was des andern iſt, Gutes thun und nicht müde werden, damit wir zu ſeiner Zeit ernten ohne Aufhören; ſollen die lieben, die uns haſſen, die ſegnen, die uns fluchen, für die bitten, die uns beleidigen und verfolgen. Verſchaft uns die Befolgung dieſer weiſen Grundſäze nicht den ſeligen Zuſtand, durch welchen die Welt ein Himmel wird? O möchte doch dieſer ſelige Zuſtand bey uns allen ſichtbar ſeyn!

Chor.

Der du von dem Himmel biſt,
Kummer, Leid und Schmerzen ſtilleſt,
Den, der doppelt elend iſt,
Doppelt mit Erquickung fülleſt,
Holder Friede, ſchwebe nieder,
Ström in uns und unſre Brüder
Neues Leben, neue Luſt
Wohn in jedes Edlen Bruſt,
Bis die Erdenhütte ſinkt,
Und ſein Geiſt ſich aufwärts ſchwingt.

Zwar werdet ihr einwenden, daß Jeſu Lehre ſo lange ſchon in der Welt geweſen ſey, ohne daß dieſer Zuſtand wäre ſichtbar merklich geworden. Und ich gebe es gerne zu, daß dieſe Einwendung mehr als zu wahr ſey. Auch nachdem Jeſus die Welt unterwieſen hat, hat es nicht an liebloſen Menſchen gefehlt, die mit kaltem Blute ihren Bruder neben ſich konnten verſchmachten

ten ſehen, nicht an boshaften, die ſich freueten, wenn ſie andern recht viel Herzleid machen konnten. Ich leugne es gar nicht, daß ſelbſt die, die den friedfertigen, ſanftmüthigen, Jeſum bekannten, ſchreckliche Kriege geführt, ihre Brüder zerhauen und zerſchmettert haben, auf ihre ſterbenden Leichname getreten ſind, ohne auf ihr Aechzen und Röcheln zu merken. Ich gebe noch mehr zu, daß ſogar die ſanfteſte Religion, die ſo nachdrücklich die Liebe predigt, und uns ermahnt, dem Feinde wohl zu thun, zum Vorwand iſt gebraucht worden, die unmenſchlichſten Grauſamkeiten zu begehen. Und doch iſts gewiß, daß auch der äuſſerliche Zuſtand der Menſchen durch Jeſum ſey verbeſſert worden. Freylich nicht derer, die ſeine Grundſäze nicht befolgten. Dieß ſchadet aber der Vortreflichkeit ſeiner Lehre eben ſo wenig, als ein Arzt dabey an ſeinem Anſehen leidet, wenn diejenigen, die ſeine Arzney nicht brauchten, ſich beſchweren wollten, daß ſie ihnen nichts hülfe. Es hat aber in allen Jahrhunderten gute Menſchen gegeben, die ſich nach Jeſum und nach ſeiner Lehre zu bilden ſuchten, und dieſe haben immer erfahren, daß dadurch ihre äuſſerliche Ruhe befeſtigt werde. Können wir nicht alle noch täglich dieſe Erfahrung an uns machen? wenn wir ohne falſch, gefällig, gutthätig ſind, erwerben wir uns nicht dadurch Liebe? Wenn wir ſo viel Stärke haben, daß wir bey empfangnen Beleidigungen dem Feinde nicht ſchaden, unſern Unwillen mäſſigen, und ihm Böſes mit Gutem vergelten, iſts nicht wahr, ſo wird des andern Zorn entkräftet, und ſein Haß verwandelt ſich in Liebe?

Und die Lehre Jeſu gleicht, wie er ſelbſt ſpricht, einem Saamenkorne. Wer weiß ob dieß Saamenkorn nicht Jahrhunderte nöthig hat, um ſich zu entwickeln, ob nicht viele hundert Generationen entſtehen, dieſes Saamenkorn hegen und pflegen, und wieder verweſen müſſen, ehe die Frucht reift, die es bringen ſollte? Schon izo iſt ſein Wachsthum ſichtbarer; ſchon izo wird die Intoleranz, die ſo vieles Blutvergieſſen verurſachte, wie ein wildes Thier angeſehen, gegen welches ſich alle Rechtſchafne wafnen; ſchon izo wird der Krieg menſchlicher, und der Krieger ſucht mehr ſeine Ehre darinne, des Feindes Wunden zu verbinden, als ihn zu tödten; ſchon izo ſind die Fürſten geneigt ihren Ruhm mehr nach den Menſchen zu berechnen, denen ſie ein vergnügtes Leben verſchaft haben, als nach denen, die ſie ermordeten; ſchon izo hält man es für Schande, Krieg zu führen. O Gott des Friedens! möchte doch einmal die Zeit kommen, da wir den Frieden ganz genöſſen, zu deſſen Beförderung du Jeſum in die Welt ſandeſt.

Chor.

Der du von dem Himmel biſt,
Kummer, Leid und Schmerzen ſtilleſt,
Den, der doppelt elend iſt,
Doppelt mit Erquickung fülleſt,
Holder Friede, ſchwebe nieder,
Ström in uns und unſre Brüder
Neues Leben, neue Luſt
Wohn in jedes Edlen Bruſt,
Bis die Erdenhütte ſinkt,
Und ſein Geiſt ſich aufwärts ſchwingt.

Fünf und zwanzigſte Verehrung.

Bey dem Abſchiede von Deſſau.

Preiſt Gott den weiſen Regierer unſerer Schickſale, der den, der ihm vertrauet, leitet nach ſeinem Rath, und ihn endlich mit Ehren annimmt: denn Er iſt allwiſſend!

Chor.

Hallelujah!

Und Er iſt heilig!

Chor.

Hallelujah!

Und Er iſt allmächtig!

Chor.

Hallelujah!

Und iſt barmherzig!

Chor.

Iſt barmherzig — Hallelujah! Amen!
Hallelujah! ewig, ewig, ewig ſeinem Namen!
Iſt barmherzig — Hallelujah! Amen!

Meine Lieben! ich rede heute zu euch das leztemal, weil der unerforſchliche, aber allezeit weiſe und gute Gott mich von hier ruft, und mir einen andern Plaz anweiſet, wo ich für mein, und meiner Brüder, Beſtes wirkſam ſeyn ſoll. Ich habe nun auf dem Wege meines Lebens eine neue Anhöhe erſtiegen, von welcher ich freylich nicht weit vorwärts ſehen kann, indem ein dicker Nebel mir die Zukunft verbirgt, von welcher ich aber ganz deutlich den langen Weg meines beynahe vierzigjährigen Lebens, den ich zurückgelegt habe, überſchaue. Ich glaube alſo euch nichts nüzlichers ſagen zu können, als wenn ich euch erzähle, was mir auf dieſem Wege begegnet iſt, und was für Erfahrungen ich geſammlet habe.

Ich habe an mir ſelbſt erfahren, daß der folgende Zuſtand des Menſchen immer in dem vorhergehenden gegründet ſey. Die Urſache, warum ich das bin, was ich bin, iſt ſchon in meiner frühen Kindheit und in meinen Jünglingsiahren zu ſuchen. Ich habe in meiner Jugend eine und die andere Seite meines Herzens vernachläſſigt, und ich fühle noch izo die traurige Wirkung davon,

von,

ven, und werde ſie lebenslang fühlen. Ich habe ſonſt gegen gewiſſe Lieblingsneigungen zu viele Nachſicht bewieſen, daher ſind ſie noch izo bey mir ſehr ſtark, und ihre Beſtreitung macht mir groſſe Mühe. Wenn ich in meiner Jugend bisweilen zu wenig Aufmerkſamkeit bewieſen und auf die Erlernung gewiſſer Wiſſenſchaften nicht den gehörigen Fleiß gewendet habe, ſo ſind daraus Lücken in meiner Erkenntniß entſtanden, die mir noch immer trübe Stunden machen, und die ich mein Lebenlang ſchwerlich ausfüllen werde.

Ich fühle aber auch noch izo den Nuzen von jeder wohlangewendeten Stunde. Gewiſſe gute Neigungen, die ich in mir genähret, gewartet und gepflegt habe, ſind ſo tief bey mir eingewurzelt, daß ſie gleichſam zur andern Natur geworden ſind. Die Mühe, die ich mir gegeben habe, unedle Neigungen zu bekämpfen, iſt nicht umſonſt geweſen, ſie ſind dadurch geſchwächt, und manche ſind ſo gebrochen worden, daß ich bey nahe nichts mehr von ihnen zu beſorgen habe. Ich habe mich in meiner Jugend bisweilen angeſtrengt, um gewiſſe Kenntniſſe zu faſſen, gewiſſe Wahrheiten ganz zu durchſchauen, und die Früchte dieſer Bemühungen laben mich noch izo, und werden mich lebenslang laben. Was ich gelernt habe, das weis ich, und was ich durchſchauet habe einmal, das iſt mir noch izo ganz klar und deutlich.

So gewiß iſts alſo, daß der Menſch das erntet, was er ſäet. Dieß ſage ich vorzüglich um euretwillen, lieben Zöglinge, die ich immer als Vater geliebt habe. Wendet die Erfahrung, die ich gemacht habe, auf euch ſelbſt an! Wolltet ihr euer Herz vernachläſſigen, wolltet ihr euern ſinnlichen Neigungen den Zügel laſſen, ſo würde daraus eine Zerrüttung entſtehen, die euch lebenslang Misvergnügen machen würde, ſo wie die ſchiefe Richtung, die die Zweige eines jungen Baums bekommen, bleibt und mit dem Baume fortwächſt. Wolltet ihr Mühe ſcheuen, auf den Vortrag eurer guten Lehrer nicht die nöthige Aufmerkſamkeit wenden, ſo würde euch das, was ihr nicht erlernet, lebenslang mangeln, und das Gefühl dieſes Mangels würde euch, ſo lange ihr lebt, beſtrafen. Sucht izo gute Neigungen in euch zu nähren, kämpft izo gegen unedle Neigungen,

gungen, ſeyd offen, rechtſchaffen, enthaltſam, großmüthig, wohlthätig, ſo werdet ihr als Männer die Früchte einer wohlangewendeten Jugend zu genieſſen haben.

Wendet izo eure Kräfte an, euch gute Kenntniſſe, Einſichten und Geſchicklichkeiten zu erwerben, ſo ſammlet ihr euch einen Schaz, der euch noch im Alter Freude machen wird.

Gemeine.

Die Jugend iſt die Zeit der Saat,
Das Alter erndtet Früchte!
Wer jene nicht benuzet hat,
Des Hoffnung wird zunichte.
Ja ſelbſt das Heil der Ewigkeit,
Hängt ab auch von der Jugendzeit!
Die Zeit, die wir verleben,
Kann Gott nicht wiedergeben!

Ueberhaupt habe ich erfahren, daß die Vorſtellungen, die uns Jeſus unſer Erlöſer von dem Menſchen, von der Welt, von dem Wege zur Glückſeligkeit und von Gottes Vorſehung giebt, immer die wahreſten und richtigſten ſind, bey denen man die gewiſſeſte Beruhigung findet.

Der Menſch hat wirklich die hohe Würde, die ihm Jeſus beylegt, er iſt weit über alles Sichtbare erhaben, trägt das Bild ſeines Schöpfers an ſich, und kann ihm immer näher kommen, ſo wie er uns ermahnt, ſeyd vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen iſt. Sein Beſtreben, immer vollkommner zu werden, iſt nicht umſonſt. Er kann durch fortgeſezte Bemühungen immer weiter ſchreiten, kann mehrere Einſichten erlangen, kann zu mehrerer Gewißheit kommen, kann an Güte und Wohlwollen ſich dem Allgütigen mehr nähern, und ſich immer gröſſere Wirkſamkeit verſchaffen. Das weiß ich aus Erfahrung. Ich habe vieles in der Folge als Irrthum verworfen, was mir in meiner Jugend untrügliche Wahrheit ſchien, und vieles, was ich ſonſt that, und für Weisheit hielt, kommt mir izo als Thorheit vor. Woraus deutlich erhellet, daß durch fortgeſezte Bemühung ſich die menſchlichen Einſichten beſſern, und er einer immer gröſſern Vervollkommnung fähig ſey.

Aber erfahren habe ich auch, daß die überſpannten Vorſtellungen, die uns in manchen

Schrif

Schriften von der menſchlichen Vollkommenheit gegeben werden, falſch und unrichtig, hingegen wahr und richtig ſey, was uns die Schrift von dem Menſchen ſagt, daß er in dieſem Leben die Vollkommenheit nie erreiche, zu welcher er beſtimmt iſt; daß in unſerm Fleiſche wohne nichts gutes, daß wir wohl das Wollen haben, aber ſehr oft das Vollbringen des Guten nicht in uns finden. Ich habe es erfahren, daß die Vorſtellungen des menſchlichen Geiſtes, beſtändig von ſeinem Fleiſche oder von der Beſchaffenheit ſeines Körpers abhangen. Die Welt, und was in der Welt iſt, iſt mir anders vorgekommen, wenn mein Körper geſund und munter war, und wieder anders, wenn ich in demſelben Unordnung fühlte. Ich habe oft gute Entſchlieſſungen gefaßt, und bin faſt in eben der Stunde wieder davon abgewichen, weil entweder die allzugroſſe Lebhaftigkeit. oder Schlaffheit meiner Säfte und Nerven das Gegentheil verlangte; woraus ich ſchlieſſe, daß der Menſch nie zur vollkommnen Herrſchaft über ſeinen Körper in dieſem Leben gelange, und daß alſo die menſchliche Tugend eben ſo unvollkommen bleibe, als das Spielen eines Muſikverſtändigen auf einem verſtimmten Inſtrumente.

Dieß Gefühl unſerer Schwachheit, verbunden mit dem beſtändigen Streben nach höherer Vollkommenheit, ſcheint uns ganz deutlich zu ſagen, daß unſer ganzes Leben, das wir in dieſem Leibe führen, weiter nichts ſey, als Stand der Kindheit; daß unſer Geiſt ſich einſt aus dieſer Hülle, die ihn umſchließt, und in ſeiner Thätigkeit ſo ſehr hemmet, ſich werde loswinden, und dann zur Vollkommenheit immer hurtiger ſchreiten; daß wir alsdenn eben ſo auf unſer voriges Wiſſen und Wirken zurück ſehen werden, wie izo auf die Beſchäftigungen unſerer Kindheit, und daß uns alsdenn vieles von dem, was uns izo als hohe Weisheit vorkommt, als Kindereyen erſcheinen wird. So wie Paulus ſagt: **Da ich ein Kind war, thät ich wie ein Kind, und war klug wie ein Kind, und hatte kindiſche Anſchläge; da ich aber ein Mann ward, legte ich ab, was kindiſch war.**

Laßt uns alſo, meine Lieben, unermüdet an unſerer Beſſerung arbeiten! die guten Neigungen, die der Schöpfer in uns gelegt hat, ſorgfältig nähren, die herrlichen Anlagen und Kräfte, die er uns mittheilte, treulich ausbilden. Wenn wir aber dem ohnerachtet nicht ſo weit kommen, als wir wünſchen, ſo beruhige uns die Hofnung, daß wir in einem künftigen beſſern Zuſtande unſere Wünſche erfüllet ſehen werden!

Gemeine.

Izt, da mich dieſer Leib beſchwert,
Iſt mir noch nicht erſchienen,
Was jene beßre Welt gewährt,
Wo wir Gott heilig dienen.
Dann, wann mein Auge nicht mehr weint,
Und mein Erlöſungstag erſcheint,
Dann werd ichs froh einzufinden.

Im Dunkeln ſeh ich hier mein Heil;
Dort ſeh ichs klar und heiter.
Hier iſt die Schwachheit noch mein Theil,
Dort hebt mein Geiſt ſich weiter.
Hier iſt mein Werth mir noch verhüllt,
Dort wird er ſichtbar, wenn dein Bild,
Mich, Gott, vollkommen ſchmücket.

Bey meinem Eintritte in die Welt, da ich anfieng meiner bewußt zu werden, hatte alles

Sichtbare für mich einen ungemeinen Reiz, ich prieß diejenigen glücklich, die öffentliche Aemter bekleideten, die Ruhe erlangten, die ſo viel Vermögen beſäſſen, daß ſie ihre ſinnlichen Vergnügungen vervielfältigen könnten. Ich arbeitete und ſtrebte darnach, um dieſes Glück zu erlangen, erlangte es, und fand, daß es bey weitem den Werth nicht habe, den es für uns in der Entfernung hat.

Die ſichtbaren Dinge vermögen nicht den Geiſt zu ſättigen, und ihm Beruhigung zu ſchenken. Es kommt dabey alles auf uns ſelbſt, und die Beſchaffenheit unſers Gemüths an, ſo wie es bey dem frölichen Genuſſe einer Mahlzeit nicht darauf ankommt, wie viel oder wie wenig aufgetragen ſey, ſondern ob die Gäſte geſund oder ungeſund, heiter oder misvergnügt ſind. Der Siz unſerer Glückſeligkeit iſt eigentlich in uns ſelbſt. Wenn unſer Gemüthe ruhig und für die Freude empfänglich iſt, ſo befinden wir uns in jeder Lage wohl, und können glücklich ſeyn, wenn uns auch eine Menge Dinge fehlen, die andere zu ihrem Glück für nöthig halten. Und wenn das Gemüth unruhig iſt, und für die Freude keine Empfänglichkeit hat, ſo kann man die ganze Welt beſitzen, und doch ſehr unglücklich ſeyn, ſo wie Jeſus ſagt: Was hülfe dem Menſchen, wenn er die ganze Welt gewönne, und nähme Schaden an ſeiner Seele.

Ich habe von meiner Jugend an erfahren, daß man ſein Glück am ſicherſten finde, wenn man nach der Anweiſung lebt, die uns Jeſus durch ſeine Lehre gegeben hat, und man ſeiner Zufriedenheit allemal ſchade, wenn man derſelben entgegen handelt. Ich habe ſehr oft durch meine Leidenſchaften mich dahinreiſſen laſſen, das zu thun, was das Gewiſſen, wenn es durch Leidenſchaften nicht beſtürmt wird, misbilligt, und die Folge davon war bittre Reue, oft auch traurige Zerrüttung meines äuſſerlichen Zuſtandes. Aber nicht ein einzigesmal hat es mich gereut, wenn ich mich ſelbſt beherrſchte und meinen Leidenſchaften ihre ungeſtümmen Forderungen verſagte. Ich erlangte durch Selbſtbeherrſchung allezeit die verheißne Ruhe der Seelen.

Ich habe viele Widerwärtigkeiten ausgeſtanden, und bin ſehr unglücklich geweſen, ſo lange ich über dieſelben murrte und unwillig war. Ich weis aber auch, daß ich unter den größten Verfolfolgungen, und Verleumdungen, bey den trübſten Ausſichten in die Zukunft, frölich geweſen bin, ſobald ich mich ſelbſt und meinen Unwillen beſiegt, und mein Schickſal, nach Jeſu Anweiſung, als ein wohlgemeyntes Verhängniß des weiſen und guten Gottes angenommen habe.

Auf meines Lebens Wege habe ich eine Menge Vergnügungen gefunden und genoſſen, die ſind nun alle dahin, und haben nichts zurückgelaſſen, als das Andenken an dieſelben. Gott hat es mir aber auch gelingen laſſen, daß ich hier und da etwas Gutes ſtiften konnte, und etwas dazu beytragen, daß hier und da ein Menſch zufriedner lebte. Und dieſes Bewußtſeyn macht mir noch izt Freude, und ich bin durch mancherley Erfahrungen überzeugt worden, daß die vielfältigen Ermahnungen Jeſu zur Menſchenliebe, zur Theilnehmung an anderer Schickſal, die Beförderung unſerer eignen Freuden zur Abſicht haben.

Auch habe ich es erfahren, daß das, von Jeſu ſo oft empfohlne, Gebet ein ſehr kräftiges, wirkſames Mittel zur Veredelung der menſchlichen Seele ſey. So oft das Andenken an den guten, uns alle liebenden, Vater recht lebendig in meiner Seele geworden iſt, und ich ihm meine Wünſche und Neigungen vorgetragen habe, ſo oft habe ich auch erfahren, daß ich mehr zum Guten bin geſtimmt worden, und alles aus richtigerm Geſichtspunkte, als gewöhnlich, geſehen habe. Ich habe nie ſo anſchaulich mir die Verbindung des gegenwärtigen Lebens mit der Ewigkeit vorſtellen, nie die Freuden und Leiden dieſer Erde ſo nach ihrem Werthe ſchäzen können als im Gebete. Ich bin dadurch in trüben Stunden aufgeheitert und zu Wirkung des Guten geneigt und geſtärket worden, ſo daß ich gewiß weiß, daß das Gebet das Mittel ſey, dem Menſchen Aufklärung, Kraft und Heiterkeit zu verſchaffen.

Und da ich nun hoffe, daß ihr mir glaubt, daß ich das alles erfahren, und daß ich das richtig beobachtet habe, ſo hoffe ich auch, daß es auf euch Eindruck machen werde, wenn ich euch bitte, euere Zufriedenheit auf keinem andern Wege zu ſuchen, als auf dem, den uns die Lehre Jeſu gezeigt hat.

So lange ihr ſie auſſer euch, in dem Beſize und Genuſſe des Sichtbaren, ſucht, werdet ihr ſie nie finden. Sie wird euch aber gewiß zu Theil werden, ſo bald ihr anfangt, ſie in euch ſelbſt, durch Beherrſchung eurer Leidenſchaften, und Unterhaltung wohlthätiger, guter Neigungen zu ſuchen. Und nie wird es euch ganz an Heiterkeit fehlen, wenn ihr eure Gedanken auf Gott, den guten, weiſen und allmächtigen Regierer eurer Schickſale richtet.

Gemeine.

O Gott, wie wohl iſt meiner Seele,
Wenn ihr dein Friede nicht gebricht!
Ob dann auch äuſſres Glück ihr fehle,
So fehlt mir wahre Ruh doch nicht;
Und die iſt mehr, als alles, werth,
Was ſonſt die Welt für Glück erklärt.

Die vorzüglichſte und beruhigendſte Erfahrung, die ich gemacht habe, iſt dieſe, daß die gute und weiſe Vorſehung Gottes der Menſchen Schickſale lenke, und ſie immer auf die Wege leite, die für ſie die beſten ſind. Es ſind mir oft meine heiſeſten Wünſche, von denen ich glaubte, daß ihre Erfüllung zu meinem Glück unentbehrlich ſey, vereitelt worden, und in der Folge habe ich immer erfahren, daß die Erfüllung derſelben mein Unglück würde geweſen ſeyn. Es haben mich oft groſſe Widerwärtigkeiten getroffen, es ſind aber auch allezeit Mittel bereitet geweſen, durch die ich mich beruhigen und retten konnte, und hernach habe ich eingeſehen, daß die größten Widerwärtigkeiten Wege zu meinem Heile waren. Der Tod der beſten Freunde, die, meiner Meynung nach, meine Stüzen ſeyn ſollten, ſezte mich in die Nothwendigkeit, meine eigne Kräfte zu brauchen. Eine vierjährige Entfernung von den Geſellſchaften, wo ich ſonſt Zerſtreuung und Vergnügung ſuchte, ſchafte mir hinlängliche Muſe, über mich ſelbſt und meine Beſtimmung nachzudenken, und mir mancherley Grundſäze zu ſammlen, die mir noch izo ſehr nüzlich ſind. Eine gefährliche Krankheit, die mich bis zum Rande des Grabes führte, hat mich mit dem Tode bekannt gemacht, ſo, daß er izo mir weit weniger fürchterlich iſt. Die Verleumdungen, die ich bisweilen dulden mußte, haben mir dazu gedient, mich aufmerkſamer auf meine Worte und meine Handlungen zu machen, haben die Aufmerkſamkeit anderer Menſchen auf mich gerichtet, und ſie haben mich lieb gewonnen, wenn ſie das Gegentheil an mir gefunden haben, ſo, daß ich bekennen muß, daß meine Feinde oft weit thätiger, als meine Freunde, mein Glück befördert haben.

Seht, das ſind die vorzüglichſten Erfahrungen, die ich auf dem Wege meines Lebens gemacht habe.

O welche Beruhigung für mich, wenn ſie auf euch Eindruck machten! Welche Beruhigung, wenn ich dadurch bey einem oder dem andern mehr Eifer im Guten, mehr herzliches, kindliches Zutrauen zu Gott erwecken könnte! Ja, meine Lieben, es iſt ganz gewiß, es lebt ein Gott, der ſeine Meuſchen liebt, und ſie immer ſo leitet, wie es ihnen am beſten iſt. Seine Wege ſind nicht unſre Wege, ſeine Gedanken ſind nicht unſere Gedanken. Er läßt uns oft nicht dahin kommen, wohin unſre Wünſche ſtreben, er führt uns oft auf rauhe und ungebähnte Wege; wenn wir aber nur uns immer nach ſeinem Willen halten, ſo erfahren wir gewiß in der Folge, daß er uns gut geleitet habe. Seht, der Weg unſers Lebens iſt nicht immer mit Roſen beſtreut, er führt oft durch ſandige Einöden, wo uns Erquickung gebricht, oft geht er über ſteile Felſen, die wir zu erſteigen, nicht Kräfte genug fühlen. Ihr werdet dieß allzumal erfahren; o dann ſtärkt euch durch das Vertrauen zu Gott. Haltet euch ſtets rechtſchaffen gegen jedermann, braucht nie niederträchtige Mittel zu eurer Rettung, thut immer das, was ihr, nach eurem Gewiſſen, für recht haltet, dann könnt ihr auch mit Zuverläſigkeit erwarten, daß der allzeit gute und weiſe Gott an eurer Wohlfahrt arbeite, daß die dunkle Zukunft ſich aufklären wird, und daß einſt die Stunde kommen wird, wo ihr ihm für ſeine Güte werdet danken können.

Gemeine.

Auf Gott und nicht auf meinen Rath
Will ich mein Glücke bauen,
Und dem, der mich erſchaffen hat,
Mit ganzer Seele trauen.
Er, der die Welt
Allmächtig hält,
Wird mich in meinen Tagen
Als Gott und Vater tragen.

Ich gehe nun von hier, meine Lieben, zwey Theile meines Lebens ſind geendigt, und ich trete nun den dritten, und, aller Wahrſcheinlichkeit nach, den lezten Theil deſſelben an. Hier werde ich die Folgen von allem meinem vorhergehenden Thun und Handeln erfahren. Wäre ich unredlich geweſen, hätte ich mit böſen Thaten mein Gewiſſen belaſtet, ſo würden Reue und Vorwürfe mich verfolgen und mitten im Schooſe der Ruhe mich beunruhigen. Bin ich aber rechtſchaffen geweſen, habe ich mit Vorſaz niemanden gekränkt, habe ich meine Pflichten, ſo viel meine Kräfte erlaubten, erfüllt, habe ich hier und da etwas Gutes gewirkt, ſo wird auch der Segen meines guten Gottes mich begleiten. Das Gefühl meiner Redlichkeit wird mir Kraft geben bey den vielen Arbeiten, die meiner warten, es wird meine Begleiterin ſeyn, wenn ich durch die ſtillen ländlichen Fluren wandele, es wird alle meine Sinne den Freuden der Natur und der Geſellſchaft öfnen, und jeden Abend mir einen ſanften Schlummer zuführen. Durch daſſelbe geſtärkt werde ich ruhig das graue Alter und ſeinen Gefährden, den Tod, heranwandeln ſehen.

Guten Zöglinge! Dieſe Lehren, dieſe theuren unſchäzbaren Lehren, von deren Befolgung ich mir ein ſo groſſes Glück verſpreche, habe ich euch alle erklärt, vorgetragen und ans Herz gelegt. Des ſeyd ihr Zeugen. Sie waren der Inhalt meiner Morgenandachten, meiner öffentlichen Gottesverehrungen, und meiner Geſpräche, die ich mit euch in den Lehrſtunden hielt. O laßt mich die Hofnung mitnehmen, daß ich nicht vergeblich geredet und gelehrt und gearbeitet habe. Laßt mich die Hofnung mitnehmen, daß ihr ſie befolgen, und zum Leitfaden auf eurem Lebenswege brauchen wollt. Es wird eine ausnehmend groſſe Freude für mich ſeyn, wenn ich von euch höre, daß ihr durch dieſelben euer Glück gefunden, durch dieſelben zu eifrigen Verehrern Gottes und zu thätigen Beförderern der menſchlichen Glückſeligkeit gemacht worden, und durch ſie eurer Seele Beruhigung geſchaft habt. Und meine Freude iſt unausſprechlich, wenn ich mir vorſtelle, daß ich euch zuſammen einſt vor dem Stuhle des vergeltenden Gottes wieder finden werde, ſo wie ich euch izo verlaſſe.

Chor.

Dann ruft, o möchte Gott es geben!
Dir auch ſo mancher Selger zu:
Heil ſey dir! denn du haſt mein Leben,

Die Seele mir gerettet, du!
O Gott, wie muß das Glück erfreun:
Der Retter einer Seele ſeyn!

So verlaſſe ich denn das mir ſo liebe Erziehungsinſtitut, die mir ſo liebe Stadt Deſſau. Mein Herz iſt voll Dank für alles Gute, das ich hier genoſſen habe, und voll Vertrauen zu den weiſen Führungen meines Gottes für die Zukunft. Erlaubt mir daß ich meine Empfindungen öffentlich ausdrücken darf.

(Hier ſteht die Verſammlung auf.)

Mein Vater! Dank ſey dir für alle Proben deiner gnädigen Vorſehung, die du mir mein Lebenlang gegeben, die du mir auch während meines hieſigen Aufenthalts gegeben haſt. Du haſt mir Geſundheit und Kraft verliehen, mein Amt zu führen, haſt mich für Mangel und Sorgen bewahrt, haſt mich in der Verſuchung geſtärkt, und mir Gelegenheit geſchenkt, viel Gutes zu lernen, und manches Gute zu ſtiften. Dank, Dank ſey dir!

Gemeine.

Dank ſey dir!

Laß dir auch ferner die Wohlfahrt unſers Erziehungsinſtituts empfohlen ſeyn! Erhalte ihm ferner den gnädigen Schuz, und die huldreichen Geſinnungen des geliebten Landesvaters, und der geliebten Landesmutter! Segne alle Arbeiten meiner bisherigen lieben Amtsgehülfen! Erhalte unſern lieben Zöglingen ſtets Neigung und Eifer, ſich zu vervollkommnen, damit bis in die ſpäteſten Jahre dieſe Anſtalt eine Pflanzſchule der Tugend und Menſchenliebe ſey, aus welcher ſich Licht und Heil über unſer Vaterland verbreite. Erhör es Gott!

Gemeine.

Erhör es Gott!

Sey auch mit mir, mein Gott, wie du ſeit meiner Kindheit mit mir geweſen biſt! Laß mir in der kurzen Zeit, die ich auf dieſem Planeten noch leben werde, es nie mangeln, bey Arbeit an Kraft, in trüben Stunden an Troſte, in Verſuchungen an Beyſtande, damit ich durch dich geſtärkt noch recht viel Gutes wirken, und einſt mit freudigem Herzen in deine Arme fallen möge. Amen! Amen!

Chor.

Amen! Amen!

Gemeine.

Amen! Amen!

Dank dem würdigſten Fürſten und der würdigſten Fürſtin für alle mir erzeigte Gnade! Herzlichen Dank auch für alle Liebe und Gefälligkeit, die ich hier genoſſen habe! Dank allen meinen Deſſauiſchen Freunden, für die Proben von Freundſchaft und Gefälligkeit, die ſie mir als einem Fremdlinge erwieſen haben! Herzlichen Dank allen meinen lieben Amtsgehülfen, für das Zutrauen, das ſie gegen mich bewieſen, für die Proben der Freundſchaft, die ſie mir gegeben, und für die Treue und den Fleiß, mit welchem ſie für den Unterricht meiner Kinder geſorgt haben! Dank auch euch, lieben Zöglinge, für die Liebe, Folgſamkeit und Gefälligkeit, die ihr gegen mich bewieſen habt, ſo daß ich euch nachrühmen kann, daß mich auch kein einziger vorſezlich gekränkt habe. So lange dies Herz ſchlägt, wird Deſſau und das mir liebe Erziehungsinſtitut in demſelben ſtehen. So lange ich lebe, werde ich bereit ſeyn, die empfangnen Gefälligkeiten zu erwiedern! Und da ich dies izo nicht kann, ſo will ich euch unterdeſſen meinen Segen hinterlaſſen, es iſt Segen eines redlichen Mannes, der nicht ohne Wirkung ſeyn wird. Segen Gottes, über den geliebteſten Deſſauiſchen Landesvater, über die geliebteſte Deſſauiſche Landesmutter, und über das ganze fürſtliche Haus! Segen Gottes über die ganze liebe, mir unvergeßliche, Stadt Deſſau! Segen Gottes über euch, meine lieben Amtsgehülfen! Segen Gottes über euch, lieben Zöglinge! Der allbarmherzige Gott leite uns auf dieſes Lebens Wege alle ſo, daß wir uns nicht verirren, unſerm hohen Ziele immer näher kommen, und einſt vor dem Stuhle des vergeltenden Gottes einander wieder umarmen mögen, ſo wie ich euch izo umarme.

(Hier erfolgte eine Umarmung von Lehrern und Zöglingen.)

Chor.

Auf des Lebens dunkelm Wege
Leite uns, o Gott, dein Licht!
Bis nach überſtandner Mühe,
Bis nach ausgeweinten Thränen
Uns vereint die beßre Welt.